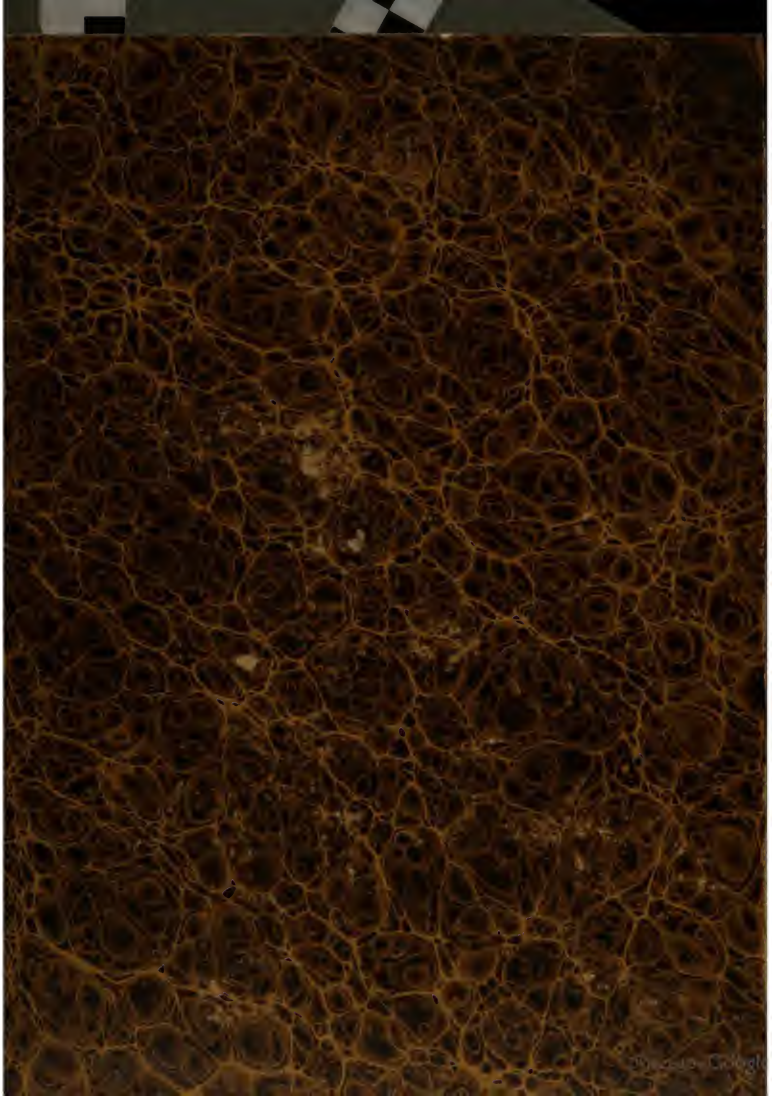


4 Eph. pol. 17 m-3

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

F. lat. VI. E

Digitized by Google

<36620188660010 S

<36620188660010

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Herausgegeben

von

Heinrich Zschokke,

Ober-Forst- und Berg-Inspektor des eidgenössischen Kantons Aargau, Mitglied der königlichen Societät der Wissenschaften und Künste zu Frankfurt an der Oder, der naturforschenden Gesellschaft zu Zürich ausserordentlichem und der wetterauischen Gesellschaft für gesammte Naturkunde Ehrenmitgliede.

Dritter Jahrgang, 1809.

Mit Kupfern und Beilagen.

Aarau
im Verlage bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

4 Eph. pol 17 m-3

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Inhalt

des dritten Jahrgangs der Miszellen für die neueste Weltkunde.

(Die Zahl bedeutet Seite. — V. Varietäten.)

1.

Historische Aufsätze, Anekdoten u. s. w.

Der Adler als Emblem. 264 V.
Wie ein französischer Schriftsteller die Ansprüche der Beherrscher Frankreichs auf alle occidentalische Länder beweist. 324 V.
Antonelle, Maire von Arles. 32.
Die Ausserordentlichen. 71.
Zahl der Bankerote Ende Jahrs 1808 in London, Paris, Wien und Triest. 48 V.
Die weissagende Bildsäule. 63.
Karakteristik der Britten im Jahre 1603 von einer Meisterhand. 88.
Als der Feldherr Bonaparte Virgils Vaterort zu schonen befahl. Aus dem Spanischen des Dichters Cienfuegos. 307.
Christoph Colombo's Geburtsart. 100.
Trajans Brücke und Marsch über die Donau. 239.
Der Eroberer von China. 47.
Die alten Franzosen im Kriege. 415.
Notizen zur Geschichte des französisch-österreichischen Feldzugs vom J. 1809. 345, 405.
Militärische Züge der Franzosen aus den letzten Kriegen. 361, 367, 371, 379, 403.
Karakteristik des Königs Friedrichs VI von Dänemark. 168 V. 388.
Orientalische Gerechtigkeitspflege. 311.
Ein merkwürdiges altes Gesetz. 112.
Warnung für Geschichtschreiber. 224.
Karakteristik des entthronten Königs Gustav Adolfs II von Schweden. 168 V.
Das Jahr 1709 und 1809. 1.
Schicksal eines von den spanischen Insurgenten gefangenen Offiziers vom Regiment Castellar. 177.
Einige Szenen aus dem Feldzuge der Franzosen gegen die spanische Insurrektion in Katalonien. 197.
Einige Anekdoten zur Geschichte des Insurrektionskrieges in Spanien. Aus einem Briefe v. d. span. Grenze. 63.
Einige Anekdoten vom König Joachim in Neapel. 9.
Die Jugend der Grossen. 223.
Katharina II, Kaiserin von Rußland. Vom Prinzen de Ligne geschildert. 150, 153.
Kriegsgebete. 97.
Der Herzog von Lausan. Eine Anekdote. 136.
Seltsame Lobrede auf einen König. 231.
Karakteristik des Königs Ludwig von Hetrurien. 147 V.
Der Prado zu Madrid. 396 V.
Die Einnahme Madrids durch die Franzosen. 12 V.
Die Maraboute, oder muhamedanischen Heiligen. 203.
Marie Karoline, Königin von Neapel, ihre Karakteristik. 147 V.
Eine Anekdote, Mungo Park betreffend. 128.
Anekdote aus den schönern Tagen Norddeutschlands. 97.
Der Krieg Oesterreichs gegen Frankreich und den rheinischen Bund, im Jahre 1809. Ein historischer Ueberblick. 373, 377, 382, 385, 389, 395.
Der Gang zu Pfeffels Grabe. 182.
Die brennende Pfeife der Schwanows. 311.
Parallele zwischen Pius VI und Pius VII. 147 V.
Portugall im Jahre 1540. 56 V.
Rede gehalten im Staatsrath des chinesischen Kaisers Kien-Long von dem Mandarin Sun-ta-Dschin. 145, 150.
Ein früher Gedanke, Frankreich zu republikanisiren. 23.
Salzburgs und Berchtoldsgadens Ruin. 214.
Ein Paar Anekdoten aus Mahers Reise nach Salzburg. 323.
Schillers Lied an die Freude; lateinische Uebersetzung von Fällstaller. 397.
Schmähschriften. 223.
Seltsamkeiten. 224.
Ein Seufzer des großen Suiy. 75.
Tatarische Staatsmaxime. 221.
Der heilige Teitmach. 92.
Zur Geschichte des Tiroler Aufruhrs. 405, 410, 413.
Todesstrafen. Eine Anekdote. 108.
Wörtliche Uebersetzung einer im Todtenbuche des Klosters S. Onofrio befindlichen Nachricht, das Leben und Ende des Torquato Tasso betreffend. 125.
Das Schloß Ungarisch-Altenburg. 314.
Zur Geschichte des goldenen Vliesordens. 400 V.
Eine Welteroberung aus Nothwehr. 120.
Zeitverirrung in Berlin. 60 V.

2.

Statistische Nachrichten.

Gemälde von Aschaffenburg. 21, 26.
Die Bergamasker Hirten in den Alpen. 84 V.

Digitized by Google

Bevölkerung der dänischen Monarchie. 368 B.
Bestand der Armeen, Marine, Ordensglieder u. s. w. von Frankreich. 132 B.
Population des französischen Reichs. 204 B.
Blick auf den gegenwärtigen Zustand der Industrie und des Handels in Frankreich. 310.
Statistische Notizen über Fulda. 168 B.
Bergbau in Graubünden. 124 B.
Das Großherzogthum Hessen. Ein statistisch-topographisches Gemälde. 111, 114.
Hollands Landmacht, Marine und Population. 75 B.
Landbau des Königreichs Italien. 296 B.
Größe und Population von Liefland und Ehstland. 131.
Neuspaniens Bevölkerung. 264 B.
Nordamerika's Handel mit Indien und China. 280 B.
Portugalls Größe, Population, Revenüen im J. 1805. 80 B.
Rußlands Größe, Einkünfte, Bevölkerung. 368 B.
Population vom Königreich Sachsen im Jahr 1807. 84 B.
Ueber den Geneinge Wasendet, oder die Finanzen des türkischen Reichs. 393, 399.
Des Großherzogthums Warschau Population. 84 B.
Population des Königreichs Würtemberg. 204 B.

3.

Biographien.

Augereau, Herzog von Castiglione. 218.
Don Felix d'Azara. 235.
Der nordamerikanische Dichter Joel Barlow. 90.
Bessieres, Herzog von Istrien. 119.
Cambaceres, Herzog von Parma. 113.
Caulaincourt, Herzog von Vicenza. 127.
Dalagrac, Nekrolog. 400 B.
Duroc, Herzog vom Friaul. 127.
J. A. Eberhard, Nekrolog. 128 B.
Philipp Emanuel Fellenberg. 349.
Fourcroy, Nekrolog. 416 B.
General Horatio Gates. 103.
Kellermann, Herzog von Valmy. 119.
Lannes, Herzog von Montebello. 122, 228 B.
Aus Lavive's Leben. 61, 65.
Der General Lafalle. 257.
Kupferstecher M. P. Laurent, Nekrolog. 240 B.
Lebrun, Herzog von Piacenza. 114.
Der Marschall Macdonald. 234.
Marmont, Herzog von Ragusa. 126.
Massena, Herzog von Rivoli. 122.
Moncey, Herzog von Conegliano. 123.
Johannes Müller. 333.
Marschall Oudinot. 255.
Admiral Hyde Parker. 185.
Heinrich Pestalozzi. 342.
Konrad Amadeus Pfeffel. 189.
Der Graf Ignaz Potocki, ehemaliger Großmarschall von Littauen. 317.
Savary, Herzog von Rovigo. 127.
Ferdinand von Schill. 18, 75 B.
Jean Senuebier, Nekrolog. 256 B.
Die Dichterin Charlotte Smith. 54.
Freiherr von Stein, Minister. 75 B.
G. S. Steinbart, Nekrolog. 128 B.
Ueber die Wunderlichkeit im Karakter des Feldmarschalls Suworow. 235, 331.
Der Maler Vien. 120 B.
Der Marquis von Wellesley. 305.

4.

Zur Kulturgeschichte der Völker.

Die Amerikaner (Fragment aus der ungedruckten Korrespondenz eines Franzosen, der in den Jahren 1795—1803 in Amerika lebte). 102, 107.
Apotheosirung Napoleons von italienischen Dichtern. 328 B.
Zur Sittengeschichte der heutigen Araber. 235.
Seltsame Tendenz von Barente's Schrift Tableau de la litt. française. 88 B.
Berlin im Jänner 1809. 17.
— — im Februar. 57.
— — im März. 89.
— — im April. 129.
— — im Mai. 176 B.
Miszellen aus Berlin im Juni. 201.
— — — im Juli. 238.
— — — im August. 265.
— — — im September. 297.
— — — im Oktober. 337.
— — — im November. 369.
— — — im Dezember. 401.
Stellen aus des Landammanns d'Affry Rede an die Eidsgenossen, im J. 1808. 187 B.
Sonderbare Gebräuche einiger Völker bei der Erbfolge. 96.
Etwas zur Geschichte des Freimaurerordens. 67.
Frankreichs Zeitgeist im Leben u. s. w. Noten dazu von einem Ungenannten. 99.
Verbote von Jungs Theorie der Geisterkunde. 36 B.
Die ersten Herzoge des französischen Reichs. 104 B. 113.
Die Heimathlosen. Eine Doppelansicht. 301.
Ueber den jetzigen Zustand der Juden in den kultiviertesten Ländern Europens. 214, 217.
Kassel im Jahr 1808. 168 B.
Die Kosaken. 242, 248.
Gebräuche der Landesen in Frankreich. 352.
Gemälde von Liefs- und Ehstland. 130, 135, 138, 142.
Gemälde vom heutigen Lissabon. 266, 271.
Die neapolitanischen Mönchsorden. 314.
Die Moraiten. 15, 18.
Das gegenwärtige Loos der Negersklaven in den westindischen Kolonien. 140.
Odessa. 219, 221.
Blick in das Innere Paraguays, nach Don Felix d'Azara. 274.
Paris im März 1809. 105.
— im April. 117, 138.
Ueber den gegenwärtigen Stand der Preßfreiheit. 53, 58.

Digitized by Google

Tendenz einiger proteſtantiſchen Schriftſteller in Deutſchland zu den Formen des Katholizismus. 232 B.
Mitzellen aus Rom. 3 B.
Novellen aus Rom. 26.
Rom im Februar 1509. 85.
Mitzellen aus Rom im Juli. 241.
— — — im Dezember. 410.
Die Feſte des vierzehnten, fünfzehnten und ſechzehnten Auguſs in Rom. 281.
Skizzirte Bemerkungen über den Karakter der Ruſſen. 353, 358, 363.
Der Spanier aus verſchiedenen Geſichtspunkten. 278.
Der däniſche Schwärmer Hans Nielſen Haugen. 8 B.
Mitzellen aus der Schweiz. 156 B.
Zur Bezeichnung der öffentlichen Stimmung in Deutſchland im Anfange des Jahrs 1809. 109.
Strafarten im Königreich Holland. 84 B.
Zuſtand der Verbannten in Sibirien. 272 B.
Die Wahabi's. 16 B.
Wunder der heiligen Jungfrau von Montenero in Livorno. 60 B.

5.

Politiſche Darſtellungen.

Großbrittanniens Nationalreichthum unabhängig vom Handel. Eine Doppelanſicht. 249, 253, 258, 261.
Die Auflöſung des Kirchenſtaats. 203.
Luzerns und des Abts von St. Urban Streitſachen. 28 B.
Reflexionen über Schwedens politiſche Stellung und gegenwärtigen Krieg. 33, 38, 41.
Wichtiger Nachtrag zu den Reflexionen über Schwedens politiſche Stellung und gegenwärtigen Krieg. 144.
Ueberſicht der ſchwediſchen Thronrevolutionen ſeit dem eilften Jahrhundert. 224 B.
Gemälde der Ereigniſſe in Spanien, welche die Revolution dieſes Landes und die Auflöſung der Bourboniſchen Dynaſtie nach ſich zogen. 69, 74, 78, 82.
Ueber die Verbindungen der Engländer mit Tibet. 174, 179, 181, 186, 191, 195.

6.

Oeffentliche Anſtalten.

Frankreichs Adel und Orden. 132 B.
Die joniſche Akademie in Corfu. 8 B.
Diels Baumſchule für Stein- und Kernobſt zu Diez. 164 B.
Balthaſard Bibliothek in Luzern. 72 B.
Die Brera in Mailand. 25.
Reform des Elementarunterrichts in Preußen durch Hrn. Zeller. 408 B.
Neueranſtaltete Entdeckungsreiſe durch Sibirien. 212.
Der franzöſiſche Erbadel nach Napoleons Stiftung. 162.
Nachrichten von Fellenbergs Inſtitut zu Hofwyl. 100 B. 124 B.
Fortgeſetzte Nachrichten zur Geſchichte der Fellenbergiſchen Anſtalten zu Hofwyl. 246.
Zuſtand des Forſtweſens in der Schweiz. 44 B.
Kanalarbeiten zur Verbindung der Elbe und Weſer. 45 B.
Verſchönerungen Mailands. 20 B.
Das Spital zu Neapel. 24 B.
Italieniſches Pantheon in Mailand. 236 B.
Verſchönerungen von Paris. 160 B.
Nachrichten von Peſtalozzi's Inſtitut zu Yverdün. 100 B.
Wettkampf auf Schlittſchuhen. 52 B.
Schulweſen von Möhlhauſen. 52 B.
Singers Torfverkohlungen in Rom. 32 B.
Die wetterauiſche Geſellſchaft. 92 B.
Zenſurweſen in Bern. 112 B.
— — in Holland. 112 B.

7.

Reiſebeſchreibungen.

Ein Spatziergang in den Alpen der ſüdweſtlichen Schweiz, im Sommer 1809. 289, 294, 299.
Die borromäiſchen Inſeln. 329, 339.
Reiſe der engliſchen Geſandtſchaft von Gibraltar nach Tanger nach Fez, im Jahre 1801. 225, 230.
Ein Jahr in Spanien. 2, 5, 10, 35, 46, 50, 157, 163, 166, 170, 210.

8.

Naturhiſtoriſche Nachrichten.

Temporärer Verluſt des Bewußtſeins und der Empfindung. 236 B.
Das Einhorn unter den Buſchmanns. 240 B.
Verknöchertes Gehirn eines Ochſen. 368 B.
Schnelle Vermehrung der Haſen und Kaninchen. 340 B.
Molcrats Holzſäure. 8 B.
Ueber Großbrittanniens Klima. 108 B.
Der Komet von 1807 und 1808. 332 B.
Korkholz als Bedachungsmaterial. 312 B.
Eine Kröte im Entenei. 316 B.
Der Maſtodon und Mammuth. 8 B.
Meteorologiſche Beobachtungen über das Jahr 1808. 29.
Verheerung in Oſtpreußen durch die Noctua segetum. 332 B.
Gebrauch des Opiums bei den Türken. 280 B.
Opium aus Papaver somniferum altissimum. 304 B.
Abart der Pinus cembra. 36 B.
Das jetzt bekannte größte Stück roher Platina. 108 B.
Impfung der Schafe mit Menſchenpocken. 64 B.
Grenzlinie des ewigen Schnees in verſchiedenen Zonen. 108 B.
Einige Szenen aus der Verheerung durch Schneelauinen in der Schweiz, im Dez. 1808. 30.
Selbſtentzündung der Menſchen. 264 B.
Sammlung der Skelete merkwürdiger Seethiere in Mailand. 272 B.
Parmentiers Traubenſyrup. 106, 64 B.
Ueber das Gift der Pflanze Upas Tiauteh, womit die Javaner ihre Pfeile vergiften. 212 B.

Digitized by Google

Etwas über die Spuren unserer jüngstvernichteten Urwelt. Ein Wunsch an Geognosten. 293.
Die Verschiedenheit der Vulkane. 328 B.
Ueber die neuesten Ausleerungen des Vesuvs. 120 B. 144 B.
Dazu gehört noch die bei jedem Monat befindliche meteorologische Tabelle.

9.

Entdeckungen, Erfindungen.

Geschichte der Amianthspinnerei der Signora Perpenti. 98 B.
Entdeckungen amerikanischer Alterthümer. 165.
Mittel gegen die Congreve'sche Brandraketen. 412 B.
Kurze Uebersicht der von Dr. Gall gemachten Entdeckungen. 97.
J. G. Bühlers Glasmalerei. 36 B.
Neffs Entdeckung des Urstoffs der Kuhpocken an Schweizer-Kühen. 180 B. 192 B.
Palmaroli's Erfindung Mauergemälde abzulösen. 242. Auffindung vieler alten Münzen zu Fryburg in der Schweiz. 319 B. 380 B.
Das Opbir der Alten. 260 B.
Erfindung portativen Sauerkohls für Armeen. 344 B.
Ruinen einer großen unbekannten Stadt des Alterthums in Syrien. 64 B.
Ein schnell reisendes Schiff. 68 B.
Beschreibung der Grotte Zinzanusa, oder des alten Tempels der Minerva, unweit der Stadt Castro in Apulien. 193.

10.

Kunstnachrichten.

Aufstellung von Angelika's Büste im römischen Pantheon. 7.
Ausgegrabene Antiken bei Rom. 32 B.
Antiquitäten Lyons. 248 B.
Ausgrabungen bei Aquileja. 108 B.
Ausgrabungen in Pompeji. 204 B. 344 B.
Aufstellung in der Rotunda zu Rom. 175.
Neuestes aus Canova's Werkstatt. Rom im April. 121.
Freskogemälde im Thronsaal des königlichen Palastes zu Mailand, vom Ritter Andrea Appiani. 169.
Abführung der Gallerie Borghese von Rom. 283.
Die Gesangbildungslehre nach der Erfindung des Hrn. Pfeiffer zu Lenzburg. 285.
Plan des berühmten Kanals von Languedor. 152 B.
Kunstausstellung in Holland. 140 B.
— — — in Zürich. 176 B.
Monument der Schlacht von Lodi. 173 B.
Kupferstichdruck auf Porzellan. 52 B.
Tod des Historienmalers Scheffer in Holland. 384 B.
Gemäldeausstellung des Hrn. Schik in Rom. 13 B.
Darstellung vier merkwürdiger Gegenden der Simplonstraße von Kasp. Rahn. 67.
Der Historienmaler Schmid von Darmstadt in Neapel. 96.
Tuskulanische Alterthümer. 356.

Unwesentlichere Artikel, die Kunst betreffend, in den Varietäten zerstreut, sind hier nicht bemerkt.

11.

Literarische Nachrichten.

Almanachsliteratur der Deutschen für 1810. 383. 387. 391. 406.
Don Juan Andujar. 3.
Die altägyptische Sprache noch jetzt vorhanden. 244 B.
Barlows Epopöe, die Columbiade. 90.
Barts Entdeckungen für die Homerische Literatur. 160 B.
Clenfuegos. 270.
Ueber die französischen Dezennalpreise. 12 B.
Deutschlands neueste Literatur (Leipz. Ostermesse 1809). 34. 133
Zur Literargeschichte Englands im Jahre 1809. 164 B.
Tod einiger neuern englischen Schriftsteller. 284 B.
Ueber Fox's Geschichte des Hauses Stuart. 52 B.
Französischer Zeitgeist im Leben und in der Literatur. 81.
Dr. Galls Selbstvertheidigung gegen die Kommissäre des französischen Nationalinstituts. 86.
Wunsch eines deutschen Gelehrten über die gothische Sprachkunde, der aus Spanien zu beseitigen wäre. 77.
Journalistik von Holland. 296 B.
Ueber einige neuere Dichter Hollands. 244 B.
Blick auf die neuere italienische Literatur. 312 B.
Zustand der Universität Kasan. 292 B.
Loplat du Temple's literarische Pränumerationskreise. 72 B. 348 B. 408 B.
Ueber die Werke des Prinzen de Ligne. 136 B. 172 B.
Die Leipziger Michaelisbüchermesse. 332 B.
Belohnung von Mungo Parks Leben. 319 B.
Ein Rückblick auf die neueste Literatur der Nordamerikaner. 49.
Olympische Preise der ionischen Akademie zu Korfu. 304 B.
Preisfragen aus Wien wegen Surrogaten ausländischer Artikeln. 48 B.
Gekrönte Preisschrift über den französischen Leichtsinn. 316 B.
Schirin, ein persisches Gedicht nach morgenländischen Quellen. 321, 327.
Blick auf die neueste Schweizer-Literatur. 348 B.
Auffindung eines Manuskripts von Thomas d'Aquino. 352 B.
Proben der Volkssprache in der heutigen Vendee. 315.
Hauptmann Boitel in Madrid. 3.
Zinserlings bayerpolitische Ideen. 352 B.
Literatur in Zürich. 48 B.
Zoega's Tod 87. und Karakteristik 184 B.

Literarische Notizen von minder bleibendem Interesse finden sich in den Varietäten zerstreut.

12.

Luxus und Mode.

Critique de la mode des cheveux coupés. 372 B.
Die Mode à l'enfant. 124 B.
Wintertivoli in Paris. 372 B.

Theils in Briefen aus Berlin, Rom, Mailand, Madrid, Paris u. s. w. theils zerstreut in den Varietäten, finden sich mehrere in diese Rubrik gehörige Artikel.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 1. — den 4 Januar 1809.

Der einmal für dieses Journal festgesetzte und bekannte Plan wird fernerhin unabgeändert beibehalten, und in dasselbe nur das aufgenommen, was Bezug hat auf unsere Zeiten, auf Geschichte der Staatenverhältnisse, der Volkskultur, der merkwürdigern Zeitereignisse, des Handels, der Entdeckungen, Erfindungen, Naturbegebenheiten, des Luxus, der Moden, der Literatur, der Kunst, der öffentlichen Anstalten u. s. w.

Beiträge von nicht gewöhnlichen Mitarbeitern, wenn sie dem Plan und der Tendenz dieser Blätter entsprechen, werden angenommen und gut honoriert. Sie werden entweder an den Herausgeber, oder an die Verlagshandlung gesandt. Bedingung aber ists, daß die Nachrichten verbürgt werden. Verschweigung des Namens wird, sobald es verlangt ist, angelobt.

Alle Woche erscheinen von dieser Zeitschrift zwei halbe Bogen. Alle Vierteljahr kommt ein sauber gearbeiteter Kupferstich hinzu.

Wer Bekanntmachungen in das Intelligenzblatt, welches den Miszellen für die neueste Weltkunde beigefügt wird, einrücken will, zahlt für die Zeile 4 1/2 Kreuzer oder 1 sächs. Silbergroschen.

Kunst- und Buchhandlungen, welche in dieser Zeitschrift Beurtheilungen ihrer vorzüglichern Werke zu erhalten wünschen, haben dieselben postfrei einzusenden.

Das Jahr 1709 und 1809.

Unsere Ahnen, welche die Freude hatten, hundert Jahre früher als wir Schauspieler oder Zuschauer in dieser besten Welt zu seyn, bildeten sich, wie wir noch aus den Büchern sehen, die im Jahre 1709 gedruckt wurden, nichts Geringes auf das Außerordentliche und Gigantische ihres Zeitalters ein; thaten sich wenigstens auf ihre großen Männer und Helden, auf ihre großen Allongeperücken und Rockschöße, auf den abenteuerlichen Glückswechsel und Umschwung der Dinge, ungefähr eben so viel zu gut, als wir uns auf unser Zeitalter mit den vielen Tituskövfen und wenigen Titusherzen.

Gewiß dachten im J. 1709 die Zeitungsleser, so etwas lasse sich nicht sobald vergessen! Und doch irrten sie sich sehr. Wir lesen allenfalls noch mit vielem Vergnügen in einem Historienbuche, wie sich unsere Großpapa's einander recht heldenmüthig todtschlugen, weil es einem ihrer Könige gefiel, die Rolle des wahnsinnigen Alexanders von Mazedonien zu repetiren, und einem andern Könige, sich eine Erbschaft vom Nachbar zuzueignen, die von einem zweiten und dritten ebenfalls angesprochen ward. Oder unsere „elegante Welt" lacht etwa noch über das steife Kostüme der guten Großmütter in alten Oelgemälden, mit welchen wir unsere Kinderstuben tapezieren. Uebrigens macht man jetzt von den Thaten und Faten des Jahres 1709 wenig Aufhebens mehr, weil man ungleich größere Dinge erlebt zu haben meint.

Ich weiß aber nicht, ob es unsern großen Männern und großen Thaten um ein Haar besser gehen wird. Fast möcht' ichs bezweifeln. Denn wahrlich und leider, an Personen, die der große Haufe gemeinlich große Männer zu heißen pflegt, haben alle Jahrhunderte vollauf gehabt, mehr, als zu ihrer Glückseligkeit eben vonnöthen waren. Auch spielt wahrscheinlich die Zeit mit ihren Enochskindern nicht sobald dankerott. Man könnte darauf wetten, unsere Enkel nach einem Jahrhundert belächeln, umgeben vom Glanz ihrer Tage und Tagesheiden, sehr selbstgefällig unsere überspannte Meinung; so wie sich die schmipsischen Mädchen von 1909 über die Moden ihrer noch heut, als im Jahre

Digitized by Google

1809, auf Redouten und Bällen figurirenden Großmütterchen nicht wenig lustig machen werden.

Zwar wir haben im Jahre 1809 einen fürchterlichen Doppelkrieg, der von den blühenden hesperischen Garten bis zur Zone des ewigen Eises wüthet. Im Süden hadern Frankreich und England um die leeren Thronen von Spanien und Portugall; im Norden kämpfen in Finnlands Schneefeldern Schweden und Rußland. — Allein im J. 1709 war's fast daßelbe. Auch damals war Spanien ein großes Schlachtfeld. Frankreich und Oesterreich waren es, die, um den spanischen Thron nach König Karls II Tode, den langen Succeßionskrieg führten, nur mit dem Unterschiede, daß Frankreich damals minder glücklich war, wovon die berühmte Schlacht bei Malplaquet im J. 1709 zeugte, die den Muth des abgelebten Ludwigs XIV gar sehr beugte. Die beßten seiner Generale waren schon gefordert, und andere Nationen hatten die vorzüglichern Heerführer. — Eben so wüthete damals im Norden zwischen Schweden und Rußland der Krieg, wie jetzt. Die Schlacht von Pultawa im J. 1709 sah wohl einer Schlacht von Jena und Auſterlitz ähnlich.

Zwar haben wir im J. 1809 einen Napoleon, deßen Zauberschwerdt die politische Gestalt Europens verwandelt. Aber das Jahr 1709 hatte einen Peter den Großen, der eine Wildniß fand und daraus ein europäisches Reich schuf, der das Gotteslicht der Aufklärung und Gesittung den Barbaren des Nordens brachte und in den Rang der großen Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes trat.

Zwar haben wir Schlachten von Auſterlitz und Auerſtädt gesehen. Aber die Leute von 1709 sahen die Schlacht von Malplaquet und Pultawa; sie hatten den blutigen Tag bei Narva gesehen, wo ein kaum zwanzigjähriger General an der Spitze von 9000 Schweden nicht weniger als 100,000 Russen mitten unter ihren Verschanzungen schlug, eine ganze Armee vernichtete, und einen asiatischen Prinzen vom Fuße des Kaukasus als Gefangenen zu seinen Füßen liegen sah.

Wir wißen uns jetzt von einem Moreau und Maſſena, von einem Nelson, Erbherzog Karl und Blücher zu erzählen; aber die Leute, die 1709 in ihrem Lehnstuhl die Zeitung laßen, sprachen dagegen von ihrem Marlborough und Prinz Eugen, von ihrem Vendome und Villars.

Wahr iſts, unser Zeitalter ist an sonderbaren Erscheinungen reich. Alte Thronen fallen zusammen, neue werden gebauet. Die weiland mächtigen Bourbonen pilgern in der Welt zerstreut umher; das königliche Haus von Braganza flüchtete über das Weltmeer; die ehmaligen Monarchen Spaniens privatisiren auf französischen Landgütern; andern italienischen und deutschen Fürsten gings nicht beßer. — Allein das Sonderbare ist darum nicht immer selten. Ständen unsere Großväter von 1709 auf, sie würden sich darüber gar nicht verwundern. Sie würden sagen: „C'est tout comme chez nous; nichts Neues unter der Sonne. Zu unserer Zeit war Karl der Zwölfte der Held des Tages, dem nur ein solider Stützpunkt fehlte, um die alte Welt aus ihren Angeln zu heben. Hätte er, statt des armen, entlegenen, kleinen Schwedens, einen reichen, großen, in der Mitte Europens gelegenen Staat zu seiner Disposition gehabt, wir wetten, er hätte auſſer dem Kurfürsten von Sachsen auch andere Monarchen vom Throne geworfen, und auſſer dem Woiwoden von Posen Stanislaus Leszeinski, den er nach seinem Belieben zum König der Sarmaten erhob, manchen andern in den Königsrang versetzt. — Die Flucht des Prinzen von Brasilien nach Brasilien ist kaum halb so romantisch, als die Flucht des Königs Stanislaus aus Polen; oder die Reisen und Abentheuer Karls des Zwölften von Bender hinweg bis in sein Norderland. — Wie jetzt bei euch die französischen Kronprätendenten nach England flüchten, flüchteten zu unserer Zeit die englischen Kronprätendenten nach Frankreich. Wie jetzt ein König von Spanien in den Privatstand zurücktritt, that das zu unserer Zeit ein König von Sardinien." — So ungefähr würden unsere Großväter sprechen, wenn es ihnen der Mühe werth schiene, über so etwas noch ein Wort zu verlieren.

Was ist am Ende von unsern siebenzehnhundertneuner Großthaten, Schlachten, Helden, Fürstenabenteuern, Succeßionskriegen u. dgl. übrig geblieben? Nichts als der Segen Peters des Großen über sein großes Land, und die Blüten der Kunst und Wißenschaft, welche der eitle, schwache Ludwig XIV, der am beßen einen Gekrönten zu repräsentiren verstand, durch Gunst und Theilnahme hervorlockte. — Und ungefähr soviel mag wieder nach Verfluß eines Sekulums von unsern achtzehnhundertneuner Großthaten und Admirabilien vorhanden sein.

Der Utrechter und Rastadter Frieden brachte den Norden und Süden unserer Großväter zur Ruhe; auch bei uns wird alles endlich wieder den verlornen Schwerpunkt finden und ins Geleis der Ordnung zurückkehren. Dann wird man sich erst besinnen, und die Welt, wenn sie das Facit des langen Krieges überschaut, und was er Neues und Beßeres geschaffen, wird sich vermuthet fragen: „War das auch wohl das vielen Pulvers und Menschenblutes werth?" und die Welt wird über die Handlungen ihrer Könige und großen Leute ins Gericht treten.

Ich weiß freilich nicht, ob dieses Blatt die Ehre haben wird, einem meiner Enkel im J. 1909 in die Hände zu fallen. Sollte es aber geschehen, so wird' ich ihn bitten, sich von den wunderherrlichen Dingen seiner Zeit nicht zuviel zu versprechen. Hat er das Glück, in seinen Tagen einen de l'Epée zu haben, der sich der Taubstummen erbarmt; einen Jenner, der die Blatternpeſt aus der Welt bannt; einen Peſtalozzi, der die Kinder des Volks einfach und vernünftig bilden lehrt; einen Rumford, der Hungrigen wohlfeil, nahrhafte Koſt gibt, und dergleichen Männer, die ohne Teufelskünſte Engel sind, Männer, die darum apotheoſirt sind, weil sie sich dem Heil der Welt aufopfern: so will ich sein zwanzigstes Jahrhundert noch nicht für das schlechteſte halten, und gebe ihm alle übrige Herrlichkeiten als Zugabe in den Kauf.

Ich würde ferner zu ihm sprechen: „Denk- und Gewißensfreiheit werden in unsern Tagen freilich so wenig geraubt, als Hexen verbrannt, und zwar aus dem vernünftigen Grunde, weil man endlich nach mehrhundertjährigen Experimenten sich überzeugt hat, es gebe keine Hexen, und man könne keiner Seele das Denken verbieten. Aber Sprach- und Preßfreiheit wird heutiges Tages noch sehr sorgfältig von den Großen beschränkt, weil man sie für die Völker als ein Gift anſieht. Inzwischen hat sich England bei diesem Gifte schon seit einem Jahrhundert so wohl befunden, daß es durch seine solide Macht, seinen Reichthum und Glanz die Bewunderung aller Nationen ist. Ich wünsche die Glück, wenn man im J. 1909 über die Gefahren dieses Giftes durch mancherlei Experimente gründlich belehrt sein wird."

„Endlich, mein liebster Enkel, wünsche ich deinem Zeitalter wenig große Schlachten, wenig berühmte Krieger; statt dessen tugendhafte Fürsten, die ihr Land bereichern, Finanzministers,

Digitized by Google

die die Kunst verstehen, Abgaben zu mindern, Gesetzgeber, denen bürgerliche Freiheit heilig ist.“

„Man sagt, seit Berthold Schwarz das Schießpulver erfunden, seien die Kriege menschlicher geworden. Vermuthlich waren sie vordem viehisch. Aber ich gestehe es dir aufrichtig, die Menschlichkeit unserer Schlachten ist noch abscheulich. Ich wünschte daher, unsere Kriege würden himmlischer. Wir haben unter unsern Zeitgenossen im J. 1809 einen Ubrmacher Degen in Wien, der vielleicht soviel Witz hat, als der Mönch Schwarz. Wenigstens ist er der erste Mensch, der nach Belieben und Willkühr in der Luft hin- und hergefogen ist. Durch die Kunst zu fliegen, die er den Sterblichen erfunden, macht er die Menschen zu Kunstfliegen, und den Krieg vielleicht himmlisch. Dann sollen die Festungen auf Erden zusammen; man erlebt keinen Mordbrand von Unterwalden, keine Greuel von Lübeck, keine Belagerung von Mantua und Danzig mehr; auch werden in der Luft keine Saaten zertreten. Hat im Jahre 1809 der Krieg aufgehört, menschlich zu sein, so wünsche ich dir Glück.“

Ein Jahr in Spanien.

1.

Voitel. — Andujar.

Hauptmann Voitel von Solothurn ist etwa 35 Jahre alt, ein schöner schlanker Mann, mit vollen blonden Locken, großem blauem Auge, etwas mehr als griechischem Profil; lebhaft, thätig, unternehmend und hinaufwärts strebend; seine Laune munter und gewandt; sein Anstand frei und edel; sein Benehmen fein, doch populär; äußerst reizbar sein Point und leicht beleidigt; sein Sinn gebildet für das Schöne und das Gute.

So fand ich ihn, so gebe ich ihn wieder.

Mit 15 Jahren trat er als Kadet die Laufbahn des Soldaten im spanisch-schweizerischen Regiment Schaller, jetzt von Wimpffen, an. Die lange Reise des Kadeten bis zur Hauptmannsstelle auf dem harten Boden der Subordination im Lande der Bigotterie, ist wohl im Stande, harte Krieger, aber nicht sehr fähig, gut mendlirte Köpfe auszubilden. Doch Voitel blieb auch im Waffenspiele den wissenschaftlichen Beschäftigungen nicht ganz fremd; ihn führte bald der Durst nach Wirken zu der Quelle eigener Bildung, und der siebenzehnjährige Fähnrich war schon kühn genug, sich bei dem Gross-Inquisitor zum Lesen der verbotenen Bücher die Erlaubniß selbst zu holen. Jetzt spricht er außer seiner Muttersprache noch mit Fertigkeit französisch, spanisch, italienisch, versteht das Englische und zeichnet meisterhaft.

Als Pestalozzi's pädagogisches Phänomen von Burgdorf aus die literarische Welt zuerst in Fluth und Ebbe setzte, befand sich Voitel in seiner Vaterstadt auf Werbung. Neugier führte ihn zu Pestalozzi, und nähere Bekanntschaft seiner Lehre gab ihm den Gedanken ein, sie auch nach Spanien zu verpflanzen.

Gedacht, gethan! — Bei seinem Regiment in Tarragona angekommen, erreichtet er mit Hilfe seiner Freunde eine Schule für Soldatenkinder, und bildet nun in wenig Jahren eine Horde ungebändigter Gassenjungen zu ordentlichen, hoffnungsvollen Menschen um.

Die Erscheinung war in Spanien fremd: ein Schweizer-Hauptmann, der den Rang des Adels hat, stellt sich mitten unter vierzig Grenadier- und Marketenderbuben, und lehrt sie ohne Bücher Dinge, die man vorher nicht einmal in Salamanca hörte.

Doch die Resultate waren sprechend, und sprachen alle Bessern an.

Don Juan Andujar ist ein Geistlicher aus Murzia gebürtig; einen edlern, anspruchslosern Menschen trägt die Erde kaum, und schwerlich einen ächtern Spanier.

Don Juan erzog die Söhne aus dem Herzogshause Frias, und redigirte die gazette de Madrid; kaum las er in französischen Blättern die Erscheinung der Elementarbücher, so ließ er solche kommen und in seine Muttersprache übersetzen. Er studirte ihren Geist; ihr Geist kam über ihn, und vor seiner Seele stand die Möglichkeit einer allgemeinen Nationalerziehung.

Beide Männer auf verschiedenen Punkten für die gleiche Sache thätig, blieben sich nicht lange fremd; der Murzianer fand durch Don Francisco Amoros den Weg zum Ohr des Friedensfürsten und von da zum Throne. Ein Probejahr des neuen metodo de enseñanza ward beschlossen und königliche Ordre berief den Schweizerhauptmann auf Madrid.

Er glaubte, mehrerer Gehülfen zu bedürfen, bat seinen Freund in Sverdün um einen jungen Mann; der Antrag wurde mir gemacht; ich sehnte mich nach Thätigkeit und fremder Luft: der blaue Berg der Ferne schien mir reizender, als das nahe Grüne am Hügel meiner Heimath.

Sechs Bände von Cervante's Meisterwerken und halb verlöschte Rückerinnerungen, sind alles, was ich nach der kurzen aber nicht Ereignis-leeren Periode aus dem Drange der Begebenheiten rette. Mögen sie als leichte Noten zu dem Gehaltreichen Text der Völkerfluge gelten, in einem Augenblicke, wo das Land, dem sie ihr Dasein danken, vor Europa eine schrecklich interessante Rolle spielt. Ein Land, in dessen Schoos so manche gute, edle Seele lebt, so vieles Schöne blüht!

(Der Beschluß folgt.)

Varietäten.

Aus Italien.

— * Rom, 16 Dez. 1808. Hier ist alles stille, und diese Stille dauert schon bald sieben oder acht Monate. Wie es heißt, soll man auch Umbrien, wo Perugia, Zuligno, Terni liegt, vom Kirchenstaat abgesondert werden. Unwahrscheinlich ist es nicht, und hat schon lange so gedeihen.

Im Neapolitanischen ward an der Organisirung der Marine, die fürs erste nur in Kanonierschaluppen bestehen kann, thätig gearbeitet; ob aber, wie viele behaupten, für eine Landung in Sizilien gearbeitet wird, läßt sich nicht bestimmen. Vor einiger Zeit hieß es auch, der König werde eine Expedition nach der Insel Ponza abgehen lassen; dann wieder, das Meer sei bei jener Insel von englischen Schiffen bedeckt. Beides war falsch.

Digitized by Google

Die Kälte fängt in Rom an, empfindlich zu werden. An Lebensmitteln iſt ein Ueberfluß; aber es mangelt an allgemeinem Geldverkehr, und die Mädchen bekommen keine Männer. Seit einem Jahre ſind faſt gar keine Heirathen gemacht worden. Jedermann wartet auf den Ausgang der Dinge.

Die Zahl der Fremden hat ſich etwas vermehrt durch Hanoveraner und Dänen. Die mehreſten, die vorher ſchon da waren, ſind ruſſiſche Familien, Schuwalow, Medlef, Stroganov. Von letzterm iſt in Neapel eine kurze franzöſiſche Relie erſchienen, in Briefen an ſeinen Oheim. Die Relie geht von Genf nach Piſa und Rom.

Bei den Theatern ſind zwei deutſche Sängerinnen angeſtellt. Nämlich bei Argentina Mademoiſelle Schmalz, bei Valle die allbeliebte Demoiſelle Häfer. Letztere wird erſt im künftigen Winter wieder ſingen, nachdem ſie im Theater Valle den ausgezeichnetſten Beifall gehabt. Man ſchätzt ihre Einnahme am Benefiz-Tage für ſie auf 1000 Thaler. Wahrſcheinlich ſingt ſie in dieſem Winter nicht mehr öffentlich (außer in zwei angeſehenen Häuſern, laut einem Kontrakt mit dem Duca Cesarini, dem Entrepreneur von Valle), um aufzuruhen und ſich indeſſen noch mehr zu vervollkommnen.

Eine deutſche muſikaliſche Familie Schlick aus Gotha, beim Prinzen von Sachſen-Gotha angeſtellt, wird in Rom wegen einer ſeltenen Vollkommenheit in der harmoniſchen Exekution des Klaviers, der Violine und des Violoncelle bewundert. Mademoiſelle Schlick iſt eine gefühlvolle Klavierſpielerin; ſo iſt ihre Mutter Violinſpielerin.

Meteorologiſche Beobachtungen im Aargau. Dezember 1808.

Tag des Monats.	Barometer.		Thermometer.			Schnee oder Regen.			Thau oder Reif.	Winde.		Nebel.	Himmels-Beſchaffenheit.	
	Vormitt.	Nachmitt.	Vorm.	Mittags.	Nachm.	Nachts.	Vorm.	Nachm.		Vorm.	Nachm.		Vorm.	Nachm.
1	26. 6 9/10	26. 7	+ 2	+ 3	+ 2	—	—	Regen	—	W.	S. W.'	—	bewölkt	bewölkt
2	26. 8	26. 7 3/10	+ 2	+ 3	+ 4	—	Regen	Regen	—	S. W.	S. W.'	—	bewölkt	bewölkt
3	26. 8 3/10	26. 8	+ 3	+ 4	+ 3	Regen	Regen	Regen	—	S. W.'	S. W.'	—	bewölkt	bewölkt
4	26. 8 2/10	27. 6/10	+ 3	+ 5	+ 4	Regen	Regen	Regen	—	S. W.'	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
5	27. 2 6/10	27. 3 3/10	+ 2	+ 4	+ 3	—	—	—	—	N. W.	N. O.	—	heiter	heiter
6	27. 2 4/10	27. 1 8/10	0	+ 2	+ 2	—	Nisel	—	Reif	W.	N.	—	bewölkt	bewölkt
7	26. 8	26. 8 6/10	+ 4	+ 4	+ 3	Regen	Sch. R.	R. u. S.	—	S. W.'	W.'	—	bewölkt	bewölkt
8	26. 7 5/10	26. 8 4/10	9	0	0	Schnee	Schnee	Schnee	—	W.	W.	—	bewölkt	bewölkt
9	26. 7 5/10	26. 7 5/10	— 1	+ 1	0	Schnee	Schnee	Schnee	—	W.	N.	—	bewölkt	bewölkt
10	27. 6/10	27. 1 3/10	— 6	— 2	— 4	—	—	Schnee	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
11	27. 1 3/10	27. 1 4/10	— 6	— 3	— 3	—	Schnee	Schnee	—	N. W.	N. W.'	—	bewölkt	bewölkt
12	27. 1 4/10	27. 1 4/10	0	+ 1	+ 1	—	Schnee	Schnee	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
13	27. 1 5/10	27. 2	— 1	+ 1	— 3	Schnee	—	—	—	N. O.	S. O.	—	bewölkt	heiter
14	27. 2 5/10	27. 2 3/10	— 7	— 6	— 7	—	Schnee	Schnee	Reif	S. O.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
15	27. 1 4/10	26. 9 7/10	— 7	— 3	— 3	—	Schnee	Schnee	—	N. W.	W.	—	bewölkt	bewölkt
16	26. 9 4/10	27.	— 3	— 2	— 5	Schnee	Schnee	—	—	O.	S. O.	—	bewölkt	bewölkt
17	26. 9 5/10	26. 7	— 8	— 4	— 7	—	—	—	—	O.	O.	—	bewölkt	heiter
18	26. 3 5/10	26. 4 8/10	— 5	— 3	— 4	Schnee	Schnee	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
19	26. 5 3/10	26. 5 8/10	— 5	— 1	— 5	Schnee	—	—	—	S. O.	S. O.	—	bewölkt	heiter
20	26. 6 9/10	26. 7 3/10	— 6	— 3	— 5	Schnee	Schnee	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
21	26. 9 4/10	26. 9 3/10	—11	— 6	—10	—	—	—	Reif	O.	O.	Vorm.	bewölkt	heiter
22	26. 8 7/10	26. 4	—12	— 9	— 9	—	Schnee	Schnee	Reif	N. W.	W.	—	bewölkt	bewölkt
23	26. 3 6/10	26. 3 8/10	—11	— 6	— 8	—	—	—	—	N.	N.	—	bewölkt	bewölkt
24	26. 5	26. 6 1/10	—12	— 5	— 7	—	—	—	Reif	N.	N.	Vorm.	heiter	heiter
25	26. 6 9/10	26. 7 4/10	— 7	— 3	— 7	Schnee	Schnee	—	—	N.	N.	Vorm.	bewölkt	heiter
26	26. 7 4/10	26. 7 4/10	— 8	— 4	— 5	Schnee	—	Schnee	Reif	N.	O.	Vorm.	bewölkt	bewölkt
27	26. 7 4/10	26. 8 1/10	— 7	— 2	— 3	—	—	—	—	N. W.	W.	—	bewölkt	bewölkt
28	26. 9 3/10	26. 9 4/10	— 3	+ 1	— 1	—	—	—	—	N. W.	N. W.	Nachm.	bewölkt	bewölkt
29	26. 9	26. 8 4/10	— 3	— 1	— 3	—	—	—	Reif	W.	N. W.	W. u. N.	bewölkt	bewölkt
30	26. 7 4/10	26. 7 5/10	— 5	— 3	— 3	—	—	—	Reif	W.	N. W.	W. u. N.	bewölkt	bewölkt
31	26. 8	26. 8 8/10	— 5	— 3	— 3	—	—	—	Reif	N. W.	W.	Vorm.	bewölkt	bewölkt

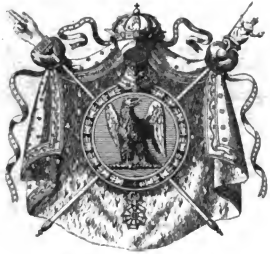
Anmerkungen.

Die zwei letzten Drittel des Monats hatten einen anhaltenden Froſt, der nirgends nie über — 12° ſtieg, und kein Eis in die Flüſſe der Schweiz führte, während die Seine bei Paris ſchon dergleichen ſchwemmte.

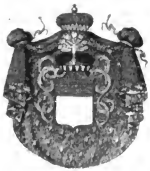
Wie das ganze Jahr ungemein feucht war, ließ auch der letzte Monat deſſelben große Laſſen Schnees fallen. Unaehrene Lawinen entſtürzten im Laufe des Dezembers den Alpen in verſchiedenen Gegenden von Uri, Schwyz, Kanton Bern u. ſ. w., wodurch ganze Wälder entwurzelt, ganze Heerden in ihren Ställen, ganze Familien in ihren Wohnungen lebendig begraben und germalmt wurden.

Digitized by Google

Franz Herzog
Grm. Kr. der Ehrenlegion



Franz. Reichswappen.



Grosswürdenträger

Herzoge

Grafen

Baron vom Militärstand

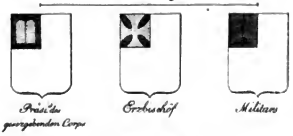
Grafen Grm. Kr. der Ehrenlegion

Chevaliers

Grafenrang

Senatoren | Minister | Staatsräthe

Grafenrang



Präsid. des gesetzgebenden Corps | Erzbischof | Militairs

Baronenrang

Barone | Bischof | Präsid. der Wahlversammlung

Baronenrang

Präsid. vom Appellations-Gerichte | General-Procuratoren beim Appellos Gerichte | Maires

Chevaliers

Digitized by Google

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 2. — den 7 Januar 1809.

Ein Jahr in Spanien.

(Fortsetzung.)

2.

Iverdün. — Solothurn. — Rismes.

Ich brachte einen Theil des Winters 1806 in Iverdün bei Pestalozzi zu. Ein hoher Geist von Wahrheit und von Kraft erschien mir bald in dem Gebilde seiner Lehre; schöne Weihe weht aus ihr herüber, Genügsamkeit und Liebe, bei stiller That und anspruchslosem Wirken. Im Kreise froher Kinder ward ich wieder selbst zum liebenden vertrauensvollen Kinde im Hause eines guten Vaters.

Jetzt schickte Voitel mir das Patent als zweiter Lehrer an dem königlichen Institut, und Dispositionen zu der langen Reise. Ich sank noch einmal an die Herzen meiner Freunde; ihr stiller Wunsch und ihre Liebe folgten mir ins ferne Land.

Noch lebte ich drei recht heitere und vergnügte Tage im Schoose der liebenswürdigen Familie Voitels. — Nicht weit von Solothurn liegt Kreuzen, die Einsiedelei am Jura, malerisch von der Natur zur frommen Betersstelle in den Riß gesprengter Berge hingepflanzt. Im kleinen Wiesengrund am dunkeln Felsgewölbe steht ein weißer Stein vom niedern Gitterzaun umschränkt, im Schatten einer Trauerweide. Der Stein trägt eine Urne; sie umschließt die balsamirten Herzen der beiden Kinder Voitels. Die Inschrift sagt dem Wanderer Namen, Jahr und Heimathsort, und flieht um ein Gebet und eine Thräne. Mir trug das Denkmal das Gepräge einer edlen Seele, die auch im stillen Schmerz um das Verlorne sanften, innigen Genuß sich schöpft. Es steht im Schutz der heiligen Stätte; von seinem frischen Rasen trug der kinderlose Vater den Grundstein höherer Menschenbildung nach Europens Abend.

Ich war an einen Führer der Rekruten vom Regimente Wimpffen adressirt; mit diesem sollte ich die Reise machen, von Solothurn bis Barcellona. Komplet war der Transport, die Pässe unterschrieben, des Abschieds ernste Stunde schlug! Ein Händedruck dem braven Wirth, dem Vaterland ein thränenschwerer Blick, und durch der Zukunft dunkeln Nebelschleier leise Hoffnung späten Wiedersehns.

Der Morgen graut im Schneegeslöber; bei Fackelschein ordnet sich der Zug; der Nadel, dem Pferem und der Breitagt entronnen, jauchzen Bellonens Geweihte dem prächtigen Spanien entgegen. Dem Jura entlang zieht jetzt die ernster werdende Schaar; im steten Gewichtzug wälzt sich der Erdball nach Osten, am Rande des Himmels steigt flammend die Göttin des Tages herauf: da sah ich noch einmal, zum letzten, die Wintergefilde der Heimath vom Strale des Frührothes vergoldet.

Hinter uns lagen der Bieler-See, Rousseau's geheiligte Insel, die hohen Bäume St. Blasiens und das gewerbige Neufchatel; Val Travers vier Fuß hoher Schnee, samt dem schönen Lyon, den Ufern der Rhone und der Brücke des heiligen Geistes. Wir wandelten längst schon auf klassischem Boden der Vorzeit, durch Languedoc's grüne Olivenwälder, und tranken den Nektar der südlichen Traube. Mildere Lüfte umwehten den schwellenden Busen; der Zänner des Nordens ward lächelnd zum liedlichen Marztag, und öffnete schmeichelnd die Knospe der

Digitized by Google

Blüte des Mandelbaums. Elysiums Wonne rauschte die bebende Seele des Wanderers vom Lande der starrenden Alpen; ein jonischer Himmel, stets lieblich und milde, umspannt dies reizende El Dorado Europens.

Da glänzten auf einmal im friedlichen Spätroth die Fenster von Rismes. Ich hatte den Alamontade gelesen, und ehrfurchtvoll schwärmend betrat ich die Wiege der rührendsten Duldergeschichte. Das Amphitheater steht einzig und hehr, noch in seinem Verfinken, im Kreise der Wohnungen späterer Menschen; ein Riese unter Zwergen, wie seine Erbauer einst standen im Kreise der Völker der Erde; ein ungeheures Oval, um edlen und großen und einfachen Styl — ein maiestätisches Ganzes. Ich klettere verfallene Treppen hinauf, betrete mit Schauer die römischen Logen, und finde die größten mit — Strumpfwebersthühlen besetzt. *) O wandelnde Zeit!

Bald waren die Römer vergessen, ihr Amphitheater und ihre Liktoren, die prächtigen Bäder, der Tempel Dianens, und all ihre Mosaik: Alamontade nur lebte in mir! Wo stand die Mühle? Wo standen die Bäume am wirthlichen Landhaus, in deren Umschattung dem schuldlosen Schläfer im Traume der Engel der Liebe, der Engel seines Lebens im Wachen erschien?

„Wandrer! du suchest vergebens; auch hier hat, wie an dem Gestade von Clarens, die Wirklichkeit dem lächelnden Sylphen des Wahns grausam die Flügel versengt!“

3.

Die Pyrenäen. — Spanien.

Schon der bloße Klang des Namens hat mich immer mächtig angezogen — meine Vorstellung der Sache selbst war abenteuerlich: himmelhohe, nackte Felsenwände, unwirthsame Klüfte, Eis- und Schnee-bedeckte, schauerliche Pfade; bald verfallene Schlösser, ein Sitz der Eulen und der Raben; Wölfe wenigstens und Lämmergeier, in den finstern Wäldern auf den armen Pilger lauernd; eine lange, mühevolle Reise, und auf der kahlen Spitze ein Hospital barmherziger Brüder.

Doch nichts von alle dem!

Vier Stunden hinter Perpignan liegt Bulu, Frankreichs letztes Dorf; von dort steigt allgemach die feste, breite Straße, um den Bergsloß gewunden, den die Natur zum Grenzstein zweier Nachbarnationen vom Mittelmeere zum Abendmeere gespannt. Die große Felsentette senkt sich hier, und bietet einen sichern, leichten Uebergang. Zwei Stunden nur, und wir stehen in dem eigentlichen Grenzort Bertpuñ — etwa ein halbes Dutzend Häuser mit großen Fensterscheiben, bewohnt von Zoll- und Polizeibeamten, gerade unter Bellegarde, das drohend wie ein Adlernest auf hoher, schroffer Klippenspitze hängt.

Auch hier auf dieser Scheide-Höhe wohnen liebende, zufriedene Menschen. Ich lernte da im Frühling dieses Jahres einen Zollunspektor kennen, der mit seinem Freunde, Beide halbe Invaliden, über ihres Lebens Hälfte hingeschritten, und mit einem trauten Weib, im Kreise zweier munterer Jungen, vielleicht frohere Tage lebt, als manchen Große beider Länder, über die er, in dem Pyrenäenwolkenhimmel weit erhaben, ruhig seine Morgenpfeife raucht.

*) Zufolge einer höhern Verfügung wird jetzt das Amphitheater von allen verunstaltenden Anbauseln gereinigt und, soweit es möglich, seiner ursprünglichen Gestalt wieder näher gebracht.

Wir sehen uns jetzt noch einmal nach dem schönen Frankreich um, und blicken nach dem fernen Norden. Die Straße senkt sich jenseits sanfter, als sie aufwärts stieg. Zehn Schritte weiter und wir sehen kein Frankreich, keinen Norden mehr: Wir sind in Spanien!

Es gibt ein eigenes Gefühl, so wildfremd in ein großes, schönes, fernes Land zu treten, umwölbt von einem andern Aether, bewohnt von einem andern Volk, das eine andre Sprache spricht und anders glaubt und anders denkt, und all die Neuheit so in sich zu saugen, wie der Frischgenesene Gottes warmen Sonnenstrahl!

Die Pyrenäen tragen ohne Zweifel viel zu Spaniens Klima bei. Jenseits derselben wird die Zone merklich wärmer, und der Winterhauch aus Polen dringt nicht über diese Mittagsmauer. Wir wandeln in dem leichten Schatten des Johannisbrodbaums; um uns grünt die Pinie und die kleine Eiche.

Noch tönt der Nachhall des verflossenen Krieges an der Schwelle Kataluniens *), zwischen zerbörten Bivuaks-Feuerstellen der Belagerer von Bellegarde; und Junqueras, Spaniens erstes Dorf, zerstört, geplündert einst, steigt langsam aus der Asche wieder auf und bleibt ein miserables Nachtquartier — Rekruten in den Pferdestall, Führer auf das Stroh!

Der Morgen weckt uns zu der fernern Reise, der einundzwanzigste seit Solothurn. Wir schreiten durch die Ebene Kataluniens; der schöne Straßenbau, mit Brücken für die Ewigkeit gegossen, kündiget den Herrscher eines kultivirten Landes und den Lehnsherren von Peru an. Nirgends sah ich schönere, bessere Brücken, als in Spanien; sie grenzen nahe ans Ideale. Neben manchen hält der pont du gard noch einzig die Vergleichung aus in Kühnheit des Entwurfs und fester Zierlichkeit der Ausführung. Die meisten von den neuern tragen Karls des Dritten Namen, oder danken ihm doch wenigstens ihren Ursprung. Den Kenner der Geschichte sprechen wohl bei ihrem Anblick Olavides und Aranda an — nur Schade, daß sie, so wie jene, etwas selten sind, und daß dem schönsten Lande Hände fehlen.

Wir treffen öfter auf Olivenwälder; der Maulbeebaum blüht voller, und die Mohrenfeige und die Aloe stehen wild am Wege. Die Sonne drückt, der Mittag naht. Vom Berge glänzt das prächtige Figueras, die neue unermeßlich große Festung, an deren Fuß der Flecken gleichen Namens liegt. Am Eingange tönt der Zauber einer ungewohnten Musik — nicht Saitenspiel, nicht Flötenton, nicht Orgel: von allem etwas, das gedämpft in gleichen, ruhigen Kadanzen wiederkehrt; das Anfangs wenig sagt, beinahe einem Bärentanze gleicht, und in der Folge jede Nerve zum Genusse der behaglichen und schmelzenden Empfindung stimmt, für deren Wollust unsere Sprache keinen Ausdruck kennt. Die Menge strömt von allen Seiten nach dem Platze — es ist der letzte Tag des Karnevals.

Welch buntes Schauspiel bietet sich dem Auge dar! Je Paar und Paar im frohen Reigen unterm blauen Himmelszelt. Hier junge Katalaner mit der rothen Wollenmütze und der rothen Schärpe, oder mit dem schwarzen Haarnetz; halbe blaue Strümpfe ohne Socken, Sandalen von Spagat, das kurze, schwarze seidene Jäckchen mit Silberknöpfen reichlich übersäet: dort allerliebste Mädchen, feine, blasse, spanische Ovalgesichter, jeder Körper eine Venus in dem engen Mieder, jeder Mund zum Küssen; stilles, süßes Feuer in dem Evenblick, und holde, ernste Schwär-

*) Hier ist von dem Kriege die Rede, den Spanien während der französischen Revolution mit seinen republikanischen Nachbarn führte.

Digitized by Google

merei das ganze Wesen! Die Tänzer alle bilden einen großen Kreis — er schwebt im Ringgang seliger Vergessenheit; jetzt öffnet sich der schöne Kranz, und seliger noch faßt der Jüngling seine traute Nachbarin; sie fliegt mit leichtem Tritt, wie Elfen über Nebelgrund, er wiegt ein Himmelreich in beiden Armen.

Und von vier Seiten tragen die Balcons eine zweite Welt. Die Spanierin, die unten aufgelöst in Wonne und im Tanz, im Wechselkampfe der Wollust und der Weiblichkeit so siegend unterliegt, steht oben ernst und stolz und kalt dem Anschein nach, wenn sie das warme Busenwallen und der Falkenblick auf Männerschönheit nicht verriethen.

Jedes Fenster ist Balcon und einen Blumenflor trägt jeder: Geistliche, mit Hüten von dem Umfang einer Legua, nach dem Lieblingsausdruck Sancho Panza's; galonirte Militairs, mit Kreuz und Ordensband; dort eine Excellenz, hier einen Großmayor, und Alle, Alle durch das Zauberband der legitimen Ehrbarkeit festgebannt, die Ernst und Stolz und Hut und Band ins Reich der Gleichheit und der Liebe gängelt.

Der süße Taumel danert die halbe Nacht; am Aschermittwoch-Morgen steht der Schauplatz jener Herrlichkeiten leer und ode wie ein Grabmal da. O wehrige Empfindung des entwöllerten Elysiums! Der Feuermensch von gestern schreitet langsam — selbst der Anfang einer Passionsgeschichte — eingehüllt im schwarzen Mantel mit gesenktem Blick im halberloschenen Auge, über die entgötterte und farbenlose Stelle seiner abgeirdenen Freude hin.

Hinweg vom kalten Leichenandtikt dieser marmortodten Gruppe fliehen wir tiefer in das Land, wo die Zitronen blühen.

4.

Art zu reisen. — Motreol. — Gasthöfe. — Barcellona. — Tarragona. — Katalanien.

Von Barcellona bis nach Madrid über Zaragoza (Cäsar Augusta) zählt man etwa hundert und fünfzig Stunden. Eine Briefpost reitet diese Fernung in drei Tagen. Der Passagier zahlt ungefähr soviel Piaster als er Stunden reitet, schläft jeden Abend ruhig auf der Postbarrake ein, und geht in gleicher Eile wie der Briefkurier, mit seinem eigenen Sattel, unter dem Geleite guter Götter, wenn er ja den Hals nicht bricht. Die Post bedient sich bloß der Pferde; nirgends sind sie besser als in Spanien. Ein Pferd lauft zwei bis drei Stunden, und man reitet im Galopp in sechs bis sieben Tagen durch die Länge dieses Königreichs, von Cadiz bis zur Hauptstadt Katalaniens, wer Lust und Liebe hat und Leder und Gesundheit.

Eine andere Einrichtung ist dieser etwas ähnlich, und, soviel ich glaube, wesentlich in Katalonien zu Hause. Man setzt sich auf ein Maulthier, das im Schritte lauft (mulo de paso) und das im Tage seine sechszehn, auch wohl zwanzig Stunden macht. Der Herr der Bestie begleitet den Transport auf seinen eigenen Beinen, besorgt sein Thier und führt es wieder heim. Unglaublich ist beinahe, was man von der Schnelligkeit der Katalaner hört. Man braucht sie manchmal als geschwinde Post zu Fuß, und dann verbinden sie mit Pferdeseile Dauer des Kameels. Es ist erstaunlich, aber es ist wahr: ein Katalaner macht in vier bis fünf Tagen, wenn es sein muß und er gut bezahlt wird, eine Promenade auf Madrid.

Die Tartanas oder Carros bieten eine dritte Art zu reisen dar; bedeckte Wagen, meistens auf zwei Rädern, von der Form französischer Bleisirtenkarren, geschleppt, je nach dem Gehalt der Ladung, von einem Maulthier bis zu fünf und sieben. Ein Carro hält zu beiden Seiten eine Bank der Länge nach; die beiden Bänke tragen sechs bis acht Personen. Hinten liegen Ballen, Koffer, Schachteln aufgethürmt, und manchmal vorne noch ein Dutzend Bündel trockener Fische, die dann ganz natürlich einen wahrhaft pestilenzialischen Geruch verbreiten — einen Opferdampf der Hölle, aus dem Reiche der Verwesung. Wehe dem, der diesen Wohnsaft aus der ersten Hand empfängt! — Die Carros gehen meistens in Karavanen, und es ist, bei allem Ungemach, doch wenigstens der buntgemischten Unterhaltung wegen nicht so übel, diese Reise einmal mitzumachen. Wenn das Wetter gut ist, geht man meist zu Fuße; dann wirft man sich, um auszuruhen, eine Stunde in den Rumpelkasten, ißt und trinkt mit gutem Appetit, was der willkommene Hadersack führt, und läßt sich vom Glockenspiel an den Esselshälsen in den süßen Schlummer einer stärkenden Siesta klingeln.

Karavanenweise gehen auch die Machos (Packmaulthiere) meistens nach den nördlichen Provinzen, als Biscaya und Asturien. Auf einem solchen Thurm kann man ebenfalls zu einer Ehrenstelle zwischen Hausgeräth und Kaufmannswaare, zwischen Sack und Kiste kommen, und Frauenzimmer selbst bedienen sich nicht selten dieser Art Transport, bei der man freilich dann den unbestrittenen Vorzug einer ganz besondern Obhut der Gestirne und den vollen Einfluß aller Himmelslaunen mitgenießt.

Kalesche wählt gewöhnlich der beschleidene Reisende; sie sind zu einem Maulthier, zwei Personen und zu wenigem Gepäcke eingerichtet. In Bilderlesebüchern findet man sie gar anmuthig und getreulich nachgeschnitt in Lit. C. Ich bin versichert, Yorik hätte sie gewählt! Der gute Yorik war so ganz fürs Simple, und ein simpleres Fuhrwerk rollt nicht unter diesem Monde. Mit alle dem lauft dann ein solches pla-aller noch richtig seine zehn, zwölf und dreizehn Stunden. Der Führer trabt im Doppelschritte nebenan, sitzt hintenauf, springt wieder ab, raucht sein Cigarro, singt ein Liedchen so auf seine Weise, innig froh in seinem Gott, und schwatzt mit seinem Maulthiere ganz verständig, das die langen Ohren spitzt und seiner Rede Sinn perfekt versteht.

Die Kutschen schließen billig sumptuos den langen Zug. In ihnen reiset man sicher und bequem und eben so geschwind; denn immer hält das Maulthier seinen gleichen Takt, und sieben solcher Knochenberge führen wie zum Spaß die schwerste Kutsche über Stock und Stein. Man akkordirt sich einen Platz von vieren und zahlt für hundert Stunden ungefähr den Werth von vier bis fünf Louisd'or.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aufstellung von Angelika's Büste im römischen Pantheon, den 29 Nov. 1808.

Es ist genug, vom Pantheon in Rom zu wissen, daß Rafaels Monument dort aufgerichtet ist, um die Wichtigkeit der Auszeichnung zu fühlen, wenn irgend einer neuen Büste eine Stelle zuerkannt wird. Diese Ehre ist nun auch der deutschen Künstlerin Angelika Kaufmann widerfahren; ja es hat sogar ihrer Büste, da alle Stellen schon besetzt waren, der Kopf eines berühmten römischen Rechtsgelehrten weichen müssen, der nun in einer tiefern Nische eine bescheidene Stelle eingenommen hat.

Digitized by Google

gedachte Translokation iſt nicht allgemein gebilligt worden; doch da der Grundſatz, daß man gegen die Damen höflich ſein müſſe, in Italien beſonders anerkannt iſt, ſo ſcheint die Anwendung davon ſich ſelbſt auf die Büſten machen zu laſſen, und das Publikum wird am Ende auf einer dem günſtigſten Mittagslicht offenen Stelle doch lieber die weiße Marmorbüſte der ſanften Angelika, als den aus einem ſchwarzen Stein gehauenen Kopf eines alten Rechtsgelehrten ſehen.

Zu der feierlichen Aufdeckung der Büſte und der darunter befindlichen Inſchrift waren faſt alle vornehme in Rom dermalen anweſende Fremde eingeladen, unter denen ſich der Prinz von Sachſen-Gotha und die Gräfin Schwallow, Erzieherin des Kaiſers Alexander, befanden. Eine Meß-Funktion der Prieſter folgte der oben genannten Handlung, und vor dem Altar war ein ſchwarzer Katafalk, mit großen Wachsſtöcken umgeben, aufgeſtellt, um den andere Geiſtliche und Freunde der Verſtorbenen einen Kreis geſchloſſen hatten, in welchem jeder ein brennendes Wachslicht hielt.

Die treffliche Wirkung aber machte eine Trauerkantate, die von den Sängern der Sixtiniſchen Kapelle oder des berühmten Miſerere geſungen wurde.

Eine große Anzahl deutſcher und franzöſiſcher Künſtler war zu der Feierlichkeit eingeladen worden, und die halbe Rotunda war mit freiwillig hinzugekommenen Zuſchauern angefüllt. Es iſt nicht zu leugnen, daß Angelika bei den Römern eines ausgezeichneten Nachruhms genießt, und was das Epitaph ſagt, ſpricht die allgemeine Stimme. Bei der Aufdeckung der Büſte fragte jemand aus dem Volke einen andern Mann, wer auch die Donna in der Büſte ſei. Hierauf erwiederte der Gefragte: Che? sei un uomo chi gira in Roma, e non lo sai? (Du biſt doch ein Menſch, der in Rom überall herumkommt, und weißt das nicht?) Nun folgte ein Panegyricus auf die Tugenden der Verſtorbenen, mit der Angabe, wo von ihr Kirchengemälde zu ſehen ſeien.

Die Inſchrift ſelbſt lautet wörtlich ſo:

A . Ω .
QVIETI . ET . MEMORIAE .
ANGELICAE . IOANNIS . IOSEPHI . KAVFMANN .
DOMO . SCHWARZBVRGIO .
PICTRICIS . EXIMIAE .
FEMINAE . PRVDENTISSIMAE . FRVGI . MODESTAE .
SOLAMINIS . PAVPERVM .
QVAE . ANNOS . NATA . LXVI . DIES . VI .
OB . ROMAE . NON . NOV . AN . MDCCCVII .
IOANNES . KAVFMANN . ET . ALII . HEREDES .
SCRIPTI . PATRVELI . BENE . MERENTI .
P . C .
AVE . ANIMA . INNOCENTISSIMA .
TE . O . RECIPIAT . E POENA .

Variétäten.

Aus Frankreich.

— Ein Hr. Molérat in Paris, der die Holzſäure (acide pyroligneux) von ihrem brandigen Geruch beſſer, als es bisher geſchehen, zu reinigen erfand, und geneſchap machen lehrte, ſandte davon dem Miniſter des Innern. Die Hen. Fourcroy, Berthollet und Vauquelin vom Inſtitute haben dem Miniſter darüber folgenden Bericht: Dieſer Holzeſſig iſt vollkommen reine Eſſigſäure, was im Weſentlich, Bittereſſig u. ſ. f. die wahre Grundlage der Säurung iſt, und von allem Nebengeſchmack befreit; er iſt daher der animaliſchen Oekonomie durchaus nicht ſchädlich, und kann zu häuslichem Gebrauche wie jeder andere Eſſig angewandt werden, wenn er mit eben der Sorgfalt präparirt iſt, wie Molérats Holzeſſig.

— Das Pariſer Muſeum der Naturgeſchichte iſt durch eine neuliche Schenkung, die das Inſtitut vom Hen. Jefferſon, Präſidenten der vereinigten Staaten von Nordamerika, erhielt, nun im Beſitz eines beinah vollſtändigen Skelets von jenem unerhörten Thiere, dem man den Namen des Maſtodon's gegeben, und deſſen Ueberbleibſel im ganzen nördlichen Amerika noch ſo häufig angetroffen werden. Dieſes außerordentliche Geſchöpf, welches ehemals mehr lebendig gefunden wird, die von Jefferſon geſchickten Knochen waren im Staat Kentuky ausgegraben, glich in ſeiner Größe dem Elefanten, war aber verhältnißmäßig minder hoch, hatte, wie der Elefant, lange Streitzähne von Elfenbein und einen Rüſſel. Ein von Jefferſon eingeſandter Zahn iſt bei acht Schuh lang, wie gewöhnlich auswärts gebogen, und außerdem mit der Endſpitze noch gekrummt; das Gewebe des Elfenbeins iſt übrigens wie beim Elefanten. An denjenigen Orten, wo die Gerippe des Maſtodon's gefunden worden, entdeckt man auch Zähne und Knochen des Mammuth; ein Beweis, daß diese beiden gigantiſchen Thierarten der Vorwelt einſt gemeinſchaftlich im gleichen Lande beiſammen lebten.

Aus Deutſchland.

— * Die Verſuche der Schwämmerei und des Muſikirmus, in unſern betrübten Tagen ihr Haupt höher als gewöhnlich zu erheben, mißlingen alle und beweiſen, daß Reich derſelben ſei wirklich nicht mehr von dieſer Welt. Die würtembergiſchen Schwärmer haben ſich durch die kräftige Polizei zur Ordnung führen laſſen; die teutſchen Chiliaſten hoffen ſehr im Stillen; und die muſikiſchen romantiſchen Dorfen in Deutſchland ſind ſo gut zum öffentlichen Gelächter geworden, wie der geiſterkundige Stilling. Der däniſche Schwärmer Hans Nielſen Hauge, ehmals Kaufmann in Bergen, ſicherheitzeiger als Junge-Stilling, und deſſen Bücher mehrmals ausgelegt und häufiger geleſen worden ſind, als die des deutſchen Kollegen, läßt nichts mehr von ſich hören. Er trieb es aber auch mit ſeinen chiliaſtiſchen Hoffnungen zu weit und büßt ſie jetzt im engen Gefängniß ab, während die ausgeklärte däniſche Regierung ſeine Schriften überall im Lande verbot.

Aus Italien.

— Erſt ſeit kurzem hat ſich zu Venedig eine ioniſche Akademie gebildet, die jetzt ſchon mit vieler Thätigkeit Verdienſte zu erwerben ſtrebt. So hat ſie einen Preis von 600 Fr. für das Werk ausgeſetzt, das irgend einen wichtigen Theil von der Statiſtik der ioniſchen Inſeln am beſten darſtellen würde. Ein Hr. Trotochi, Präſident des ioniſchen Senats, hat einen ähnlichen Preis auf die vortrefflichſte Beantwortung der merkwürdigen Frage geſetzt: „Warum geben ſich die Einwohner der ioniſchen Inſeln, obgleich es ihnen nicht an Talent und Geiſtesfeuer fehlt, mit elenden, nichtswürdigen Dingen ab, und vernachläßigen das Wichtigſte und Nutzlichſte für ihren Wohlſtand? Wie könnte man ſie ändern?“

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 3. — den 11 Januar 1809.

Einige Anekdoten von König Joachim in Neapel.

Alle Reisende, die aus Neapel kehren, versichern einmüthig, daß das Volk sich glücklich preise, einen so populären, so thätig nach allen Seiten hinwirkenden Regenten erhalten zu haben. Die Mittel dazu waren ihm durch die Vorarbeiten, welche unter der Regierung Josephs geschehen waren, erleichtert. Aus öffentlichen Blättern ist bekannt, wie vieles der jetzige König bereits gethan hat. Dahin gehören die Dekrete zur Erleichterung der Abgaben; dahin das merkwürdige Dekret zur Amnestie für die nach Sizilien Ausgewanderten und betreffend die Wiedererstattung ihrer Güter, wenn sie sich bis zu dem gesetzten Termin einstellen; dahin gehört ferner die Wiedereinnahme der Insel Capri; ferner das Dekret, wodurch erklärt wird, daß Kalabrien, nachdem es in den Stand der Ruhe zurückgekehrt und keiner außerordentlichen Maasregeln mehr bedürftig sei, gleich den andern Provinzen administrirt werden solle; endlich gehört noch dahin das Dekret, wodurch dem Kriegsminister 400,000 Ducati angewiesen werden, zur Bezahlung des rückständigen Soldes der französischen Armee, vorzugsweise der Monate August und September.

Alles dieses Geschehene und ähnliches Geschehende werden die Annalen der Geschichte um so williger aufbewahren, da alle solche Facta, in denen diese Grundsätze einer weisen Staatsverwaltung sichtbar werden, zu der Hoffnung berechtigen können, daß Europa, nach den Stürmen, die es erschütterten, einer großen dauernden Ruhe genießen werde: vieles Einzelne aber, das gleichsam zur Geschichte des Tages gehört, verliert sich zumal da, wo es etwas Gewohntes wurde, Bemerkenswerthes von dem Könige zu hören.

Nur als Probe davon sehe man folgende Anekdoten an. — Bald nachdem Joachim in Neapel angelangt war, ließ er sich den Etat der Staatskassen vorlegen, und da er sie sehr erschöpft fand, machte er aus seinem mitgebrachten ansehnlichen Vermögen den Kassen Vorschüsse. Eben so ließ er sich die Ausgabenberechnung der Polizei vorlegen. Die größte Summe war für die Spione angesetzt, die sich auf viele Hunderte beliefen. Der König erklärte, daß er keiner Spione bedürfe, und durchstrich diese bedeutende Ausgabe.

Eben so wurden viele unnütze und überflüssige Personen, die auf Kosten des Hofes lebten, entlassen. „Ich liebe Pracht und Luxus," sagte der König, „und ich möchte asiatischen Luxus einführen, aber bis jetzt müssen erst die Schulden bezahlt und Fonds für den Schatz gesammelt werden, ehe man an das, was über die Grenzen des Nothwendigen hinausgeht, denken kann."

Er erfuhr, daß eine Menge Offiziere ihre für rückständigen Sold erhaltenen Scheine weit unter dem Werth oder Inhalt, z. B. 50 Proc. für 15 oder 20, verkauft hatten. Alle Wucherer, die gedachte Scheine so gekauft hatten, mußten auf der Stelle die volle Summe ausbezahlen.

Der König erscheint häufig und ohne Furcht unter dem Volke. Er empfängt selbst die Bittschriften oft von den geringsten Personen, und es ist ein Ort — man nennt es bocca del leone — eingerichtet, wo jedermann Bittschriften hineinlegen kann, und alle Sachen werden mit Schnelligkeit expedirt.

Man erzählt viele Anekdoten von Verkleidungen des Königs, um besser alles durch den Augenschein kennen zu lernen. So soll er bei einem Fleischhändler, als armer Mann gekleidet, sich ein Pfund Fleisch haben geben und an einem andern Orte nachwägen lassen. Als sichs zeigte, daß mehrere Unzen am Gewicht fehlten,

Digitized by Google

ſoll der Fleiſchhändler zu einer Buße für die Armenkaſſen verurtheilt und ſeine Boutique für einen Monat geſchloſſen worden ſein.

In einer Nacht wollte der König die äußerſten Wachtpoſten des Militärs viſitiren. Er fand einen Offizier abweſend und ließ ſchriftlich den Befehl ſeiner Arreſtation zurück. — Der Caleſſier, der ihn, als Offizier gekleidet, gefahren und ſeine Pferde ſehr angegriffen hatte, verlangte mehr, als er anfänglich begehrt hatte. Der König ſagte, morgen werde ich euch bezahlen. Der Kerl ſchimpfte: „ſo macht ihr Franzoſen es immer; der diavolo hat euch daher geführt,“ und lamentirte: il padrone mi amazzera, se non porto gli quadrini. Der König ſagte, er ſolle ruhig ſein, und ſchickte am folgenden Tage fünfzehn Ducati für den Eigenthümer, und fünfzig Louisd'or für den Knecht, der ihn gefahren hatte (welcher vor Freuden ſich wie ein Trunkener auf die Erde warf), damit er ſich einen eigenen Wagen und eigene Pferde anſchaffen könne.

Daß dieſe Anekdoten in Neapel erzählt wurden, iſt gewiß, und da aus ſo vielem andern, z. B. aus der Ausſchmückung der Kirche des heiligen Januarius und aus der Austheilung von Ordenszeichen an die von ihm beſſer beſoldeten Canonici jener Kirche, erhellt, wie ſehr der Monarch auf Alles achtet, was dem Volke Zutrauen einflößen kann, ſo iſt an der Hauptſache bei dem, was die Sage des Tages erzählt, wohl kaum zu zweifeln. Wieviel die Wiedereroberung von Capri zur Beruhigung Unzähliger beigetragen, iſt nicht zu beſchreiben. Die große Klaſſe der Fiſcher darf jetzt auch bei Nacht, und ohne Erlaubnißpatente und Tagesſcheine einzuholen, im Golf fiſchen, und an Fiſchen wie an allen Lebensmitteln iſt ein Ueberfluß.

Eben ſo thätig zeigt ſich auch die Königin, Zweige der Induſtrie zu befördern und auf den wiedererwachenden Geiſt in allen Klaſſen zu wirken.

Herr Hagemann, ein merkwürdiger Deutſcher aus dem Hannöverſchen, iſt Lehrer der Kinder des Königes. Dieſer talentvolle Mann hat die ſeltene Gelegenheit gehabt, den Sanſcritt oder die heilige Sprache der Braminen in Paris von einem Gudier zu erlernen. Er ſollte ehmals ſchon für die engliſch-oſtindiſche Kompagnie engagirt werden, aber konnte die vorgelegten Bedingungen nicht eingehen. Es iſt möglich und wahrſcheinlich, daß dieſer Gelehrte mit der Zeit zu einer Beſtimmung übergehen wird, zu der ihn die Kenntniß jener ſo ſchwer zu erlernenden Sprache berechtigt.

Ein Jahr in Spanien.

(Fortſetzung.)

Fußreiſen ſind in Spanien auſſer Uebung. In unbevölkerten Provinzen liegt ein Ort zu weit vom andern, und die ſeltenen Nachtherbergen ſind darin ſo ſchlecht beſtellt, daß der, der ohne Proviant mit ſich zu führen, einen Durchzug durch dieſelben wagt, ſich der Gefahr ausſetzt, am nöthigen zu mangeln, und ohne Führer in den menſchenleeren Strecken, wo ſich oft die Straße in den unwirthbarſten, weſenloſeſten und Chaos-gleichen Steingeſtiden endet, wo die Erde roh und wild, wie einſt am Schöpfungsmorgen, daliegt — Tage lang herumirren, und vielleicht ein Raub des Elends, unbedingt in der Sierra zu verzweifeln. Bewohntere Provinzen ſind dem Wanderer zu heiß, und überdies iſt auch der Eingeborne eigentlich zum gehen zu träge. Sein Maulthier oder Eſel lauft für ihn, und frißt gehacktes Stroh und Gerſte. Mit einem halben Käſe, etwas Brod und einer bota Wein, die ſich mitunter ohne großen Aufwand wieder füllen läßt, macht jeder gute Spanier aus den untern Klaſſen einen Ausflug durch die halbe Monarchie.

Das Maulthier iſt kein ſpaniſches Produkt; die Katalaner holen es aus Poitu, und richten es auf ihre Weiſe ab. Allein es iſt ihnen unentbehrlich — eine große, zähe Beſtie, von ungeheurer Kraft und einer Dauer ohne gleichen; leicht zu nähren, arbeitſam und zuverläſſig; lenkbar durch Vermahnung, aber äuſſerſt wild und ungeberdig, wenn es Schläge kriegt. Es liebt die Muſik und den Schellenklang; die Glöckchen dürfen nicht vom Zaume bleiben, wenn es ſeine Amtspflicht thut, und bleibt die Fütterung zu lange aus, ſo hilft es ſich im Falle der Ermüdung auch mit einem Stücke Brod in Wein getunkt; ſein Herr behandelt es mit Menſchlichkeit, ich möchte ſagen, faſt mit Achtung. Das Maulthier wird geſchoren, wenigſtens der halbe Körper, bis nach unten zu. Zigeuner geben ſich mit dieſem Handwerk ab, und haben es darin ſo weit gebracht, daß ein geſchorenes Maulthier ausſieht wie raſiert.

Die Eſel ſind ſich aller Orten gleich: ein Diſtelfeld ihr Paradies, und ihre Tugend die Geduld; viel Eigenſinn und lange Ohren. Doch gibts in Andaluſien auch buntgeſtreifte Eſel, die man theuer zahlt.

Wir ſehen uns vorerſt in einen carro, der mit dreien fährt, und neuern wohlgemuth auf Barcellona zu.

Am heitern Morgen eines milden Tages ſtehen wir auf der letzten Höhe, die den ſchönſten Theil der Erde barg, den je mein Auge ſah. Nach Oſten hin, zu unſern Füßen, wogt das hohe Meer, vom ſtillen reinen Himmel überwölbt, mit dem es ſich am fernen Horizont vermählt; die Gegend vor uns liegt noch halb im dünnen Nebelflor der Dämmerung verhüllt: die volle, üppige und Wolluſt duftende Natur im leichten Morgentraum. Rechtshin zieht ſich freundlich ſchützend eine Kette lieblich grüner Berge, dann und wann ein Felſenthurm im fernen Hintergrund — die Gartenmauer dieſer blühenden Orangerie, und nun die ganze unbeſchreiblich reizende und ewig junge Küſtenwelt, vom leiſen Zauber feierlicher Ruhe übergoſſen, während ſich die blaue Waſſerfläche ſanft und fromm in ihrem Paradiesumkränzten Bette wiegt. Doch jetzt erglüht das Meer in ſeinen fernſten Enden; heilige, erwartungsvolle Stille bebt durch die Unendlichkeit: der Himmel und die Fluthen trunken Licht; ein ſcharfer Windhauch führt den Augenblick des Werdens mit der Schnelle des Gedankens über Land und See, und göttlich ſteigt die Göttin aus der Welle Bad empor, die hohe, nackte Schönheit des Olymps, noch ohne Gürtel, ohne Strahlengold und ſegnend ſteigt ſie auf, zum Throne ihrer Welt.

Der neue Glanz des friſchen Lebens gießt ſich über die mittäglich holde Schöpfung aus. Am Fuße des Berges liegt ein wohlgebautes Dorf im Pomeranzen- und Zitronenhain verſteckt; die goldenen Früchte blicken lockend durch das dunkle Grün der Blätter, und die weißen Mauern durch den Hesperidenwald, auf dem des jungen Morgens Küſſenheit im Thau der Blütenkelche ſchwelgt. Ein heiteres, ſtill genieſſendes und lebenvolles Völkchen wohnt in dieſen reizenden und Städte-gleichen Flecken Katalaniens; die Erdgeſchoſſe ihrer Häuſer ſtehen offen, auf den

Digitized by Google

niedern robrgeflochtenen Stühlen ihren gutgekleidete und arbeitsame Mädchen harmlos bei dem häuslichen Geschäfte; weiterhin am freien flachen Meeresufer bietet sich dem Reisenden zuerst das interessante Schauspiel eines eigentlichen Schiffbaues dar, bei dessen Detail und bei dessen Resultaten auch den Ignoranten Staunen und Bewunderung faßt.

Vier Stunden hieher Barcellona halten wir in Matarod, Der Ort ist wieder eine jener hochbeglückten Zauberstellen, die sich einzig an der Küste dieses Mittellandes finden: groß und schön und hell im freundlich warmen Sonnenlicht, ein lächelndes Verein von glänzend weißen, leicht gebauten Sommerhäusern in dem düsterreichen Umfang eines Frühlingsgartens. Im innern Raum des Gasthofs stehn blühend vier Zitronenbäume; drei Etagen hoch erhebt sich ringsum eine prächtige Terrasse; Blumentöpfe tragen hier die seltensten Gewächse aller Zonen; dicht dahinter rauscht ein zweiter Pomeranzenwald, und über seine Gipfel hin erblickt das Auge Meer und nichts als Meer, von dessen süllbewegter Höhe frische Kühlung in die heiße Mittagsstunde weht.

Ein alter Hauptmann speisete an der stark besetzten Abendtafel; ihm zur Seite saß ein Kaufmann aus Livorno, mit dem er sich auf italienisch unterhielt, es kam ein Lautenspieler aus dem Provenzalenlande, mit diesem sprach er spanisch; französisch mit den übrigen. Kaum hatte er, daß ich ein Schweizer sei, so wandte er sich zu mir in reinem Deutsch, und theilte mir zum Nachtisch einen Auszug seines Lebens mit. Seit dreißig Jahren stand er unterm Militär, da schenkte ihm der Kaiser eine Pension. Er war aus Montpellier gebürtig, hatte eine Wirthschaft, Weib und Kind, und kehrte von Venedig jetzt dorthin zurück. Sein Kopf war weiß, allein sein Auge sprach das schönste Jugendfeuer, als er vom väterlichen Herde, vom lang entbehrten Wiedersehen der Seinigen erzählte.

Heimath! süßer Wohlklang in der Seele jedes Erdgebornen, wie mächtig herrscht dein Zauber in allen Reichen der Natur!

Das Mahl schmeckt trefflich in dem Flügelthürenzimmer, das an diese Platteforme stößt. Die ernste Fasten drängt zwar alles warme Bluttleisch von den Tafeln guter Christen (buenos christianos); aber wahrlich, hier in Matarod bedauert man diesen Unfall nicht, denn eine Reihe Schüsseln aus dem grün-krystallenen Reiche, das zu unsern Füßen fluthet, eine Sorte feiner als die andere, und der ächte, alte Malaga im hellgeschliffenen böhmischen Pokal, hier im Angesicht der großen linearmeßlichkeit, die ewig, wie der Geist der Liebe strömt — wiegt wohl den Punschnapf und die dampfende Paßete in des starren Nordens Kronenleuchterhellen Etspalästen auf!

Doch so ist nicht ein jeder Gasthof Spaniens, und die Schattenseite thicht gewaltig ab.

Die Sonda pflegt oben an im Range dieser Häuser; sie ist der eigentliche Gasthof großer Städte, meistens im Besitze der Italiener, die die Hotels und Kaffeehäuser dieses Landes führen. Man speiset an tables d'hôte, etwas theurer als in Frankreich, trinkt dafür den bessern Wein und dalgt sich etwas länger mit dem garçon, wenn man seine Hilfe braucht und nicht die Kunst versteht, beim Eintritt auf gefällige Bedienung zu pränumeriren. Das Personale bei den Italienern ist durchaus und immer männlich. Aber in den kleinern Orten Katalaniens, die diesseits von San Carlos und dem Ebro liegen, warten lauter schlanke Mädchen auf, und stehen einen armen Fremdling in die bitterste Verlegenheit; denn sie sind schön, und manche hat das Aussehen einer Königin. Und man ein solches imponirendes und inspirirendes Geschöpf, die Serviette und den Teller in der Hand, mit einem Blicke, der die Hoheit einer Fürstin aussprecht, schweigend, stehend, dienend, hinter seinem Stuhl! — Ich konnte diesen Anblick lange nicht ertragen; immer ward mir wunderlich dabei zu Muthe, und manchmal hätte ich lieber selbst bedient, als mich bedienen lassen,

Venta und Posada heißt schlechtweg das gemeine Wirthshaus, besser oder schlimmer, nach dem Zustand der Provinz. Ich will versuchen, das Gemälde einer Venta in dem unbewohntern Theile Neukastiliens, al fresco und getreu der Wahrheit, hinzuzeichnen. Die Gegend ist sieben Stunden menschenleer, und jede Spur der angedahnten Straße schwindet in dem rothen Leimfeld, das auf Achtelmeilen breit den Einschnitt nahentiefer Gleise trägt, und bald ein niederes, verwildertes Gebüsch und bald den öden Umfang einer nackten Haide, monoton, wie der Kojot die finstere, ton- und schimmerlose Unterwelt, durchschleicht. Ein klosterähnliches Gebäude steht allein — allein so weit das Auge reicht, von hoher, dicker Mauer eingeschlossen; der weitgewölbte Thorweg führt in einen großen Hof, auf dessen einer Seite Stallung, auf der andern Küche und Bewohnung liegen. Keine Seele fragt: Wer kommt? Der Führer spannt die Thiere aus und sorgt für ihr Bedürfniß; der Reisende nimmt seinen Bündel in den Arm und schreitet auf die Küche zu, denn diese ist der Sammelplatz der Gäste und der häuslichen Bewohner. In der Mitte steht ein breiter Feuerherd, und speist die Rauch- und Flammenwolke in die achteck-pyramidenförmige Konkavität des schwarzen Schornsteinschlundes. Ringsum sitzen Weiber, Kinder, Katalaner, Diskaer und das halbe Königreich, so wie des Zufalls Laune es zusammenbringt, nicht ungleich einer Koblerbande, auf der harten Steinbank, von des Herdes gleicher Masse um denselben aufgeführt. Man tritt herein, sagt sein „buenas tardes", gravitätisch kalt erwiedert, und setzt sich, wo man kann, zu der Gesellschaft. Unbekümmert um den Neuling, stört sich keine Katze; niemand fragt, woher? wohin? noch weniger, was willst du? Jeder kocht sich selbst in einem kleinen irdenen Topfe sein Gemüse für seinen eigenen Schnabel. Der eine bringt ein Rebhuhn mit, der andere ein Kaninchen, das zum größten ausgeweidet, in zwei gleichen Theilen auf dem niedern Roste bratet, fingerdick mit Knoblauchspänen überstreut. Nur Wein und Brod und Speck und Eier liefert auf Begehren die Ventera, wenn man höflich ist. Der Fuhrmann schläft auf seinem Schafpelz in der Küche und die Herrschaft eine Treppe höher in dem Saal, will sagen: ein Gemach mit Ziegelboden, Mauerwänden, Gnadenbildern, Fensterlöchern ohne Glas und Rahmen, und mit zwei Alkoven, deren jeder ein der übrigen Umgebung analoges Bett enthält. Mit alledem bezahlt man für den Aufenthalt in diesen Boudoirs samt Wein und Chocolate, die in keiner Venta Spaniens fehlt, den Werth von fünf bis sechs Livres, und ist zum Erbarmen schlecht bedient. Verdrießlich, roh und träge, thun die Weiber alles und die Männer nichts; sie sehen jeden Fremden mit Verachtung an, und begehren, selbst gefüllos dumm mit ungelösten Geistesschwingen, die bedauernswerthen Bohner ihrer Menschenställe, ein verlornes Leben ohne Reiz in ihrer Wüste.

Zurück nach Matarod, ins freundlich warme Katalanien und längs dem schaumbespritzten blühenden Gestade nach der Meerentragen, fernen, blauen Höhe zu, die Montjuich trägt und Barcellona schützt! Der Abend senkt sich aus den heitern

Digitized by Google

Lüften thauig kühlend auf den schönen schwülen Tag, der einzig für die vierundzwanzig frühern, voller Abschiedsstunden, Doppelmärsche, schlechter Nachtquartiere, so wie für das ganze Heer der sogenannten Reise-Inkommoditäten, überschwenglich reich entschädigt, und an sich wohl mehr als dreimalhundert fünfundsechzig Raupentage, auf dem eigenen Miste eingesponnen, Kopf und Herz und Seele und Empfindung lichtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Varietäten.

Aus Frankreich.

— * Paris, 29 Dez. In der literarischen Welt ist jetzt vorzüglich von den Mitbewerbern um die Dotenmahlpreise die Rede. Die Bradvuren, die freilich nur den Vorschlag an den Kaiser haben, welcher selbst entscheiden und krönen will, sind die fünf *Secrétaires perpétuels* und die vier Präsidenten der vier Klassen des Instituts, Bougainville, Andrieux, Levesque und Vincent. Andrieux wird aber, um als dramatischer Schriftsteller selbst konkurrieren zu können, das Präsidium an einen seiner Kollegen der zweiten Klasse abgeben; man glaubt, der Senator Gaetan werde zu seinem Nachfolger ernannt werden. Levesque thut auf die Ehre Verzicht, sein Libell wider die Römer in den Konkurs zu bringen, und bleibt als Richter. Der Maler Vincent tritt als Präsident der vierten Klasse an die Stelle des Kupferstechers Berwick, eines Mannes von Geist und Talenten, der sich mit den Malern nicht abwerfen will, und deswegen nicht Präsident seiner Klasse hat werden wollen. Für den historischen Preis sind, nach Ausmerzung der Historiker *minorum gentium*, zum Konkurs zugelassen Rulhières, Sainte-Croix, Beausset, Villers, Koch, Ségur, Simonde und Lacretelle, unter diesen eilt die meisterhafte Geschichte von Polen als historische Komposition wie ein Riese hervor; allein der Verfasser hat das Unrecht, gestorben zu sein, und einige Richter glauben, die Preise seien so sehr zur Aufmunterung, als zur Belohnung bestimmt. Die Geschichte Fenelon's ist mit klassischer Eleganz und Korrektheit geschrieben; der Verfasser ist ein Mann von Stande, und der Zeitgeist hat seinem Werke in den Augen des Pariser Publikums einen Werth gegeben, den es vor zwanzig Jahren zuverlässig nicht gehabt haben würde; doch wird dem ehmaligen Bischof von Nilais perfuxer Intoleranz und Leichtigkeit in der Behandlung mehrerer Hauptpunkte in seines Helden Leben vorgeworfen. Der geschwätzige und brennerische Periskretik über Luthers Reformation sind die liberal denkenden Richter gewogen; die Krönung dieser Schrift würde sehr wohlthätig auf die öffentliche Meinung zurückwirken; des Verfassers übrige Laune gegen die spanischen Mönche kann ihn diesem unsterstig merkwürdigen Werke nicht abgeneigt machen. Allein Villers Gegner erheben sich gegen den Mangel an Korrektheit und Eleganz des Stiels, und sprechen der Schrift die Eigenschaft eines förmlichen Geschichtswerkes ab. Diesen Gründen gäbe die jetzt so mächtige, aus politischen Absichten Fanatismus anhängende, Partei großes Gewicht, wenn die Richter nicht gerade sehr aufgeklärte, diesem gebrechellen Bigottismus nicht sehr holde Männer wären. Kochs *Révolutions de l'Europe* sind nur die zweite Auflage einer schon vor beilich Jahren erschienenen schaalbaren Kompilation. Die Geschichte Friedrich Wilhelm des Zweiten kommt bloß in Betracht, weil ihr Verfasser eine der höchsten Staatswürden bekleidet; und Sismondi's Geschichte wird dem Kaiser wohl kaum vorgeschlagen werden, da die Polizei sich dem Abdruck derselben in Paris widersetzt hat. Sainte-Croix's *Examen des historiens d'Alexandre* enthält zwar mehr Materialien zu einer Geschichte als Geschichte selbst; allein das Werk ist vortrefflich, und der Verfasser, ein alter, sehr geschätzter, seinen Kollegen werthter Akademiker, dieser Rulhières und Beausset den glorreichen Preis vielleicht am ersten streitig machen: denn Lacretelle's Gemälde des achtzehnten Jahrhunderts und der Revolution werden mehr für wohlgeschriebene Zeitungen oder Memoires, als für eigentlich historische Werke angesehen. Er hat seine Materialien theils nur aus den bekanntesten Quellen geschöpft, ohne sie mit neuen Beiträgen, welche Früchte seines eigenen Forschens wären, aufzuhalten, theils nicht genug verarbeitet und in einander verschmolzen, was hier von einem historischen Werke vor allem aus gefordert wird. Im dramatischen Fache sind Dercieu und Reynouard die bedeutendsten Konkurrenten. Die Templiers sind unstreitig das edelste Produkt der französischen Muse seit zehn Jahren, allein der Kaiser soll daher so wenig gut als für Delille gestimmt sein. Noch dem Dekret kann der Letztere nicht einmal in Vorschlag kommen. Das Publikum, um diesen Lieblingstochter der Nation schadlos zu halten, hat die Bemerkung allgemein gemacht, daß in Folge des Text des kaiserlichen Beschlusses, welcher die Dezennalpreise fundet, Homer selbst, wenn er wieder auferstände und sich prätendirte, von dem Wettstreite sich ausschließen sein würde, da des Epos im Dekret keine Erwähnung geschieht, sei aus Vergessenheit, sei wegen des bekannten durch die bisherige Literaturgeschichte bewährten Ausspruchs: *Les Français n'ont pas la tête épique.*

Aus Spanien.

— * Madrid, im Dez. 1808. Die Spanier haben sich ganz meiner Erwartung inwider die in ihre Hauptstadt geschlagen, aber so schlecht, daß man kaum so viel Hartnäckigkeit mit so außerordentlicher Feigheit zusammenreimen kann. Denn nachdem sie einmal die Verschanzungen von Somo-Sierra, von zwanzig Kanonen und vielen Truppen besetzt, nach dem blosen Angrif einer polnischen Eskadron verlassen hatten, ist der Schimpf unbeschreiblich, mit welchem sie die Hauptstadt dem gänzlichen Ruin aussetzten. Aber wahr ists auch, nie sah sich die Vertheidigkeit so weit gehen, als bei jenem schwachen Häuflein Polen. Keiner, der von diesem Schauspiel bei Somo-Sierra Zeuge war, konnte sich enthalten, den Ruhm dieser tapfern Schaar zu bewundern. Weder Mitralie, noch Kleinegewehr-Feuer, die sich kreuzten, hielt sie auf. Die Hälfte der Eskadron wurde ausser Stand gesetzt zu kämpfen, aber der Ueberrest hieb die Kanoniere den den Kanonen nieder, und bemächtigte sich aller Batterien auf den Bergen, die man am Angesicht einer Redoute auf einen vieren erkletten mußte.

Während der ganzen Zeit, da die Belagerten in Madrid noch an Widerstand dachten, benahmen sie sich auf die unverschämteste Art, der unter Kalibr eine Maßigung entgegenstelze, die beispiellos sie einen Souverain ist, der nur winken durfte, um diese stolze Stadt zu verwüsten.

Bei der zweiten aufforderung erschien ein Parlamentair von Madrid. Der Kaiser ließ ihn gar nicht anhören, sondern sagte: „Ihr seht da meine Armee; betrachtet sie. Ich weiß, man glaubt bei euch weder an ihre Stärke noch an meine Geschwindigkeit. Kehret sogleich nach Madrid um, und erzählet, was ihr gesehen habt. Sagt euren gesinnten und militärischen Ehren, und den Häuptern der Stadt, daß, wenn sie sich in drei Stunden nicht ergeben haben, das Feuer an allen vier Enden angeht. Wollen sie sich schlagen, gut; sie sollen herausbrechen; ich lasse ihnen die Wahl der Position. Aber sie sollen nicht die niederträchtige Grausamkeit begehen, unschuldige Kinder, Weiber und Greise in Gefahr zu setzen, über die Klinge springen zu müssen."

Jenes Beispiel von Großmuth, das unsre Kaiser gab, wirkte gewaltig auf alle Gemüther, und erobert mehr, als die blutgierichte Schlacht. Madrid ist ruhig und getröstet; ich hoffe, das übrige Spanien folgt dem dem Beispiel der Hauptstadt, und der Haß der Emwohner gegen uns wird jenen Verbrüderlichen stiller Zuversicht und innigen Freundschaft weichen, die euch beide Völker verbinden werden.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 4. — den 14 Januar 1809.

Gemäldeausstellung des Hrn. Schick, eines deutschen Künstlers aus Stuttgard.

Rom, im Nov. 1808.

Oft und viel, und wohl nicht mit Unrecht, hat man der neuern Kunst vorgeworfen, daß ihr der eigentliche Geist, jene tiefe, innigst empfundene Anschauung, fehle, die uns beinahe unwillkührlich vor den Meisterwerken der alten Kunst ergreift. Man sieht und fühlt es jenen Werken an, daß ihr Verfertiger durch eine begeisternde Liebe und mit einer heiligen Empfindung zu dem Ideal hinaufzustreben suchten, das ihnen vorschwebte; das aber war es auch, was sie zu Künstlern machte, denn alles Zarte kann nur in dem Gemüthe erscheinen. Daß unsere Zeit mehr auf die Zerstörung als die Erweckung des Gemüthlichen im Menschen hinwirkt, ist offenbar und ist der Hauptgrund, warum — neben andern der Kunst ungünstigen Umständen — die eigentliche Seele der Kunst sich aus den neuern Werken verliert, und warum letztere so oft in bloßem äußerlich gehorgten Schein sich gefällt. Wenn daher ein Kunstwerk auf den Namen eines Kunstwerks im bedeutendsten Sinne des Worts Anspruch machen soll, so muß es uns aus eben dem Grunde fesseln, warum uns die Werke der seelenvollsten Meister anziehen, und höhere Freude muß es uns gewähren, wenn auch nur dann und wann etwas erscheint, das uns die heilige Gewalt des Genius der Kunst, den alle Zeiten anerkannten, fühlbarer macht.

Wir maßen uns über die von Hrn. Schick im Palast des baierischen Gesandten ausgestellten Kunstwerke kein Urtheil an; aber der durchaus allgemeine Eindruck, den sie gemacht haben, berechtigt uns, sie für eine der bemerkenswerthern Erscheinungen der neuern Kunst zu halten, und eine nähere Anzeige von dieser Ausstellung muß Deutsche besonders interessiren.

Herr Schick erwarb sich schon vor Jahren die freudigste Theilnahme der besten Künstler, als er in Rom sein erstes historisches Bild, David, der vor dem Könige Saul die Harfe spielt, verfertiget hatte. Er wagte sich nachdem an einen schweren und von den größten Meistern behandelten Gegenstand, und zwar in einem großen Gemälde, nämlich an das Opfer Noah's nach der Sündfluth. Dieses zweite Bild erhielt ihm wenigstens den Ruhm eines ausharrenden Fleißes, und niemand verkannte das viele Vorzügliche, das in dem Gemälde enthalten war. (Beide Gemälde besitzt Se. königl. Maj. von Würtemberg.) Eine längere Frist, fast von drittehalb Jahren, verging, ohne daß Hr. Schick mit einer neuen entscheidenden Probe seines vorzüglichen Talents aufgetreten wäre, wenn gleich einzelne für Privatpersonen verfertigte Gemälde sich hie und da bemerkbar gemacht hatten. Um so angenehmer ist das Publikum überrascht worden, neben dem letzten größern Gemälde des Künstlers, auch das Vorzüglichere, was er für Privatbestellung arbeitete, zu gleicher Zeit aufgestellt zu sehen.

Das schätzbarste darunter ist das Bild eines jungen Frauenzimmers (Portrait) in Lebensgröße. Die Zeichnung der ganzen Figur, die gefällige Wendung, die einfache Behandlung des Gewandes, und die reiche geschmackvolle Ausführung des Ganzen, haben nicht blos die Zufriedenheit, sondern den frohesten Beifall aller Künstler erweckt.

Nächst diesem hat ein den Kelch weihender Christus, im Geschmack von Leonardo da Vinci gemalt, besondere Aufmerksamkeit erregt. Zwei kleine Engel, die aus dem dunkeln

Digitized by Google

Grunde sich etwas hinter der halben Figur des Christus erheben, sind von ausnehmender Schönheit, und an diesem Bilde erkennt man den sicher gewordenen Pinsel des Künstlers am deutlichsten; auch war es sein letztes Bild. Der Karakter des Christus ist von hoher seelenvoller Reinheit und Würde. Nur das allzuleibhafte und vielleicht etwas zu elegante Gewand scheint der Simplizität der Idee eines seinem Tode nahen Christus nicht ganz zu entsprechen. Doch haben viele der besten Künstler es in den Nebensachen nicht immer streng genommen, und vielleicht stehet dem Bilde noch eine letzte Lasur des Gewandes bevor.

Wir gehen zu dem Hauptbilde, das den Apoll unter den Hirten vorstellt. Es hat acht französische Fuß Höhe und etwas über sechs und einen halben Fuß Breite; in allem achtzehn Figuren, die über halber Lebensgröße sind.

Das Sujet des Gemäldes ist hauptsächlich dem Ovid entlehnt. Dieser alte Dichter erzählt in seinen Verwandlungen, wie Apoll, um sich wegen seines durch Jupiters Blitz getödteten Sohnes zu rächen, mit seinen Pfeilen die beiden Cyklopen tödtete, welche den Donnerkeil geschmiedet hatten. Jupiter, aufgebracht über die Verwegenheit des Apollo, verbannte diesen aus dem Himmel, und übergab ihn dem Könige Admet, damit er dessen Heerden hütete. Dies ist der Augenblick, der dem Künstler zu seiner Dichtung Anlaß gab.

Apollo, anstatt die Heerden zu führen, versammelt um sich die Thessalier, deren König Admet war, und flößt ihnen durch die Harmonie seines Gesanges Liebe der Musik und Poesie ein. Der Künstler hat den Gott vorgestellt, wie er, auf einem Felsen sitzend, mit der einen Hand die Leier hält, während er mit der andern gestikulirt. Unter seinen Zuhörern sieht man alle Alter beider Geschlechter, und man nimmt auf den verschiedenen Gesichtern die nach dem Geschlecht und Alter verschiedenen Eindrücke beider Künste wahr.

Nahe beim Apollo befinden sich zwei Figuren. Die eine ist ein junger Jäger, der, angezogen durch die in der Ferne vernommene göttliche Stimme, sich auf den Felsen zu dem Apollo gelegt hat. Er hat den Bogen auf dem Rücken, und hält, indem er aufmerksam zuhört, seinen Zagdhund mit der Hand umfaßt. Die zweite Figur ist ein junges Mädchen, ebenfalls auf demselben Felsen sitzend, und gleich entzückt von dem Gesang, wie von der Schönheit des Gottes. Zu ihren Füßen befindet sich ein kleines Kind, das im Grase sitzend, einige Blumen zu brechen bemühet ist. Des Kontrastes wegen sieht man auf der Seite einen sitzenden Greis, der mit tiefsinniger Miene über das Gehörte nachsinnt. Ein kleiner Knabe ruhet an seine Seite gelehnt, und begierig, dasjenige zu sehen, was die Aufmerksamkeit Aller erweckt, streckt er furchtsam sein Kopf in die Höhe. Etwas weiter hin sieht man an dichtes Gesträuch gelehnt zwei Gelichte, deren Arme sich umschlungen haben, und die ebenfalls von dem Gesang Apollo's entzückt sind. — Dies sind die Gruppen der ersten Hälfte des Gemäldes.

Auf der andern erblickt man im Vordergrunde zwei männliche Figuren, die beide auf der Erde sitzen. Auf dem Gesichte des Einen — Beide sind Hirten — malt sich das Verlangen, in den Sinn des vernommenen Gesanges einzudringen, ohne daß er jedoch die dazu erforderliche Lebhaftigkeit des Geistes besitzt; der andere, der schon in reiferm Alter ist, verräth einen männlichern Karakter, empfindet innig die göttliche Gewalt der Dichtkunst. Hinter diesen sind zwei weibliche Gestalten, die ebenfalls auf der Erde sitzen. Eine derselben ist ganz von Begeisterung durchdrungen, und beugt sich mit dem Körper vorwärts. Ihre Augen glänzen vor Verlangen, und sind auf den Apollo gerichtet. Die andere hat einen trägern Karakter, und stützt sich auf die vorige Figur, indem sie fast Langeweile zu haben scheint.

Im zweiten Plan sieht man eine Gruppe von drei stehenden Kindern, die sich wechselseitig im Arm halten. Das kleinste derselben ist ein Mädchen, das sich selber ans Ohr greift, als wollte es dadurch anzeigen, daß der Ton Gefallen in ihm erregt; denn noch ist es unfähig, die Schönheit der Worte zu empfinden. — Der Kindergruppe nahe sitzt einsam auf dem Boden ein junges Frauenzimmer, in einer sich anlehnenden Bewegung. Es befindet sich in dem Alter, da man noch kein deutliches Wissen davon hat, was Gefallen erregt oder was man begehrt.

Im dritten Grunde erscheint der König Admet, mit den Zeichen der königlichen Würde. Ein kleiner Knabe mit dem Sprung (Name der Hirtenflöte) hängt sich an seinen Arm, und bittet, daß er ihn zu dem Gotte führe, um da die Musik zu erlernen.

Alle diese Figuren heben sich von einem reich geschmückten Hintergrund ab. Hinter einer Baumgruppe versteckt, erblickt man einen Haufen Satyrn, die sich auf ihre Weise (da gerade das Allervollkommenste der Läuterung am ehesten ausgesetzt ist) über den Gesang des Apollo lustig machen.

Der Hintergrund des Gemäldes stellt das Thal Tempe vor, das vom Peneus durchströmet wird. Man sieht auf der Ebene zerstreute Wohnungen, die kunstlos nach der Einfalt der frühen Zeiten aufgerichtet sind. Zahlreiche Heerden bedecken das umliegende Gebiet, ohne von Hirten geleitet zu werden. Diese, nachdem sie ihre gewöhnliche Beschäftigung verlassen haben, sind der Zaubergewalt des Gottes nachgefolgt, der durch seine Kunst die Seligkeiten des goldenen Zeitalters ihnen zurückruft.

Selbst die einfachste Angabe dieses Gemäldes gibt einen Begriff von seinem Reichthum und von dem vielfach darin dargestellten Sinn. Wir bedienen uns dieses letzten Ausdrucks, weil wir das Gemälde bloß darnach schildern, was es wirklich sagt. Es erhellt aus der angezeigten Mannigfaltigkeit deutlich, daß der Künstler seinen Gegenstand tief erwogen und sich ein nicht gewöhnliches Ziel vorgesetzt hat. Ihm war es nicht sowohl darum zu thun — obgleich die Gruppirung dieses Bildes ganz vorzüglich ist — gefällige Linien zu verbinden, schöne Kontraste zu wählen oder glänzenden Effekt zu erreichen u. s. w. — ihm war es darum zu thun, Seele auszudrücken und dem Reichthum nachzuspüren, den die zartesten Nüancen der Seele, ausser dem Gebiete der künstlichen Verfeinerung gedacht, gestatten. Wollten wir uns auf ein Lob des Ganzen (was nicht zu unserm Zweck gehört) einlassen, so müßten wir zuerst die in jedem einzelnen Theil des Bildes sichtbare Liebe und Sorgfalt bei der Ausführung bemerken, welches immer den wahren Künstler karakterisirt. Das Ganze der Figuren ist im Licht oder Helldunkel gehalten, und dies hat, da die Zeichnung mit Sorgfalt studirt ist, immer etwas Angenehmes, und wenigstens das für sich, daß das Gemälde, dem übrigens seine Kraft und Tiefe deswegen nicht fehlt, nie Gefahr laufen wird, nachzudunkeln. Man sieht an der Kühnheit, mit der vieles Einzelne behandelt ist, daß der Künstler schon bedeutende Erfahrungen in seiner Kunst gemacht haben müsse. Vorzüglich schön dunkten uns die beiden sitzenden Figuren auf der zweiten Hälfte des Vordergrundes: das Kind, das die Blumen pflückt; das Mädchen, das mit glänzendem Auge zum Apollo hinblickt, und das

Digitized by Google

Kind, das sich an das Ohr greift. Wir glauben, ohne der Bescheidenheit des Künstlers zu nahe zu treten, sagen zu dürfen, daß diese Figuren in keinem der besten alten Gemälde sich einer Stelle zu schämen hätten. Es ist in ihnen reizende, dinreissende Liebenswürdigkeit, Naturwahrheit und Individualität ausgedrückt.

Wir fügen zu dem bisherigen die wohlthuende Bemerkung, daß vielleicht seit langer Zeit kein Bild in Rom aufgestellt worden ist, über welches ein so einstimmiges, man möchte fast sagen, neidloses Urtheil ausgesprochen worden wäre. Dies ist das schönste Lob, das eine Darstellung der Gewalt der Schönheit erringen konnte: daß sie alle unedlern Leidenschaften verstummen macht. — Die ersten Künstler Roms bezeugten dem deutschen Fremdling enthusiastische Theilnahme der Freude, und schienen zu vergessen, daß sie selber Künstler wären.

Möge Herr Schick denjenigen Lohn für seine Mühe finden, auf den er so gerechten Anspruch hat! Und möge jedem deutschen Künstler darin die größte Aufmunterung werden, daß seine Nation durch ihre Theilnahme an vorzüglichen Kunstprodukten zu der Hoffnung des Wiederaufsiedens einer schönern Epoche der Kunst ihm erfreuliche Aussicht gewährt!

Die Moraiten.

(Nach A. L. Castellan.)

Es sind unerfährt zwölf Jahre, da derjenige die ottomannische Pforte den Wunsch, Wissenschaft und Kunst wieder aus der Fremde auf den weiland klassischen Boden des alten Griechenlandes verpflanzen zu können. Das französische Vollziehungs-Direktorium sandte dem Großherrn sogleich Generale, Offiziere, Gelehrte und Künstler von aller Art. Unter diesen befand sich auch, als Zeichner, Hr. A. L. Castellan, ein sehr talentvoller Mann, der im Jahre 1797 vorzüglich die Halbinsel Morea besuchte, welche nach ihm auch Dr. Pouqueville sah und beschrieb. Castellans Werk (Lettres sur la Morée et les îles de Cérigo, Hydra et Zante, mit 3 Planen und 23 Zeichnungen), das erst voriges Jahr zu Paris erschien, hat sowol Eigenthümliches und Neues, daß es selbst noch nach Pouqueville's Arbeiten wesentliche Verdienste behält.

Der Peloponeſ, die Wiege der Halbgötter aus der griechischen Fabelwelt, die Bühne denkwürdiger Geschichten, das Vaterland herrlicher Männer, hat alles verloren, bis auf das, was der Mensch ihm nicht rauben konnte. Er büßte seine Denkmäler, Kunstwerke, seine Städte und Heldengeschlechter ein, nur bewahrte die Schönheit seines Klima, die Schätze seiner fruchtbaren Gebirgslandschaften. — Dies Morea ist in unsern Tagen gewissermaßen wieder dasselbe, was es zur Zeit der alten Heroenwelt war; seine Bewohner sind fast eben wieder so wild und unwissend wie damals, und der Boden ist wieder durch lange Versäumung eben so jungfräulich geworden.

Hohe Waldungen beschatten die vielen Hügel und Berge und die zahlreichen Quellen; die Ebenen grünen von Kräutern, Getraidehalmen und Gesträuchen; die Ufer des Meeres sind bekränzt mit Oelbäumen, schöner als die an den Küsten Italiens; Orangen und Zitronen blühen wild in einzelnen Gruppen und verschönern die Einöde.

Einst war die Bevölkerung dieser reizenden Halbinsel so groß, daß man häufige Kolonien auswandern sah, welche die benachbarten Inseln, die Küsten Italiens und Siziliens mit neuem Leben erfüllten. Auch jetzt noch wandern oft die Moraiten aus, aber nur um ein Vaterland zu fliehen, das ihnen durch den Despotismus der Türken oft unerträglich wird. Ihre Städte, ohne Handel, ohne Industrie, statt zu wachsen und sich zu verschönern, fallen in Trümmer zusammen; das Land ist fast Wildniß, nur von umherirrenden Hirten und ihren Heerden bewohnt, die gar keine feste Wohnung haben.

Diese Hirten Morea's sind gerade so, wie sie uns Theokrit in den Idyllen malt, oder wie wir sie in griechischen Basreliefs sehen. Sie haben das antike Kostüm in seiner ersten Einfalt behalten: die Milde des Klima erlaubt ihnen fast nackt zu gehen; ein schlichtes Baumwollenhemd (der Alten Chiton), das ihnen bis aufs Knie fällt, und mit einem groben Gürtel um den Leib gebunden ist, macht ihre ganze Kleidung aus. Die, welche höher aufwärts an den Bergen wohnen, tragen statt der Baumwolle Lämmerfelle, die Wolle im Sommer auswärts, im Winter einwärts. Ein weißes um den Kopf geschlagenes Tuch schirmt sie gegen den heissen Sonnenstrahl; ein Stück Leder ihren Fuß, um welchen es mit einigen Riemen befestigt ist, wie bei den Alten.

Ich besah mehrere Grotten in den Bergen. Es sind die Wohnungen der moraitischen Hirten, wo sie mit ihren Heerden übernachten, und die sie dann nur mit einem kunstlosen Hag von Reisern oder mit aufgehäuften Steinen verschließen, daß die Schafe nicht davon laufen. Matten aus Palmenblättern geflochten, Decken von Ziegenhaar sind ihr Bett. Ich sah bei ihnen kein anderes Hausgeräth, als irdene Gefäße, worin sie am Feuer ihre Nahrung bereiten können, hölzerne, um die Milch ihrer Heerde einzusammeln, und kleine Körbe für ihre Käse.

Dies einfame, frugale und unabhängige Leben hat für die Moraiten unsäglichen Reiz. Sie sind arm und roh, aber glücklich. Die Hut ihrer Heerden, die Bereitung ihrer Matten und Körbe, die Verfertigung ihrer Kleidung, die Einsammlung ihrer wilden Früchte (denn sie bauen nichts an) sind ihr einziges Geschäft und Vergnügen. Ihr Leben fließt in stillen Stunden hin; wir würden es einförmig nennen, ihnen aber hat es Gewohnheit getheilig; sie ziehen es einem zwiespältern Dasein vor, das zu genießen nur von ihnen abhängen würde.

Wirklich, man hat Mühe sich zu bereden, daß so ganz in der Nähe der kultivirten Welt noch Menschen, Völkerschaften wohnen, ganz im Geist und in der rohen Einfalt einer patriarchalischen Urwelt.

Der den späten Enkeln immerdar heilige Boden, auf welchem einst Arkadien und Korinth, Lazedämon und Messene blühten, bedarf nur einer gerechten, weisen, kraftvollen Regierung, um wieder eines der schönsten, reichsten und interessantesten Länder des Welttheils zu werden. Es würde kein Jahrhundert verfließen, und der Peloponeſ wäre wieder die Niederlage und der Stapelplatz des levantischen Handels, und herrschte wieder im Angesicht Aegyptens über die östliche Hälfte des Mittelmeers.

Jetzt sind die meisten Städte Ruinen, und Zeugen barbarischer Kriege und despotischer Herrschaft. Coron, diese Stadt, welche die Residenz des französischen Generalkonsuls von Morea ist, amphitheatralisch an ihrem prächtigen Golf hingelagert, wichtig durch ihre Lage am Eingang des Archipels und des adriatischen Meers, ist noch jetzt zum Theil ein Schutthaufen seit dem Kriege

Digitized by Google

von 1770, und ohne alle Industrie. Die Türken verbreiten von der Höhe ihrer Festung herab Schrecken über die Moraiten, die ihre Sklaventetten für einen Augenblick zu brechen versucht hatten, um nachher das Gewicht derselben doppelt zu tragen.

Als ich eines Abends am Molo von Coron mit einigen Freunden lustwandelte, hörten wir ein klägliches Wimmern und Fluchen. Ein Licht schimmerte vom Hause des Hafenkommandanten herüber, und eben dahin gingen wir dem Geschrei nach. Wir traten in ein feuchtes Gewölbe; eine von oben niederhängende eiserne Lampe beleuchtete die Szene des Jammers. Zwei unglückliche Moraiten, faß nackt, saßen da auf elender Streu am Boden, mit dem rechten Bein in einen geschlossenen Block gesperrt, einen Eisenring um den Hals, von welchem eine so schwere Kette hing, daß sie sich unter der Last kaum strecken konnten. Nur ihre Hände waren frei. Sie verschlangen eben, da wir kamen, einige grobe Nahrungsmittel, die das Weib eines von ihnen gebracht hatte. Sie saß im düstern Winkel, und bot die Brust einem Säugling, der, vom Gellirr der Ketten entsetzt, mit seinem Geschrei den Widerhall des Gewölbes weckte. Auch die Mutter weinte bitterlich, und die Gefangenen fluchten.

„Was haben diese Elenden verbrochen?“ fragten wir, da wir sie verlassen hatten.

„O gar nichts!“ gab man uns zur Antwort. Aber es geht das Gerücht, die Leute sollen einen verborgenen Schatz gefunden und den Bei bestochen haben, daß er es der hohen Pforte nicht verrathe. Der Bei, der nichts davon weiß, hält nun diese Griechen hart gefangen, bis sie bekennen, wo der Schatz sei.“ — Vermuthlich aber wußten die Unglücklichen vom Schatz so wenig, als der sie quälende Bei.

Dergleichen Barbareien der Türken gegen die von ihnen unterjochten Griechen sind nichts seltenes.

Die hölenvolle Kette des taygetischen Gebirgs steigt auf der andern Seite des coronischen Golfs empor; ein Schauspiel wilder Größe, die höchsten Gipfel mit Schnee bedeckt, von Wolken umschwärmt. Dort ist die Zuflucht der Mainoten, der Enkel des spartanischen Volks. Am Fuße des Taygetes, eine halbe Stunde von Mistra, sieht man noch Sparta's traurige Ruinen, zum Theil durch Erdschutt und Regen verschwemmt. Ein Paar alte Gemäuer und eine sehr verfallene Wasserleitung ragen noch über der Erde vor. Der Eurotas ist heutiges Tages nur ein geringer Bach, der durch die Ebene schleicht. Die herrliche, zum Theil eingestürzte Brücke, welche darüber führt, bezeugt, daß der Fluß ehmals breiter war.

Die Stadt Patras, die nördlichste Morea's, am Eingange des levantischen Meerbusens, in der Nähe der jonischen Inseln, ist die handelsreichste der gesammten Halbinsel. Sie hat ungefähr 30,000 Einwohner. Zu den Produkten ihres Bodens gehören Korinthen, Wolle, Käse, Olivenöl, gebrannte Wasser, Getraide, Gerste, Gummi Dragant, Seide, Baumwolle, Korduan u. s. w.

(Der Beschluß folgt.)

Variétäten.

Aus Asien.

— Das Reich, der Hof und der Thron von Konstantinopel bieten jetzt dasselbe fürchterliche Schauspiel von Revolutionen, Verschwörungen, Ermordungen der Kaiser und ihrer Kinder, vom Schwanken der Gewalthaber zwischen feiger Schwäche und blutdürstigem Despotismus, von Insurrektionen ganzer Provinzen, von Emporungen der Großen u. s. w. dar, wie zur Zeit der letzten christlichen Kaiser, da Mahomet der Zweite endlich das griechische Kaiserthum vernichtete, und den halben Mond an die Stelle des Kreuzes zu Konstantinopel aufpflanzte.

Allmuthsrent von Asien, vernehmen wir nur selten das Schicksal der unermeßlichen türkischen Provinzen daselbst, die immer mehr an Ausdehnung durch die Revolutionen des asiatischen Occidents verlieren. Besonders sind es die Anhänger der neuen Religion Abdul Wahab's, welche aus dem Innern Arabiens hervorströmend, dort dem türkischen Reiche und dem Glauben Mohammeds den Untergang drohn.

Den neuesten Nachrichten zufolge ist das Reich und die Macht der Wahabi's schon jetzt von sehr beträchtlichem Umfange. Die Engländer könnten uns von dieser neuen orientalischen Macht die beste Auskunft geben, weil sie jetzt wirklich mit derselben in Verbindung stehen. Im Sommer 1808 ging von Calkutten aus ein ansehnlicher britischer Offizier mit reichen Geschenken und besonders mit europäischem Kriegsbedarf auf schwer beladenen Schiffen über den persischen Meerbusen an sie ab, und landete in der Bai von el Katif, die ebenfalls in den Besitzungen der Wahabi's liegt. Die Wahabi's, von den Briten unterstützt, werden ein furchtbares Eroberervolk und von nun an schnellere Fortschritte, als sie bisher mit Waffen und Boten vermochten. Jetzt trägt Syrien im Plan ihrer Eroberungen. Schon haben sie Damask erobert; Haled ward voriges Jahr von ihnen bedrohet, vielleicht sind sie längst schon Meister dieser Stadt, so wie alle Länder zwischen dem Euphrat und Tigris vor den furchtbaren und fanatischen Heeren der bewaffneten Rotte Wahabi zittern. Ja selbst Bagdad ist von den Wahabi's schon aufgefordert worden, ihre Macht anzuerkennen, und sich der Herrschaft der Türken zu entziehen. Erst wahrscheinlich wenn Bagdad gefallen ist, die heilige Stadt, wohin die Pforte ihre Wallfahrten verrichten, werden die Perser aus ihrer Unthätigkeit erwachen, und einem Feinde Grenzen setzen wollen, der keine andere als die seiner Kühnheit kennt.

Aus Deutschland.

— * Frankfurt, 7 Jan. Die kritische Lage des Handels, welche in Triest und Wien so viele Verlegenheiten verursacht, hat in Frankfurt keine bedeutende Wirkungen gezeigt, und beurkundet aufs Neue die Solidität der hiesigen Handelshäuser. Nur wenige und wenig bedeutende haben zu zahlen aufgehört. — Den Fürsten erwartet man noch im Laufe dieses Monats zurück. — Der Durchmarsch der nach Frankreich zurückkehrenden Truppen hat kaum aufgehört, und schon verbreitet sich wieder das Gerücht, die untere Durchmarschirten Divisionen, Boudet, Legrand u. a. würden wieder zurückkommen, und es würde sich zwischen Mainz und Speier eine Armee von 30,000 Mann bilden; doch beide Sagen bedürfen noch Bestätigung.

Druckfehler.

Nr. 1, S. 3, Sp. 1, Zeile 12 von unten lese man Schwaller Kalk Schaller.

Nr. 3, S. 11, Sp. 1, Z. 1e v. u. soll heißen Fonda di Sonda.

— S. 12, Z. 15 der Variet. muß es heißen *minorum*.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 5. — den 18 Januar 1809.

Berlin im Jänner 1809.

(Oeffentliche Meinung. — Schills Verehrung. — Stein. — Hardenberg.)

Noch nie hat sich vielleicht der Patriotismus so schön dargestellt, wie bei den Einwohnern der Hauptstadt Preussens, als ihnen die gewisse Aussicht, ihren Monarchen wieder in ihren Mauern zu sehen, beschieden ward. Man zählte gleichsam die Stunden, die Augenblicke, die bis zu seiner Rückkehr noch im Wege waren. Alles war schon in lebhaftestem Eifer für die Anstalten begriffen, die zu dem hohen Empfange des Landesvaters vorgekehrt werden sollten. — Denken Sie sich aber nun, welchen widrigen Eindruck die unerwartete Nachricht machen mußte, daß der preussische Hof eine Lustreise nach Petersburg antreten werde. Keiner wollte der Nachricht Glauben beimessen, und die Glaubigen augurirten in diesem Schritte schon die beunruhigendsten Aussichten. Sie sahen in der Ferne die düstersten Wolken am politischen Himmel sich sammeln, und träumten sich schon neue Entwürfe zu Koalitionen, mit denen die Fantasie dieser politischen Müßiggänger immer schwanger geht.

Die uebelste Stimmung aber war verbreitet, als die Nachricht von des Königes Reise nach Petersburg immer mehr Gewißheit erhielt. Keinem Stande war die Besorgniß wegzuraisonniren, die in ihm aufgeregt war, und vorzüglich war das Schicksal der preussischen Staatspapiere am entscheidendsten schlecht. Sie fielen mit jedem Tage, und ihr Fallen veranlaßte Verzweiflung und Kummer in dem Kreise, wo ihre Zirkulation Kraft und Aufleben bis jetzt verbreitet hatte.

Diese übele Stimmung war selbst nicht zu verscheuchen, als endlich vom Könige selbst seine Reise nach Petersburg als ein freundschaftlicher Besuch öffizell dem Publikum angezeigt ward; und sie dürfte auch nicht eher schwinden, als bis die Nachricht von der Rückkehr des Königes wirklich erfolgt sein wird.

Indeß haben der König und die Königin bereits unterm 27 v. M. ihre Reise nach Petersburg in kleiner Begleitung angetreten. Bei der feilen Witterung haben sie sich eines großen, verdeckten Schlittens, worin dreißig Personen Raum haben, bedient. Die Reise wird schnell gehen, und man ist versichert, daß den 8 bis 10 künftigen Monats der Hof schon wieder in Berlin seinen Aufenthalt haben wird.

In Königsberg haben indeß das Militär und die Behörden den Befehl zum Aufbruch erhalten. Sie begeben sich nach Berlin in kleinen Tagereisen, und werden kurz vor oder nach der Ankunft des Hofes in Berlin daselbst eintreffen. Vorzüglich hat die Garde vom Könige die Weisung erhalten, einige Meilen von Berlin seine Ankunft abzuwarten, weil er an der Spitze derselben in Berlin einziehen will. Im Stillen werden hier schon die nöthigen Vorkehrungen zum feierlichsten Empfange des königlichen Paares getroffen.

Ein Vorspiel hiervon hatten wir schon an dem Empfange genossen, der den ersten preussischen Truppen widerfuhr, welche am 10 v. M. eingezogen waren. Der Jubel und der Frohsinn waren unbegrenzt, womit sich diese Krieger begrüßt fanden; vorzüglich war es Schill, der einen wahren Triumphzug feierte. Man trug ihn beinahe auf seinem Rosse durch die Stadt. In Schill sieht gleichsam der preussische Muth den lodernden Funken, der seinen niedergeschlagenen Heldenmuth von neuem entflammen durfte.

Digitized by Google

Daß hierzu die Anlage vorhanden ist, sieht man an der Achtung, mit welcher Schill begegnet wird. Ueberall, wo er sich blicken läßt, wird er wie ein Heros des Alterthums begrüßt, und jeder nennt ihn und spricht von ihm mit Achtung und Rührung. In den ersten Zirkeln der Stadt, wie auch bei öffentlichen Volkszusammenströmungen, erhält er die deutlichsten und unverkennbarsten Beweise der Achtung und Liebe, wofür er durch eine förmliche Dankadresse, die er in den öffentlichen Blättern abdrucken ließ, seinen dankbaren Gefühlen Raum zu geben sich gezwungen fühlte.

Sein Korps, welches 600 Mann stark ist, hat er jüngst durch eine Kabinetsordre des Königs Erlaubniß erhalten mit 300 Mann zu verstärken. Der Zulauf ist unglaublich; es haben sich schon über tausend Mann unter seinen Fahnen zu dienen angeboten. Er wählt die Besten, und ist sehr delikat in der Annahme. Mehrere Volontärs haben sich schon gemeldet, die sich auf ihre Kosten equipiren und nöthigenfalls keinen Sold nehmen wollen.

Schill mit seinem Korps sowohl, als auch die übrigen Truppen, die jetzt hier liegen, werden nicht in der Hauptstadt verbleiben. Sie verlassen Berlin, sobald die Truppen aus Preussen hier einrücken, und werden auf die umliegende Provinzialstädte vertheilt.

Die bereits publizirte Konskription, welche in den preußischen Staaten eingeführt werden sollte, ist nach den neuesten offiziellen Nachrichten wieder zurückgenommen, und es wird vorerst wieder bei der vormaligen Kantonseinrichtung verbleiben. So dursten auch die Aufhebung der Zünfte und mehrere Neuerungen, von welchen sich eine Anzahl besserer Physiokraten so großes Heil versprechen, vor jetzt unterbleiben. Die Erschütterung, die das Staatsgebäude erlitten, ist zu groß, als daß man nicht befürchten dürfte, die Berührung gewisser Grundbalken desselben könnte die frische Wunden des Staats noch mehr aufreissen. Eben so wenig dort man jetzt wieder etwas von der für Berlin projektirten Universität.

Alle diese Veränderungen scheinen mit dem Austritt des Ministers von Stein und seiner Anhänger aus dem Kabinet gleichsam eingeschlummert zu sein. Man kann deßfalls nicht geradezu entscheiden, daß die Ansichten Steins, der allgemein als ein Mann von durchdringenden Einsichten geröhmt wird, nicht dereinst wieder aufgefaßt werden sollten. Dieser Minister ist vor kurzem von Konigsberg hier angelangt, hat sich einige Zeit hier aufgehalten, und soll, wie man sagt, nach Breslau in Schlesien sich begeben, wo er privatisiren wird.

Eben so ist vor einiger Zeit der Minister von Hardenberg aus Konigsberg hier eingetroffen, um sich auf sein Gut Tempelberg, das nicht fern von hier ist, zurückzuziehen.

Mehrere Abweichungen, welche der Aufenthalt der Franzosen hier in gewissen hergebrachten Einrichtungen veranlaßt hatte, sind wieder beseitigt worden. So läßt sich ertönen der Abend-Appel, der bei den Franzosen um fünf Uhr abgehalten ward, wieder wie vormals um neun Uhr Abends vernehmen; zweitens ist der Befehl gegen das öffentliche Tabakrauchen, das bei den Franzosen ungehört geduldet ward, neuerdings wieder eingeschärft worden, und endlich sind drittens die Wächter in die alte Singweise bei Abrufung der Stunden wieder verfallen, die sie auf Verlangen des französischen Gouvernements einstellen mußten.

Bei der strengen Kälte, welche hier kurz nach Einzug der preußischen Truppen eingefallen, fehlte es ihnen auf den Posten an Mänteln. Mehrere Gesellschaften schritten sofort zur Veranstaltung einer Kollekte für die nothwendigen Mäntel. Indeß ist man im Begriff, eine Summe zusammenzubringen, um jedem militärischen Subjekt einen Mantel geben zu können. Die Bürgergarde hat zu diesem Behuf in ihrem Kreise schon über 1500 Thaler zusammengetragen.

Die dieße Kaufmannschaft, welche bekanntlich vor einigen Jahren Berlin durch Aufführung eines schönen Börsengebäudes verschönerte, ist im Begriff, eine Kaufmanns-Sozietät, nach Art der Börsenhalle zu Hamburg, einzurichten. Sie soll aus dreihundert Mitgliedern bestehen, die den Stamm bilden werden.

Die Moraiten.

(Beschluß.)

Wir reiseten an einem schönen Juni-Abend von Coron ab, um zu Lande nach Philatrea, einem Städchen am Fuße des arkadischen Gebirges, zu kommen, wo wir uns nach Zante einzuschiffen gedachten. Die Hitze ist am Tage in dieser Jahrszeit viel zu groß; man reiset daher hier zu Lande lieber Nachts. Wir waren alle wohl bewaffnet, unsere Saumrosse nur leicht bepackt. Ausser meinem Reisegefährten und mir machten noch ein zantiotischer Grieche, der gebrochen italienisch sprach, und ein Führer die Reise mit.

Es hatte den Tag geregnet; die Erde war erquickt; die Abendlüfte bewegten sanft das Haupt der Palmen und die schwebenden Schnure von Weinlaub und Trauben, die von Baum zu Baum rankten, oder glitten wellenförmig über Dura's goldene Saaten, und über die erhabenen Stängel des Calambrok, einer Rebrenfrucht, dem holeus spicatus nicht unähnlich.

Einzelne Landleute, von ihrem Tagewerk heimkehrend, kamen uns mit ihren zweirädrigen mit Kraut beladenen Karren entgegen. Diese Karren hatten in ihrer Form und durch die vollen Räder Aehnlichkeit mit den betrusischen. Sie wurden von Ochsen gezogen, deren Haupt mit Palmenzweigen oder einer dogenförmig gekrummten Ruthe geschmückt waren, von der Rebe und Trodbeln von Wolle herabhingen. Die guten Leute grüßten uns freundlich, und riefen uns ihr Kalli-Spera und Kalli-Nicto (guten Abend! gute Nacht!) fröhlich zu, das wir ihnen wiederholten.

Wir zogen in der Nacht an Modon, dem Methone der Alten, vorüber, ohne in das Städtlein einzukehren, was, wie man uns gesagt hatte, sonder Merkwürdigkeiten für uns war. Eben tönte von den hohen Minarets der Stundenruf der Muezzins oder Wächter, welche Feuer und Licht zu bewahren mahnten. Durch die graue Dämmerung traten dunkel die hohen Stadtthurme mit Schiesscharten empor.

Der Führer wählte nun den kürzesten Weg und führte uns geraden Weges ins Gebirge. Erst spät machten wir in einem geräumigen Thal Halt, und unter einem von Früchten schwer beladenen Birnbaum wählten wir das Nachtlager. Aber schon vor Sonnenaufgang weckte uns der Führer wieder. Wir waren vom reichlichen Thau ganz durchnäßt.

Schon fürchteten wir uns in Dickicht und Gebüschen verirrt zu haben, als wir glücklicher Weise ein Lager nomadischer Moraiten erblickten. Einige Hunde verwehrten uns den Eingang. Die Hirten erschienen; wir forderten ihre Gastfreundschaft. So-

Digitized by Google

gleich sprang einer von ihnen davon ins Lager, und brachte einen betagten Mann herbei, der uns in italienischer Sprache begrüßte und in das Lager führte. Man brachte uns Kuchen von Calambrok und Ziegenmilch.

Die Wohnung der Hirten war sehr einfach. Ein weiter Hag von dornigen in einander verschlungenen Reisern zwischen in Boden geschlagenen Pfählen umgürtet das Ganze. Mitten in diesem Kreise stehen mehrere Hütten; das heißt, vier junge entzweigte Bäume sind in die Erde gepflanzt, ohngefähr zehn Schuh hoch, und Palmenblätter bilden das Dach. Unter demselben, sechs Schuh über dem Boden, ist ein zweites Dach von Schaffellen und trockenen Blättern an die vier Stützen mit Linnen befestigt. Dies ist das Bett der Hirten, worin sie vor Regen und Schlangen sicher ruhen. Dies lustige Gemach ist nur auf der Windseite von einer bloßen Matte beschlossen. Während die andern schlafen, ist immer einer der Hirten wach, welcher die Feuer rings die Umzäunung mit frischem Holz ernährt, die wilden Thiere damit abzuhalten.

So sind die Sommerwohnungen der Moraiten beschaffen; sie wechseln den Ort, sobald das Futter in der Nähe des Lagers von den Heerden verzehrt ist. Dann ziehen sie einer andern Gegend zu. Während des Winters, oder besser zu sagen, während der Regenzeit, wohnen sie in den Grotten der Berge.

Man hatte uns, während wir des Lager durchwanderten, ein Mittagsmahl bereitet. Eine Ziege, an einen Stecken gefreiet, dessen Enden auf zwei Steinen ruhten, ward am Feuer gebraten. Früchte und frischer Käse mußten den Nachtisch machen. Der Anblick unsers Waizenbrodtes, noch mehr die Kraft unsers Weins machte den Alten heiter und zutraulich. Er hatte viele Reisen und Erfahrungen gemacht, und besonders während des russisch-türkischen Krieges im Jahre 1770 harte Schicksale erduldet.

Was er uns erzählte, will ich so treu und einfach, wie er es gab, wieder erzählen. Sein Bericht ward uns großtentheils durch den Hrn. de Bermont, französischer Generalkonsul in Morea, als acht und wahr bestätigt. Man lernt daraus viele neue Umstände über die Ursachen und Wirkungen jenes Krieges kennen.

„Einst wohnte ich" — so erzählte der Morait — „zwischen Modon und Navarin in einem Flecken, durch welchen euer Weg in der fruchtbaren Ebene euch geführt haben muß. Allein der Flecken ist nicht mehr vorhanden, and keine Spur mehr, daß dort einst Menschen wohnten."

„Kurz vor jenem Kriege, der unser armes Vaterland zerstörte, verweilte in unserm Ort ein Fremdling. Er redete unsere Sprache, und sein gesitliches Gewand machte ihn ehrwürdig.*) Der Fremdling kam auch zu mir, denn der Wohlstand und das Alter meines Hauses hatten mir Ansehen gegeben. Oft sprach er mit Feuer gegen die Knechtschaft des griechischen Volks unter der Herrschaft der Türken; und wie nun bald ein gewaltiges Reich in Mitternacht aufstehen würde, das, voll bittern Hasses gegen den türkischen Namen, diesen zu vertilgen käme. Als der Fremdling meine Seele unter hellen Hoffnungen sah, und von Begierde voll, die Freiheit wieder zu erobern, ermahnte er mich, die muthigsten meiner Mitbürger zu vereinigen, und verhieß, es solle uns ein Zeichen gegeben werden, wenn die Zeit des großen Aufstandes vorhanden wäre."

„Auch mit unsern Priestern sprach er also. Ihre Worte des Hasses und der Rache begeisterten uns noch mehr, als die seinigen. Wir schworen in ihre Hände und vor Altären unauflösliche Eide der Freiheit."

„Endlich erschienen auf dem Meer die Schiffe der Russen.**) Das Zeichen ward gegeben. Alle Griechen strömten in Waffen nach Navarin, wo die Russen schon standen; dann zogen wir gegen Coron, eine Stadt, wichtig durch die nahe Wohnstätte der tapfern Mainotten, deren Beistand uns theuer war. Coron leistete schwachen Widerstand; aber die Turken zogen sich in die Festung zurück. Vier Wochen lang belagerten wir sie vergebens. Die Russen unterstützten uns schlecht. Dann griffen wir Nissy an, das seine Thore öffnete; dann Tripolitza."***)

„Aber die Anhänger des Koran hatten Zeit gewonnen, und mächtiger durch ihnen zugezogene türkische und albanesische Schaaren, schlugen sie unsere schwachen Haufen zurück. Wir wichen, nicht stark genug, die Hauptstadt Morea's regelmäßig zu belagern. Aber wir trugen unsere Waffen gegen Mistra***): es fiel und ganz Arkadien hing uns an. Nissy und Navarin blieben immer in unserer Gewalt; das belagerte Modon konnte nicht mehr lange widerstehen."

„Inzwischen kam wider uns Agi-Osman-Bei mit 5000 Albanesen oder Türken; er eroberte Nissy, und gab es den Flammen. Da begann unser Unglück. Zu Nissy kam einer unserer tapferstes Führer um. Auch der Bruder eines der berühmtesten Feldherrn von Maina, Mauro Mikeli, fiel in Gefangenschaft. Er ward gequält, bis er seine Landsleute bewog, die Waffen niederzulegen und in ihre Berge zurückzugehen. Da verriethen und verliessen uns die Mainoten. Dennoch folgten ihnen die Turken ins Gebirge; sie mußten sich einem Tribut an die Pforte unterwerfen."

„Osman Bei zog von Nissy's Aschenhügeln gen Modon, welches nahe daran war, sich uns zu ergeben. Er überwältigte uns; wir gaben die Belagerung auf. Wir waren durch innere Zwietracht geschwächt. Denn unsere Bundesgenossen, die Russen, welche uns in diese Händel gestürzt hatten, ohne die grossverheißene Hilfe zu bringen, opferten uns allen Gefahren auf, um sich selbst zu decken. Da brachen wir mit ihnen. Sie zogen nach Navarin; wir mit unsern Truppen auf die Insel Sphacteria."

„Aber da vernahmen wir, daß die grausamen Albanesen, weil ihnen der Bascha den Sold nicht gezahlt, drei Tage lang das Land zu plündern Erlaubniß bekommen. An der Spitze einiger treuen Gefährten flieg ich zum Schutz unserer Hütten. Grausliches Schauspiel! — — Schon in der Ferne sahen wir Rauchwolken um unsere Häuser dampfen; schon von fern hörten wir das Todesgeschrei der Unsrigen. Wir beeiligelten unsern Lauf. Ich sah mein Haus nicht mehr; es war Asche. Meine geliebte, meine einzige Tochter war verschwunden. Ich taumele wie wahnsinnig durch die Brandstätten, und als ich zur Begrabnißstelle

*) Vielleicht erschien 1767 ein russischer Emissär in Imanstinopel, der unter dem Namen Aali-Murad Morea durchzog, und die Griechen zum Aufstande vorbereitete, indem er ihnen einen mächtigen Beistand und die Ankunft einer russischen Flotte zur Abwehrung ihres Joches verhieß.

**) Am 28 Febr. 1770 kam die russische Escadre unter Befehl des Grafen Orlow zu Vitylo an der Westseite von Maina vor Anker. Sie verlor hier aber acht Tage Zeit, um zwei Galeeren zu bauen, dazu das Holz schon einige Tage vorher auf den Platz gebracht war. Diese Zeit hatte den Türken, sich in Coron und Tripolitza zu verstarken.

***) Im alten Arkadien, zwischen den weitland berühmten Städten Tegea und Mantinea gelegen.

****) Eine neue Stadt, drei Viertelstunden vom alten Sparta gelegen.

Digitized by Google

unserer Vorfahren komme, erblicke ich meine Tochter. Sie hatte das Grab ihrer Mutter zum Zufluchtsort erkoren. Da kämpfte sie gegen einige Albanesen. Ich zerstreue die Mörder. Meine Tochter erkennt mich. Neue Haufen überfallen mich. Ich sinke unter vielen Wunden; meine Tochter wird von den rasenden Banden hinweggeschleppt. Ich sah sie nicht wieder. Meine Gefährten fanden mich, und trugen mich davon in unsere Berge, wo meine Wunden geheilt wurden."

„Die Albanesen, durch allen Raub nicht gesättigt, nur wüthender, führen in ihren Greueln fort; plünderten alles; entführten unzählige junge Sklaven; zerstümmelten und folterten alle andern, die nicht fliehen und ihnen keine neue Schätze entdecken konnten, griffen selbst die Türken an, unter dem Vorwand, daß dieselben den Griechen beiständen. Die Türken mußten sich zuletzt vor der Wuth der Albanesen in die Festungen flüchten."

„Die Pforte, von diesen Unordnungen belehrt, sandte verschiedene Paschas nach Morea; aber diese mochten theils zu schwach sein, theils die ungeheuern Geschenke der Albanesen vorziehen: sie überließen den Räubern das Land, bis der Kapitän Pascha erschien. Zu Korinth erklärte er den Griechen Amnestie und Erlaubniß sich wider die Albanesen zu bewaffnen. In der Ebene von Argos forderte er diese auf, Morea zu verlassen. Nur die albanesischen Tschesmes zogen sich zurück; aber die Bekiarchs unter ihnen, 7000 Mann stark, verweigerten Gehorsam und verschanzten sich zu Tripolizza."

„Da überfiel sie der Kapitän Pascha. Es war im J. 1779. Und 3000 Albanesen blieben auf dem Schlachtfelde; die übrigen flüchteten, wurden aber erschlagen oder gefangen. Die Hälfte der Gefangenen ward auf den Galeeren nach Konstantinopel geführt, und der Ueberrest enthauptet. Ihre Köpfe wurden im Angesicht des Serails zu einer Pyramide mit Kalk und Sand aufgemauert."

„Ich war zu dieser Zeit nicht in Morea, sondern auf Reisen mit griechischen Kaufleuten in der Levante und in Europa. Ich sah Morea wieder nach Vertreibung der Albanesen. Aber die Wohnungen meiner Väter waren verschwunden, meine Freunde umgekommen, meine Tochter längst bei den Todten. Da weihte ich die Reige meiner Tage den Heerden, die mich in diesen Gebirgen ernähren."

So erzählte der gastfreundliche Morait. Umsonst boten wir Bezahlung an. Nur ein indisches Musselintuch nahm er zum Andenken von unserer Hand, und wand es um seine rothe Kappe. Er gab uns einen Wegweiser bis Navarin mit.

Variétäten.

Aus Italien.

— * Mailand, im Jänner. Wie glücklich ist man, nicht mehr von Bettlern belästiget zu werden! Einmals wurde man von einer Menge Taugenichtsen angebettelt und mit Unanstand umringt. Einige verfolgten mich, ihrer Hand in der Schlinge tragend. Ich sah diese Menschen schon einige Jahre auf diese Art. Ich verlangte also, die Uebel zu beseitigen; auf ihr Begehren zog ich den Arm mit Gewalt aus der Schlinge, und das Glied war gesund. — Ein Mädchen von ungefähr vierzehn Jahren hat mich um Almosen auf einem öffentlichen Spaziergange, und wies mir eine sehr kunstlich krumm gemachte Hand. Ich trug kein Bedenken, zur Operation zu schreiten, öffnete mit Gewalt die Hand und schien drei derbe Streiche darein; und die Hand war geheilt zur Verwunderung einer großen Menge Zuschauer, welche schon zwei Jahre von diesem Mädchen bestürmt worden waren. — An einer Kirche saß ein junger starker Bettler, welcher schon zwei Jahre die Gelehrsicht hatte. Ich sah, daß seine Augen weiß waren. Eines Tages, als die Leute aus der Kirche gingen, nahm ich mein stark geriebenes Schwämmchen, und wusch die Hälfte des Gesichts, so daß dieser Theil die natürliche Farbe erhielt. Der Anblick war lächerlich. Einige gute Menschen hoben ihn auf, und um dem armen Menschen Stärke zu geben, theilten sie ihm mitleidig einige Instruste mit; er lief davon wie ein Reh. Durch diese großen Wunder wurde ich unter den Bettlern so berühmt, daß mich alle fliehen.

Die Wälle rings um die Stadt werden jetzt zu den prächtigsten Spaziergängen gemacht. Die Bastionen werden zum Theil abgetragen, so daß der Bau besser die Stadt durchkreuzen und das Ringe die schöne Ebene rings um die Stadt besser beherrschen kann. Die Wassergraben um die Stadt sind gereinigt oder in neue Betten geleitet, so daß das einst stehende Wasser klar über einen schönen Kiesboden fließt. Neben diesen Wassergraben sind schöne neue Chausseen, mit jungen Bäumen bepflanzt.

Das Foro Bonaparte ist ringsum von Bäumen beschattet, und zu angenehmen Spaziergängen gemacht. Auf der Südseite steht das prächtige runde Amphitheater, Arena genannt, deren Oberthell mit einer Allee bekränzt ist, einem schwebenden Garten gleich. Die Straßen der Stadt werden neu gepflastert, und mit unterirdischen Wasserleitungen versehen. An den Dächern der Häuser werden Rinnen angebracht, und von diesen wird das Wasser durch Röhren in die Erde geleitet.

Und dieses Alles haben wir unserm einsichtsvollen und guten Fürsten zu danken. Wie werden bald das Vergnügen haben, diesen Prozeß zu besitzen. Es ist von dem liebenswürdigen jungen Maler Hrn. Jacob, einem Franzosen, gezeichnet, welcher vorlars Jahr die von jedermann bewunderte schöne Zeichnung: *La Force et la Sagesse*, in der Brera ausstellte. Das Portrait des Prinzen ist stehend in Generalsuniform im Garten der Villa Bonaparte vorgestellt, und übertrifft alle diejenigen, welche bisher erschienen sind. Obiges Hr Jacob gemeiner Soldat war, blieben doch seine Talente dem Prinzen nicht unbemerkt. Er zog ihn hervor, unterstützte ihn, und machte ihn zu vorigen Jahre zu seinem Dessinateur. Ein anderer junger Mann, Hr. Galliano, genießt ebenfalls der Protektion des Vizekönigs. Seine Zeichnung, deren Gegenstand der russische Soldat ist, welcher bei der Schlacht von Eylau sich nicht wollte verbinden lassen, und zu Napoleon sagte: „Du willst daß ich lebe, Cäsar, so geschehe es, um dir zu dienen!" wurde vorlars Jahr in Paris ausgestellt. Hr. Galliano bekam ein schönes Gehalt vom Prinzen, und wurde auf dessen Kosten nach Rom geschickt.

So unterstützet dieser liebenswürdige Fürst Künste und Wissenschaften, und soviel er kann jedes andere Fach. Er sieht dabei nicht auf Nation, sondern nur auf Talente. Mehrere Schweizer können sich seiner Gnade rühmen.

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nr. 1.)

Digitized by Google

Intelligenzblätter
zu den
Miszellen für die neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 1. — den 18 Januar 1809.

Um den häufigen Anfragen, die sowohl vom Inn- als Auslande wegen der Eröfnung der hiesigen landwirthschaftlichen Lehranstalt geschehen, einigermaßen zu begegnen, so eilen wir unsern Freunden einstweilen einen Studienplan vorzulegen und sie in Rücksicht aller nähern Erläuterungen, welche die Grenzen ihres Blattes nicht zugeben, auf einen diese Sache betreffenden weitläuftigen Aufsatz im zweiten Hefte der landwirthschaftlichen Blätter von Hofwyl, das in diesem Jahre erscheinen wird, zu verweisen.

Ein ehrendes Publikum wird auf dem gleichen Wege auch von den neuern Schicksalen des Instituts, von dem gegenwärtigen Bestand seiner Anlagen, von seinen Hülfsmitteln, und von den Bedingen, unter welchen ihre Benuzung frei gestellt sein wird, benachrichtiget werden.

Der erste Kurs wird den nächsten April beginnen und zu Ende Septembers vollendet sein.

Die Lehrgegenstände sind folgende:

I. Mathematik.

1) Arithmetik. 2) Planimetrie. 3) Trigonometrie. 4) Nivellirkunst.

II. Physik.

1) Mechanik. 2) Witterungslehre. 3) Galvanismus und Elektrizität.

III. Naturgeschichte.

1) Mineralogie. 2) Botanik. 3) Zoologie.

IV. Chemie.

Als Einleitung, einiges über die allgemeinen Grundsätze der Chemie.

1) Von der Zerlegung der mineralischen Körper. 2) Von der Zerlegung der vegetabilischen Körper. 3) Von der Zerlegung der thierischen Körper.

V. Agronomie.

Als Einleitung: Des Endsunterzeichneten Ansicht der Beziehungen dieses Gegenstands, und einiges über die Wichtigkeit, ihn nicht bloß contemplativ unter neuen Gesichtspunkten aufzufassen, sondern ihn auch ihren humanen Tendenzen entsprechend zu behandeln, wozu bei uns anschauliche Wegweisung gegeben werden soll.

1) Feldbau mit Erklärung über landwirthschaftliche Maschinerie.
2) Pflanzenkultur.
3) Viehzucht.

Als Anhang über Ruralarchitektur, Haushaltungskunst und landwirthschaftliche Buchhaltung.

VI. Forstkunde.

VII. Technologie.

Die angeführten Hülfswissenschaften werden alle blos in Beziehung auf den Landbau vorgetragen.

Emanuel Fellenberg.

Neues Journal
für
Fabriken, Manufakturen,
Handlung, Kunst und Mode.

Mit Beiträgen von C. A. Geitner, W. A. Lampadius, Nemnich, J. C. Petri, J. G. M. Poppe, H. Rockstroh, W. A. Tiemann, J. G. Trommsdorff, Wathler, Andr. Wagner u. a. m.

Jahrgang 1809.

Mit natürlichen Zeugmustern, Landkarten, kolorirten und schwarzen Kupfern.

Preis des Jahrgangs von zwölf Heften 8 Thlr. sächs. Vorausbezahlung.

Leipzig, bei Joh. Friedr. Gleditsch.

Dieses Journal, von welchem nun siebenzehn Jahrgänge heraus sind, erscheint von 1809 an in einem veränderten Gewande. Der innere Werth desselben, bereits durch die frühern Jahrgänge hinlänglich dargethan, sicherte diesem Institute nicht nur den Beifall des merkantilischen Publikums, sondern auch den jedes gebildeten Menschen. Mit 1809 beginnt nun gleichsam ein neues Werk, eine neue Reihe von Bänden. Der Verleger wünschte denen gefällig zu sein, die gern Interessenten dieses Journals gewesen wären, sich aber scheuten, um etwas Vollständiges zu besitzen, die bereits erschienenen Bände mit zu kaufen. Für sie ist der Titel: Neues Journal u. s. w. gewählt worden, wo sie dann mit dem Jahrgange 1809 den ersten und zweiten Band einer neu begonnenen Zeitschrift besitzen.

Monatlich erscheint ein Heft. Zu jedem Hefte werden bestimmt zwei Kupferblätter und eine Tafel natürlicher neuer Zeugmuster geliefert.

Das eine Blatt enthält schön gezeichnete und vorzüglich gut illuminirte Abbildungen der neuesten französischen Moden, die keine sklavischen Kopien des bekannten Journal des Dames et des Modes und anderer Modejournale sind, doch aber in Ansehung der Schönheit wohl mit diesen wetteifern.

Das andere Blatt enthält entweder die Abbildung einer neu erfundenen Maschine, oder einer neuen geschmackvollen Zimmerverzierung; stets mit einer gehaltvollen Beschreibung. Der Verleger hat im vorigen Jahrgange immer Originale geliefert, und ist dies auch, mit guten Zeichnungen hinlänglich versehen, ferner zu thun im Stande. Wie sehr diese Maschinen im Auslande Beifall finden, davon gibt das Journal: Annales des arts et manufactures etc. den deutlichsten Beweis, welches die meisten der im Journal für Fabriken u. s. w. in Kupfer gestochenen Maschinen, nachgestochen, und mit einer französischen Uebersetzung liefert.

Digitized by Google

Der Preis des Jahrganges von zwölf Heften gr. 8. in blauem Umschlage ist 5 Thaler sächsisch Vorausbezahlung, für welchen Preis dasselbe durch ganz Deutschland, sowohl von den Buchhandlungen, als den resp. Postämtern und Zeitungsexpeditionen geliefert werden kann. Einzelne Hefte können nicht abgelassen werden.

Gute und dem Plane des Journals angemessene Aufsätze werden mit Vergnügen aufgenommen, und nach Verlangen honorirt.

Eine ausführlichere Anzeige von dem Plan dieser Zeitschrift wird in jeder Buchhandlung gratis ausgegeben.

Man kann sich dafür bei H. R. Sauerländer in Aarau abonniren.

Hiemit kündigen wir dem Publikum folgendes Prachtwerk an:

Beschreibung der Feierlichkeiten, welche bei Anwesenheit JJ. MM. der Kaiser Alexander und Napoleon und mehrerer gelehrten Häupter in Weimar und Jena am 6 und 7 Okt. 1808 von Sr. Durchl. dem Herzog von S. Weimar veranstaltet wurden. Nebst einem Ueberblick über merkwürdigen Zusammenkunft in Erfurt. Mit deutschem und französischem Text und fünf großen Kupfertafeln. Imperial-Folio. 8 Thlr. sächs.

welches in einigen Wochen erscheinen wird, und wobei kein Aufwand und keine Mühe gespart ist, es dem Gegenstande angemessen zu machen. Der Text, aus der ersten Quelle selbst bearbeitet, wird in gespaltenen Kolumnen deutsch und französisch splendid auf geglättet Schweizer-Papier gedruckt. Die fünf Kupfer, wovon zwei sorgfältig ausgemalt sind, enthalten die an Ort und Stelle von guten Künstlern aufgenommenen merkwürdigsten Gegenstände, nämlich die große Hirschjagd auf dem Ettersberge, das Dejeuner der Kaiser auf dem Napoleonsberge bei Jena, die Porträits der Kaiser und Könige, den zu Weimar errichteten Obelisken, und die auf die Feierlichkeit geprägten Münzen.

Von diesem interessanten Prachtwerk kann man in jeder deutschen Buchhandlung ausführliche Anzeigen erhalten, und auch daselbst Bestellungen darauf machen. Privatliebhaber, die fünf Exemplare nehmen und sich in postofreien Briefen nebst beigefügtem Betrag unmittelbar an uns wenden, erhalten das fünfte Exemplar gratis. Weimar, im November 1808.

H. S. pr. Landes-Industriekomptoir.

Man kann auf obiges Prachtwerk bei H. R. Sauerländer in Aarau subskribiren.

Neue Bibliothek

für

Pädagogik, Schulwesen

und die gesammte

pädagogische Literatur,

herausgegeben

von

Gutsmuths.

Jahrgang 1809.

Leipzig, bei J. Fr. Gleditsch. Der Jahrgang von 3 Bänden oder 12 Heften kostet 5 Thlr. sächs. Vorausbezahlung.

Der Zweck dieser neuen Bibliothek ist der, die Liebhaber der Pädagogik mit allen neuen Schriften in diesem Fache schnell und genau bekannt zu machen; und zwar durch eine allgemein kritische Revision derselben. Es erwächst hieraus für die Theilnehmer der Vortheil, daß sie in einer Zeitschrift finden, was sie sonst in mehreren gelehrten Blättern zerstückelt antreffen, oft nicht finden; daß sie durch eine einzelne Zeitschrift in den Stand gesetzt werden, mit der Literatur ihres Faches bequem fortzugehen, und endlich, ohne mühsames Nachsuchen anderer periodischer Blätter, die Unternehmungen, Versuche, Vorschläge und Fortschritte in ihrem Fache kennen lernen.

Der Preis des Jahrganges von zwölf Heften in gr. 8. ist 5 Thlr. sächs. Vorausbezahlung, für welchen Preis dasselbe durch ganz Deutschland, sowohl von den Buchhandlungen, als den resp. Postämtern und Zeitungsexpeditionen geliefert werden kann. Einzelne Hefte können nicht abgelassen werden.

Schnepfenthal, im Dezember 1808.

H. R. Sauerländer in Aarau nimmt Bestellungen darauf an.

Im Verlage der Stettinischen Buchhandlung in Ulm hat kürzlich die Presse verlassen:

M. J. Schmidts Geschichte der Deutschen von den ältesten bis auf die jetzigen Zeiten; fortgesetzt von Joseph Milbiller, 22r und letzter Theil, oder der neuern Geschichte der Deutschen 17r und letzter Band, enthaltend Deutschlands Zustand vom Jahre 1740 bis 1806 und ein allgemeines Register über das ganze Werk. Gr. 8. Ulm. 1808. Preis 2 fl.

Wir zeigen hiemit dem geehrten Publikum die Vollendung eines Werks an, das seit seiner ersten Erscheinung unter die Zierden der deutschen Literatur gezählt worden ist, und das zu seiner Vollendung den Ruhm als klassisches Nationalwerk unverändert behauptet hat. Ueber den unsterblichen Mich. Jgn. Schmidt, als Geschichtschreiber der Deutschen, gibt es nur Eine Stimme, und er hat sich durch dieses nun vollendete Geschichtswerk das ehrenvollste Denkmal gestiftet. Er war nämlich der Erste, der die freudthauende und würdige Idee, eine Geschichte der deutschen Nation (nicht blos ihrer Regenten) zu schreiben, nicht allein auffaßte, sondern es gelang ihm auch der Ruhm, diese Idee in einem Umfange und mit einer Sachsichtigkeit verfolgt zu haben, die ihm über jeden andern unserer Nationalgeschichtschreiber hinaussetzt. Dabei kam es, daß die kompetentesten Richter seine durch den würdigen geistl. Rath und Professor der Geschichte zu Landshuth, Hrn. Jos. Milbiller mit so allgemeinem Beifall fortgesetzte und nun vollendete Geschichte der Deutschen für ein Werk erklärten, welches in der elegantan historischen Literatur unsers Vaterlandes Epoche macht.

Es kann die Absicht dieser Anzeige nicht sein, den Ruhm eines Werks zu verbreiten, das unsers Lobes nicht bedarf. Aber wir wünschen Vielen den Ankauf dieses Werks dadurch zu erleichtern, daß wir denen das ganze aus 22 Bänden bestehende Werk, das im Ladenpreis 33 fl. 30 kr. kostet, um 25 fl. erlassen wollen, welche sich direkte an uns wenden, und den Betrag baar an uns einsenden.

Da auch vielen Besitzern dieses Werks noch einzelne Bände, besonders von der neuern Geschichte, abgehen möchten, so wollen wir auch diesen die Komplettirung desselben dadurch erleichtern, daß wir denen, so den Betrag an uns selbst baar und portofrei einsenden, noch um den Subskriptionspreis von 1 fl. 15 kr. jeden Band (mit Ausnahme des letzten Bandes, welcher 2 fl. kostet, noch bis Ostern 1809 erlassen wollen.

Wir hoffen, es werden sich Viele dadurch veranlaßt finden, sich ein Werk, das jedem Deutschen wichtig sein muß, jede

Digitized by Google

Bibliothek fiert, und seinen bleibenden Werth behält, theils vollständig anzuschaffen, theils zu kompletiren.

Dieser geringere Preis dauert jedoch nicht länger, als bis nächste Ostern 1809, nach welcher Zeit der Ladenpreis wieder eintritt.

Ulm, im Jahre 1808.

Die Stettinische Buchhandlung.

Bücheranzeige.

Je seltener in unsern Tagen die bessern Erzeugnisse im Felde der schönen Literatur sind, desto mehr muß man sich freuen, daß der geistvolle, durch seltene Darstellungsgabe, treue Welt- und Menschenkenntniß und reiche Phantasie rühmlichst bekannte Verfasser der grauen Mappe in dieser Messe den Anfang einer neuen Sammlung von Erzählungen liefert, die unter dem Titel:

Neue Amaranthen
vom Verfasser der grauen Mappe
erste Sammlung.
Mit Kupfern von Jury

für 1 Thlr. 18 gr. in allen guten Buchhandlungen zu haben ist, und die der geschmackvollen Lesewelt einen hohen Genuß gewähren wird.

W. Heinrichshofen,
Buchhändler in Magdeburg.

Wörterbuch
zu
Jean Pauls Schriften
oder
Erklärung aller in dessen Schriften vorkommenden fremden Wörter und ungewöhnlichen Redensarten; nebst kurzen historischen Notizen von den angeführten Personen aus der Geschichte u. s. w. und faßlicher Verdeutlichung der schwierigsten Stellen im Zusammenhang.

Ein
nothwendiges Hülfsbuch für alle, welche jene Schriften mit Nutzen lesen wollen.

Von
Karl Reinhold.
Erstes Bändchen,
die Levana enthaltend.
(Preis 1 Thlr. sächs.)

Es sorgfältig man auch seit dem letzten Jahrzehend bemüht gewesen, jede Lücke in der deutschen Literatur auszufüllen: so wurde dennoch auf eines der dringendsten Bedürfnisse, auf spezielle Erklärungen unserer klassischen Schriftsteller, durchaus keine Rücksicht genommen. Der Unterzeichnete freut sich um so mehr, durch vorliegendes Wörterbuch zu den Werken Jean Pauls, eines unserer vorzüglichsten Schriftsteller, den bereits sehr häufig ausgesprochenen Wunsch des gebildeten Publikums befriedigen zu können. Dieser erste Theil, welcher die Levana oder Erziehungslehre umfaßt, ist besonders ein schätzbares Hülfsbuch für Mütter und Töchter, und enthält einen solchen Schatz der seltensten Notizen, daß man es mit Recht eine Mütter- und Töchterschule nennen könnte. Ja man darf behaupten, daß dies Wörterbuch den Verehrern von Jean Pauls herrlichen Geistesprodukten durchaus unentbehrlich ist. Der Verfasser hat durch den ersten Band dieser Schollen seinen Beruf zu dieser Arbeit auf das erfreulichste bewiesen, und darf dabei auf den Dank der gebildeten Lesewelt gerechten Anspruch machen.

Joh. Chr. Enrich.

Man findet obiges Werk in allen Buchhandlungen, so wie auch bei H. R. Sauerländer in Aarau.

Dichterische Versuche
von
Joh. Georg Eck, dem Sohne.
(Preis 16 gr. sächs.)

Archiv
der
deutschen Landwirthschaft.
Die
neuesten Erfahrungen, Fortschritte, Verbesserungen und Versuche in Beziehung auf Ackerbau, Viehzucht, Wiesen-Kultur und die ländlichen Gewerbe.

Herausgegeben
von
mehrern praktischen Landwirthen.

Unter diesem Titel erscheint mit dem Jahre 1809 bei Joh. Friedr. Gleditsch in Leipzig eine neue ökonomische Zeitschrift, deren Zweck vorzüglich dahin geht, die Resultate von Versuchen und Erfahrungen in diesem weitläuftigen Gebiete bekannt zu machen. Sie wird allen deutschen Landwirthen um so willkommener sein, da es ausgemacht ist, daß nur durch wiederholt angestellte und zahlreiche Versuche die Landwirthschaft zu jenem Zwecke von Vollkommenheit gebracht werden kann, wo sie den größten Nutzen und Gewinn abwirft. Monatlich erscheint ein Heft von sechs bis acht Bogen mit den nöthigen Kupfern.

Man pränumerirt beim Empfang des ersten Heftes auf den ganzen unzertrennlichen Jahrgang in allen soliden Buchhandlungen, so wie auch bei allen löblichen Postämtern und Zeitungsexpeditionen mit 5 Thlr. sächs., für welchen Preis es franko durch ganz Deutschland zu haben sein wird. Eine ausführlichere Anzeige von dem Plan dieses Archivs wird in jeder Buchhandlung gratis ausgegeben.

Praktische Beiträge an den Verleger eingesandt werden annehmlich honorirt.

Leipzig, im Dezember 1808.

H. R. Sauerländer in Aarau nimmt darauf Bestellungen an.

Thalie et Melpomène française, ou Recueil périodique des meilleurs pièces des théâtres de Paris. T. III. 2me cah. 12 gr.

Von dieser beliebten Sammlung der neuesten und besten französischen Komödien und Trauerspiele ist so eben des dritten Bandes zweites Heft erschienen und an alle Buchhandlungen versandt. Es enthält folgende Lustspiele:

1) L'homme aux convenances, comédie en un acte et en vers par M. de Jony.

Digitized by Google

2) Mademoiselle de Guise, opéra comique en trois actes par Dupaty.

3) Bon naturel et vanité, ou la petite école des femmes, comédie en un acte et en vers par H. F. Dumolard.

Liebhaber können sämmtliche Stücke auch einzeln, jedes zu 4 gr. erhalten.

Rudolstadt, 1 Nov. 1808.

F. S. A. pr. Hof-Buch- und Kunsthandlung.

Zwölf alte deutsche Lieder des Knaben Wunderhorn

mit Begleitung des Pianoforte (oder der Guitarre) komponirt von

F. H. Himmel

königl. preuß. Hofkapellmeister und Kammercomponist.

Der berühmte Komponist hat den Ton der alten deutschen Minnelieder mit den Reizen der neuern Musik aufs schönste zu verbinden gewußt, und dadurch ein eben so vortreffliches als originelles Werk geliefert. Ich kann das mit Recht den deutschen Musikfreunden sagen, und ihnen einen herrlichen Genuß versichern. Für postfreie Pränumeration eines Spezietaleres erhält man ein Exemplar, und Sammler bekommen das sechste Exemplar frei. Seit Dezember vorigen Jahres sind Exemplare zu haben.

Leipzig, im Januar 1809.

Bureau de Musique. A. Kühnel.

In letzter Jub. Messe erschienen bei Joh. Ambr. Barth und und J. S. Kummee in Leipzig:

Fr. Aug. Carus, Professor der Philosophie in Leipzig, nachgelassene Werke, 1r und 2r Band, oder dessen Psychologie, 1r und 2r Band, mit des Verfassers Bildniß und zwei Nignetten. Gr. 8. Subskriptionspreis 3 Thlr. Ladenpreis 4 Thlr.

Jetzt ist nun auch von dessen nachgelassenen Werken der dritte Band oder Geschichte der Psychologie, gr. 8. Subskriptionspreis 2 Thlr. Ladenpreis 2 Thlr 16 gr. erschienen. Von dem so bescheidenen als scharfsinnigen Verfasser, dem die Wissenschaft so vieles aalt, und welcher das Studium der Psychologie wissenschaftlich und historisch bevorzog, ist dadurch hier ein Theil der reichen und kräftigen Ausbeute dem Publikum vorgelegt, der nur dessen Namen verherrlichen kann. Allenthalben findet der vorurtheilsfreie Denker neue Wege des Forschens in die Tiefen des menschlichen Geistes betreten, nachgewiesen und eifrig bebauet, der Werth des psychologischen Studiums wird in seine gültigen Rechte eingesetzt, und nichts bleibt zu wünschen, als daß die Früchte, welche auch für andere Zweige der Wissenschaft, für Kunst und das Leben daraus hervorgehn, ferner treulich gepflegt und benutzt werden. Nächstens werden nun auch dessen Ideen zu einer Geschichte der Philosophie und Geschichte der Religionsphilosophie an diese sich anschliessen. Was man von diesen erwarten darf, sieht im Klaren, wenn man die mit Recht gepriesenen Arbeiten des Verfassers auf dem Gebiete der Geschichte der Philosophie in Rücksicht zieht. Die Kritik bedarf seines voeauszustellenden Lobes, je mehr der Name des Verfassers und die vorliegenden Werke Bürge sind, daß jeder Theil seiner gediegenen Werke sich der achtungsvollen Aufnahme von selbst erfreuen darf.

Im Verlage der Steinischen Buchhandlung in Nürnberg ist erschienen, und bei H. R. Sauerländer in Aarau zu haben:

Briefe über die ersten Grundsätze der Mechanik, vom Verf. des Versuchs, das Studium der Mathematik zu erleichtern, an den Herausgeber der Ephemeriden der Berg- und Hüttenkunde. Gr. 8. 1807. 45 kr. oder 12 gr.

Ciceronis, M. F., Rhetorica seu Institutiones artis eloquentiae forensis opera et sumptu cultoris disciplinae Ciceronianae J. Greyssing. II Tom. Editio secunda. gr. 8. 1808. 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr.

Cunradi, J. G., die deutsche sich selbst erklärende Sprachlehre für Jünglinge, oder Anweisung über unsere Muttersprache vernünftig nachzudenken und ihren Bau kennen zu lernen. gr. 8. 1808. 1 fl. 45 kr. oder 1 Thlr. 4 gr.

— — die höchst nöthige Reform des Unterrichts in der lateinischen Sprache. 8. 1808. 24 kr. oder 6 gr.

Diogenis Laertii de Vitis, Dogmatibus et Apophthegmatibus liber Xmus graece et latine separatim editus a B. Nürnbergero, editio secunda. 8. maj. 1808. 1 fl. oder 16 gr.

Forsttatechismus, oder Lehrbegriff aller Forstwissenschaften; nach dem Forsthandbuch des Hrn. v. Burgsdorf, gr. 8. 1806. 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr.

Handbuch der Naturlehre zu Vorlesungen und dem Privatgebrauch, mit Kupf. Gr. 8. 1808. 1 fl. 45 kr. od 1 Thlr. 4 gr.

Hajji Statistik von Mähren, mit einer Karte und Tabelle. 8. 1807. brosch. 30 kr. oder 8 gr.

Höck, Dr. J. D. A., statistisch-topographischer Abriß von Frankreich. Gr. 8. 1808. 54 kr. oder 15 gr.

Juch, Dr. C. W., Beiträge zur Chemie, Oekonomie und Technologie, mit 5 Kupf. Gr. 8. 1808. 1 fl. oder 16 gr.

Kapp, Dr. G. L., Rezepttaschenbuch über den zweiten Theil der preuß. Landes-Pharmacopö. 8. 1808. 2 fl. od. 1 Thlr. 8 gr.

Cramer's, M., prakt. ital. Grammatik, oder vollständige und systematische Anleitung zur leichten Erlernung der italien. Sprache, neunzehnte Aufl. 8. 1808. 1 fl. oder 16 gr.

Mayers, J. F. C., gründliche Anweisung gute und feine Liqueure von allen Sorten und Couleuren zu verfertigen. Zweite verbesserte Aufl. 8. 1807. 1 fl. oder 16 gr.

Moll's, C. C. Frh. v., neue Jahrbücher der Berg- und Hüttenkunde, in Bds 16 Heft. Gr. 8. mit Kupfern. 1808. 2 fl. oder 1 Thlr. 8. gr.

Landwirthin, die wohlerfahrne, in ihrem Hauswesen od. Unterricht für Hausmütter, zur klugen Besorgung ihrer Geschäfte in der Küche, der Speisekammer, im Garten, Viehstalle und Geflügelhofe rc. 3 verm. Ausg. 8. 1808. 54 kr. oder 14 gr.

Pharmacopoea borussica, oder preuß. Pharmacopö, a. d. Latein. übers. u. mit Zusätzen begleitet von Dr. C. W. Juch. 2 umgearbeitete Aufl. Gr. 4. 1808. 4 fl. 30 kr oder 3 Thlr.

Preißler, J. D., Anweis. zur Zeichn. schöner Landschaften u. Prospekten, oder des prakt. Unterrichts im Zeichnen. 6r Thl. neue Aufl. mit 16 Kpft. Fol. 1808. 1 fl. od. 16 gr.

Steigner, L. v., Unterricht in der Bienenzucht für Landwirthe. Zweite Aufl. 8. 1808. 40 kr. oder 10 gr.

— — Abhandlung vom Seiden-, Flachs- und Hanfbau nebst einem Anhang von einer Art Seide aus Spinnweben. Zweite Aufl. 8. 808. 30 kr. oder 8 gr.

Viehartzneibuch, allgemeines, oder Unterricht wie der Landmann seine Pferde, sein Rindvieh, Schaf, Schweine u. a. warten, ihre Krankheiten erkennen und heilen soll. Nebst vielen Fürsehungs- und Heilungsmitteln bei Hornviehseuchen. 8. 1808. 45 kr. oder 12 gr.

Walther, Dr., über den Lysismus in der Natur nebst einem Anhang, die Wirkungsart des Sauerstoffs auf den thierischen Organismus betreffend. 8. 1807. 1 fl. oder 16 gr.

— — über Geburt, Dasein und Tod. 8. 1808. 12 kr. oder 3 gr.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 6. — den 21 Januar 1809.

Gemälde von Aschaffenburg. *)

Eine Mainreise gewährt sehr mannigfache, einladende Genüsse. Der Reisende hat das handelnde, geräuschvolle Frankfurt verlassen; der Kahn schleicht die in bizarren Windungen sich hinwälzenden gelben Wellen aufwärts. Das Auge streift an blühenden Städtchen und Dörfern vorüber; es verliert sich gern im Schatten der Fruchtbäume, weilt auf den üppigen Getraidefeldern und Wiesen, die die Ufer kränzen, und trift in der Ferne auf sich sanft neigende Hügel, welche den Horizont schliessen. — Jetzt sieht er sich Seligenstadt gegenüber: Eginhards Andenken tritt feierlich wehmüthig vor seine Seele; gern möchte er, an Eginhards Sarkophag, unter den Hallen des Doms, den er uns Dasein rief, der treuen Liebe und dem Hochsinn des grossen Karl eine Stunde sinniger Rührung weihen.

Neue Szenen verlöschen die Gebilde der Vergangenheit: auf beiden Ufern eine fast ununterbrochene Kette lachender Dörfer und Fluren. Sieh da, in duftiger Ferne steigt aus dem gelben Gewässer ein herrliches Schloß, dessen Fenster im Abendgold flammern; es krönt, von einer Felsenmasse herab, die Stadt, deren Zierde es ist. Jetzt ist der Kahn Aschaffenburg gegenüber. Links erblickt der Reisende auf einer Felsengruppe dichte üppige Laubengänge, einen geschmackvollen Pavillon, eine englische Gartenpartbie, in deren Hintergrund sich ein Kloster malerisch verstreckt. Dieser englische Garten zieht vor dem Schlosse vorbei, dessen Kuppeln sich stolz und majestätisch in die Wolken erheben. Weiterhin streckt sich auf einer sanften Anhöhe die Stadt mit ihren Thürmen hin; einige elegante und selbst prunkvolle Gebäude (unter andern das gräflich v. Osteinsche Palais) nach der Wasserseite zu, geben ihr eine sehr heitere Ansicht.

Die Anhöhe, auf welcher ein Theil der Stadt sich ausbreitet, ist grösstentheils felsigt; sie wurde seit kurzem terrassirt und englisch angelegt. Verschlungene Wege winden sich durch Gruppen von Bäumen und Gesträuch, und endigen in der auf der Mitte der Anhöhe vorbeiführenden Landstraße. Der Fuß des Abhanges zieht sich verloren in eine grünende Wiesenmatte, auf welcher das freundliche Zollhaus steht, von der Flut bespült. Massen von Holz und andern Baumaterialien sind auf den Mauern aufgeschichtet, welche das Ufer einschliessen. Man denke sich hiezu noch die steinerne Mainbrücke mit den unter den dröhnenden Bogen hingleitenden Kähnen; in der Ferne Maste von Schiffen, die aufwärts der Brücke sich erheben; jenseits zwei Pappelalleen (die eine begränzt die Landstraße nach Frankfurt, die andere führt zum Schönbusch); man folge der Silberflut des Mains, wie sie sich, Rebengebirgen entlang, durch die Gefilde hinschlängelt; blicke hinaus auf die fernen Dörfchen, die, in Nebeldust gehüllt, an die Waldgebirge sich anlehnen — und das ganze herrliche Gemälde stehet vollendet da, welches die Ansicht von Aschaffenburg dem Reisenden darbietet.

Die Stadt, von ungefähr 7000 Einwohnern bevölkert, ist, wie dies bei ihrer Lage auf einer Anhöhe und an deren Abhang nicht wohl anders sein kann, im Innern grösstentheils hügelicht und uneben. Indessen hat man in neuern Zeiten, soviel möglich, durch Nivellirung diesem Uebelstande abzuhelfen gesucht. Doch sind die meisten Straßen breit, reinlich, und mit gutem Pflaster

*) Dieser Aufsatz soll dazu bestimmt sein, einen Vorgeschmack der Ansichten des Mains, des Odenwalds und der Bergstraße abzugeben, welche der Unterzeichnete in Verbindung mit mehreren Gelehrten herauszugeben gesonnen ist.

Digitized by Google

verſehen. Durch das Beſtreben der Einwohner, bei ihrem, mit dem Anwachs der eigentlich konſumirenden Klaſſe, immer mehr zunehmenden Wohlſtand, den Wohnungen eine gefällige Auſſenſeite zu geben, hat das Innere der Straßen ſehr an heiterm, freundlichen Anſehen gewonnen. Auſſerdem ſind ſeit ein Paar Jahren mehrere neue Gebäude in einem edeln, ſelbſt im großen Styl aufgeführt worden, worunter ſich die erwähnte Wohnung des Grafen von Oſtein auszeichnet. Auch die mainiſchen, geſchmackloſen Thore mit ihren Thürmen, die nur der Gedanke an die Jahrhunderte, welche ſie erlebt hatten, erträglich machen konnte, ſind großtentheils verſchwunden, um einfachen Grillagen Platz zu machen. — Ueberdauert bietet der Fürſt alles auf, um Eleganz und Geſchmack im Innern der Stadt und über ihre Auſſenſeite zu verbreiten.

Oeffentliche Plätze von Bedeutung beſitzt Aſchaffenburg nicht, man müßte denn den freien Raum vor dem Schloſſe ausnehmen. Dieſer iſt auf einer Seite mit einer Reihe artiger Häuſer, auf der andern mit einer Mauer eingefaßt, welche langs der Anhöhe hinzieht, auf der dieſer Theil der Stadt ſteht. Ein an dieſer Mauer herlaufendes Stück des Platzes iſt mit Barrieren umgeben, und mit zahmen Kaſtanienalleen bepflanzt, welche ſich an einer in antikem Styl ſeit kurzem erbauten Halle endigen. An dieſer Stelle genießt man einer herrlichen Ausſicht auf den Main und auf die umliegende Gegend. Hier iſt es, wohin die Abendkühle nach heißen Sommertagen die elegante Welt lockt, um in dieſem freilich etwas zu eingezogenen Raume zu luſtwandeln, und in munterm Gewühl das Plätſchern der Wellen zu beborchen, auf denen der Mond Silberſtreifen zieht. Der übrige Theil des Platzes iſt ſeit kurzem zu einem Fruchtmarkt eingerichtet und in der Mitte mit einer wirklich originellen Anſtalt verſehen, um durch eine Art von großem Parapluie, das aufgeſpannt ein Stück des Platzes überdeckt, die Früchte vor einfallendem Regen ſichern zu können.

Das Schloß ſelbſt, deſſen Umgebungen ſchattigte Pappelalleen ausmachen, iſt ein wahrhaft königliches Gebäude, in großem, impoſanten Styl erbaut. Es bildet ein regulaires Viereck. Vier hohe Thürme, welche es einſchlieſſen, dienen dazu, den großen, erhabenen Eindruck zu erregen, den dieſes Prunkgebäude altdeutſcher Fürſtenpracht erzeugt. Es iſt maſſiv aus einem rothen Sandſtein gebaut, der ungefähr eine Stunde von der Stadt gebrochen wird. Die Quader, welche die Einfaſſung der Thürme bilden, ſind in Facetten behauen, und geben dadurch denſelben einen ſehr zierlichen Anblick; um die Thürme her laufen oben Gallerien, mit Baluſtraden verſehen. — Das Schloß hat auf jeder der drei Landſeiten Thore, auf der Waſſerſeite iſt jedoch, wahrſcheinlich um die Façade nicht zu unterbrechen, keins befindlich. In der Zahl der ſämtlichen Fenſter ſuchte der Baumeiſter eine Kunſtſpielerei anzubringen, indem deren gerade ſoviel als Tage im Jahre ſind.

Das Innere des Schloſſes iſt prunkvoll, zwar nicht im Geſchmack unſerer neuern Zeiten, aber ganz würdig, ein Fürſtenſitz zu ſein. Der ſogenannte Kaiſerſaal iſt wegen ſeiner Länge und Breite und wegen der trefflichen hiſtoriſchen Gemälde in koloſſaliſcher Größe merkwürdig, die ihn ſchmücken. Auch die Gemäldegallerie ſelbſt enthält viel Treffliches aus den verſchiedenen Schulen; die Rubens, Raphael, Michel Angelo, Rembrand, Titian u. a. wurde man indeſſen vergebens ſuchen. Auſſerdem iſt dieſe Gemäldeſammlung zum Theil dadurch in Unordnung gerathen, daß bei den häufigen Einquartirungen fremder Generale und Stabsoffiziere, welchen die Säle eingeräumt waren, die Gemälde abgenommen und anderwärts aufbewahrt wurden, und noch nicht wieder ihre Stellen eingenommen haben.

Intereſſanter iſt die Sammlung von Kupferſtichen, welche eigentlich ihren größten Glanz durch den, von dem verſtorbenen Gouverneur von Erthal, dem Bruder des letzten Kurfürſten, dem Staate geſchenkten Kunſtſchatz erhalten hat. Dieſe Erthal'ſche Sammlung dürfte, durch ihren Umfang, ihre Koſtbarkeit und die Reinheit und Güte der ſeltenſten Abdrücke, unter den Privatſammlungen Deutſchlands eine der erſten Stellen einnehmen. Es iſt nur zu bedauern, daß dieſelbe noch nicht geordnet iſt, und daß alle die Schätze, die ſie enthält, bis jetzt noch durcheinander aufgeſchichtet ſind. Wie ſehr muß man nicht wünſchen, die Gemälde- und Kupferſtichſammlung ſyſtematiſch geordnet und durch unentgeltliche Eröffnung derſelben an gewiſſen Tagen der Woche für Kunſtfreunde und den Anflug junger Künſtler, deren Aſchaffenburg viele beſitzt, gemeinnützig werden zu ſehen! — Die liberale Sorge, womit der Fürſt-Primas den Künſten und Wiſſenſchaften Schutz und Beförderung angedeihen läßt, iſt ein ſicherer Burge, daß er dieſem Bedürfniß gewiß abhelfen werde.

Der Fürſt hat bereits drei Kunſtſchulen angelegt: eine freie Handzeichnungsſchule, unter der Leitung des Hofmalers Kaufmann, kommt immer mehr und mehr in Flor; in einer architektoniſchen werden Profeſſioniſten unentgeltlich unterrichtet, und eine Stick- und Zeichenſchule, deren Directrice einen Jahrgehalt genießt, um ſie in Stand zu ſetzen, den Lehrbedürftigen den Zutritt zu erleichtern, macht die glücklichſten Fortſchritte. Am Ende eines jeden Jahrs werden unter die Zöglinge der drei Inſtitute, welche die ihnen gegebene Aufgabe am glücklichſten gelöſet haben, öffentlich Preiſe vertheilt. Das Ganze ſteht unter der Oberaufſicht des einſichtsvollen Direktionsraths Hefner, und darf ſich gewiß bald eines hohen Grades von Vollkommenheit erfreuen. Ueberhaupt findet man in Aſchaffenburg ſehr vielen Sinn für die Kunſt, und daher bei mehreren wohlhabenden Privatleuten ſehr artige, mitunter koſtbare Gemäldeſammlungen.

Das Schloß enthält in dem Kabinet phelloplaſtiſcher Arbeiten, von der Hand eines Herrn Max, noch einen andern ſehenswerthen Kunſtſchatz. Man findet hier mehrere der bedeutendſten griechiſchen und römiſchen Ruinen der Vorzeit und des Mittelalters täuſchend nachgebildet. — Auch die Bibliothek, die Folgenreihe von Bildniſſen der Kurfürſten von Mainz, in Lebensgröße trefflich gemalt, und die Silberkammer verdienen Erwähnung. — Die Schloßkapelle enthält Arbeiten eines italieniſchen Bildners in Alabaſter von hohem Werthe; ſie gibt einen ſprechenden Beweis von der Prachtliebe ihres Erbauers ab. Auch einen koloſſalen Herkules, von der Hand des zu früh in Mainz verſtorbenen Bildhauers Pfaff, darf der Reiſende nicht vorübergehen. — Zuletzt kann er noch, wenn er an Sonderbarkeiten dieſer Art Geſchmack findet, in den Keller des Schloſſes hinabſteigen, der unter deſſen ganzem Umfange derſelbe und ſo geräumig iſt, daß man allenfalls ein Ringelrennen da halten könnte — gleich dem berühmten Heidelberger Faſſe ein Beleg für die Liebe unſerer Voreltern zum ſchäumenden Humpen.

Aſchaffenburg beſitzt fünf Kirchen. In einigen trifft man Plafond-Gemälde von Appiani und andern Meiſtern von Verdienſt an; unter allen zeichnet ſich aber das Peter- und Alexanderſtift durch ſein hohes Alter, durch die ehrwürdigen Reſte der Vorzeit, die es enthält, und durch den ſchwerthiſchen Styl aus, in dem es erbauet iſt.

Digitized by Google

Die feierliche Stille in diesem Gotteskempel, in der nur die einsamen Fußtritte des Wanderers wiederhallen; die Gebilde der Vergangenheit, die, vom Abendlicht geröthet, geisterähnlich einen ihrer so tief gesunkenen Enkel mitleidig zu beklächeln scheinen; die Reminiszenzen der schönen kraftvollen Zeiten unsers deutschen Vaterlandes, an welche sich das schmerzliche Gefühl des scheidenden Kontrastes zwischen damals und jetzt letzter, müssen hier den Gefühlvollen zu tiefer Wehmuth stimmen.

Eine der Kapellen, in welche sich die Nebengänge der Kirche endigen, enthält einige Gemälde aus der Wiegenzeit deutscher Kunst. Ein gewisser Grünewald, Albrecht Dürers Schüler (er lebte ums Jahr 1500), hat sich hier in mehrern Darstellungen aus der heiligen Geschichte verewigt. Kolorit und Zeichnung sind trefflich; allein wie auf beinahe allen deutschen Gemälden der damaligen Zeit, findet man nur zu häufigen Verstoß gegen das Kostüm und die malerische Anordnung, Anachronismen und Folgereihen von Handlungen, auf einem Gemälde dargestellt: besonders merkwürdig ist in dieser Hinsicht ein jüngstes Gericht. Auf mehrern hier befindlichen Arbeiten Grünewalds kommt, in verschiedenen Kostümen, das täuschend ähnliche Porträt Alberts von Brandenburg vor, der damals den erzbischöflichen Stuhl bekleidete, und in der Reformationsgeschichte eine so bedeutende Rolle spielte. Unter andern ist Albert in Lebensgröße als Lazarus abgebildet; ihm gegenüber eine weibliche Figur als Magdalena, die (sic fama) eine gewisse Elsbeth Ridigerin (wahrscheinlich eine Freundin Alberts) vorstellen soll. Im hohen Chor erblickt man die Grabmäler des Herzogs Otto, des Erbauers des Stiftes, seiner Gemahlin und Tochter, und des Erzbischofs Theoderich, dem Aschaffenburg so viel verdankt. Ein sinnig gedachtes Monument, dessen Modell etwas Vollendetes verspricht, welches dem letzten Kurfürsten Erthal ebenfalls bieher, wo er ruht, gesetzt werden soll, ist schon weit vorgeschritten. Bei Gelegenheit der Beisetzung des letzten Kurfürsten wurde die Gruft geöffnet, in welcher nebenan die Reste eines Kurfürsten Anselm Franz, aus dem Geschlechte der Grafen von Ingelheim ruhen.

Ich stieg mit einem Führer, der eine Fackel trug, hinab. Dicke Grüfterluft qualmte mir entgegen, und zog einen dichten Nimbus um die Fackel her, welche in dem engen Gewölbe eine schauerliche Dämmerung verbreitete. Der Deckel des großen, mit Bildnerarbeit verzierten zinnernen Sarges, welcher einen kleinern von Eichenholz umschließt, wurde abgenommen. Ich wallte etwas entfernt und wunderbar ergriffen zurück; denn unter der gläsernen Decke des innern Sarges lag der Erzbischof, dessen Züge noch den von ihm gesehenen Bildnissen ich noch größtentheils erkannte, fast ganz unversehrt. Die Stickerei des bischöflichen Mantels, der Handschuhe und Sandalen, alles hatte wenig gelitten. Es war ein eigenes, unbeschreibliches Gefühl, als ich da so nahe vor der noch kenntlichen Hülle eines Todten stand, über die ein Jahrhundert hingefloßen war; die Scheidewand der Zeit sah nieder, ich vergaß ihre Kluft, die mich von ihm trennte.

Ich übergehe das Kapuzinerkloster, dessen Bewohner der menschenfreundliche Fürst in ihren kalten Mauern, durch Gewohnheit ihnen so lieb geworden, ausstehen läßt; das Schul- und Kollegiengebäude mit seiner Bibliothek; das Hospital und die vor dem Herfallthor in gefälligem Styl ganz neu erbauten sehr geräumigen Kasernen, weil ich die Leser noch mit interessantern Gegenständen zu unterhalten habe.

Das Schönthal ist ein sehr anmuthiger englischer Garten im Innern der Stadt, zu dem zum Theil der ehmalige Stadtzwinger verwendet wurde, und welcher nun, seitdem der vor dem Schloß befindliche Garten und die an das Kapuzinerkloster anfloßende Parthie damit vereinigt ist, vom Sandthor an bis zum Kapuzinerthor, auf einer Seite sich ganz um die Stadt herzieht, und sich rechts von derselben, auf einer Felsengruppe hin, noch ein Stück weiter hinaus endigt. Wenn man zu dem vor dem Sandthore befindlichen Eingange eintritt, wird man von den Wohlgerüchen der Agrumis umduftet, die hier auf einem großen Parterre, in dessen Mitte sich ein mit Fischen besetztes Bassin befindet, allenartig aufgestellt sind. Das Parterre selbst ist seit kurzem zu einem ganz artigen botanischen Garten benutzt, und wird von exotischem Gehölze im buntesten Gemisch umschlossen. Das nahe dabei stehende freundliche Orangeriehaus macht diese Stelle zu einer sehr gefälligen Gartenpartie.

Ein doppelter Genuß bietet hier an den Sommerabenden, an welchen der Fürst in dem elegant dekorirten Orangeriehause Hoftonzerte aufführen läßt, zu welchen die ganze gebildete Welt Zutritt hat. Da wandeln während der Pausen ernste Geschäftsmänner und ehrwürdige Herrn vom Klerus unter den blühenden weiblichen Gestalten, die heute alle Toilettenkünste erschöpft haben, um ihre Nachbarinnen zu überglänzen. Zwischenhin hüpfen luftige Kleinmeister mit liebenswürdigem Selbstvertrauen, und treiben sich in lautem Summen umher. Dies muntere Leben unter dem frischen Grün, in dem Hesperiens goldene Aepfel funkeln, kontrastirt sehr anziehend mit den Sternen, Ordensbändern, Federbüschen, Roben und Diademen im Innern des Saals; mit all den Paradeuniformen und Damen, die man so ehrbar und abgemessen hinter den hohen bis zur Erde reichenden Glasfenstern durch alle Künste der Hofetikette und der feinsten Tournure sich durchwinden sieht.

(Der Beschluß folgt.)

Stoff zu Parallelen.

Ein früher Gedanke, Frankreich zu republikanisiren.

Hätte Sully, der wackere vielerfahrne Staatsmann und erste Minister Heinrichs IV, in unsern Tagen gelebt, er würde gewiß zuerst seine Stimme erhoben haben, die Republik Frankreich in die Formen der Monarchie zurückzuführen, und dem Würdigsten — wer anders war es, als Napoleon? — hätte er die Krone gereicht. — Wie Heinrich IV endete auch Napoleon die Anarchie Frankreichs. Und hatte dies Land, vor dem achtzehnten Jahrhundert, jemals eine Epoche, wo man an dessen Republikanisirung hätte denken können: so war es in den Tagen Heinrichs IV, da politische und religiöse Faktionen und Bürgerkriege alle Bande der gesellschaftlichen Ordnung auflöseten und nur Armeen regierten.

Ihr der That kam auch manchem der Sinn daran, selbst einem Marschall von Frankreich, dem Charles de Cossé, Grafen von Brissac, den der Herzog von Mayenne im J. 1594 zum Gouverneur von Paris machte, als eben Heinrich im Begriff war, die Hauptstadt zu erobern. Sully erzählt diese Anekdote im sechsten Buch seiner Memoiren, und begleitet sie mit einigen Reflexionen, die gerade in unsern Zeiten neues Interesse empfangen haben.

„Das Lesen der römischen Geschichte" schreibt Sully, „hatte in dem Marschall, der dabei auf Geist und Scharfblick

Digitized by Google

Anſpruch machte, ein ſonderbares Projekt erzeugt. Er kam nämlich auf den Einfall, Frankreich in einen Freiſtaat zu verwandeln, und Paris ſollte die Hauptſtadt dieſer neuen Republik werden, die er in ſeiner Fantaſie ganz nach dem Model des alten Roms formte.“

„Hätte ſich Briſſac die Mühe gegeben, von ſeinen erhabenen Spekulationen zur Unterſuchung ihrer Anwendbarkeit niederzuſteigen, etwas, das bei den wichtigſten Entwürfen doch immer Hauptſache iſt: ſo würde er geſehen haben, daß es gewiſſe Umſtände gibt, wo das vortrefflichſte Projekt durch die eigene Natur der Hinderniſſe, durch die Verſchiedenheit im Genie und Karakter der Völker, durch den beſondern Schlag der bisher üblichen Geſetze, und durch die lange Uebung und Gewohnheit, die auf alles das Siegel drückt, unmöglich in der Ausführung werden und chimäriſch wird. — Nur langſam durch Zeit und Erfahrung können die Fehler eines in ſeinen Formen beſtimmten Staates heilen, und immer muß die Verbeſſerung dem Geiſt der erſten Grundgeſetze des Staates entſprechen. Dies iſt ſo wahr, daß man überzeugt ſein kann, ein Staat iſt ſeiner gänzlichen Umwälzung nahe, wenn er ſich auf eine Weiſe organiſiren will, die ſeinen anfänglichen Konſtitutionen widerſpricht.“

„Briſſac dachte nicht ſo weit. Es ging lange, eh er begriff, woher auch die allgemeine Widerſetzlichkeit der Menſchen gegen ſeine ſchönen Plane kam. Denn er machte alle und die vornehmſten Mitglieder der Ligue damit bekannt. Während er ſo, ohne den geringſten Beifand von andern, ſein Projekt gar ſtizig ins Reine brachte, lief er aber zulezt Gefahr, der König möge es, mit Einnahme der Hauptſtadt, gewaltig durchkreuzen. Dies brachte ihn plözlich genug von ſeinen rein-römiſchen Idealen zu dem damaligen Geiſt und Ton der Franzoſen wieder zurück, das heißt, ſtatt ſich andern zu opfern, für ſich ſelbſt zu ſorgen. Iſt der Reiz des Eigennutzes aber auch noch von irgend einer Gefahr auf der andern Seite begleitet: ſo iſt wohl beinahe jeder zulezt auf dem beſten Wege, ſeinen herzlichſten Freund zu verrathen. — Und ſo that Briſſac. — Er ließ den Herzog von Mayenne im Stich, und der römiſch-franzöſiſche Republikaner kapitulirte ſehr höflich — mit dem König.

Variétäten.

Aus Deutſchland.

— * Berlin, 3 Jan. An Literatur- und Kunſtprodukten war der verfloſſene Monat hier nicht ſehr reich, wenn Sie nicht auf diejenigen Rückſicht nehmen wollen, was die Weihnachts-Periode in der Art zu Tage fördert. Konditoreinrichtungen und Neujahrsprodukte aller Art kündigten ſich eine Lezion in unſern Tagesblättern an. Es wach alles bezweckt und gekauft von dem eh- und wünſchluſtigen Publikum, das ſeiner Laune in der Weihnachtszeit wie gewohnlich freien Spielraum ließ. Indeß die Stroazy und das Jagen und Treiben der Großen fehlte bei der Abweſenheit des Hofes und den Erſchütterungen, die vorzüglich die Reichen bei den traurigen Auftritten der eben verfloſſenen Periode trafen.

An leztlinigen Profeſſoren und Doktoren iſt Berlin dies Jahr wirklich ſehr arm geworden. Kaſſer den Profeſſoren, welche *ex officio* leſen müſſen, ſind wenige Litteratoren mit einer Ankundigung eines Kollegiums aufgetreten. Der Herod der vier vorleſenden Profeſſoren, Fichte, hat ſich wahrſcheinlich noch nicht von der ſchweren Krankheit erholt, an welcher er im Herbſte niedergelegen ſein ſoll. Indeß lieſet der Prediger Schleiermacher über — Staatsrecht.

Bei unſerm Theater iſt noch nicht alles ins rechte alte Gleis getreten. Das Schauſpiel beginnt noch immer erſt um ſechs Uhr. Dies iſt für unſere Theaterwirthſchaft etwas zu ſpät. Ein Stück von Kozebue, die unvermählte, zieht jezt das Theater-Publikum nach dem Schauſpiel. Die Zuſchauer und Kritiker-Stimmen geben vereinigt dies Kozebue'ſche Produkt für eines ſeiner gelindeſten aus.

Von Schauſpiel der Polizei iſt kürzlich hier die Weiſung an das Publikum ergangen, daß dem Verlangen, ein neues oder ein lange nicht gegebenes Theaterſtuck aufgeführet zu ſehen, nur von der Theaterdirektion mit Erlaubniß der Polizei genugt werden könne. Was vorzüglich zu dieſer Verordnung Veranlaſſung gegeben, war die ſtürmiſche Aufforderung, mit welcher einige inſolente Parterre-Stimmen vor kurzem von der Direktion die Aufführung von Schillers Don Carlos verlangte; eine Forderung, der Iffland, aus mancherlei Rückſichten, nicht ſofort zu genügen wagte, und wobei es bald zu ernſten Auftritten hätte kommen können.

Aus Italien.

— * Neapel, im Dez. 1809. Es war am Ende vorigen Monats, als der König Joachim das groſſe Spital unweit Capo di China, mit der Ueberſchrift: *Pauperum totius regni*, beſuchte. Dieſes mit großen Fonds verſehene, nach einem umfaſſend großen Plan angelegte Gebäude iſt kaum zur Hälfte fertig, und die Verpflegung der Kranken war, durch ſchlechte Verwendung der Revenüen auf dem Fond, zu einer allgemeinen Klage geworden; auch hatte die Anſtalt während der Revolution und nachher Fonds einbüßen müſſen.

Der jezige König hat alles ſelber in Augenſchein genommen, ſich mit unzähligen Kranken beſprochen, und, um dem Mangel abzuhelfen, die ſinkenden Einkünfte vermehrt, doch zugleich in Anſehung der Verwaltung zweckmäßige Maasregeln ergriffen.

Rührend war die Szene, als in den Zimmern der Incurabili von allen Seiten ſich naſſe Augen an ihn wandten, und bewegte Stimmen ihn um die Verſorgung von Kindern anflehten, die ſo gut als Waiſen anzuſehen wären. Der König bewilligte, was dieſe Unglücklichen baten, auf der Stelle, und ſtieg von den Seufzungen ſo vieler durch ſein Erſcheinen, durch ſeine Milde, durch ſeine väterliche Vorſorge getroſteter Menſchen begleitet aus dem Krankenzimmer, und ganz Neapel war Zeuge; das iſt, die allgemeine Theilnahme war ſo groß, als wäre jedes Einzelne mit erſcheint worden.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueſte Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 7. — den 25ſten Januar 1809.

Die Brera in Mailand.

Die Brera iſt eines der merkwürdigſten großen Gebäude in Mailand, nahe bei der Porta Nuova. Die „Demüthigen", oder der Orden der humiliati, waren die erſten, die ſich an dieſer Stelle niederließen. Sie waren es, welche die Wollenfabriken ins Land brachten und verbeſſerten. Die Demüthigen wurden aber durch Handel ſowohl, als durch die Pacht, welche ſie einführten, und deren Verwaltung ihnen oft überlaſſen ward, ſehr reich, und ihre Demuth artete in Stolz und Muthwillen aus. Darum wurden ſie im Jahre 1570 gänzlich aufgehoben. — Im J. 1572 wurde die Brera den Jeſuiten überlaſſen, wo ſie dann ihre öffentlichen Schulen errichteten, und bis zu ihrer Aufhebung im Jahre 1773 blieben.

Das Hauptgebäude ſtößt an die Kirche. Der eine Flügel enthielt die Wohnungen der Jeſuiten, und der andere war für öffentliche Schulen eingerichtet. Es iſt ein prächtiges Gebäude, nach der Zeichnung von Ricchini. Die Vollendung geſchah acht Jahre nach Aufhebung der Jeſuiten, unter der Aufſicht des Piermarini.

In dieſem Gebäude ſind jetzt die Säle, in welchen die Profeſſoren der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften ihre Vorleſungen halten, und die Schulen der Zeichnung, Malerei und Bildhauerei. Die Sternwarte iſt eine der ſchönſten in Europa, und mit den beſten Inſtrumenten verſehen. Auch der botaniſche Garten iſt gut in der Ordnung. Die Bibliothek iſt aus der der Jeſuiten, des Präſidenten Perturati, und des berühmten Hallers zuſammengeſetzt. Nie ohne tiefe Bewegung des Gemüthes nehme ich ein Werk aus der Hallerſchen Sammlung in die Hand, — des Mannes, der einſt ſo ſchön das Glück meines Vaterlandes und die Einfalt ſeiner Sitten beſang.

Bei Aufhebung der Klöſter wurde dieſer Bücherſchatz von den Kloſterbibliothekken noch ſehr bereichert, ohne zu rechnen, was noch täglich angekauft wird. Wirklich enthält die Bibliothek jetzt über 80,000 Bände. Mehrere Profeſſoren, die Bibliothek und die Sternwarte werden auf Koſten der Nation unterhalten; das Gymnaſium und die Schulen der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften aber auf Koſten des Departements. Die kleinen Schulen, welche man Normalſchulen nennt, ſind in mehrere Quartiere der Stadt vertheilt, und werden auf Koſten der Gemeinde unterhalten. — Einen großen Theil der Brera hat die National-Akademie der ſchönen Künſte im Beſitz. Die Säle der Statüen und Gipsabgüſſe von den berühmteſten Bildhauerwerken, der Gemälde, und die Werkſtätten der Bildhauerei, Malerei und Kupferſtecher ſind ſehr ſehenswerth. Noch muß ich der Sala di Rafaelo gedenken. Dies Zimmer dankt ſeinen Namen einen der erſten Arbeiten des göttlichen Künſtlers. Es iſt die Vermählung Joſephs und Maria's. Im Vordergrunde hat ſich der Jüngling ſelbſt gemalt, in der Stellung, den Pinſel auf dem Knie zerbrechend. — Der Vizekönig hat dieſes prächtige Gemälde, nach Abſterben des Eigenthümers, aus der Caſa Foppo gekauft, und der Brera zum Geſchenk gegeben.

Auch haben mehrere Profeſſoren der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften ihre Wohnung in der Brera. Mit Vergnügen nenne ich hier den Hrn. Megele, einen Baier von Geburt, einen trefflichen Mechaniker, welcher die meiſten aſtronomiſchen und phyſikaliſchen Inſtrumente für die Brera verfertigt hat. Dieſer liebenswürdige Künſtler iſt ſchon dreißig Jahre als Mecha-

Digitized by Google

nius der Brera angeſtellt, und ob er ſchon über 66 Jahre alt iſt, arbeitet er noch täglich ununterbrochen fort. Er empfängt die Fremden mit herzlicher Güte, und ſein Alter hindert ihn nicht, ſie ſelbſt auf die hohe Sternwarte zu begleiten, und ihnen über Alles genaue Auskunft zu geben. Hr. Megele iſt Mitglied der Inſpektion über die National-Produkte, welche jährlich in einem Saal der Brera ausgeſtellt werden.

Novellen aus Rom.

Anfang Januars 1809.

Die älteſten Leute erinnern ſich keines ſo ſtrengen Winters, als der gegenwärtige geweſen iſt; die Kälte dauerte aber nur acht Tage, und das neue Jahr ſtellte ſich mit ſo ſchönen Tagen ein, daß man ſie als Vorläufer des nahen Frühlings hätte anſehn mögen. Indeſſen aber muß erſt die wichtige Zeit des Karnevals vorbeigehen, der man jedoch mit wenig Hoffnung entgegenſieht. Zwar ſtand in der römiſchen Zeitung, die ſo gut als öffizell anzuſehen iſt, ein Artikel ohne Namensunterſchrift, worin alle Handwerker und Kaufleute, die ſonſt im Karneval große Geſchäfte machten, aufgefordert wurden, ihrer Induſtrie freien Spielraum zu geben, da der Karneval nach gewohnlicher Weiſe gehalten werden würde. Dagegen erſchien aber ein ſtrenges Veto vom Papſte (da der Karneval immer nur auf ausdrückliche Erlaubniß vom Quirinal gehattet, und in der Regel als verboten angeſehen wird), laut deſſen Niemand von ſeinen getreuen Unterthanen ohne Autoriſation des heil. Vaters an ſolche Erluſtigungen, ſondern vielmehr an das Beiſpiel der älteſten chriſtlichen Gemeinden denken ſolle, welche im Gebet verharrten, als Petrus in Ketten lag oder gefangen war. Zugleich bekommt der Zeitungsſchreiber einen Verweis.

Nichts deſtoweniger heißt es fortdauernd, der Karneval werde gehalten werden, wenn gleich Andere auch das Gegentheil behaupten. Es iſt zu vermuthen, daß die Erſten Recht haben werden; aber in jedem Fall wird dem Karneval der ſonſtige Glanz fehlen, da es nicht wahrſcheinlich iſt, daß die vornehmen Römer Theil an der Erluſtigung nehmen, und jeder ſich ſcheuen wird, ſich haben auszuzeichnen. — Die Weihnachtsferien ſind auch nie in lauloſerer Stille vorbeigegangen. Es war vom franzöſiſchen Kommandanten der Stadt Ordre gegeben, daß um vier Uhr in der Nacht (um zehn Uhr) alle Kaffeeladen und Buden geſchloſſen und auch kein gehelmer Eingang geſtattet werden ſollte. Die große, nächtliche Feierlichkeit in Maria Maggiore und in andern Kirchen, die ſo viel Volk vom Lande herbeizog, fand auch nicht ſtatt, weil auf Befehl des Papſtes die ſonſtigen Nachtmeſſen in den Morgenſtunden gehalten wurden. Man erzählte ſich übrigens im Publikum, daß der franzöſiſche Obergeneral mit ſeinen Stabsoffizieren dem heiligen Vater ein glückliches Feſt habe anwünſchen wollen; der heilige Vater hatte aber ſchriftlich dafür gedankt, und dabei das Perſönliche von dem Oeffentlichen in beſtimmten Ausdrücken unterſchieden. Alle ſolche und ähnliche Schriften ſind in Rom ihrem Inhalte nach genugſam bekannt; doch hütet ſich jeder, ihnen eine Publizität zu geben. — So wird ein Bildniß des Papſtes, worin er vor einem Kruzifix kniet und das Bild der Mutter Gottes zur Seite hat, auch nur ſehr unter der Hand verkauft, und davon geſagt, daß es verboten ſei. Ob dem alſo iſt, oder ob es bloß Spekulation des Kupferſtechers, oder beides zugleich war, läßt ſich nicht genau beſtimmen.

Das Korps der ehmaligen römiſchen Soldaten ſteht nun unter direktem Befehl des Generals Miollis.

Gemälde von Aſchaffenburg.

(Beſchluß.)

Von dem Parterre aus führen mehrere Wege und Fußpfade, durch dicht verſchlungenes Geſträuch und Baumpartbien jeder Art, ins Innere des Boskets. Auf einem einſamen Pfade ſchlägt das Geräuch eines nahen Waſſerfalles ans Ohr des Wanderers. Er ſieht ſich bald an einem lieblichen ſchattigten Plätzchen, wo unter dem Laubdach zweier Linden ein freundlicher Sitz zur Ruhe einladet, dem Waſſerfall gegenüber, der über graue Felſenmaſſen zwiſchen Dornen und Epheuranken herabſtürzt. Der Bach, den er bildet, ſchleicht zwiſchen grünenden Ufern, mit Blumen beſäet, weiter; ſein leiſes Flüſtern führt durch duftere Laubengänge (von Spottern die Seufzeralle benamſet) zu einer Brücke, welche beide Ufer verbindet. Der Waſſerfall aufwärts und abwärts der ſpiegelhelle Bach, ſich in einen kleinen See ergieſſend, der die maleriſche Ruine eines Nonnenkloſters umfluet, bilden von dieſer Brücke aus eine ſehr reizende geſchloſſene Anſicht.

Die Ruine des Nonnenkloſters hat ſehr von der Zeit gelitten. Ein dumpfer Modergeruch und kalter Schweis, der von den Mauern herabtropfelt, ſcheuchen von näherer Unterſuchung zurück. Durch ein Gitterthor erblickt man noch die Reſte des Hochaltars, und die immer mehr zerfallenden Wände der Kloſterkirche. Neſſeln und wucherndes Geſträuch ſchlingen ſich um die Stufen des Altars; Ottern und giftiges Gewürm ziſchen und die Fledermaus flattert geſchreckt aus der Nihe auf, die ihr zur Wohnung dient. In dieſen Mauern hallen nicht mehr die frommen Geſänge kloſterlicher Andacht; die Glocke ruft nicht mehr die Gott geweihten Mädchen zur Hora oder Vesper.

Dieſes Nonnenkloſter wurde im Reformationskriege von den Schweden zerſtört, und iſt nun als Parthie einer engliſchen Anlage trefflich benuzt. Die Ziel, auf welcher es ſteht, iſt mit Fichten, Lerchen und andern Nadelhölzern, mit welchen ſich die Saalweide und die Silberpappel ſehr anziehend miſchen, bepflanzt, und gewährt durch den ganz eigenen melancholiſchen Karakter, den ihr die graue demooste Ruine unter dem Schwarzgrün der Fichten gibt, einen feierlichen Anblick.

Auf dem jenſeitigen Ufer des Sees, über welchen eine chineſiſche Brücke führt, zieht der Weg in den ehmaligen Zwinger ſelbſt. Schauerliches Dunkel und öde Stille, nur durch den Geſang der Vögel und den Unterruf aus der nahen Ruine unterbrochen, waltet hier in den Gängen, welche von dieſer Stelle an durch die ganze Parthie bis ans Mainufer fortlaufen. — Aber aus dem ſüßeſten Selbſtgenuß, aus den Träumen ſinniger Schwärmerei ſchreckt den im Thale einſam Wandelnden der Anblick des Hexen- oder Folterthurms auf, der auf der Anhöhe linker Hand in der Stadtmauer emporſtarrt. Zwar umſchlingen ſeine Trümmer jetzt Epheu und Geſträppe, und nur der Uhu trächzt in ſeinem Innern; aber der Wanderer glaubt noch das Gewimmer, das Stöhnen, das letzte Röcheln zu hören, das hier die Hand der Henker nur zu oft der Bruſt leidender Unſchuld entquälte. —

Digitized by Google

Bald empfängt ihn eine Felsengrotte, welche den Durchgang unter dem Herstallthor bildet, dessen ehrwürdige gothische Thürmchen ins Thal blinken. Aber wenige Schritte, und schon steht er sich einem andern auf der Stadtmauer ruhenden Thurm gegenüber. Hier warten seiner keine lustigen Spiele der Fantasie; Verbrecher, aus der Menschengesellschaft ausgestoßen, blicken mit bleicher Gespenstermiene durch enge Eisengitter herab ins Thal, und fühlen beim Anblick der genossenen Welt doppelt das Elend, das in ihren Kerkern sie erdrückt.

Immer dichter werden die Baumgruppen, immer verwachsener das Gesträuch. Jetzt wendet sich der Weg, und sieh da, eine herrliche Stelle, die den Wanderer überrascht. Platanen und Roßkastanien bilden einen Halbkreis, und giessen ihren erquickenden Schatten auf das heimliche Plätzchen. Man erblickt sich auf einer kleinen Felsengruppe, gerade über den Wellen des Mains, die plätschernd ihren Fuß küssen. Links die Stadt mit ihrem prunkenden Schlosse; gerade gegenüber der Fluß, dessen kaum das Auge noch eine große Strecke aufwärts der Brücke verfolgt. Die Schiffe, die mit vom Winde geschwellten Segeln lieblich die Flut hinabgleiten, gewähren einen herrlichen Anblick.

Ein steiler, enger Pfand führt von da, eine höhere Felsenmasse hinauf, zu einem eleganten runden Pavillon mit vier Eingängen, deren Portale auf ionischen Säulen ruhen. Die Wände sind von innen ganz mit Spiegeln überkleidet. — In der gigantischen Felsenmasse, auf welcher der Pavillon steht, befinden sich mehrere unterirdische Höhlen und Gänge, in denen zum Theil noch erloschene Fresco-Gemälde zu sehen sind. Ihre ehmalige Bestimmung ist unbekannt, dürfte sich aber wahrscheinlich aus den finstern Zeiten des Mönchthums herschreiben.

Von dem Pavillyn zieht ein künstlich beschnittener, oben gewölbter Laubengang von Hainbuchen her, in dessen einer Seitenwand, nach dem Flusse zu, fensterartige Oeffnungen angebracht sind, um mit dem Schutz vor den Sonnenstralen zugleich den Genuß der reitzenden Aussicht zu verbinden. Es ist wahrhaft köstlich, in der Kühle des Abends hier zu lustwandeln. Bald erblickt man durch eine der Oeffnungen die Thurme des Schlosses, vom Scheidestral der Abendsonne geröthet; bald die Flut in flussigem Silber schimmernd, oder die Mainbrücke mit dem regen Gewimmel, das sie belebt, und die englische Anlage am jenseitigen Ufer, wo mit Weiden und Pappeln wilde Kastanien wechseln. — In dem benachbarten Kapuzinerkloster hallt die Abendglocke durch die vom Abendwinde leise bewegten Baumwipfel; sie ruft den Greisen, die hier in stiller Betrachtung umherwandeln und mit behaglicher Zufriedenheit dem Fürsten danken, der in am Abend ihres Lebens nicht aus den friedlichen Mauern, ihm erträumten Asyl gegen die Stürme der Leidenschaften, in das Getümmel der Welt hinausstoßen wollte, in der sie Fremdlinge geworden sind.

Von diesem sogenannten Kapuzinergange führen Stufen in einen aus Quadern erbauten kleinernen Gang, der, mittelst auf der andern Seite hinaufführenden Stufen, diese Parthie mit dem eigentlichen Schloßgarten verbindet. Dieser ist mit Rosengebüschen bepflanzt; zwischenhin sind Blumenparterre angebracht. Das Ganze ist nach der Wasserseite zu mit einer Balustrade versehen, und hat, seit der englische Geschmack die bunten Schnörkel und die steife Paradetendenz der französischen Gartenkunst hier verdrängte, sehr gewonnen. Man steigt am Ausgange des Gartens wieder auf mehrern Stufen auf den vor dem Schlosse befindlichen freien Platz, der schon oben beschrieben worden ist.

Ausser den Pappelalleen, welche die Stadt umgeben, und deren einige ihr hohes Alter nicht vor der Axt schützen konnte, um Vogelbeeren, Akazien und Platanen Platz zu machen, besitzt Aschaffenburg in der Nähe keine Promenadepartien; man müßte dann den geschmackvoll ganz nach dem Modell des Schönbusches angelegten englischen Garten des Herrn Kanonikus Merkel, vor dem Herstallthore, ausnehmen; er ist mit liebenswerther Humanität dem Publikum geöffnet.

Nicht weit davon ist die Fasanerie, ein besonders an Sonn- und Festtagen von der jungen Welt sehr besuchter Spaziergang. Sie war in ihrem ersten Ursprunge ein Stück Wald, welches ehedem einen Theil des sehr geräumigen Thiergartens ausmachte. Hier mischen sich die vielfarbigen Tinten exotischer Hölzer mit jener der inländischen Vegetation; hier und da sind an einsamen einladenden Plätzchen künstlose Sitze und Moosbänke angebracht, auf denen man sich gern süßen Träumen hingibt. Die ländliche Wohnung des Fasanerie-Jägers blickt freundlich zwischen den Bäumen hervor, und verkündet einen Wohnsitz ländlicher Abgeschiedenheit. Im Hofe sonnen sich Schildkröten am Ufer eines kleinen Teichs; ein buntes Hunervolk eilt zum hingestreuten Futter herbei, während eine Kuppel zahmer Taubhunde den eintretenden mit muntern Sprüngen bewillkommt. — Nicht weit davon erblickt man einen See von nicht unbedeutendem Umfange, und kleine Fahrzeuge, um zu den Inseln hinüberzuschiffen, die sich aus der Spiegelfläche erheben. Bei frohem Gesange, vom Ruderschlag begleitet, landet man an der vordern Insel, eilt über die Brücke, die sie mit einer weiter zurückgelegenen verbindet, und lagert sich in einem kleinen Saale, von jungen Buchen gebildet, um die Tische her. Auf einem am Ufer befindlichen Heerde wird gekocht, und nun gemischt der muntere Zirkel, von der übrigen Welt isolirt, beim Geplätscher der Wellen ein Mahl, das Frohsinn und lauter Mutterwitze würzen. Im Mondenschein schifft das frohe Mahlen wieder herüber, überblickt von dem auf einem nahen Hügel gelegenen Tempel die weite herrliche Gegend, vom Dämmerlichte des Mondes übergossen, und zieht dann nach Hause.

Diese Fasanerie; der nahe dabei gelegene Gottelsberg, wo man den bei weitem interessantesten Ueberblick des ganzen Umkreises, auf groteske Felsenmassen gelagert, genießt; das Schonthal; einige Meierehöfe um Aschaffenburg; die Ruine der Kugelburg, und die Spaziergänge zu dem eine Stunde den Main aufwärts gelegenen Dörfchen Obernau, wo trefflich geschmauset und dann der Rückweg in Kähnen zurückgelegt wird; sind die Naturgenüsse, welche Aschaffenburgs Bewohnern blühen. Des Schondusches, der in jeder Hinsicht unter den englischen Gartenpartien unsers Deutschlands eine der ersten Stellen einnimmt, erwähne ich hier nur im Vorübergehen, weil ich dessen Werth durch ein detaillirtes Gemälde in der Zeitung für die eleg. Welt, Jahrg. 1805, Nr. 87, 88, ausführlich gewürdigt habe.

Es bleibt mir daher nur noch übrig, über den bei Aschaffenburg gelegenen Mühlengrund, dessen Mühlen weniger des Naturgenusses, als des Tanzes wegen besucht werden, und über das gesellige Leben in Aschaffenburgs Mauern, einiges zu sagen.

In einem malerischen Wiesengrunde, von einem Mühlbache durchschlängelt, liegen vier romantische Mühlen, in Weidengebüsch und Fruchtbäumen versteckt. Bei jeder ist ein Tanzsaal im Grünen erbauet, in welchem an Sonn- und Festtagen die elegante und nicht-elegante Welt sich im raschen Walzer oder im wogenden Schottischen umherstreift. Besonders zeichnen sich durch ihre

Digitized by Google

Lage, ihre interessanten Wasserfälle, durch ihre englischen Anlagen und die Geräumigkeit und Eleganz ihrer Tanzsäle die Schönbergmühle und Aumühle aus. An beiden Orten versammelt sich, um ungestörter zu sein, an gewissen Tagen der Woche ein Zirkel gebildeter Welt, um hier bei Tanz und Spiel dem geselligen Vergnügen zu opfern. Oft dauern die Tänze an Sommerabenden bis spät in die Nacht fort; und hier ist es, wo die durch die Tanzsäle hindurcheinende Nachtluft in manch blühendes Mädchen, vom Tanz erhitzt, den Keim früher Zerstörung legte, dem sie bald zum Opfer ward.

Ueberhaupt hat die Tanzlust, ich möchte beinahe sagen Tanzwuth, in Schaffenburg eigentlich ihre Heimath. Im Sommer wird wenigstens an vier Tagen der Woche im Freien getanzt, und im Winter gibt es nicht nur jeden Sonn- und Festtag im Schönbusch und auf allen Mühlen Spiel und Tanz, sondern es werden auch wöchentlich zwei Bälle, ein Maskenball und ein abonnirter Casinoball, gegeben. Für beide ist ein sehr artiger geräumiger Saal vor dem Kapuzinerthore erbauet.

Die Casinoballe sind eigentlich der Tummelplatz der Tanzlustigen aus höhern Ständen, die sich hier um so besser behagen, als die Assembleen der Casino's, welche wöchentlich gehalten werden, die Gesellschaft sich schon näher bekannt gemacht haben.

Ausser diesem Casino existirt noch eine Lesegesellschaft, die durch die Vereinigung der zwei vorher isolirt bestandenen sehr gewonnen hat. Hier wird, besonders an Winterabenden, gelesen, gespielt und geraucht. Auch in Privathäusern fehlt es nicht an gesellschaftlichen Zirkeln, Picknik's, und andern dergleichen Parthien, in denen man sich jetzt sehr angenehm und zwanglos unterhält, seit das Fremdartige, das sonst die eingebornen Aschaffenburger und die eingewanderten Mainzer trennte, und seit die Eifersucht, welche aus der Pensionirung mehrerer Staatsdiener, zwischen diesen und den Neuangestellten entbannen war, verschwunden ist, und die ehemaligen ächt kleinstädtischen Tracasserien, bei der uns Doppelte vermehrten Bevölkerung einem liberalen geselligen Ton Platz gemacht haben. Auch Fremde finden sehr leicht in Familienzirkeln Zutritt; man nimmt sie darin sehr zuvorkommend auf. — Nur ein Theater ist das Bedürfniß, welches hier noch dem Lebensgenuß abgeht; ein Mangel, dem gewiß in ruhigern Zeiten der Fürst abhelfen wird.

v. Haupt.

Variet äten.

Aus der Schweiz.

— * Luzern, 19 Jan. Unter den Regierungen der schweizerischen Eidsgenossenschaft ist keine so oft in den Kampf mit der geistlichen Gewalt getreten, als die Regierung des Kantons Luzern. Bekannt ist ihre Fehde mit dem päpstlichen Stuhl im Jahre 1807 (davon dies Journal in Nr. 24 des Jahrgangs 1808 eine treue Darstellung gab); jetzt gehört der Streit mit dem (on von St Urban zu den neuen Gebern der Schweiz, gegen welchen sie ihre landesherrlichen Rechte mit fester Entschlossenheit handhabt. Allgemein bedauert man, daß der Abt Karl Ambros, ein in der Schweiz sehr geachteter und wahrhaft achtungswürdiger Mann, mit seiner Regierung in Opposition stehen muß.

Da schon mehrentals deutsche und französische Journale von diesen Ereignissen, wenn gleich sehr unvollkommen, Notiz nahmen: so hat die Regierung von Luzern nöthig zur Berichtigung des öffentlichen Urtheils, eine „Dokumentirte Darstellung der zwischen Luzern und St. Urban i. J. 1809 vorgefallenen Irrungen" drucken lassen, davon folgendes das Wesentlichste, als Beitrag zur Geschichte der Zeit, ist.

Die mit Anfang Aprils Stab und andern bischöflichen Insignien geschmückten Aebte der im Bezirksamt Luzern der Zahl nach ansehnlichen Zisterzienser Abtei St. Urban hatten zu ihrem Schirmherrn den Rath der Republik Luzern, an den sie sich auch, laut Verbürgungsbrief von 1416, in weltlichen Streitigkeiten zu wenden hatten. Diese zu mustern sie der gleichen Regierung alljährlich über die Haushaltung des Klosters Rechnung ablegen.

Dieser legte limitand war den Rechten nicht zu alten Zeiten gelegen. Schon in den Jahren 1713 und 1714 hatte sich der damalige Abt solcher Verpflichtung zum entziehen. Seine Anstrengungen aber waren vergebens. Der republikanische Senat führte ihn durch Ernst zum Gehorsam gegen den weltlichen Souverain zurück.

Noch im J. 1803 verpflichtete ein Beschluß der Tagsatzung alle helvetische Klöster, der Landesregierung jährliche Rechnungsablage über die Verwaltung des Klostervermögens abzuleisten, um die Entfremdung des Eigenthums zu verhindern, und einen ähnlichen Beschluß hatte schon früher, als die Tagsatzung, wichtig der kleine Rath von Luzern seinen Klöstern ertheilt. Auch erfolgte williger Gehorsam von allen Seiten.

Nur der Herr Abt von St. Urban verschob die von seiner Regierung gebotene Ablegung der Rechenschaft aus mancherlei Ursachen, bald weil ihm Rechnungsbeilagen mangelten; bald weil ihm besonderer Aufschübe nöthig waren; bald weil ihm die gestattete Frist für die Antwortung zu kurz war; bald weil er die Mittheilung der seinem Verwaltungsrechnungsamte über das Kloster St. Urban während der Revolution vorhin zu haben glaubte und sich nicht mit dem bloßen Inventarium begnügen wollte, das ihm nach der Revolution bei jenergabe der Administration der Abtei ausgestellt werden war; bald weil er das ihm mitgetheilte Rechnungsformular anständig gegen seine Bearbeitung vom wahren Eigenthum des Klosters, und mit zu vielen Details überladen fand.

Unwillig ob dieser Zögerungen ordnete die Regierung im Jänner 1808 Kommissarien nach St Urban ab, die Rechnungen des Klosters nach Vorschrift zu ordnen. Der Abt, welcher sich nicht als bloßen Verwalter, sondern als Eigenthümer des Gotteshauses ansah, verweigerte den Kommissarien die Einsicht des obrigkeitlichen Diariums, und erklärte, daß er das ihm vorgeschriebene Rechnungsgeschäft nie beistgen werde.

Noch einmal, nach persönlicher Unterhandlung des Hrn. Abts mit der Regierung, bewilligte sie ihm eine Frist von drei Monaten, und er versprach die Rechnung nach der gegebenen Vorschrift. Die Frist verstrich; der Hr. Abt entschuldigte sich wieder, in der Arbeit keine ruhige Zeit gefunden zu haben.

Die Regierung, nachdem sie nun mehr als zwei Jahre vergebens hingehalten war, und entschlossen, den ökonomischen Zustand des Klosters zu kennen, schickte zum zweitenmal zur Abschliessung des Geschäfts eine Kommission in die Abtei, im November 1808, mit Vollmacht, alles auf die Klosterrechnungen Bezug habende unter Siegel zu nehmen, und bis nach Endigung der Sache den Hr. Abt von der Leitung der Klosteradministration zu suspendiren. Der Abt ließ sich aber weder durch Versiegelung der Schriften und Gelder, noch durch die Suspension, noch durch Drohung der Kommissarien, noch selbst durch Bitten des Konvents bewegen, den Willen der Regierung zu erfüllen. Er drohte vielmehr, sich an den Landammann der Schweiz, und an die Regierungen von Bern und Solothurn zu wenden, als ob von einer souverainen Regierung Appellation an fremde Botschaften statt finden könne.

Zeit fand die Regierung den ihr schuldigen Gehorsam gebrochen, ihre Ehre lemeromittirt. Sie ließ den Hrn. Abt vorigen Monat vorladen und unter militairischer Eskorte in ein Franziskanerkloster nach Luzern verbringen.

Noch sind die Akten über diesen Vorfall, der in der Schweiz viel Sensation erregt, nicht als geschlossen anzusehen. Nur soviel geht aus den von der Regierung publizirten Thatsachen hervor, daß der Herr Abt in diesem Handel nicht mit der ihm sonst eigenen Offenheit und Geradheit zu verfahren schien; daß er, zuwiderlaufend alle Verträge, Gesetze, Ordnungen und Gebräuche widerstrebte, demnach der Regierung diejenige klare Einsicht in die Verwaltung des Klostergutes Vermögens verweigerte, die ist laut Gesetzen zu fordern berechtigt ist; daß er endlich den Hauptverweigerungsgrund darin zu finden scheint, daß er sich nicht bloß als Vorsteher und Administrator, sondern als Eigenthümer des Gotteshauses gestalten wissen will, und daher, wie jeder andere Eigenthümer und Bürger, die genauen öffentlichen Untersuchungen über den Vermögenszustand deinerbeschränkend sinde. Allein die Abtei St Urban ist bekanntlich ohne Souverainetätsrechte; das Klostergut, als ein öffentliches, ist sehr verschieden vom Privatgut, und daher die Verfügung eines Abts über das Vermögen seiner Brüder durch bestimmte Ordnungen und Gesetze eingeschränkt, wie jedes andere bedingte Eigenthums- oder Nutznießrecht.

Da man nun jetzt durchaus nicht einsieht, auf welche Hoffnungen und Rechtstitel der Herr Prälat seine Widerspenstigkeit gegen landesherrliche Gewalt begründen wird: so ist die öffentliche Neugier um so gespannter.

Digitized by Google

Kritische Beiblätter

zu den

Miszellen für die neueste Weltkunde.

(In Briefen einer Gesellschaft an den Herausgeber.)

Zu Nro. 7.

Historische Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls des preussischen Staats seit dem Jahre 1794, nebst seinem Tagebuch über den Feldzug von 1806, von dem Obersten von Massenbach. 2 Theile mit Karten und Planen. Amsterdam. 1809.

Dies Werk ist zunächst eine sehr umständliche, lebhafte Schutzrede, welche Hr. v. Massenbach seinen eigenen Meinungen, Vorschlägen und Thaten hält, in so fern er einen größern oder geringern Einfluß auf die Schicksale der preussischen Armee gehabt hat; sodann eine sich durch alle Details verbreitende Entwickelung der im Horizont dieses Beobachters gelegenen Ursachen vom Verfall des preussischen Staates.

In wie fern der Verfasser überall Recht oder Unrecht hatte, wird erst dann zu entscheiden möglich sein, wann auch mehrere Andere ihre Stimmen über den gleichen Gegenstand werden abgegeben haben. Rezens. fürchtet mit Recht, daß dem Hrn. von Massenbach der gleiche Vorwurf in seiner Betadlung eines Haugwitz, Rüchel, Blücher, gemacht werden könnte, gegen welchen er sich selbst so oft wehret, nämlich, daß es leicht sei, diesem oder jenem post factum zu sagen, warum hast du nicht so, oder so gehandelt? daß es Unbilligkeit und Flachheit des Beurtheilers verrathe, wenn er, ehe er seine Meinung ausspricht, nicht vorher von tausend mannigfaltigen Umständen Notiz genommen hat, welche die Handlungsweise des Beurtheilten necessitirten.

Der Verfasser hat beim Abfassen seiner Denkwürdigkeiten durchaus nicht jene unbefangene Gemüthsruhe behauptet, welche man vom Geschichtschreiber fordern darf; sein Blut war beim Niederschreiben der Thatsachen in ewiger Wallung. Dadurch schadete er dem Werthe seines Werks und seiner Absicht. Er stößt dem Leser Verdacht gegen die Richtigkeit seiner Ansichten ein, ermüdet durch die unaufhörlichen Ausbrüche des Affekts in langen Deklamationen, und durch die daraus entstehende Wiederholung schon oft gesagter Dinge. Ich glaub' es gern, daß man über gewisse Sachen nach wenigen Jahren ihrer Begebenheit nicht wohl mit kaltem Blute schreiben kann; in so fern schrieb Hr. v. Massenbach nur noch zu früh, um etwas Vortreffliches zu leisten.

Bei dem allen bleiben diese Denkwürdigkeiten ein sehr interessanter Beitrag zur Geschichte des unglücklichen Krieges; bleiben lehrreich für Feldherren und Staatsmänner der Zukunft. Was man schon vorher im Allgemeinen aus einzelnen Erscheinungen wußte, die Desorganisation der preussischen Staatsmaschine, sehen wir hier in einer Menge von Umständen näher unter unsere Augen gerückt. Egoismus trieb die ersten Männer des Kabinets und des Heeres aus einander; Zwietracht lähmte die Staatskräfte; es fehlte an Energie von oben herab, folglich am harmonischen Zusammenwirken aller Theile; jeder wollte regieren, keiner des andern Willen thun. Ein einziger mittelmäßiger Kopf kann überall größere Dinge leisten, als eine Poliarchie der einsichtsvollsten und genialischsten Männer. Der Herzog von Braunschweig hatte sich schon selbst überlebt; er gehörte nicht an die Spitze eines Heeres, und besonders eines Heeres, das nur Paradeplätze, aber keine Schlachtfelder kannte. Gunst und Intrigue oder Herkommen beförderten zu den wichtigsten Stellen; nicht Talent, Kenntniß und Eifer. Die subalternen Köpfe standen oben; die bessern in subalternen Rollen. Daher Tadel, Mißtrauen, Mißmuth von unten; falsche und schwankende Maasregeln von oben. — Es fehlte dem preussischen Staat gewiß im Jahre 1806 nicht an patriotischen, tapfern, geistvollen Männern; es zählte deren damals vielleicht mehr, als es im ganzen Lauf des siebenjährigen Krieges hatte; aber an dem Einzigen fehlte es, der die Rollen vertheilte, und die herrlichen Kräfte zweckmäßig zusammen ordnete.

Histoire de Jean Churchill, duc de Marlborough etc. 3 Theile. Gr. 8. Paris, 1808.

Das Leben des Siegers von Blenheim, Ramillies und Malplaquet ist auch in unsern kriegesvollen Tagen anziehend genug, um Leser zu finden. Namen, wie Marlborough und Eugen, können durch den Glanz keiner spätern Helden verdun-

Digitized by Google

keit werden. Nur zu beklagen war's, daß Marlborough, so viele Federn sich auch schon mit seiner Biographie beschäftigten, noch keinen Geschichtschreiber fand, der die Großthaten desselben mit unsterblichen Worten aussprach. Vollendete Historiker sind größere Seltenheiten, als vollendete Feldherren, und es ist leichter, mit fürchterlicher Genialität Heermassen und Königreiche zu vernichten, als durch die Kunst der historischen Muse eine untergegangene Welt wieder aus dem Reiche der Schatten, lebend und belebrend, hervorzuzaubern vor das Auge des spätern Jahrtausends. Ohne einen Livius, Plutarch und Tacitus wäre uns das antike, herrliche Rom verschwunden im Schutte kompendiarischer Namen und Zahlen.

Auch der Verfasser der neuen Geschichte Marlboroughs darf nicht in die Reihe der bessern Geschichtschreiber eintreten. Weitläuftig und minutiös, bald im Styl der Eloge, bald der französischen Memoires, erzählt er uns in drei dicken Bänden auf fast anderthalb tausend Seiten, was der brittische Feldherr gethan und nicht gethan. Der Leser ermüdet in dem Wirrwarr der Ereignisse, im Hinstarren auf das Gemälde ohne Haltung, ohne Perspektive, ohne große durchherrschende Einheit.

Hingegen verdient der Verfasser den Ruhm, mit vielem Fleiß in chronologischer Ordnung den größten Theil desjenigen, was vor ihm in Frankreich, zum Theil auch in England und Italien, über Marlborough gedruckt worden ist, gesammelt zu haben. Er liefert mehr Materialien zu einer Geschichte, als die Geschichte des Helden selbst. Aber auch in den Materialien sind uns keine neue Thatsachen vorgekommen.

Die dem Werke beigefügte Karte vom Kriegstheater des Herzogs, die Plane der Schlachten bei Hochstedt, Ramillies und Malplaquet, sind mit großer Sauberkeit nach genauen und guten Zeichnungen gearbeitet.

Gedichte von August Kuhn. Berlin. 1808. 8.

Der Verfasser nennt seine Gedichte in der vorredenden Zueignung „kunstlos erzogene Feldblumen“, sogar in übergroßer Bescheidenheit „poetische Sünden“, und kündet dem Publikum an, daß aller Wahrscheinlichkeit nach diese seine letzten sein werden. Hr. Kuhn würde es ohne Zweifel sehr übel empfinden, wenn man aus bloßen Höflichkeitsformeln einer Vorrede Ernst machen wollte. Dichterworte sind nie rechtskräftige Aussagen.

Das Verdienst, einen artigen Vers zu machen, ist in unsern Zeiten kein Verdienst mehr. Jeder gebildete Mann von einiger Fantasie kann ein Liedchen schreiben, ohne darum Ansprüche auf den Dichternamen zu machen. Jedes Mädchen von einiger Belesenheit schreibt Elegien und Sonnette — aber nicht alle gebildeten Männer und Mädchen lassen ihre poetischen Amusements in Bänden zusammen drucken.

Hr. Kuhn ist ein Mann, der einen, eben nicht das Gewöhnliche überschreitenden, Grad von Empfindung und Fantasie besitzt, und mit ziemlicher Uebung in schriftstellerischer Darstellung verbindet. Doch weder die Gedanken, die Gefühle, welche er ausspricht oder im Gemüth des Lesers und Hörers anregt, noch die Manier, in welcher er die Bewegungen seiner innern Welt offenbart, bezaubern uns durch Neuheit, durch seltene Eigenthümlichkeiten, durch jenes wunderbare Etwas, mit welchem der Dichter den Fremdling unwiderstehlich aus der Alltäglichkeit des Lebens in eine neue, schönere Welt entzückt.

Seine Muse schwebt, oft nicht ohne Anmuth, in jenen niedern Regionen des Parnasses, zu welchem sich Leute von Geschmack und Bildung gewöhnlich zu erheben pflegen. Kaum einen rechteigenthümlichen Karakter hegt sie; es läßt sich ihr eine gewisse Milde und Zärtlichkeit nicht abläugnen, die aber allen jungen Männern eigen zu sein pflegt, welche zum ersten- oder zwanzigstenmal ein artiges Mädchen oder eine reizende Naturszene mit Versen begrüßen.

Was nun Liedern, wie diesen, welche man gern „niedliche Kleinigkeiten“ zu nennen pflegt, an innerer Macht und Schöne gebricht, muß nothwendig in korrekter Vollendung und Zartheit des Geschmacks Entschädigung gewähren, wenn sie nicht mißfallen sollen. Herr Kuhn versäumte aber auch diese billige Anforderung oft.

Der Mangel der Korrektheit zeigt sich in harten und falschen Reimen, die in der Mehrzahl dieser Liedchen unser Ohr schlagen. Er reimt ohne Arg Scheiden und Begleiten, Tönen und Thränen, Wiesen und Flieſſen, Zweigen und Sträuchen u. s. w.

Das Zartgefühl des Geschmacks verläugnet sich in Stellen, wie folgende, wo eine Minna, der er ein Vergißmeinnicht geraubt, zu ihm sprach:

Das Abbild
dieser Blüte sei fest dir in den Busen geätzt!

So hat wohl noch kein unverbildetes Mädchen weder in Versen noch Prosa, das Wort Vergißmeinnicht übersetzt.

Ferner:

Und lächelnd fließt ein Rosenschimmer
Durch meines Herzens öde Nacht.

Oder:

Und wie bei einer Todtenfeier
(Sol) lächelt krampfhaft die Natur.

W.**

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueſte Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 8. — den 28 Januar 1809.

Meteorologiſche Beobachtungen über das Jahr 1808.

(Vom Herausgeber.)

Wir ſetzen auch in dieſem Jahre, wie in den beiden vorhergehenden Jahrgängen der Miszellen für die neueſte Weltkunde, die meteorologiſchen Beobachtungen fort, welche zu Aarau in der Schweiz angeſtellt wurden. Nach Haßlers Meſſungen liegt dieſe Stadt unter dem 25 Grad 38 Min. 45 Sek. der Länge und 47 Grad 23 Min. 31 Sek. der Breite, 1140 Fuß abſoluter Höhe über dem Spiegel des Mittelmeers. Das Barometer ward bei beſtändiger milder Temperatur von 15°, und das de Lue'ſche Thermometer beim Auf- und Untergang der Sonne, ſo wie jedesmal Mittags um 2 Uhr im Schatten beobachtet. Die Erhebung der Inſtrumente über der Erdfläche betrug 28 Schuh.

Der höchſte Barometerſtand im Laufe des Jahres 1808 war am 8 und 9 Jänner, wo das Queckſilber auf 27″ 4 1/10‴ ſtieg: der tiefſte hingegen am 23 Dez., da das Queckſilber auf 26″ 3 6/10‴ ſtand.

Bei 732 Beobachtungen (jeden Tag des Morgens und Abends) war das Queckſilber 478 mal auf oder über 27 Zoll, und 254 mal darunter; in den Sommermonden vom Mai bis Auguſt behauptete das Queckſilber ſeinen hohen Stand am dauerhafteſten; im Dezember ſtieg es nur 17 mal auf oder über 27 Zoll.

Der höchſte Stand des Thermometers war am 16 Juli, wo das Queckſilber im Schatten Mittags auf + 28° ſtieg; am tiefſten fiel es am 24 Dez. Morgens auf — 12°.

Schnee fiel im Laufe des Jahrs an 60 Tagen; der letzte des Winters 1807 — 1808 am 25 April, und der erſte des Winters 1808 — 1809 am 1 Okt. auf den Berghöhen, wo er jedoch nicht lange liegen blieb; im Thal erſchien er erſt am 28 Nov.

Regen fiel im ganzen Jahre an 115 Tagen und in 101 Nacht; ganz frei von atmoſphäriſchen Ergieſſungen blieben überhaupt nicht mehr als 179 Tage (zu 24 Stunden). Dabei war der Himmel 278 Tage bewölkt, nur 88 Tage heiter, oder doch vom trüben Gewölke größtentheils frei. Der Mai war der heiterſte, Jänner der trübſte Monat.

Von den Winden waren, wie gewöhnlich, Weſt-, Südweſt- und Nordweſt-Wind herrſchend. Oſt-, Nordoſt- und Südoſt-Wind wehte nur an 122 Tagen. Die ſtürmiſchſten Monate waren Jänner und November, nächſt dieſen Februar, April und Dezember. Die Stürme kamen gewöhnlich aus Weſt, Süd- und Nordweſt. Das Jahr hatte 43 Tage mit ſtarkem Winde oder Sturm. Der Orkan vom 7 und 8 April, der vom 5 bis zum 11 dauerte, Wälder entwurzelte, Dächer von den Häuſern riß, war der ſtärkſte. Als am 7 April der Orkan am heftigſten tobte, fiel das Queckſilber des Barometers von 7 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags plötzlich um 2 1/10 Linien, und erhob ſich dann eben ſo ſchnell wieder in den folgenden Stunden auf den verlaſſenen Stand zurück.

Die Witterung des Winters von 1807 — 1808 war im Ganzen nicht ſtreng, aber feucht und ſtürmiſch. Der Frühling zeigte ſich ſehr ſpät; die Vegetation war noch bis gegen Ende Aprils ungewöhnlich zurück; erſt am 18 deſſelben Monats erſchienen die Schwalben und tönte des Kukuks Ruf.

Wie der Sommer des vorhergegangenen Jahres (1807) ungemein trocken und heiß geweſen war, zeigte ſich der Sommer 1808 ſehr feucht. Der Uebergang von winterlichem Froſt zur Hitze war ſo ſchnell, daß, während am 26 April noch Schnee

Digitized by Google

gefallen und das Thermometer Mittags noch auf 6° ſtand, es zwanzig Tage ſpäter im Schatten ſchon + 23 und in der Sonne + 34° zeigte. Der Juli brachte die heißeſten Tage, wo des Thermometers Queckſilber 14 Tage lang im Schatten zwiſchen 23 und 28° über 0 ſtand.

Ungeachtet der regneriſchen Witterung dieſes Jahres war es durch ſeine Fruchtbarkeit an Feld-, Garten- und Erd-Früchten wohlthätig; nur die Reben litten und gaben herben Wein.

Es wurden 31 Gewitter bemerkt, davon 8 nur in der Ferne, 23 in der Nähe. Das erſte erſchien am 6 Mai, das letzte am 6 Sept. Vierundzwanzig derſelben waren Nachmittags von 12—9 Uhr, ſieben Vormittags; die vormittägigen aber alle nahe. Manche derſelben erſchienen mit Hagel begleitet. Merkwürdig war in dieſer Hinſicht das Gewitter vom 3 Juli; die meteorologiſche Tabelle von dieſem Monat (Nr. 63 vorigen Jahrgangs) gibt in den Anmerkungen über die eigene Bildung des damals gefallenen Hagels nähere Auskunft.

Auch diesmal bewährte ſich die ſchon ſeit mehrern Jahren gemachte und angezeigte Erfahrung, daß das Queckſilber des Barometers 12 bis 4 Stunden vor jedem Gewitter ſchnell fällt, und eben ſo wieder ſteigt, wenn das Gewitter über den Zenith der Beobachtung hinweggezogen iſt. Es ſteigt in gleichem Verhältniß, wie das Gewitter ſchneller oder langſamer fortrückt. — Ungefähr eben ſo lange vor Stürmen und Orkanen fällt das Queckſilber; hingegen ſteigt es oft nach den erſten 12—24 Stunden des Sturmwindes wieder zu beträchtlicher Höhe, während der Sturm noch einige Tage fortdauern kann. Nur in außerordentlich heftigen Momenten des Sturms fällt es wieder in der Zwiſchenzeit raſch, erhebt ſich aber eben ſo ſchleunig wieder, als die gewaltigſte Erſchütterung der Atmoſphäre vorüber iſt.

Das unmittelbare Fallen des Queckſilbers vor einem Gewitter betrug gewöhnlich 1 oder höchſtens 1 7/10 Linie. In ſtarker Kriſis eines Orkans fiel es plötzlich über 2 Linien. So regelmäßig dieſe Barometerveränderungen bei Gewittern und heftigen Stürmen waren, erſchienen ſie doch aber auch einigemal im Jahre bei der ſcheinbarſten Ruhe der Atmoſphäre, ohne daß merkwürdige Erſcheinungen nachfolgten, wie man in den meteorologiſchen Tabellen vorigen Jahrs (Nr. 72 und 98 dieſes Journals) ſieht.

Einige Szenen aus der Verheerung durch Schneelauinen in der Schweiz im Dezember 1808.

Das Ende des Jahrs 1808 war für das ſchweizeriſche Hochland eines der ſchreklichſten durch die Menge und Größe der Lauinen, die verheerend von allen Gebirgen in die Thäler herabſtürzten.

Vom 10 zum 12 Dez. war ſo hoher Schnee gefallen, daß er in manchen Gegend vier bis ſechs Schuh hoch lag. Am 12 drang ein heftiger, warmer Südweſtwind durch die vom Schnee hochbeladenen Gebirge, und ſtürzte ihre Laſten nieder. In den Kantonen Bern, Glarus, Schwyz, Uri, Graubünden u. a. ward in der einzigen Nacht vom zwölften zum dreizehnten Dezember durch die Lauinen faſt in der gleichen Stunde ein Schade von einigen Millionen Franken Werthes geſtiftet. Viele Familien wurden getödtet, ſtundenlange Wälder entwurzelt und abwärts geſchleudert, große Viehheerden mit ihren Stallungen zerſchmettert, ganze Striche Landes, Bergwieſen und Garten mit Grund und Boden durch die Laſt der Lauinen aufgerollt und ins Thal geſenkt.

Graubünden und Uri ſcheinen vorzüglich gelitten zu haben. Laut Bekanntmachung des Polizeiamtes von Uri vom 10 Jan. 1809 wurden in dieſem Kanton in der einzigen Nacht 11 Perſonen von den Lauinen getödtet, 11 andere ſchwer verwundet; 20 Häuſer ganz zerſtört, 9 andere unbewohnbar gemacht; 151 Heuſtälle ganz, 14 andere größtentheils zerſtört; 105 Stück Rindvieh, 251 Stück Schmalvieh und 3 Pferde getödtet. Noch iſt der Werth der weggeſchlagenen Waldungen nicht geſchätzt, noch nicht der Verluſt, den die Berggüter am Werth erleiden, da ſie nun ohne Schirmwälder künftig der Gewalt der Lauinen um ſo mehr ausgeſetzt ſind, und doch belauft ſich der ſchon hier ſichtbare Schaden auf 114,572 Franken.

Die meiſten dieſer Lauinen waren ſogenannte Staublauinen*), bei welchen nur die obern Schneelagen, ohne bis auf die Erde einzugreifen, donnernd niederfahren. Das ſchnelle Fallen dieſer ungeheuern Maſſen erſchüttert die Luft ſo heftig, daß bloß von der Gewalt des Windſtoßes die Stallungen der Alpen und die Berghäuſer wie Spreu davon fliegen und große Wälder, die langſamen Geburten mehr als eines Jahrhunderts, in einigen Minuten krachend zuſammenbrechen, eh noch die Lauine ſelbſt ſie berührt.

Aus jener unglücklichen Nacht der Lauinen ſind mehrere äuſſerſt rührende Anekdoten aufbehalten und bekannt gemacht worden. Wir heben unſern Leſern, die nur das Reizende der Alpenwelt im ſommerlichen Aufblühen, nicht aber das Schauervolle derſelben während des Winters, aus den Erzählungen der Reiſenden kennen, einige der merkwürdigſten von jenen Szenen aus.

„Es iſt unmöglich, das Grauſenvolle einer vom Winter beherrſchten Gebirgshöhe zu malen. Alles Leben ſtockt. In den entfeelten Geſtrüppen der hohen Felsmaſſen kein Vogel, kein Gewürm. Ein einförmiges Chaos von Eis- und Schneewüſten und Trümmern geſtürzter Berge lagert ſeine Schrecken zwiſchen Klüften und ſchattigen Abgründen aus. Keine Spur des Lebens, keine Wohnung, kein Wanken begegnet dem Auge in der weiten Stille. Nur zuweilen tritt ein Gemsbk über das todte Einerlei herab, wie über den Leichnam einer Welt, deren der Schöpfer vergeſſen will. Rieſenhafte Felſenſäulen ragen ſchwarz in Schnee und Nebel hervor aus den Tiefen, wie trauernde Grabmäler der verſtorbenen Natur.“

„Dies iſt der Anblick, welchen der Bewohner der höchſten Bergthäler ein halbes Jahr lang über ſich hat. Und eben ſo lange zählt er die Tage ſeines Winters. In dieſer Zeit halten ſich die Aelpler ſtill in ihren Hütten, die, niedrig und eng, aus Holzſtämmen zuſammengefügt, inwendig verkläfft ſind, nur gegen des Winters Strenge berechnet. Breite Steine belaſten das niedrige Schindeldach, damit es der Sturm nicht entführe. Kleine Fenſter werfen ein kümmerliches Licht in die Stube, von welcher ein großer von Mauerſteinen im Viereck gebauter Ofen den beträchtlichſten Raum einnimmt, im Verhältniß zum übrigen Hausgeräth. Die ganze Familie iſt meiſtens um den Ofen hingelagert, entweder auf den holzernen Bänken daran herum, oder oben auf den Steinplatten.“ **)

*) Grundlauinen unterſcheiden ſich von jenen dadurch, daß ſie beim plötzlichen Thauwetter vom ſchweren, maſſen Schnee gedrückt, als fürchterliche Balken, Grund und Boden mit ſich führend, niederrollen.

**) Denkwürdigkeiten der helv. Staatsumwälzung, 2. Sammlung. 1 Th. S. 69.

Immer sind diese Wohnhütten in den Gebirgen mit großer Vorsicht dahin gepflanzt, wo sie durch vorliegende Hügel und Abgründe, oder durch starke Waldungen an den Bergen, gegen Lawinen geschützt sind; oder wohin die vom Hochgebirge niederrauschenden Schneemassen nie ihre Richtungen zu nehmen pflegen. Allein in der Nacht vom 12 Dez. rettete auch diese Vorsicht nicht überall; denn es stürzten die Lawinen in Gegenden nieder, wo man seit Jahrhunderten sie weder gefürchtet noch erfahren hatte.

Auf einem der wildesten Berge des Urner Schächerthales wohnten zwei Brüder mit Knecht und Magd. Der eine hieß aufs niedere, vom hohen Schnee beladene Dach, und scharrte den Schnee in die Vertiefung hinter der Hütte, damit eine allfällige Lawine über das mit dem Boden ebenlaufende Dach hinwegleiten könne. Während der Arbeit des jüngern Bruders stand der ältere an der Thür des Stalles. In dem Augenblick, als brächte der Himmel ein, schoß eine alles verschlingende Staublawine von oben hernieder, und der Sturm entführte den Jüngling vom Dach weit hinweg durch die Lüfte. Die Lawine ergriff ihn noch im Fliegen, und warf ihn, da er eben einem entsetzlichen Abgrunde zuschwedte, in welchem sein Leichnam kaum wieder gefunden sein würde, rettend seitwärts. In der Betäubung haschte er den Stamm eines Baums, umklammerte ihn, und entkam der Gefahr. Auch sein Bruder, über welchen die Sturmlawine den Stall mit Blitzesschnelle wegwälzte, entkam, wie durch ein Wunder, unbeschädigt.

Im Sturnen (Pfarrei Unterschächen, Kantons Uri) sprach, nach vollendeter Abendandacht, der Mann zu Weib und Kindern: „Wir wollen doch miteinander noch beten für die armen Leute, welche in dieser schrecklichen Nacht Gefahr leiden von Lawinen!“ Und sie beteten. Draußen donnerten der Sturm und der Waldstrom und der Wiederhall entfernter Lawinen.

Aber während des Gebetes voll Inbrunst stürzten jählings Ställe und Hütte ein; wie in dicker Schneewolke ward der Vater auf dem Fittige des Sturms von den Seinigen hinweggetragen, und hinausgeschleudert in Nacht und Einöde, und unten am Berge in Schnee vergraben. Mit übermenschlichem Aufwand von Kraft grub er sich hervor, und arbeitete sich hinauf wieder nach der Gegend, wo sein Haus gestanden hatte. Es war verschwunden. Der Sturm heulte über der öden Stätte; in Todesangst rief der Unglückliche nur den Namen seiner geliebten Gattin, und fühlte seine eigenen schweren Wunden nicht.

Endlich vernahm er, wie aus einem Grabe, tief unten im Schnee, ihre Stimme. Und erst als er sie mühsam hervorgescharrt hatte, ließ sich ein Kind hören, das nicht weit von der Mutter bisher still und geduldig unterm Schnee gelegen war, und es sprach: „Mutter, ich wär' auch noch am Leben; aber ich kann nicht heraus.“ Zitternd und weinend gruben die Eltern den kleinen Liebling hervor. Der Arm war ihm gebrochen. — Die Beklagenswürdigen! sie hatten noch mehr zu beweinen; denn ihre beiden andern Kinder waren entstellte Leichname.

In der nämlichen Pfarrei, zu Pilgrig, ward eine Mutter mit ihrem Säugling, und einem elf- und einem siebenjährigen Kinde, von der gleichen Lawine ergriffen, fortgeschleudert und tief begraben unter dem Schnee. Ihr Wimmern hörte ein anderer Unglücklicher, ihr Nachbar. Auch ihn, mit seiner hochbetagten Mutter, seiner Schwester, seinen beiden Brüdern, hatte die gewaltige Lawine hieher geworfen. Verzweiflungsvoll scharrte er im Schnee, der Stimme der Wimmernden nach. Er fand die Frau von Pilgrig und ihre beiden ältern Kinder; er zog sie hervor und sank dann ohne Besinnungskraft erschöpft zu Boden.

Jammernd stand die halbnackte Mutter, nur im Hemd, mit ihren beiden Töchtern da in der weiten Schneewüste; erst seit einigen Wochen war sie Kindbetterin. Sie kannte die Gegend nicht mehr, wo sie stand. Der Sturm wühlte den Schnee zu dicken Wolken auf. „Meine lieben Kinder!“ seufzte die Mutter, „Rettung ist hier unmöglich. Wir wollen beten mit einander, und uns zu einem seligen Tod bereiten.“

Da falteten sie in der Schreckensnacht ihre Hände alle zum dunkeln Himmel empor. Dann ward die siebenjährige Tochter schwächer. Sie sank in den Arm der Mutter, die bald erstarrt ihr Trostesworte stammelte. Das Mägdlein starb und sank in den Schnee. Die Frau beugte sich ohnmächtig über das geliebte Kind nieder, und ihre Stimme wurde leiser. „Einsam neben der sterbenden Mutter und der todten Schwester stand das eilfjährige Mädchen. Es wollte die Mutter aufheben, war aber zu schwach. Da kniete es zu dem theuren Leichnam nieder, und betete. Todt lagen Mutter und Schwester Brust an Brust auf dem Schnee. Das gute Kind sann nun auf eigene Rettung. Es troch mühsam bis zu einem Baum, dann zu einem Fels, und erreichte gegen Mitternacht ein Haus, dessen Thür vom Schneestaub der Lawine verschüttet war, doch ledten die Bewohner noch. Es schrie und wurde zum Fenster hineingelassen.

Zu Selwa, im Tawetschertha! Graubündens, war man von jeher zwei Lawinen ausgesetzt, von denen die, welche den untern Theil des Dorfs bedrohte, gewöhnlich die gefahrlosere war. Darum flüchteten viele Einwohner jetzt dahin. Aber Nachts um 1 Uhr donnerte vom Rüenaisch hernieder eine Lawine. Zwei und dreizehn Menschen, sammt einem ungebornen Kinde, und 237 Stück Vieh wurden im gleichen Moment lebendig begraben. Nur dreizehn Personen wurden von allen beim Leben erhalten.

Ob Tamins, ebenfalls in Graubünden, am Fuß der Calanda gelegen, stürzte vom Gipfel des Gebirges eine Lawine, die mehrere Hütten, Ställe und einen ganzen Wald zerschmetterte und wegriß. In einem Hause saßen in ihrem Stübchen sieben Personen beisammen, und sangen beim Schimmer ihrer Lampe, während des Sturms, der draußen wüthete, andächtige Lieder. Eben begannen sie den 74 Psalm; da donnerte über ihrem Haupt, wie ein fallender Berg, die Lawine her. Sie brach durch drei Fenster hinein, und drang bis zum Tisch ins Zimmer vor, ohne einen der Anwesenden zu verlechen, ohne nur das Licht zu verlöschen, während es doch das Haus von der Stelle rückte, Dach und Küche und den benachbarten Wald hinwegriß. Erst um Mitternacht arbeiteten sich die Erschrockenen aus ihrem Schneekerker hervor und gelangten um 2 Uhr Morgens beim anhaltenden Sturm in eine andere Bergwohnung.

Ohnweit Gersau am Vierwaldstädter-See, am Bergwege nach Lauerz, gelangt man zu mehrern Bauernhöfen, die an der jähesten Halde wie angeklebt liegen. Man nennt sie von ihrer hohen Lage die Gibel. Dort wohnte eine glückliche und fromme Familie; zwei rechtschaffene Gatten mit ihren Kindern. Sie hatten alle, des Sturmes willen, schon in der vergangenen Nacht wenig geschlafen, und daher sich in dieser Nacht früher zur Ruhe begeben. Da erhob sich des Sturmwinds Pfeifen, der Lawine dumpfer Donner. Das Haus mit vier Ställen flog hinweg von der Höhe in den schwindlichten Abgrund, in dessen Tiefe ein Waldstrom dem Dorfe zutofet. Nur ein zwölfjähriges Mädchen überlebte in diesem entsetzlichen Sturz die übrige Familie, die

Digitized by Google

aus sieben Personen bestand. Dieses Kind, als es vom ersten Schrecken genesen war, glaubte noch das matte Gewimmer einer Schwester zu hören. Es streckte die Hände in die Nacht aus, um die theure Gespielin zu suchen, fand aber überall nur den schauerlichen Grabhügel aller ihrer Freuden — den Schnee. Die Unglückliche weinte umsonst nach ihren Eltern; sie arbeitete sich mit Verzweiflung aus der Schneegruft heraus und suchte. Einsamkeit, Sturm und Tod umgaben sie. Mit Grausen floh sie, erreichte ein Haus, dessen Bewohner sie liebreich aufnahmen. Mit Fackeln eilte man noch in der Nacht zum Unglücksort. Man fand nur mächtige Haufen Schnees. Erst am folgenden Morgen scharrten siebenzig Männer die Umgekommenen aus der Lawine hervor.

Unzähliges noch beiweitem nicht hinlänglich bekanntes Unglück ward durch die Lawinen dieser einzigen Nacht in allen Berggegenden der Schweiz gestiftet. — Vielleicht lehren wir noch einmal zur Geschichte dieser fürchterlichen Stunden zurück.

Stoff zu Parallelen.

Antonelli, Maire von Arles.

Der Mann ist vergessen. Sein Andenken verdient eben auch nicht wieder aufgulehen; er war einer der politischen Philosophasten der französischen Revolution, die aus Liebe für ihr System die ganze Welt hätten umstürzen, und aus Liebe zur Menschheit alle Völker erschlagen lassen können. Er war Maire von Arles; sein Name figurirte in der Revolutionsgeschichte von Avignon, in der Geschichte Lafayette's und Babeuf's. Als am 13 Vendemiaire die Sektionen von Paris gegen den Konvent insurgirten, war er auf der Seite der Republikaner, deren Schutz an diesem Tage der General Napoleon Bonaparte wurde. Während von allen Seiten die Kugeln auf die Terrasse vor dem Palais regneten, ging er kaltblütig da, als ächter Philosoph, spazieren und las.

Er ist Verfasser verschiedener Gelegenheitsschriften. In einer derselben, die er vor dem 10 August drucken ließ, da noch in Paris selbst keine Rede von einer Republik war, kommt folgende merkwürdige Stelle vor:

„König der Franzosen, sprich ein Wort zu deiner Frau, zu deinen Ministern, zu den Konstitutionsmäubern! Sind sie einst Verräther, mißbranchen sie dich selbst, — dann, wahrlich, dann wird der vereinte Fanatismus von Rom, Koblenz, Madrid und Wien, dann kein Altar, keine Krone sie der strengen Gerechtigkeit des edelmüthigsten, schändlich getäuschten Volks entziehen. Deine Frau, deine Minister werden zuerst unter dem Schwerd des Gesetzes fallen; hernach wird das Volk, wenns sein muß, gegen alle Thronen ins Feld ziehn."

Hätte diese Stelle auch als schrecklich erwahrte Prophezeiung kein Interesse, so hätte sie es vielleicht durch den Kontrast des Damals mit dem Jetzt. — Antonelli ist inzwischen einer von den wenigen, die als Theilnehmer vieler revolutionären Krisen sie überlebten. Vor etlichen Jahren noch reisete er in Italien und — philosophasterte.

Variet äten.

Aus Italien.

— * Rom, im Jänner. Ungeachtet Rom von Holzmangen gleichsam umschanzet ist, hat sich doch die Regierung wegen wirklichen oder eingebildeten Holzmangels genommen gesehen, durch ein Edikt vom 22 Jan. 1807 die Fällung des Holzes zu beschränken. Doch auch dies war unzulänglich, um die Manufakturen vor dem Verfall zu bewahren. Zwar hatte man in der Gegend von Pesaro und andersmo Steinkohlen entdeckt; da aber die Benutzung derselben mit mannigfaltigen Schwierigkeiten verbunden wäre, hat die Regierung die durch Hrn. Singer gemachten Entdeckungen von Torfeeden und Torfverkohlungen unterstützt.

Inzwischen hat das gemeine Volk im Kirchenstaat gegen das Torfbrennen noch unüberwindlichen Vorurtheil. Dies veranlaßte Hrn. Vincenz Colizzi Miseli, in der physikalisch-mathematischen Akademie zu Rom am 10 Dezember Jahrs eine belehrende Vorlesung über den Nutzen und Gebrauch der Torfe, zu halten, und seine Unterschuchungen über den Werth derselben mitzutheilen.

Bei dem Singerschen Torfverkohlungsprozeß war der zwanzigste Theil Asche geworden; die Kohlen aber von vorzüglicher Güte. Die Flamme der Torfkohle war gleicher und dauernder beim Gebrauch, als das Feuer der Holzkohle; auch geschah das Schmelzen und Zusammenlöthen von Eisen oder Stahl bei der Torfkohle mit geringerm Kohlenaufwand.

In einer gleichen Zeit verdampften bei einem gewissen Maas angezündeter Steinkohlen funfundzwanzig bis dreißig Maas Wassers; vom gleichen Maas Torfkohlen zwölf Maas; von Eichenholzkohlen gleicher Quantität nur fünf Maas, und vom unverkohlten Eichenholz nur vier Maas. Demnach hätte die Torfkohle zfrz mehr Thätigkeit, als die Eichenholzkohle.

In Venezia hat man in den Seidenspinnereien unverkohlte Torfe angewandt, und den Berichten des Abbate Pilati über die Romischen Siedefessel zufolge, wurden die Spinnerinnen von dem Geruch der Torfe nicht belästiget, und die Seide zwirnte besser (*diede un organzino migliore*).

Vorurtheile des groben Haufens lassen sich nur durch die Noth — oder durch die Macht glücklicher Beispiele besiegen. Was wäre England ohne seine Steinkohlen? Und doch erklärten sich im J. 1306 alle Gemeinden in England feierlich gegen deren Gebrauch.

— Auf dem Landaue des Grafen Moroni bei Rom wurde vor kurzem ein Grabmal entdeckt, worin sich zwei Statuen, fünf Büsten nebst einer Urchenurne befanden. Drei Büsten trugen den Namen Manilius; vermuthlich war es ein Begräbnis der manilischen Familie. Zu den Füßen jeder Statue lag ein Gerippe, jedes mit einem Hinterring. Ueber der weiblichen Statue las man den Namen Agathonia. Zur Seite dieser Körper lag ein unverbrannter, aber leerer Ei, eine Art Thranenurne, und eine Lampe, auf der Tarquin zu sehen ist, wie er, mit dem Dolch in der Hand, Lukretien entehren will.

Dies köstliche antike Denkmal befindet sich jetzt in den Händen des Baron von Hafflin, gewesenen königlich-baierischen Ministers am römischen Hofe.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 9. — den 1 Februar 1809.

Reflexionen über Schwedens politische Stellung und gegenwärtigen Krieg.

Die Kriege in Spanien und Schweden.

Neugierig staunen die meisten Völker unsers Welttheils den Siegeszügen Napoleons jenseits der Pyrenäen nach, wenig darum bekümmert, welche Schlachten und Niederlagen zwischen den Sümpfen und Seen des rauhen Finnlands ein Reich schwächen, welches bei aller seiner Armuth für Europens künftige Schicksale wichtiger als das fruchtbare, goldreiche Spanien zu werden scheint, oder vielmehr schon ist. Die Aufmerksamkeit des großen Haufens fesselt immer das Blendende. Auch verdient wohl der romantische Thatengang des großen Mannes, der, von den Ufern der Memel und Weichsel kaum verschwunden, wieder an den Ufern des Duro und Tajo glänzte, daß ihn die Bewunderung der Zeitgenossen begleite.

Aber Spanien ist für das Schicksal Europens in der That ohne bedeutendes Gewicht. Denn es lag schon vor dem Frieden von Amiens eingeschlossen im Machtgebiete des französischen Reiches, und mußte als Theil der großen occidentalischen Herrschaft angesehen werden. Die Umtriebe der brittischen Politik zu Madrid und Lissabon konnten, bei Englands militärischer Ohnmacht auf dem Kontinent, nur soviel bewirken, daß das, was bisher stillschweigend anerkannt war, nun öffentlich eingestanden werden mußte; daß selbstständige Monarchien sogar Gefahr liefen, in Provinzen verwandelt zu werden.

Ob im Escurial und im Paço von Lissabon ein in die Interessen des abendländischen Kaiserthums innigst verflochtener Bourbonen-Hof, oder ein Napoleonide herrsche, kann endlich den Europäern, wie die politische Gestalt unsers Welttheils nun einmal ist, ziemlich gleichgültig sein. Die Revolution der Völkerschaften zwischen dem Ozean und den Pyrenäen wird ohne Zweifel, und dies muß zuletzt den Menschenfreund mit den dort vergossenen Strömen Blutes versöhnen, das Signal zu ihrer moralischen Wiedergeburt werden. Feudal- und Mönchs-Despotismus werden endlich aus jenen reißenden Landschaften verschwinden, welche durch sie entvölkert und lange genug der traurige Tummelplatz des Aberglaubens, des Fanatismus und der Rohheit geworden sind.

Die Unterwerfung des spanischen und portugiesischen Volkes ändert, wie gesagt, in Europens großen politischen Verhältnissen nichts, da die Thronen dieser Reiche schon dem weit gebietenden Zepter des abendländischen Selbstherrschers längst untergeordnet standen. Sie konsolidirt nur das System des französischen Reiches öffentkundiger, um den letzten Zweifel der kurzsichtigen Politiker zu vernichten. Auch hat England den blutigen Krieg jenseits der Pyrenäen im Ernste für nichts anders gehalten, als für eine momentane Diversion gegen Frankreich, um Zeit für sich selbst zu gewinnen, und die Blöße des Adlers von Albion abzuleiten. Dies hat schon der Ausgang des Krieges bewiesen, und wird künftig noch unwidersprechlicher an den Tag kommen.

Was thut Napoleon für den Frieden des Kontinents?

In allen Beziehungen verhängnißvoller ist für den Welttheil der Krieg in Finnland. Endet er einst mit dem Verlust dieser

weitläufigen Provinz für Schweden — und Rußland hat erklärt, daß es seine Eroberung nicht wieder zurückgebe —; so ist damit wieder ein furchtbarer Riß in dem Bollwerk gethan, welches heute noch das nord-orientalische und das abendländische Kaiserreich scheiden: so ist damit wieder ein furchtbarer Schritt zur Annäherung an jene Zeiten gethan, da die Fehde zweier Mächte ein europäischer Universalkrieg werden, und der Hirt vom Kaukasus und der Fischer vom Strande des Tajo zu den Waffen greifen muß, um wider einander ins Feld zu rücken, — Zeiten, jener traurigen Periode von Diocletian bis Konstantin ähnlich.

Denn der Kontinent unserer Tage, und dies ist Thatsache, welche keines Beweises bedarf, enthält nur noch zwei Mächte ersten Ranges — Rußland und Frankreich; Rußland freilich nur im Aufblühen und Werden, aber schon in seinem erst seit einem Jahrhundert entfalteten Keim beinahe so furchtbar, als Frankreich auf dem Gipfel seiner Vollendung.

Beide Mächte haben auf dem festen Lande, ausser sich, keine Rivalen mehr. In der langen Kette der Zwischenstaaten, vom Nordkap der Lappen bis zum Kap Matapan Morea's, ist keine, die einer von ihnen, noch weniger beiden zugleich, die Spitze bieten darf. Eben diese Kette der Zwischenstaaten, Türkei, Oesterreich mit Ungarn und Gallizien, Preussen mit Schlesien, Schweden, und Dänemark mit Norwegen, schien die hohe, wohlthätige Bestimmung zu haben, Europens Ruhe zu sichern, wo nicht durch der Waffen Uebermacht, doch durch das Trennen der beiden gewaltigen Reiche, deren Zusammentreffen ein hundertjähriges Elend Europens zur Folge haben konnte.

Napoleons Scharfblick, der sich dadurch vom Scharfblick gemeiner Politik unterschiedet, daß er, nicht von kleiner Leidenschaft verwirrt, am Moment der Gegenwart klebt, sondern Folgen und Jahrhunderte mit ihren Möglichkeiten berechnet, ordnete es selbst an, daß jene neutrale Staatenkette bestand. Er schützte mehr als einmal den wankenden Thron Konstantinopels, und vernichtete im Rausch der beispiellosen Siege weder die österreichische noch die preussische Monarchie.

Aber jene Scheidewand ehrwürdiger Reiche, welche die Mitte Europens vom Eismeer bis zu den Gewässern Afrika's durchsticht, wird nur so lange imponiren, als sie selbst noch stark ist. Ist sie zuletzt nichts mehr als Schein, so wird sie gebrochen. Ihre Ruine wird zur Kriegsbühne fremder Nationen werden, die dann verheerend gegeneinander stürzen, wie zwei Meere, welche ein Damm trennte, den sie lange benagten, bis er in ihren Wellen aufgelöst verrann.

Napoleon schonte dieses heiligen Länderdammes. Oder wer, als sein mit der Zukunft vertrauter Genius, hielt ihn von dessen Vernichtung zurück? — Nur England, welches doch in diesen Zwischenreichen die künftige Regide seiner Selbstständigkeit ahnen mußte — England, welches für seine Seeherrschaft und seine Waaren den ganzen Kontinent zur egoistischen Politik hinwirft — England, welches durchaus nur Gegenwart, keine Zukunft sieht, riß Oesterreich in den Krieg, und schwächte zuerst die Vormauer der europäischen Freiheit. — Napoleon, welcher jene Staatenkette wollte, mochte es nicht gelassen sehen, daß ein Glied derselben ihm Gefahr bringen konne. Er wollte durch die Zwischenstaaten Europa's Schutz, aber nicht Bedrohung seines Reiches.

Ungewarnt begann dann Preussen den Krieg. Viele Schriftsteller und Staatsmänner betrachteten Preussens Unglück als ein Unglück Europens. Sie hatten wohl Recht; denn in Osten und Westen ward abermals ein Theil der herrlichen Scheidewand niedergerissen, und dadurch das Ganze geschwächt. Daß jene Schriftsteller, jene Staatsmänner aber in Preussen allein den Schubengel europäischer Freiheit sahen und beklagten, war wohl nur Folge jener stolzen Einbildung und Selbstverblendung, die nicht wenig zum Ruin der Schöpfung Friedrichs des Großen gewirkt hatte.

Wichtigkeit des Gewinns von Finnland für das russische Reich.

Der russisch-schwedische Krieg setzt nun die Verheerung und Schwächung der Zwischenstaaten fort; denn der Verlust von Vorpommern und Finnland ist für Schweden als ein Verlust des dritten Theils seiner Macht anzusehen.

Die Population des Königreichs betrug vor dem Kriege ungefähr 3,300,000 Seelen. Finnland mit 960,000, Vorpommern mit 115,000 Seelen bildeten allein eine Volksmasse von mehr als einer Million. Stralsund und Swaeborg, Schwedens erste Festungen, gehen damit verloren, und Rußlands Flotten können künftig ungehindert von Helsingfors bis Reval den finnischen Meerbusen, und damit den offenen Zugang zur Hauptstadt des nord-orientalischen Reichs verrammeln. — Der Gewinn Finnlands ist daher für Rußland von unermeßlichem Nutzen. Selbst die meerbeherrschende Brittannia darf in einem Moment ihres Grimms nicht mehr daran denken, die gewaltige Herrscherstadt am Newastrom mit einem Bombardement zu bedrohen, wie einst Kopenhagen oder Konstantinopel.

Die Eroberung Finnlands, indem sie zur Sicherheit und Größe Rußlands mehr beiträgt, als die glänzendsten Eroberungen jenseits des Kaukasus oder des Bog-Stroms, sieht Schweden in feste Abhängigkeit von dem ungeheuren Reiche, welches, ungenügsam mit Asiens schlechtester Hälfte, langsam, doch sicher, in Europens reiches Innere vordringt. — Nicht Finnlands Größe, denn was sind 5000 Quadratmeilen mehr oder weniger für ein Reich von beinahe 400,000 Quadratmeilen? — nicht Finnlands Boden, obwohl er bei besserer Kultur zwei Millionen Menschen nähren würde: sondern Finnlands geographisch-militärische Lage ists, was die Eroberung zu einer der köstlichsten macht.

Der Uebertritt von Schweden, zwar noch an Flächenraum beinahe so groß wie Frankreich, aber in diesem weitläufigen Gelände nur etwa weit zerstreut zwei Millionen Menschen tragend, hat mit Finnland seine Schutzmauer gegen Rußland eingebüßt. Vom übrigen Europa durch unsichere Meere getrennt, hängt es, als große Halbinsel, nur an russischem Boden fest. Ein Krieg Schwedens gegen Rußland ist diesem künftig nie mehr gefährlich, und kann nur in einem Ausbruch hoher Verzweiflung statt finden.

Auch abgesehen von Schwedens Schwäche gegen Rußlands Uebermacht, ist die Wiedereroberung Finnlands für Schweden eben so ausserordentlich schwierig, als die Vertheidigung desselben nun für Rußland leicht. — Sollen die zur Wiedereroberung ausgesandten Heere der Wasaiden nicht drei bis vier hundert Stunden Weges durch unwegsame Gebirge und durch die todten Haiden der Lappmarken marschiren: müssen sie zwischen den gefahrvollen Skiären Landungen übers Meer wagen. Mit welchen Schwie-

Digitized by Google

rigkeiten und diese Landungen verknüpft, wie unerfehlich ist dabei jeder augenblickliche Verlust! — Wie schnell hingegen kann von Petersburg aus jene Provinz geschützt werden, die gleichsam unter den Wällen und vor den Thoren der russischen Hauptstadt liegt!

Rußland und Frankreich, um sich zu meiden, schonten Mitteleuropa's.

So wie Napoleon durch den Marsch der Oesterreicher über den Innstrom, und dann wieder durch Preussens Herausforderung, zum Kriege gezwungen wurde — oder wer leugnet Thatsachen und Aktenstücke hinweg? — eben so ward auch dem edeln Alexander von Rußland wider seinen Willen das Schwerd des Eroberers durch König Gustavs unversöhnliche Erbitterung aufgezwungen. — Ein Krieg, der sich bei vollen Kräften der einen Parthei ohne Eroberung, ohne Entschädigung schlösse, konnte als das Werk seltener Großmuth, wahrlich aber nicht als Werk bewundernswürdiger Klugheit angesehen werden. Denn ohne Entwaffnung seines Gegners hat der Sieger nicht Sicherheit erfiegt. Oder welches wäre der letzte Zweck der Schlachten?

Mag man auch behaupten, — und was behaupten nicht die vielsehende Furcht, oder Eifersucht, oder Rache? — „Alexander und Napoleon würden doch zuletzt ihre Eroberungsplane gegen Mitteleuropa ausgedehnt haben, man mußte suchen ihnen zuvorzukommen!“ — so bleibt es doch Thatsache, Napoleon wollte keine Eroberung von Oesterreich oder Preussen, sondern Demüthigung des brittischen Uebermuthes; er ward zu Kriegen getrieben, die offenbar außer seinem Plan lagen, aber welche er darum nicht fürchtete.

„J'aime la guerre pour la gloire,“ schrieb Friedrich der Große an seinen literarischen Freund Charles Etienne Jordan, „et j'ai la fantaisie de ne vouloir rien faire à demi!“ — Ich weiß nicht, ob der Stifter der neufranzösischen Dynastie jemals einem seiner Freunde so offenherzig sprach; aber daß er, als Monarch, groß, wie Friedrich, denkt, haben seine Thaten feierlich genug beurkundet. Mit halben Maasregeln wären Friedrich und Napoleon untergegangen.

Das Leben ist so kurz, und die Maxime der Thronfolger so unsicher, daß Napoleon, um sein Werk zu vollenden, (Frankreichs höchsten Flor durch Handel, Kolonien und Seemacht) ihm dies ganze kurze Leben weihen und mit Minuten geizen muß. Neue Eroberungen an der Oder, Weichsel oder Donau wären ein planloses Anhäufen von Thaten, deren Früchte im Frankreich nie genießen könnte. Nur gestört in seinen Entwürfen, nur gezwungen würde er mit seinen Heeren wieder über den Rhein ziehen; nur ungern würde er da erobern, wo jede Ausdehnung seines Machtkreises ihn den Grenzen Rußlands, folglich Collisionen von nicht zu berechnenden Folgen, näher führt, hingegen von der Vollendung seines großen Werkes entfernt.

Von der andern Seite bürgt der friedliebende, gerechte Sinn des jetzt herrschenden Monarchen Rußlands für die Sicherheit der mitteleuropäischen Staaten, wenn diese sich selbst, gleich Schweden, den freundlichen Oelzweig verschmähen, und der Leidenschaft lieber als der Klugheit ein Opfer bringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Jahr in Spanien.

(Fortsetzung.)

Barcellona.

Da tollen wir bescheiden zu dem lange ersehnten Thore herein. Die ersten Gegenstände: Shirren, mit gequälter Mühe zwar, doch wohl bewaffnet, eine Hand zum nehmen der pesets ausgestreckt; die Zunge fragt: Od Cavalleros etwas mit sich führen, das dem König zollt? — im Blicke steht geschrieben: „Dreißig Silberlinge, so verruth ich ihn!“ Man macht sich bald von diesen Polizei-Repräsentanten los, und weilt mit mehr Insriedenheit bei den gefüllten Körben der Orangenhändlerin und bei des Marketendermädchens Bisquitflaschen auf dem kleinen runden Tischchen in dem Ulmenschatten, von Sergeanten, Grenadieren und andern Söhnen des Mars in friedlicher Blokade eingezäunt.

Gleich den Figuren in der Fantasmagorie, zieht auf dem hohen Walle eine lange Reihe Kutschen, mit Prälaten, Colonels und Damen, in der seltschen Seeluft, langsam wie ein Leichenzug daher. Hier blickt ein kohlenschwarzes Auge keck und feurig durch das Glasenfenster, neben einer alten Muhme hingepflanzt, die ihren Rosenkranz, die Luft dieser Welt verdammend, in der Apothekerbüchse auf vier Rädern adjolvirt; dort hängt ein alter Sünder von Herzog trostlos zwischen zwei behaubten Jungfern Petri, die Gewalt im Himmel und auf Erden haben und den Heilsbedürftigen mit starken Armen über dem offenen Höllenpfuhl aufrecht halten. Hier verschläft ein wohl beleibter Hochehrwürdiger, trotz der ihm anvertrauten Wächterpflicht, auf seidenem Ruckenkissen ganz gemächlich die Verdauung einer Aalpastete; dort sitzt ein Dreispitz mit dem Calatrava-Orden, schwarzgelb, mager, finstern Blicks in tiefer Augenhöhle, wie einst Gothe's Alba in den Niederlanden, steif und pfeilgerade wie ein Meilenzeiger.

Barcellona ist als Handelsstadt mit Fort und Hafen wichtig und bekannt, und durch verschiedene Fabriken, so wie durch ihren merkantilischen Verkehr, zum zweiten Rang der Städte aufgestiegen. Interessant ist sie durch ihre Lage, durch verschiedene Gebäude, und durch das Drängen der Gewerbe aller Völker, welche Schiffahrt nach entfernten Ländern führen. In Friedenszeiten präsidirt das spanische Amerika, und theils auch das republikanische, im Handelsstar Barcellonens, die in solchen Tagen einem Bienenvorbe gleicht, an Thätigkeit und Wohlstand der Bewohner.

Barcellona lehnt sich Mittags an den Montiuich, östlich an das Meer; nach Westen zu erhebt sich mählig der mit Villen und mit Garten übersäete Hintergrund, von einem Kranz von Bergen malerisch begrenzt. Den schönsten Anblick giebt der Rempart nahe am Hafen, zwischen Montjuich und dem Landungsplatze Barcellonetta, mit der Aussicht auf den Wald von Masten, auf das Thun und Treiben der Matrosen am Verdeck und in dem Tau- und Segelwerke, — auf die offenen Barken mit der Ladung süßer Apfelsinen aus Mallorca, — auf die ferahin glänzend ausgedehnte Wasserwelt und auf die einzeln hie und da am Horizont schwebenden, dem sichern Port entflohenen Schiffe. Ist die See in Aufruhr, so belagert sie im Grimme die verrohrte Stadt; die Wogen stürmen, Bergen gleich und donnernd wie Kanonenschüsse, an des hohen Walles Mauerfels,

Digitized by Google

an dem ſich ihre Wuth in fürchterlicher Ohnmacht, wie der Freiheitsſinn an Sklavenfeſſeln bricht. Der ſichere Wandler blickt von oben her mit Ruhe in den Sturm des naſſen Elements, und fühlt in ſeiner Bruſt der Götter hohen Frieden, wenn ſie lächelnd vom Olymp in den Orkan der Leidenſchaften blicken, deren dunkele Wetternacht des Unmuthen heitere Stirne nie umwölkt.

Die ganze Wallesläuge deloriet ein freundlich winkendes Spalier von Häuſern, jenſeits der mit ihm in gleicher Richtung tiefer angelegten Straße; abwärts führet die unvergleichlich reizende Terraſſe nach dem heitern angenehmen Platze, auf dem die Aduana liegt, des Vizekönigs Reſidenz, und dieſer gegenüber die im ſchönſten italieniſchen Geſchmack, mit Einheit und mit Eleganz aus Marmor aufgeführte Börſe. Oberhalb der Börſe führt ein Thor hinein nach Barcelonetta, und ein anderes von dort heraus. Die Sage lehrt, es ſei vor Zeiten eine fremde Fürſtin zu dem einen Thore hinausgefahren, und habe — ähnlich dem einſt von Lykurg dem ernſten Sparta aufreizlegen Eide — anverlangt, es möchte bis zu ihrer Rückkehr niemand mehr die gleiche Straße einwärts ziehen. So wie jener, kam ſie nie zurück, und bis auf dieſe Stunde wird ihr Wunſch, zum größten Vortheil öffentlicher Ordnung ſtreng erfüllt.

Dem Hafen nach am niedern Strande, rings vom naſſen Element umfluth, liegt niedlich regular das kleine Barcellonetta, ähnlich einer Schifferkolonie, am wirthlich-ſichern, umrauſchten Geſtade, jedes Haus in gleicher Höhe mit den andern, keines höher als ein Stockwerk über ſeinem Erdgeſchoße, weil der ſeichte Grund wohl ſchwerlich ſtärkere Maſſen tragen dürfte; manches luſtige Balkon pon hoffnungsreichem Rebengrün umrankt; von innen fröhliches Gewühl der muntern Trinter, und vom Doppel-Seethor bis zum Leuchtthurm eine breite, ſchnurgerade Straße; rechts die Schiff- und Menſchen-volle Bucht, die malenswerthe Haushaltung der landentwöhnten und verachtenden Matroſen, Obſtverkäufer, Kuchenhändler und Kajütenjungen. — Ungeſchliffene Robheit und geſittete Verſehr in drollichſten Bereich.

Dämmerung entſinkt dem grauen Abendwolkenheere; Nacht umhüllt die Ufer und das Meer. Von weitem dröhnt der Wellen dumpfer unſichtbarer Kampf, und auf des Pharus hoher Zinne flammt der Fackel rothe Glut.

Die Straßen Barcellonens ſind im Allgemeinen enge, dunkel und gekrümmt; doch lebhaft, reinlich, volkreich, und mit Waarenlagern, Handwerksſtätten, Krämerbuden, Kaffeehäuſern, Fondas u. ſ. w. überſetzt. Im neuern und mittäglichern Theile wird die obnehin maſſive Bauart netter, und beſonders zeichnet ſich die neue Straße (la calle nueva) durch gerade Richtung, durch geraume Breite, und durch wahrhaft ſchöne, Reichthum und Geſchmack verrathende Façaden ihrer trefflichen Gebäude aus.

Die Polizei und die Beleuchtung ſind im Ganzen gut beſtellt. Obſchon wohl bie und da im Dunkeln eine „cuchillada“ vorfällt, trifft ein ſolcher Unfall meiſtens doch nur den Naſeweiſen, der ſich unberufen in die ſchmutzigen und abgelegenen Winkel wagt, die Barcellona, ſo wie jeder andere große Ort, enthält.

Der Eindruck, den die Männer auf den Fremden machen, der durch Frankreich kam, iſt angenehm und ſehr karakteriſtiſch; denn ihr ganzer Ausdruck deutet deutſche Treue, viel Loyalität, und eine Milde, gleich der Milde ihres Himmels; Wohlbehagen neben Thätigkeit, und ſtiller Vollgenuß, gleich fern von Erſchlaffung und Geräuſch; ihr Anblick weckt Vertrauen, Zuverſicht und Achtung. Südlichern Temperamentes iſt das weibliche Geſchlecht, doch häuslich, ſittſam und beſcheiden, im Vergleiche mit den Weibern innerer Provinzen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Variétäten.

Aus der Schweiz.

— * Der bekannte Jünger und Vertheidiger des Hrn. Horaz Jung, Herr Ringier-Burkhardt in Zofingen, theilte neulich in ſeiner perſönlichen Schrift, „der altchriſtlich Schweizerbote“ genannt, ſeine „Anſichten, gegen Ende dieſes Jahres“ (1808) mit, die allerdings merkwürdig ſind. Er findet nämlich am Schluſſe erwähnten Jahres zwei Ereigniſſe, die Epoche machen werden; das eine, welches in der weltlichen Geſchichte wichtige Epoche macht, iſt die Zuſammenkunft der Kaiſer in Erfurt, und das andere, welches Epoche in der chriſtlichen Kirchengeſchichte macht, iſt — — das Verbot des kleinen Rathes vom Kanton Baſel „wegen Jungs Theorie der Geiſterkunde!“ — Vom Verbot dieſes ſchwärmeriſchen Buchs im Königreich Würtemberg wußte vermuthlich der Verfaſſer dieſer großen Anſichten noch nichts; eben ſo von dem gründlich-motivirten Gutachten der Geiſtlichkeit Baſels, welches der ehrwürdige Antiſtes Merian herausgab, worin das Vernunft- und Religionswidrige der Jungiſchen Träumereien dargethan ward.

— * Nicht unintereſſant für die Botaniker iſt die neue Wahrnehmung einer Varietät von der Arve, oder dem Zirbelnußbaum, (*Pinus cembra*) welche hin und wieder, doch nur ſelten, in den höchſten Alpen gefunden wird; dieß iſt die Arve mit ſmaragdgrünen Zapfen, da die Zapfen der gemeinen Art in der Reife gewöhnlich braun ſind. Auch die Nadeln, ſonſt gar nicht von der gemeinen Art verſchieden, ſind an der Varietät von hellerm Grün. Uebrigens iſt dieſe Abart weder an Holz, noch an der Rinde, noch in Stärke und Höhe des Wuchſes, von der gemeinen Arve verſchieden. Die grünen Arven ſtehen vermiſcht unter den übrigen, auf gleichem Boden, in gleicher Lage, doch ſo ſelten, daß man auf tauſend gewöhnlicher nur eine von der Art mit grünen Zapfen findet. — Die Aelpler ziehen die Nüſſe der letztern, als wohlſchmeckender, den gemeinern vor, und ſuchen ſie begierig auf. Aber beim Mangel aller Forſtpolizei in den ſchweizeriſchen Bergländern, iſt zu befürchten, daß auch die ſeltenen grünen Arven bald, gleich den gewöhnlichern, vernichtet ſein werden.

Aus Deutſchland.

— Die verlorne geglaubte Kunſt der Glasmalerei, welche neulich Johann Georg Bühler zu Urach im Würtembergiſchen wieder erfand, vervollkommnet ſich unter den Händen dieſes talentvollen Künſtlers immer zu höherm Grade. Er weiß die Farben dem weißen Glaſe ſo geſchickt aufzutragen und einzubrennen, daß ſeine Arbeiten durchaus nicht von den beſten der Alten zu unterſcheiden ſind. Es fehlt ihm, wie billig, auch weder an Beifall noch an Aufmunterung. Er hat Beſtellungen für die Anlagen ſeines Königs zu Monrepos und für den großherzogl. badenſchen Hof.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 10. — den 4 Februar 1809.

Reflexionen über Schwedens politische Stellung und gegenwärtigen Krieg.

(Fortsetzung.)

Die Gefahr des Weitheils.

Man sollte aber darauf schwören, wenn man den Blick über die ungeheuren Ereignisse der letzten Jahre hinieren läßt, es sei in den Büchern des Schicksals geschrieben: Europa solle noch größere Krisen erfahren, als alle waren, die wir erlebten. Und diese erscheinen, wenn der Orient und Occident, durch keine dazwischen liegende unabhängige Reiche mehr geschieden, zerstörend auf einander stoßen, und den Kampf der alten Welt um die Universalmonarchie erneuern.

Schon sinkt in Gährungen aufgelöset die Masse türkischer Staaten auseinander. Servien, Moldau, Wallachei sehnen sich zur Selbstständigkeit unter Rußlands Aegide. — Oesterreich büßte in wiederholten Kämpfen seine alte Größe und Macht, Preussen die Hälfte, Schweden nun wahrscheinlich durch Finnland und Vorpommern den dritten Theil seiner Staaten ein. — Die Völker schreien laut nach Frieden, nur einzelne Große athmen verderbliche Kriegsluft. Auf unbegreifliche Weise durch ihre Leidenschaften getäuscht, erblicken sie Gespenster, wo kein unbefangener Beobachter sie wahrnehmen kann, und gehen dem Rande eines Abgrundes zu, der sich vor ihren Füßen öffnet, ohne daß sie ihn beachten. Im kleinlichen Kalkul berechnen sie mit Wichtigkeit das Spiel eines ungewissen Moments, und fassen weder das Ganze, noch das Jahrhundert, so vor uns liegt.

Ein Blick auf die Landkarte von Europa, und das Studium von Napoleons Karakter und großem Lieblingsplan — er hat ihn durch Wort und That während seines kaiserlichen Lebens laut genug ausgesprochen — sollte die Politik jedes Kabinets hinlänglich basiren. Die Landkarte zeigt einen Orient und einen Occident, nur schwach von einander gedrängt! Napoleons Denkart ist kein Geheimniß. Er will Handel, er will Flotten für sein Frankreich, und freies Meer. Zur Verstellung nimmt nur die Schwäche Zuflucht. Der Kaiser des Occidents, gelehnt auf sein siegreiches Schwerd, beurkundet eben damit seine Erhabenheit, daß er seinen Willen furchtlos verkündet.

Wie wenig aber dies alles manche Großen sehen, davon gaben noch vor kurzem die öffentlichen Blätter ein erschütterndes Zeugniß. Berufen, unter ganz verwandelten Verhältnissen, wie in einer neuen Welt, zu handeln, athmen sie noch immer in dem Traum ihrer alten Welt; die Wirklichkeit behandeln sie wie ein leeres Gerücht, und sättigen sich mit eiteln Sagen und Chimären, als wären es ewige Wahrheiten. — So war es von jeher, wenn blindende Reiche untergehen sollten. Die Zukunft wird über den Werth dieser Worte richten.

Napoleon und seine Zeitgenossen. Eine Diarrhöe.

Ein großer Mann sein, ist schon Ausnahme genug von der Masse des menschlichen Geschlechts; aber auch Ausnahme unter den großen Männern sein, wäre für einen Sterblichen fast zuviel. Napoleon, den anfangs die Schmeichelei, nachher die Furcht, zuletzt die allgemeine Gerechtigkeit, mit dem Beinamen des Großen schmückte, hat das gemeine Schicksal aller hochverehrten Menschen der Vorwelt.

Digitized by Google

„Bonne tête et mauvais coeur, voilà le portrait de Frédéric!“ schrieb ein französischer Gelehrter von Preussens Heros, den die Zeitgenossen schon den Einzigen nannten; ein Beiwort, das für ihn doch zu groß war. Ein anderer sagte von ihm: „Frédéric a conquis l'admiration des humains, jamais Frédéric n'obtint leur amour.“ Die Antithese ist nur bald wahr. In der Regel staunen und bewundern nur die Zeitgenossen; aber es lieben die Nachkommen. Denn jene, selten fähig, den Geist und die hohen Ideen erlauchter Männer zu begreifen, sehen nur ihre dynamische Größe; diese hingegen empfinden die Wohlthat der erhabenen Schöpfungen, ohne die dafür gebrachten schmerzlichen Opfer zu fühlen. Was Colomb und Luther unter Thränen und Blut säeten, erndteten dankbar und freudig erst die nachwandelnden Jahrhunderte.

Sokrates empfing von seinen Zeitgenossen den Giftbecher, Cäsar den Dolch; Colomb seufzte in Ketten, Huß auf dem Scheiterhaufen; Peter den Großen verspottete das Ausland, der äußern Robheit willen; seine Stock-Russen verwünschten ihn. Auf die Brust des liebenswürdigen Heinrichs des Vierten zielte das verruchte Messer des Fanatismus.

Genug, fast die Geschichte jedes Volks liefert ihren Beitrag zu diesem Sündenregister. Fast immer mußten sie, die der Nachwelt Idole wurden, den Haß oder die gleichgültige Vernachlässigung von Zeitgenossen tragen. Immer lästerte der Pöbel aller Zeiten das Vortreffliche, das zu ermessen sein Maasstab nicht zureichte, und pries das Mittelmäßige, weil er dabei seiner eigenen Mittelmäßigkeit den Hof machte. Aber nur das Vortreffliche ging dauernden Ruhms durch alle Jahrtausende, dem Neuerer Neid, dem Fanatismus zum Trotz, während die vergötterte Mittelmäßigkeit mit ihren Vergötterern zugleich verschwunden war.

Es scheint eben so überflüssig zu sein, dem Kaiser des Occidents eine Lobrede zu halten, als gefährlich, ihn zu tadeln. In der allgemeinen Gährung der Meinungen unterscheidet man schwer die Stimme der Ueberzeugung von den Stimmen feiler Schmeichelei oder unmännlicher Furcht, und der Schriftsteller, indem er sich Einfluß auf die öffentliche Meinung anmaßt, soll mit kluger Umsicht die Gefahr beachten, in welche seine Unbesonnenheit Völker voll blinden Mißmuths ziehen kann, wenn er sie in ihrer Erbitterung bestärkt, oder Argwohn in die Brust der Mächtigen gießt.

Nur das seltsame Verhältniß der Zeitgenossen zu dem merkwürdigen Mann, welchen sie selbst jetzt den größten und ausserordentlichsten unter ihnen nennen, — diese Thatsache nur verdient ausgehoben zu werden. Eingedenk seiner Vorgänger auf der Weltbühne, muß er, indem er die ungeheure Laufbahn durcheilt, den Blick nur auf die Gerechtigkeit der Nachwelt heften, und auf die Gerechtigkeit der Zeitgenossen verzichten.

Wer aber sind sie alle, welche laut und leise ihre Stimme wider ihn erheben, oder erheben möchten?

Es sind die Bourbonen, oder die Freunde des alten königlichen Hauses von Frankreich; und doch hatte Napoleons Hand sie nicht gekürzt, aber er vernichtete die Rückkehr ihrer Hoffnungen. — Es sind die Britten und Brittannisch Freunde, denen er die Krone der Weltbeherrschung streitig macht, und die ihn hassen, weil er sein Frankreich nicht dem übermüthigen Eigensinn der Londoner Kaufmannswelt hinopfern will. Dreimal mitten unter seinen Siegen trug er, gleich einem Besiegten, den Frieden an; aber sie, vom festen Lande verbannt, verschmähten stolz, gleich Siegern, den dargereichten Oelzweig. — Es sind die überwundenen Nationen, die in ihm nur den Eroberer sehen, weil die Schwäche ihrer Minister und Feldherrn es wollte, daß ers sei. Sie tadeln, weil er ihre Thronen erschüttert, ihre Kräfte erschöpft, ihre Schätze und Waffen entführt hat, — Thaten, welche sie aber in Europäen und Hommen an ihren Nationalhelden rühmen. — Es sind die leidenden Völker, welche mit Recht wehklagen um den Jammer vieljährigen Kriegs; um die Söhne, welche, den Hütten entrissen, zum Schlachtfeld geführt werden; um die steigende Armuth; um die Last der Auflagen und Schulden; um den Ruin des Handelsverkehrs und die Hoffnungslosigkeit der Zukunft. Wohl tönt ihre Klage mit Recht zum Himmel. Aber die kurzsichtige Menge tadelt, wie immer, nur die Ruthe, von der sie leidet, nicht den, der die Ruthe führt. Sie sieht Napoleons Brigaden, aber nicht Albions Flotten; sie liest Napoleons Dekrete, nicht aber die Dekrete Englands und die Korrespondenzen des Kabinets von St. James. — Es sind die Anhänger des Mönchthums und der Bigotterie, die den Monarchen lästern, weil sie keinen mehr vor den Stuhl der Inquisition führen können, und ihr Bannstrahl erloschen ist. — Es sind die Anhänger des Feudal-Adels, weil Napoleon den Adel der Menschen nicht im Register ihrer Geschlechter, sondern ihrer Einsichten und Thaten sucht. — Es sind die Republikaner aus System, weil er, auf der Völker Gehalt und Denkart blickend, nicht für den Traum ihrer Idealwelt glüht, sondern fallen ließ, was in sich selbst zusammenstürzte, und die französische Nation nur zu dem allen machte, wozu sie fähig war.

Hätte das Unkraut Stimmen, welches den verwilderten Garten überwuchert, es würde den Gärtner anklagen, der es ausjäten muß, um seiner bessern Pflanzung Raum zu geben. — Die Kriege unsers Zeitalters sind nicht gemeine Erbschafts- und Successionskriege, nicht bloße Eroberungs- und Handelskriege; sie führen Reformen und höhere Ideen mit sich, durch welche die bessere Menschheit und die Nachwelt mit ihnen wieder versöhnt wird. — Aber Napoleon wird nicht alles vollenden. Er wird, wie einer der großen Reformatoren sprechen: „Wir wollen auch den Enkeln einige Arbeit übrig lassen!“

Das unseitige Widerstreben Europa's gegen Frankreich gab diesem Macht.

Eben dies Widerstreben der Zeitgenossenschaft, sei es gegen das französische Volk, oder gegen dessen doppelt gekrönten Repräsentanten, hatte, seltsam genug, von jeher eine Wirkung, ganz derjenigen entgegengesetzt, welche man in den Kabinetten berechnete. Der Beistand und die Gunst aller Nationen und Monarchen hätte Frankreich nicht zu der Höhe von Macht und Glanz heben können, als der Haß derselben. Worin lag der Grund davon? Er ist kein Geheimniß. Aber es gehört zu den merkwürdigen Erscheinungen des Zeitalters, daß man ihn niemals erkennen wollte, und vielleicht ihn auch jetzt noch wie eine Chimäre verachtet.

Ohne den Krieg der ersten Koalition wäre Frankreichs alter Königsthron wahrscheinlich nicht zertrümmert, und nie das Ungeheuer jener Republik erschienen, welches alle Thronen und Altäre zu verzehren drohte. Der Kreuzzug der Europäer wider die sich selbst zerreissenden Republikaner gab der erschlafften Nation die verlorne Elastizität, und dem sich selbst mit Auflösung

Digitized by Google

bedrohenden Staats-Einheit zurück. — Der Krieg der zweiten Koalition rettete Frankreich zum andernmal vom innern Verfall während der Direktorialregierung, und stellte den ersten Feldherrn Europens, als Konsul, an die Spitze des mächtigen Reichs. — Die Verschwörung der von England gekommenen Emigranten (Pichegru, Cadoudal, Georges) gegen das Leben des großen Mannes, welchen Frankreich als seinen Schutzgeist ehrte, stärkte die Hoheit desselben, und schmückte ihn mit der erblichen Macht und Würde des Kaisers. — Die dritte Koalition machte ihn zum Eroberer Deutschlands; die vierte zum Eroberer der preußischen Monarchie.

Eben jenes Widerstreben, um wieder auf unsern Text zurückzukommen, leitet die Aufmerksamkeit der Europäer von der russischen Eroberung Finnlands ab, auf den Gang der französischen Eroberung Spaniens, ungeachtet Europa's künftige Ruhe nicht vom Madrider Kabinet, sondern von der staatsklugen Stellung derjenigen Mächte abhängt, welche den Occident vom Orient scheiden.

Wenn Schweden durch den Verlust Finnlands seine alte und wichtigste Vormauer gegen Rußland einbüßt und in entschiedene politische Abhängigkeit von dem gewaltigen Reiche des Nordens tritt, hört es auf, zu den neutralitätsfähigen Staaten Mitteleuropa's zu zählen. Nur Dänemark, Preussen, Oesterreich und die Pforte verharren noch in dieser Kategorie. — Möchten diese Staaten, durch langen Frieden von ihren Wunden genesend, durch treue Verbindung unter sich stark, durch weise Staatskunst immerdar als Mittler zwischen dem Orient und Occident, der hohen Bestimmung treu sein, welche ihnen die Natur der politischen und geographischen Kontinentalverhältnisse gibt, Wächter des Friedens und der Freiheit unsers Welttheils zu heißen.

Sie hören es auf zu sein, wenn sie aufhören sich zu neutralisiren. Denn in ihrem politischen System haben diese Reiche nur die Alternative, entweder eine unabhängige Mittelmacht zwischem dem Orient und Occident zu bilden, oder sich durch engere Bünde mit einer der großen Mächte Europens zu verknüpfen.

Napoleon der Große und der hochherzige Alexander von Rußland sichern heut durch das Bündniß ihrer Herzen den Frieden des Welttheils. Aber die Eintracht dieser Herrschern verbürgt nicht die Verebrung ihrer Tugenden, und ihrer Harmonie auf ihre Thronfolger. — Und sollten wir nicht heut schon um das Schicksal unserer Kinder zittern beim bloßen Gedanken an die Möglichkeit der Entzweiung des occidentalischen und nordeuntalischen Reichs? —

Die Stiftung einer sich neutralisirenden, innig unter einander verbündeten intermediären Staatenkette findet vielleicht nie den holden Zeitpunkt wieder, der jetzt unter Napoleons und Alexanders Freundschaft die Welt anlächelt. Beide wenden ihren Blick nur gegen Englands Handelsdespotismus. Kann Großbrittannien wollen: so haben wir den ersehnten Weltfrieden. Die Potentaten bedürfen der vollen andern Hälfte ihres Lebens, um durch den Frieden wieder die erschöpften Länder zu erquicken, das Zerstörte aufzubauen, und die große Erndte ihrer Thaten oder Leiden zu sammeln.

Das Verschwinden neutraler Mittelstaaten setzt den Welttheil großer Gefahr aus.

Ich habe noch den andern Punkt der Alternative zu berühren; doch geschieht es nicht ohne geheimes Schaudern. Denn freiwilliges Hingeben der Neutralität, und Uebergehen in den Schutz und in die Machtsphäre des russischen oder französischen Reichs durch einseitige Verträge, — Verschwindung einer Mittelmacht aus Europa's Karten — heißt Organisation des Universalkriegs, durch das Zusammenrücken der Grenzen des Orients und Occidents.

Frankreich und Rußland konnten Jahrhunderte lang neben einander in Europa existiren, so lange sich ein deutsches Reich, ein preussischer, schwedischer, polnischer, österreichischer und ottomanischer Staat in ungeheuren Ausdehnungen zwischen sie hinlagerte. Sie werden noch Jahrhunderte neben einander bestehen können, wenn sie von hinlänglich starken Neutralstaaten geschieden bleiben. — Aber das russische und französische Reich können in Europa nicht mehr neben einander im alten Frieden dauern, sobald ihre mittel- oder unmittelbare Grenzen in einer Linie von fünfhundert bis tausend Stunden zusammenstoßen. Auch die weisesten Monarchen auf den Thronen des Nordens und des Occidents werden nicht die tausend widerlichen Kollisionen ihrer Interessen verhüten, auch die tugendhaftesten sich nicht, bei schwankendem Gleichgewicht, der Furcht und der Eifersucht erwehren können. Darf und kann vielleicht dies Wort nicht gelten von unserer Generation; es wird sich in einer künftigen erwahren.

Ein Universalkrieg um die Alleinherrschaft Europens ist das Schrecklichste, was die Menschheit ehmals erlebte, und was sie jemals wiedererleben würde. Er führte Zerrüttungen im Welttheile mit sich, welche durch Jahrhunderte nicht ausgeglichen werden würden; er trieb die Völker zur Verzweiflung, und der Verfall europäischer Kultur war des eisernen Zeitalters Frucht. Nicht das Elend würde das größte sein, welches die Entstehung der europäischen Universalmonarchie begleitet, sondern dasjenige, welches sich aus dem blutigen baldigen Zerfall derselben entwickeln würde.

Die Fabeleien mancher Politiker und politischen Schriftsteller, von einem großen nordischen Bunde oder von einem nordischen und südischen Staatensystem, bezeugen mitnin den Beichsinn, oder die Geistesbefangenheit der urtheilenden Männer, welche, durch keine Erfahrungen der Zeit und der Vorwelt gewitzigt, durch kein Studium der Menschen, der Völker und des Geschäftsganges belehrt, eine Krisis in der europäischen Geschichte herbeizurufen wünschen, die zum Heil aller Nationen ewig von uns fern bleiben sollte.

Eine nordische und südliche Konföderation stellen in Europa kein politisches Gleichgewicht her.

Denn diese Schöpfung eines sogenannten nordischen und südischen Staatensystems, das heißt, die Vertheilung Europens zwischen Frankreich und Rußland mit Aufhebung eines neutralisirten Mitteleuropa's, weit entfernt das Gleichgewicht und den ewigen Frieden Europens zu gründen, ist der erste Schritt zur Vernichtung von beiden. Nur die seltenen Regententugenden Napoleons und Alexanders und ihre Freundschaft könnten den Welttheil eine Zeit lang von dem Abgrund der bevölkertsten Revolutionen zurückhalten.

Digitized by Google

Jenes Gleichgewicht würde überhaupt durch dergleichen idealische Staatensysteme gar nicht vorhanden sein. Die Wagschale der Uebermacht senkt sich jetzt und wahrscheinlich noch lange auf Frankreichs Seite, wenn nicht sonderbare Zufälle den natürlichen Gang der Ereignisse stören. Aber Staatsmänner, wie Privatleute, sollen überall die Sicherheit ihres Kalkuls, nicht das Glück des Ohngefährs, zur Basis ihrer Entwürfe machen. Lottospieler gehören nirgends weniger hin, als an die Spitze eines Heeres, oder ins fürstliche Kabinet. — Und doch, wie viel baute nicht in unsern Tagen die blinde, zuversichtliche Leidenschaft mancher Minister auf das Spiel des Zufalls! Hinc illae lacrymae.

Ohne aber Rücksicht auf diese Zufälle zu nehmen, die demungeachtet ihre große Rolle spielen mögen; ist auch anderseits vorauszusehen, daß vielleicht ehe dies Jahrhundert verlaufen ist, Rußland wieder die Wagschale der Uebermacht von Frankreich ab und auf seine Seite niedergezogen haben. — Was Frankreich heut kann, wird Rußland nach mehrern Jahrzehenden können, oder gekonnt haben.

(Der Beschluß folgt.)

Meteorologische Beobachtungen im Aargau. Januar 1809.

Tag des Monats	Barometer.		Thermometer.			Schnee oder Regen.			Thau oder Reif.	Winde.		Nebel.	Himmels-Beschaffenheit.	
	Bei Sonnen-Aufgang.	Bei Sonnen-Untergang.	Bei Sonnen-Aufgang.	Nachm. 2 Uhr.	Bei Sonnen-Untergang	Nachts.	Vorm.	Nachm.		Vorm.	Nachm.		Vorm.	Nachm.
1	26. 8 8/10	26. 8 8/10	— 3	— 2	— 3	—	—	—	—	N. W.	N. O.	Nachm.	bewölkt	bewölkt
2	26. 7 2/10	26. 5 4/10	— 2	— 1	— 2	—	—	—	Reif	O.	O.	—	bewölkt	bewölkt
3	26. 4 9/10	26. 6 6/10	— 3	0	+ 1	—	—	Schnee	—	N. O.	W.	—	bewölkt	bewölkt
4	26. 7 3/10	26. 9 1/10	0	+ 4	0	—	—	—	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	heiter
5	26. 9 1/10	26. 9 5/10	— 4	+ 1	— 2	—	—	—	Reif	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
6	26. 9 8/10	26. 9 8/10	— 5	0	— 3	—	—	—	Reif	O.	N. O.	—	bewölkt	bewölkt
7	26. 9 9/10	26. 8 3/10	— 5	+ 2	— 2	—	—	—	Reif	N. O.	N. O.	Vorm.	bewölkt	bewölkt
8	26. 6 3/10	26. 2 3/10	+ 1	+ 3	+ 2	—	—	Regen	—	S. W.	S. W.*	—	bewölkt	bewölkt
9	26. 2 5/10	26. 5 3/10	+ 3	+ 5	+ 4	Regen	—	Regen	—	S. W.	S. W.*	—	bewölkt	bewölkt
10	26. 5 4/10	26. 6 6/10	+ 5	+ 6	+ 4	Regen	—	Regen	—	S. W.*	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
11	26. 5 9/10	26. 7 4/10	+ 3	+ 5	— 4	Regen	Regen	Regen	—	W.*	S. W.*	—	bewölkt	bewölkt
12	26. 6 3/10	26. 5 5/10	0	+ 3	+ 1	—	—	R.u.S.	—	S. W.	S. W.	Vorm.	bewölkt	bewölkt
13	26. 7 2/10	26. 7 5/10	0	+ 4	+ 2	Schnee	—	—	—	W.	W.	Vorm.	bewölkt	bewölkt
14	26. 8 8/10	26. 9 3/10	— 2	+ 2	+ 1	—	—	—	Reif	S. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
15	26. 8 8/10	26. 7 8/10	+ 1	+ 2	+ 1	—	—	Regen	Reif	N. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
16	26. 8 3/10	26. 8 9/10	— 1	0	— 2	Regen	Schnee	Schnee	—	N. O.	N. O.	—	bewölkt	bewölkt
17	26. 9 5/10	26. 9 9/10	— 5	— 4	— 5	Schnee	—	Schnee	—	N. O.	N. O.	—	bewölkt	bewölkt
18	26. 9 6/10	26. 9 3/10	— 8	— 7	— 9	—	Schnee	—	—	O.	O.	—	bewölkt	bewölkt
19	26. 9 3/10	26. 9 7/10	— 9	— 6	— 8	—	Schnee	—	—	O.	O.	—	bewölkt	bewölkt
20	26. 7 5/10	26. 6 3/10	+ 2	+ 4	+ 3	Regen	Regen	—	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
21	26. 6 6/10	26. 7 5/10	+ 2	+ 4	+ 3	Regen	Regen	Regen	—	W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
22	26. 5 9/10	26. 4 3/10	+ 1	+ 3	+ 1	—	—	—	—	S. W.	W.	Vorm.	bewölkt	bewölkt
23	26. 5 3/10	26. 9 1/10	+ 4	+ 4	+ 1	Regen	S.u.R.	R.u.S.	—	S. W.*	W.?	—	bewölkt	bewölkt
24	26. 8 8/10	26. 9 3/10	+ 5	+ 7	+ 6	R.u.S.	Regen	Regen	—	S. W.*	S. W.*	—	bewölkt	bewölkt
25	26. 9 1/10	26. 9 7/10	+ 6	+ 10	+ 9	Regen	—	—	—	S. W.*	S. W.	—	heiter	heiter
26	26. 9 7/10	26. 8 8/10	+ 5	+ 8	+ 11	—	—	—	—	W.	S. W.	—	heiter	bewölkt
27	26. 9 1/10	26. 9 9/10	+ 8	+ 11	+ 9	—	—	—	—	S. W.*	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
28	26. 9 1/10	26. 9 6/10	+ 3	+ 11	+ 7	—	—	—	—	S. W.	S. W.	—	heiter	heiter
29	26. 9 3/10	26. 8 8/10	0	+ 10	+ 7	—	—	—	Reif	W.	W.	Vorm.	heiter	heiter
30	26. 9 7/10	26. 9 2/10	+ 5	+ 8	+ 7	Regen	—	—	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
31	26. 9 7/10	27. 7 3/10	+ 5	+ 8	+ 6	—	—	—	—	S. W.	W.	—	heiter	heiter

Anmerkungen.

Die in diesen Tabellen eingetragenen Beobachtungen sind unter den gleichen Umständen, wie im vorigen Jahre, angestellt worden, davon Nr. 8 der Mitgliedern für die neueste Welkkunde 1809 Auskunft gibt.

Die strenge Winterkälte milderte sich in den ersten Tagen des neuen Jahrs, und die letzten Tage des Monats waren alle Lieblichkeit erster Frühlingstage wieder. Den 26 Jan. bemerkte man sogar nordwärts ein ziemlich lebhaftes Gewitter Abends von 6—7 Uhr, in der Ferne. Nachts darauf sehr heftiger Sturm. — Einige Reben-, Zwetgeren- und Weidengarten beaunnen bei der Wärme schon der Entfaltung ihrer Knospen.

Die herrschenden, vom Anfang der Atmosphäre mehr oder minder in Wohnhäusern stehenden Krankheiten waren im Lauf des Jänners, in den Kantonen Zürich, Luzern, Bern, Solothurn, Basel und Aargau, dieselben, welche die Gesammtheit schwächerlicher Nerste während des Dezembers beschäftigt hatten; nämlich: rheumatischer und katarrhalischer Beschwerden, welche, mit und ohne offenbare Fiebererscheinungen, in verschiedenen Gestaltungen erschienen. Im Anfange des Monats bemerkte man häufig katarrhalische Entzündungen, wenn sie anders diesen Namen verdienen; der Halsschmerz und der Schleimhaut der Nase; nächst beherrschten sie mehr die Bronchien, das Brustfell, auch auch die Lungen selbst, bei welcher Anlage sie, namentlich bei alten, oder asthmatischen Personen, oft bedeutende Zufälle herbeiführten. — Rheumatismen plagten alle Rollen, welche sie zu führen gewohnt sind, und bildeten, wie man mich versichert, auch eiterige Metastasen. — Falscher Kinderblattern und Stropheln zeigten sich hin und wieder, und entarteten oft bei zahlreichen Individuen, welche die in diesem Monat üblichen Nasch- und Freßsucht anheim sehr begünstigen mußte, in chronische Eiternasen.

Den Kanton Luzern und den nordwestlichen Theil Berns ausgenommen, wo der Karakter der vorhandenen Krankheiten gastisch gewesen sein soll, war derselbe durchaus nur dynamisch, nervos, und jede vermehrte Reizbarkeit, besonders durch den Nüter, hatte Verschlimmerung des Ganzen zur Folge. — Nur wenige Kranke, und auch diese vielleicht nur unter ganz ungünstigen innern oder äußern Umständen, wurden Opfer der herrschenden Krankheitskonstitution.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 11. — den 8 Februar 1809.

Reflexionen über Schwedens politische Stellung und gegenwärtigen Krieg.

(Beschluß.)

Was Frankreichs militärisches und politisches Uebergewicht in den nächsten Jahrzehenden entscheidet?

Setzen wir den Fall, das sogenannte nordische und südische Staatensystem sei realisirt, oder das neutrale Mitteleuropa wäre in den Machtkreisen des nordorientalischen und südoccidentalischen Reichs verschwunden; nehmen wir an, Preussen, Schweden, Oesterreich und die Pforte nebst England lägen in der russischen Sphäre; setzen wir ferner den Fall, durch die gegensetzige Anbung der Interessen brächen die Kriegesflammen zwischen Rußland und Frankreich, das heißt, zwischen dem Orient und Occident Europens, aus: welchen Ausgang hätten wir, der höchsten Wahrscheinlichkeit gemäß, jetzt und in den nächsten Jahrzehenden von einem solchen Universalkriege zu erwarten?

Es könnte, er dürfte nicht enden, ohne daß eines der kriegenden Reiche sein politisches Uebergewicht entschieden, durch tödtliche Lähmung des Gegners, durch die vollkommne Aufreibung von dessen Kräften für ein Jahrhundert, gesichert hätte. Bis dies geschehen, wurde jeder intermediäre Friedensschluß nur Waffenstillstand sein.

Ist es nun wahrscheinlich, daß Rußland, in der jetzigen Periode seiner Macht, seiner Armee, seiner Kultur, seiner politischen Verhältnisse, das große, an allen Mitteln reiche, fast unerschütterliche französische Reich zertrümmern und auflösen würde? — Ist denn Frankreich jetzt schwächer und ärmer, als damals, da es eben jene Mächte (sonst größer und stärker) in verschiedenen Koalitionen schlug? — Die Franzosen würden den Krieg mit dem Norden und Osten nur den Krieg der fünften Koalition heißen; und diese Koalition würde durch die Vielseitigkeit ihrer innern Interessen, Meinungen und Zwiste an der konzentrirten Einheit der Meinung und des Interesse Frankreichs wie jede frühere zersplittern müssen.

Preussen, Oesterreich und Schweden, durch die letzten unglücklichen Kriege an Finanzen, Waffen und Zuversicht erschöpft, wären schwächere Bundesgenossen für Rußland, als ehmals. Die in Konstantinopels Revolutionen agonisirende Macht der Pforte würde noch geringern Beistand leisten. Diese endlich würde ihre Eifersucht gegen Rußland im nächsten Jahrzehend so wenig verloren und die Moldau und Wallachei so wenig vergessen haben, als Schweden die seinige und den Verlust Finnlands. Preussens und Oesterreichs Rivalität dauerte im Unglück wie im Glücke fort. Denn Staaten und Grenzen lassen sich schneller, als Stimmungen und Vorurtheile der Völkerschaften ändern. Wie kann bei gegenseitigem Mißtrauen das Vertrauen zum gemeinschaftlichen Glück gedeihn?

Frankreich, der rheinische Bund, Italien und Holland (selbst Spanien und Portugall nicht einmal gezählt) haben durch die bisherigen Kriege nicht mehr gelitten, als Rußland in seinen zwei Kriegen gegen Frankreich, und in den beiden andern gegen die Pforte und gegen Schweden. Aber jene occidentalischen Länder begreifen Europa's reichsten und kultivirtesten Theil in sich; Rußlands Länder nur den minder kultivirten, oft ganz unwirthbaren Theil. Welches von beiden Reichen wird also bei gleichen Anstrengungen zuerst auf totale Entkräftung zählen müssen?

Digitized by Google

Die Tapferkeit der russischen Heere mag in jeder Hinsicht der französischen Tapferkeit gleichen. Aber an der Spitze von Frankreichs kriegslustigen und sieggewohnten Brigaden befehlen junge, vielerfahrene, kriegsgewandte Feldherrn, deren Element das Getümmel der Schlachtfelder geworden.

Man könnte (hätte England der Guineen und des Willens genug) Millionen Milizen, ja den Aufstand ganzer Nationen, wie zu einer Völkerwanderung aufbieten; aber Milizen und Landstürme sind ihren eigenen Anführern gefährlicher, als den feindlichen, und würden, wie die neuere Geschichte überall bewies, nur fruchtlos die Ströme des Blutes und Elends vergrößern. — Man denkt vielleicht an Frankreichs Nationalgarden und Aufgebote en masse zu Anfang der französischen Revolution, durch welche es gegen die disziplinirten Heere Europens gerettet ward. Aber man vergesse nicht, um diesem schrecklichen Vertheidigungs- oder Eroberungsmittel ähnliche Kraft zu ertheilen, daß man den Milizen und Landstürmen des Nordens ebenfalls eine dreifache Reihe von Festungen geben müsse, an welchen sie mächtige Stützpunkte finden könnten — ebenfalls die erste todverachtende Schwärmerei des Freiheitsgeistes — ebenfalls jene, alle Adels-, Ancienneteits- und Favoriten-Rechte zerstörende, Gleichheit der Ansprüche genialischer Männer zu den höchsten Gewalts- und Ehrenstufen. — Verleihen wir ihnen dies alles nicht, so steht die Masse der Vaterlandsvertheidiger ohne Seele, wie ein Heer von Automaten, das vor den ersten Entladungen französischer Batterien zerstaubt.

Oesterreich wie Preußen haben durch den Verlust Tyrols und des linken Elbeufers ihre Barrieren gegen den Occident eingebüßt, und sind durch Italien und das Großherzogthum Warschau in die Seiten genommen. Im Rücken Preußens und Oesterreichs würde jeder neue Krieg gährende Hoffnungen in die Brust der Sarmaten senken, der Sarmaten, deren ehmaliges Königreich nur noch zum Theil im Warschauischen Großherzogthum repräsentirt ist. Im Rücken Rußlands lagert sich Persien aus, Frankreichs natürlichster Alliirter, dem zur alten Größe nur die Aneignung europäischer Kultur fehlte.

Doch beweisen nicht alle, Frankreichs Uebermacht entscheidende, Thatsachen möchte ich anführen, um den Traum einzelner von Lebenslust bethörter Menschen zu zerstreuen. Zum Glück der Welt wird sich — wer sollte es nicht von der Vorsehung erstehen wollen? — die schwärmerische Kriegssucht solcher Gebieterden noch lange in ihren Erwartungen täuschen. Stimmen wir den Hoffnungen aller Guten bei, welche Europens Frieden und Freiheit dauerhaft durch die Neutralisirung und Stärkung der mitteleuropäischen Staaten in einem langen Frieden aufblühen sehen.

Wann und wodurch das russische Reich einst in Europa das Uebergewicht empfangt?

Gewiß aber ist es, daß Rußland, wenn gleich langsam, doch unaufhörlich, jener glänzenden Epoche entgegenschreitet, in welcher es in den europäischen Staatsverhältnissen ein herrschendes Uebergewicht empfangen kann. Diese Periode tritt aber erst ein, wenn das russische Reich, heut noch selbst diesseits des Ural in weitlaufigen Gegenden menschenleer, seine Population verdoppelt, und europäische Gesittung in sich heimathlicher gemacht haben wird. — Und daß dieses im Laufe eines Jahrhunderts möglich sei, ist schon an einem andern Orte bemerkt worden. *)

Denken wir uns über den Zeitraum eines Jahrhunderts hinweg (zwischen Peter dem Großen und Alexander dem Ersten lag auch nur ein einziges Jahrhundert!) und was werden wir, bei gleichmäßigen Fortschritten dieses Landes in seiner Population und Kultur erblicken? — —

Dann ist es ein Reich von 80 bis 100 Millionen Einwohnern, ein europäisches China, eine Macht, die soviel Unterthanen zählt, als die Hälfte des gesammten jetzigen Europa's nährt. — Es ist ein Reich, welches in seiner südlichen Hälfte mit dem Himmelsstrich der Deutschen und Franzosen, und eben so in den Gewerben, Künsten und Produkten derselben zu wetteifern fähig wird. — Es ist ein Reich, das, während das abendländische Europa hinter sich überall den Ozean liegen sieht, vom asiatischen Boden reichen Zufluß an Macht und Mitteln beziehen kann, ohne vom ungewissen Schicksal der Flotten und Kolonien abhängig zu sein. — Es ist ein Reich, das mit seinen ungeheuern Flügeln das nordische und südische Europa umschwebt, und den Weltheil Asien zum festen Stützpunkt hat. — Es ist ein Reich, das selbst im unglücklichsten Fall vom Verlust einer Provinz und einiger Millionen Unterthanen so wenig geschwächt wird, als das altrömische. — Denket euch dann auf den Thron dieses unermeßlichen Reiches, in dessen Mittelpunkt der Nordpol des Erdballs liegt, einen Monarchen, der, indem vor seinem Zepter die Hälften zweier Welttheile knien, Genialität und Eroberungslust genug besäße, die beiden andern Hälften dieser Welttheile zu begehren! — —

Nicht zu gedenken des ewigen und sehr natürlichen Reizes, welchen von jeher die Beherrscher der Nordländer hatten, ihre Herrschaft nach wärmern Himmelsstrichen auszudehnen, will ich nur auf die merkwürdige Verschtedenheit deuten, mit welcher Rußland, im Gegensatz von Frankreich, seine Eroberungen behandelt.

Napoleon, nachdem er Frankreich, als den Kern der occidentalischen Welt, mit den festesten Grenzen umzogen hatte, behielt keine seiner Eroberungen für sich. Er umfaßte sein Kaiserthum mit einem Reh selbstständiger, durch die Allianz mit Frankreich zu einem großen Ganzen konföderirter Staaten. Er schwächte seine großern Feinde, um seine Freunde mit den mühsam erfochtenen Eroberungen auszustatten. Er ließ diesen vielen selbstständigen Staaten ihre eigenthümlichen Throne, Religionen, Sitten, Gebräuche, Sprachen, und begnügte sich, durch Einführung vortrefflicher Staatsgrundgesetze, die dem Zeitalter zur Zierde dienen, so wie durch Mittheilung eines Gesetzbuches, das allein schon den Namen Napoleons herrlich verewigen würde, die Nationen des polizirten Europa's unter einander zu verschwistern.

Rußland befolgte eine entgegengesetzte Maxime bei seinen Eroberungen. Es begnügte sich allenfalls mit dem Tribut bezwungener Nomadenvölker Asiens; aber was es in Europa durch das Recht der Waffen gewann, ward dem großen Reiche als Theil inkorporirt. So wurde die Krimm, so der größte Theil Polens zu russischem Gebiet; und auch das eroberte Finnland wird, beim künftigen Frieden mit Schweden, vermuthlich ein russisches Gouvernement.

Die Verschiedenheit dieser Eroberermaximen leitet zu eben so verschiedenen Folgen. Frankreich wird in seinen militärischen

*) Betrachtungen über die Grundmacht des russischen Reichs. Im Jahrgang 1808, Nr. 28 dieser Zeitschrift.

Digitized by Google

Operationen schneller voreilen können, als Rußland. Es hat minder Verſchwörungen der Großen gegen die Souveränetät, oder Inſurrektionen der bezwungenen Völker zu fürchten, und doch den Vortheil, welches die durch Eroberung erweiterte Macht darbeut. — Rußlands Operationen müſſen langſamern Ganges ſein, weil es ſeiten auf die Treue und Anhänglichkeit der erſten Generation des eroberten Landes zählen kann, die den Verluſt ihrer vormaligen Verfaſſung überlebte.

In der Folge der Zeit hingegen verändern ſich (die Weltgeſchichte iſt das Orakel der Zukunft) dieſe Verhältniſſe auf eine entgegengeſetzte Art. Die der Hauptmacht einverleibten Länder und Völker nämlich werden durch hundertjährige Gewohnheit endlich vollkommene, nationaliſirte Ruſſen werden, und mit Freuden ihr Blut dem Monarchen opfern, welchem ihre Väter und Großväter dienten. — Hingegen die einzelnen, ſelbſtſtändigen Staaten einer Konföderation werden, wie gewöhnlich, im Lauf der Zeiten ſich immer mehr zu iſoliren ſuchen, und damit das Ganze ſchwächen. Noch mehr dürfte dieſer Fall bei künftigen Generationen eintreten, wenn ſie, deſſen vergeſſend, was ſie einſt durch Frankreichs Großmuth empfingen, auf dem Stuhle Napoleons ſemals einen unwürdigen Nachfolger des großen Mannes, des Stifters eines Reichs erblicken ſollten, das nur in dem Geiſte erhalten werden kann, durch welchen es zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts gegründet worden iſt.

So ſcheinen denn auch dieſe Umſtände laut dafür zu zeugen, daß die gepriesene Einführung eines neuen politiſchen Gleichgewichts in Europa leere Chimäre ſei, ohne Exiſtenz neutraler Zwiſchenſtaaten; — daß ferner das Uebergewicht aus den franzöſiſchen Wagſchalen dermaleinſt in die ruſſiſchen fallen könne.

Reſultate, welche uns beruhigen ſollen.

Napoleons philoſophiſcher Geiſt, geleitet durch die Erfahrungen des Alterthums und durch ſein eigenes Licht, will den Frieden, ſo wahr er die Glückſeligkeit der Welt und das Glück ſeines Volkes will. — Dieſer wunderbare Eroberer hat, ein ſeltenes Phänomen in der Geſchichte der Eroberer, den Frieden noch öfter begehrt, als den Krieg angekündet.

Aber er kann den Frieden nicht wollen, ohne deſſen Frucht und Segen. Dieſer Segen fehlt, ſo lange England allein und ausſchließlich Flotten, Schiffahrt und Kolonien beſitzen will, und Frankreich, in allem übermächtig, arm bleiben ſoll, ohne Induſtrie, ohne Handel, abhängig in ſeinen Bedürfniſſen vom Geſetz einer fremden Macht. Ein Frieden Frankreichs mit England, wein dieſem die Beherrſchung des Oceans und des Welthandels zuſtanden würde, wäre der verheerendſte Krieg gegen Frankreich und Europa überhaupt.

Den Blick auf England gewandt, und mit der Reſtoreſzeng ſeines Reiches und ſeiner Bundesgenoſſen beſchäftigt, haßt er den Univerſalkrieg. Er zieht die Freundſchaft Rußlands der Beherrſchung Europens vor. Denn könnte er auch gebieten von den Ufern des Tajo bis zu den Ufern der Wolga, ſein Frankreich wäre darum nicht beglückter, weil es ohne Handel, ohne Kolonien, ohne erhöhte Induſtrie, ohne Frieden ſein müßte.

Ein Krieg zur Bezwingung der andern Hälfte Europens würde die volle Thätigkeit ſeines ganzen Lebenslaufs erſchöpfen, und mit der unermeßlichen Ausdehnung ſeiner Macht gründete er deren Schwäche und ihren nur um ſo eiligern Verfall. England würde im Triumph dazu lächeln können, und der Herrlichſte unter unſern Zeitgenoſſen hätte ein glanz- und mühereiches Leben für Welt und Nachwelt faſt gänzlich vergebens gelebt.

Daher wird er ſeine Waffen nur gezwungen gegen den Norden kehren, nicht um das zu erringen, was er will, ſondern zu bewahren, was er ſchon ſchuf.

Deswegen iſt ihm die Scheidelinie neutraler Staaten zwiſchen dem Orient und Occident ſo theuer; darum rettete er die Pforte durch ſeine Vermittlerhand, vernichtete Preußen nicht, und gab Oeſterreich zurück. Er will dieſe Vormauer, nicht weil ſie ihm in den nächſten Jahrzehenden unentbehrlich iſt, ſondern weil ſie einſt der Schutz ſeiner Schöpfungen werden kann, wenn Rußlands Macht präponderirend zu ſein droht. — In jenem Zeitpunkt, welcher früher oder ſpäter eintreten wird, wenn auſſerordentliche Begebenheiten nicht den gewöhnlichen Gang der Dinge ſtören, werden die Mittelſtaaten, furchtſam vor Rußlands Uebermacht, ſich von ſelbſt freundlich gegen Frankreich neigen, und den Blick zur Erweiterung ihrer Macht nicht mehr nach Weſten, ſondern gegen Oſten wenden.

Er will die Dauer der Neutralſtaaten, doch ohne Gefahr für Frankreich und deſſen Bundesgenoſſen. — Nur gezwungen, wenn er dieſe bedroht ſieht, wird er den Vortheil ſpäter Zukunft hinopfern für die Noth der Gegenwart.

Den Blick wider England gewandt, muß er auf Dauer des Friedens im Innern der großen Konföderation abendländiſcher Staaten rechnen, deren Mittelpunkt Frankreich iſt. Er muß der Treue ſeiner Alliirten verſichert ſein, denn Frankreich kämpft auch für ſie, wiewohl ſie ihre Größe und das Glück ihrer Zukunft mit manchem ſchweren Opfer der Gegenwart erkaufen müſſen. Frankreich thut nicht weniger, als ſeine Bundesgenoſſen. Gefahr, die unmittelbar von ihnen gegen Frankreich ausginge, würde in dem politiſchen Syſtem der großen occidentaliſchen Völkerfamilie ein Widerſpruch ſein und es zerſtören. Frankreichs Bundesgenoſſen ſind Frankreichs Schutz, ſo wie Frankreich der ihrige iſt.

Darum entſtanden die Verwandlungen von Portugall und Spanien. Sie waren durch die innern Verhältniſſe der abendländiſchen Staatenverbindung unvermeidlich gegeben. Wie Frankreich die Treue der Bundesgenoſſen ehrt, bezeugen die Monarchien des weſtlichen Germaniens, und ſeit einem Luſtrum ſegnen die biedern, republikaniſchen Völkerſchaften der Schweiz den Schutzengel ihrer Freiheit und Selbſtſtändigkeit.

Epilog.

Zu dieſen Reflexionen leiteten mich Schwedens neueſte Schickſale; zu ihrer Bekanntmachung der Wunſch, die Urtheile des Publikums zu berichtigen, und die kleinmüthige Unruhe vieler Redlichen zu mildern, die, von Sagen und Gerüchten gequält, nur in einer Anſicht der Verhältniſſe im Großen den Frieden wiederfinden können.

Noch mehr aber wünſchte ich damit jenen beſchränkten Geiſtern zu begegnen, welche nie ein Ganzes, ſondern nur den Theil, nie eine Vergangenheit und Zukunft, ſondern nur den Moment der Gegenwart erfaſſen und beurtheilen; die ihr Zeitalter entehren, indem ſie den größten Mann deſſelben zu ihren kleinlichen Anſichten herabwürdigen, und oft den mit Unwiſſenheit läſtern, welchen ſie nicht begreifen können. Sie ſetzen die verworrenſten Begriffe in Umlauf, und machen ſie oft eine Zeit lang durch ihr wiederholtes Geſchrei zu herrſchenden.

Digitized by Google

Aber nicht so oft haben die Waffen, als leidenschaftliche und darum falsche Ansichten den Ruin glücklicher Völker, den Sturz ehrwürdiger Thronen bewirkt. — Und leider, noch nicht überall scheint die Zeit leidenschaftlicher Beurtheilung der großen Ereignisse vorübergegangen zu sein.

Wer nicht ganz fremd mit dem Gang der Geschäfte, der Menschen, der Völker und Zeiten ist; ohne Vorliebe und Haß, ohne Hoffnung und Furcht, das Spiel der Gegenwart mit den Begebenheiten der Vergangenheit vergleicht, kann wohl, ohne ein Nostradamus zu sein, zur Ehre eines Propheten gelangen. Der beste Seher der Zukunft ist der beste Staatsmann, der beste Feldherr, der klügste Privatmann. — Der gute Schachspieler sagt nach den ersten Zügen den Ausgang der Parthie voraus, ohne eben hindern zu können, daß der, dem er die Palme zuerkennt, die Weissagung durch ein Versehen zu Schanden mache.

Aarau, 18 Jänner 1809.

Heinr. Zschokke.

Varietäten.

Aus der Schweiz.

— * Unter allen Zweigen der ökonomischen Verwaltung war von den ehmaligen Regierungen der Schweiz keiner so sehr vernachläßiget, als das Forstwesen. Die Unwissenheit der Beamten und der Gemeinden hielten darin gleichen Schritt; die Wälder wurden auf die unverzeihlichste Weise verwüstet; die Kriegsjahre von 1798 bis 1800 vermehrten das Verderben; jetzt sind weitläuftige Strecken, wo einst die herrlichsten Forste prangten, mit mühsam Gestrüpp überwachsen, und ein von Natur armes Land steht in Gefahr, allgemeinen Mangel an dem ihm unentbehrlichen Brenn- und Baumaterial zu leiden, dessen Theurung und Seltenheit in manchen Gegenden schon jetzt nur allzuempfindlich ist.

Der älteste und erfahrenste Forstmann der Schweiz, man kann sagen der erste, war der vortreffliche Gruber von Bern, welcher noch kurz vor der Revolution den Salinen von Bex ein übeles Prognostikon wegen ihrer schlecht besorgten Waldungen stellte. Seitdem hat Bern an dem talentvollen Hrn. Kasthofer einen zweiten thätigen und kenntnißreichen Mann für diesen Administrationszweig gewonnen. — Doch weder Bern, noch Zürich, wo einer aus dem an verdienstvollen Männern so reichen Geschlecht der Hirzel die Waldungen in Ausnahme hatte, konnten durch große und zu bewirkende Maaßregeln, welche in republikanischen Verfassungen soviel Hindernisse finden, den sinkenden Ruin der Staats- und Gemeindsforsten hinlänglich verbauen.

Der Kanton Aargau war der erste, welcher seit Wiederherstellung der Bundesverfassung eine nach dessen Grundsätzen gedachte Forsordnung gesetzlich einführte, und den Anfang damit machte, wenigstens die Staatswaldungen vermessen, abtheilen, einbeulen und nach richtigen Prinzipien bewirthschaften zu lassen. Seitdem haben auch die Kantone Basel und St. Gallen einige junge, in das Forstwesen durch Lehre und Uebung eingeweihte Männer erhalten, welche für diesen Administrationszweig einer der wichtigsten jedes Landes, eine glücklichere Epoche vorbereiten.

Doch betreiten mit der zweckmäßigsten Wirksamkeit vor allen derjenige die Regierung des Kantons Solothurn, welche, bei der Unwissenheit der Beamten und Gemeinden in forstwirthschaftlichen Dingen, in eben der Zeit, da sie ein allgemeines Landesoberforst errichtet, durch ein Gesetz vom 12 Jänner 1809 den Unterricht und die Bildung von Unterförstern anordnete, die zur Vollstreckung des Gesetzes Fähigkeit erwerben sollten.

Diese Regierung hat zu dem Ende ihren Oberforstmeister Hrn. Falkenstein, und den vortrefflichen Geometer Hrn. Hirt, mit dem Unterricht der künftigen Forstbedienten beauftragt; auf jeden Amtei, worin Staatswaldungen liegen, werden zwei Kantonsbürger in das Forstinstitut genommen, unentgeltlich unterrichtet, und auf Kosten des kleinen Rathes während der Unterrichtszeit erhalten. Eben so dient auch jedem Andern, der diesem Unterricht beiwohnen will, derselbe unentgeltlich offen.

Aus Deutschland.

— * Berlin, im Jänner. Mannigfache Veränderungen und Organisationen, darauf hingehend, den ganzen alten Zustand der Dinge umzuwerfen, sind und schon angekündigt worden; noch sehen wir nicht die Realisation eines einzigen dieser Edikte. Wie es heißt, soll der neue Großkanzler Beyme jede totale Umwälzung der Justiz für unzweckmäßig halten; kleinere, unentwirrbare schreiende Veränderungen wird sie indessen gewiß erleiden und erleiden müssen.

Eine des Lobes würdige literarische Unternehmung begann am Ende des vorigen Jahrs ein neu etablirter Buchhandler, Hr. Hitzig, indem er den Gotzi in der Urbersetzung herausgeben anzukündigen. Es ist ein korrekter, schöner Abdruck der drei Stücke: *Le Corvo; la Turandot; il re Cervo.* Es werden noch zwei Bändchen erscheinen, welche die sämtlichen *fiabe teatrali* enthalten sollen. Wenn dies unternehmen nicht ungünstig aufgenommen wird, sollen auch noch andere Werke erscheinen; als: die Rumanelia des Cervantes, *el cerco de Argel*, die *Galatea* und der *Viage al Parnaso*. Wir wünschen dem thätigen, kenntnißreichen und geschmackvollen Verleger alles mögliche Gedeihen seines Plans, der alle Freunde ausländischer Literatur wahrhaft interessiren muß.

Ein junger Künstler, der Architekt Schinkel, hat seit einigen Tagen eine Ausstellung eröffnet, die sich den Beifall aller Kunstfreunde erwirbt. Es sind vier transparente Gemälde, welche täglich von 5—10 Uhr Abends zu sehen sind. Jede Vorstellung dauert ungefähr zehn Minuten, worauf der Vorhang fällt, und eine andere vorgeschoben wird, wobei jedesmal die Beleuchtung geändert werden muß. Die erste ist die Entdeckung der Kuppel der St. Peterskirche zu Rom; gedacht, kolossal. Hierauf folgt der Dom zu Mailand, beim Mondscheln, simpel und charakteristisch aufgefaßt. Eine Prozession mit Fackeln zieht über den Platz vor dem Dom in die Kirche; der Eingang und die Fenster sind durch Fackelschein erhellt. Die Wirkung des doppelten Lichts ist herrlich ergriffen und dargestellt. Dann: der Ausbruch des Vesuvs, mit einem Theile Neapels und dem Feuerstrom; imposant, schauderhaft. Zuletzt: Die Alpenkette, mit der Spitze des Mont-blanc; friedlich, lieblich, beruhigend und versöhnend auf alles das Entsetzen und Schauderhafte, das man vorher gesehen. — Diese Ausstellung wird sehr zahlreich besucht.

Unser Theater bietet uns wenig Neues dar. Kotzebue's Unvermählte wird nächstens zum fünfzehnten Male gegeben, und ist nun diesem Beifall aufgenommen worden. Wir halten es für eines seiner gelungensten Stücke, welches sich einer sehr vollendeten Darstellung erfreuet. Es ist jetzt Tage hintereinander gegeben worden, und wird wohl ein Paar Wochen lang auf jedem Repertoir, welches alle Freitage ausgetheilt wird, sich befinden. Arlequins Geburt und Arlequin im Schutz der Zauberei werden noch stets mit Beifall gesehen und bei vollem Hause gegeben.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueſte Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 12. — den 11 Februar 1809.

Ein Jahr in Spanien.

(Fortſetzung.)

Tarragona.

Mit dem Ordinario von Tarragona geht die Reiſe in dem carro über Ostal de la orda in der Landesſprache, und durch Villa franca, nahe an Sitjes, wo der Malvaſier wächſt. Ein Sbirre, ein Student und zwei Negotianten, machen die Geſellſchaft aus. Die Herrn ſind zwar äuſſerſt artig, aber ſie verſtehen kein deutſch und wir nicht ſpaniſch; hier gilt alſo Zeichenſprache, und die öfters mißverſtandene Pantomime liefert ſtündlich neuen Stoff zum frohen Scherze.

Den Lobregat, nicht fern von Barcellona, deckt die zweite Brücke Spaniens. Weiterhin erbebt ſich wild und rauh die Kette der Gebirge — noch ein Pyrenäenzweig — und mitten in der fürchterlichen Gegend fließt ein Waldſtrom hergetrieſ; ihn überſchreitet kühn, gigantiſch, der Triumph der Kunſt, die erſte Brücke des Jahrhunderts. Karl der Dritte unternahm bereits das bloſſale Werk, durch ungeheuern Bogenſprung des Thales Uebergang zu ſichern, das der Bergfluß, Felſentrümmer wälzend, periodiſch überſchwemmt. Der Staat verpachtete den Bau; der Unternehmer ging darüber zu Grunde, und unvollendet blieb die angefangene That, bis Karl der Vierte vor fünf Jahren auf den Rath des Friedensfürſten die Provinzen ſelbſt bereiſete: eine Reiſe, der die neue Chauſſee (el camino real) durch Valencia und einen Theil von Katalonien, nebſt dieſer Brücke, ein verwirklichtes, der lange ausgebrüteten Idee nun raſtlos abgerungenes Daſein danken. Thurmhoch ſchwingt ſich dieſe Waſſerfeſte von der einen Uferklippe zu der andern; ihre Pfeiler wurzeln in dem Abgrund, und ſicherer ruhte nicht die Arche Noahs auf dem Rücken Ararats, als hier die ſchwerſte Ladung über das empörte Reich der Fluthengötter fährt; durch ihre Mitte geht ein ſtarkgewölbter, kellergleicher Durchgang, den ein Maulthier ohne carga leicht paſſirt, und Heere tragend führt die zweite Abtheilung in höherer Region ans Jenſeits dieſer ſyrtiſchen Geſtade.

Den andern Tag erreichen wir das alte Tarragona, ehmals groß und furchtbar, jetzt zum kleinen Städtchen auf der Vorzeit Trümmern und zum frommen Sitze eines Erzbiſchofs eingeſchrumpft. Die ſchwarzen Thürme, die Ruinen ſtarker Mauern, ſprechen noch als ſinkende Fragmente in dem Geiſte längſt entſchlafener Heldenahnen, und bezeugen laut die Wahrheit der Geſchichte. Aufgegrabene Fundamente weiſen auf den vormals ausgedehnten Umfang; Grabeslampen und antike Münzen auf die römiſche Bewohnung. Tarragona's Lage auf der ſteilen Küſte iſt vortrefflich; ihre Batterien ſchützen mächtig einen neuerbauten Hafen, der geräumiger als der von Barcellona, einſt vollendet, dieſem immer auserleſenen Platze den verloſchenen Glanz noch einmal wiederſchenken dürfte. Ganz beſonders reizend iſt die Ausſicht von dem Walle ſüdweſtwärts nach Reus, einem Flecken, der von Tarragona angefähr zwei gute Stunden liegt; die ganze Ebene iſt ein Olivengarten, der den Weinſtock und die Waizenähre lieblich in der magiſchen Umſchattung grünes Dunkel hüllt.

Ich ſehnte mich nach Tarragona, einem der willkommnen Ruhepunkte meiner langen Wanderung, auf dem ich überdies das Schweizerregiment von Wimpffen, Freunde Bottels und eigene Bekannte fand, und wo ich auch des pädagogiſirten Hauptmanns Probeſchule, ſeiner wahrhaft großen Unternehmung Wiege

Digitized by Google

sehen sollte. Kurz und herzlich war die Woche, die mir hier verflog, und nie, so lang auch die Parze meinen Lebensfaden spönne, wird sich die Erinnerung an alle Liebe bleichen, die ich unverdient und unerwartet jeden Tag genoß. Es sei mir hier gestattet, öffentlich dem edeln Herrn von Wimpffen, meinem biedern Wirthe Jakob Heilig, Handelsmann und Konsul, und den Herrn Amiett und Gluz von Solothurn, für iede Freundschaft und für jede zarte Sorge noch einmal zu danken, die sie mir so reiner Güte mir entgegenbrachten.

Präsidio heißt die Galeeren- oder Kettenstrafe, die den Staatsverbrecher, Deserteur, den Contrebandier und andere Vergeher ähnlicher Kategorien trifft. In Tarragona bauen über Hunderte am Hafen. Ihre Kleidung, äusserst schlecht, besteht in grünem Kamisol und in gleichen Pantalons, und ihre Nahrung ist die Nahrung des Soldaten. Ich sah oft bis fünfzig der Verlagenswerthen, Paar um Paar an einem langen Kettenstrange angeschmiedet, keuchend fürchterliche Felsenmassen schleppen und zu Gründung des enormen Dammes in das Meer versenken. Auf dem glühenden Abuelle schwanken diese Opfer der Gerechtigkeit (?), den mehr als halb entblößten, ausgedörrten Körper einer Sonne bloßgestellt, die allen Lebenssaft aus den erschöpften Gliedern sengt; der Stirne tiefe Furchen und die geld gebrannte Haut auf dürren Knochen mahnen schrecklich an die Rächte der Verzweiflung einer ausgelohenen Menschenklasse. Mancher Landsmann, mancher Deutsche, schmachtet hülflos, fern vom Vaterlande, hier in Sklavenfesseln, und verwünscht die unbewachte Stunde, die ihn in den Dienst des fremden Fürsten, und in diesem, im empörenden Gefühle des zertretenen Daseins, zu dem hart gestrasten, menschlichen Versuche eigener Wiedernahme der verlausten Freiheit, führte.

Boitel erzählte mir indessen, daß der jetzige Direktor am Präsidio von Tarragona — Schmid — mit einer Milde, einer Menschlichkeit, für seine Sklaven sorgt, die Kronen und Unsterblichkeit verdiente. Jeder darf in festgesetzten Stunden sein erlerntes Handwerk, seine Kunst und seine Kräfte üben; iede schwerere Arbeit ist tarirt, und jedem wird das mehr Geleistete zum Theil an seinem Unterhalte gut gemacht, und theils von seiner Strafzeit abgeschrieben. Die Kranken werden gut verpflegt, die Schwächern nach Möglichkeit geschont, und selbst in dieser Hölle blüht dem Fleiße der Belohnung Kranz.

Bei aller körperlichen Strenge am Präsidio empfiehlt sich dennoch diese Strafanstalt, in mehr als einer Hinsicht, wesentlich vor Ketten- und Galeerenstrafen anderer Länder. Denn erstens wird das Individuum durch sie nicht ehrlos, also sittlich nicht zerstört — der Zweck der Besserung steht höher als das Rächerschwert, das ohnehin den Furien und nicht der Themis angehört; die Dienstzeit des Gefangenen vom Regimente, dessen Schweiß den undankbaren Sand am Meere näßt, zählt mit der Dienstzeit des Soldaten, der für Stadt und Festung wacht, im gleichen Schritte fort, und hindert ihn bei seinem Wiedereintritt nicht an der Beförderung. Ich kannte selbst in Madrid einen sehr gelehrten, äusserst braven, liebenswürdigen Amerikaner, Jose Duran, der um eines ausgeübten oder blos verdächtigten Vergehens gegen Staat und Konstitution, von Santa Fe bei Buenos Ayres nach Spanien und in Spanien aufs Präsidio geschleppt, doch nachher sehr geschätzt und ehrenvoll mit einem Amt in seinem Vaterlande ausgestattet worden ist.

Zweitens ist die Strafe niemals lebenslänglich; ihre höchste Dauer steht auf fünfzehn Jahre, die der König selbst durch keinen Machtspruch überschreiten dürfte: eine Einrichtung, die, fern von dem orthodoxen Feuereifer nordischer Gerechtigkeit, nicht hoffnungslos die Rückkehr zur Gesellschaft und zur Freiheit allzugleich verschließt, und die auch im Verbrecher nicht den Menschen übersieht.

Wer von Tarragona durch Valencia nach Madrid geht, will vierzehn Tage reisen. Aber dazu braucht es dann noch mancher Vorbereitung, mancher Einrichtung; der Calesero muß erst aufgefunden, Calesin und Mula untersucht, ein mündlicher, doch förmlicher Kontrakt sowohl um Preis als Zeit der Fahrt errichtet und darin noch mancher Vorbehalt und manche Klausel nicht vergessen werden. Jeder Calesin hat hintenan ein Bret zum Aufstehn. Unter diesem hängt ein Netz, das allenfalls zwei Mantelsäcke fassen kann; doch wenn ihr euerm Charon nicht auf jedem Tritte nachsieht, geht es euch, wie uns: er wickelt seinen eigenen Bettelsack in den Verschlag, packt eure Sachen oben auf, und sieht sich, wenn die Kuil ihm ankommt, ganz gemächlich selbst darauf, die Wäsche, Bücher, Büchsen, Stiefel und der ganze Inhalt, flach gedrückt, euch ein zu spätes „ecce homo“ lomisch jammernd ausspreiß.

Still und klar und spiegelhelle fließt der Ebro bei Amposta in das Meer. Zwei Leguas weiter liegt San Carlos, ein vor dreißig Jahren zu Bevölkerung der Küste angelegter Flecken, und nach diesem trennt ein Fluß das Königreich Valencia vom Fürstenthum Katalunien. Ein Scheidehügel gebührt dem schönen Lande, das wir jetzt verlassen, ehe wir uns zu seinen Nachbarn wenden.

Von den Göttern kommt das Gute. Herder fängt bei'm Himmel an: der reine, blaue, schwimmt in holder Fülle segnend über Catalunia, und seiner Sonne goldener Strahlenregen rieselt jeden Morgen neue Anmuth auf die blühende Natur. Das Land ist bergicht; schweizeralpenmäßig liegt z. B. Monserrate, Muttergotteswundern heilig, in die Wolken reichend, da. Doch diese Massen, diese Höhen, bergen manches Tempe; ihnen selbst entsprießt, statt Moos, Lavendel, Rosmarin und Thymian. Des Bodens Fruchtbarkeit ist groß; Oliven, Wein, Zitronen, Mandeln, Feigen, Maulbeeren, Apfelsinen, wechseln mit des Nordens Früchten und Gemüsen ab. Die stärkste Ausfuhr hat in dem Artikel Branntewein statt, der nach den kalten Ländern geht. Der Fischfang ist der ganzen Küste nach beträchtlich, und besonders die Sardine, kleiner als der Hering, vielleicht eine Art von Anchoe, schmeckt trefflich und gewährt den ärmern Klassen einen leicht erwordenen Nahrungszweig, getrocknet und in Menge durch das ganze Land verführt, wird auch der bacallao (Stockfisch?); bald im Wasser aufgeweicht, gekocht, und bald ganz trocken auf dem Roß gebraten, ist er eine stets bequeme, meist willkommene Speise für den ordinario, den calesero und den arriero; schwerlich wird ihm aber unter dieser Zubereitung auch der nicht verwöhnte Fremdling einen Vorzug zuerkennen.

Die größere Hälfte Kataluniens, die schönere, liegt diesseits Tarragona; jenseits soll der Mangel süßer Quellen wesentlich die Schuld des redujirten Erdensegens tragen. Da verschwindet schon der Pomeranzenbaum, und macht dem algor-

Digitized by Google

robo *), der carraca **) Platz, die, kühn zu Wäldern angewachsen, Schatten düftern Einerleis auf unbewohnte Strecken wirft.

Der Katalaner selbst ist thätig und industrios, der Wirth und Fuhrmann Spaniens; fast in jeder Gegend findet man venteros dieses Volkes, immer ihrer Kleidung, Lebensart und ihren Sitten treu. Als Kutscher fahren sie von einer Stadt zur andern, manchmal bis Lyon und nach Turin. Oft bleibt ein solcher zwei, drei Jahre aus, kommt oft mit vollem Beutel, oft auch ohne Wagen, ohne Maulthier, ohne Geld zurück, und fängt gelassen seine Wirthschaft noch einmal von vornen an.

Im Auge stolzer Urprovinzenbürger steht der Katalaner fast nicht schlecht, doch nicht so gut er es verdiente, wenigstens als eine ganz gemeine Menschenracc, angeschrieben. Ungereimter Wahn des Blödsinns, der die arbeitsame Biene trägen Hummeln nachsetzt und den wohlgebohrnen Müssiggänger um das Faullenzervorrecht hoher schätzt, weil er vom Schweiße seiner Brüder lebt und auf dem Piedestal der Arbeit und der Künste seiner Vor- und Mitwelt gleich dem goldenen Kalbe Irons steht!

Daher liebt auch der Katalaner meistens nur sein Katalunien als Vaterland, und hängt an seiner Sprache und seinen Gebräuchen und an der politisch-katalanischen Verfassung seines Erdfleckś, fester vielleicht als an dem Interesse seines Kronherrn, der ihn ohnehin wohl eher bloß als zugewandtes Volk, als eine ihm durch Umfang, Adtrag und Bevölkerung höchst wichtige Provinz, aus Furcht vor Abfall schont, als aus Begünstigung und landesväterlicher Milde liebreich zu behandeln pflegt. Indessen hat sich Katalunien noch manches schöne Vorrecht ehrenvoll behauptet. Eines seiner wichtigsten besteht wohl in der Befreiung vom gezwungenen Dienste. Wenn der König nämlich Leute braucht, so werden sie als Beitrag zwar verlangt, doch nie gewaltsam oder durch Konskriotionen ausgeroben; alsdann trägt ein jeder gern und willig nach Vermögen zu den Summen bei, mit denen sich durch Werbung die begehrte Mannschaft bald zusammenfindet. Ein Rekrut wird in der Regel mit zweihundert Thalern, oft mit zwanzig Unzen ***) ausgesteuert. Der größere Theil des Kapitals bleibt in den Händen der betreffenden Administration, und wird zu Ankauf eines Grundstücks angelegt, auf das die Mutter oder ein Verwandter des Geworbenen so lange zieht, als seine Dienstzeit währet. Kommt der Krieger einst zurück, so winkt ihm Eigenthum und Ruh und Friede an dem selbst erworbenen Heerde auf dem Boden der geliebten Heimath.

Des Landes Sprache ist sehr nahe verwandt mit der des Roussillon, und ein Gemisch vom Italienischen, Aechtkastilianischen und Französischen; ein an sich ganz eigenes Patois. Dennoch dürfte man, bei allen Abweichungen der verschiedenen Dialekte und Grammatiken, der ganzen Küste nach den Grundzug einer alten, allgemeinern Mundart finden, deren Heimweisung wohl vor die Maurische Epoche hingehört, und wieder als Beleg der frühern Geschichte dieser Gegend gilt. In Aemtern und in Schulen wird zwar wohl, laut höherer Verordnung, das Kastilianische geschrieben und gelehrt; allein in dem gemeinen Leben übt noch immer der Provinzialismus sein verjährtes Recht.

Die Katalanerin, ein liebliches Gebilde, dieses Südens schönste Blume, ist ein süßes, blasses, schmachtendes Geschöpf. Die Zartheit heiliger Empfindung paart sich hier mit allem Feuer heißer Zonen; aber treuer, reiner liebt die Katalanerin, als ihre Schwestern in Valencia und Andalusien. Ihr Aeußeres spricht sanfter an, und milder blitzt der Strahl in ihrem Auge; aber fein und reizend liegt der Zauber süßer Schwärmerei auf ihrem holden Wesen, und die Knospe nie geahnten, göttergleichen, himmlischen Entzückens schlummert in des warmen Busens tiefer Fülle, sich dem Heißgeliebten zu entfalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Johannisbrodbaum.

**) Art Steinecke.

***) Eine Unze gilt sechzehn Piaster.

Stoff zu Parallelen.

Der Eroberer von China.

Von allen Abentheurern, welche durch Indiens Gold über das Meer gelockt worden sind, hat wohl niemals einer mehr erfahren, gesehen und gedultet, als der bekannte Portugiese Mendez de Pinto. Man weiß nicht, ob man mehr sein ungeheures Unglück oder sein ungeheures Gedächtniß bewundern soll. Während seiner einundzwanzig Jahre langen Reise in Asien fiel er dreizehnmal in die Sklaverei, und ward sechzehnmal verkauft. Eine zahllose Menge von Menschen, Gegenden und Städten beschwerten sein Gedächtniß mit Namen, deren er keinen vergaß. Man findet in seiner Reisebeschreibung keinen einzigen geographischen Fehler, und seiner Erzählungen Wahrheit, die man oft unglaublich fand, ward erst von viel spätern Reisenden bestätigt.

Im Jahre 1544, als der Tatarkhan Xudlapom, an der Spitze eines Heeres von 1,800,000 Mann, wozu siebenundzwanzig Könige ihre Armeen hatten liefern müssen, in China einfel, und selbst Peking eroberte, gerieth Mendez Pinto nebst einigen andern seiner Landsleute in tatarische Gefangenschaft. Sie wurden zum Thron des gewaltigen Eroberers geführt, der von allem Pomp asiatischer Herrlichkeit umstrahlt war. — „Frage diese Leute, die vom Ende der Welt herkommen“, sagte er zu einem seiner Feldherrn, „ob sie auch dort einen König haben, wie ihr Land heißt, und wie weit es von China ist, wo ich gegenwärtig bin?“ — Ungefähr ähnliche Fragen mochte der mazedonische Eroberer Alexander auf seinen Feldzügen gethan haben.

Einer von den Portugiesen antwortete: „Unser Land heißt Portugall, wir haben einen höchst gewaltigen König, und von seiner Hauptstadt bis Peking ists eine Reise von drei Jahren.“

Der Khan erstaunte bei dieser Antwort. Für so groß hatte er die Welt nicht gehalten. Mit einer Ruthe, die er in der Hand hielt, schlug er sich dreimal an die Lenden; und indem er die Augen zum Himmel wandte, drückte er seine Verwunderung in einigen seltsamen Redensarten aus; unter andern sagte er: „So sind die Menschen doch erbärmliche Ameisen!“

Wieviel Eroberer hatten wohl dies erhabene Gefühl von der Größe der Schöpfung und ihrer Winzigkeit darin, wie dieser Tatar? — Am unbegreiflichsten war es den Ueberwindern China's, daß am Ende der Welt Völker wohnen sollten, tenntnißvoller und geschickter als die Tataren, sie, die sich für die weisesten und frömmsten hielten auf Erden. Denn sie hatten doch sogar dem Gott der Sonnenstäubchen einen eigenen Tempel errichtet;

Digitized by Google

die Schwester des Khans, Witwe des Königs von Pasna, hielt es nicht unter ihrer Würde, sich den Besen des Hauses Gottes zu tituliren, und in der tatarischen Stadt Lechune, wo die Khans ihre Begräbnisse hatten, befanden sich damals in 280 Klöstern nicht weniger als 42,000 Mönche und Nonnen, die ein dem Himmel geweihtes Leben führten.

Varietäten.

Aus der Schweiz.

— * Zürich. Eine höchst erfreuliche Erscheinung für den Literator ist der, jüngster Tage durch die thätige Verwendung des Hrn. Professors und Bibliothekars Usteri und seiner Gehülfen in der Gessnerschen Offizin herausgekommene fünfte Band des Katalogs der hiesigen Stadtbibliothek, dem nächstens ein sechster und letzter folgen soll. Die zwei ersten Bände dieses Katalogs erschienen schon im Jahre 1744; der dritte und vierte im J. 1781. Diese fünfte nun soll mit dem sechsten alle Bücher enthalten, womit die hiesige Stadtbibliothek — eines der wenigen unserer Institute, die sich unbeschädigt aus den Stürmen des letzten Dezenniums gerettet haben — seit dem letztgenannten Jahre, theils durch ansehnliche Vermächtnisse, wie z. B. das der Hagenbuchschen Bibliothek durch den sel. Hrn. Kanonikus Steinbrüchel, theils durch vereinigte Beiträge von Patriotularen, theils auch durch sorgfältige Zurathehaltung ihrer an sich zwar nicht bedeutenden ökonomischen Kräfte bereichert und vermehrt worden ist. Und man darf nur unter andern die Titel: Casual, Donum, Encyclopädie, Geschichte, Justiz, Literärgeschichte, Reisen u. s. w. nachschlagen, um sich zu überzeugen, wie sehr man bei Vergrößerung dieser Büchersammlung, dem Hauptzwecke einer solchen Anstalt gemäß, darauf bedacht gewesen ist, den Bedürfnissen der Literatur- und Kunstfreunde besonders durch solche Werke zu Hülfe zu kommen, deren Anschaffung über die Kräfte der Privaten hinausreicht.

Hr. Pfarrer und Professor Geßner kündigt auf Pränumeration eine neue Quartalschrift an, welche nebst seinen eigenen Aufsätzen und Gedichten auch noch ungedruckte Briefe aus dem Nachlasse des sel. Lavaters enthalten soll. Ob das Andenken berühmter und geliebter Verstorbenen dadurch am besten geehrt werde, daß man auch ihren weniger bedeutenden schriftlichen Aufsätzen Publizität gibt, wollen wir nicht entscheiden.

Escher's Briefe über die Fellenbergsche Landwirthschaft hat der *Genius zarculi* schon vor einigen Wochen in einer neuen vermehrten Auflage ans Licht gebracht. — Die ebenfalls jüngsthin, zwar nicht in einer besonders neuen Form erschienenen Bemerkungen und Winke für Eltern, Jünglinge und Töchter, von J. J. Cramer, scheinen einstweilen noch nicht so viel Sensation gemacht zu haben, als es die gute Absicht des Verfassers allerdings verdienen wurde. — Desto lebhafter und allgemeiner ist der Beifall, mit welchem die vom Prof. Heinr. Hirzel bei Orell herausgegebenen Briefe Eugenia's an ihre Mutter aus den Bädern von Leuk, in allen Zirkeln gelesen werden. Sie enthalten eine Reihe lieblicher Landschaftsgemälde, und ein schönes weibliches Gemüth spiegelt sich in dem dargestellten Wechsel von Empfindungen und Schicksalen wieder.

Die im Orellschen Verlage veranstaltete geschmackvolle Ausgabe der sämmtlichen Werke des ehrwürdigen Gerstes J. G. Jacobi wird mit dem in der Ostermesse herauskommenden dritten Bande ihrer Vollendung näher gerückt.

Die Verfasserin der Caledonia hat für die Wintermonate ihren lieblichen Wohnsitz an dem Ufer der Saar gegen die weniger milden Umgebungen der Aar umgetauscht; doch hoffen wir, das Erwachen des Frühlings werde sie bald wieder in unsere Nachbarschaft zurückführen. — Auch der hiesige Gelehrte, Hr. Heinrich Meister, ist bis zum Frühjahr ebenfalls nach Bern. Dem Vernehmen nach arbeitet er gegenwärtig an einem Werke über die Unsterblichkeit der Seele; auch haben wir einige Hoffnung, seine sämmtlichen Werke in einer in Paris herauskommen sollenden vollendeten Ausgabe erscheinen zu sehen.

Aus Deutschland.

— Mit dem beginnenden Frühjahr sollen die großen Kanalarbeiten angefangen werden, durch welche der König von Westfalen die Elbe mit der Weser, und somit die ersten Handels- und Hauptstädte Norddeutschlands, z. B. Kassel, Bremen, Hannover, Braunschweig u. s. w. mit Magdeburg, Berlin, Dresden, ja mit Danzig, Petersburg und Warschau, in unmittelbare, schiffahrtsfähige Verbindung setzen will. Den Entwurf dazu gab der verdienstvolle General-Direktor des Wasser-Brücken- und Straßenbaus im Königreich Baiern, Hr. Wiebeking; die erste Idee dazu aber stammte von dem königl. westfälischen Finanzminister, Hrn. von Bülow.

Der Anfang des Kanals wird bei Magdeburg gemacht, bis zur Ohre bei Wolmirstadt geführt, von da ein acht Stunden langer Kanal gegraben, der von der Ohre mit Wasser gespeiset werden soll. Von diesem Kanal an bis Celle wird die Aller schiffbar gemacht.

— * Sehr merkwürdig in mehr als einer Beziehung sind die auf Befehl Sr. kais. österreichischen Maj. kundgemachten fünf medizinischen Preisfragen, in Betreff inländischer Surrogate für wirksame indische Heilkörper, für Kampher, oder wie dieser Stoff aus unsern kamphervaltigen Pflanzen zu gewinnen sei; für peruvianische Fieberrinde, Arsenik abgerechnet; für Senesblätter, für Jalapa — ausser der Gratiola) — für Ipecacuanha (Minerallkörper nicht gerechnet); für Opium, oder wie wäre die Opiumpflanze zu nationalisiren. Für jeder Frage genügende Antwort setzt der Preis von 100 Dukaten in Gold aus; und der Termin der Einsendung ist bis zu Ende des Jahres 1810 offen.

— In Hamburg zählte man im letzten Viertel des Jahrs 1808 8 — 10 Bankerotte; in London nur einen, aber von 10 Millionen Gulden; in Paris nur 3; hingegen in Wien 11, und in Triest binnen sechs Wochen 27!

Aus Spanien.

— * Auch der durch seine Bemühungen um die Pestalozzische Methode in Spanien rühmlich bekannte Hauptmann Coltei mußte bei der Insurrektion die Waffen gegen den friedlichen Unterricht der Jugend einwechseln, und seine Soldaten wider die Franzosen ins Feld führen. Er lebt jetzt als französischer Kriegsgefangener, laut seinem Brief vom 12 Jänner, zu Barcellona, und wird von den französischen Generalen mit Achtung behandelt.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 13. — den 15 Februar 1809.

Ein Rückblick auf die neueste Literatur der Nordamerikaner.

Man versteht, wenn von Literatur der Nordamerikaner die Rede ist, gewiß darunter nicht die Literatur eines halben Welttheils, sondern nur die in den vereinigten Staaten; denn die Literatur von Mexiko ist kaum mehr, als die der Kanadier, und die spanischen Buchdruckereien liefern, ausser Mandaten und Gebetbüchern, wenig Erhebliches.

Es ist wirklich unangenehm, daß die Einwohner der nordamerikanischen vereinigten Staaten noch nicht einmal einen eigenen geographischen Landes- und Volksnamen haben, bei welchem man sie kurzweg nennen kann, wie man andere Völker und Länder nennt. Denn jener lange Titel: „Vereinigte Staaten von Amerika" ist im Grunde doch nur eine politische Benennung. Doktor Mitchill zu Neuyork schlug daher neulich vor, dies namenlose Land Fredonia zu heißen, und die Einwohner Fredonier, was etwa mit dem deutschen Frankenoder Freiland und Freiländer übereinkäme. Er machte dazu öffentliche Anträge, und gebrauchte das Wort fleißig, um es in Umlauf zu setzen.

Aber die acht bis neun Millionen auf dem unermeßlichen Gebiet des nordamerikanischen Freilandes wohnenden Menschen werden das neue Wort langsam lernen, wenn es ihnen nicht in allen Akten der Regierungen und in allen Kalendern und Zeitungen beständig vor Augen gehalten wird. Denn Kalender und Zeitungen sind doch, so wie überhaupt politische Schriften, die Hauptlektüre der großen Volksmasse. Jede bedeutende Stadt besitzt schon längst ihre eigenen Almanache und news-Papers, englische, deutsche und französische.

Der Ton der nordamerikanischen, oder um mit Dr. Mitchill bestimmter zu reden, der fredonischen Zeitungen, beurkundet noch die ursprüngliche Abkunft dieser komponirten Nation. Er kann in London nicht freier über öffentliche Angelegenheiten, Regierungen und Beamte geführt werden, als in Philadelphia oder Boston. Die in englischer Sprache sind bei weitem am besten geschrieben; die in deutscher Sprache sind ziemlich rauh und reich an Anglicismen.

Aus den Kalendern, besonders denen fürs Volk, erkennt man ebenfalls noch gar deutlich den sich treu gebliebenen Karakter der Auswanderer. Z. B. der „amerikanische Stadt- und Landkalender auf das Jahr 1808", welchen der Buchdrucker Zentler zu Philadelphia für die deutschen Fredonier herausgibt, sieht einem deutschen Bauernkalender so ähnlich, wie ein Haar dem andern, nur ist er nicht so bunt mit Roth und Schwarz gedruckt. An Schröpfköpfen, Aderlaßmännchen, Wetterprophezeiungen und dergleichen Kalenderstückchen zur Pflege des Aberglaubens fehlts darin auch nicht. Dagegen liefert er Stellen aus Gellerts, Campe's, Overbeks, und anderer deutschen Prosaikern und Poeten; zu jedem Monat die Erinnerung merkwürdiger Tage aus der amerikanischen Revolution, die Haltung des philadelphischen Supreme Courts und der Quarter-Session-Courts.

Der presbyterianische Geistliche an der Kirche zu Neuyork, Hr. Samuel Miller, geseht selbst, in seinem vor einigen Jahren herausgegebenen Werke über die Literatur und Kunst des achtzehnten Jahrhunderts (A brief retrospect of the eighteend Century etc.), daß die Literatur in den vereinigten Staaten äusserst langsame Fortschritte mache. Den besten Beweis davon

Digitized by Google

konnte sein eigenes Werk liefern, worin er die Progressen der Wissenschaft und Kunst bei allen Völkern während des achtzehnten Jahrhunderts zu mustern vorhat, aber seine größte Unkunde in der neuern Literatur der Deutschen, Franzosen und Italiener beweiset. Aus dieser Unwissenheitsquelle quillt sehr natürlich eine andere, nämlich seine Partheilichkeit für deutsches Wissen und Können, das er allein näher kennt.

Das transatlantische Literaturwesen gibt indessen alle Hoffnung eines schnellern Aufblühens, besonders seit sich die Regierungen auch dort der Verbesserung der Schulen mit großem Eifer annehmen. Die Anzahl der Schüler mehrt sich mit der Anzahl der Schulen, und mit der Lust der Leser wächst die Zahl öffentlicher und privater Buchhandlungen und Buchdruckereien. Die Männer, welche bisher an der Spitze des amerikanischen Bundesstaates gestanden sind, ein Franklin, Washington, Adams, Jefferson, waren selbst Männer von Kenntniß, Geschmack und Talent; wie konnte es fehlen, daß die wissenschaftliche Kultur des Landes hätte versäumt werden sollen?

Besonders machten die medizinischen und physikalischen Wissenschaften in den letzten zwanzig Jahren die meisten Eroberungen. Es erhoben sich in den vereinigten Staaten fünf medizinische Hauptschulen, an welchen die Werke des amerikanischen Physikers Dr. Rush das vorzüglichste Ansehen genießen. Im Katalog der medizinischen Literatur glänzen aber auch noch manche andere, selbst im alten Weltheil nicht ganz unbekannte, Namen, wie die eines Dr. Mitchill, Barton, Maclurg, Ramsay, Caldwell, Currie u. s. w.

Daß eben die Medizin jenseits des atlantischen Meeres der meisten Gunst und Pflege genoß, hatte seinen ersten Grund wohl in den Verheerungen, welche das gelbe Fieber und andere bösartige Epidemien stifteten. Die medizinische Schule zu Philadelphia allein zählte binnen zwei bis drei Jahren über fünfhundert Studenten, und mehrere medizinische Journale fanden gleichzeitig Leser genug. Unter ihnen zeichnet sich besonders das philadelphia medical and physical Journal von Dr. Barton, das Philadelphia medical museum vom Dr. Cox aus, und ganz besonders das medical repository, welches die Doktoren Mitchill, Miller und Smith seit dem Jahre 1797 herauszugeben anfingen. Dr. Smith ist zwar seitdem, für Kunst und Wissenschaft leider zu früh, gestorben, aber das Journal dauert noch immer glücklich fort.

Nächst den Leibesärzten haben, wie ganz billig ist, die Seelenärzte bei den Republikanern jenseits des Ozeans das meiste Gewicht. Die dortigen Theologen aber sind so ziemlich alle nach altenglischem Zuschnitt, und halten steif an ihrer Form. Verwunderenswürdig ist ihr Fleiß, mit welchem sie Jahr aus, Jahr ein, ihre Predigten durch die Pressen zu Tage fördern. Sermons und nichts als sermons; darauf beschränkt sich die ganze theologische Literatur. Manche davon haben jedoch vielen Beifall eingeerndtet; besonders lobt man die Predigt des Dr. Dwight wider das Duelliren und die zwei Reden des Dr. Miller von Neuyork über den Selbstmord, der seit einigen Jahren in den Freistaaten häufig zu werden drohte.

Aber wie bei den Britten, ist auch bei ihren Descendenten in Amerika Politik der Gegenstand, worüber jeder am liebsten liest, am liebsten schreibt. Fast alle Woche erscheint in den vereinten Staaten eine zahllose Menge politischer Pamflete und Blätter, daß man weder Zeit noch Geduld genug haben kann, ihr Für und Wider zu durchgehen. Zudem beziehen sie sich fast alle auf erheutige inländische Ereignisse und werden wieder mit diesen vergessen.

Unter den neuern amerikanischen Dichtern — denn wo in der Welt gibts nicht Dichter? — zeichnet sich sehr vortheilhaft Hr. David Humphreys aus, gewesener bevollmächtigter Minister der vereinten Staaten am Hofe zu Madrid. Seine miscellaneous works, von welchen der erste Theil im Jahre 1806 herauskam, enthält außer einigen sehr interessanten historischen Aufsätzen, (z. B. das Leben des Generals Putnam, Gedanken über den Krieg gegen Tripoli u. s. w.) meistens treffliche Gedichte voll patriotischen Feuers, geschrieben während oder nach dem amerikanischen Revolutionskriege und größtentheils in Beziehung auf Ereignisse desselben.

Der Philosoph, Chemiker, Astronom und Naturforscher überhaupt findet in den Memoiren der amerikanischen Akademien seine vorzüglichste Nahrung. Nächst der philosophischen Societät von Philadelphia, der ältesten unter den literarischen Gesellschaften des neuen Kontinents ist die des Staates Massachusets bemerkens die angefehenste und thätigste. Ihre Memoiren, die sie fortdauernd, unter dem Namen der American academy of arts and sciences, herausgibt, sind ungemein reichhaltig an guten Abhandlungen.

Ein Jahr in Spanien.

(Fortsetzung.)

Valencia.

Doch nur ein Blick im Flug auf Stadt und Land; denn Fischer jaubert uns das Königreich der Hesperiden schon und wahr und unvergleichlich vor, und nur ein Gott malt weiter, wo der Menschen den gewandten Pinsel niederlegt.

Mein landerwelscher Wirth in Murviedro (Sagunt) fand es bald heraus, daß ich ein Schweizer wäre. Er hatte selbst noch unlängst in Gesellschaft eines Italieners unser Alpen- und Lauinenland bereiset, und unterhielt mich sehr geipräthig von Lausanne, Bern und Altdorf: von den hohen Bergen mit dem vielen Eise, von den muntern Mädchen mit den steifen weißen Hemdärmeln, von den dicken Bauern mit den großen Stecken, und von der behauenswerthen Stadtkirche unserer reformirten Tempel. Sein Geschwätz war drollicht, manche treffende Bemerkung wahr — ich schreibe keine nach — doch diese ganze Frühstücks-Szene war mir hier ein Fest, denn sie versetzte mich aus einer Ferne von beinahe dreitausend hundert Stunden freundlich in den Schatten des Hollunderstrauchs zurück, in dem einst meine Wiege stand, von dem der frohe Lärm sich stein erstes Pferdchen schnitt; und äußerst weich sang ich mit Pfeffel:

Trianon gleicht nicht meines Vaters Hütte,
Und Saint-Denys nicht meiner Mutter Grab.

Acht Tage später überraschte mich ein anderer Auftritt, diesem nicht ganz ungleich. Als wir eines Morgens durch der Mancha farbenlose Felder fuhren, tönte mir von weitem die bekannte Harmonie von einem halben Dutzend, mit Erlaubniß — Kühglocken zu; es waren freilich dann am Ende nur ein vierzig Esel, deren vorderste mit großen Schellen prangten, aber durch den Eindruck, den mir anfangs diese Musik machte, ward

Digitized by Google

mir plötzlich klar, warum vordem bei Schweizerregimentern in den Moorgefilden Flanderns Todesstrafe auf dem Sennenerzeugen stand.

Wer in Valencia den besten Gasthof sucht, der fahre bei der Fonda de la paz vor; eine gutbesetzte Tafel, meist gebildete Gesellschaft, die gewöhnlich wenigstens einen Landsmann mit enthält, gefällige Bedienung, moderate Preise, findet jeder Fremde dort. Die artigen Gardinenbettchen und den ganzen Toiletten-Apparat, der einen Reisenden in Frankreich und in Paris de vaud sogleich beim Eintritt in die Zimmer seines Hotels schmeichlerisch umfängt, suche man in einem Gasthof Spaniens nie; doch Xeres, Alicante, Malaga und süße Trauben. Die Natur that hier zuviel, als daß der Kunst ein großer Spielraum übrig bliebe.

In der Cathedrale von Valencia, wo manches köstliche Gemälde von berühmten Meistern hängt, ergriff mich eine Darstellung aus dem Märtyrerthum mit Allmacht. Wund gegeißelt, abgehärmt von Leiden und Gefängniß, sitzt ein Greis mit Silberhaar und bleichen eingefallenen Wangen auf dem altersden Gestein, und jeder Zug des Marterbildes deutet ausgestandene Mißhandlung auf der Folterbank; doch hohe Ruhe der Verklärung schwebt mit Glorie über dem Gequälten, und der stille Frieden besserer Sterne waltet sichtbar um ihn her. Des Alten Wunden wischt ein Jüngling — nein! ein Genius, mit Engelsblick voll Mitgefühl und Güte sorgsam rein; im ganzen Ausdruck dieser himmlischen Gestalt zerfließt der Unterschied der irdischen Geschlechter in ein einziges vollkommenes Uebild höchster Schonheit, und so milde, zart und edel lebt kein Wesen in des Dichters Fantasie. Ein rauher Krieger, tief erschüttert, sieht gerührt der Gruppe zu, und schließt in der Betrachtung ernstem Geist die feierliche Haltung eines wiedevollen Meisterstücks.

Mit Ahnung und mit Sehnsucht im geschwellten Busen wallt der Sohn des Deutschen nach so mancher Himmelsgegend hin; nach Rom, Athen und Palmyra: warum denn nicht auch nach Sevilla, nach Malaga und Cadix? Duften etwa die Orangenblüten um Italiens Villen lieblicher, als in dem paradiesischen Valencia, und standen Herkuls Säulen nicht schon lange, als das Schicksal einen Räuberstifter an die Brüste einer Wolfin warf? — Wie? giebt es sich nicht friedlicher mit dem loyalen Arriero und mit seinem Thiere durch Don Quixote's und — Cervantes Vaterland, als mit dem falschen, dem verschmitzten Veturin durch die Banditenwinkel von Kalabrien, und zaubern uns nicht Tarragona, Karthagena und Saguut geweihte Stellen heiliger Urwelt majestätisch vor? — Wie, der fürchtet ihr des Fanatismus finstere Wuth? O! so vergesset doch der Millionen Gräber nicht, die zwischen uns und jenen Geweltagen liegen, in denen nur des Scheiterhaufens Flamme Spaniens Nacht erhellte, und mit dem Dampf der Opfer vocquemasch-blinder Dummheit schauderhaft zum Himmel stank. Jetzt frohnen Lorbeerräucher, Miethencreiser, an den seligen Gestaden, und den grauen Aschenhügeln der Vergangenheit entkeimt die Himmelsblume sanfter Duldung.

Die Mancha. — Aranjuez.

Von Valencia nach Madrid steigt die Abdachung des Landes, bis drei Stunden hieher von Aranjuez, allmählig immer höher. Träge schleicht die letzte Woche unserer Reise durch die monotone Mancha, fruchtbar zwar an Wein und an Getreide, aber ohne höheres Leben, ohne Reiz und ohne Poesie. Das warme, feiste, freundliche Gefühl des Daseins, das auf jeder Quelle Katalunien's, aus jedem Busche Murviedros's wehet, schweigt dem Wanderer durch die Mancha ewig still, und ihrem eigenen Eingebornen gehet jene Regsamkeit und jener leichte, frohe, südische Karakter des Valencianers merklich ab.

Die ganze Chaussee ist indessen ziemlich gut; sie dankt ihr Dasein, so wie ihre Mellenzeiger, der Administration des unvergeßlichen Kranda. Auch die sparsam abgetheilten Ventas sind erträglich, aber isolirt; nur selten winkt ein frommes Kirchthurmkreuz als Zeuge der Bevölkerung, und Schnee und Eis liegt einzeln hie und da in tiefern Gründen, während östlicher die Merzensonne Blüten weckt und Früchte reifet.

Wir teasen mit zwei Andalusiern, die französisch sprachen, in der gleichen Venta ein; es waren zwei Gardisten, die aus dem Semester nach der Hauptstadt kehrten. Sie erzählten viel von Andalusien und von den Straßenräubereien ihres schönen Vaterlandes; manche schauerliche Mordgeschichte, manchen Zug von Großmuth und Entschlossenheit. Wir fuhren dann zusammen ab, die guardias del Rey voraus, und, statt den Fahrweg, oder ein zwar feetlich nicht für ihres Pferdes Hufen angelegtes Trottoir, bei einer Truppe Arbeitsleute dicht genug vorbei. Die personifizirte „Wege-Aufsicht“, ein kleiner Alter, nahm das Faktum und das Tempo plötzlich wahr. Er sprang hervor, ergriff mit Gravität die Zügel, und diktirte à los caballeros auf der Stelle für die übertretene Straßenpolizei die Kleinigkeit von drei pesetas wohlverdienter Pön; doch anderer Meinung war der Andalusier: in der einen Hand ein Terzerol mit aufgezogenem Hahn, springt er aus der Kalesche, reißt die Knöpfe seines Oberrockes auf, und steht in wohlbekannter Umform ein Todesengel vor dem Alten. Dieser, zwar erschrocken, überrascht und zitternd, aber nicht verzagt, holt das beiseitsgelegte Zeichen seiner Würde, Band und Wappen, wirft den Talisman entschlossen um die Brust, und stellt sich ganz voll Amtspflicht wieder vor die Mündung der Pistole; nun begann das Zweigespräch, zwar lebhaft, doch mit „si señor“ und „no señor“ und immer ward mir bange, der verwünschte Wildfang drücke los. Am Ende legte sich der Streit, die drei pesetas blieben unbezahlt und jedermann zog seelidig seine Straße. Diese Aufwallung bei eigenem Unrecht, diese Heftigkeit und Selbstgewalt, sind mir bei dem so ernsten als gelassenen Spanier nachher nie mehr vorgekommen. Sind sie etwa nur dem Andalusier eigen, dessen Atmosphäre afrikanisch brennt? — wie, oder lag es bloß im Individuum, in dessen Aeußern keine Spur von Rohheit lag, und dessen Unterhaltung Bildung und Geschmack zugleich verrieth.

Wir fahren jetzt auf steilem, Schlangen gleich gewundenem, Abhange, ähnlich jenem Paße des Schwarzwalds, der die „Holle“ heißt. Da öffnet sich auf einmal still und friedlich der Gesichtskreis in ein enges, tiefes, heimathliches Thal; im Abendstrahle glänzen goldene Fahnen, weiße Mauern, hohes Fensterglas; die Führer jauchzen kindlich froh: „Aranjuez!“ und so wie dort die „Holle“ gleich zum „Himmeleiche“ führt, geleitet uns auch hier der rauhe Bergpfad nach dem königlichen Sans-Souci, das elegant, doch ländlich, rings von hohen Ulmengängen eingefaßt, ein Bild der Ruhe an des jungen Tajo Blumenufern liegt. In dem Flecken selber, auf dem großen Schloßplatze, bei dem Schein von tausend Lichtern, wimmelt alles voll Leben und Verkehr. Die Buden drängen sich in dichter Reihe in der schönsten Mannigfaltigkeit. In einer hängen seidene Zeuge, Schinken und

Digitized by Google

Würfe in der andern; Pomeranzen liegen aufgehäuft am Boden; „agua fresca“ schreiet der Wasserjunge; „calesin“ und „coche“ der Philister. Señor Don Antonio und Señor Don Francisco, unsere caleseros, werden froh begrüßt, und „caballero“ und „señora“ tönt es rechts und links im wogenden Getümmel.

Liebliches Aranjuez! o möge nie die Nymphe deines Flusses sich verheerend über deine Triften gießen! Möge niemals eine andere Flamme, als des Heerdes segensreiche, deinem guten Völkchen leuchten!

(Die Fortsetzung folgt.)

Variétäten.

Aus Frankreich.

— * Paris. Die Neugierde des Tages ist Benjamin Constants Nachahmung von Schillers Wallenstein. Seine Vorerinnerungen über das deutsche Theater enthalten eine feine und treffende Apologie desselben, die, ungeachtet des Geschreis der anti-germanischen Literatoren, vielen Beifall findet. Weniger zufrieden ist man mit dem Glücke selbst, und besonders mit der Versification, die durchaus von Harmonie und Poesie entblößt ist. Die meisten Journale werden den Verfasser wohl, wegen seiner bekannten Verhältnisse mit dem Hofe, sehr mißhandeln. Allein unmöglich wird es sein, der geistvollen Vorrede nicht Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ueberhaupt ist es bemerkenswerth, daß, mit Ausnahme von Delille, die Prose der neuern französischen Dichter unendlich mehr Glück macht, als ihre Poesie.

Eine Erscheinung, der man mit Ungeduld entgegen sieht, ist Fox's unvollendete Geschichte des Hauses Stuart, von Lallu-Tollendal ins Französische übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. Ich habe den verdrossenen Ausdruck Lederstrumpf selbst die Abschmutze über Sidney's und Russels Tod vorlesen hören, und diese Proben haben mir ganz eines großen Staatsmannes und warmen Menschenfreundes würdig geschienen. Ueberall blicken der praktische Geist und die richtige Karakterschätzung eines Geschäftsmannes hervor, der die Menschen nicht bloß aus Büchern kennt, sondern sie in den mannigfaltigsten Verbindungen selbst handeln gesehen und zum Handeln angeführt hat. Gegen die Manier ließe sich vieles erinnern; sie ist mehr polemisch als historisch, und verräth zu sehr den Parlementsredner; ich glaube zuweilen Fox selbst im Unterhause wieder sprechen zu hören: allein für einige gewichtige Zeilen eines so einsichtsvollen Staatsmannes gäbe man gern Tausende von elegant gedrechselten Phrasen und mit Bücherblüte gemachten Büchern hin. Gegründeter sind vielleicht die Klagen über die Härte, mit welcher er den unglücklichen Karl I behandelt, und über die beinahe revolutionäre Tendenz des ganzen Werkes. Sichtbar schrieb der Verfasser unter dem Reize seiner Fehde mit Burke und seines politischen Kampfs gegen die vorherrschende Whigs von einem großen Antagonisten Parthei. Einen entschiedenen Werth geben dem Werke die Beilagen, die Fox der Liberalität verdankt, mit welcher der Prinz von Benevent im Sommer 1802 ihm das Archiv der auswärtigen Geschäfte mit Genehmigung des ersten Konsuls öffnen ließ. Uebrigens spricht unverkennbar aus jeder Zeile der aufgeklärte Volksfreund und hochsinnige, beredte Vertheidiger der Rechte der Menschheit, und kaum wird mans ihm verdenken, wenn er über der Sorge für die Erhaltung der brittischen Freiheit nur zu oft der Rolle des Geschichtschreibers vergißt. Wer könnte kalt bleiben, wenn er verkündet, daß an dem Tage, an welchem Sidney's und Russels Mitbürger von ihrem Märtyrertode nicht mehr wie dem hohen, religiösen, vaterländischen Gefühle sprechen werden, mit dem sie jetzt noch davon sprechen, die Verfassung ihre Garantie verlieren, der Gemeinsinn, der so große Dinge ausführte, erlöschen, und die politische Energie dahinsterben werde. Man macht jetzt, bei Gelegenheit dieses nachgelassenen Werkes von Fox, die nicht uninteressante Bemerkung, daß Pitt, ein ehmaliger feuriger, beinahe republikanischer, Whig, während seiner ganzen politischen Laufbahn die Verstärkung des monarchischen Einflusses in der brittischen Organisation; Fox hingegen, ein ursprünglicher Tory, sein ganzes Leben durch die Empfehlung und Vertheidigung des popularen Theils dieser Verfassung zu ihrer Hauptbeschäftigung machten.

— * Auch in dem gewerbsthätigen Mühlhausen wird der Sinn für bessere Schuleinrichtungen rege. Man hat sogar eine Nachtschule zum Besten der Armen in Gang gebracht. Tobler und Krüsi aus Pestalozzi's Institut sind am Werke; ersterer wird der Anstalt fortwährend vorstehen, Krüsi aber nach vollendeter Einrichtung nach Yverdon zurück. Merkwürdig ist der Umstand, daß Katholiken, Protestanten und Juden in diesen Unterrichtsanstalten beisammensitzen, gemeinschaftlich das Ziel der Geistes- und Herzensbildung suchen, auch gemeinschaftlich den Vater der Menschen anrufen. Vorzüglichen Dank bei diesen Anstalten erweibt sich unser würdiger Pfarrer Mader durch seinen raslosen Eifer für Gemeinwohl. Jene Armenschule hat blos durch die freiwilligen, anständigen Beiträge unserer wackern Mitburger sie Entstehen. Auch die öffentliche Stadtschule wird nicht vergessen, und hebt sich auf ihrer Vorstufenkenntniß empor.

— * In Nr 3 der Miszellen f. d. n. Weltkunde ward in den Varietäten aus Paris gemeldet: „Simonds's Geschichte wird dem Kaiser wohl kaum vorgeschlagen werden, da die Polizei sich dem Abdruck derselben in Paris widersetzt haben.“ Letzteres ist wohl nicht ganz richtig, da der Druck der Fortsetzung seiner Geschichte so eben in Paris ohne ferneres Hinderniß beginnt. Freilich mögen Simonds's Ansichten und Grundsätze nicht völlig à l'ordre du jour pasiser Pariser Literatur sein, aber deswegen wird doch nicht inquisitorisch verfahren

— In Grönland ward in der zweiten Jännerwoche auch diesmal der alljährliche Wettkampf auf Schlittschuhen erneuert, wo junge Mädchen, den Fuß mit Stahl beschlagen, über die spiegelnden Eisflächen hinschweben und sich den Preis der Schnelligkeit streitig machen. Diesmal war eine Dem. Stollens, 18 Jahr alt, Siegerin in diesem Atalantenspiel, und nachst für eine Dem. Johannes. Zwei Stunden lang kämpften sie gegen ihre behenden Nebenbuhlerinnen, und man berechnet, daß sie in dieser Zeit über zehn Stunden Weg machten auf den Kanälen der Stadt.

— Der Druck von Zeichnungen auf Porzellan macht täglich größere Fortschritte. Nicht nur druckt man alle Arten Vasen mit Farben, sondern erhöht die Verzierung auch mit Gold. Insbesten stellt man dieser Kaffineris im Burzig kein gutes Prognostikon. Derselbe Gegenstand wird allzuhäufig, und es hat etwas widerliches, wenn man Teller neben einander gereiht sieht, als stände man im Laden eines Kupferstichhändlers.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 14. — den 18 Februar 1809.

Ueber den gegenwärtigen Stand der Preßfreiheit in Europa.

Man zuckt die Achseln, man schüttelt ungläubig den Kopf, und legt die Bulletins, die offiziellen Artikel, die Tageszeitungen, die politischen Journale mit skeptischem Lächeln auf die Seite. — „Man erfährt die Wahrheit nicht!“ heißt es; „es ist keine Preßfreiheit; Schmeichelei oder Furcht verdirbt unsere vorzüglichsten Schriftsteller; es darf niemand bekannt machen, als was von oben herab erlaubt wird. Jeder fürchtet Konfiskation, fiskalische Prozeduren, Gefängnisse, Verfolgungen, Deportationen. Es ist alle Freiheit gewichen. Wir treten wieder in ein eisernes Zeitalter.“

Diese Sprache wird so ziemlich in den meisten Zirkeln der denkenden gebildetern Welt geführt. Wer kein Einsiedler ist, hat sie gehört. Diese Sprache karakterisirt zum Theil auch die herrschende Meinung, und verdient eben deswegen bemerkt zu werden vom Beobachter der Zeit. Diese Meinung, wenn gleich selten laut gegeben, doch nichtsdestoweniger eine öffentliche, weil sie sehr allgemein ist, hat auf die Stimmung und den Frieden der Nationen, theils durch die daraus geleiteten Folgerungen, theils durch daraus entspringende sachliche Folgen, bestimmten Einfluß, und wird darum von historischer Wichtigkeit.

Die Preßfreiheit — denn ehe ich mein Urtheil über ihren gegenwärtigen Zustand in Europa gebe, will ich mein Glaubensbekenntniß von ihr ablegen — ist das Palladium der Veredlung des menschlichen Geschlechts, das Palladium der Nationenfreiheit. Kräftiger wird durch sie, als durch die Dolche eines Brutus oder einer Corday, die Wiederkehr des eigenwilligen, blut- und goldbürstigen Despotismus abgewehrt. Die Wahrheiten, von der Hand erleuchteter Schriftsteller ausgestreuet, schärfen die Beurtheilungskraft der Nationen, und stärken ihr Gefühl für Menschenwürde und Menschenrecht. Damit wird des Pöbels weniger, der Edeln werden mehr; das heißt, an die Stelle des blinden, sklavischen Glaubens tritt das freie Urtheil, welches den Schein vom Wesen, und die Tugend von der gemalten Glorie zu unterscheiden weiß.

Es ist darum nicht gesagt, daß nicht in diesem oder jenem Lande, welches zu den politirtern des Welttheils gehört, durch einen lichtscheuen Barbaren die Wiederkehr einer rohen Tyrannei möglich wäre. Aber sie wird bei dem gegenwärtigen Stande der Kultur nie eine bleibende, nur eine vorübergehende sein. Sie wird, als ein Monstrum, isolirt und vom Abscheu der Menschheit umringt, durch sich selbst verderben. So mußten Marat, Danton und Robespierre fallen. Diesen Elebhaften folgt der Fluch aller Jahrhunderte. Jede lokale Tyrannei muß von kurzer Dauer sein, weil sie keine allgemeine werden kann. Jede Tyrannei ist Uebermuth; jeder Uebermuth todtet, wen er begeistert.

Die Freiheit des Denkens läßt sich nicht untersagen. Kein Fürstenzepter reicht bis in die Region der Geisterwelt. — Die Freiheit des Redens gründet sich auf das Recht jedes Menschen zur Mittheilung seiner Gedanken. Sie aber kann beschränkt werden; sie soll es, sobald sie dem gemeinen Wesen oder den Rechten anderer Bürger Schaden zufügt. Daher finden wir alle

Digitized by Google

es billig, daß der vorlaute Ausplauderer von Geheimnissen, der Verläumder, der Aufwiegler, der boshafte Lügner, der Lehrer sittenloser Dinge, gezüchtiget werden.

Die Freiheit der Presse gründet sich, wie die Freiheit des Redens, auf das Recht der Mittheilung der Gedanken. Auch sie kann beschränkt werden; auch sie soll beschränkt werden, insofern sie Mißbrauch treibt. Wer durch Druckschriften anvertraute Geheimnisse verräth, jemandes guten Namen verläumdet, sittenlose Dinge lehrt, Aufruhr gegen die bestehende Obrigkeit predigt, ist in der bürgerlichen Gesellschaft eben so strafbar, als welcher die gleichen Dinge mit Mund oder Feder thut. Wenn ein Unterschied der Strässichkeit zwischen beiden statt findet, so ist er, meines Erachtens, schwerlich zum Vortheil des Schriftstellers, welcher, da er sich anmaßt, öffentlich aufzutreten, um Lehrer von Tausenden zu sein, Ansprüche auf bessere Einsicht macht, und durch das Organ der Buchdruckerpresse allgemeiner wirkt, als durch den flüchtigen Hauch des Mundes.

Es versteht sich aber wohl von selbst, daß man die Pressfreiheit nicht mehr einschränken muß, als man kann, um nicht eine Lächerlichkeit oder ein Unrecht zu begehen.

Keine Landesobrigkeit kann die Zensur weiter ausdehnen, als soweit die Grenzen ihres eigenen Territoriums reichen. Denn die verschiedenen selbstständigen, unabhängigen Staaten Europens stehen nicht unter gleichem Gesetz. Sie kann keinen Schriftsteller eines fremden Staates zur Rechenschaft ziehen, oder seine Bestrafung fordern, wenn er nach den Gesetzen seines Staates nicht gefehlt hat, oder die Regierungen beider Staaten über solche Fälle keine Uebereinkunft geschlossen haben. Geschieht es dennoch, so geschieht ein Zustimmorb. Es ist von keiner Strafe, es ist nur von Rache die Rede; von keinem Recht, nur von Gewalt, die das erborgte Gewand der Justizpflege besudelt.

Im Innern des Staates dehnt sich das landesherrliche Recht der Beschränkung der Pressfreiheit, als Polizeimassregel, eben so weit auf schriftstellerische Werke aus, als auf gewöhnliche Verabredungen mit Mund und Feder, und nicht weiter. Der Gesetzgeber kann dem Schriftsteller gebieten: „Du sollst nicht zum Ungehorsam gegen bestehende Gesetze unsers Staats, unserer Obrigkeiten auffordern, nicht Geheimnisse unsers Staates oder einer Familie desselben verrathen; nicht Laster lehren und predigen; nicht Verläumder an der Ehre jemandes werden, widrigenfalls, wenn ein Beleidigter klagt, dich die gesetzliche Strafe trefft.“ Ferner kann er bestimmen, daß auch befreundete Staaten oder deren Bürger an der Wohlthat dieses Gesetzes Theil nehmen. — Das Zensurgesetz, sobald es über diese natürlichen Schranken hinwegschreitet, führt entweder zum heillosesten Despotismus, oder vernichtet sich selbst, indem es Dinge gebietet, die ausser der Gewalt aller Monarchen liegen. Dies geschieht, wenn es dem Richter die Macht zuerkennt, allein zu wissen, was in wissenschaftlichen Dingen Wahrheit sei, und was Irrthum; wenn es bescheidene Urtheile und Untersuchungen in philosophischen, politischen, historischen, theologischen, medizinischen, legislatorischen Gegenständen u. s. w. verbietet; wenn es verordnet, niemand solle anders zu urtheilen sich unterfangen, als der jeweilige Richter oder Gewalthaber zu urtheilen versteht oder für gut findet.

Es ist wohl möglich, daß ich hier allgemein bekannte Dinge wiedergesagt habe. Desto besser, wenn sie allgemein bekannt sind; aber gesagt mußten sie werden, um dem Folgenden Licht zu geben.

„Diejenigen Thronen und Verfassungen müssen wohl schlecht bestanden sein, die vor papiernen Kugeln zittern,“ sagte einmal ein geistreicher Britte, ich glaube Erskine in seiner Schutzschrift für die Freiheit der Presse. Und wirklich beweiset Großbrittannien, wo die ungebundenste Pressfreiheit herrscht, wie wenig der Staat von ihr Gefahr leidet. Aber noch mehr, es ist Thatsache, daß diejenigen Staaten Europens, wo die Thätigkeit der Geister durch keine Inquisition, durch keine Beschränkung der Presse gelähmt war, zu den kultivirtesten und reichsten gehören. So Großbrittannien, so Frankreich, so Preussen (ungeachtet eigener, natürlicher Dürftigkeit im Verhältniß gegen andere Reiche) u. s. w. Wie weit hingegen blieben die meisten italienischen Staaten, selbst die ehmaligen Republiken unter ihnen, Spanien, Portugall u. s. w. zurück!

Regierungen, deren stätige Maxime es ist, das Licht der Oeffentlichkeit zu meiden und ihren Wandel in Dunkelheit zu hüllen, ziehen eine Scheidewand zwischen ihrem und des Volkes Herzen, und verrathen andern Nationen, daß Blössen vorhanden sind, die den Blick der Welt scheuen. — Ohne Furcht vor Gefahr ist noch nie die Freiheit der Presse beschränkt worden, Furcht aber ist jedesmal Verräterin einer Schwäche.

Die vorzüglichsten Regierungen heutiges Tages, weit entfernt Untersuchungen über Kräfte und Mängel des Staates zu scheuen, ermuntern selbst sie dessen Köpfe zu jenen Forschungen. Weit entfernt, ihr Thun zu verdeimlichen — es wäre denn in einzelnen kritischen Perioden, wo Klugheit das Geheimniß will — offenbaren sie es selbst den Nationen. Es ist ihnen um den Beifall der öffentlichen Meinung, um Rechtfertigung vor Welt und Nachwelt, nicht mehr bloß um Ueberredung dieses oder jenes Kabinets zu thun.

Worin besteht nun die Beschränkung der Pressfreiheit, auf welche man so gern jetzt mit schüchternerer Miene deutet? — Wie viele Tausende von Werken in allerlei Ländern, in todten und lebenden Sprachen, verlassen nicht alljährlich die Pressen, und klären die Nationen und Individuen auf? — Mit welchem Eifer befördern nicht Frankreich, England, Holland, Italien, die Mehrheit der deutschen Staaten, Dänemark, Rußland u. s. w. das Fortschreiten jeder Wissenschaft, jeder Kunst? — Akademien, Preisfragen, Ehren- und Verdienstorden ermuntern die Thätigkeit der bessern Geister um die Wette. Dem Adel sogar sind in vielen Gegenden erbliche Ansprüche oder ausschliessliches Recht auf die höhern Würden und Aemter genommen, und auch dem Verdienste der Nichtadelichen mitgetheilt. — Sind dies die Vorbereitungen zu neuer Barbarei, die Symptome des eisernen Zeitalters?

(Der Beschluß folgt.)

Die Dichterin Charlotte Smith.

(Biographie.)

Sie starb vor zwei Jahren. Frieden sei mit ihrer Asche! Ihre mannigfaltigen Dichtungen sind auch ins Deutsche übersetzt worden, und daher wird der Name dieser talentvollen Zeitgenossin vielen Lesern unserer Blätter nichts weniger als fremd sein.

Charlotte, im Jahre 1749 geboren, war die älteste Tochter eines wohl begüterten Mannes, des Squeire Nicol. Turner, der in den Grafschaften Surry und Sussex be-

Digitized by Google

trächtliches Vermögen geerbt hatte. Hier wohnte er auch, und alle Welt hatte ihn lieb, denn er war ein Mann von glänzendem Witze, reizendem Humor, und in der geselligen Unterhaltung übertraf ihn keiner, so wie man seine Gattin, Charlottens Mutter, für die schönste unter den Schönen der ganzen Grafschaft Surry hielt.

Die Tochter schien des Vaters Geist, der Mutter Lieblichkeit zu erben. Jedermann bewunderte das talentvolle Kind, und der Vater, allzustolz auf seine Charlotte, wollte es nicht an der Erziehung fehlen lassen. Er schickte sie in eine der damals berühmtesten weiblichen Erziehungsanstalten in Londons Nähe. Aus dieser kam sie nachher in den Unterricht von aller Künste Meistern, so daß man sie für eins der vollendetsten Mädchen halten mußte. Sie machte sogar schon Verse in einem Alter, wo ihre Gespielinnen noch lieber mit der Puppe, statt mit der Feder tändelten, und Herr Turner, selbst etwas Poet, führte das genialische Kind mit eigener väterlicher Hand zum Altar der Musen. Ganz andern Sinnes, und mit zartem Sinn für das Aechtweibliche, war dagegen die Tante. Diese hatte an der vortrefflichen Pädagogik des Vaters viel auszusetzen, und meinte, das Prunken mit Gelehrsamkeit und Versen, oder auch schon das übermäßige Reizen einer weiblichen Fantasie und Empfindsamkeit könnte von den unangenehmsten Folgen für Charlottens Karakter, folglich auch für Charlottens Leben sein. Sie wies das Mädchen vom Dintefaß zur Küche, vom Homer zum Rührahmen, und verbot ihm alles Lesen. Desto begieriger las die junge Freundin der Musen heimlich, und dann ohne Wahl und Ordnung durcheinander, was sie nur Lesbares in die Hände bekam.

Herr Turner hatte inzwischen seine Güter in Surry verkauft, und theilte seine Zeit zwischen dem Genuß Londoner Zerstreuungen und ländlicher Erholung auf dem Gute in Suffex. Seine Tochter begleitete ihn in die ausgewähltesten Gesellschaften. Kaum dreyzehn Jahre alt, machte sie schon interessante Eroberungen; und ehe sie sechszehn war, wurde sie mit dem jüngern Sohn eines gewissen Richard Smith, der nach Westindien handelte, vermählt.

Leider bekam die Ehe nur zu bald ein poetisches Ansehen. Die Väter hatten beim Heirathsvertrag über das Addiren der Summen andere Kleinigkeiten vergessen, z. B. die Harmonie der Gemüther, der Neigungen, der Denkarten. Die Zeit kam bald, wo man sich gegenseitig nicht verstand. Die jungen Leute wohnten in einer der anangenehmsten Straßen der Altstadt London; er ging seinen Geschäften und Freuden nach, sie träumte von verschwundenen Seligkeiten. Ihr Unglück zu vermehren, genoß sie selbst der ersten Mutterfreuden nicht lange. Ihr erstgeborner Sohn starb an dem gleichen Tage, da sie den zweiten gebar. Das griff ihre Gesundheit an; man brachte sie aufs Land in Southgate, wo sie im Genuß der freien Natur, der Lektüre und Einsamkeit ihre erschöpften Kräfte erneuern konnte.

Indessen ging es mit den Geschäften ihres Mannes den Krebsgang. Statt im Comptoir oder auf der Börse, sah man ihn überall da, wo Geld zu verschwenden statt zu erwerben war. Der alte Richard Smith schüttelte den Kopf, entfernte ihn vom Kommerz, gab den jungen Leuten ein Gut in Hampshire zu kultiviren, und hoffte, es solle mit der Landwirthschaft besser gehen. Aber Charlottens Gemahl baute, veränderte und experimentirte nun so gewaltig, daß er mehr säete, als er je erndten konnte, und seine ohnehin sehr reizbare Gattin hatte im Schoos der ländlichen Natur kein fröhlicheres Schicksal von ihm zu erfahren, als vormals in dem schmutzigen Winkel der City von London.

Das Unglück zu vermehren, mußte sie hier noch ihren ältesten Sohn, ein Kind von ausserordentlichen Talenten, verlieren. Dann starb bald nachher ihr Schwiegervater, den sie, bei allem ihrem Kummer, als den besten Freund und Beschützer kennen gelernt hatte. Der Herr Gemahl trieb nun sein Wesen ärger, als vorher; nach kurzer Zeit war der beste Theil des Vermögens durchgebracht, und das Ueberbleibsel mußte durch Vormünder verwaltet werden.

Bald nach diesen Vorfällen kam die unglückliche Gattin auf den Gedanken, eine Sammlung von ihren Gedichten herauszugeben, die sie ursprünglich nur zu ihrem Vergnügen geschrieben hatte. Aber es wollte sich kein Buchhändler damit befassen. Sie ließ sie also, unterstützt von ihrem Freunde Haley, auf eigene Kosten drucken. Der schnelle Absatz der ersten Auflage, das allgemeine Verlangen nach einer zweiten, gaben ihr Muth. Sie sah die Möglichkeit, sich durch Geistesprodukte eine unabhängige Lage zu verschaffen. Freudig bot sie sich nun auf den Flügeln der Fantasie in selbst geschaffene Welten, die sie mit der traurigen Wirklichkeit ausfüllen sollte.

Trauerig genug war diese Wirklichkeit, besonders da ihr Mann so weit kam, endlich, aus Furcht vor seinen Glaubigern, England verlassen zu müssen. Er schickte seine Familie im Herbst 1784 nach Frankreich, wo er sie in einem finstern, unbequemen Schlosse der Normandie etablirte. Neun Meilen weit umher war kein Stadtchen. Hier gebar die leidende Charlotte ihr jüngstes Kind, und den strengen Winter dieses Jahres erduldete sie sich durch die Freuden der Mutterpflicht und literarische Unterhaltungen. Aus Mangel des Bessern übersetzte sie des Abbe Prevoſt Manon l'escaut ins Englische.

Doch schon im Frühling 1785 kehrte die Familie aus ihrem normandischen Exil wieder in das Vaterland heim. Charotte wohnte nun zu Woollading, einem Kirchspiel, dessen Rektor emit der Vater des Dichters Otway gewesen. Dieser feierten ihre um diese Zeit geschriebenen schönen Sonnette so häufig Etwas Namen. Aber auch hier genoß sie wenig Freuden und Ruhe. Ungerechnet, daß sie sich von dem ältesten ihrer Söhne trennen mußte, der eine Schreiberstelle in Bengalen erhielt, und vom zweiten, den ein bösartiges Fieber wegraffte, wurde ihr das Leben in dem Hause ihres leichtsinnigen Mannes zuletzt unerträglich. Sie verließ mit ihren Kindern dieses Ort, und siedelte sich in einer kleinen Hütte nahe bei Chichester an.

In dieser Hütte war's, wo sie endlich des lange entbehrten Hausfriedens genießen konnte. Hier schrieb sie in einigen Monaten den schonen Roman Emmelina, der durch die Eleganz des Styls, durch die Neuheit der Darstellungen die ganze englische Leserwelt entzückte; und dieser Beifall begeisterte sie zu neuen, ähnlichen Dichtungen, wie z. B. Desmond, Thelinde, Celestine u. s. w. Doch blieb sie nicht lange in der romantischen Hütte, sondern ließ sich zu Brigthelmstone nieder, wo sie bis 1793 lebte, und manche interessante literarische Verbindung schloß. Allein das häusliche Unglück verfolgte sie, wohin sie auch floh. Ihr dritter Sohn, der als Fähnrich bei dem vierzehnten Regiment angestellt war, empfing im Treffen bei Dunkirchen eine gefahrliche Wunde, daß er sich das Bein abnehmen lassen mußte. Da ihm das Wasser von Bath empfohlen war, begab sich seine Mutter mit ihm dahin. Aber noch ehe sie die Freude hatte, ihn hergestellt zu sehn, starb ihre zweite

Digitized by Google

Tochter, ein junges liebenswürdiges Frauenzimmer, seit zwei Jahren erst mit dem Chevalier de Foville, einem französischen Auswanderer, vermählt.

Das irre, unstäte Leben, welches sie bisher geführt hatte, war ihr durch die vielen auf einander folgenden Leiden gewissermaßen Bedürfniß geworden. Sie wollte, sie mußte sich zerstreun. Sie wohnte, untröstlich über so manchen theuern Verlust, bald hier, bald dort, und ihre Gedichte bezeichnen genau die wechselnden Gegenden ihres Aufenthalts. Auch den Tod des edeln Sohnes sollte sie noch zu beweinen haben, der sich für sein Vaterland hatte auf dem Schlachtfelde verstümmeln lassen, dann in Familienangelegenheiten nach Barbados gereiset war, wo er im Jahre 1801 am gelben Fieber starb.

Nach mancher traurigen Umherwanderung kam die unglückselige Gattin und Mutter wieder im Jahre 1803 in die Heimath ihrer Väter, in die Grafschaft Surry, zurück, wo sie die Tage ihrer heitern Kindheit verlebt hatte. Sie miethete sich in der Nachbarschaft des Dorfes Tumbridge Wells ein, und sehnte sich schwermüthig, zu ruhen neben ihren Vorfahren.

Der Tod erfüllte freundlich den leisen Wunsch der erschöpften Dulderin. Sie starb am 28 Okt. 1806 im 57 Jahre ihres Lebens. Von zwölf hoffnungsvollen Kindern waren ihr nur noch sechs geblieben, die voll musterhafter Liebe und Dankbarkeit die Leiden der guten Mutter zu mildern suchten.

Ihre poetischen Schriften, davon mehrere, besonders die Romane, auch unserer deutschen Lesewelt nicht fremd sind, gehören noch jetzt zu den Lieblingswerken der Britten; wenigstens zeugen davon die wiederholten, vielfältigen Auflagen. Wer diese Skizze ihres Lebens las, wird in Charlottens Gemälden aus der romantischen Welt jene Schwermuth wiederfinden, die sie unter harten Schicksalen durch ihre ganze Laufbahn athmete.

Stoff zu Parallelen.

Portugall im Jahre 1540.

Portugalls glänzendste Periode war unter der Regierung des Königs Emanuels des Großen, im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, wo ein Geist seltener Thätigkeit und kühne Ruhmbegierde das Volk zu großen Unternehmungen hinriß. Vasco de Gama, Alvares Cabrera, und andere erobernde Seefahrer verbreiteten Emanuels Ruhm in die entferntesten Gegenden Asiens, Afrika's und Amerika's — Ströme Goldes flossen nach Portugall, und die Schriftsteller dieses Landes nennen mit Recht jenes Zeitalter das goldene.

Damals strichen noch Englands und Frankreichs Schiffe vor der portugiesischen Flagge die Segel, und diese herrschte in den ostindischen Meeren so unbegrenzt, daß sie, mehr als Großbrittannien heutiges Tages, dort das Recht des Alleinhandels ausschließlich üben wollten.

Das occidentalische Reich der Portugiesen erstreckte sich vier tausend Stunden weit längs den Küsten vom Kap der guten Hoffnung an Afrika's Südspitze bis zum Kap Liampo oder Ning-Po in China, ohne darunter die Gestade des rothen Meers und des persischen Golfs, das heißt eine Strecke von zwölfhundert Stunden, zu begreifen. All dies reiche Küsten- und Inselland war in sieben Gouvernements eingetheilt. Ein oder zwei Forts reichten hin, mehrere afrikanische und asiatische Königreiche zu dominiren, und so zählte man über sechzig portugiesische Forts. Nur der Tribut der unterjochten Fürsten warf jährlich 200,000 Thaler ab; der Zoll von Diu brachte allein 100,000 Thaler ein, der von Goa 160,000, der von Malacca 70,000. — Die Kommandanten der Forts hatten Besoldungen, welche oft den Revenüen eines Fürsten glichen; der Kommandant von Sofala oder der von Mozambique bezog alle drei Jahre 200,000 Dukaten, und die Vizekönige, die jährlich 18,000 Thaler Gehalt hatten, aber durch den Verlauf der Stellen, durch den Kommerz für eigene Rechnung, auf eine reine Einnahme von 800,000 Dukaten zählen konnten, vermehrten durch Grausamkeiten und Erpressungen ihre Schätze auf unglaubliche Weise, daß sie an Reichthum manchem europäischen Souverän gleich kamen.

Und eh ein Jahrhundert verfloß, war all diese Herrlichkeit verflogen. — Das Gouvernement Goa, die Insel Makao und einige Bezirke von Timor blieben der Rest des ungeheuern ostindischen Reiches. Auch dieser Rest fällt jetzt den Britten zu, sobald sie ihn begehren. Eben so sind Portugalls Besitzungen an den afrikanischen Küsten zu Nichts geworden. Brasilien in Südamerika ward nur gerettet, um den Thron der Braganza's zu empfangen.

Varietäten.

Aus Frankreich.

— * Paris. Lange hat kein Dichter soviel Lorbeern geerndtet, als Luce de Lancival jetzt, dessen neues Trauerspiel Hector noch täglich im *Théâtre Français* rauschenden Beifall erndtet, und ihm vom Kaiser eine Pension von 6000 Livres erwann. Bei der ersten Vorstellung des Stücks blieb der Kaiser bis zum Ende. — Man kann auf keiner Bahn bloß über Rosen wandeln, ohne nicht auch Dornen zu fühlen. Der Dichter des Hector rendert sie auch von den Kritikern, die sein Stück bisher nur aus den Vorlesungen kennen, in vollem Maaße. Das Trauerspiel bildet ein vortreffliches Ganze, mit einzelnen glänzenden Stellen und meistens sehr gutunterhaltenem Versbau. — Der Verfasser, Professor am kaiserlichen Lyceum, ist in Paris schon längst als ein geistvoller, witziger Kopf bekannt, ungeachtet seine frühern Rebellen wenig Aufsehen gemacht haben. Ungerechnet mehrere Fächtze, oft unarmein artige Poesien in verschiedenen Sammlungen, hat er schon mehrere jetzt vergessene Tragödien, z. B. einen Mutius Scävola in drei Aufzügen, einen Verlander in fünf Aufzügen, auch ein Paar grössere Gedichte, Achilles in Scyros, ein anderes über die Welt, Inari, und im Jahre 1784 schon sogar ein lateinisches Carmen *de pace* bekannt gemacht.

Berichtigung.

In den Vaterländ. von Nr. 12, Sp. 1 Z. 2 v. u. aufzatt: Ufer der Saar, soll es heißen: Ufer des See.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 15. — den 22 Februar 1809.

Berlin, im Februar.

Preussische Stockjobberei. — Fürchterliche Berarmung. — Staatsschulden-tilgungsanstalten. — Acrestationen. — v. Kottwitzens Armenanstalt.

Indeß der Weltbeschauer erwartungsvoll seine Augen nach dem Süden Europens hingerichtet hält, blickt sehnend das Auge des preussischen Patrioten nach dem Norden, daß der Vater seines Volkes bald, den Armen seines kaiserlichen Freundes entwunden, in den Kreis seiner Angehörigen endlich heimkehre. — Die Unruhe über die Abreise unsers Königes nach Petersburg ist sehr durch das Schreiben gemäßigt, das er eigenhändig an die Stadt stieß, und durch die Erklärung an alle seine Gesandten, daß seine Reise nach Petersburg keinen andern als freundschaftlichen Zweck habe, und mit ihr keine politische Absicht in der entferntesten Verbindung stehe.

Indeß hatten diese königliche Aeusserungen bei weitem nicht die Wirkung hervorgebracht, die man davon erwartete. Das Zutrauen zu den Staatspapieren hat sich nicht gehoben, und es steht noch immer in dem Willen der Stockjobbers, ihren Kurs zu heben oder zum Sinken zu bringen. Sie können nicht glauben, in welchem hohen Grade dieser Handel hier um sich greift. Es ist kein Handel mit wirklichen Staatspapieren, sondern ein Wetten um die Differenzen des Kurses derselben binnen acht, vierzehn Tagen, oder einem und zweien Monaten; denn die wahren oder reellen Staatspapiere sind in den Händen der Kapitalisten, die sie nicht zu niedrigen Kursen veräussern dursten. Jene Wettenden verstehen nun, den Kurs um fünf und sechs Prozent zu heben oder zu senken, gar trefflich. Es ist zu vermuthen, daß mit der Ankunft des Königes diesem Manövre Einhalt gethan werden wird; und ihn und wieder hat man schon verbreitet, daß von Seiten der Regierung über diese Stockjobberei ein förmliches Reglement erscheinen wird.

Es ist gewiß, daß der König auf dem Rückwege begriffen ist, und daß er, wenn wegen plötzlich eingefallenem Thauwetter ihn die Wege nicht aufhalten, den 4 oder 5 Febr. in Königsberg eintreffen wird, wo bereits der Prinz August Ferdinand vor einigen Tagen eingetroffen ist. Große Vorbereitungen werden hier zum Empfange des Königes nicht statt finden, da er sich allen Pomp verbeten. Indeß ist doch am 6 der Anfang mit dem Bau einer Ehrenpforte, und zwar vor dem Bernauer Thore, gemacht worden, unter welcher dem Könige die Schlüssel der Stadt übergeben werden sollen. Einen Tag nach seiner Rückkehr wird allgemeiner Gottesdienst sein, dem der Hof im Dom beiwohnen wird, und wozu ein Te Deum von Righini komponiert worden ist, welches jetzt fleißig einstudiert wird.

In der Rückkehr des Marstalls und mehrerer mit königlichen Effekten beladenen Wagen haben wir hier vor einigen Tagen das Vorspiel von der baldigen Ankunft des Königes genossen, in der man eine veränderte und bessere Lage der hiesigen Dinge zu ahnen das Recht hat. Die Aufsenseite Berlins gibt es eigentlich gar nicht zu erkennen, welche Auflösung in dem allgemeinen Wohlstand vorhanden ist. Wenn ich Ihnen aber sage, daß über tausend Häuser, wegen Unfähigkeit, die allgemeinen Lasten zu tragen und ihren Schuldnern Zinsen zu zahlen, unter gerichtlicher Administration stehen; daß der gröste Theil der Fabriken in Stillstand versetzt ist; daß ein grosser Theil der reichsten Kapitalisten gegen Sicherheit selbst unter zwanzig Prozent Zinsen kein Geld anzuschaffen vermögen,

Digitized by Google

und eine große Anzahl Staatsdiener alles was ſie um ſich haben zu ihrem Unterhalt verſchleudern müſſen: ſo haben Sie die großen Umriſſe zu einem Gemälde des glänzenden Elends.

Den letztern iſt jüngſt durch ein Anſchreiben vom Miniſter von Altenſtein der Troſt gegeben worden, daß ſie bei der Rückkehr des Königes eine Entſchädigung erhalten ſollen. Dieſe dürfte aber auch ſehr mager ausfallen. Mit dem neuen Jahre iſt die Verfügung geſchehen, daß alle Staatsdiener, die Gehalt bekommen, im Verhältniß deſſelben ſich einem Abzug von fünf bis auf vierzig Procent unterwerfen müſſen. Dieſe Abzüge ſollen nun unter die Offizianten vertheilt werden, denen der Staat eine Penſion auszuſetzen gezwungen iſt.

Für die Regulirung des Staatsſchuldenweſens iſt jetzt eine Bekanntmachung in der Arbeit, die bald erſcheinen wird. Zur Tilgung derſelben ſind auch verſchiedene Plane in Erwägung genommen. Den Vorzug dürfte wohl der Antrag verdienen, eine Anzahl von Domänengütern, nicht, wie bisher fälſchlich verbreitet worden, zu verkaufen, ſondern in Erbpacht zu geben; dies wird auch der Fall ſein mit den Mühlen, welche einen jährlichen Ertrag von 340,000 Thaler geben.

Mehrere Offiziere vom Range, welche der Nachläſſigkeit in dem Dienſte bei dem unglücklichen Kriege angeſchuldigt ſind, haben Hausarreſt. Unter andern iſt der General Romberg, ein Greis von 75 Jahren, unter Eskorte hier eingebracht worden. Er wohnt in einem Wirthshauſe, wo er aber bewacht wird. Eben ſo will man auch behaupten, daß der Hr. von Maſſenbach arretirt ſei. Sie haben gewiß ſchon verſchiedene Werke, die er in Amſterdam über ſein Verhältniß zum preuſſiſchen Staate hat drucken laſſen, zu Geſicht bekommen. Er ſoll ein braver rechtlicher Mann ſein; doch glaubt man hier, daß er in ſeinen Schriften ſeinem Patriotismus zu ſehr auf Koſten Anderer einen Relief gibt: ein Verfahren, das ſelten verziehen wird.

Die hieſige Bürgergarde, zu welcher jetzt alle diejenigen eintreten müſſen, deren Stand ſie dazu verpflichtet, hat den Antrag erhalten, ſtatt wie bisher mit gezogenem Seitengewehr zu paradiren, Gewehre anzuſchaffen. Man hat darüber beim Korps die Stimmen geſammelt. Ein großer Theil iſt dafür, ein anderer dagegen; man glaubt aber, daß die Obergewehre eingeführt werden dürften.

Das bisher beſtandene Oberkonſiſtorium iſt völlig aufgehoben worden. Man will die Funktionen deſſelben den Predigern als ein Nebengeſchäft übertragen, das ſie bei ihren ohnehin nicht ſehr überhäuften Dienſtgeſchäften leicht beſorgen können. — Auch die Staatskanzlei iſt aufgelöſet.

Man will für gewiß behaupten, daß der Hr. von Humboldt, Bruder des berühmten Reiſenden, der zum Staatsrath des Kultus und des Schulweſens beſtellt worden, dieſe Stelle nicht annehmen will. Viele ſind der Meinung, daß dieſer junge und lebhafte Mann in dieſem Wirkungskreiſe nicht an ſeinem Orte ſtehe. Er iſt als achter Anhänger der neuen hyperäſthetiſchen Schule verſchrieen, und dürfte ſich desfalls mit den ihm untergeordneten Männern, die darin eine Terram incognitam erblicken, gar nicht gut einen können. Indeß ſollte ich glauben, daß der Realismus um etwas mit dem Idealismus verſetzt, gar keine übele Wirkung in dem neuen Impuls thun dürfte, den man unſerer Jugend durch Schulen und Unterrichtsanſtalten geben will.

An der Spitze des Schuldirektoriums ſtehen jetzt als Räthe Bellermann, Eſchke und Nolde. Hecker hat als ſolcher ſeinen Abſchied erhalten. — Eſchke's Inſtitut, obgleich es auch von den Zeitumſtänden gedrückt worden, hat doch vom Könige manche Unterſtützung erhalten. Eben dies iſt der Fall mit Zeune's Blindenanſtalt, die ſich bloß durch die Vorſorge des Monarchen ſo erhielt, das wir Ausſicht haben, dies Inſtitut werd ſich nach Rückkehr des Hofes in einer blühendern Geſtalt zeigen.

Unter mehrern Inſtituten zeichnet ſich jetzt, wo der bettelnden Armuth keine Zuflucht offen ſteht, die Arbeitsanſtalt des Herrn von Kottwitz aus. Mehrern Hunderten armer Weiber und Männer werden in einer weitläuftigen Kaſerne, von denen die meiſten jetzt unbeſchäftigt ſind, unbearbeitete Stoffe aller Art zum Bearbeiten gereicht, wo ſie nach Verhältniß ihres Fleißes belohnt werden. Die Eltern können dahin ihre Kleinen, damit dieſe nicht ohne Aufſicht bleiben, mitbringen.

Noch ein Inſtitut von ebenm Range iſt hier etablirt worden, wo weibliche feine Arbeiten von Reichen und Armen zum Verkauf ausgeſetzt ſind. Jene ſuchen hier Gelegenheit, durch den Ertrag ihrer Arbeiten die Armen zu unterſtützen, im Fall ſie verkauft worden, und die letztern haben Ausſicht, ihre feinen Arbeiten zu anſtändigen Preiſen zu veräuſſern.

Vor ungefähr vierzehn Tagen iſt eine Batterie aus Preuſſen eingerückt, und ſeitdem ſehen wir, nach wenigen Jahren, unſer Zeughaus mit einem — freilich nur kärglichen — Artilleriepark ausgeſtattet.

Franzoſen, und vorzüglich franzöſiſche Kokarden, ſieht man jetzt gar nicht mehr. Obgleich ſie noch un franzöſiſchen Militär-Lazareth, das hier noch beſtändlich iſt, vorhanden ſind, ſo erblickt man am wenigſten Militär. Es hat den ſtrengſten Befehl, ſich nicht aus dem Lazareth herauszubegeben, und in die Stadt zu verbreiten. Wahrſcheinlich, um jeder Veranlaſſung zu einem Streite vorzubeugen. Die Zahl der Kranken hat ſich bis auf 250 vermindert, die, wie es heißt, binnen vierzehn Tagen alle von hier weggeſchafft werden ſollen.

Vor einigen Tagen iſt die jährliche Generalviſitation eine ganze Nacht durch wieder gehalten worden. Das ganze Kriminal-Gericht war die Nacht über verſammelt. Polizei und Militär durchſtreiften die entfernteſten Gegenden der Stadt, alle Tabagien und Wirthshäuſer; und ein Theil der Bürgergarde war in Thätigkeit, die vorgefundenen Arreſtanten nach den verſchiedenen Gefängniſſen zu transportiren. Die Ausbeute ſtieg auf 500 bis 600 Individuen, die als verdächtig angehalten wurden.

Einen herzerquickenden Anblick gewährte es den Berlinern, als vor einigen Tagen mehrere mit Silberbarren beladene Wagen hier anlangten, die in die Münze geliefert wurden. Es ſoll daraus grob Kurant geſchlagen werden, das jetzt gar nicht mit der Maſſe der hier zirkulirenden Scheidemünze, welche ſchon wieder 64 Proz. verliert, im Verhältniß zu ſein ſcheint.

Ueber den gegenwärtigen Stand der Preßfreiheit in Europa.

(Beſchluß.)

Am Ende beruht die ganze Klage über Beſchränkung der Preß- und Geiſtesfreiheit auf die jetzt gefühlte Einſeitigkeit der politiſchen Tagblätter, Zeitungen, Journale und größern hiſtoriſchen oder politiſchen Werke, welche in Beziehung auf die Ge-

Digitized by Google

schichte des Tages geschrieben wurden. Denn die Geschichte früherer Perioden bis auf diejenige, in welcher die noch lebenden Personen figuriren, kann unverwehrt und mit aller Freimüthigkeit von den Schriftstellern behandelt werden. — Bald werden hier Zeitungen unterdrückt, bald dort Journale verboten; bald hier Redacteurs ihrer Stellen entsetzt, bald dort freimüthige und vertraute Briefsteller auf die Festung geschickt. Man spricht mit Entsetzen noch vom Tode des unglücklichen Buchhändlers Palm, und jeder fürchtet, seinen Lieblingen könne etwas Aehnliches widerfahren.

Die Richtigkeit dieser Thatsachen wird niemand hinwegläugnen. Doch alle bezeugen nur, daß die Regierungen über die neueste Tagesgeschichte kein allzuhelles Licht verbreitet wissen wollen, weil (und sie allein sind hoffentlich darin kompetente Richter) eine Verrätherei, aus Unwissenheit oder Vorschnelligkeit, ihren Angelegenheiten für den Augenblick Schaden verursachen könnte; — daß die Regierungen, begierig nach allgemeinem Einverständniß der Höfe, und zur Beseitigung alles wechselseitigen Mißtrauens, die Aufforderungen der Schriftsteller zum Kampf, die Schmähungen oder Verdächtigungen anderer Monarchen, mit welchen sie Eintracht zu bewahren wünschen, fassen; — daß sie, zum Theil noch selbst in Waffen, jeden Aufruf wider dieselben, jede Verbreitung ihnen nachtheiliger Gerüchte, jeden Versuch, die Völker gegen sie zu reizen, als Feindseligkeit ansehen, und nach Kriegsgesetzen strafen.

Aber diese Vorsicht der Regierungen herrschte bei ähnlichen Verhältnissen zu allen Zeiten, und was ehmals für nothwendig und löblich gehalten ward, ist es, da Europa noch immer in der allgemeinen, fürchterlichen Krisis arbeitet, vermuthlich jetzt noch eben so sehr. Die zuittirten Stockschläge eines Erlanger Zeitungsschreibers für ausgebreitete falsche Gerüchte zum Nachtheil der preußischen Truppen im siebenjährigen Kriege, waren eine harte, aber militärisch-nothwendige Maasregel.

Die Klage des Publikums über den öffentlichen Zwang, unter welchem gegenwärtig die öffentlichen Blätter stehen, verräth mehr ein Uebermaas ungeduldiger Neugier, als Besonnenheit und Diskretion; oder entspringt aus dem Mißbehagen der Volker an den endlosen Leiden der Kriege, mit welchen die offiziellen und nicht offiziellen, Thaten und Menschen verschönernden, Darstellungen widerlich kontrastiren. Man findet keine Belehrung in einfeitigem Urtheil, und bildet schon darum gern selbst eine Opposition; man gefällt sich, das Gelobte zu tadeln, das Getadelte zu loben, und vergißt, daß damit alles Belehrwerden aufhört.

Aber aus dieser Beschränkung der Tagblätter läßt sich ohne Inkonsequenz keine eintretende Herrschaft des Geistesdespotismus, kein Annahen eines eisernen Zeitalters herleiten. — Auch die jetzt handelnden Personen werden früher oder später von der Bühne abtreten, und die aus Klugheit bis dahin verschwiegenen Wahrheiten werden ungehindert ans Licht treten.

Haben die Regierungen ein Recht, die Pressfreiheit in Rücksicht der neuesten Tagesgeschichte, oder in Betreff des Urtheils über noch lebende Personen, zu beschränken? — Allerdings. Ihr Recht ist am Ende dasselbe, welches sogar Privatpersonen in politirten Staaten gegen Verdächtigungen, Verläumdungen oder Geheimnißentweihungen anrufen können. Warum will man dem Fürsten, dem Staate, einem ganzen Volke, einer Armee im Felde, das Befugniß absprechen, welches dem einzelnen Bürger gewährt ist? — Und haben sie das Recht, so ist die Klage über den vermeintlichen Zwang der Preßfreiheit in gleichem Maaße ein Unrecht.

Wenn der Herr von Cölln ihm obrigkeitlich anvertraute, oder durch Zufall erhaltene Geheimnisse der Administration divulgirte: war er weniger strafbar, als der, welcher die Geheimnisse eines Handelshauses zum Nachtheil desselben verräth? — Wenn ein Anderer durch Schmähschriften gegen die französische Nation, oder deren Monarchen, oder deren Armee, die Völker zu erbittern sucht, welche einstweilen durch Kriegsrecht, durch Eroberung, durch unvermeidliche politische Verhältnisse, unter dem Einflusse derselben stehen müssen: ist er weniger strafbar, als der, welcher Aufruhr gegen die bestehende Ordnung predigt? — Er reicht sich zu den öffentlichen Feinden, und Feindseligkeiten werden als solche vergolten.

Das Recht des Schriftstellers kann nie die Rechte des Privatmannes überschreiten. Auch wenn er aus Patriotismus fehlt, hat er gefehlt. Sehr richtig sagt daher eine neue Verordnung des Königs von Preussen: „Der Staatsbürger soll sich nicht weiter in die öffentlichen Angelegenheiten und Verhältnisse mischen, als Verfassung und Landesgesetze ihm solches gestatten.“

Daß diejenigen, welchen die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten anvertrauet ist, diese in ihren Ursachen und Folgen richtiger beurtheilen können, als der isolirte Privatmann, welcher das geheime Triebwerk nicht kennt, wodurch manche Erscheinungen so und nicht anders hervorgingen, ist in der Regel; sollte wenigstens in der Regel sein. Leider hat es schon mancherlei traurige Ausnahmen gegeben. Aber in solchen Fällen muß des Schriftstellers Vorsichtigkeit keine Ausnahme von den allgemeinen Klugheitsregeln machen.

Aus dem unwidersprechlichen Rechte der Regierungen, die Freiheit der Presse in Rücksicht der neuesten Tagesgeschichte zu begrenzen, fließt ihr Befugniß, die vorhandenen Tagblätter unter polizeilicher Aufsicht zu halten. Dazu ist die Institution der obrigkeitlichen Zensur, und in Ermangelung einer Zensurbehörde das Gesetz über Befugnisse und Pflichten des Schriftstellers, Verlegers und Buchdruckers. Wo aber weder jene, noch diese Anstalten existiren, ist ungebundene Preßfreiheit, oder — Despotismus und verächtliche Willkühr.

Die Einführung des Stempels für Tagblätter, so wie die Verbindung der Zeitungsexpeditionen mit den Postämtern sind zweckmäßige Sicherheitsmittel, die Journale unter allgemeine Polizeiaufsicht zu halten. Wo das, was Polizeimaasregel sein soll, bloß zur kleinlichen Finanzspekulation hinabsinkt, ist Nachäffung ohne Geist und nützlichen Zweck. — Leider aber ist es nur zu häufig, daß untergeordnete Beamte sich die sträflichste Willkührlichkeit in Uebung jener Einrichtungen erlauben, und dem Publikum aus Habsucht, Chicane, oder Nachlässigkeit grossen Schaden stiften, als jene Maasregel jemals Gutes erwirken kann. In diesem Fall wird es Sache der Leidenden, ihre Klage vor den Thron zu bringen, und Sache weiser Regierungen, den despotischen Unfug ihrer Unterbeamten zu rügen. Die von der königl. baierschen Oberpostamtsdirektion Ende vorigen Jahrs erlassene Verfügung verdient eben in dieser Hinsicht ehrenvolle Auszeichnung. *)

Digitized by Google

Und so lehre ich zur ersten Frage zurück: Ist auch die Furcht vor der Wiederkehr eines despotischen Geistes zwanges, eines eisernen Zeitalters gegründet, wo der zuletzt das Recht behält, der zuletzt die Gewalt hat? — Wer möchte sie, nach der Ansicht der neuesten Literatur, nach der Ansicht der liberalen Denkart der meisten europäischen Regierungen, nach der Ansicht aller jener zahlreichen Stiftungen zur Beförderung der Wissenschaften und Künste, mit Ja beantworten?

Haben vielleicht Regierungen Ursache, in diesen Zeiten, wo noch so vieler Gährungsstoff in den Nationen liegt, bescheidenes Zurückhalten von Wahrheiten, von Thatsachen, deren Enthüllung eben jetzt noch zu früh sein würde, zu fordern: sie fordern dies Schweigen nicht über Ereignisse, welche der jetzigen politischen Krisis, oder den Personen fremd sind, die in diesem Augenblick am Ruder stehen.

Das Schweigen vieler vortrefflichen Männer über wichtige Gegenstände aus der neuern Zeitgeschichte zeuget für ihre Besonnenheit; aber man glaube nicht, daß ihr Schweigen ein ewiges sein werde. Es kommt der Tag, da sie reden werden, und dann erst ist man fähig, frei vom Druck und Drang der ereignißvollen Gegenwart, diese und ihre Helden zu würdigen. Viele von denen, welche von der stürmischen Bühne des öffentlichen Lebens zurückgetreten sind, erwerben sich in der Stille ihrer Einsamkeit um Welt und Nachwelt ein neues Verdienst, indem sie, zur Rechtfertigung ihrer Grundsätze, ihrer Handlungen, die Geschichte von jenen Dingen aufzeichnen, deren Augenzeugen sie waren.

*) Sie wird von den öffentlichen Blättern folgendermaßen mitgetheilt: „Da die Redaktionen sämmtlicher deutscher Staaten den großen Nutzen zweckmäßig redigirter öffentlichen Blätter längst anerkannten: so war es zu verwundern, daß mehrere derselben die Bestimmung der Preise solcher Blätter ganz der Willkühr der Postbeamten, und zwar meistens den Unterzgeordneten, überließen, welche zum Theil durch enorme Uebertreibung den Umsatz beeinträchtigen, und so die Verbreitung nützlicher Kenntnisse, Erfahrungen und die öffentliche Sicherheit sowohl als den Privatwohlstand beförderner Nachrichten, erschwerten. Folgende Verfügung der königl. baierischen Ober-Postamts-Direktion zu Nürnberg verdient daher als Muster zur Nachahmung aufgestellt zu werden.

Bekanntmachung.

Damit die resp. Herrn Zeitungs-Abonnenten im Main-, Pranig-, Regat-, Altmühl- und Rodh-Kreise nicht mehr in den Fall kommen, die von den Postbehörden dieser Kreise einsinnenden Zeitungen, Wochenblätter und Monatsschriften über Gebühr bezahlen zu müssen, hat man den sämmtlichen Postbehörden genannter Kreise ein Verzeichniß aller Zeitungen, in welchen die Erlöspreise bestimmt angegeben sind, mit dem Befehl zugefertiget, ein Mehreres, als durch diese Verzeichniß festgesetzt wird, von keinem der resp. Herrn Zeitungs-Abonnenten, bei Strafe des zehnfachen Erlöses, zu fordern; auch damit jeder der Herrn Abonnenten die Zeitungspreise selbst einsehen kann, diese Verzeichniße auf jedesmaliges Verlangen unweigerlich vorzuzeigen. Sollte sich demungeachtet eine Postbehörde erlauben, den Preis gegen einer Zeitung willkührlich unter dem Vorwand eines Rabatts, der, da er von hier aus gegeben wird, nicht weiter gefordert werden kann, zu erhöhen, so erlaubt man die respektiven Herrn Abonnenten, hiervon unverzüglich an unterzeichnete Stelle Anzeige zu machen, wo man dann den Schuldigen zur gebührenden Strafe ziehen, und die betreffende Zeitung dem Beschwerde führenden resp. Herrn Abonnenten unter Couvert von Seiten der königlichen Oberpostamts-Zeitungsexpedition zufertigen lassen wird. Nürnberg, 17 Nov 1808.

Königliche Oberpostamts-Direktion.
v. Arthelm, Oberpostmeister.

Varietäten.

Aus Deutschland.

— * Berlin, 7 Febr. An Kunst- und Literatur-Produkten war diese Zeit nicht fruchtbar. Schill, den die Preußen jetzt den Ihrigen nennen, ist von mehrern Künstlern bereits in Kupfer gestochen erschienen. In der Weiß'schen Kunsthandlung ist seine ganze Figur, durch die Gebrüder Henschel nach seinem Brustbild den Kunstfreunden stil gegeben.

In Hinsicht der Literatur ist hier nichts Merkwürdiges, als die Wiederauferstehung des Hausfreundes. Hier aus einem langen Schlafe erwacht, kann nicht gleich alle Munterkeit, die er eingesammelt, äußern. Dies nicht berücksichtigend, hat sich der Freimüthige mit seiner gewöhnlichen Freimüthigkeit berufen gefunden, dem Hausfreund den Vorwurf von Trägheit und Frostigkeit zu machen. Mit einer gelassenen Replik hat der Hausfreund dem Gegner seinen Vorwitz verwiesen, und wir müssen erwarten, ob dies nun seinen Antagonisten zum Schweigen bringen wird.

Endlich hat sich aus Frankfurt an der Oder eine Stimme gegen die Auflösung der dortigen Universität vernehmen lassen. Prof. Meister nämlich hat in einer Schrift von einigen Bogen seine Ideen über Universitäten niedergelegt, und die verschiedenen Meinungen über dieselben beleuchtet.

Wir haben in Berlin die vorige Woche einige Tage die merkwürdige Erscheinung erlebt, daß um halb vier Uhr Nachmittags, wir im tiefsten Winter, die Dunkelheit eintrat. Man wußte sich diese betrübende Erscheinung lange nicht zu erklären. Endlich hat sich das Räthsel gelöset. Die astronomische Uhr an dem Akademie-Gebäude ging zwanzig Minuten zu langsam. Der Direktor Bode, unter dessen Aufsicht sie steht, hatte dem Mechanikus aufgegeben, sie zwanzig Minuten vorzurücken. Allein dieser mißverstand ihn, und rückte sie vielmehr zwanzig Minuten noch weiter zurück, so daß sie also an drei Viertelstunden zu langsam ging. Nach dieser Uhr richten sich alle Stadtuhren; und so hatten wir acht Tage lang recht frühe Abende, bis endlich Bode auf den veranlassenden Irrthum geriet. Und nun genießen wir, Gottlob! wieder eben so lange Tage, wie unsere Nachbarn.

Aus Italien.

— Die Gazzetta di Livorno liefert folgende in mancher Hinsicht merkwürdige Nachricht: „Da heute (27 Jan.) der Jahrestag jener Erdbeben eintrift, der einst mit Schrecken Livorno stiften; das einzig nur durch den Machtschutz der heiligen Jungfrau von Montenero gerettet werden konnte; so begab sich der Hr. Major mit allen konstituirten Autoritäten in unsere Kathedralkirche, um mit Festlichkeit nicht sowohl der großen Messe mit Musik, als vielmehr der Anstimmung des ambrosianischen Lobgesanges und des Salve Regina beizuwohnen, zum Dank gegen den Allerhöchsten und gegen die heilige Jungfrau für die Befreiung dieser Stadt von einer ihr so furchtbar angedroht gewesenen Gefahr."

Druckfehler in Nr. 14.

S. 56, 2 Spalt, Zeile 11 von oben, lese man: üben wollte, statt wollten. Ebendaselbst, Z. 12 v. o. das orientalische Reich, st. occidentalische.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 16. — den 25 Februar 1809.

Aus Larive's Leben.

(Ein Fragment.)

Wenn es wahr wäre — sagt der berühmte Larive in seinen Vorlesungen über die dramatische Kunst — daß Nachahmungssucht und ein entschiedenes Talent für Nachahmung als die untrüglichsten Kennzeichen von Geschmack am Theater und von Anlage für die dramatische Kunst angesehen werden könnten; hätte wohl schwerlich jemand von Jugend auf in seinem Innern so entschiedenen Beruf für die Bühne verspürt, wie er selbst.

Dasjenige, was ihn am allererstesten und ungewöhnlich stark frappirt habe, seien die kirchlichen Gebräuche gewesen, die er nicht sobald mit angesehen, als er beschlossen habe, Priester zu werden. Ein Weihrauchfaß zu halten, habe er sich vorgestellt, müsse etwas Entzückendes sein, und sein eifrigster Wunsch sei dann gegangen, wie ein Priester predigen und singen zu können, oder wie ein solcher gekleidet zu gehen. Dem zufolge habe er damals nichts Angelegentlicheres gehabt, als sich eine kleine Kapelle mit den nöthigen Verzierungen, einen Priesterornat, Rauchfäßer u. s. w. zusammen zu künsteln; sodann Predigten zu halten und zu singen.

Besonders gern, fährt er fort, würde ich auch Beichte gehört haben; da es mir aber nie gelingen wollte, zu verstehen, was zwischen dem Beichtkinde und dem Geistlichen für Reden gewechselt würden, so versteckte ich mich einmal in den Winkel eines Beichtstuhls, was ich, um selbst Beichte anhören zu können, glaubte wissen zu müssen.

So wie sich indessen mein Ideengang mehr und mehr entwickelte, gewann derselbe auch eine veränderte Richtung. Kaum daß mir einmal Masken zu Gesichte kamen, als auch ich verlarvt einhergehen, und tanzen wollte, so wie ich Tänzer erblickt hatte. Auch sah ich nicht so bald Truppen mit klingendem Spiele vorbeiziehn, als die Pfeifer und Trommelschläger meinen Nachahmungstrieb neuerdings und so lebhaft aufregten, daß gleich Säbel und Flinte angeschafft sein mußten, ja daß ich zuletzt gar Soldat werden wollte.

Als ich dann vollends zum erstenmal einer theatralischen Vorstellung beiwohnte, ergriff mich ein Zittern am ganzen Leibe, und meine Seele gerieth in eine so stürmische Bewegung, daß ich die Lebhaftigkeit dieses Eindrucks zu keinen Zeiten wieder vergessen habe. Siehe, da untersagten mir meine Aeltern, denen es keineswegs unbemerkt bleiben konnte, was in meinem Innern vorging, ein- für allemal den Besuch des Schauspiels. In desto heftigere Gährung gerieth jetzt meine Fantasie, und voll unruhiger Neugierde betrachtete ich alle Gegenstände. Von diesem Augenblicke an erschien mir das Leben wie ein Geheimniß, dessen Knoten man geflissentlich vor mir verborgen zu halten suche, und den ich nur desto emsiger zu lösen bemüht war.

Mittlerweile waren meine Aeltern nach Paris gereiset, wo ich auch in Pension gethan wurde. In dem Hause meines Kostherrn wohnte ein junges artiges Mädchen von sechszehn Jahren. Eines Morgens, als ich die Treppe hinaufstieg, kam sie gerade dieselbe hinunter, that plötzlich einen Fall, und rief mit lautem Geschrei um Hülfe. Ich flog herbei, und nun brachte die Unordnung, worin ihre Kleider gerathen waren, in meinem Gemüthe eine noch nie gefühlte Verwirrung von ganz neuer Art hervor. Ich begann an allen Gliedern zu zittern, hob sie bebend von der Erde auf, und drückte sie im Halten an mein klopfendes Herz.

Digitized by Google

Da fühlte ich von der sanften Wärme ihres Busens mein Innerstes durchdrungen, und es entzündete sich ein so verzehrendes Feuer in meiner Brust, daß mir nicht anders zu Mute war, als wenn mein ganzes Ich davon wollte, um all mein Wesen und mein Dasein in Eines mit dem übrigen zusammenzuschmelzen.

Von dieser Stunde an sah und suchte ich niemand mehr, wie sie; auch blieb meine Leidenschaft nichts weniger als unerwiedert, und beide gleich unschuldige Kinder der Natur, fühlten wir uns glücklich, ohne je an die Mittel, durch die wir es werden konnten, gedacht zu haben. Bald mußten jedoch die Aeltern des Mädchens sich überzeugen, daß die Zeit unserer Kindheit vorüber sei. Die junge Königin meines Herzens wurde mir plötzlich aus den Augen gerückt, und um sie mir einigermaßen aus dem Gedächtnisse zu bringen, gab man vor, sie sei nach der Normandie verreiset.

Nun wußte ich aber, daß ihre Aeltern von Honfleur gebürtig wären: dies brachte mich auf die Vermuthung, man habe sie dorthin gebracht; und in schneller Eile verließ ich Aeltern und Freunde, und reiste nach Honfleur. Ich war nicht sobald daselbst angelangt, als ich anfing, es einzusehen, daß die Mittel, an dem neuen Aufenthaltsorte meinen Unterhalt zu gewinnen, einzig mit dem Taumel meiner Leidenschaft berechnet worden waren, indem mein ganzer Reichthum in meiner Jugend bestand. Ich zählte nämlich gerade sechszehn Jahre, und all mein Wissen und meine Studien beschränkten sich auf Lesen und Schreiben. Ohne mich indessen lange zu bedenken, was für einen Beruf ich zu ergreifen hätte, faßte ich den kühnen Entschluß, als Jugendlehrer aufzutreten. Die Hoffnung, unter diesen Mauern meine Geliebte wiederzufinden, ja vielleicht gar ihr Lehrmeister zu werden, rüstete mich zur Ausführung meines Vorhabens mit gehobener Kraft, und mein Herz bebte vor Lust und Wonne bei diesem Gedanken. Aber nicht lange, so ging diese süße Hoffnung wieder in Trümmer, denn alle meine Nachforschungen blieben ohne Erfolg, und die Göttin, auf deren Altar die Opferflamme meiner ersten Liebe so hoch aufloderte, war nur gar nie in Honfleur gewesen, ja daselbst ganz unbekannt.

Inzwischen hatte ich nun einmal eine eigentliche Schule errichtet, und mein Kredit gründete sich um so schneller; auch fanden die von mir aufgestellten Grundsätze meiner Kunst um so mehr Beifall und Glauben, da ich mit Keckheit und Zuversicht alles das wieder zum Vorschein brachte, was vormals mein Meister mich gelehrt hatte. Dahin gehörte unter andern, was derselbe mir nie genug hatte wiederholen können, daß die meisten Brustkrankheiten sich von der schlechten Manier derjenigen Lehrmeister herschreiben, die es verstünden, die jungen Mädchen auf die Gefahren aufmerksam zu machen, denen sie sich durch Angewöhnung einer übeln Stellung beim Schreiben aussetzen. Nun gab es in dem Städtchen manche schöne junge Brust, die man, um sie gesund zu erhalten, meiner Aufsicht anvertraute, und in kurzer Zeit hatte ich mich zum Lehrer der ganzen aufblühenden schönen Welt zu Honfleur emporgeschwungen.

Aber mich verzehrte geheime schmachtende Sehnsucht. Noch größer wurde meine Pein durch den täglichen Anblick so vieler reizenden Mädchen, und heftiger das Verlangen meiner Seele nach der verlornen Geliebten. Allein gezwungen wie ich war, das Geheimniß meines Herzens tief in mir selbst verschlossen zu halten, blieb mir nichts anders übrig, als in dem Anblick meiner mannigfaltigen Umgebungen wo möglich einige Zerstreuung zu suchen.

Von allem nun, was ich um mich her erblickte, war der Ozean der einzige Gegenstand, der mir ein interessantes Schauspiel darbot. Hier auf der Rhede von Honfleur, im Angesichte der unüberfehdaren Fluten, mitten unter meinen Träumereien, und beim Anblicke der aus Amerika, beiden Indien und unsern übrigen Kolonien in großer Anzahl zurückkehrenden Schiffe: hier war es, wo ich anfing, über die lebhaftesten Gemüthsbewegungen und Affekten der Seele nachzudenken, und den Ausdruck wahrer und tiefer Empfindung in allen seinen zahllosen Nüancen und Modifikationen kennen zu lernen. In diesem Meerport war es, wo ein rührender Anblick nach dem andern mir den reichhaltigsten Stoff zu dergleichen Betrachtungen und zur Erwerbung der wichtigsten psychologischen Kenntnisse an die Hand gab. Hier habe ich mich zuerst überzeugt, daß das Herz der Mutter, die ihr Kind verliert, tiefer verwundet werde, als das Herz des Kindes, dem der Tod seine Mutter entreißt; und daß der Schmerz zweier durch die zärtlichste Liebe verbundenen Gatten in der Stunde der Trennung weniger heftig und durchdringend sei, als das Entzücken, welches im Momente des Wiedersehens ihr Herz durchströmt.

In dem Augenblicke, da die Schiffe unter Segel gingen, preßte die Trennung meistens nur wenige Thränen aus. Man blieb am Ufer stehen, und verfolgte, so weit als das Auge reichen mochte, den Lauf der Schiffe. So wie die schwellenden Segel an der fernen Grenze des Horizonts sich nach und nach in weiße, kaum mehr bemerkbare Punkte, und zuletzt gänzlich verloren, nahm auch der Schmerz ab, und die Ruhe kehrte in die Herzen zurück. Sobald aber wieder das erste Signal der Zurückkunft der Seefahrer vernommen wurde, stürzte alles, was Verwandter und Freund hieß, in zahlreichen Schaaren und lebendiger, durch die wonnevolle Hoffnung des Wiedersehens und Wiedererkennens in beflügelter Eile dem Ufer zu.

In diesen Stunden studirte ich auf den zahlreichen Physiognomien den mannigfaltigen Ausdruck und die Nüancen aller der Leidenschaften, welche dies Gewimmel von Menschen hervorbrachten, und besonders der Liebe. Da bemerkte ich die Verschiedenheit zwischen dem Affekte, der das Mutterherz in Bewegung setzte, und demjenigen der Liebe, die den Busen der jungen Braut erwärmte. Ich sah, wie die bange zärtlichkeit der Geliebten sich in dem glühenden Kolorit ihrer Wangen malte, und wie ihre Röthe immer höher stieg, je mehr das Schiff dem Ufer sich näherte. War dann vollends das Fahrzeug gelandet, mit welcher Unruhe, mit welch einem sehnsuchtsvollen Verlangen suchte da jeder den Seinigen oder die Seinige! Da wurde von denen, die sich zuerst wieder erkannten, von der Rhede gegen das Schiff hin, und wieder vom Verdecke gegen das Ufer, ein lautes Freudengeschrei erhoben, und dieser Ausdruck der Freude stieg mit jedem Momente höher, und verwielfältigte sich in eben dem Verhältnisse, in welchem die Anzahl der sich Wiederfindenden und Wiedererkennenden zunahm. Voll unruhiger Sehnsucht breitete man die Arme gegen einander aus, noch ehe man sich zu erreichen vermochte, und lange noch ehe man über den Raum, der das Schiff vom Lande abtrennte, hätte hinwegsehen können, sah man schon die Füße in schneller Bewegung; nicht anders, wie wenn der Körper durch sie einen Schwung nach dem Fahrzeug hinüber erhalten sollte. Dort aber zeigten sich andere, deren forschende Blicke den Gegenstand ihrer Wünsche bis jetzt noch nicht hatten erspähen können. In Betäubung versunken standen diese stumm und unbeweglich am Ufer, und die Blässe quälender

Digitized by Google

Unruhe war über ihre Gesichtszüge verbreitet. — Endlich ist der interessanteste Augenblick, der des Aussteigens aus dem Schiffe, vorhanden. Wie da alles in hastiger Eile auf einander losstürzt! Hier breitet ein Weib die mütterlichen Arme aus zur Umarmung des wiedererkannten Sohnes, der sie bald mit Innigkeit an seine Brust drückt, und seine Freudenthränen mit den ihrigen mischt. Dort fällt glühend vor Verlangen ein junger feuriger Gatte der Vertrauten seines Herzens in die Arme, und eilt schnellen und sichern Schrittes Hand in Hand mit ihr hinweg aus dem Getümmel der Ausschiffenden, der ersehnten Heimath zu. Schüchterner reicht die junge, schambafte Geliebte demjenigen ihre Hand dar, nach welchem ihr banges Herz sich so lange gesehnt hatte. Von oben bis unten durchlaufen ihre vergnügten Blicke die wohlgefällige Gestalt, die, ohne daß sie selbst es sich zu gestehen wagt, durch den kraftvollern und bestimmtern Ausdruck der Formen, welchen der Jüngling seinem fortschreitenden Alter und den Mühseligkeiten der Seereise zu verdanken hat, für sie nun noch interessanter wird. Er selbst, der Jüngling, drückt weniger schüchtern indessen den Kuß des Wiedersehens auf die Lippen der Geliebten, deren Wangen jetzt noch ein glänzenderes Roth färbt.

(Der Beschluß folgt.)

Die weissagende Bildsäule.

Es ist bekannt, daß unter den europäischen Türken die alte Sage geht und sehr gemein ist: *Eine nordische Nation werde am Ende der Tage kommen, und das Reich der Moslemim diesseits des Hellesponts vernichten.* Hatte irgend diese aus wahren Ueberlieferungen stammende Prophezeiung Wahrscheinlichkeit: so ist es jetzt bei dem total verwandelten Verhältniß und Interesse europäischer Mächte, bei der Zerrüttung des türkischen Reichs, den blutigen Aufständen zu Konstantinopel, dem beständigen Wechsel der Herrscher, und allen jenen entsetzlichen und ekelhaften Auftritten, welche an die ehemaligen Revolutionsszenen erinnern, die die gleiche Hauptstadt während des Verfalls des orientalisch-christlichen Reiches sah.

Merkwürdig ist es dabei, daß sich jene den Muth beugende Prophezeiung so lange erhalten konnte, und selbst während einer Zeit, da der halbe Mond noch siegreich im alle Ufer des schwarzen Meeres ging, die Moskowiten in ihre schwarzen Wälder zurückschreckte, und furchtbar selbst bis unter den Mauern von *Wien* glänzte, zum Grausen gesammter europäischer Christenheit.

Aber diese prophetische Sage ist nun *beinahe ein Jahrtausend* alt; sie ist *älter*, als das türkische Reich selbst. Die Muselmänner haben sie von den *Griechen* nur *geerbt*, welche sie einst unterjochten.

Schon im Jahre 865 zogen nämlich die Russen unter Anführung eines Fürsten von *Kiow*, mit einer Flotte kleiner, elender Fahrzeuge, aus den Mündungen des *Borysthenes* gegen *Konstantinopel*, um die Reichthumer dieser weitgebietenden Hauptstadt zu plündern, und in einem Zeitraum von hundert und neunzig Jahren wiederholten *Ruriks* Enkel dreimal die gleichen freibeuterischen Heerzüge mit verschiedenem Glück.

Der Muth, die Wildheit, die grausame Rauflust der Russen, damals noch Heiden, erfüllte das christliche Konstantinopel jedesmal mit tödtlichem Schrecken. Auch der griechische Kaiserhof, an welchem nur Eunuchen, Beischläferinnen und Mönche herrschten, wagte es selten durch Waffen, desto öfter durch Unterhandlungen und freigebige Anerbietungen von Gold, Silber und Seide die Barbaren zurückzuweisen.

Das Andenken dieser theuer erkauften Schande, und des Schreckens, welchen die zügellosen Horden der mitternächtlichen Wüsten in der Brust der weiblichen, entnervten Griechen zurückgelassen hatte, begünstigte nun die Verbreitung einer um diese Zeit entstandenen Pöbelsage. Man erzählte sich nämlich, auf dem Markte zu *Taurus* stehe eine *eherne Bildsäule*, welche einen unbekannten Helden zu Pferde sitzend vorstelle. Am Fuße dieser Bildsäule sollen in dunkeler Schrift die Worte gestanden haben: daß die Nationen vom Borysthenes, die Russen, in den letzten Tagen Herrn von Konstantinopel werden würden.

Daß eine solche ritterliche Bildsäule dort vorhanden gewesen sei, von der man aber nicht wußte, ob sie einen *Josua* oder einen *Bellerophon* vorstelle, ist aus den Schriftstellern damaliger Zeiten bekannt. *) Sie wurde nachmals von den Lateinern niedergerissen und eingeschmolzen. Eben so bezeugen jene Schriftsteller des eilften und zwölften Jahrhunderts den Glauben des griechischen Volks an die mit dieser Statue verknüpfte Weissagung.

Ob nun gleich nicht die Russen, sondern eine aus dem Innersten Asiens hervorströmende Nation, die *Türken*, das griechische Reich zerstörten, und die Ehre der Prophezeiung retteten, blieb doch die Sage ungeschwächt, ging aus dem Munde der Ueberwundenen in den Mund der Sieger über, und erhielt sich bis auf den heutigen Tag.

Hatte auch wirklich diese Weissagung, als *Weissagung*, für uns nicht den mindesten Werth: so bleibt doch ihr Alterthum, die Geschichte ihres Ursprungs und ihrer Fortpflanzung, für den philosophischen Beobachter des Menschengeschlechts anziehend.

Als die ersten Spanier in das neuentdeckte Amerika eindrangen, begegneten sie ähnlichen prophetischen Volkssagen über ihre Erscheinung.

Einige Anekdoten zur Geschichte des Kriegs in Spanien.

(Aus einem Briefe von der spanischen Grenze.)

— — Die erste Nachricht von dem Anmarsch der Engländer, deren Stellung dem französischen Heere lange unbekannt blieb, und die darauf ausgingen, dem letztern alle Kommunikation mit der heimatdlichen Grenze abzuschneiden, erbielt der Kaiser durch drei in der Unterpfalz geborne Deserteurs einer hannoverschen Legion, und am folgenden Morgen kam von Burgos aus durch einen Ordonnanzreiter des Generals *Dumas* Bestätigung dieser Nachricht. Eilig setzte sich hierauf der siegerwohnte Monarch mit seinen Truppen in Marsch. Trefflich kam ihnen auf diesen Eilmärschen der Umstand zu statten, daß die reichliche Aerndte des vorigen Jahres allerlei Ueberfluß verbreitet hatte, und oft ein einziges von Menschen verlassenes Dorf der Armee hinreichenden Unterhalt auf mehrere Tage darbot.

Die Engländer hatten während ihres Rückzuges jedem Reiter befohlen, entweder sein Pferd oder einen Fuß desselben zurückzubringen; daher das *Gemetzel dieser Thiere*, deren Leichname bei jedem Schritte angetroffen wurden.

*) Nicetas Choniates *hist. imp. graeci*, S. 413 — 424. Und Banduri *imp. orient. tom. I*, S. 15 6. wo die Erzählung eines anonymus, und Jahr 1100 lebenden Autors steht.

Digitized by Google

Die Engländer schlugen sich tapfer, dies rühmen allgemein die französischen Offiziere. Der Kaiser setzte sich oft den augenscheinlichsten Gefahren aus, unter andern bei der Gelegenheit, wo der junge Ségur verwundet wurde, und noch während des Verbandes, dicht neben dem Kaiser, eine frische Kugel in den Schenkel erhielt.

Infantado, dessen Heer bei Madrid theils niedergemacht, theils gefangen worden ist, stand noch in der Nähe dieser Hauptstadt, als der Kaiser schon in dieselbe eingerückt war. Infantado ließ unter den Augen des Siegers noch immer Proklamationen anschlagen, und schickte viele Meuchelmörder unter die Franzosen, wovon an einem Morgen 400 in Verhaft genommen wurden.

Der neue König ist ganz von spanischen Minieren umgeben, und sucht sein Land, so gut er kann, vor den Greueln des Krieges zu beschützen. Er wendet alles an, um das Zutrauen und die Liebe der Spanier zu erwerben; aber der edle Joseph wird viel Zeit brauchen, um die tiefen Wunden zu heilen, die der unsinnige Insurrektionskrieg geschlagen hat.

Der Kaiser reisete bei seinem Rückwege mit einer Schnelligkeit, die bei den schlechten Wegen beinahe unbegreiflich ist. Er hielt sich nur, um flüchtig etwas Nahrung einzunehmen, in dem ersten besten Wirthshause einige Augenblicke auf, und war fast gar nicht esbortirt.

Varietäten.

Aus Asien.

— Des Hrn. von Zach gehaltreiche „monatliche Korrespondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde" liefert fortgesetzte Bruchstücke aus dem Tagebuch des vortrefflichen deutschen Reisenden, Hrn. Setzen, welcher nach mehrjährigem Aufenthalt im Oriente noch immer nicht die große Entdeckungsreise in das Innere von Afrika beginnen hat, die das vornehmste Ziel seiner herrlichen Unternehmung ist. Schon die Eroberungen, welche dieser Mann für die Wissenschaft in Aegypten, Arabien und Syrien machte, geben ihm unter den europäischen Weltbereisten einen ehrenvollen Rang; und und die Hoffnung, er werde für Afrika werden, was Humboldt für Amerika geworden.

Seine Nachrichten enthalten uns, daß das ehmals in Herrlichkeit blühende Syrien jetzt eine Wüstenei ist, von Bettlern und Räubern ausgesogen, die, zusammengerunten auf die unterssten Stufen der Kultur, in Zelten und elenden Hütten hausen, während die weitand schönsten Städte als verlassene Ruinen in der Einöde trauern.

So fand er am Gebirge Libanon, dem alten Galaaditis, die prachtvollen Ruinen einer großen unbekannten Stadt des Alterthums, Dscherasch geheißen. Sie erschienen ihm als ein meerwürdiges Seitenstück zu den bisher mit Recht bewunderten Ruinen von Palmyra und Baalbeck.

„Sie liegen" sagt Setzen, „in einer ziemlich offenen fruchtbaren Gegend, die vormals sehr reizend gewesen sein muß. Mitten durch die Stadt fließt ein schöner Bach. Schon außerhalb derselben fand ich viele Sarkophagen mit mehrlichen Basreliefs und unter denselben einen mit einer griechischen Inschrift am Wege. Die Stadtmauer ist gänzlich eingestürzt, aber man sieht ihren ganzen weiten Umfang, der drei Viertel die eine ganze Stunde betragen dürfte, und ganz aus Marmorquadern bestand. Der eingeschlossene Raum ist hügelig und neigt sich nach dem Bache zu. Von Privatbäuseen fand ich keines erhalten, aber von öffentlichen Gebäuden mehrere, die sich durch eine fürtliche Architektur auszeichnen. Ich fand hier zwei prächtige Amphitheater von einem schönen festen Marmor, mit Säulennischen u. s. w. aufs beste erhalten; etliche Paläste; drei Tempel; einer hatte ein Peristil von zwölf mächtigen Säulen korinthischer Ordnung, wovon noch elf stehen; in einem andern fand ich eine umgestürzte Säule vom schönsten ägyptischen Granit mit polirter Oberfläche; ein herrliches und gut erhaltenes Stadtthor, aus drei Bogen bestehend und durch Pilaster gegiert. Das schönste von allem war eine lange Kreuzstraße, auf beiden Seiten mit einer Reihe Marmorsäulen korinthischer Ordnung eingefaßt; das eine Ende derselben endete sich in einen halbkreisförmigen Platz, von sechzig Säulen jonischer Ordnung eingefaßt. Da, wo die Kreuzstraße sich durchschnitt, ist in jedem der vier Winkel ein großes Piedestal von großen Quadern, worauf vermuthlich im Alterthume Statuen standen. Man sieht noch einen Theil des Straßenpflasters, welches aus Quadern bestand. Ich zählte im Ganzen über 200 Säulen, die zum Theil noch ihr Gebälke tragen; aber die Zahl der umgestürzten ist unendlich größer. Ich sah nur die Hälfte des Raums, den die Stadt einnahm; aber höchst wahrscheinlich wird man in der andern Hälfte derselben auf der andern Seite des Baches noch manches Merkwürdige finden."

Setzen vermuthet, Dscherasch sei das alte Gerasa, eine Stadt in Dekapolis, erwähnt. Die Gebäude sind noch aus der Blütezeit der römischen Architektur. Eine griechische Inschrift ließ den Reisenden glauben, Kaiser Mark Aurel Antonin habe wichtigen Antheil an den daßigen Bauten gehabt.

Aus Italien.

— Doktor Lisa von St. Giov. Rotondo in der Capitanata hat (so meldet der Monitore di Napoli) dem Doktor Miglietta, beständigem Sekretär des Vaccinations-Ausschusses in Neapel eine äußerst wichtige Entdeckung mitgetheilt, die für das Publikum vom höchsten Nutzen sein, und nicht wenig dazu beitragen wird, die Natur und Wirkung der Einimpfung zu erforschen. Doktor Lisa nämlich hat die Menschenpocken den Schafen eingeimpft; er verrichtete die Inokulation ganz nach der gewöhnlichen Methode am Bein der Thiere. Es entstand auf der Impfstelle bloß eine Pustel, ohne weitere üble Folgen für das Schaf.

Sämmtliche inokulirte Schafe waren von der Ansteckung durch die Schafpockenseuche (ichiapina) vollkommen frei. Diese Krankheit, sonst so mörderisch für die schönsten Heerden, und wogegen man bisher kein entdecktes wirksames Mittel kannte, schreint also durch Inokulation der Schafe mit Menschenbinterlymphe ganz vertilgt werden zu können. In jedem Fall verdienen die Versuche des Dr. Lisa auch an andern Orten wiederholt zu werden.

Aus Frankreich.

— Barmentiers Traubenzucker, der als Zuckersurrogat besonders im südlichen Frankreich vielen Beifall fand, wird dahselbst immer üblicher. Letzten Herbst wurden über 200.000 Zentner davon fabrizirt, und der Zentner kostet ungefähr 100 Franken.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueſte Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 17. — den 1 März 1809.

Aus Larive's Leben.

(Beſchluß.)

Aber nicht lange, ſo wechſeln dieſe Szenen der Liebe und Wonne mit Auftritten ganz anderer Art, die das Herz zerreiſſen. Mit einemmal erhebt ein Weib, die lange vergeblich nach ihrem Mann gefragt, und nun die Schreckensbotſchaft vernommen hat, daß er nicht mehr lebe, ein klägliches Jammergeſchrei. Todesblaſſe iſt über ihr Angeſicht verbreitet; als vom Donner gerührt ſteht ſie da, ſtumm und ſtarrend und gleichſam vernichtet. Ich nähere mich ihr, und verſuche, ſie wieder zum Bewußtſein zurückzubringen. Sie ſchlägt ihren Blick zu mir auf, und ſenkt ihn alsbald in tiefem Schmerzensgefühle wieder nieder auf den armen Säugling, der ſo glücklich iſt, es noch nicht zu fühlen, wieviel er verloren hat. Ein Augenblick, und ich höre hinter mir jemand in fürchterlicher Kraftäuſſerung in Flüche und Verwünſchungen ausbrechen. Ich wende mich um, und erblicke einen Seemann, der ſo eben vernommen hat, daß ſein treuloſes Weib ſich in ſeiner Abweſenheit mit ihrem Verführer aus dem Staube gemacht habe und für ſeine Liebe verloren ſei. Sein flammenſprühendes Auge ſcheint Himmel und Erde bedrohen zu wollen; er ſtampft mit dem Fuße, und geht mit verſchränkten Armen und einem dumpfen dem aus der Ferne herrollenden Donner nicht unähnlichen Brüllen umher. Schwere Seufzer preſſen ſich in ſeiner Bruſt zuſammen; auf ſeiner Stirne ſchweben finſtere Wolken; jeder ſeiner Blicke gleicht dem Blitze vor dem Ausbruche eines furchtbaren Gewitters, und keine Thräne entfleucht ſeinen Augen.

Hier bemerkt Larive, die erſte Wirkung des Zorns ſowohl als des Schreckens ſei dieſe, daß ſich das Blut gegen dem Herzen zurückziehe; auch haben beide Leidenſchaften das Erblaſſen miteinander gemein. Bei dem Schrecken halte die Blässe länger an, da hingegen der Zorn, während dem er das Blut zum Herzen zurückziehe, es plötzlich in Hitze und Wallung bringe, und es mit ſolcher Heftigkeit in den Kopf hinauf jage, daß der Zornige nicht mehr wiſſe, was er ſage, noch was er thue? Auch werde ein Zorniger niemals in Thränen ausbrechen; wenigſtens müßte er, wenn dies je möglich ſein ſollte, keine andern als blutige Thränen weinen können. Ueberhaupt haben die heftigen Affekten in ihrem Ausdrucke mehr Aehnlichkeit mit einander, und geben ſich durch weit verſtändlichere Zeichen zu erkennen, als diejenigen, welche in den ſanften Empfindungen eines gefühlvollen Herzens ihren Urſprung haben. Während jene mit vernehmlicher Stimme jedermann anſprechen, dringen hingegen dieſe in leiſern, unmerklichern und nur für wenige durchaus verſtändlichen Tönen ausſchließlich an die Herzen derer, die ſelbſt ſolcher Regungen fähig ſeien.

Fünfzehn Monate — ſo fährt er dann fort, um beſonders dieſe letztere Behauptung zu unterſtützen — fünfzehn Monate nach meiner Ankunft zu Honfleur war es meinem Vater gelungen, den Ort meines Aufenthalts auszufindſchaften; worauf er mich ohne weiters nach St. Domingo einſchiffen ließ. Auf unſerm Fahrzeuge hatten wir einen kleinen Schiffsjungen von ſieben Jahren, und ſchon waren wir zwei Tage auf der Reiſe, als ich einmal von ungefähr mit unter dem Schiffsvolke auf dem Verdeck ſtand. Ganz verſunken in die Betrachtung des ungeheuern und hehren Anblicks eines gränzenloſen Ozeans, ſah und hörte ich nichts von allem, was um mich her vorging. Der Junge ſtand neben mir, und ein ſchwerer Seufzer drängte ſich aus ſeiner

Digitized by Google

Brust hervor. Ich blickte ihn an, und sah, daß er in Thränen zerfloß. Auf meine Frage: warum er weine? antwortete er: „Darum, mein Herr, weil ich vielleicht meine arme Mutter nie wiedersehen werde.“ Nun schossen mir ebenfalls Thränen in die Augen, und siehe, von allen Umstehenden war ich der Einzige, den die kindliche Wehklage rührte; das übrige Schiffsvolk zog die Sache ins Gelächter. Mein Herz hingegen, und meines allein, fühlte sich, so sehr mich auch damals das väterliche Ansehen daniederdrückte, im Einklange mit dem Herzen dieses guten Sohnes, und einzig ich war im Stande, aus dem, was ich empfand, auf die Größe seines Schmerzens zu schließen.

Die Epoche der erwähnten Reise gehört zu denjenigen meines Lebens, in denen meine Empfindungen am lebhaftesten und innigsten gewesen sind. Nicht nur muß überhaupt meine späterhin auf der Bühne zu Tage gelegte Fertigkeit in der Darstellung mannigfaltiger Affekte, Gemüthsbewegungen und Gefühle auf Rechnung besjenigen gesetzt werden, was mir von meinen frühern Erfahrungen aus der großen Welt in der Erinnerung zurückblieb, sondern es durften namentlich verschiedene besondere Ereignisse und Umstände jener Reise unter die wichtigsten und unausloschlichsten meiner Reminiszenzen zu zählen sein. So würde er z. B., so meisterhaft auch der Zorn des *Achilles* in der *Iphigenie* geschildert ist, dennoch nie so wenig, als irgend einem andern Schauspieler, jemals gelungen sein, die Leidenschaft des Zorns der Natur gemäß darzustellen, wenn ich nicht selbst einmal in jenen Affekt gerathen wäre. Vielmehr bin ich überzeugt, daß, ohne die Erinnerung an den Zorn, in welchen ich selbst während unserer Fahrt nach St. *Domingo* gerathen bin, mein Spiel in jener Szene beim Empfange des Briefes sehr große Wirkung niemals hätte hervorbringen können. Mit dem letzterwähnten Ereignisse hatte es folgende Bewandnis.

Die Zahl der Passagiere auf unserm kleinen Fahrzeuge belief sich in allem auf acht, und das Schiff war für nicht länger verproviantirt, als für eine Ueberfahrt von dreißig Tagen. Bei dieser Veranstaltung nun hatte man die Stürme und widrigen Winde ganz und gar nicht in Anschlag gebracht; wir aber hatten derselben in so großer Zahl auszuhalten, daß wir drei ganze Monate auf dem Meere zubringen mußten. Natürlicher Weise fingen die Lebensmittel in kurzer Zeit an auszugehen, und bald stieg der Mangel so hoch, daß wir uns auf eine Portion von acht Unzen Zwieback für 24 Stunden beschränkt fanden. Da die Reisenden alle, mich selbst nicht ausgenommen, einen sehr guten Appetit hatten, so veranlaßten jene Verfügungen ein allgemeines Murren und Mißtrauen gegen den Kapitän, welchen man überdies beschuldigte, er habe im Einverständniß mit dem Besitzer des Schiffs absichtlich nicht mehr als die Hälfte des zu unserer Subsistenz erforderlichen Mundvorraths eingenommen. Da auch noch die Vermuthung hinzukam, daß ein Theil seiner Ladung aus Mehl bestehe, so wurde ein Komplot angezettelt, in Folge dessen der Kapitän gezwungen werden sollte, sein Mehl auszuliefern. Auch ich wurde in das Geheimniß mit eingeweiht, und zugleich durch den einstimmigen Willen der Reisegesellschaft zum Sprecher ernannt. Ich willigte ein, und erfüllte eines Abends nach dem gewohnten Gebete, im Angesicht des auf dem Verdecke versammelten Schiffsvolks, durch eine ganz offene und derbe Erklärung gegen den Kapitän, meinen Auftrag nach seinem ganzen Umfange. Dieser, ein bebertzter und leicht zu reizender Mann, gerieth darüber, daß man Verdacht gegen seine Ehrlichkeit habe schöpfen wollen, in den heftigsten Zorn, beschuldigte mich, ich habe einen Aufruhr auf seinem Schiffe anzustiften gesucht, und fing so fort an, die Reisenden Mann für Mann zu verhören, um inne zu werden, wer noch weiter mit mir in den gleichen Gesinnungen stände. Und siehe, die Passagiere, vom ersten bis zum letzten, läugneten es, irgend etwas zum Nachtheil des Kapitäns gesagt oder Klagen wider denselben geführt zu haben. Ich aber fühlte indeß, daß ich jedesmal vor Zorn erblaßte, so oft wieder einer von ihnen die Niederträchtigkeit hatte, das, was mir als ihrer aller Willensmeinung in Auftrag gegeben worden war, auf meine Rechnung allein zu setzen. Mein Zorn ging in Wuth über; ein Zittern ergriff alle meine Glieder, und ich gerieth in den Zustand einer Krise, die um so heftiger wurde, als ich ausser Stande war, mich der Rache, diesem Lieblingskinde des Zorns, in die Arme zu werfen. So wie aber der Kapitän sein Verhör geendigt hatte, wandte er sich wieder an mich, und sagte: Nun liegt es am Tage, mein Herr, daß Sie allein der Urheber und Anstifter eines Komplots gewesen sind, welches zu einem Aufruhr hätte erwachsen sollen. Das Gesetz gibt mir die Gewalt, Sie in Ketten legen zu lassen, und bis zu unserer Ankunft in St. Domingo gefangen zu halten, um Sie sodann den Händen der Justiz überliefern zu können.

Ich war weder im Fall, Rache zu nehmen, noch vermochte ich einem Manne, der am Bord seines Schiffes unumschränkter Herr war, überhaupt etwas entgegenzusetzen. Somit warf ich erst einen Blick voll Verachtung und Erbitterung auf jene feigen Memmen, durch deren Betragen das Ungewitter sich ausschließlich über meinem Haupte zusammengezogen hatte; und dann sagte ich, knirschend vor Zorn und mit einer un Sprechen immer mehr und mehr sich erbebenden Stimme, zu dem Kapitän: Wohl steht es in ihrer Macht, mein Herr, alle möglichen Gewaltthätigkeiten an mir auszuüben; auch bin ich bereit, meine Hände den Ketten, womit ich bedroht werde, hinzuhalten: aber einmal werde ich wieder Land unter den Füßen haben, und dann mich an diesen niederträchtigen Schurken rächen können, in deren Namen und aus deren Auftrag allein ich jene von Ihnen als so beleidigend aufgenommene Anrede gehalten habe. — Die Art, wie ich diese letztern Worte aussprach, war so furchtbar-energisch, daß kein Mensch mir zu antworten wagte, noch jemand meinen Blick länger auszuhalten vermochte.

Gegen den, der selbst Muth besitzt, behauptet der wahre Muth immer seine Rechte. Dies war jetzt der Fall unsers Schiffskapitäns, der schon wiederholte Proben seiner Herzhaftigkeit abgelegt hatte, nun auf einmal anfing, sich für mich zu interessiren, und mich mit sich in die Kajüte hinabkommen hieß. Ohne zu wissen, was er mit dieser Einladung beabsichtige, folgte ich ihm, und zwar stillschweigend, aber auch ohne einen Schatten von Furcht. So wie wir ins Zimmer traten, ergriff er eine Flasche Branntewein, füllte aus derselben zwei Spitzgläser, reichte mir das eine dar, und trank ohne weiteres auf meine Gesundheit. Alsdann faßte er mich bei der Hand, und da er sah, daß ich anfing, gerührt zu werden, so fiel er mir um den Hals, drückte mich an seine Brust, und sagte: Sie sollen mein Freund sein, und die übrigen Passagiere sind feige Schurken. Bei diesen Worten vermochte ich meine Thränen nicht länger zurückzuhalten, und sie flossen um so reichlicher, als ich während der ganzen Dauer jenes leidenschaftlichen Zustandes ausser Stande gewesen war, auch nur eine einzige Thräne zu vergiessen.

So durchaus unmöglich es mir nun sein würde, jene gewaltsame, stürmische Agitation, welche die Unmöglichkeit, mich zu

Digitized by Google

rächen, in meinem Innern erregt hatte, zu erklären oder zu beschreiben, so ist dennoch eine äusserst lebhafte Erinnerung davon in meiner Seele zurückgeblieben, welche mir bei Darstellung jenes Affektes auf der Bühne mehrmals, und namentlich in dem Zorn des Achilles, die vortrefflichsten Dienste geleistet hat.

Etwas zur Geschichte des Freimaurer-Ordens.

Schon im ersten Jahrgange der Mißzellen f. d. neueste Weltkunde (1807, S. 80 und 280) finden sich interessante Beiträge zur neuesten Geschichte des Maurerordens, und seines glänzenden Wiederaufsebens aus der Asche der Revolutionsflammen, worin er vor einem Jahrzehend in manchen Gegenden ganz zu vergehen schien. Seitdem hat der Orden seine Ausbreitung sowohl in Frankreich, als in Italien, Holland, selbst in der Schweiz, wie auch in Deutschland, durch zahlreiche neue Logen erweitert. — Staatsmänner, Feldherrn, Gelehrte und Geschäftsleute des ersten Ranges nahmen die Weihe an, und ihr Zuströmen bewies, daß dieser Orden, für Männer von Bildung und Gefühl, noch jetzt und noch lange seinen eigenthümlichen Reiz haben müsse.

Allerdings mag bei vielen der Hang zum Geheimnißvollen nicht wenig dazu beitragen, Gefallen an diesem Orden zu finden. Dennoch aber ist es unter allen ächten Maurern erwiesen, daß der Orden gar keinen geheimen Zweck habe, sondern daß er nur seine Mittel, seine feierlichen Initiationen geheim halte. Aber auch diese haben aufgehört, wirkliche Mysterien zu sein, seitdem sie durch Druckschriften und Kupferstiche der profanen Welt vielmals mitgetheilt sind, und manche dieser Druckschriften selbst bei Maurern mögt' ich sagen, klassisches oder gesetzliches Ansehen haben, indem sie von respektablen Logen denen eingehändigt werden, welche die höhern Grade, wie man sich ausdruckt, blos historisch empfangen.

Noch bei andern mag der Reiz antiker Formen bei den Illustrationen, das Symbolische bei den Arbeiten, anziehend sein, indem die Einbildungskraft reger beschäftigt. Den Glauben an ein hohes Alterthum der Maurerei begünstigt. Nun aber wissen wir, daß dieser Orden weder mit dem Tempelbau zu Jerusalem, trotz der Hieroglyphen in den Logen, noch mit den ägyptischen Mysterien, noch mit dem Orden der Tempelherren u. s. w. reellen Zusammenhang hatte, noch in den barbarischen Zeitaltern von wandernden schottischen Prinzen, oder von Arthus Tafelrundegesellschaft beflammte.

Es ist durch die neulichen Untersuchungen des Prof. Buhle*) und des fleißigen C. G. von Murr**) hinlänglich dargethan, daß die Freimaurerei erst nach den Träumereien der im siebenzehnten Jahrhundert herumschwärmenden Theosophen, Alchemisten u. s. w. Rosenkreuzer genannt, das heißt, zu den Zeiten des englischen Protektors Crommel, ihren Ursprung nahm, folglich kaum ein Alterthum von zweihundert Jahren aufzuweisen hat.

Im J. 1723 erschien die erste Ausgabe des englischen Konstitutionsbuches, das der Bruder James Anderson verfertigte; es erschien im Jahre der Maurerei 5732; denn nach dem Typus dieser Geselschaft ist sie so alt, wie die Welt selbst. Es ist die Basis aller Gesetze des Ordens und in die meisten Sprachen Europens übersetzt. Vorher, seit Stiftung der Verbrüderung, das heißt, seit Crommells Regierung, gab man den Aufgenommenen die Gesetze nur handschriftlich. Man kannte damals noch nicht mehr als drei Grade, und die Anweisungen lehrten, daß die Freimaurerei nichts wider Religion, Staat und gute Sitten enthalte. Von Universalintriguen, Geisterseherein und Goldmacherkünsten war nie die Rede.

Das erste nach Afrika überschickte Konstitutionspatent datirt sich vom Jahre 1736. Damals waren erst in Schottland 34 ächte arbeitende Logen.

Wünschenswerth bleibt es für dieses jetzt wieder in Aufnahme kommende, ehrwürdige Institut, daß es durch den Geist der Mode nicht dissamirt, nicht durch französische Charlatanerie mit Graden und Würden wieder um seine schöne Einfalt gebracht, nicht durch deutsche Geheimnißkrämerei oder Geldspekulation mit Zwecken vereint werden möge, die seiner Natur absolut fremd sind.

Weder Hunds und seiner Gegner Systeme, noch Dr. Fesslers Reform, die er in der großen altschottischen Mutterloge Royale York zu Berlin versuchte, noch aller Andern Neuerungen verbesserten die Sache.

Der Verfasser dieses Artikels ist selbst Freimaurer. In seinen Augen ist der Orden eine der ehrwürdigsten Stiftungen, alle Edeln der verschiedensten Nationen zum Guten zu verbrüdern, und in den Versammlungen das erhabene Bild unbrüderlicher Gleichheit der Sterblichen, wie vor dem Angesicht Gottes, für Augenblicke mitten in das konventionelle Leben hineinzuzaubern. Nicht Religion, nicht Geburt, nicht Würde und Stand, noch Einsicht, scheiden hier Menschen von Menschen — Tugend und Liebe adelt alle, gleicht alle aus, wie einst der Tod. — Schon um dieses hohen, religiösen Sinnes willen verdient die Maurerei von allen Eingeweihten der zartesten Sorgfalt und Pflege. Die Maurerei ist eine wahrhafte, durch alle Nationen und Stände und Himmelsstriche verbreitete Ehrenlegion der Guten und Weisen, von keinem Fürsten erfunden, vergabt und abhängig, sondern von Menschen, von Bürgern aller Staaten gegeben und bewahrt. Sie ist das Band, welches sich durch die entferntesten und feindseligsten Nationen zu ihrer Wiedervereinigung zieht.

Alle Logen, welche diesen einfachen, reinen Geist verloren haben, sind durch sich selbst unächt, noch mehr, wenn sie den Orden zu niedrigen Finanzspekulationen, zu schwärmerischen Grillen, zur Erreichung gewisser irdischen Absichten, zur gegenseitigen, vorzugsweisen Unterstützung und Beförderung der Bruder in Aemtern und Würden mißbrauchen. Damit ist eben so bald der Anfang gemacht, als man in der Auswahl der Aufzunehmenden gleichgültiger wird, und mehr auf Geld, auf Rang, auf Einfluß, als auf guten Namen, edeln Sinn und thätige Tugend sieht.

B. d. ☐ z. a. H. im O.

*) De vera origine adhuc latente ordinis fratrum de rosea cruce, imprimis vero ordinis franco-muratiorum.

**) Ueber den wahren Ursprung der Rosenkreuzer und des Freimaurerordens. 1808.

Darstellung vier merkwürdiger Gegenden an der neuen Simplonstraße, von Kaspar Rahn. *)

Das ächte Napoleonswerk, die prächtige Gebirgsstraße über den Simplon, welche aus dem kleinen Freistaat Wallis gen

Digitized by Google

Italien führt, eines der wohlthätigsten und bleibendsten Denkmäler des ersten Kaisers der Franzosen, verdiente wahrlich auch des Künstlers Name sterblich zu machen. Diese Straße, welche sich in der Länge von 15 — 16 Stunden mit sehr mäßigem Steigen und Fallen (denn Kaiserliche wollen jetzt in der stillen Nachbarschaft der ewigen Gletscher hin) über den Simplon zieht, ein großer Kampf des gigantischen Menschengeistes mit der gigantischen Natur, bietet eine mannigfaltige Reihe malerischer Ansichten dar. Bald schweift sie am Fuß gesprengter Kalkfelsen über Abgründen; bald lauft sie über hohe Gemäuer hin, mit denen ungeheure Bergklüfte ausgefüllt wurden; bald dringt sie durch unterirdische, vier- bis fünfhundert Schuh lange Gewölbe, queer durch Felsenberge gesprengt, die den Weg verrammeln wollten; bald wendet sie sich durch Schutt und Trümmer eingestürzter Granitfelsen; bald schweift sie in der Region des unvergänglichen Eises, wo ein achtmonatlicher Winter die Vegetation verdrängt, 6174 Schuh über das Mittelmeer erhaben; bald führt sie durch die anmuthigen, blühenden Thäler einer Idyllenwelt, in der sich die Kühnheit und das frische Leben der Alpen mit dem weichen, warmen Ton der italienischen Natur reizend vermählen.

Der fleißige und sinnvolle Künstler C. Rahn in Zürich hat vier der interessantesten Ansichten dieser berühmten Straße, welche an die Werke der ewigen Roma erinnert, ausgewählt, nach der Natur gemalt, und durch Franz Hegi's Kunst in Tuschmanier vervielfachen lassen. — Vielen, die jene Straße selbst sahen, unzählige, die nie Gelegenheit haben werden, sie zu bewundern, wird, wir zweifeln nicht, Hrn. Rahns Arbeit eine willkommene Erscheinung sein. Sie ist mit eben so vielem Geschmack und Zartgefühl, als wahrhaft künstlerischem Talent ausgeführt, und wird in jeder Sammlung von Kupferstichen oder Landschaftszeichnungen eine Zierde sein.

Das erste Blatt trägt den imposanten Karakter der halbwilden Bergnatur. Ueber den Vorgrund wölbt sich der zur Straße ausgehöhlte Felsen bei Tavernettes, und läßt, wie durch ein riesenhaftes Thor, von Epheu und Gesträuchen die und da umsponnen, eine Thallandschaft sehen. Ueber des Saltine stromes finsteres Bett hängt eine kühn gesprengte Brücke, die erste, welche man von Brieg aus findet. Im Hintergrunde schweben in eigenthümlicher Verklärung die Gletscher des Mäderhorns, welche das enge Thal schließen.

Das zweite Blatt schließt uns die wilde Verkettung ungeheurer Felsenmassen auf, die nur durch die ungemein glückliche und mannigfaltige Beleuchtung schauerlicher wird. Wir stehen in der unterirdischen, 450 Schuh langen, 40 Schuh hohen Straße, welche auf der Südseite des Gebirges, zwischen Gund und Simplon, durch die Felsen gebauen ist. Wie kleinlich wird daneben die Wunderarbeit des sonst von Reisenden soviel beschriebenen Urnerlochs am Fuße des Gotthards! Seitwärts schimmert uns durch einen Spalt des durchbrochenen Berges das Licht des Tages und der fernen beeisten Felsengipfel, und ein kleiner Theil der Landschaft an, in deren Tiefe die schäumende Quirna vorbergen strömt.

Das dritte Blatt führt uns in eine lachendere Welt. Queer von einer Gebirgswand zur andern strebt hoch auf hochgemauerten Pfeilern die Brücke bei Crevola über den finstern Variola strom. Durch die Pfeiler sehen wir in der Ferne auf überhangendem Ufergrase das Dörfgin. Riesenhaft schwellen ringsum die nahen sanft beleuchteten Gebirge zum Himmel auf mit ihren Wäldern, Alpen und Sennhütten. Schon athmet hier alles italienische Luft. Im Vorgrund, am Fuße der hohen Brücke, die nur der Arm eines Weltgebieters so hinspannen konnte, hat sich eine arme, glückliche Fischerfamilie angesiedlet, mit ihrer Hütte und dem Portikus von Weinreben, die über künstliche Baumpfähle hinranken. Die Zufriedenen bedürfen für ihr Glück wenig; sie haben neben dem kaiserlichen Prachtwerk ihre kleine Brücke, einen Steg von Baumstämmen, angeflickt. Ein Theil der Familie ist vor dem Hause beschäftigt; mit seiner Angel lehnt der Vater über seine eigenthümliche Brücke heim. Das schöne Ganze gleicht einem Ideal des Wollenmalers Geßner.

Im vierten Blatte sehen wir die gleiche Brücke bei Crevola mit ihren weißen Pfeilern in mäßiger Ferne aus den dunkeln Gebüschen hervorragen. Wir stehen in der Mitte einer italienischen Gebirgslandschaft. Von den Hügeln leuchten zwischen schattigen Bäumen rings umher freundliche Dörfer am Fuße des waldigen Monte grande und des schroffen pyramidalisch zugespitzten Christes-Berg. Durch das warme Thal ergießt sich der Variola strom, im breiten Bette, an dessen Ufern die Trauben reifen. Geisterhaft blickt im Hintergrunde mit seinen Eis- und Schneefluren der Gipfel des Simplon zwischen den Bergen über die blühende Thalgegend hin.

*) Diese vier Blätter in Tuschmanier, in groß Quer-Folio, von Rahn nach der Natur gemalt, von Franz Hegi gestochen, sind um den Preis von neun Schweizerfranken bei Hrn. K. Rahn, Kunstmaler in Zürich, zu haben.

Varietäten.

Aus Frankreich.

— * Aus dem oberrheinischen Departement. Herr ** ist ein sonderbarer, durch anerkannte Künstlertalente und erprobte Rechtschaffenheit rühmlich auszeichneter Mann. In seinen Papieren befindet sich eine Abhandlung über die Schiffahrt, das Werk eines dreißigjährigen Nachdenkens, und so eigen in seiner Art, daß man es belächeln und verdammen haben muß, um nicht im vollsten Sinne umständig darum zu sein. Allein er will durch ein kleines Fahrzeug, welches gegenwärtig in Arbeit ist und bald auf dem *** seinen Lauf nehmen wird, unwidersprechlich beweisen, daß er kein Hirngespinnst erfunden, sondern vielmehr eine Erfindung gemacht hat, die im Großen Großes leisten wird. — Man hat ihn schon vor einigen Jahren aufgefordert, ein Fahrzeug nach seinem Plan zu erbauen; aber ihm die dazu nöthige Unterstützung nicht zukommen lassen. — Seine Bauart soll einfach und sicher, das Schiff bei jedem Winde zum Steuern nach allen gedenkbaren Richtungen tauglich, und gegen Versinken sowohl als gegen feindliche Angriffe vollkommen gesichert sein; das Hin- und Herwanken des Fahrzeugs soll nicht bei dieser Art haben; vollkommenere Ruhe auf Seereisen, als ein ruhender Wagen auf dem Lande gewähren, und der Seekrankheit, sofern sie Wirkung des Wankens ist, soll dadurch vorgebeugt sein. In weniger als zwölf Monaten soll man damit von jedem französischen Seehafen aus sieben Reisen nach den Kolonien hin und her machen, und, aller feindlichen Blokade unachtet, ohne Gefahr aus- und einlaufen können. Es bedarf keines Ballastes, seiner einfachen Bauart wegen. Auch allen Skarifen giebt der Erfinder, durch einige Veränderungen, dieselben Vortheile, welche sein Fahrzeug hat. Zum Seekrieg taugt das neue Schiff sehr als andere u. s. w.

Inzwischen hat Hr ** noch sichere Schutzmittel gegen Feuersbrünste, und unter andern Feuerspritzen, die hiermit so viel Wasser, als die besten unter den gewöhnlichen, auf eine gleiche Höhe hinaustreiben, und dennoch um fünf Seemeilen wohlweiter als die besten zu versertigen sein sollen.

Die Erfindung wird gegenwärtig der Regierung durch Freunde bekannt gemacht. Sollte sie dieselbe ihrer Aufmerksamkeit würdig halten, so wird man bald bestimmtere und umständlichere Kunde von der Sache erhalten.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 18. — den 4 März 1809.

Gemälde der Ereigniſſe in Spanien, welche die Revolution dieſes Landes und die Auflöſung der Bourboniſchen Dynaſtie daſelbſt nach ſich zogen.

Die Begebenheiten jenſeits der Pyrenäen erſchienen ſo plötzlich, entwickelten ſich auf eine ſo überraſchende, auſſerordentliche Weiſe, daß das Erſtaunen der Europäer, und das verlegene Schwanken der öffentlichen Meinung darüber wohl verzeihlich iſt. Engliſche ſowohl, als ſpaniſche Partheiſchriftſteller ſuchten die Ungewißheit des öffentlichen Urtheils zu Gunſten ihrer Sache wider Frankreich zu benutzen, und die Gemüther der Nationen gegen eine Macht zu ſtimmen, welche, durch ihre geographiſchen und politiſchen Verhältniſſe in die ſpaniſche Revolution verflochten, ſie zu ihrem eigenen Vortheil mit dem Schwerd entſchied. So entwickelte ſich, begünſtigt durch mancherlei Vorurtheile und Leidenſchaften, und durch geheime und eifrige Bearbeitung jener anti-franzöſiſchen Flugſchriften, in vielen Gegenden eine Anſicht der Dinge, welche eben ſo entfernt von der Wahrheit, als nachtheilig für die Ruhe europäiſcher Nationen iſt.

Eine einfache und treue Darſtellung der Ereigniſſe in Spanien, welche die Revolution dieſes Königreichs und die Auflöſung der Bourboniſchen Dynaſtie daſelbſt nach ſich zogen, — eine Darſtellung, geſchöpft aus weitbekannten Thatſachen, aus diplomatiſchen Verhandlungen und Aktenſtücken, die theils durch Frankreich, theils durch Frankreichs Gegner publizirt worden ſind, — eine Darſtellung, die, entfernt von allen Fiktionen und Muthmaſſungen leidenſchaftlicher Partheilichkeit, die Dinge gibt, wie ſie der unbefangene Staatsmann anzuſehen hat, ſcheint daher für das Publikum Bedürfniß und Wohlthat zugleich zu ſein. Ich nehme aus dieſer Urſache feinen Anſtand zur öffentlichen Mittheilung folgender Skizze.

H. Zſchokke.

Der Keim einer Staatsumwälzung liegt oft in politiſchen Mißgriffen längſt vergeſſener Zeiten.

Die franzöſiſche Revolution hatte, wie in den meiſten Ländern Europens, auch in Spanien eine, Frankreich beinahe unverſöhnlich haſſende, Partei erſchaffen. Wie überall, bildete auch hier ein großer Theil der Geiſtlichkeit und des Adels höhern und niedern Ranges dieſe Partei; alſo derjenige Theil der Nation, welcher durch Ehrwürdigkeit des Standes, durch Zauber des Reichthums, durch Ueberlegenheit der Einſichten, auf die großen Maſſen des Volkes einwirkt.

Der Hof ſelbſt, theils vom Mitleiden für die blutsverwandte königliche Familie auf dem erſchütterten Thron der Franzoſen, theils von Furcht vor den zerſtörenden Maximen pariſiſcher Republikaner bewogen, ſah die allgemeine Erbitterung mit Vergnügen. Denn bei der Entrüſtung aller europäiſchen Mächte gegen die Entweiher von Altar und Thron, konnte der Monarch von Spanien am wenigſten gelaſſen bleiben. Er bereitete daher den Krieg vor, als die Deutſchen ihn ſchon begonnen hatten; er mußte ihn unvermeidlich führen, da er der großen Koalition beigetreten war, und Frankreich auf Collot d'Herbois Vorſchlag den Thron der Bourbonen in Paris auf ewig vernichtet hatte (21 Sept. 1792); er erklärte ihn endlich am 23 März 1793, nachdem ihn die Franzoſen ſchon vierzehn Tage früher angekündigt hatten.

Die Bemühungen des Hofes, des Adels und Klerus, die ſpaniſche Nation wider Frankreich zu begeiſtern, erreichten ihren Zweck. Es iſt unendlich leichter, den großen Haufen durch leidenſchaftliche Vorſpiegelungen zu leidenſchaftlichen Bewegungen, als durch Grundſätze der Vernunft zu nüchterner Beſonnenheit

zu bringen. Uneingedenk der großen Regentenmaxime: „Alles für und nichts durch das Volk“, zerreißt man oft den Damm eines stillen Stromes, um die Feinde zu ersäufen, und wird zuletzt vom Ungestüm der Wellen hinweggeflutet.

Denn als Spanien nach einem zweijährigen Kriege, überwunden von den französischen Brigaden, Frieden erflehen mußte: war der Groll der Nation durch den diplomatischen Akt nicht beruhigt, welcher den Feindseligkeiten ein Ende machte. Die tiefe Demüthigung, dem angemessenen Nationalstolz des Spaniers widerfahren, erhöhte den Verdruß über die Wunden des Krieges und die Schmach des Friedens. Ohne Waffen gegen Frankreich wandte das spanische Volk die Fülle seines geheimen Zorns gegen diejenigen Personen, welche das Ruder des tief beschädigten Staates führten, und schrieb ihrer Unbehülflichkeit oder ihrem bösen Willen ein Unglück zu, welches sie nicht hatten abwehren können.

Nicht Adel, nicht Klerus, sondern die Weisheit des Monarchen, das Vertrauen des Volks, sind die besten Stützen des Throns.

An der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten aber stand damals Don Manuel Godoi, Herzog von Alcudia, den das Vertrauen des Königs und der Königin aus der Dunkelheit zum Glanz der höchsten Ehrenstufen erhoben hatte. Wenn gleich kein Mann von großen genialischen Anlagen, hatte er doch bei vielen Gelegenheiten hellen Geist und gesunde Politik bewiesen. Durch den Frieden zu Basel (22 Jul. 1796) rettete er den kastilianischen Thron vor dem Ungestüm der republikanischen Phalangen Frankreichs, die unaufhaltsam gegen die Thore Madrids vorrückten. Dankbar schmückte ihn sein König mit dem schönen Titel des Friedensfürsten.

Aber die Freundschaft des königlichen Paares für diesen Liebling, der aus den Reihen der Leibwachen zu Würden zu Würden beinahe bis zur unbeschränkten Beherrschung Spaniens emporgestiegen war, hatte schon längst die Gemüther aller Hoflinge und Großen mit Eifersucht und Haß erfüllt. Der Stolz altadelicher Geschlechter warf ihm die Dunkelheit seines Ursprungs wie ein Verbrechen vor. Die Grandes vom ersten Rang erröthelen, da er ihnen gleich gesetzt ward, und ihre Leidenschaft kannte zuletzt keine Grenzen, da die Hand des Monarchen ihn über den Neid seiner Nebenbuhler erheben wollte, und ihn, den Herzog von Alcudia, durch Vermählung mit der Tochter des Infanten Don Luis in die Blutsverwandtschaft der königlichen Familie einführte.

Der hohe und niedere Adel Spaniens, meist entfernt, durch immer neue Triumfe des Friedensfürsten gedrugt zu werden, verwickelte ihn immer enger in die Entwürfe der Rache, und leitete gestissentlich den regen und unvergohrnen Haß der spanischen Nation gegen Frankreich, auf den Mann hin, welcher den Frieden mit Frankreich geschlossen hatte.

Daß duldsame Volk lästert den trüben Strom, nicht den fernen Wolkenbruch, der ihn trübte.

Der Friedensschluß von Basel war eine unvermeidliche Wirkung von Spaniens innerer Schwäche gewesen. Aber nun galt jeder Friede mit Frankreich einem Kriege mit England gleich. Denn die allgemeine Gährung in der großen europäischen Staatenrepublik gestattete die Neutralität keines Reiches, das, wie Spanien, in so nahen Berührungen mit den kriegführenden Hauptmächten, mit England und Frankreich, lag.

Als daher das überwundene Königreich in den Verträgen zu Basel die Allianz mit England aufgeopfert hatte, um Selbstständigkeit zu retten, betrachteten es die Britten, wie abtrünnig und feindlich. Spanien sah sich gezwungen, von denselben Waffen, durch die es besiegt worden war, Schutz gegen Großbrittannien zu fordern und anzunehmen.

So entstand der Vertrag von Ildefonso (19 Aug. 1796), durch welchen sich Frankreich und Spanien zu wechselseitigem Beistand mit Flotten und Landtruppen gegen England verpflichteten. Wirklich hatten auch die Britten von jenem Augenblick an Spanien feindselig behandelt, ohne weder eine Kriegserklärung gegeben noch abgewartet zu haben, und Karl IV proklamirte den Krieg erst (5 Okt. 1796), da die englischen Schiffe ihn bereits eröffnet hatten.

Dieser neue Waffenkampf hatte für die Spanier etwas Widernatürliches. Es war ein Kampf gegen ihre eigenen Leidenschaften, welche Hof, Adel und Geistlichkeit seit einer Reihe von Jahren so eifrig wider Frankreich gereizt hatten; ein Kampf gegen den ohnehin verwundeten Nationalstolz. Sie mußten für sich und zu Gunsten einer Nation die Waffen führen, von der sie erst vor wenigen Monden das Gesetz des Siegers empfingen, und ein Volk bestreiten, das noch vor wenigen Monden vom Thron und von den Kanzeln herab als Spaniens Freund gepriesen wurde.

Konnte man auch endlich darauf zählen, daß die Allmacht der Zeit diesen Widerspruch wo nicht lösen, doch verschwinden lassen würde, war dennoch vorauszusehen, daß ein Krieg gegen England höchst erschöpfend und freudenlos sein müsse. Denn die Britten, für sich selbst unerreichbar in ihrer Insel, hatten mit ihren Flotten Gewalt, Handel, Zufluß von Macht und Kraft aus den indischen Kolonien, fast alle Nahrungsquellen des Reichs zu verderben. Sie konnten Spanien in einen Abgrund von Verarmung, vielleicht durch Trennung von Afrika's kornreichen Fluren während böser Jahrgänge sogar in Theurung und Hungersnoth stürzen, während Spanien keine Aussichten hatte, solche Gefahren mit Nachdruck zu verhindern oder zu rächen.

Es fehlte daher, wie am Enthusiasmus, an Mitteln zum großen Streit. Unterdessen der Friedensfürst und die Aufgeklärtesten der Nation übereinstimmten, daß von den Uebeln eines Krieges mit Frankreich oder England das kleinste gewählt werden müsse, und darum mit Gewissenhaftigkeit den Traktat von Ildefonso vollstreckten: wuchs mit jedem neuen Jahre der Unmuth aller Stände und die Zahl der anti-französischen Partheï. Ohne das Unmögliche einer Neutralität, ohne Frankreichs ungeheure Uebermacht zu berechnen, empfand man nur den allgemeinen Druck der Gegenwart, und stürmte nur dem Manne an der Spitze der Geschäfte, als Urheber ihrer Verderblichkeit.

Ein Jahr erlebt hin zur Reform von Gebräuchen, kein Jahrhundert zur Reform eines Volks.

Der Friedensfürst, sicher in der Gunst seiner königlichen Beschützer, erhob sich über den blinden Groll der unwissenden Menge, wie über den schadenfrohen Haß der Großen. Indem es ihm gelang, jede wider ihn angelegte Intrigue zu vereiteln, suchte er die königliche Gewalt zu stärken, durch die er groß geworden war, und eine Nation aufzuklären, die nur durch hundertjährige

Digitized by Google

unwissenheit ihren erhabenen Rang unter den übrigen Europa's eingebüßt hatte. — Doch was er auch that, Alles ward zum Schwerd wider ihn durch den Haß seiner zahlreichen Feinde.

Ein Beispiel davon gab die Geschichte von Don Ramon de Salas.

Dieser Gelehrte, welcher als Professor an der hohen Schule zu Salamanca philosophische Meinungen gewagt hatte, welche den Grundsätzen der Kirche zu widerstreben schienen, fiel in die Hände der spanischen Inquisition. Er wurde im Jänner 1797 wegen seiner Ketzerei athmenden Lehrsätze von der Inquisition zum ewigen Gefängnisse verdammt. Der Friedensfürst nahm sich des unglücklichen Lehrers kraftvoll an; der König vernichtete den Spruch der Inquisition, und gab Don Ramon die Freiheit zurück. Als der Groß-Inquisitor, im Gefühl seiner Hoheit, vor welcher Spaniens Monarchen einst gezittert hatten, gegen die königliche Machthandlung auftrat, ward der Monarch so zornig, daß er den Groß-Inquisitor öffentlich mißhandelte, und ihn und das Volk belehrte, daß das Recht der Glaubensrichter nicht mehr von dieser Welt sei.

Die Begebenheit erregte in allen Provinzen Spaniens großes Aufsehen, und füllte die Brust des Klerus voll heiligen Grimms. Was der Friedensfürst als einen Triumph der Philosophie feierte, beklagten seine Feinde als Vorboten vom Sturz der Religion, und priesen sie insgeheim als Vorboten vom Sturz des mächtigen Gewalthabers.

Die feste Entschlossenheit des Friedensfürsten gegen die Machterweiterungsversuche der Geistlichkeit; die bekannte Note, in welcher er den Papst ermahnte, sich fremder Einmischungen zu enthalten, und für seine Person zu sorgen; die Aufhebung vieler Klöster, und ähnliche Schritte, entfernten ihn immer weiter vom Vertrauen des Klerus, und erklären uns die ausschweifende Freude desselben, als Mönche auf öffentlichen Marktplätzen unter dem Pöbel tanzten, um den Fall des Friedensfürsten wie des Antichrists Untergang zu feiern.

Der Traum von einer glänzenden Versammlung ist oft der Geschäftigkeit des Staatsmannes.

Doch zehn Jahre lang dauerten noch die geheimen Faktionenkämpfe, die Anstrengungen der Höflinge und der Großen. Die treue Freundschaft des Königs und der Königin für ihren Liebling stieg mit dem Haß der Nation gegen ihn.

Aber im Verlauf dieses Jahrzehends hatte sich Spaniens politisches Verhältniß zu Frankreich eben so außerordentlich verwandelt, als Frankreichs Verhältniß zur übrigen Welt.

Paris zeigte den Europäern nicht mehr den Schauplatz republikanischer Volksgreuel, sondern einen neuen Thron, glänzender, als ihn je die Bourbonen gekannt, und geschmückt mit den Lorbeern von tausend Siegen. Napoleon hatte dem Welttheil eine andere Gestalt gegeben, und mit wunderbarem Glück und nach wunderbarer Klugheit die ganze Reihe eben der Staaten und Mächte gegen England ins Feld gestellt, die einst, vom Londoner Kabinet geleitet, gegen Frankreich gestritten.

Durch eine Kette von Siegen lag jetzt die schönere Hälfte des Welttheils an Frankreichs Interesse gebunden; Napoleons Adler strahlten am Belt, an der Weichsel, am Mittelmeer. Es gab nur eine vorherrschende Macht in den europäischen Abendländern; alle ehmalige Mächte ersten Ranges waren damit auf eine niedere Stufe gesunken.

Eingetreten in die Machtsphäre des französischen Reiches konnte die spanische Monarchie, bei der Unverhältnißmäßigkeit ihrer Kräfte, in den Angelegenheiten des Welttheils keine erste Rolle mehr, noch weniger die einer Nebenbuhlerin spielen. Sie mußte nothwendig den Winken der großen Nachbarmacht folgen, welche, Gebieterin im halben Europa, für Europens Industrie und Handel den Kampf gegen England fortsetzte.

Der Friedensfürst erkannte dies bei entschiedene Verhältniß, und schloß sich, den Interessen des Thrones gemäß, dem er diente, an die Interessen Frankreichs. Schon dies aber war genug, alle seine Feinde auf das ganz entgegengesetzte Ziel zu ziehen, wäre auch ihr Nationalstolz weniger empfindlich, ihr Haß Frankreichs weniger tief, ihre Leidenschaft und ihr Vortheil weniger groß gewesen. Die Verblendung dieser Partei, in der Wirklichkeit ohne Trost, zählte auf hundert holde Möglichkeiten und Wunder. Sie vernahm mit Trauern die Siege Napoleons bei Jena und Friedland, aber verlor die Hoffnungen nicht, daß die selten beständige Fortuna endlich auch ihr Rad schwingen, und die Gesunkenen wieder erheben würde. Sie begann den Kampf gegen Frankreich, indem sie die verborgene Fehde gegen den Herzog von Alcudia fortsetzte, und sah nicht, was Spanien war, sondern nur was es gewesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stoff zu Parallelen.

Die Außerordentlichen.

Es gibt außerordentliche Menschen, deren Talente aus Wunderbare grenzen, und der Welt zuletzt damit so wenig nützen, als die Riesentanne, welche ihre Millionen Saatkörner allsährlich über unwirthbaren Felsen streuet. — Erscheinungen wie diese gehören zu den seltensten Naturspielen und zu den räthselhaftesten Aufgaben dieser Welt.

Eine solche war z. B. der Engländer Chrichton, der fast alle Sprachen Europens sprach; in allen Wissenschaften aber beliebige Gegenstände, in jeder Sprache, unvorbereitet disputirte; in der Musik, in allen Spielen und Uebungen Meister war, und die berühmtesten Preisfechter Europens im Zweikampf erlegte. Die Welt staunte dies Riesengenie an, ohne von ihm einen bedeutenden Nutzen zu haben.

Minder bekannt ist, als er, aber nicht weniger merkwürdig, war ein Franzose, Namens Servin, Zeitgenosse des Herzogs von Bethune. „Als ich“ erzählt dieser in seinen Memoiren, „Anfangs Juni 1603 von Heinrich IV nach England zur Königin Elisabeth geschickt wurde, präsentirte mir der alte Servin, auf dem Wege von Paris nach Calais, wo ich mich einschiffen wollte, seinen Sohn. Er bat mich, denselben in mein Gefolge aufzunehmen, und einen Versuch zu machen, ob der junge Mensch, der bei den glänzendsten Talenten die hervorstechendsten Neigungen zu allen Lastern hatte, nicht endlich noch ein rechtlicher Mann werden könne?“

„Ich ward neugierig, und gab mir Mühe, den jungen Servin von Grund aus kennen zu lernen. Da fand ich ein wahres Wunder und ein wahres Ungeheuer, beides in einer Person; wie könnte ich diese Verbindung der außerordentlichsten und der allerabscheulichsten Anlagen anders nennen. Man denke sich einen Geist, dem fast keine menschliche Kenntniß mehr fremd

Digitized by Google

war; ein Faſſungsvermögen, das alles auf den erſten Augenblick begriff, und ein ſo wunderbares Gedächtniß, das nichts mehr vergaß, was gehört, geleſen, geſehen worden war. Er hatte alle Theile der Philoſophie, der Mathematik, und beſonders der Befeſtigungs- und Zeichenkunſt inne. In der Theologie war er ſo bewandert, daß er, wenn er wollte, der trefflichſte Prediger ſein konnte, oder der gewandteſte Kontroverſiſt, gleichviel für oder wider die reformirte Religion. Er hatte nicht bloß das Hebräiſche, Griechiſche und alle Sprachen erlernt, die man gewöhnlich gelehrte zu nennen pflegt, ſondern auch alle verſchiedenen Patois. Er machte Ausſprache, Accent, alles ſo natürlich nach, und begleitete alles, was er jeder Sprache ſagte, ſo treu mit dem nationalen Geberdenſpiel der verſchiedenſten Völker Europens, der verſchiedenſten Provinzen Frankreichs, man hätte darauf ſchwören mögen, er ſei aus jedem dieſer Länder gebürtig. Er hatte unbeſchreibliche Gewandtheit, andere auf die täuſchendſte Weiſe nachzuäffen, es gab keinen beſſern Spasmacher und Schauſpieler, als ihn. Dabei ſchrieb er die ſchönſten Gedichte; ſpielte beinah alle muſikaliſche Inſtrumente; verſtand die Grundſätze der Tonkunſt vollkommen, und ſang eben ſo angenehm als ſchulgerecht. Er las die Meſſe; denn er wollte in der Welt einmal alles thun und alles kennen. Sein Körper war ſo herrlich, wie ſein Geiſt, gewandt, leicht, zu allen Uebungen, zu allen Spielen meiſterhaft geeignet; er ritt gut; man bewundete ihn im Tanz, auf der Laute, in faſt allen mechaniſchen Arbeiten."

„Aber nun die Kehrſeite: er war lügneriſch, doppelzüngig, verrätheriſch, grauſam, feige, Trunkenbold, Schlemmer, Freſſer, ein Erzſpieler, Betrüger, Wüſtling in jeder Art, Flucher, Atheiſt, kurz, der Inbegriff aller Bosheit, aller Laſter, die jemals Ehre, Religion, Natur und Geſellſchaft beleidigten. Und ſo zeigte er ſich bis an ſein Ende. Er ſtarb in der Blüthe ſeines Lebens, im öffentlichen Bordel, von Ausſchweifungen ganz zerſtört, mit dem Glaſe Weins in der Hand, und einem Fluche gegen Gott im Munde."

Varietäten.

Aus der Schweiz.

— * Die Stadt Luzern hat Hoffnung, unter vortheilhaften Bedingungen die anſehnliche und vortreffliche Sammlung von Handſchriften, Kollektanen und Druckſchriften zu erhalten, welche die hiſtoriſche Bibliothek des ehrwürdigen Hrn. alt-Seckelmeiſter Balthaſar bilden. Er hat einen raiſonnirenden Katalog von der Manuſkriptenſammlung drucken laſſen; 66 Bände dreſelben haben Bezug auf die Geſchichte verſchiedener ſchweizeriſchen Kantone; 35 andere bloß auf die des Kantons Luzern, ungerechnet 87 andere handſchriftliche Kollektaneen, Kroniken und Kopien intereſſanter hiſtoriſcher Manuſkripte von des Sammlers eigener Hand. Den vorzüglichen Werth dieſer für die ältere Schweizergeſchichte wichtigen Kollektion würdigten längſt ſchon G. E. von Haller in ſeiner Bibliothek der Schweizergeſchichte, und Johannes Müller in der Hiſtorie ſeines Vaterlandes.

Man muß mit Recht das thätige Geſchäfts- und Gelehrtenleben des patriotiſchen Greiſes bewundern, der ein Zeitgenoß der Haller und Iſelins, geadelt mit dem Geiſte der klaſſichen Vorwelt, jede ſeiner Stunden den Muſen und dem Vaterlande weihte.

Noch jetzt, im 73 Jahre ſeines Lebens, ergrif er die Feder, um die Schweiz von einem Vorwurf und Schimpf zu retten, mit welchem ihr Name in den Briefen über die Urſachen des Verfalls des eidsgenöſſiſchen Bundes (8. Zürich, 1801. S. 39) befleckt ward. Der Briefſteller hatte nämlich behauptet, daß die geheimen Artikel des Bundes der katholiſchen Kantone mit Frankreich, beſchworen zu Solothurn 1715, nichts geringeres, als die Zerſtückelung der Schweiz und ihren Verrath an auswärtige Mächte bezweckt hätten. Um dies noch glaubwürdiger zu machen, hatte der Verfaſſer jener Briefe die ſogenannten geheimen Artikel, voll ſchändlichen Inhalts, abdrucken laſſen.

Der greiſe Balthaſar erklärt nun S. 47 ſeines Verzeichniſſes jene Angabe als eine aus der Luft gegriffene gehäſſige Lügr, indem ſich bei im Jahre 1798 zu Luzern geſchehenen Eröffnung des vom franzöſiſchen Botſchafter Grafen de Luc miſſerios in eine Schachtel verſchloſſenen, mit Banden und Petſchaften verwahrten Bundesinſtrumentes, keine Spur von einem Beiheel oder geheimen Artikeln gefunden habe.

Dieſer Umſtand iſt für die neuere Geſchichte der Schweiz, iſt für die Ehre der Nation nichts weniger als gleichgültig. — Indem wir dankbar dem Greiſe die Hand drücken, welche unſere Ehrenrettung unternahm, erwarten wir von dem Herausgeber der oben erwähnten Briefe mit Zuverſicht, daß er ſich von dem ſchmachvollen Vorwurf reinige, und entweder die Nechtheit der von ihm für ächt gegebenen Artikel darthue, und zeige, wie er zur Kenntniß dreſelben gelangte; oder ſich als Mann von Ehre des Widerrufes und Geſtändniſſes ſeines Irrthums nicht ſchäme.

Aus Frankreich.

— * Es erſcheint gegenwärtig ein Hr. Profeſſor Leplat du Temple durchs Elſaß, aus den Niederlanden und der Franche-Comté kommend. Wohl die erſte Erſcheinung von der Art in Frankreichs literariſcher Welt. Er ſucht ſelbſt, auf dieſer gelehrten Spekulations-Wallfahrt, Unterſchriften für eine traveſtirte Reneid in franzöſiſchen Verſen, die zuerſt von ihm in ſkammändiſcher Sprache zu Tage gefördert wurde, und nun auch vom Verfaſſer übersetzt, in altrömiſchem Idiom einerſeits und in gallicher Mundart andererſeits, herausgegeben wird. Der Mann ſündet ſich mit einnehmender Unbefangenheit, Anſpruchsloſigkeit und Artigkeit bei Unbekannten an; ſprecht ganz beſcheiden von ſeinem Produkte; läßt einige Probeſtücke deſſelben leſen, die eben nicht mißrathen ſcheinen, und bietet dann ſehr höflich eine Subſkriptionsliſte dar, ſchon wir ein Stammbuch eingebunden, mit vielen reſpektirten Namen ſchon vorangeht; und es könnte ſonach ohne Unart nicht leicht jemand ſeine Unterſchrift verweigern. — Leplat iſt im Begrif, ſich nach Deutſchland zu begeben, und denkt auch im Vorbeigehen einige Theile der Schweiz mitzunehmen.

Berichtigung.

In Nr. 16, Sp. 1, Zeile 4 von unten, leſe man: eines Beſchtſinbls, um daſelbſt zu erdrechen, was ich u. ſ. w.

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nr. 2.)

Digitized by Google

Intelligenzblätter
zu den
Miszellen für die neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 2. — den 4 März 1809.

Die französischen Kunst-Annalen

hatten sich bei ihrer ersten Erscheinung des Beifalls des Publikums in Deutschland zu erfreuen, und ein beträchtlicher Absatz bewies den Unternehmern den Werth, den die Freunde der Kunst auf dieses Werk legten. Unvorhergesehene Umstände und mancherlei Unfälle haben die Fortsetzung verzögert, und der sechste Band ist der letzte dieser Sammlung, der in deutscher Sprache erschienen ist. Nicht bloß den Besitzern dieser sechs Bände, sondern jedem Liebhaber der zeichnenden Künste glaubt die unterzeichnete Buchhandlung ein Vergnügen zu machen, indem sie anzeigt, daß sie den Verlag des ganzen Werkes übernommen, und durch die getroffenen Maasregeln die folgenden Theile bis zur Vollendung des Werks ununterbrochen und schnell aufeinander folgend erscheinen lassen wird.

Es ist bekanntlich die vollständigste Sammlung aller Werke der Malerei und Bildhauerkunst der reichsten Kunstsammlung des ganzen Erdbodens, des Museums Napoleon; in möglichst gedrängtem Umfang und für einen sehr geringen Preis erhält man die gesammte Schätze des Kabinets des Louvre, das heißt, die meisten und vorzüglichsten Werke aller Künstler, die in alten und neuen Zeiten der Menschheit Ehre machten. Es kann als eine vollständige Encyclopädie des Kennstnißwürdigsten in diesem Fache angesehen werden, und ist nicht bloß ein belehrendes, und wir dürfen wohl sagen unentbehrliches Handbuch für den eigentlichen Künstler, sondern für einen jeden, der den Werth der zeichnenden Künste kennt, und ihren Einfluß auf das ganze bürgerliche Leben, auf alle Gewerbe und Manufakturen, und auf die ganze Industrie einer Nation zu schätzen weiß. Ueber die Güte der Kupferstiche und die Richtigkeit der Zeichnung haben die Kenner schon längst entschieden, und wenn sie schon nur in Umrissen bestehen, so gewährt diese Manier bei den größern historischen Kompositionen nur einen desto höhern Werth, indem die Zeichnung um so besser beachtet werden muß, und dem Auge auch ein geringer Fehler bei der Abwechselnheit von Schatten und Licht nicht so leicht verborgen bleibt.

Das ganze Werk zerfällt nach seiner jetzigen Einrichtung in drei Abtheilungen, die zusammen ein Ganzes machen, aber doch jedes als von den andern unabhängig betrachtet werden kann. Die erste größere Abtheilung, unter dem Titel: Kunstannalen, liefert alle historischen Gemälde, alle Antiken des Museums Napoleon; ferner die besten neuen Kunstwerke der neuen französischen Schule in Malerei, Bildhauerei und Baukunst bis zum Jahre 1807. Diese wird mit dem sechszehnten Band beschlossen.

Die zweite Abtheilung gibt die Landschaften und kleinern Gemälde häuslicher Szenen (Gesellschaftsgemälde, tableaux de genre), meist aus den niederländischen Schulen, ebenfalls aus der Sammlung des Museums. Die Gegenstände dieser Abtheilung, deren vorzüglichster Werth von der Beleuchtung und Ausarbeitung abhängt, konnte natürlicherweise nicht in Umrissen dargestellt werden; sie sind völlig ausgearbeitet, und gewähren alles, was man von der Radiernadel erwarten kann. Diese Abtheilung wird vier Bände ausmachen.

Die dritte Abtheilung gibt die vorzüglichsten Werke der neuern Künstler, wie sie die öffentliche Ausstellung im Salon zu Paris im Jahre 1808 darbot. Diese füllt nur einen Band. Da die Ausstellung der Produkte der neuern Kunst alle zwei Jahre im Louvre statt findet, so werden wir auch alle zwei Jahre einen Band liefern, und in demselben jedesmal das Vorzüglichste darstellen.

In einigen bis jetzt noch nicht zu bestimmenden Bänden werden wir die aus den Bildergallerien Deutschlands und gesammelten, bis jetzt in Paris noch nicht öffentlich aufgestellten Werke der Kunst nachtragen. Man sieht aus diesem Plan, daß dieses Werk das reichhaltigste ist, was je im Fache der Kunst ausgearbeitet worden ist, und daß wir es mit Recht als das vollständigste Magazin des Schätzungswürdigsten im Fache der zeichnenden Künste empfehlen können.

Jeder Band enthält 72 Kupfer und mit dem Titelkupfer 73, und etwa 12 Bogen Text, mehr oder weniger.

Zur Ostermesse 1809 wird der siebente Band der Kunstannalen, der erste Band der Landschaften und gleich darauf die erste Hälfte des ersten Bandes der Ausstellung von 1808, wo möglich auch der ganze Band, erscheinen.

Um den Liebhabern die Anschaffung dieses Werkes zu erleichtern, will ich ihnen die sechs ersten Bände zu 4 1/3 Karolin oder 49 fl. 30 kr. im 24 fl. Fuße erlassen, die folgenden zu 1 Karolin oder 11 fl. jeder Band.

Bestellungen darauf nehmen alle soliden Buchhandlungen an.

Basel, im Januar 1809.

Samuel Flick.

Auf obiges Werk nimmt H. R. Sauerländer in Aarau ebenfalls Bestellungen an.

Ankündigung.

Hygiea
oder
die Kunst gesund zu sein und alt zu werden
zur
Beförderung medizinischer Aufklärung
und
des physischen Lebensglücks
herausgegeben
von
D. Karl Friedrich Lutheritz,
praktischem Arzt und Physikus der Stadt Meißen, des dasigen Kreis-Prokuratur-Schulamts-Physikus-Adjunkt.

Unter der Menge von periodischen Schriften, die durch den Zeitgeist veranlaßt, theils nur Zeitvertreib beabsichtigen, theils

Digitized by Google

doch nur auf Belehrung einzelner Stände in sehr enger Beschränkung abzielen, fehlt es doch noch immer an hinlänglicher Verbreitung von solchen Schriften, in welchen es Hauptzweck wäre zur medizinischen Volksaufklärung beizutragen und zur Erhöhung des physischen Lebensglücks hinzuwirken. Und doch sollte in unsern Tagen, wo die Menschen in anderer Hinsicht so mächtige Fortschritte in Abwerfung des Aberglaubens und vielfacher Vorurtheile gemacht haben, ein Gegenstand, der das innerste Interesse der Menschheit angeht, um so mehr hervorgezogen werden, je größer der Nachtheil sein muß, wenn selbst übrigens gebildete und aufgeklärte Menschen hierin allein in völliger Unkunde und Unwissenheit ihre physischen Lebensverhältnisse nicht zu beachten im Stande sind. Durch Mangel an medizinischer Aufklärung wird das physische Lebensglück oft so sehr gestört. Allein diese medizinische Aufklärung besteht nicht in der Verbreitung und planlosen Anordnung empirischer, aus Gerathewohl hingeworfener Mittel, mit denen man sich selbst zu kuriren, die verwickeltesten Krankheitsfälle zu beseitigen hofft, sondern medizinisch aufgeklärt ist der, der aus der gründlichen Beurtheilung seiner innern Lebensverhältnisse sich richtigere Ansichten über das, was wahre medizinische Kunst leisten kann, oder nicht zu leisten vermag, verschafft, und den einfachen Vorschriften des wahren Arztes mehr glaubt, als dem Lärm des Charlatans. Medizinische Aufklärung tritt dann ein, wenn bei der ersten Erziehung der Kinder Grundsätze angenommen werden, die das künftige physische Wohl der neuen Generation kräftig vorbereiten — wenn Menschen auf ihre Krankheitsanlagen wachen, und durch vernünftigen Lebensplan den Keim früh genug unterdrücken, ehe seine fernere Entwickelung das Leben gefährden kann, und dann allen Bemühungen der Arzneikunst trotzt. — Wenn die Menschen ihre Diät und Lebensart den verschiedenen Lebensaltern, dem Klima, in welchem sie leben, dem Kreise von Arbeiten, in dem sie sich herumtreiben, anpassen, wenn sie ihre Kräfte mit Weisheit benutzt, weder im Uebermaas fehlen, noch sie in schlasser Unthätigkeit hinwelken lassen, dann geben sie Beweise von medizinischer Aufklärung. Wie mächtigen Einfluß hat es auf unser physisches Wohl, auf die Verlängerung und Verkürzung unsers Lebens, wenn die mannigfaltigen Einwirkungen auf unsern Körper, wenn Nahrung, Kleidung, Wohnung, Lustbeschaffenheit, Geistesthätigkeit, Gemüthsbewegungen in diesem oder jenem Verhältnisse statt haben. Wir haben Augen, Ohren, Zähne; sollte nicht jeder einigermaßen gebildete Mensch unterrichtet sein, wie diese Theile geschont, erhalten, ihr Gebrauch bis in das höhere Alter gesichert werden könnte, damit so wichtige Verrichtungen nicht aus Unkunde früh gestört werden. Wie mannigfaltige Gefahren bedrohen das Leben! Ansteckende Krankheiten verbreiten oft Tod und Verderben über große Landstriche, aber Unwissenheit und Aberglaube befördern oft die Ausbreitung des zerstörenden Gifts. Nicht minder erforderlich ist medizinische Aufklärung, um in plötzlichem Unglück, wo beim Ertrinken, Ertrinken u. s. w. die Möglichkeit der Wiederbelebung auf schneller Entschließung und verständigem Benehmen der zunächst sich befindenden Personen beruht, sichere Rettung der Verunglückten zu bewirken.

Da ich nun die bisher gemachten Versuche dem Zweck, medizinische Aufklärung weiter zu verbreiten, wenig entsprechend fand, indem sie, ohne durch gründliche Ansichten den Verstand zu beschäftigen, eine fragmentarische Halbwisserei bewirken wollten: so faßte ich mit dem Anfange vorigen Jahres den Entschluß, eine fortlaufende Schrift, der neue Volksarzt betitelt, herauszugeben, in welcher es Hauptzweck ist, die nur einigermaßen gebildeten Menschenklassen mit allen jenen Lebensverhältnissen bekannt zu machen und über das aufzuklären, was dazu dienen könnte, ihr physisches Lebensglück zu erhöhen. Da der erste Jahrgang dieser Schrift günstig aufgenommen worden ist, so bin ich gesonnen, demselben für die Zukunft mehr Umfang zu geben, und den Plan zu erweitern, so daß statt vier Heften nun jährlich sechs Hefte erscheinen sollen. Es ist daher auch der Titel auf eine dem Zweck mehr entsprechende Art abgeändert worden.

Von dieser Schrift wird auf zwei Monate ein Heft in einem geschmackvollen Umfang in meinem Verlage erscheinen. Sechs Hefte machen einen Jahrgang aus, welcher 2 Thlr 12 gr. kostet. Gesellschaften und andern Lesezirkeln verdient dies Werk empfohlen zu werden; man bittet daher bei der Nützlichkeit des Gegenstandes baldige Bestellungen bei mir selbst, oder der nächsten soliden Buchhandlung zu machen.

Leipzig, im Januar 1809.

J. C. Hinrichs.

Man kann sich bei H. R. Sauerländer in Aarau darauf abonniren.

In der Realschulbuchhandlung in Berlin ist erschienen:

Albr. Thaers Annalen des Ackerbaues.

Vierten Jahrgangs 7 — 12 Stück.

Der Inhalt dieser sechs Stücke ist ausser kleinern Aufsätzen folgender:

Landwirthschaftliche Reise durch Holstein, Mecklenburg, und einen Theil von Pommern, in den Jahren 1805 und 1806. Von Rixen. — Oekonomische Ausflucht ins Oderbruch. Von Fr. Herzog von Holstein-Beck. Mit Anmerk. v. Thaer. — Ueber die vortheilhafteste Verwendung der Milch in einer Landwirthschaft. — Versuch zur Bestimmung der Hitzkraft von Buchenholz gegen Torf mittler Güte. — Die Rockengerste. Mit Anmerk. von Thaer. — Die Aufhebung der Naturaldienste. V. A. Biernacki. — Fragment aus Einhofs Högelinschen Vorlesungen. — Von kurländischen Darrhausen (Riegen genannt). V. Dullo. — Einige Gedanken über Hofedienste. — Ueber Verändeeung der unbestimmten Hofedienste in bestimmte. — Ueber Gemeinheitstheilung. — Ueber den Ziegelertrag der Apenrader Förde, im Herzogthum Schleswig. — Erläuterung einiger Zweifel und Einwürfe gegen den ersten Band der Anleitung zur Kenntniß der kalzischen Landwirthschaft. Vom Verfasser derselben. — Gutachten über das Edikt vom 9 Okt. 1807, in besonderer Hinsicht auf Schlesien. — Schilderung einer merkwürdigen Wirthschaft in Norden. V. England, mit Rücksicht auf Anbau und Benutzung der Futtergewächse. Aus einem Taschenbuche, mit später hinzugefügten Anmerkungen. — Ueber Fellenberas Landwirthschaft in Hofwyl. W. Hofmann. Nebst Anmerk. und einer Nachschrift v. Thaer.

Zugleich mit dem Dezember ist das Januarheft von 1809 ausgegeben worden.

Inhalt:

I. Landwirthschaftliche Reflexionen über Wechselwirthschaft. Von K—y.

II. Treue Darstellung meiner Bewirthschaftungsmethode. Fr. Schmalz.

III. Ueber Ackerkultur im sächsischen Erzgebirge und Voigtlande.

IV. Ist es rathsamer die Schafe im Winter in gesunden Ställen oder im Freien zu halten? Vom Herz. v. Holstein-Beck.

V. Bemerkungen über die Bauernwirthschaft in dem nördlichen Theile Ostpreussens.

Digitized by Google

Da die Ankündigung von

A. Thaers Grundfägen des rationellen Ackerbaues

theils zu spät, theils nicht hinreichend bekannt geworden, so hat man sich dadurch veranlaßt gefunden, den Pränumerationstermin bis Ende März zu verlängern. Man kann sich deßfalls auch an H. A. Sauerländer in Aarau wenden.

Zur Erleichterung des Ankaufs der vier bereits erschienenen Jahrgänge der **Annalen des Ackerbaues**, erbietet sich die Verlagshandlung, solche für 3 Friedrichsd'or denjenigen zu erlassen, welche zugleich die Vorausbezahlung auf den fünften Jahrgang, und folglich zusammen 4 Friedrichsd'or entrichten. Doch gilt dieser Vortheil nur bis zum 1 Mai 1809, hiernach treten die gewöhnlichen Preise wieder ein.

In der Sam. Flickschen Buchhandlung in Basel ist erschienen, und in allen Buchhandlungen der Schweiz à 5 Batzen zu haben:

Abgefordertes Gutachten

einer ehrwürdigen Geistlichkeit der Stadt Basel über Hrn. Dr. Jung genannt Stilling Theorie der Geisterkunde.

4. Basel. 1809.

Diese Schrift war ursprünglich nicht zum Drucke bestimmt, allein die schiefe Art, mit welcher dieselbe in Nro. 361 der Allg. Zeitung 1808 dargestellt war, bewog endlich den Herrn Verfasser, das Publikum durch öffentliche Mittheilung zu überzeugen, daß von jenen ungereimten Aeußerungen keine Spur im Gutachten zu finden sei.

Diesem Umstande allein verdankt diese vortrefflich abgefaßte Schrift, ihre Publizität, von welcher man sich den glücklichsten Erfolg versprechen darf.

Nachricht an das Publikum

die Fortsetzung

der

Heidelbergischen Jahrbücher

betreffend.

Die Jahrbücher der Literatur werden, ohne im Wesentlichen von dem ersten Plane und der bisherigen Eintheilung abzuweisen, vom künftigen Jahre an folgende, durch die seitherige Erfahrung und die vielfältig geäußerten Wünsche des Publikums veranlaßte Einrichtung erhalten.

1. Der Raum wird im Ganzen beträchtlich erweitert, und um für gründliche Kritiken desto mehr Platz zu gewinnen werden die Abhandlungen ganz ausgeschlossen. *) Auf diese Weise werden wir der unangenehmen Nothwendigkeit von Zeit zu Zeit Supplementhefte zu liefern, ausweichen. Selbst die für das laufende Jahr angekündigten Supplemente zur ersten und fünften Abtheilung werden nun unterbleiben, und dagegen die ersten Hefte dieser Abtheilungen für das nächste Jahr noch im Laufe des gegenwärtigen erscheinen.

2. Es erhalten einige Fächer, namentlich die eben erwähnten Abtheilungen eine verhältnißmäßig größere Erweiterung.

3) Ein oft laut gewordener Wunsch der resp. Abonnenten, besonders einzelner Abtheilungen, war der, die Hefte in kürzern Zeiträumen zu erhalten. Diesem Wunsch konnte nicht anders willfahrt werden, als durch Vertheinerung der Hefte, wozu wir um so geneigter sind, als es uns dadurch möglich wird, interessante Kritiken desto früher bekannt zu machen. Es erscheinen daher statt der bisherigen 15 Hefte künftig 52, also jede Woche regelmäßig ein Heft von 3 — 3 1/2 Bogen (das Intelligenzblatt ungerechnet), und zwar, in abwechselnder Folge, von der

I. Abtheilung (Theologie, Philosophie und Pädagogik), alle 4 Wochen 1 Heft, zusammen 12 Hefte.
II. Abtheilung (Jurisprudenz und Staatswissenschaften), alle 6 Wochen 1 Heft, zusammen 8 Hefte.
III. Abtheilung (Medizin und Naturgeschichte), alle 6 Wochen 1 Heft, zusammen 8 Hefte.
IV. Abtheilung (Mathematik, Physik und Kameral-Wissenschaften), alle 6 Wochen 1 Heft, zus. 8 Hefte.
V. Abtheilung (Philologie, Historie, schöne Literatur und Kunst), alle 3 Wochen 1 Heft, zusammen 16 Hefte.

Die Redaktion der Jahrbücher der Literatur.

Der durch diese Einrichtung um mehr als 1/4, nach der ersten Anlage, erweiterte Raum macht natürlich eine Erhöhung des bisherigen sehr niedern Preises nothwendig. Der Jahrgang von 52 Heften wird daher künftig 15 fl. 18 kr. oder 8 Thlr. 12 gr. sächs. kosten, und die einzelnen Abtheilungen werden folgende Preise erhalten:

I. Abtheilung von 12 Heften	4 fl.	48 kr.	oder	2 Thlr.	16 gr.
II.	—	—	8	"	3	"	12	"	—	1	"	20	"
III.	—	—	8	"	3	"	48	"	—	2	"	4	"
IV.	—	—	8	"	3	"	12	"	—	1	"	20	"
V.	—	—	16	"	6	"	24	"	—	3	"	12	"

Die Bezahlung geschieht bei Erscheinung des ersten Hefts auf den ganzen Jahrgang.

Da das erste Heft des nächsten Jahrganges schon in der ersten Woche des Dezembers ausgegeben wird, so werden die resp. Abonnenten ersucht, mit ihren Bestellungen bei den Postämtern oder Buchhandlungen zu eilen.

Mohr und Zimmer, als Verleger.

Inhaltsverzeichniß

von

Vogts (R.) europäischen Staatsrelationen, dreizehnten Bandes erstes Stück, Frankfurt am Main in der Andreäischen Buchhandlung.

I. Ueberblick. Der europäische Staatenbund.
II. Französisches Reich.
III. Spanien.
IV. Italien.
V. Deutschland oder der rheinische Bund.
VI. Rußland mit Schweden, Dänemark und Preussen.
VII. Ungarn oder die österreichische Monarchie.
VIII. Griechenland und die europäische Türkei.

---

*) Wir verweisen die Leser deßhalb auf die Studien, herausgegeben von Daub und Creuzer, welche künftig lediglich als bisher fortgesetzt und durch welche die hierhergehörigen wissenschaftlichen Untersuchungen dem Publikum mitgetheilt werden sollen.

Die Verlagshandlung.

Digitized by Google

Bei Abr. ter Meer in Leefeld iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Menſch

oder

Darſtellung aller Völker

der bekannten Erde.

Zweiter Band. Erſtes Heft.

Mit drei illuminierten Kupfern.

Es enthält I. Schilderung der Neuseeländer, II. der Pelew-Inſulaner, III. der Bewohner der neuen Hebriden.

Von dieſem Werke erſcheint ins künftige von Vierteljahr zu Vierteljahr ein Heft von zwölf Bogen mit drei bis vier illum. Kupfern. Der Preis von jedem Hefte iſt 1 Thlr 18 gr. ſächſ. oder 3 fl. 15 kr. rheiniſch. Auf gegl. Velinpapier 2 Thlr. 12 gr. ſächſ. oder 4 fl. 30 kr. rheiniſch.

Man findet obiges Werk bei H. R. Sauerländer in Aarau.

Eben iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Friedenspräliminarien.

Erſtes Heft. 16 Gr.

und

Intelligenzblätter

zu den

Friedenspräliminarien.

Ladenpreis 2 Thlr. 12 Gr. Pränumerationspreis 1 Thlr. ſächſ.

Dieſe Journale haben, um es in wenig Worten zu ſagen, den Zweck: 1) Die Geſchichte unſerer Zeit in ihren Folgen und Wirkungen, mit Hinſicht auf Napoleons Abſicht, einen allgemeinen Frieden zu erkämpfen, ſo darzuſtellen, daß man ſtets, jetzt und in der Folge, die Lage aller europäiſchen Staaten, in ihrer politiſchen Exiſtenz, vor Augen haben kann. 2) Die innere Organiſation jedes einzelnen Staates mit Vergleichung anderer freimüthig darzuſtellen, um in der Stimme des Volks auf Verbannung jede ſchädlichen Verfaſſung nach und nach hinzuarbeiten, und da, wo noch Mängel ſtatt finden, auf das Gute anderer Staaten aufmerkſam zu machen, oder neue Ideen zur Vervollkommnung aufzuſtellen. (Dahee wird auch jeder gebildete und rechtſchaffene Mann gehoren, dieſes Inſtitut möglichſt durch allgemeine Verbreitung deſſelben ſowohl, als durch eine treu und gewiſſenhaft abgefaßte und von ihm verbägte Schilderung des Zuſtandes jedes einzelnen Diſtrikts, den er genau kennen zu lernen Gelegenheit hatte, zu unterſtützen.) Daß zu mehrerer Abwechſelung andere, auf obigen Hauptzweck jedoch hinarbeitende, Aufſätze, Anekdoten, mitgetheilt werden, verſteht ſich von ſelbſt, und hierzu ſind ganz vorzüglich die Intelligenzblätter (die man nicht mit literariſchen Beilagen verwechſeln muß) beſtimmt. Das Nähere hierüber findet ſich in dem achtzehnten Hefte der neuen Feuerbrände, ſo wie in den Nummern des Intelligenzblattes zu den Friedenspräliminarien. Wem ein, dieſem genannten Zweck nach, genau zu ordnendes, von vielen der gebildetſten und braven Männer beinahe aller Staaten unterſtütztes Inſtitut, einiger Aufmerkſamkeit werth ſcheint, der erfülle die Bitte, beide Journale, als allen Ständen angemeſſen, nach Kräften bekannt zu machen.

Der Inhalt des erſten Heftes der Friedenspräliminarien iſt:

Vorerinnerung. — Univerſalmonarchie und deren Folgen nach der Geſchichte, ſo wie nach dem Studium des menſchlichen Herzens berechnet. — Blicke auf die politiſche Lage der europäiſchen Staaten. Politiſche Lage von Frankreich. Politiſche Lage von Rußland. — Unſere Seeethätigkeitsſpitze. — Bemerkungen über das kaiſerlich-öſterreichiſche Militär. (Von einem Augenzeugen.) Rühmliche Seiten deſſelben. — Deutſchland wird ſteigen! Wo leuchtet ſeines künftigen Glücks Geſtirn? — Reminiſzenzen. Chatelets und Peter Hammers Prophezeihung. — Waeum führte Napoleon im Januar 1807 ſeine Hauptmacht von der niederen zu der oberen Weichſel? (Fragment aus einem größern unter der Preſſe befindlichen Werke.) — Schreiben an den Kriegsrath von Cölln nebſt deſſen Antwort.

Man findet dieſe Journale bei H. R. Sauerländer in Aarau.

Anzeige.

In unſerm Verlage iſt erſchienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Friedrichs des Großen Unterredungen mit mir im Jahre 1782, bei meiner Anſtellung in den preuſſiſchen Dienſt.

Die Lage der Welt und Europens ſeit dem Tode Friedrichs des Großen.

Zwei Fragmente aus den Rückerinnerungen an große Männer. Vom Obreſten von Massenbach

Preis auf Schreibpapier 12 gr. und auf Druckpapier 6 gr.

Kunſt- und Induſtrie-Comptoir in Amſterdam. (Warmoesstraat N. 2.)

Wir haben von dem letzten Beſitzer die ſämmtlichen vorräthigen Exemplare

des Konverſations-Lexikons

mit dem Verlagsrechte käuflich an uns gebracht, und iſt daſſelbe von jetzt an nur von uns zu erhalten. Der noch fehlende ſechste Theil, als Schluß des ganzen Werks iſt nun vollendet, und in allen Buchhandlungen zu haben.

Wir haben dieſe Nachricht den zahlreichen Beſitzern der erſten fünf Theile dieſes in ſeiner Art einzigen Werks ſchuldig zu ſein geglaubt, da ſchon ſeit ſo langer Zeit die endliche Vervollſtändigung deſſelben gewünſcht worden iſt. Der Preis dieſes neuen ſechſten Theils iſt 1 Thlr. 18 gr., und die eines kompleten Exemplars in 6 Bänden ſauber brochirt 8 Thlr., und ſauber gebunden 1 Thlr. 2 gr mehr. — Der vollſtändige Titel deſſelben zeigt denen, welchen dies Werk noch unbekannt ſein möchte, deſſen Zweck und Tendenz hinreichend an:

Konverſations-Lexikon

oder

kurzgefaßtes Handwörterbuch

für

die in der geſellſchaftlichen Unterhaltung aus den Wiſſenſchaften und Künſten vorkommenden Gegenſtände

mit

beſtändiger Rückſicht auf die Ereigniſſe der ältern und neuern Zeit.

in 6 Bänden komplet.

Wir erlauben uns hier die Verſicherung, daß man zu Weihnachts- und Neujahrsgeſchenken ſchwerlich ein anziehenderes und zugleich für immer brauchbares Werk wählen könne, als dieſes.

Leipziger Michaelismeſſe 1808.

Kunſt- und Induſtriecomptoir in Amſterdam.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 19. — den 8 März 1809.

Gemälde der Ereignisse in Spanien, u. s. w.

(Fortsetzung.)

Hofintriguen sind allezeit Konspirationen gegen die Würde des Souveräns.

Doch bei der unerschütterlichen Treue, mit welcher Karl IV seinem Freunde, dem Friedensfürsten, anhing, mußte die anti-französische, d. h. die englische Parthei, am baldigen Untergang des Friedensfürsten und an einer Aenderung des politischen Systems verzweifeln. Es blieb ihr nichts übrig, als mit ihren Hoffnungen dem künftigen Thronfolger, dem Prinzen von Asturien, entgegen zu gehen. Die Hinfälligkeit des sechszigjährigen Monarchen und die Beitsamkeit des königlichen Sohnes gaben ihren Einbildungen weiten Spielraum.

Ferdinand, Prinz von Asturien, ein kaum zwanzigjähriger Jüngling, geschmeichelt von seinen Umgebungen als der künftige Wiederhersteller altspanischen Glanzes, hatte mit dem Ungestüm der Jugend die Schwäche ihrer Erfahrungslosigkeit. Er athmete mit den Grundsätzen der anti-französischen Parthei den Haß der Grandes, der hohen Geistlichkeit gegen den Friedensfürsten ein. Der Unwille aller Stände gegen diesen Minister, so wie die heimlichen Seufzer des Volkes, schienen seine Leidenschaft zu rechtfertigen, die er vom Anblick der Dinge, nicht vom schlauen Partheigeist, empfangen zu haben glaubte. So ward er unvermerkt das Haupt, vielleicht auch nur das Werkzeug einer Konföderation von Großen, die das Interesse des Thrones mit dem ihrigen vermengten, und sich mit dem Beifall einer öffentlichen Meinung brüsteten, welche sie doch selbst erst hervorgerufen hatten.

Frankreich kannte die hundert Intriguen, welche den Hof von Madrid verwirrten, kannte die Stimmung des Prinzen von Asturien, und die Männer, welche ihn leiteten. Weit entfernt aber, Feindseligkeit oder Verachtung gegen den künftigen Beherrscher Spaniens zu äussern, scheint, selbst nach den Geständnissen der englischen Parthei, der französische Hof alles versucht zu haben, um Ferdinands Herz für Frankreich wieder zu gewinnen. Man war selbst geneigt, dem Erben des spanischen Throns eine dem Kaiser verwandte französische Prinzessin zur Gemahlin zu geben, und so die politischen Bande, welche beide Nationen verknüpften, durch die ehrwürdigen Bande des Bluts zu stärken.

Dies geschah im Jahre 1807. Eine solche Verbindung, wiewohl sie Spaniens Ruhe sichern konnte, war der anti-französischen Parthei sehr natürlich entgegen. Man suchte sie zu hindern, und brachte Zwietracht in die angesponnenen Unterhandlungen, ohne daran zu denken, wie leicht das Zartgefühl des Hofes von St. Cloud verwundet werden könnte.

Indem man diese Thatsachen aus der Feder spanischer Insurrektions-Schriftsteller selbst erfährt, muß man über die Inkonsequenz der gleichen Männer erstaunen, wenn sie frechen Mutes das Volk zu überreden suchten, es sei Napoleons Absicht längst gewesen, den letzten Zweig der Bourbonen aus der Reihe europäischer Souveräne zu verbannen.

Die Geschichte urtheilt nach Thatsachen, der Partheigeist vor denselben.

Wie angelegentlich Napoleon, uneingedenk seiner Macht und seiner Siege, um die Freundschaft Spaniens ward, wieviel ihm daran lag, die Treue dieses Königshauses zu lohnen, erhellt aus Folgendem.

Digitized by Google

In eben der Zeit, da die Negoziationen über die Vermählung des kastilianischen Thronerben eingeleitet waren, wurde zwischen Frankreich und Spanien am 27 Oktober 1807 der geheime Traktat von Fontainebleau abgeschlossen. Wir kennen ihn aus der Flugschrift des Don Pedro Cevallos, ersten Ministers Ferdinands des Siebenten, die derselbe zur Zeit der großen Insurrektion neulich abdrucken und zur Begeisterung der anti-französischen Partei austheilen ließ. *)

Jenem Vertrage zufolge sollte der König von Hetrurien die portugiesische Provinz Entro Minho y Duero mit dem Titel eines Königs von Nordlusitanien; der Friedensfürst die portugiesische Provinz Alentejo und das Königreich Algarvien, mit völligem Eigenthum und Souveränetät, als Fürst von Algarvien erhalten; jener aber, wie dieser, unter Protektion des Koniges von Spanien bleiben. Die portugiesischen Provinzen Beyras, Tras los Montes und Estremadura sollten hingegen bis zum Definitivfrieden unentschiedenen Schicksals bleiben, um vielleicht dem Hause Braganze gegeben werden zu können, wofür Spanien aber auf die Zurückerhaltung Gibraltars und der von England eroberten Kolonien zu zählen hatte. Frankreich garantirte in diesem Vertrage außerdem noch Spaniens wirkliche Besitzungen jenseits der Pyrenäen, und verpflichtete sich, beim allgemeinen Frieden, oder spätestens in drei Jahren, den König von Spanien als Kaiser beider Amerika's anzuerkennen.

Schwerlich konnte Napoleon durch Thatsachen heller dathun, wie sehr es ihm um Spaniens treue Freundschaft zu thun war. Die gleichen Bevollmächtigten, welche jenen geheimen Traktat in Fontainebleau unterhandelt hatten, der Marschall Michel Duroc und der Staatsrath Eugenio Izquierdo de Riba y Lazaun, schlossen zu seiner Vollziehung zugleich eine besondere Konvention ab. Frankreich machte sich dabei anheischig, 25,000 Mann Infanterie und 3000 Mann Kavalerie durch Spanien gegen Portugall anrücken zu lassen, während Spanien 8000 Mann Infanterie und 3000 Mann Kavallerie nebst 30 Kanonen dazustossen, und mit einer 10,000 Mann starken Division die Provinz Entro Minho y Duero nebst Oporto, so wie mit einer andern 6000 Mann starken Division Alentejo und Algarvien zu besetzen hatte.

Wer die Bande der Natur verhöhnt, verhöhnt noch leichter die Bande der menschlichen Gesetze.

Während dieser wichtigen Unterhandlungen und der Anstalten zu ihrer Vollziehung stieg die Unruhe der anti-französischen Parthei in Spanien zur Verzweiflung. Sie theilte sich dem Prinzen von Asturien mit. Man entwarf gewagte Unternehmungen, den längst ersehnten Sturz des Friedensfürsten zu bewerken. Man schmeichelte sich, wenn dieser Minister einmal von der Seite des Königs gerissen sein würde, den Gang der öffentlichen Geschäfte in die Gewalt zu bekommen, und manches Geschehene zu vereiteln. Der Sohn mußte gegen den königlichen Vater aufstehn.

Es ist aus den öffentlichen Blättern bekannt, dieser Anschlag ward verrathen und mißlang. Am 31 Oktober 1807 wurde vom Könige selbst dem versammelten Conseil die Verschwörung einzelner Großen bekannt gemacht, an deren Spitze der Prinz von Asturien gestanden. Sie wurde eine „Verschwörung gegen das Leben des Königs" genannt, und hatte die Gefangennehmung des königlichen Jünglings in der Abtei von St. Lorenzo zur Folge.

Die geistlichen und weltlichen Gegner des Friedensfürsten liessen sich durch das Scheitern des ersten Versuchs nicht von der Fortsetzung ihrer Entwürfe zurückschrecken. Indem sie den Prinz von Asturien als einen unschuldig Verfolgten darstellten, suchten sie das Mitleiden der erstaunten Nation, vielleicht die blinde Rache derselben, für ihn in Anspruch zu nehmen. — — Der betrübte Monarch Spaniens, welcher selbst aus zärtlicher Schonung seines Hauses die verbrecherischen Plane, in die sein Sohn verwickelt worden war, verschleiert ließ, begnadigte ihn, nach förmlicher durch die öffentlichen Blätter hinlänglich bekannten Abbitte des Prinzen. Zu dieser Begnadigung konnten sowohl die Regungen eines väterlichen Herzens, als auch die Wahrnehmungen von den Gährungen wirken, welche sich im Volke äußerten.

Frankreich behandelte die Begebenheiten des spanischen Hofes als der Hauptsache fremd. Die Vollziehung des Vertrages von Fontainebleau begann; dem gemäß ward Hetrurien an Frankreich übergeben. Die Königin dieser eben so schnell entstandenen als verschwundenen Monarchie reisete nach Madrid, um dort eine neue Krone zu empfangen. Französische und spanische Truppen zogen gegen Portugall.

Der Starke geht nur sichre durch eigene Kraft.

Doch nicht ganz gelassenen Gemüthes sah Napoleon seine Truppen über die Pyrenäen ziehen, um Verpflichtungen gegen einen Hof zu erfüllen, dessen Entschlüsse in den ungestümen Bewegungen der Faktionen schwankten. War die Gewalt derselben mächtig genug gewesen, dem Monarchen auf dem Thron Verzeihung gegen diejenigen abzudringen, welche sich wider sein kummervolles Alter verschworen hatten, so konnte es begreiflich sein, wie auch die Allmacht des Friedensfürsten ihr zuweilen weichen mußte. — Schon da Napoleon im Herbst 1807 gegen den Norden gezogen war, hatte sich, durch seine Ferne sicherer, die englische Parthei wichtig genug machen können, im Rücken der französischen Heere drohende Bewegungen vorzubereiten. Eine Proklamation vom 4 Oktober rief damals ganz Spanien zu den Waffen, und zwar in dem entscheidenden Augenblicke, da der Kaiser dem Saalestrom zueilte. Aber neun Tage später entschied der Tag von Jena Preussens Schicksal, und muthlos hatte man den Plan der großen Bewaffnung fallen lassen. — Welches Vertrauen konnte Napoleon auf den Hof von Madrid gründen?

Jetzt hung Spaniens Ruhe und Treue an dem vergänglichen Odem eines Greises, dessen Tage der Schmerz über häuslichen Unfrieden verzehrte. Die Abneigung des Prinzen von Asturien gegen Frankreich war offenkundig. Selbst die spanische Krone noch dem Leben des Vaters auf sein Haupt zu setzen, hatte er um den Preis verschmäht, sich mit einer Cousine Napoleons zu vermählen. — Die Mehrzahl der Großen war längst schon von

*) Sie kam auch in das übrige Europa. In Deutschland ward sie unter dem Titel: „Darstellung der Begebenheiten in Spanien, von dem Ausbruch der Unruhen zu Aranjuez bis zum Schlusse der Junta von Bayonne; von Don Pedro Cevallos, ersten Sekretär des Staats und der Depeschen Sr. katholischen Majestät Ferdinands des Siebenten, 1808" übersetzt. Es enthält eine grimme Dosis historischen Skepticismus dran, um bald den einleitenden Gesichtspunkt dieser Revolutionsschrift zu erkennen, und wahrzunehmen, wie neben einer Reihe von Thatsachen und Aktenstücken, die für Frankreich reden, eine Reihe unterwebener Muthmaßungen und Verdächtigungen gegen dasselbe kehren, die nur der Gerechtigkeit des Partheygeistes genießbar sind.

Digitized by Google

der untergehenden Sonne ab, der aufgehenden zugewandt, und das seit sechszehn Jahren von München und Ebelleuten gegen Godoi und Frankreich eifrig bearbeitete Volk erwartete von der Erscheinung Ferdinands auf dem Throne seiner Väter die unmittelbare Wiederkehr des goldenen Zeitalters. — Ein Zufall, ein Augenblick, ein Wink konnte alles umgestalten, und die Spitzen der spanischen Waffen, jetzt noch gegen Portugall gekehrt, auf die Brust der Franzosen richten.

Das französische Hülfskorps wanderte über einen unsichern Boden, rings von mißvergnügten Blicken beobachtet. Doch eine Reserve, mehr zum Schutz als zur Unterstützung der ersten Kolonnen, überstieg das Gränzgebirge, und nahm zu eigener Sicherung in den Festungen Pampeluna, St. Sebastian, Figueras und Barcellona Stellung.

Betroffen durch diese Maasregeln der Vorsicht, und fremd mit dem Zweck französischer Truppenmärsche durch Spaniens Inneres, verbreitete sich der Glaube im Volk, Napoleons Absicht sei, das große Königreich mitten im Frieden zu unterjochen. Die mißvergnügten Parteihäupter begünstigten die empörenden Sagen, oder dichteten neue, die Gährung zu erhöhen. Einige behaupteten, der Friedensfürst habe Spanien um unermeßliche Summen verkauft; andere, er sei mit der Königin einverstanden, den Prinzen von Asturien um die Thronfolge zu bringen; andere, Don Godoi habe mit den Britten unterhandelt, seine Schätze nach Gibraltar und sich nach Amerika flüchten zu können; andere, es sei der Entwurf des Günstlings, die gesammte königliche Familie nach Mexiko zu entführen, und zur Geschichte der Flucht des Hauses Braganza ein schnelles Seitenstück zu liefern.

Diese verworrenen Gerüchte, immer dunkle Vorboten erschütternder Ereignisse, trieben die Spannung der Gemüther auf das höchste, und bereiteten das Volk zur Unterstützung außerordentlicher Ereignisse vor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stoff zu Parallelen.

Ein Stufter des großen Sully.

Sully, der tapfere Krieger und Feldherr, der kluge Staatsmann, schrieb im vierzehnten Buche seiner Denkwürdigkeiten folgende Stelle, die eine von jenen gesunden und weisen Maximen ist, durch welche seine Arbeiten die schönste Quelle des Unterrichts für Fürsten und Minister ward.

„Der Friede, und nur Friede ist das große, allgemeine Interesse Europens. Die kleinern Fürsten sollen ihr ganzes Streben dahin richten, die größern Mächte darin zu erhalten, und die ansehnlichern Monarchen müssen die kleinern zum Frieden zwingen, indem sie den schwächern und unterdrückten beistehen. Dies ist der einzige Gebrauch, den sie edler Weise von ihrer Uebergenheit machen können. Ich wundere mich nur, wie unser Welttheil, aus so zivilisirten Völkern zusammengesetzt, sich noch nach so rohen, armseligen Grundsätzen beträgt? Wohin zuletzt zielt alle die tiefe Politik, mit der man sich so gern brüstet? — sich unaufhörlich einander zu zerreissen. Immer ist Krieg und Krieg das Ende von allem; man kennt kein anderes Auskunftsmittel, weiß keinen Knoten anders zu lösen, als mit dem Schwerd. Das ist immer des kleinsten wie des größten Souverans letzte Zuflucht, nur mit dem Unterschiede, daß jener kleineres, dieser größeres Geräusch macht; jener in Verbindung mit Andern, dieser, um seine Macht bewundern zu lassen, lieber allein agirt. — — Warum, in Gottes Namen, legen wir uns denn immer die Nothwendigkeit auf, Krieg anzufangen, um Frieden zu haben? — Denn Friede ist doch der Endzweck jedes Krieges, und man wählt ihn, weil man kein besseres Mittel weiß, ins Reine zu kommen. — Wir aber drehen die einfache Wahrheit um. Wir scheinen nur Frieden zu machen, um Krieg zu bekommen."

Variétäten.

Aus Deutschland.

— Der bekannte preussische Minister Freiherr von Stein war im Oktober 1757 in Nassau an der Lahn geboren; studirte im Jahre 1772 zu Göttingen, und bildete sich in seinen Nebenstunden zu Wetzlar, Regensburg, endlich zu Wien (beim Reichshofrath) weiter aus. Friedrich der Zweite nahm ihn nach dem baierischen Erbfolgekrieg als Kammerherrn und Bergrath in seine Dienste. — Im Jahre 1784 ging er als Gesandter zum Kurfürsten Karl Joseph nach Aschaffenburg; warf sich nachher ganz in das Finanzfach, ward Oberbergrath zu Schwelm in der Mark; dann Kammerdirektor der westlich-preussischen Provinzen; trat endlich an die Stelle des Ministers von Heinitz; schuf die Tresorscheine; gab 1806 seine Stelle auf; ward nach dem Tilsiter Frieden auf kurze Zeit Premierminister des preussischen Monarchen, und zog sich durch seinen bekannt gewordenen Brief an den Fürsten von Saun-Wittgenstein Frankreichs Haß zu. Er trat in die Dunkelheit des Privatstandes zurück.

— Der tapfere Ferdinand v. Schill, einer der wenigen Preussen, die im letzten Kriege, wo alles Dornen erndete, einige Lorbeern gewann, ist im Jahre 1773 zu Gotha, bei Rasenberg in Schlesien, auf seinem väterlichen Gute geboren. Er kam von den Schülen in Breslau im J. 1789 als Junker zum Husarenregiment von Schimmelpfennig, und war bei dem Ausbruche des Krieges 1806 Secondlieutenant beim Dragonerregiment der Königin. In der Schlacht von Jena trug er einige gefährliche Kopfwunden davon; er ging über Magdeburg nach Colberg, von wo aus er, nach seiner Genesung, sich durch mehrere glückliche Coups im kleinen Kriege vortheilhaft auszeichnete.

— * Lübeck. Die Mißzellen s. d. u. Welt (1808. N. 103) haben von mir ein Werk, als bald erscheinend, angekündigt. Ich bemerke dieß, daß der Titel des gemeinten Werkes nicht *Le plan de Napoléon et de la Providence* sei, sondern: *Le plan de Napoléon et celui de la Providence*. Uebrigens möchte das Werk sobald nicht erscheinen.

Villers.

Aus Holland.

— Die holländische Landmacht besteht jetzt aus folgenden Truppen: 1) Militär-Etat des Königs, nämlich ein Generalstab, ein Kadettenkorps, ein Regiment Grenadiers, ein Regiment Garden zu Pferde eine Division Artillerie, eine Kompagnie Veteranen. 2) Aus 8 Regimentern Infanterie, jedes zu 2000 Mann, 1 Reg. Jäger, 3 Bataillons Artillerie,

Digitized by Google

1 Kompagnie Pontonniers, 1 Komp. Trainstidatn, 1 Korps Gendarmes, 1 Reg. Kürassiere, 2 Reg. Husaren, 8 Komp. Veteranen, 1 Komp. Mineurs, 1 Korps Ingenieurs. Es sind bei dieser Armee gegenwärtig 3 Marschälle, 7 Generalleutenants, 12 Generalmajors, 4 Beigadiers. Von sämmtlichen 26 Generalen sind 7 Franzosen.

Die holländische Marine, unter den Admiralen Boehmer, de Winter, dem Vizeadmiral Kikkert und 4 Schouten by Nacht oder Contre-admiralen, ist noch im Werden, und wird beständig vermehrt. Das neueste erst vor wenigen Monaten vom Stapel gelassene Linienschiff von 90 Kanonen, der Handel von Amsterdam, ist eins der größten, welches die holländische Marine je hatte.

Die Bevölkerung von Holland nach der Vereinigung mit Ostfriesland, Jever u. s. w. und mit Ausschluß des an Frankreich abgetretenen Vliessingen betrug im Anfange des Jahrs 1809 2,046,224 Seelen.

Meteorologische Beobachtungen im Aargau. Februar 1809.

Tag des Monats	Barometer. Bei Sonnen-Aufgang.	Barometer. Bei Sonnen-Untergang.	Thermometer. Bei Sonnen Aufgang.	Thermometer. Nachm. 2 Uhr.	Thermometer. Bei Sonnen-Untergang.	Schnee oder Regen. Nachts.	Schnee oder Regen. Vorm.	Schnee oder Regen. Nachm.	Thau oder Reif.	Winde. Vorm.	Winde. Nachm.	Nebel.	Himmels-Beschaffenheit. Vorm.	Himmels-Beschaffenheit. Nachm.
1	27. 1 2/10	27. 8/10	— 1	+ 6	+ 4	—	—	—	Reif	W.	N. W.	Vorm.	heiter	heiter
2	27. 1/10	27.	0	+ 10	+ 9	—	—	—	Reif	W.	W.	—	heiter	heiter
3	26. 9 6/10	26. 9 3/10	+ 3	+ 10	+ 8	—	—	—	—	W.*	W.	—	heiter	heiter
4	26. 9 6/10	26. 9 2/10	+ 1	+ 9	+ 7	—	—	—	Reif	N. W.	N. W.	—	heiter	heiter
5	26. 9 2/10	26. 9 7/10	+ 4	+ 4	+ 3	Regen	Regen	Regen	—	W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
6	26. 9 6/10	27.	+ 2	+ 5	+ 5	—	—	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
7	26. 9 7/10	26. 9 7/10	+ 1	+ 8	+ 5	—	—	—	Reif	N. W.	N. W.	—	heiter	heiter
8	26. 9 4/10	26. 9 5/10	0	+ 5	+ 2	—	—	—	Reif	N. W.	O.	Vorm.	heiter	bewölkt
9	26. 9 3/10	26. 9 4/10	+ 1	+ 6	+ 4	—	—	—	—	O.	O.	—	bewölkt	bewölkt
10	26. 9 4/10	26. 9 4/10	+ 2	+ 4	+ 4	—	—	Regen	—	N. O.	N. O.	—	bewölkt	bewölkt
11	26. 7	26. 6	+ 4	+ 7	+ 6	Regen	Regen	—	—	N. W.	N. W.*	—	bewölkt	heiter
12	26. 5 6/10	26. 4 4/10	+ 5	+ 11	+ 7	Regen	—	Regen	—	W.	S. W.*	—	bewölkt	bewölkt
13	26. 6 3/10	26. 7 3/10	+ 3	+ 5	+ 3	Regen	Regen	Regen	—	S. W.*	S. W.*	—	bewölkt	bewölkt
14	26. 9	26. 9	+ 4	+ 7	+ 5	Regen	Regen	Regen	—	S. W.*	S. W.*	—	bewölkt	bewölkt
15	27.	27. 1/10	+ 5	+ 9	+ 6	—	—	—	—	S. W.	S. W.	—	heiter	heiter
16	27. 2/10	27. 1/10	0	+ 7	+ 5	—	—	—	Reif	S. W.	S. W.	—	bewölkt	heiter
17	26. 8 9/10	27. 3/10	0	+ 8	+ 5	—	—	Regen	Reif	N. W.	S. W.*	Vorm.	heiter	bewölkt
18	27. 2 1/10	27. 2 3/10	+ 3	+ 7	+ 7	Regen	—	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
19	27. 5 6/10	27. 5	+ 4	+ 14	+ 6	Regen	—	—	—	N. W.*	N. W.	—	heiter	heiter
20	27. 4 5/10	27. 2 5/10	0	+ 10	+ 7	—	—	—	Reif	N. W.	W.	Vorm.	heiter	heiter
21	27. 4/10	26. 9 8/10	+ 3	+ 4	+ 4	—	Regen	N. u. S.	—	W.*	N. W.*	—	bewölkt	bewölkt
22	27. 2 3/10	27. 3	— 2	+ 4	+ 1	Schnee	Schnee	—	—	N. W.*	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
23	27. 1 5/10	27.	— 1	0	+ 1	Schnee	Schnee	Schnee	—	S. W.*	S. W.*	—	bewölkt	bewölkt
24	27. 2 1/10	27. 3	— 1	+ 4	+ 1	Schnee	—	Schnee	—	W.	O.	—	bewölkt	bewölkt
25	27. 3	27. 3	— 2	+ 3	+ 1	—	—	—	—	O.	S. O.	—	heiter	heiter
26	27. 3 3/10	27. 3 7/10	— 4	+ 2	+ 1	—	—	—	Reif	S. O.	O.	—	heiter	bewölkt
27	27. 3 7/10	27. 3 5/10	0	+ 7	+ 4	Schnee	Schnee	—	—	W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
28	27. 3 5/10	27. 3 4/10	+ 2	+ 7	+ 5	—	—	—	—	W.	S. O	—	bewölkt	heiter

Anmerkungen.

Selten zeigte seit mehrern Jahren die Witterung eines Monats auffallendern Wechsel, als die Witterung des Februars. Er begann mit aller Heiterkeit des Frühlings. Die Haseln, Erlen und Weiden (*mezereum*), auch *corcus mas* blühten. Die Reben- und Weidenarten, selbst einige Obstarten, besonders ihre Blattknospen zu entfalten. — Um die Mitte des Monats wechselten Sturmwinde und Regenmäße. Wir beobachteten ein Gewitter, das in der Ferne donnerte, am 14 Abends um 10 Uhr, und bei St. Dennis, Saarlouis und andern Orten Frankreichs ständende Blitze fallen ließ. Die Atmosphäre war in lebhafter Wandelbarkeit; des Barometers Quecksilber stieg und fiel eben so schnell als beträchtlich, wovon die ausserordentliche hohe Barometerstand (27″ 5 6/10‴) am 19 zeigt, der nur während des Orkans vom 21 verlor. — Das Ende des Monats war Erneuerung des Winters; ein dichter Schnee verhüllte Berg und Thal.

Im Anfange dieses Monats wurden in der ganzen Schweiz beinahe nur Katarrhal-Fieber und Rheumatismen beobachtet. Als Typhus zeigten sie sich im nördlichen Theil des Emmans, und verbreiteten sich unter die Maske des Wechselfiebers im Renfthal (Kanton Aargau und Luzern).

Beinahe allgemein waren Brust- und Hals-Katarrhe bei den mehr ertrankten Einwohnern, wie bei Kindern und alten Personen, angetroffen. Bei diesen erschienen die natürlichen Folgekrankheiten, Hühnen und Brustwasserjucht im Kanton Solothurn und Aargau; bei jenen ward bald das Gerüst- bald das Nervensystem mehr angegriffen, und die von Mitter beschriebene Entzündlichkeit oder die häufige Entzündung entzündung erlitten.

Im Kanton Zürich zeigten sich gegen die Mitte des Monats hin und wieder Spuren der genannten Hühnen; im Aargau und dem angrenzenden Theil Berns die häutige Bräune (Croup der Engländer). Bald verschwand diese Krankheit wieder, ehe sie in ihrer vollen Ausbildung erkannt werden konnte. Entweder genasen die Kinder nach Fieberanfällen, Nierengeschlaanheit und Schlafsucht, mit rothem aufgetriebenem Gesicht und heißem Husten; oder der eigene krähend-pfeifende Ton der Inspiration, beim Husten und Schreien, mit allen Zufällen dieser bedauernswerthen Krankheit, ertönte sich zu nennen.

Bei der ganz ausgebildeten Krankheit wurden im Kanton Bern und Aargau mehrere Kinder geretten, bei welchen, nahen der Beachtung der allgemeinen Vitalitätsäußerung, die von Rusch, Bard, Reymann, Kuhn, Thilenius, Herke, Reil, Jahn, Autenrieth u. a. angerühmte Heilmethode anerwendet wurde.

S.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 20. — den 11 März 1809.

Wunsch
eines deutschen Gelehrten über die gothische Sprachkunde, der aus Spanien befriedigt werden kann.

In öffentlichen Blättern ist bemerkt worden, daß die politischen Veränderungen, die seit kurzer Zeit im Königreiche Spanien vorgefallen sind, auf die Schätze der Literatur und Kunst, so wie auf ihre Benutzung, einen wohlthätigen Einfluß haben werden, nachdem sie bisher unter festen Schlössern, vielleicht gar im Staub und Moder, begraben lagen.

Herzlich gern gönne ich den Gelehrten, und vorzüglich den Orientalisten, die herrliche Ausbeute, die unter den arabischen, syrischen und persischen Handschriften des Eskurials und vielleicht mancher Klöster ausgehoben werden wird, welche die frühern Bewohner Spaniens, die Mauren, nach ihrer Vertreibung zurückgelassen haben.

Als Deutscher habe ich für meine Sprachgenossen noch ein eigenes Interesse, das ich den Freunden des Alterthums ans Herz lege.

Die Gothen waren unsere Vorältern; bei ihnen treffen wir den ältesten Urstamm unserer Sprache an. Von ihnen besitzen wir noch den Codex Argenteus, der ursprünglich in dem Kloster Werden in Westfalen aufgehoben, von da zu Zeiten des dreißigjährigen Krieges nach Prag geflüchtet, von dem schwedischen Heere erobert, und nach Stockholm gebracht worden ist.

Mit silbernen Buchstaben auf purpurfarbenes Papier, so wie das griechische Psalterium in der Stadtbibliothek zu Zürich geschrieben, enthält er die vier Evangelien vom Bischof Ulphilas übersetzt, wie ihn die Griechen hießen, der aber Wolf oder Wölfle geheißen haben mag.

Schon einigemal ist er abgedruckt, und noch vor kurzem von Zahn herausgegeben, erläutert, und mit einem Wörterbuche versehen worden.

Der Bischof Ulphilas lebte in der Hälfte des vierten Jahrhunderts bei einem gothischen Volksstamme, der am östlichen Ufer des Dniesters und längs dem schwarzen Meere gegen Nord und Nordost seinen Sitz hatte. Ein anderer Theil dieses Volkes hatte sich zwischen dem Dniester und Pruth bis an die Mündungen der Donau herab angesiedelt. Diese nannte man die Westgothen und jene die Ostgothen. Von da aus fiel diese Nation die römischen Provinzen unter dem Kaiser Caracalla an; diente auch wohl den Kaisern um Sold gegen andere Völker.

Ulphilas erschien einigemal als Gesandter seiner Nation bei dem Kaiser Valens. Die Ostgothen eroberten in der Folge Italien unter ihrem großen König Theodorich. *) Aus diesen Zeiten haben wir noch eine oder zwei gothische Urkunden, die in Italien gefunden worden sind, und wovon man eine in Donii Inscriptiones antiquae (Florenz 1731. S. 496) antrift.

Ein Stamm der Westgothen setzte sich in Spanien fest, behauptete das Land, war der christlichen Religion zugethan, hatte seine Könige und Bischöfe, Liturgie und Gesetze in seiner Muttersprache. Die Gothen hatten in ihrem Alphabet viele Schriftzeichen der Römer und Griechen angenommen, mit denen sie ursprünglich in Verbindung standen. Erst später nahmen sie

*) Dessen Leben jetzt von einem jungen vielversprechenden Gelehrten, dem Hrn. Pfarrer Hurter in Schaffhausen, herausgegeben worden.

Digitized by Google

in Spanien die fränkiſchen Schriftzeichen an, nachdem die Abſchaffung der gothiſchen Buchſtaben in einer Synode zu Toledo im eilften Jahrhundert anbefohlen worden war.

Wohl iſt es alſo zu vermuthen, daß man in Klöſtern, Bibliotheken und Archiven Spaniens noch gothiſche Handſchriften von Bibelüberſetzungen, Liturgien und Geſängen finden möge. Erbt, da dieſe Gefangenen alle losgelaſſen werden konnen, iſt es der öffentlichen Aufmerkſamkeit werth, daß diejenigen, die mit dergleichen Unterſuchungen beauftragt werden, dieſe Denkmale des Alterthums nicht auſſer Augen verlieren mögen.

Durch ſolche Entdeckungen würden ſie ſich den Dank der deutſchen Nation erwerben, ja Aller, die in Norden oder Weſten mit den Deutſchen verwandte Mundarten ſprechen. Noch unter König Ferdinand und Iſabell fanden ſich im ſechszehnten Jahrhundert Nachkömmlinge der Gothen in den aſturiſchen Gebirgen. Spuren ihrer Sprache werden ſich am leichteſten in der Stadt Toledo auffinden laſſen. Der groſſe Kardinal Ximenes, der Herausgeber der Pologlottenbibel, hat in der Hauptkirche zu Toledo eine eigene Kapelle für den gothiſchen Gottesdienſt und Ritus geſtiftet, wo ſich derſelbe, wegen Anhänglichkeit des ſpaniſchen Klerus an alle frommen Stiftungen, vermuthlich bis auf den heutigen Tag noch erhalten haben wird.

Hier kommt noch zu bemerken, daß ein Gelehrter aus dem mittlern Zeitalter die Verdienſte der Gothen um die Religionswiſſenſchaften nicht mißkannt hat. Der berühmte Abt zu Reichenau, Walafridus Strabus, der im neunten Jahrhundert lebte, ſagt in ſeinem Buche De rebus eccleſiaſticis cap. 7: Die Unſerigen — alſo die Franken — haben viel Nützliches, das ſie vorher nicht wußten, von den Gothen gelernt, welche die heiligen Bücher in ihrer Volksſprache beſaſſen, wovon noch jetzt Denkmale bei einigen, d. i. bei den Franken, zu finden ſind.

Gemälde der Ereigniſſe in Spanien, u. ſ. w.

(Fortſetzung.)

Man glaube nicht, wie Choiſeul: „que les coups d'état ne sont pas des crimes, et que tout ce qui donne de la gloire est grand.“

Die anti-franzöſiſche Parthei, ſobald ſie ſich von der Stimmung der Nation überzeugt hatte, glaubte den Moment erhaſchen zu müſſen, der einer Revolution am Hofe und einer groſſen Regierungsveränderung gelegen ſchien.

Ein Theil der franzöſiſchen Truppen ſtand unter Junot in Portugall, beſchäftigt von den Engländern und der Unzufriedenheit der Portugieſen. Ein anderer Theil lag längs dem Ebro und in ſpaniſchen Städten zerſtreut, als Reſerve. Dieſe getrennte Macht ſchien ihnen nicht furchtbar genug, von kühnen Anſchlägen abzuſtehen. Die übrigen Heere Napoleons waren noch tief im Innern Europens, an der Weichſel, Oder und Elbe, oder an den Küſten der Oſtſee ausgedehnt, theils um den Friedensſchluß von Tilſit zu vollziehen, theils die deutſchen Völkerſchaften zu bewachen. Man berechnete bequem, daß Napoleon aus jenen überwundenen Ländern die Armeen nicht zurückziehn könne, ohne im Rücken derſelben einen allgemeinen Aufſtand befürchten zu müſſen, der ihm die Früchte aller nordiſchen Siege vereiteln durfte; oder, wenn er es dennoch wagen ſollte, daß dieſe Heere durch einen Marſch von vielen hundert Stunden über Ströme und Hochgebirge verſpätet und ermattet, Spanien erſt ſehen würden, wenn Junots Armee in Portugall aufgerieben, die Truppen am Ebro über die Pyrenäen zurückgeworfen, alle ſpaniſche Provinzen in Heerlager umgeſchaffen, und zahlreiche britiſche Armeen an den Küſten gelandet ſein würden.

Die Rollen wurden vertheilt. Man verbreitete emſiger ein Gerücht von naher Flucht der königlichen Familie. Die Soldaten wurden harangurrt. Man vertheilte Geld. Alles verkündete die Nähe eines verwegenen Anſchlags.

Die königliche Familie, verbunden mit ihrem Freunde, dem Friedensfürſten, ſuchte den Sturm zu beſchwören. Die ſpaniſchen Truppen wurden aus Portugall zurückgerufen, und zogen in Eilmärſchen nach der gährungsvollen Hauptſtadt des Reichs. Mehrere Verdächtige wurden verhaftet und verwieſen. Der König widerſprach öffentlich und mit Nachdruck den ſeltſamen Ausſtreuungen von ſeiner Flucht oder Entführung. Doch alle dieſe Maasregeln vermehrten nur die allgemeine Verwirrung, und beförderten das Werk der Verſchwornen, das ſie vernichten ſollten.

Der Hof befand ſich zu Aranjuez. Dort rottirte ſich der aufgewiegelte Pöbel zuſammen. Schaarenweiſe ſtrömten Bewohner Madrids und bezahlte Bauern dahin, um die vorgebliche Entführung des Königs zu hindern. Der ſpaniſche Monarch hielt ſich nicht mehr in der Mitte ſeiner verführten Garden geſichert; der Hof erblickte die Vorbereitungen zu einem Tumult, deſſen Ausgang nicht vorherzuſehen war, und rüſtete ſich, Aranjuez zu verlaſſen. Das Einpacken des Hofgeräthes, die Aufſtellung von Wechſelpferden längs der Straße von Sevilla ſchien nun den Verdacht der lärmenden Haufen zu beſtätigen.

In der Nacht vom 17 zum 18 März ſtürmten halbberauſchte Volksſchaaren, mit welchen ſich ſogar die Garden des Königes verbanden, den Palaſt des Friedensfürſten. Statt entſchloſſen an die Spitze ſeiner noch getreuen Leibwache zu treten, und durch perſönlichen Muth Ehrfurcht zu gebieten, oder einen rühmlichen Tod zu ſuchen, verbarg ſich der Herzog von Alcudia auf dem Fruchtſpeicher ſeines Hauſes und überließ der empörten Menge die Plünderung ſeiner Palaſte und das Verbrennen ſeiner köſtlichen Hausgeräthe auf öffentlichem Markt. — Endlich ward auch er gefunden, und nur der Ernſt des Prinzen von Aſturien rettete den ehmaligen Günſtling des Glücks vor der Wuth blutdürſtiger Pöbelrotten. Von einer langen 36 ſtündigen Todesangſt entkräftet, von Hunger und Durſt gefoltert, an Kopf und Schenkel blutend, vom unauslöſchlichen Schimpf gebeugt und von den Ausſichten in eine finſtere Zukunft übermannt, ſank der Mann, zu deſſen Füßen noch vor drei Tagen die ſpaniſche Monarchie lag, vor dem Prinzen von Aſturien mit den Worten nieder: „Ich bitte Ew. Majeſtät um Gnade.“ — „Du vergiſſeſt alſo, Manuel, daß mein Vater noch lebt?“ erwiederte ihm trocken der Prinz. — „Ich muß ihn für todt halten, da Sie dies befehlen.“ — „Noch iſt er nicht todt; aber bald hat er nicht mehr zu befehlen; und bin ich noch nicht König, ſo werde ichs doch unverzüglich ſein.“ — Mit dieſen Worten ließ Ferdinand den Unglücklichen in die Gefangenſchaft ſchleppen.

In eben jener ſchrecklichen Nacht herrſchte Verwirrung und Schrecken im Palaſt des Königs und der Königin. Beide wachten bis zum Morgen, und waren Zeugen des wilden Aufruhrs. Vater und Mutter zitterten vor dem Grimm eines Sohnes, der an der

Digitized by Google

Spitze der Empörung ihren Thron forderte. Nur schüchtern nahten sich dem verlassenen Königspaare wenige getreue Diener.

Das Geräusch der Waffen, das Geschrei der aufrührerischen Garden um den Palast erschreckte den königlichen Greis, und schien ihn zu belehren, daß er nur zwischen dem Tode oder dem Privatstande zu wählen habe. Sein Tod würde den Tod der Königin nach sich gezogen haben. Auf seine Frage nach dem Friedensfürsten erdeist er zur Antwort, dieser sei entflohn. „Desto besser“ seufzte der Monarch; „ich hätte seinen Tod nicht überlebt.“ — Und nun erklärte er, daß er bereit sei, einer Krone zu entsagen, die ihm schon entrissen war, und sie seinem Sohne Ferdinand zu überlassen, den der trunkene Pöbel unter den Fenstern der königlichen Wohnung schon zum Beherrscher Spaniens ausrief.

Kluglheit berechnet die Schritte; Leidenschaft wagt sie.

Als die Nachricht von diesen Ereignissen Paris erreichte, konnte Napoleon weder über die für Frankreich gefahrvollen Folgen derselben, noch über den zu wählenden Entschluß zweifelhaft bleiben. Er eilte nach Bayonne, an die französischen Grenzen, um entweder in einer Zusammenkunft mit dem entzweiten Königsgeschlecht den Frieden herzustellen, oder Frankreichs Interesse gegen den Sieg der anti-französischen Parthei mit den Waffen zu retten.

Früher schon, und gleich nach dem Aufstand zu Aranjuez, war der Großherzog von Berg an der Spitze der französischen Armee nach der Hauptstadt Spaniens geeilt, wo der Pöbel in viertägiger Anarchie die Häuser der Großen fruchtlos geplündert hatte. Das Schrecken seiner Waffen brachte die öffentliche Sicherheit zurück.

Der Prinz von Asturien, nun als Ferdinand VII zum König Spaniens und beider Amerika proklamirt, hatte den Thron seines gebeugten Vaters in Besitz genommen, und wollte die Revolution, welche ihn darauf erhoben, durch Napoleons Zustimmung kräftigen. Er befahl seinen Unterthanen, die französischen Truppen als Brüder zu empfangen. Seine Minister, Godoi's Todfeinde, suchten die Meinung glaubwürdig zu machen, der entflohne Friedensfürst habe mit den Engländern geheime Unterhandlungen gepflogen, ihnen die Flotten und Seehafen des Reichs überliefern, und nach dem Beispiel des Hauses Braganza sich mit seinen Schätzen und der königlichen Familie über den Ozean flüchten wollen; jener Aufruhr des Volks zu Aranjuez sei nicht das Werk unzufriedener Großen gewesen, sondern anzusehen wie eine Handlung des Instinkts der Nation zu ihrer Selbsterhaltung *). Ferdinand, indem er die gewaltsame Thronveränderung als gleich vortheilhaft für Spanien und Frankreich geltend zu machen bemüht war, schmeichelte sich um so mehr mit Napoleons Beifall, da er sich diesem durch Vermählung mit einer französischen Fürstin näher zu verbinden Hoffnung machte.

Die täuschende Kunst der Diplomatik änderte inzwischen nichts in dem Betragen des Großherzogs von Berg, welcher über den Zweck der Revolution Aufklärung suchte. Mit Gewandtheit begegnete er dem jungen Könige und seinen Ministern; er verwies sie an seinen Monarchen, ohne ihnen die Hoffnung auf dessen Gewogenheit zu nehmen. In derselben Zeit aber wandte er sich auch an Karl IV, der, obwohl entthront, doch von ihm so lange als rechtmäßiger Souverän Spaniens begrüßt werden mußte, als Napoleon ihn selbst dafür erkannte.

Bald genug enthüllte sich dem Oberbefehlshaber des französischen Heeres das Geheimniß jener Revolution. Er sah den neuen König umringt von Frankreichs bekannten Feinden; er sah in dem Siege Ferdinands den Sieg der anti-französischen Parthei; er sah das Mährchen vom Einverständnisse des Friedensfürsten mit den Engländern durch auffallende Thatsachen widerlegt; er empfing das berühmte Schreiben des entthronten Königs an Napoleon, worin der Beistand des Helden angeflehet ward, und las die Protestation Karls IV, fünf Tage nach der Entthronung geschrieben, gegen die gewaltsam von ihm abgeforderte und erzwungene Niederlegung der Krone.

Argwöhnisch und unruhig durch die Nähe des entthronten Vaters hatte indessen Ferdinand diesem und der Königin Mutter befohlen, sich nach Badajoz an der vortugiesischen Grenze zurückzuziehen. Umsonst bat der greise Monarch für sich und seine Gemahlin einen andern Ort der Verweisung, oder die Erlaubniß, in Frankreich erkauftes Gut zum stillen Wohnsitz seines Alters wählen zu dürfen; umsonst flehte die Königin mit Thränen nur um Verzögerung der Frist. Ihre Reise in die Verbannung blieb auf den 28 März festgesetzt.

Doch weder der König noch die Königin sahen das ihnen durch die Hand des Sohnes gezeigte Exil. Die Nachricht von der Reise des Kaisers nach Bayonne, dessen bestimmtes Verlangen, die königliche Familie an den Grenzen beider Reiche zu sehen, änderte die Gestalt der Dinge.

Der Prinz von Asturien schwankte in langer Ungewißheit, ob auch er Bayonne sehen wolle.

Anfänglich verbreitete das Gerücht: Napoleon selbst werde nach Madrid kommen. Man rieth dem Prinzen, ihm entgegen zu eilen. Er entschloß sich zu diesem Zeichen der Freundschaft und Furchtlosigkeit, von welchem ihn einige unglückahnende Minister vergebens abmahnten. Je näher er aber den Grenzen seines Königreichs kam, immer in der Hoffnung, dem Kaiser zu begegnen, je unentschlossener ward er, da nichts Napoleons Ankunft verkündete. Schon zu weit vorgeschritten, vernahm er, daß derselbe wirklich seit dem 15 April in Bayonne sei. Nichts blieb ihm übrig, als die Reise zu beenden. Vor Bruh warnten ihn zum letztenmal seine Minister. Er trat auf französischen Boden, und vertraute seinem Stern.

Bei der Abreise aus Madrid hatte er die Leitung der Geschäfte einer Regierungsjunta übergeben, mit Befehl, den Prozeß des Friedensfürsten vorzubereiten. Dieser, an seinen Wunden, noch mehr an seinem Schicksal leidend, lag in enger Gefangenschaft, drei Meilen von Madrid, in einem Dorfe scharf bewacht, und entbehrte aller Bequemlichkeiten, die ihm Gewohnheit, Alter und Würde einst zum Bedürfniß gemacht. Er erwartete den Tag des Gerichts; um so überraschender erschien ihm der Tag der Erlösung.

Schon am 20 April hatte im Namen des Großherzogs von Berg der General Belliard die Befreiung des Friedensfürsten von der versammelten Junta gefordert. Diese, ungewiß ob sie das sichere Opfer ihrer Rache entschlupfen lassen durfte, das ihr Ferdinand VII übergeben hatte, wagte nur leisen Widerspruch. Sie gehorchte dem gebietenden Befehlshaber, dessen Waffen in der Nähe mächtiger, als die Erklärungen eines unsichern Konges aus der Ferne tönten.

*) So drückt sich in der erwähnten Flugschrift selbst der Staatsminister Cevallos aus. Man glaubt bei solchen Maximen einen französischen Revolutionsschriftsteller aus der Schreckenszeit zu hören.

Digitized by Google

Das Gefängniß des Friedensfürsten wurde geöffnet. Dankbarkeit führte ihn erst zu seinem erhabenen Befreier, den jetzt die Krone von Neapel ziert; dann alte Treue zu den Füßen des Königspaares, das ihn mit Freudenthränen begrüßte.

Zwietracht der Glieder iſt immer ein Tod.

Ferdinand fühlte in Bayonne mit bitterer Verlegenheit die Verwandelung der Umſtände. Hier ſank er aus dem Glanze der königlichen Würde wieder in den Stand eines Prinzen von Aſturien herab, und auſſer ſeinen Dienern ehrte in ihm niemand den mächtigen Gebieter der ſpaniſchen Reiche. Schon ſein Empfang in Bayonne, obwohl ehrenvoll, genügte doch nicht den Anſprüchen eines Souveräns, und ſtand in Feierlichkeit demjenigen weit zurück, welcher ſeinen Vater Karl IV erwartete.

Der Donner der Kanonen verkündete von den Wällen von Bayonne am 30 April die Ankunft der gebeugten Königsfamilie. Der Prinz von Aſturien, begleitet vom Infant Don Carlos, ging ihr entgegen, um mit den Bezeugungen neuer Ehrfurcht die Erinnerung der einſt vergeſſenen zu mildern.

Als aber nach beendeter Feierlichkeit des öffentlichen Handkuſſes — einer Huldigung, nur ſpaniſchen Souveränen gebracht — Ferdinand dem königlichen Vater in die Zimmer folgen wollte, wandte ſich dieſer mit düſterm Ernſt gegen ihn, und rief ihm ſein Schickſal mit den Worten zu: „Prinz, habe ihr meine weißen Haare nicht genug geſchmähet?“ — Erblaſſend trat der Fürſt von Aſturien zurück und ſtumm folgten ihm ſeine beſtürzten Diener.

Karl IV wiederholte in den erlauchten Verſammlungen von Bayonne nur, was ſeine öffentliche Protestation gegen die erzwungene Niederlegung des Zepters bereits geſagt hatte. Er forderte die feierliche Zurückgabe der ihm entriſſenen Rechte, und ſah im Prinzen von Aſturien nicht mehr den Sohn, ſondern den Uſurpator. — Ferdinand ſträubte ſich vergebens, da Napoleon nie dem Sohne die Hand zum Sturz des Vaters geboten haben würde. Darum gab er, nach langem Weigern, die Entſagung ſeiner Rechte ein, doch nicht ohne Vorbehalt und Bedingungen. Auch dieſe Entſagung ward nicht angenommen. Der Prinz, ward er nicht mehr als König geehrt, ſtand nur noch als ſtraffbarer Unterthan, welcher die verwegene Hand zu früh nach dem väterlichen Erbe ausgeſtreckt hatte. In dieſer Stellung blieb ihm nur die Wahl zwiſchen Entſagung oder Tod. Er bat den zürnenden Vater um Gnade, und that Verzicht auf ſeine Anrechte auf Spaniens Thron ohne Bedingung am 6 Mai.

So genau aber auch der Prinz oder ſeine Diener beobachtet werden mochten, dauerte dennoch ihre geheime Verbindung mit der Regierungsjunta zu Madrid fort, die noch unterm 4 Mai anfragte, ob ſie den allgemeinen Aufſtand des Königreichs organiſiren, im Nothfall aus ſich ſelbſt handeln und an die Beſetzung der Grenzpäſſe gegen Frankreich denken dürfe? *) Sie empfing von Bayonne aus ihre Inſtructionen, und die Funken des Aufruhrs, geſchäftig von den Händen der anti-franzöſiſchen Parthei ausgeſtreut, zündeten in allen Thälern Spaniens.

König Karl hatte eine Krone wiedergewonnen, aber ein Reich verloren. Der größte Theil des Adels, der Geiſtlichkeit, des Militärs, und die gegen Frankreich fanatiſirte Maſſe des Volks, erwarteten nur von Ferdinand VII und ſeinen Umgebungen Heil. Sie haßten den Friedensfürſten, waren eben darum gegen Karl IV erkaltet, und fürchteten deſſen Rückkunft und des Friedensfürſten Einfluß und Rache. — Die Häupter der anti-franzöſiſchen Parthei waren zu weit vorgeſchritten, um fruchtlos zurücktreten zu können. Schon hatten ſie ihre indirekten Negociationen mit England eröffnet. Ihr Betragen mußte ſich in einem allgemeinen Siege gegen Frankreich und Karl IV rechtfertigen, oder im allgemeinen Untergange Verſöhnung mit ſich und der Welt ſuchen.

Der gebeugte Monarch kannte dieſe Stimmung der Nation, und fühlte, daß er ohne Schutz von fremden Waffen, ohne blutige Auftritte, einen Thron nicht wieder beſteigen könne, der ihm in der fürchterlichen Nacht von Aranjuez auf ewig zuwider geworden. Schon zu Aranjuez ſehnte er ſich nach der Stille des Privatlebens; ſchon zu Vittoria wies er die ſpaniſchen Leibgarden mit tiefer Empfindlichkeit von ſeinem Palaſt hinweg, indem er zu ihnen ſagte: „Ihr werdet es nicht übel nehmen, daß ich euch erſuche, meinen Palaſt zu verlaſſen. Ihr habt eure Pflichten zu Aranjuez verletzt; ich habe eure Dienſte nicht mehr nöthig, und will ſie nicht!“ — Dann forderte er franzöſiſches Militär zu ſeiner Ehrenwache.

Aber ſo wenig er ſelbſt wieder den Thron ſeiner Vorfahren beſteigen wollte, der mit der innern Feſtigkeit allen Werth für ihn verloren hatte, eben ſo wenig konnte ſein ſchwer verwundetes Herz das Gefühl ertragen, ihn dem Prinzen zu überlaſſen, deſſen widernatürliche Härte ihn vom königlichen Sitze hinweggedrängt, ihn und die königliche Gemahlin und ſeinen Freund den Friedensfürſten, und alles, was ihm je lieb und theuer war, ſo herbe und ſchonungslos behandelt hatte.

Der Souverän von Spanien verachtete den entweihten Thron, enterbte ſeinen Nachfolger, und das große, durch vier Welttheile verbreitete Reich war ohne Herrſcher. — Dies waren die traurigen Wirkungen des Partheigeiſtes, der anfangs gegen den Friedensfürſten, dann gegen Frankreich gerichtet, den Sohn gegen den Vater in Kampf ſtellte, die heiligſten Bande zerſtörte, das Land mit Anarchie füllte, und eine königliche Dynaſtie auflöſete.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Nach Cevallos eigener Erzählung.

Variétäten.

Aus Portugall.

— Portugall hat einen Flächenraum von 1825 geographiſchen Quadratmeilen; 19 große Städte, 527 Flecken und Dörfer, 460,129 Wohnungen. Von 3,260 000 Einwohnern ſind 200.000 Perſonen geiſtlichen Standes. Man zählt in Portugall 3 Erzbisthümer, 17 Bisthümer, 417 Mönchs-, 108 Nonnenklöſter und 3 Univerſitäten.

Nach einem der Königin im J. 1805 vorgelegten Etat werden jährlich für 3 bis 4 Millionen Pfaſter Wein ausgeführt; der Betrag von andern Exporten machte etwa 10 bis 12 Millionen franzöſiſcher Livres aus.

Die portugieſiſchen Revenüen ſind zu 56 Millionen Livres angeſchlagen. Die Armee beſtand aus 37,600 Mann Linientruppen und 50,000 Mann Miliz; die Marine aus 16 Linienſchiffen und 14 Fregatten. Den größten Theil dieſer Flotte nahm aber der Prinz von Braſilien mit ſich nach Südamerika.

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nr. 3.)

Digitized by Google

Intelligenzblätter
zu den
Miszellen für die neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 3. — den 11 März 1809.

In unserm Verlage ist so eben fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu haben:

Historisch-militärisches
Handbuch
für
die Kriegsgeschichte der Jahre 1792 — 1808,
enthaltend
eine genaue Uebersicht aller Feldzüge und Landungen, welche in diesem Zeitraume Statt gefunden haben,
von
Karl Freiherrn von Groß,
ehmaligen Oberstlieutenant in holl. Diensten.
Mit
einem topographisch-militärischen Atlasse von neunzehn Karten und Planen. Gr. 8.

Herr Oberstlieutenant von Groß, ein geborner Schweizer, ist als praktischer Soldat eben so rühmlichst bekannt, als er es als taktisch-militärischer Schriftsteller ist. Er wohnte den Feldzügen 1793 und 1794 in den Niederlanden gegen die Franzosen bei. Im J. 1795 vertheidigte er die Festung Geave gegen dieselben auf das ruhmvollste. Im Jahre 1799 war er mit bei der englischen Expedition in Nordholland. Die Katastrophe von 1806 betrachtete er mit Kennerangen in Weimar, seinem jetzigen Aufenthalte. Als militärischer Schriftsteller hat er sich unter andern durch ein Werk über die höhere Taktik u. s. w. vortheilhaft bekannt gemacht.

Der Nutzen und das Interesse eines kompendiösen historisch-militärischen Handbuchs über den ganzen Revolutionskrieg seit 1792 bis zu den neuesten Zeiten leuchtet jedem ein, und bedarf hier also keiner andern Auseinandersetzung. Das Gegenwärtige umfaßt ihn ganz von seinem Anfange, oder dem Feldzuge in Champagne 1792 bis zur Eroberung von Finnland im laufenden Jahre. Die Karten und Plane (in einen aparten Atlas in Folio gebunden) sind vortrefflich gestochen, und enthalten:

1) Karte des Feldzuges in den Niederlanden im Jahre 1793 und 1794.
2) Die Schlacht von Kaiserslautern.
3) Plan der Schlacht von Neerwinden im Jahre 1793.
4) Rückzug des Generals Moreau aus Deutschland.
5) Kriegstheater in Italien im Jahre 1796 und folgenden.
6) Die Schlacht von Marengo.
7) V. et B. Landung der Franzosen und Engländer in Aegypten, und deren Operationen bei Aboukir und Cairo.
8) Landung der Engländer in Nordholland im Jahre 1799.
9) Marsch der französischen Armee gegen Ulm, im J. 1805.
10) Die Schlacht von Austerlitz im Jahre 1805.
11) Stellung der preussischen und französischen Armeen vor und nach der Schlacht von Jena.
12) Die Schlacht von Jena im Jahre 1806.
13) Das Treffen von Auerstädt im Jahre 1806.
14) Die Schlacht von Preussisch-Eilau im Jahre 1807.
15) Gegend von Preussisch-Eilau, und Märsche der Armeen nach der Schlacht.
16) Die Schlacht von Friedland im Jahre 1807.
17) Plan der englischen Belagerung von Kopenhagen im Jahre 1807.

Im Text des Werks befinden sich noch folgende zwei eingedruckte kleinere Plane:

18) Eine Charte über die Operationen in den Niederlanden im Jahre 1794.
19) Position der Oesterreicher und Franzosen im April 1799 an der schweizerischen Grenze.

Der Preis mit dem Atlas ist 6 Thlr. 12 gr., ohne den Atlas 3 Thlr.

Leipziger Michaelismesse 1808.

Kunst- und Industrie-Comptoir von Amsterdam.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Vertraute Briefe über die innern Verhältnisse am preussischen Hofe seit dem Tode Friedrichs des Zweiten. Sechster Band.

Auch unter dem Titel:

Beitrag zur Geschichte des Krieges in Preussen, Schlesien und Polen in den Jahren 1806 und 1807. Von dem Verfasser der Schrift: Vertraute Briefe über die innern Verhältnisse am preussischen Hofe seit dem Tode Friedrichs des Zweiten. Fünfter Band. Nebst drei zu dem dritten Theile gehörigen Planen.

Bei Ankündigung dieses sechsten Theils darf nur mit wenigen Worten dem Publikum der Inhalt desselben gesagt werden, da dessen spezielles Interesse alsbann von selbst in die Augen springt.

Der erste Brief enthält eine Rechtfertigung des Herausgebers gegen die ihm gemachten Beschuldigungen. Der zweite stellt das Verhältniß der Franzosen zu den Preussen, und das Betragen der ersten in den nunmehr beinahe ganz von ihnen geräumten preussischen Provinzen dar; daß darin die große Anhänglichkeit des schönen Geschlechts an die Sieger nach der Natur gezeichnet ist, wird freilich manche Frau und manches Mädchen tadeln, doch dürften der Männer, welche sie in Schutz nehmen und vertheidigen wollten, nur wenige sein. — Der dritte Brief gibt Bemerkungen über Staatsdiener und deren Besoldung im Zivil und Militär, und enthält zugleich einen Entwurf, wie man die noch nicht wieder angestellten preussischen Offiziere auf

Digitized by Google

eine, den Staat nicht drückende, Art ihrem Stande gemäß unterſtützen könnt. Bei dem allgemeinen unausſprechlichen Kummer, welcher auf den würdigſten Individuen dieſes Standes jetzt laſtet, möchte es wenigſtens andere zur Bekanntmachung noch zweckmäßigerer Maasregeln aufmuntern, und ſie ſodann vor der Hand ihrem harten Schickſale entreiſſen. — Der vierte Brief, welcher einzelne vorzüglich zweckmäßige Anordnungen im preuſſiſchen Staate, die Vertheilung der Kriegslaſten betreffend, nebſt neuen Ideen dazu aufſtellt, macht zugleich auf die darüber im Königreich Sachſen gegebenen aufmerkſam. Der fünfte Brief beſchäftigt den Leſer mit der Reorganiſation des preuſſiſchen Staates, in ſofern dieſer dadurch dahin gelangen kann und gelingen wird, ein feſteres auf ſich ſelbſt ruhendes Staatsſyſtem zu begründen. — Deutſchland wie es war, iſt, was es ſein könnte, was es zu werden hoffen darf, iſt der Gegenſtand des ſechsten Briefes — er wägt Vortheile und Nachtheile der vorigen und jetzigen Verfaſſung genau ab. — Der ſiebente und letzte Brief beſchreibt unpartheiiſch und detailliirt die fameuſe Landung der Engländer auf Seeland, mit einer zwiſchen den Dänen und Engländern gezogenen Parallele. Wenn manche Behauptungen und Erfahrungen des Einſenders eines nähern Beweiſes zu bedürfen ſcheinen, dann wird er Rede ſtehen, — aber man vergleiche auch mit den ſeinigen unpartheiiſch die Klagen ſo vieler deutſchen Reiſenden.

Obige Werke ſind auch bei H. R. Sauerländer in Aarau zu haben.

In unſerm Verlage iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Heideblumen

vom Verfaſſer der Parthenais.

(Baggeſen)

nebſt Proben der Oceania

1808.

Mit dem Porträt des Verfaſſers.

Preis auf Velinpapier 2 Thlr. und auf geglättet Schweizer-Velin 3 Thlr.

Kunſt- und Induſtrie-Comptoir in Amſterdam.
(Warmoesstraat N. 2.)

Charles James Fox, Mitglied des engliſchen Parlaments, Staatsſecretär u. ſ. w. in ſeinem politiſchen, literariſchen und Privatleben dargeſtellt. Nach der vierten Ausgabe des engliſchen Originals ſeiner Lebensbeſchreibung. 8. Leipzig in Joachims Buchhandlung. Preis 1 Thlr.

Dieſe wichtige Schrift verdient die Aufmerkſamkeit des Publikums.

Der Glücks-Pilz von Karl Gottlob Cramer (Verfaſſer des Erasmus Schleicher u. a. m.) Zwei Bände. 8. Leipzig in Joachims Buchhandlung. Preis 1 Thlr. 12 gr.

Unter dieſem Titel hat ſo eben eine angenehm unterhaltende Lektüre die Preſſe verlaſſen.

Von dem Journal

London und Paris

iſt das vierte Stück erſchienen, und enthält unter andern auch einen ſehr intereſſanten, durch mehrere Kupfer erläuterten Aufſatz über die berühmte Borgheſiſche Antiken-Sammlung und deren Transport von Rom nach Paris.

Rudolſtadt, im Jänner 1809.

F. S. A. pr. Hof-Buchhandlung

Ein bekannter Gelehrter, der mehrere treffliche politiſch-hiſtoriſche Werke herausgegeben, ſammelt an Materialien zu einer

Geſchichte der bürgerlichen Unruhen

und

des gegenwärtigen Krieges

in

Spanien und Portugall

die hiner Zeit in unſerm Verlage mit den dazu nöthigen Karten, Planen und ſonſtigen Kupfern erſcheinen wird.

Die Verhältniſſe des Verfaſſers ſetzten ihn in Stand, bereits jetzt viele in Deutſchland unbekannt gebliebene authentiſche Nachrichten über das in jenen Ländern ſeither Vorgefallene zu erhalten, und haben wir Hoffnung, daß ihm über den fernern Gang dieſer merkwürdigen Begebenheiten das Weitere zukommen werden. — Beiträge zu dieſem Werke, wenn ſie von glaubhaften und ſich uns nennenden Perſonen herrühren, werden uns in jeder Sprache vollkommen willkommen ſein, und können an uns nach Leipzig oder Amſterdam adreſſirt werden. — Man kann von unſerer Seite ſich aller Diskretion verſichert halten. Die Erſcheinung dieſes Werks kann noch nicht beſtimmt werden, da es hierbei keineswegs auf eine bloße Buchhändler-Spekulation abgeſehen iſt; wir werden ſie aber ſicher möglichſt zu beſchleunigen ſuchen.

Kunſt- und Induſtrie-Comptoir in Amſterdam.
(Warmoesstraat N. 2.)

Der nicht zu berechnende Nutzen chemiſcher Kenntniſſe für das allgemeine Leben und die feſte Ueberzeugung, daß man dieſelben ſich nie zu früh verſchaffen könne, haben die Herausgabe von folgendem Werkchen veranlaßt:

Chemiſch-technologiſcher Robinſon. Ein unterhaltendes und belehrendes Leſebuch für die Jugend, herausgegeben von C. A. Geitner. Mit Kupfern. 8. Leipzig in Joachims Buchhandlung. Preis 2 fl.

In unſerm Verlage iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Parthenais

oder die Alpenreiſe. Ein idylliſches Epos in zwölf Geſängen, von Jens Baggeſen.

Mit Kupfern.

Preis auf Velinpapier 2 Thlr. und auf Druckp. 1 Thlr. 4 gr.

Kunſt- und Induſtrie-Comptoir in Amſterdam.

Digitized by Google

Von den bei uns unlängst angekündigten drei Werken des Hrn. Obersten von Massenbach sind jetzt zwei fertig geworden, und in allen Buchhandlungen zu haben. Es sind dies die

Rückerinnerungen an große Männer.

Preis 2 Thlr., und in einer ordinären Ausgabe 1 Thlr. 12 gr.

und

Historische Denkwürdigkeiten

zur

Geschichte des Verfalls des preussischen Staats

seit dem Jahre 1794.

nebst

des Verfassers Tagebuche über den Feldzug von 1806

von

dem Obersten von Massenbach,

General-Quartiermeisterlieutenant und Ritter des Verdienstordens.

In zwei Theilen.

Mit vier Situationsstarten und Planen.

Preis mit den vier dazu von Kolbe und Mare meisterhaft gestochenen Situationsplanen 4 Thlr., und ohne diese Plane 2 Thlr. 12 gr.

Das dritte und größere Werk desselben Hrn. Verfassers: „Memoiren über seine Verhältnisse zum preussischen Staate und insbesondere zum Herzog von Braunschweig, seit dem Jahre 1783. Drei Bände. Mit 20 Karten und Planen", ist ebenfalls der Erscheinung sehr nahe. — Wir hoffen die ersten zwei Bände in einigen Wochen versenden zu können.

Leipzig, den 15 Nov. 1808.

Kunst- und Industrie-Comptoir in Amsterdam.

In unserm Verlage ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Johann Sinclairs

Handbuch der Gesundheit und des langen Lebens.

In einem freien Auszuge herausgegeben von Prof. Kurt Sprengel; mit dessen Bildniß.

à 1 Thlr. 12 gr.

Kunst- und Industrie-Comptoir in Amsterdam.

Sehr viele, welche nicht selbst Dichter sind, oder keinen Dichter in der Nähe haben, wünschen bei gewissen Gelegenheiten einige Zeilen — auch einige kleine artige Galanterien bei Ueberreichung gewisser Geschenke u. s. w. sogleich bei der Hand zu haben, um ihren Freunden ihre Theilnahme zu bezeigen. Hoffentlich soll die unlängst erschienene Schrift:

Taschen-Gratulant für Menschen von gutem Ton u. s. w.

8. Leipzig in Joachims Buchhandlung, à 16 gr.

diese Wünsche befriedigen, da sie sich über die mannigfaltigsten Gegenstände und Vorfälle im menschlichen Leben verbreitet. Der kleine Nachtrag zu Inschriften für Stammbücher wird ebenfalls willkommen sein, da er sich von andern Sammlungen dadurch unterscheidet, daß er neu gewählt ist.

In unserm Verlage ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

P a r a l l e l e n

von

C. D. Voß.

Erster Band.

Auch unter dem Titel:

Die beiden Jahrhunderte Frankreichs.

Erster Band.

à 1 Thlr. 16 gr.

Kunst- und Industrie-Comptoir in Amsterdam.

Botanische Bemerkungen und Berichtigungen von Dr. A. W. Roth (Verfasser der Flora Germanica). Mit bunten Kupfern. Gr. 8. Leipzig in Joachims Buchhandlung. Preis 1 Thlr.

Von dem Journal:

D i e Z e i t e n

herausgegeben von C. D. Voß,

Professor in Halle

ist jetzt das erste Heft des zweiten Jahrgangs erschienen, und an alle Buchhandlungen versendet worden. Der Inhalt dieses Heftes ist folgender:

1) Blick auf die politische Lage Europens, am Ende des Jahres 1808. — 2) Diplomatische Korrespondenzen, zwischen Großbrittannien, Rußland und Schweden, nach dem Ausbruche des Krieges mit Preussen. — 3) Regenten-Entsetzungen, Entweichungen und Resignationen, seit dem Jahre 1807. — 4) Preussens neue organische Gesetzgebung. Vorerinnerung des Herausgebers. Das Publikandum vom 16 Dez. 1808. — 5) Die Universität Halle in dem ersten Jahre ihrer erneuten Thätigkeit. — 6) Uebersicht der Hauptmomente der Geschichte des Tages.

Es erscheint von diesem Journal regelmäßig jeden Monat ein Heft, der Jahrgang von 12 Heften kostet 8 Thlr.

Leipzig, 4 Febr. 1809.

J. G. Mittler.

In unserm Verlage ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Prof. C. A. Rudolphi

E N T E Z O O R U M

sive Vermium Intestinalium Historia naturalis.

Vol. I. cum Tab. VI aeneis.

Preis 3 Thlr.

Kunst- und Industrie-Comptoir in Amsterdam.

(Warmoesstraat N.s.)

Digitized by Google

Da durch auseinandergesetzte Taschenspielerkünste gesellschaftliche Zirkel auf eine sehr angenehme Weise unterhalten werden können, so sind denjenigen, welche im Stande sein wollen, mit dergleichen Kunststücken zu unterhalten, folgende Schriften zu empfehlen:

1) Gaukeltasche, eine Sammlung von 147 auseinandergesetzten Taschenspielerkünste u. s. w., die viel Verwunderung erregen und mit wenig oder gar keinen Kosten auszuführen sind von A. J. Lazare. 8. Leipzig in Joachims Buchhandlung. Preis 1 Thlr.

2) Der kleine Magiker, oder chemische, belehrende und belustigende Spielereien, um eine ganze Gesellschaft durch eine Menge neuer leicht, ohne Gefahr und mit wenig Kosten anzustellenden Kunststücke, auf eine angenehme Weise zu unterhalten. Ein angenehmes Geschenk für die Jugend. 8. Ebendaselbst für 12 gr. zu haben.

In unserm Verlage sind so eben folgende Lust- und Trauerspiele erschienen, die sich insbesondere Lesegesellschaften und Leihbibliotheken empfehlen lassen, und die in allen Buchhandlungen zu haben sind:

1) Ethwald oder die Folgen des Ehrgeizes. Ein Trauerspiel in Jamben in zwei Theilen. 1 Thlr. 8 gr.
2. de Montfort. Ein Trauerspiel in Jamben in fünf Akten. 12 gr.
3. Graf Basil. Ein Trauerspiel in fünf Akten. 16 gr.
4. Die Probe. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. 12 gr.
5. Die zweite Heirath. Ein Lustsp. in fünf Aufzügen. 12 gr.
6. Die Wahl. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. 12 gr.

Kunst- und Industrie Comptoir in Amsterdam.

Neue zu empfehlende Sprachlehren: Neugriechische Sprachlehre von Joh. Rodolph Erdm. Schmidt. Gr. 8. Leipzig in Joachims Buchhandlung. Preis 1 Thlr. 12 gr. Brittische Sprachlehrer, oder vollständige englische Sprachlehre für Deutsche. Eine der Natur und Einrichtung dieser Sprache gemäße Anweisung, auf eine leichte und gründliche Art Englisch verstehen, reden und schreiben zu lernen; nebst einem Wörterbuche derjenigen Verbe und Adjektive, welche bestimmte Deklinationsfälle nach sich haben, wie auch der vorzüglichsten Verbe, welche in Verbindung mit gewissen Partikeln andere Bedeutungen annehmen. Gr. 8. Ebendaselbst. Preis 1 Thlr. Anleitung die französische Sprache auf die kürzeste und zugleich gründlichste Art als Muttersprache durch mündlichen Vortrag, Lektüre, Sprechen und Umgang nicht durch Grammatik zu lernen. Für Lehrer und Lernende herausgegeben von K. G. Schelle. Neue Auflage. 8. Ebendaselbst. Preis 14 gr. Theoretische und praktische italienische Sprachlehre für Anfänger von Georg Wilh. Müller. Zwei Theile. Gr. 8. Ebend. Preis 1 Thlr. 8 gr.

Neue Schriften.

Die Franzosen in Spanien. Ein historischer Versuch von Joh. Hoyer, K. S. Pontonier-Hauptmann. Gr. 8. Br. 12 gr.

In allen Buchhandlungen sind zu bekommen:

Skizzen über einige Städte und Gegenden des nördlichen Deutschlands im Jahre 1806 (von S. Schilling). 2 wohlfeilere Ausgabe. Broch 21 gr.

Der Weihnachtsabend v. S. Schilling. 2 Aufl. 8. 1 Thlr.

Dresden, 31 Jänner 1809.

Arnoldische Buchhandlung.

Die dritte verbesserte und wohlfeilere Auflage von:

Petsche, S. J., Betrachtungen über die Leidensgeschichte Jesu mit einem schönen Christuskopfe von S. Rein. Gr. 8.

ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen für 21 gr. zu bekommen. Dresden, 31 Jänner 1809.

Arnoldische Buchhandlung.

Universal-Lexikon der Handlungswissenschaften

bearbeitet nach

Savary

u. a. m.

für den Kaufmann, Buchhändler, Apotheker, Mäkler, Unternehmer von Manufakturen und Fabriken, für den Staats- und Geschäftsmann überhaupt, so wie für Freunde des Gewerbsfleisses unter Gutsbesitzern, Aerzten und Landgeistlichen, für Juristen, Mauth- und Zollbeamte.

Verfaßt

von

Moses Israel, Friedrich Heusinger und Kaspar Ihling.

Erster Theil.

A — Bank.

Gr. 8. Leipzig, bei Heinrich Gräff.

Ein Universal-Lexikon der Handlungswissenschaft, welches ganz dem schwierigen weiten Umfange derselben entspräche, war bisher ein allgemein gefühltes Bedürfniß, das nur selten und höchst unvollkommen durch einige Werke ausländischer Literatur befriedigt werden konnte. Ich biete jetzt allen Geschäftsmännern und Freunden des Gewerbsfleisses ein solches an, welches gewiß mehr als jedes andere diesem großen Zwecke entspricht. Drei Männer von erprobter Rechtschaffenheit, rühmlichem Fleiße und ausgebreiteter Kenntniß in diesem Fache, vereinigten sich zur Herausgabe desselben, ohne irgend einen andern Gewinn davon zu haben, als das Bewußtsein und das Sterben, ihren Zeitgenossen und selbst der Nachwelt ein Werk von dauerndem Werthe zu liefern und dem so sehr gefühlten Mangel daran abhelfen zu wollen. Sie scheuten keine Kosten und keine Mühe, Materialien zu sammeln, welche sie in den Stand setzten, Savary's Dictionaire universel de commerce, d'histoire naturelle et des arts et des metiers, vervollkommnet, erganzt und berichtigt, dem deutschen Geschäftsmanne vorlegen zu können. Den trefflichen Plan, die Art, wie sie zu Werke schritten, um ihn ganz zu erreichen, mache ich in den allgemein gelesenen Journalen: Friedenspräliminarien und Intelligenzblätter zu denselben, bekannt, und verweise in Hinsicht dessen die Leser dieser Anzeige dahin, da es unmöglich ist, ihn hier so ausführlich mitzutheilen. Druck und Papier wird einem jeden gefallen. Mein Bestreben, es gemeinnütziger zu machen, als es bei solchen großen Werken gewöhnlich der Fall sein kann, veranlaßt mich, den Preis dieses Bandes von 40 Bogen nur auf 2 Thlr zu setzen, und noch überdies denjenigen, welche sich bis zur Erscheinung des zweiten Theils an mich direkte mit baarer Zahlung franko wenden, diesen ersten Theil um ein Drittheil des Ladenpreises wohlfeiler zu erlassen. Leipzig, im Jänner 1809. Heinrich Gräff.

Dieses Werk ist bei H. R. Sauerländer in Aarau so eben angekommen und à 6 Schweizerfranken zu haben.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 21. — den 15 März 1809.

Französischer Zeitgeist im Leben und in der Literatur.

(Aus dem Schreiben eines französischen Gelehrten an den Herausgeber.)

Paris, 3 März.

— — Ich weiß es. Man hat den Franzosen schon lange ihre Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht unmittelbar physischen Genuß gewährt, ihre Unempfänglichkeit für das Edlere und Höhere in der menschlichen Natur zum Vorwurf gemacht. Nun gut, und wenn Sie wollen, ist diese Disposition jetzt stärker bei uns als jemals. Die Ereignisse der Revolution haben Ueberreiz beim einen, Erschlaffung beim andern, Verdruß an allem bei allen bewirkt, was nicht eben unmittelbar sichtphysischen Lebensgenuß gewährt. An eine uneigennützige moralisch-große Handlung glaubt kein Mensch mehr; um Freiheit bekümmert sich niemand. Eine Frau von Geist, die mit zum Hofe zählt, und mehrere Gelehrte bei sich sieht, sagte kürzlich ganz naiv zu einem von ihnen: „Ich bitte Sie, nur nichts von liberalen Ideen; ich liebe sie nicht.“

Diese herrschende Stimmung, seine Interessen, seine Vergnügungen, seine ganze Existenz zu isoliren, nichts in der Welt als sich selbst zu sehen und zu wollen, ist gegenwärtig der Tod für Genie und schöne Literatur. Es gibt keine Literatur, wo keine öffentliche Meinung mehr ist; die Welt der Schriftsteller muß ihren Sammelpunkt, ihr Publikum haben, das sich für ihre Arbeiten interessirt, sie beurtheilt. Und so etwas haben wir jetzt nicht mehr. Schon länger als seit einem Jahrhundert untergrub und zerstörte das fortschreitende Verderbniß der Sitten und Grundsätze die Federkraft und den Kern des gesellschaftlichen Körpers, drang vergiftend bis in seine feinsten Lebenszweige — aber er stand doch noch aufrecht da, gleich der Mumie Aegyptens, die, wiewohl nur Asche, noch zusammenhält. Aber unter den Erschütterungen der Revolution stürzte die lockere Staubsäule aus einander. Wir sind jetzt nichts mehr;

Qu'un grand corps décrié dont les membres épars
Languissent dispersés sans honneur et sans vie.

wie Voltaire in seinem Mahomet vom Römerreich sagt.

Dies ist in der That der Zustand unsers Innern, mag auch unser Aeußeres noch so herrlich glänzen. Die Bewegung von Heeren ist keine Zeugin für die moralische Kraft einer Nation; Griechenland war auch nichts mehr, als Alexander den griechischen Namen zum Schrecken des tiefsten Asiens machte. Die beinahe vollkommene Isolirung der Individuen macht die Masse träge. Die allzugroße Sorgfalt, mit der jeder nur seinen eigenthümlichen Interessen anhängt, raubt ihm Lust und Kraft, der öffentlichen Meinung seine Geisteuer von Ideen, Grundsätzen, Urtheilen abzutragen und in Umlauf zu bringen.

Eine solche Apathie bei dem mächtigsten, furchtbarsten europäischen Volke, aus dem Gesichtspunkte der Politik betrachtet, ist wahrhaftig ein interessanter Gegenstand für den Philosophen; und der Einfluß derselben verdiente wohl durch alle Verzweigungen der intellektuellen, moralischen und industriösen Thätigkeit bei uns verfolgt zu werden. Ich begnüge mich, Ihnen bloß den Fingerzeig gegeben zu haben.

Die dramatischen Produkte sind noch das Einzige, was das Publikum aus seiner Lethargie emporzieht. Luce de Lancivals Tragödie, Hektors Tod, hat bekanntlich den glänzendsten Beifall gehabt. Alles ist darin griechisch, Stoff und Namen, nur manche Kleinigkeiten, wie Sitten, Karaktere, Ton, sind nichts

Digitized by Google

weniger als griechisch. Ohne mich eben wie der naive Knabe zu ärgern, der, wie man erzählt, zum erstenmal aus seinem Seminarium ins Theater kam, und zu seinem unangenehmen Erstaunen Iphigenien, Agamemnon und Phädra französisch sprechen hörte, mag es mir doch nicht gefallen, daß der neue Dichter aus Hektor und Patroklus fahrende Ritter vom Schnitt unserer Amadis machte. Kriegerruhm und Rittersinn sind, die in diesem Trauerspiel alles in Bewegung setzen und einen Helden um den andern begeistern.

Der Kaiser sah bekanntlich das Stück mit großem Gefallen, applaudirte einigemal selbst, und gab dem Verfasser eine Pension von 3000 Livres. Er soll sich auch erkundigt haben, wie denn der Journalist Geoffroy Luce's Arbeit im Journal de l'Empire behandelt habe. — Uebel! gab man zur Antwort. Darauf verdoppelte der Kaiser die Pension und gab dem Dichter 6000 Livres.

In den Pariser Zirkeln wollte man sich nun erzählen, der Kaiser habe in seiner Jugend selbst ein Trauerspiel über den Tod Hektors geschrieben, das Manuskript unter seinen Papieren gefunden, Hrn. Luce rufen lassen, und ihm aufgetragen, das Stück so zu bearbeiten, daß man es aufführen könne. Man stehts aber, dem Mährchen zum, daß es der Neid gegen den glücklichen Dichter erfand. Was indessen manchen im Glauben an das Historchen bestärkte, war folgender kleine Umstand. Der Schauspieler Lafond weigerte sich anfangs, eine Rolle in dem Stücke zu übernehmen, weil sie seiner nicht würdig zu sein schien. Der Kaiser ließ ihm kommen, und las ihm ziemlich derb den Text. Man muß erstaunen, wie dieser große Souverän, der die Schicksale Europens in seiner Hand wiegt, zugleich in solche Details eintritt.

Bald nach der Vorstellung des Hektor wollte der Kaiser den Verfasser der Tempelherrn, unsern vorzüglichsten dramatischen Dichter, Raynouard, sprechen. Dieser hat mehrere Trauerspiele im Pult liegen, die gespielt werden, sobald die minutiöse Strenge der Polizei und die Grillen unserer Schauspieler keine Hindernisse mehr dagegen machen. Die vornehmsten der Raynouardschen Tragedien sind: Les états de Blois, oder die Ermordung des Herzogs von Guise auf Befehl König Heinrichs des Dritten; Jeanne d'Arc, oder die Jungfrau von Orleans; les vêpres siciliennes, und Isabeau de Baviere. Sie werden bemerken, Raynouard wählte durchaus vaterländische Gegenstände, das einzige Mittel, einer Nation eine nationale und originale Bühne zu geben; auch scheint Raynouard sehr entschlossen, in diesem Geist fortzufahren.

Der Kaiser ließ sich einige Szenen aus den états de Blois von ihm vorlesen, und tadelte, daß der Dichter bisher immer nur verächtliche Könige auf die Bühne brachte, wie Philipp den Schönen in den Tempelherrn, oder Heinrich den Dritten in den Ständen von Blois. Es heißt nun, drei von Raynouards Trauerspielen sollen aufgeführt werden.

Ueber die Vergabung der Dezennalpreise, welche der Kaiser gestiftet, wird noch nichts laut; ich wage es kaum zu hoffen, daß bloß das reine Streben den schönen Wissenschaften und der Geschichte eine freie, edle, wohlthätige Richtung zu geben vorherrschend sein werde in den Preisvertheilungen. Fast alles hängt hier von Gesellschaftsverhältnissen ab. Ein Schriftsteller, der nur Wahrheit sucht, ohne behutsam aller Meinungen, aller Interessen dabei zu schonen, gewinnt wenig Gönner.

Ein aus den Pyrenäen vorgegangener Philosoph, Azaïs nennt er sich, kündigt der französischen philosophischen Welt eine große Revolution an. Newton, Lagrange, Laplace, Hauy, alle Gelehrte, alle Moralphilosophen haben ihm, wie er sagt, bloß Bahn gebrochen, bloß Materialien gesammelt. Das gesammte Universum will er aus einem alles umfassenden einzigen Prinzip erklären; die ganze physische und intellektuelle Welt mit allen ihren Erscheinungen steigt aus seinem obersten Prinzip, wie ein Theorem mit seinen Korollarien aus einem Axiom. Im Athenäum zu Paris soll er nun Vorlesungen halten und sein System auseinander setzen. Azaïs ist ein gutwoller Mann, der die Gabe gut zu reden und zu schreiben in vorzüglichem Maaße hat. Er ist Verfasser eines moralischen Werks: Des compensations dans les destinées humaines, welches erst herausgekommen ist. Das Gute darin ist eben nicht neu, und das Neue eine Chimäre, mit einer Art fanatischen Beredsamkeit, möchte ich sagen, angepriesen. Der Mann hat im Grunde nicht viel Kenntniß, aber viel Geschicklichkeit, das, was er weiß, wohl anzubringen.

Von unserm geselligen Leben sage ich Ihnen nicht viel. Die Erstarrung im geselligen Umgang ist die Erstarrung der Franzosen. Die Gesellschaftszimmer sind nun einmal leerer Zweck oder Bühne ihrer meisten Handlungen und Schritten. Und eben diesem eigenthümlichen Verhältniß ihres Geists danken sie die Feinheit ihres Geschmacks und die Anmuth ihres Betragens. Auch der Kaiser, der das herrschende Bedürfniß seines Volkes kennt, fügt sich ihm gern, und erschien seit seiner Rückkunft häufig in der Gesellschaft. Er war bei den meisten Maskenbällen gegenwärtig, die auf einander folgend bei den Prinzen, bei den Ministern und Gliedern des diplomatischen Korps gegeben wurden. Auf dem Ball bei Sr. Exzellenz dem Grafen Maresealchi war er ebenfalls maskirt, und tanzte mehrere mal. — —

D.

Gemälde der Ereignisse in Spanien, u. s. w.

(Beschluß.)

Herausgerissen aus den Verhältnissen, unter welchen ein großer Entschluß geboren ward, kann er nicht mehr richtig gewürdigt werden.

Karl IV, der die glückliche Einfalt des Privatstandes dem Geräusch des Hofes, und den harmlosen Genuß der Freundschaft einem unvermeidlichen Kampfe mit mächtigen Faktionen vorzog; der in Spanien fortan weder selbst regieren und leben, noch dem geborenen Thronerben das Reich überlassen wollte, übergab die Krone und alle Rechte derselben demjenigen Souverän, in dessen blühenden Staaten er dem Rest seiner Tage ein Asyl suchte. Als beleidigter Vater hatte er das Befugniß zur Enterbung eines Sohns, — als Souverän das Recht, seine eigenthümliche Krone zu vergaben.

Sobald, nach der Enterbung Ferdinands, Karl IV selbst die Regierung aufgab, konnte Frankreich gegen Spaniens Schicksal nicht länger gleichgültig sein. Napoleon hatte das volle Recht zu begehren, und im Nothfall sein Begehren mit den Waffen geltend zu machen: „Der künftige Herr der spanischen Monarchie soll Frankreichs entschiedener Freund sein — ich werde nie einen Anhänger des brittischen Systems, nie einen Feind meines Volkes als meinen Freund und Spaniens Herrn anerkennen.“

Wollte Karl IV die spanische Krone nicht aus seinem Hause verschenken, wollte er sie einem jüngern Infanten aufsetzen:

Digitized by Google

so stürzte er seinen Nachfolger in eine trauvige Alternative und die Nation in unvermeidliches Elend. — Entweder würde der getreute Infant, überwältigt von der anti-französischen Parthei und der künstlich vorbereiteten Volksstimmung, ein Spiel des englischen Ministeriums gegen Frankreich geworden sein — denn man mußte Spanien in jener Krisis kennen, um an keine Möglichkeit eines Mittelweges zu denken — dann ging Frankreich erobernd gegen den lasitianischen Thron, um sich selbst zu decken: oder der junge Monarch mußte zu seiner eigenen Erhaltung wider sein eigenes Volk, wider seinen eigenen Hof, Frankreichs Rath und Waffen anrufen — dann fank Spanien von der Höhe seiner Selbstständigkeit unter des Auslandes Administration. Aber noch war dann die Frage: Wie sollte Frankreich in diesem Fall um seine Opfer für den spanischen Thron entschädigt werden? Oder konnte man von Frankreich Armeen und jahrelangen Beistand billig ohne Entschädigung begehren? — War Frankreich, im Fall eigenen Unglücks, für die Treue der Spanier oder des spanischen Monarchen gesichert? Und mußte nicht Spaniens Volk, ausgelogen durch fremde Truppen, durch deren beständige Anwesenheit immer mehr gegen sie und gegen einen König erbittert werden, der derselben zu seinem Schutze nöthig hatte? Wäre durch diese politische Maasregel nicht die Noth verlängert, und die Katastrophe, wiewohl verzögert, vielleicht nur um so schrecklicher gemacht worden?

Karl wollte mehr für das Glück seiner Nation, als für den Glanz seines Hauses sorgen. Sein großer Entschluß war die nothwendige Wirkung von den ausserordentlichen Verhältnissen Spaniens zu den rivalisirenden Nachbarmächten. Er wollte die spanische Nation erhalten, ihre Selbstständigkeit, ihre Religion, wo möglich, ihre Ruhe, ihren künftigen Flor. — Er konnte nicht anders wählen; denn jede andere Wahl zog zuletzt mit dem Untergang seines Hauses den Untergang Spaniens nach sich.

Unter bestimmten Bedingungen gab er seine Krone dem Kaiser der Franzosen, und dieser, ohne sich damit zu schmücken, übertrug sie unter gleichen Bedingungen seinem Bruder Joseph Napoleon. So war Spaniens Selbstständigkeit wieder gerettet. Es wechselte Dynasten, ohne seine Nationalinteressen. Der Glanz einzelner Personen ward das Opfer, mit dem Spaniens dauerhafte Existenz und Glückseligkeit erkauft ward.

Thörichte wäre es, dem Kaiser des französischen Reiches zu verargen, eine dargebotene Krone angenommen zu haben, um deren Besitz einst voll Eifersucht mehrere europäische Mächte bubiten. Und hätte seine Selbstgenügsamkeit sie verschmäht, seine Pflichten für Frankreichs und Europens Ruhe würden ihm geboten haben, sie anzunehmen. Der Traktat von Fontainebleau, dann die vorgeschlagene Vermählung Ferdinands VII mit einer französischen Fürstin, beweisen thatsächlich, wie wenig Napoleon an eine Katastrophe jener Art, vor der Zusammenkunft von Bayonne, gedacht habe; wie angelegen es ihm war, das königliche Haus von Spanien emporzuhalten, es mächtiger und glänzender zu machen, und dem französischen Kaiserhause auch in Zukunft durch die heiligsten Bande der Blutsfreundschaft zu verbinden. — Karls IV Schicksale, Ferdinands VII Denkart, die Macht der anti-französischen Parthei jenseits der Pyrenäen, mußten Napoleons Interessen für die königliche Familie, nicht denen für Spanien selbst, eine andere Richtung geben. — — So lange nun jene Thatsachen unerschüttert dasheben, und zur Welt reden, sind die Verdächtigungen und hohlen Muthmaßungen dritttischer Pamfletisten oder spanischer Insurrektionsschriftsteller vergebliche Bemühungen, den Namen des großen Mannes zu beflecken, der, im Bewußtsein, von der Nachwelt gerichtet zu werden, offen und großherzig handelte, und den Ruhm eines ganzen verherrlichten Lebens seiner kleinlichen Sittelkeit zum Opfer bringen kann. — Spanien, schon vor dem Cessions-Vertrag von Bayonne in die Machtsphäre des abendländischen Kaiserthums eingeschlossen, ist für Frankreich nicht mehr noch weniger Hilfsquelle von Macht geworden, als vorher. Frankreich hat von der Seite der Pyrenäen nur größere Sicherheit gewonnen; Spanien wird dagegen durch den Tausch der Dynastien an innerer Kraft und Kultur gewinnen.

Alles für, nur nichts durch das Volk!

Während in Bayonne eine Junta von 150 angesehenen Spaniern zusammentrat, um das künftige bessere Schicksal ihres Vaterlandes durch ihren Rath zu befördern, bereitete die anti-französische Parthei den Ausbruch allgemeiner Insurrektion. Karl hatte diesen schrecklichen Aufstand vorausgesehen, und vergebens vor ihm gewarnt. Er fand darin die Richtigkeit seiner Entschlüsse bestätigt; Ferdinand VII hingegen einen Ausbruch der Liebe der Nation für ihn, oder wenigstens machte man ihm es glauben. Die anti-französische Parthei aber, ohne Rücksicht auf Karl und Ferdinand zu nehmen, wollte den Aufstand, um, unterstützt von den Britten, ihrem längst gehärteten Groll gegen Frankreich ein Genüge zu thun. — Die vornehmsten Häupter der Insurrektion erklärten den spanischen Thron für erledigt, nicht für vergabt, und behaupteten in ihren Flugschriften, es stehe der Nation nun zu, ihr künftiges Schicksal selbst anzuordnen, und nicht, es aus fremden Händen zu erwarten. — Die Unglücklichen, sie mußten aus eigener fürchterlichen Erfahrung lernen, was das tragische Beispiel anderer Nationen sie nicht lehren konnte.

Joseph Napoleon hielt seinen Einzug in Spanien. Erheuchelte Freudensbezeugungen empfingen ihn. — Bald ward er der Verrätherei gewahr. Die Flammen der Insurrektion griffen um sich. Die Engländer landeten. Jetzt mußte das Schwerd entscheiden.

Vor dem Ausbruch der Insurrektion bestand die spanische Landmacht, laut den Militärverzeichnissen vom Jahre 1808, aus 57 Regimentern Linien-Infanterie, 3600 Mann königlicher Hausstruppen, 12 Regimentern Linien-Kavallerie und eben so vielen leichter Kavallerie, ungerechnet die zahlreichen provinzial- und Stadtmiliten. Englische Berichte im November 1808 gaben der spanischen Insurrektions-Armee eine Stärke von 511,779 Mann, zu denen Großbrittannien noch 40,000 Mann stoßen lassen wollte. Man schmeichelte sich, durch den Schimmer dieser Zahlen den Muth der Insurrektion zu erhöhen und den französischen Brigaden Schrecken einzuflößen. — Man tröstete das Volk mit den Mährchen, Deutschland habe den Krieg erneuert, — Frankreich sei leer von Truppen und überall zu schwach. Unter Blut und Thränen kam das Volk von seiner Täuschung zurück.

Schluß.

Es liegt in der Natur, daß getäuschte Menschen eben so schnell von inniger Liebe zum innigen Haß, als von der letzten Empfindung zu jener übergehen können. Wir wissen aus vielen Privatberichten der Eroberer, daß sie nirgends einen tiefern und wüthendern Haß des Volks gegen den französischen Namen gefunden,

Digitized by Google

als jenseits der Pyrenäen, — daß aber, auf die unbegreiflichste Weise, das Volk, welches sich von den Franzosen die gräßlichsten Vorstellungen machte, wie sie mönchischer Witz oder brittische Verläumdungskunst irgend erfinnen konnten, nachdem es von der Täuschung genesen und das Betragen der Engländer mit dem der Sieger verglichen, zur aufrichtigen Freundschaft und Zuneigung gegen die letztern übergieng.

Wir werden in der Folge vielleicht fähig sein, Beiträge zur Geschichte des spanischen Insurrektionskrieges von Augenzeugen zu liefern. Hier war es uns nur um einfache Schilderung derjenigen Ereignisse zu thun, welche jene schrecklichen Szenen herbeiführten, und das Urtheil oder Vorurtheil derjenigen zu berichtigen, welche durch partheiische Darstellungen geblendet, mehr den Eingebungen ihrer Einbildungskraft, als den Thatsachen der Geschichte folgten.

Es ist recht, daß in dem Kampf der Meinungen jeder Geist seine Parthei ergreife. Die Wahrheit bleibt zuletzt Siegerin, und sammelt nach dem Verschwinden hundert kleiner Leidenschaften, die Männer aller Partheien unter ihr ehrwürdiges Panier. Napoleons Staatsklugheit verdient eben so sehr durch die Feder unpartheiischer Männer, als durch die Waffen seiner Phalangen Vertheidigung. Ist dieser jetzt noch der Sieg leichter, als jener: ist er darum nicht minder gewiß.

Varietäten.

Aus der Schweiz.

— * Das gehaltreiche, von der ökonomischen Gesellschaft in Bünden herausgegebene Journal, der Sammler, dessen die Miszellen f. d. n. Weltkunde schon im vorigen Jahre mit verdientem Lobe gedachten, wird auch noch künftig fortgesetzt werden, und behauptet seinen Werth. Viele droh für Bünden und die Schweiz, ungeachtet diesen zunächst die Zeitschrift bestimmt ist, sondern selbst für den entfernten Freund der Länder- und Völkerkunde hat dies Journal Interesse. — Das neueste Heft liefert unter andern sehr bemerkenswerthe Beobachtungen über die drohenden Bergfälle (Bergschlipfe) in verschiedenen Gegenden Bundens von dem schweizerischen Mineralogen H. E. Escher, so wie über die Oekonomie der Bergamasker Hirten.

Schon seit mehrern Jahrhunderten werden viele bündnerische Alpen von fremden Schäfern mit ihren Herrden betrieben. Sie kommen meistens aus den bergamaskischen Thälern Val Seriana und Brembana. In Clavon, einem großen Marktflecken im Thal Seriana befinden sich viele Wollentuchmanufakturen; die Bewohner der Berge und Nebenthäler treiben das Gewerbe der Schafhirten. Während der Hundstage den Sommer über auf Bundens Alpen der Heerden pflegt, besorgen seine Hausgenossen daheim die Heuernte und das Kornfeld. Dies wandernde Hirtenleben erhält sich fast immer in den gleichen Familien.

Mehrere Eigenthümer von Schafheerden bilden eine Gesellschaft; der vornehmste unter ihnen (il pastore genannt) ist der Direktor. Abwechselnd verrichten mit den gemietheten Hirten die Eigenthümer Knechtsdienste. Pünktlichkeit, Spasaft, Freigebigkeit und Arbeitsamkeit zeichnet diesen Hirtenvolk in seinem nomadenähnlichen Leben und Gewerbe aus. Ihr Karakter, wie ihr Aeußeres, hat etwas Düsteres und Wildes. Weniger gesprächig als die übrigen Italiener übrt man sie, nach Art anderer Hirten, singen.

Den ganzen Tag, oft die halbe Nacht, bringen sie unter freiem Himmel zu. Braunerdne oder weiße wollene Röcke, Westen und Beinkleider, nebst Gamaschen, ohne Strümpfe, sind ihre ganze Kleidung. Mit kurz abgeschnittenen Haaren, und ohne Halsband, trugen sie bisher immer weiße, reine Hemden. Wassergolenta von Mais- oder Hirsemehl und ein Stückchen Käse sind ihre tägliche, einfache Nahrung; Wasser oder Schotten ihr einziges Getränk. Etwas Heu, worunter sie eine Decke, einen Mantel breiten, ist ihr Bett.

Auf dem Marsche geht ein Schäfer der Heerde voran, ein zweiter nach. Die Schafe folgen ihnen gehorsam über Klippen und Gletscher. Durch Töne gehen sie still und gedrängt hinter dem Hirten. Ein kurzes, helles Pfeifen ist das Signal zum Aufbruch; ein tieferes, aber ein nachgeahmtes Blöken, lockt die Schafe während des Marsches. Zum Lagern steht der Anführer still, umgeht die Heerde im Kreise und ertönt mit kurzen aus der Kehle gebundenen Tönen die entfernten Schafe zum Trupp.

Große zottichte Hunde sind die Gehülfen der Hirten, oft deren einzige Stellvertreter. Ein wohl abgerichteter Hund wird zwei Schafe werth geachtet.

Nach den neuesten Berechnungen besteht Bünden für die jährlich eingetriebenen Bergamasker Heerden (ungefähr 45,000 Stück Schafe) einen Werthzins von 16,500 Gulden; eine Summe, die durch Zoll und Reisekosten etwa auf 24,500 Gulden erhöhet wird. — Uebertrieben gros waren also die Summen angesetzt, die Lehmann auf 100,000 Gulden, oder die europäischen Annalen, Nr. 3, Jahrg. 1803, zu 48,000 Gulden von 120,000 Schafen angaben.

Aus Holland.

— Die Gesetze eines Volkes sind ein wichtiger Theil seiner Sittengeschichte. Nach dem neuen peinlichen Gesetzbuche des Königreichs Holland werden Hochverrath, beabsichtigter Mord, auch Kindermord, Mordbrennerei, gewaltthätiger Raub, Falschmünzerei und Nothzucht mit dem Tode bestraft. Die Todesstrafe ist entweder durchs Schwerd, oder nach entehrender, durch den Strang. Mannspersonen werden an den Galgen gehängt, Weibspersonen an einem Pfahl erwürgt. Leichten Diebstählen, auch Kinderraub, stehen Geißelung, Brandmarkung und Verbannung bevor. Muthwillige Bankerotirer werden an den Schandpfahl geheftet, ehelos erklärt, mit Gefängniß oder Verbannung belegt. Zu den entehrenden Strafen Hollands gehört auch noch das Schwingen des Schwerdes über dem Kopf des Verurtheilten. — „Man sollte meinen, der Verfasser der Carolina sei von den Todten auferstanden, und habe hier neuerdings mitgearbeitet", sagt der Hr. Herausgeber der allgemeinen Justiz- und Polizeiblätter, Nr. 24 dieses Jahrs, bei dem Verzeichniß von den Strafarten.

Aus Deutschland.

— Nach einer am Schlusse des Jahres 1807 vollbrachten Zählung betrug die gesammte Bevölkerung des Königreichs Sachsen 1,937,811 Seelen. Darunter waren noch die an das Königreich Westfalen abgetretenen Distrikte derselben, deren Volkszahl aber durch die Population des im Posener Frieden erhaltenen Kottbuser Kreises ziemlich ersetzt ist. Auch ist bei jener Volkszahl von beinahe zwei Millionen natürlich nicht das Großherzogthum Warschau einbegriffen, welches allein, nach einer Zählung vom J. 1807, eine Population von 2,541,129 Seelen hatte. Der sächsische Zuwachs erbietet folglich jetzt schon über beinahe vier und eine halbe Million Unterthanen.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 22. — den 18 März 1809.

Rom im Februar.

Gerüchte über Spanien. — Karneval. — Die Spanier in Rom.

Aus Neapel sind in langer Zeit keine weitere Neuigkeiten zu uns herübergekommen. Auch dort scheint entweder der günstige Eindruck des Neuen, oder der erste Enthusiasmus, allmählich schwächer zu werden. In Rom weiß man aber so wenig von dem, was in Neapel vorgeht, daß man z. B. von den Eruptionen des Vesuvs, der in diesem Augenblick wieder stark auswirft und Lava spriet, meistens erst dann, wann sie vorbei sind, zu hören pflegt. Die Gleichgültigkeit der Römer in Ansehung der neapolitanischen Angelegenheiten ist wirklich auffallend.

Dagegen nahm man den ganzen Sommer und Winter den lebhaftesten Antheil an dem, was in Spanien vorging, obwohl meistens nur auf eine fast superstitiöse Weise. Man hoffte alles und glaubte alles, was erzählt und gesagt wurde. Man fabelte mit der Wirklichkeit bis zum Lächerlichen, und niemand als denkender Zuschauer hätte sich einbilden können, daß man so glaube und fabele in einer Zeit, wo die gewaltigsten Begebenheiten — immer auf die gleiche Weise, weil immer die gleichen Ursachen und Wirkungen vorhanden waren — vorüberwälzten. Nichts war bei den Römern z. B. ausgemachter, als daß König Joseph nach London gebracht war; man wußte es mit allem Detail, und die Luftballons flogen auf allen Seiten von Schiffen empor, um den Leuten so wichtige Nachricht und die Nachricht von den Siegen der Spanier zu bringen. Solche Mährchen kursirten mit aller Sorgfalt durch alle Klöster, wie durch das öffentlichere Publikum, und je unwissender man war, oder je mehr Partheilichkeit man hatte, desto sicherer glaubte und belachte man die Sache.

Eben so wird man in kurzem von den deutschen oder vielmehr österreichischen Angelegenheiten sprechen, wenn die drohende Gewitterwolke eines neuen Krieges von dem flammenden Blitze furchtbar erhellt werden sollte. Während die Angelegenheiten jenseits der Pyrenäen noch nicht entschieden waren, tadelte man das saumselige Benehmen Oesterreichs; nun in Spanien nichts zu hoffen ist, wendet man sein Vertrauen anderswo hin, und Glaube und Nichtglaube ruhen nie auf einem Erkenntnißgrund. Das Drängen des Zeitalters, das Fortströmen der Begebenheiten, die einmal in der ganzen Masse der unzuberechnenden vorhergegangenen Ursachen das Uebergewicht erhielten, — dies bringt Niemand in Anschlag, obgleich die Geschichte aller Zeiten Belege gibt, die es genugsam dartun, daß die Sprünge und Rücksprünge in den Weltbegebenheiten immer nur etwas Scheinbares sind.

Sie werden begierig gewesen sein, etwas von den römischen Fastnachtserlustigungen zu hören, nachdem der heilige Vater sie streng verboten hatte. Niemand zweifelte, daß, wenn auch der ehmalige Glanz fehlen möchte, doch immer der Karneval statt finden würde; auch wurden die gewöhnlichen Vorbereitungen, wiewohl auf Befehl, getroffen. Ob es wahr ist, daß die Arbeiter, welche die Sbe für Zuschauer u. s. w. aufrichteten, kein Geld hätten annehmen wollen, ist mir nicht bekannt, doch ist es nicht wahrscheinlich. Auffallend war es, daß man in den Boutiquen keine Masken, wie sonst gewöhnlich, ausgestellt sah; und an dem Tage, als der Anfang des Faschings gemacht werden sollte, hing keine Decke aus den Fenstern, und zeigte sich keine Maske und keine Kutsche. Die mit Militär besetzte Gasse blieb leer, und nur

Digitized by Google

etliche Pferde liefen am Abend in die Wette. — Es herrſchte bei dem allen in der Stadt die größte Stille. Der General Miollis ſelbſt war in Tivoli, und hatte, wie es hieß, von Anfang an wenig Luſt gehabt, das Karneval zu geſtatten, als inſofern, weil viele Römer dürftlich es verlangt, und mehrere Vornehme ſich dazu bereitwillig gezeigt haben ſollten. Die Franzoſen nahmen ſich ihrerſeits ſehr gut. Es war nicht das Geringſte geſchehen, die Sache zu erzwingen, oder künſtlich zu Stande zu bringen, was vielleicht auch eben nicht ſchwer geweſen wäre; und da niemand freiwillig kam, ſo wurde die ganze Sache aufgehoben. Das Reglement zur Beobachtung der Ordnung blieb aber noch lange nachher an den Ecken der Gaſſen angeſchlagen.

Es iſt übrigens nicht zu läugnen, daß ſich in dem Benehmen der Romer wenigſtens ein herrſchender Karakter und eine beſtimmte Anhänglichkeit für den heiligen Vater zeigte, indem alles gleichſam ohne Laut geſchah. Es wurde überhaupt über die ganze Sache unbegreiflich wenig Anſtößliches geſprochen, wie wenn jeder aus bloßer Gehorſamspflicht ſo gehandelt hätte, und es ſieht wie ein bloßes Geſchwätz aus, daß franzöſiſche Offiziere geſagt haben ſollten: „Es wird eine Zeit kommen, da ihr euer Lachen bereuen werdet.“ — Das Publikum entſchuldigte ſich damit, daß der franzöſiſche General ſelbſt den heiligen Vater in einem ſeiner letzten Schreiben Sovrano di Roma genannt haben ſollte. — Der heilige Vater hatte, nach ſeinem allgemeinen Verbot des Karnevals, bloß noch den Geiſtlichen verboten, während der Dauer der Luſtbarkeiten öffentlich zu erſcheinen.

Daß dem heiligen Vater dieſe Ergebenheit der Römer eine angenehme Empfindung verurſacht haben müſſe, läßt ſich leicht erachten. — Er lebt übrigens fortdauernd in ſeinem Palaſt auf Monte Cavallo, und erſcheint dem Publikum nur in der päpſtlichen Kapelle. Ein kleines Bild von ihm, worin er mit dem Kruzifix, vor einer Madonna kniend, vorgeſtellt iſt, wurde in Rom heimlich verkauft; aber es ſchien mehr eine Spekulation des Verkäufers, als Folge eines Verbotes zu ſein; wenigſtens legte niemand eine Wichtigkeit auf die Sache.

Die Spanier, deren Anzahl in Rom ſich auf zwei bis drei tauſend belauft, hatten anfänglich wegen des Huldigungseides Schwierigkeiten gemacht; aber auch davon ſpricht niemand mehr. Mehrere haben den Schwur geleiſtet, einige wenige ſind eingeſteckt worden; der Miniſter iſt aber ſeit längerer Zeit krank. Daß viele dieſer Spanier ſich in ſehr übeln Umſtänden befinden, iſt gewiß, und man ſieht es auch daraus, daß viele Sachen feil geboten wurden, die ſolchen Familien gehörten. Auf Interzeſſion des Bildhauers Canova und einer franzöſiſchen Künſtlers wurde dem geſchickten ſpaniſchen Bildhauer Alvares, der auch eingeſetzt war, geſtattet, ſein Arbeit zurückzufordern, ohne jedoch öffentlich zu erſcheinen, wahrſcheinlich bis überhaupt die Angelegenheit der ſpaniſchen ehmals penſionirten Künſtler entſchieden ſein wird.

Dr. Galls Selbſtvertheidigung gegen die Kommiſſäre des franzöſiſchen Nationalinſtitutes.

Es hat beinahe das Anſehen, als habe Dr. Gall den leicht ärgerlichen Deutſchen mit der Phyſiognomirung der Schädelprotuberanzen eine Tonne zum Spielen hinwerfen wollen, um deſto bequemer von Ort zu Ort reiſen, die Bekanntſchaft vorzüglicher Anatomen machen, und ſeine neuen Anſichten vom Bau des Nervengewebes ins Reine bringen zu können. Während man ſich in Deutſchland noch recht ernſthaft über die fühlbaren Organe des Ton- und Naufinnes unterbeikt, behandelte Gall in Paris viel ernſtere Gegenſtände, und was er den deutſchen Anatomen und Akademien nicht in aller Ausführlichkeit zu entwickeln würdig fand, that er in Paris vor dem Nationalinſtitut. Wäre man in Deutſchland auch gutmüthig genug, von aller Eiferſucht gegen den Vorzug frei zu bleiben, welchen der Wiener Anatom dem Pariſer Inſtitut gibt: wird man es ihm doch gewiß etwas verübeln, daß er ſeinen Landsleuten die Hypotheſe von den Schädelerhöhungen zum Beſten gab, und den ſoldaten Theil ſeiner Entdeckungen dem Inſtitut in Frankreich, als dem höchſten wiſſenſchaftlichen Tribunal Europens, vorlegte. Er mag es daher auch den beſſern Köpfen unter ſeinen Landsleuten nicht verargen, wenn ſie ſeine apboriſtiſche Schädeltheorie und die Pranumerationskreiſen, welche immer das Dekorum des Gelcorten beleidigten, zum Gegenſtand muthwilligen Spottes machten; oder wenn leidenſchaftlichere Gemüther tapfer applaudirten, als der Bericht, welchen die Kommiſſion des Inſtitutes zu Paris über ſeine Lehre vom Nervenſyſtem gab, gar nicht ſo ruhmvoll lautete, als er erwartete.

Dr. Gall, natürlich ſehr unzufrieden mit dem erwähnten Kommiſſional-Bericht, hat jetzt das ſchriftſtellerriſche Schweigen gebrochen, und die Unterſuchungen über das Nervenſyſtem, welche er dem franzöſiſchen Inſtitut am 14 März 1808 überreichte, ſo wie ſeine etwas polemiſch ausgefallenen Bemerkungen über den von den Kommiſſären abgeſtatteten Bericht dem Druck übergeben. (Recherches sur le système nerveux en général, et sur celui du cerveau en particulier; mémoire présenté à l'institut de France, le 14 Mars 1808; suivi d'observations sur le rapport qui en a été fait à cette compagnie par ses commissaires. Par F. J. Gall et G. Spurtzheim. Paris, 1809. 4. Mit einem Kupfer.) Zugleich kündigt er an, daß er in auf einander folgenden Lieferungen mit Kupfern die Anatomie und Phyſiologie des Gehirns franzöſiſch und deutſch herauszugeben gedenke, worauf man ſubſkribiren könne.

In der Einleitung zu ſeinen Unterſuchungen nimmt er, nicht ganz ohne Bitterkeit, den phyſiologiſchen Theil, das heißt, die Lehre von den Organen des Schädels, in Schutz, welche das Inſtitut gar keiner Aufmerkſamkeit würdig finden wollte, und ſie eine Doktrin nannte, qui ne peut être en aucune façon du ressort de la classe, puisqu'elle dépend en dernière analyse d'observations relatives aux dispositions morales et intellectuelles des individus, lesqu'elles n'entrent aussi rarement dans les attributions d'aucune académie des sciences. Die Art, wie Gall ſeine Hypotheſen von den Schädelerhöhungen vertheidigt, iſt hier einſtweilen mehr oratoriſch, als gründlich.

Deſto ſcharfſinniger, ſicherer und lichtvoller wird ſein Vortrag in den Bemerkungen über den Rapport der Kommiſſion des Inſtitutes in Betreff ſeiner Erfahrungen und Anſichten des Nervenſyſtems, und machen uns auf die Erſcheinung ſeines großen Werks über dieſen Gegenſtand begierig. Ob man gleich dem deutſchen Anatomen noch nicht den Siegeslorbeer zuerkennen darf, — denn der Kampf dauert fort, und hoffentlich werden die franzöſiſchen Akademiker ihren Ruhm und die Wiſſenſchaft genug ehren, Galls ſach- und geiſtreiche Antikritik zu würdigen: — ſo iſt doch ſchon jetzt ſoviel mit Gewißheit entſchieden, daß dieſer Streit nicht mehr ohne neue wichtige Eroberungen im Felde menſchlicher Erkenntniß enden werde, und Gall nicht wenig

Digitized by Google

durch seine Entdeckungen zur Annäherung jenes Zeitpunkts beigetragen hat, mit dessen Betrachtung er sein Werk beschließt.

„Von nun an können wir“ sagt er, „die Gesammtheit der Nervensysteme, dieses Zweigs der thierischen Organisation, dem kein anderer an Wichtigkeit gleich kommt, unter einem weit erhabenern Gesichtspunkt anschauen. Die Gesetze ihres Ursprungs, ihrer successiven Verstärkung, ihrer Ausbreitung, und der Ergänzung von der Bereitung der mannigfaltigsten Functionen, sind zum Theil offenbart und auf ein allgemeines Prinzip zurückgeführt. Der Nerv, durch welchen Bewegung, Empfindung und das Geschäft der Sinne möglich wird, wächst und entwickelt sich nach den gleichen Gesetzen, wie das Organ, vermittelst welches der Geist empfindet, will und denkt.“

„Von welchem Interesse, welcher Wichtigkeit muß das Studium des Gehirns werden, das jetzt nicht mehr wie sonst bloß hin zerstückelt, oder wie eine rohe zwecklose Masse zerschnitten zu werden verdammt ist: Es wird künftig nicht bloße Trümmer mehr darstellen, sondern man wird überall darin Dispositionen zu irgend einer Endabsicht, überall Mittel zu wechselseitigem Einfluß wahrnehmen, trotz der außerordentlichsten Verschiedenheit der Funktionen. — Die die Wirksamkeit der verschiedenen Gefäße und die Neigung der verschiedenen Sinne irgend einem besondern Nervenvorrath subordinirt ist, hängt auch jeder Instinkt, jedes intellektuelle Vermögen in Menschen wie in Thieren, von irgend einem Theil der Nervensubstanz des Gehirns ab. Wenn auch der Geist selbst uns unergreifbar ist, können wir ihn doch in den Werkzeugen wiederfinden, die uns das Maas der Einsicht von jeder Gattung, von jedem Individuum andeuten. Sie bestimmen uns nicht nur die Grenzlinie zwischen Mensch und Thier, sondern indem sie uns, nach dem Grade ihrer Entwicklung, den Grad ihrer Vermögen bezeichnen, lehren sie uns, wie die Natur den Menschen, weise oder thöricht zu sein, zu befehlen oder zu gehorchen, eignete.“

„Die Zeit ist nicht fern mehr, wo, befreyt von der Wahrheit, man mit Bonnet, Condillac, Herder, Cabanis, Prochaska, Sömmering, Reil u. a. m. einig sein wird, daß alle Phänomene der beseelten Natur auf den Organismus überhaupt, und die intellektuellen Phänomene auf die Beschaffenheit des Gehirns insbesondere gegründet sind. Einige Tropfen Blutes, die sich in die zarten Höhlungen des Gehirns ergossen, einige Gran Opiums genügen schon zu dem Beweise, daß dies Leben, daß Wille, daß Gedanken unzertrennlich sind von ihren materiellen Bedingungen.“

„Wer daher nicht länger in voller Unkunde der verborgenen Triebfedern bleiben will, durch die er handelt; wer gewissermaßen mit einem einzigen philosophischen Blicke die Natur des Menschen, der Thiere und ihrer Verhältnisse zur Aussenwelt übersehn will; wer eine gründliche Vorstellung von den intellektuellen und moralischen Funktionen, so wie von den Krankheiten des Gemüthes schaffen will, muß wissen, daß er vergebens arbeitet, wenn er nicht das Studium der Organisation des Gehirns mit derjenigen seiner Funktionen gleichzeitig betreibt.“

„Nur auf diesem Wege allein können der Naturforscher, der Erzieher, der Sittenlehrer, der Gesetzgeber, die bisher immer noch über die eigentlichen Ursachen menschlicher Neigungen, Leidenschaften, Talente oder deren Verschiedenheit im Dunkeln tappten, ihre Begriffe berichtigen, und sich durch offenbare Beweise überzeugen, daß die menschliche Organisation immer einer höhern Ordnung intellektueller und moralischer Eigenschaften anpassend ist; daß folglich Erziehung, Gesetzgebung, Moral und Religion, wesentlich mit der Natur des Menschen verbunden, ihm nicht bloß nützlich, sondern unzertrennbar von seinem Glücke sind, weil er in ihnen eben so viele Quellen findet, aus denen er erhabene Motive schöpft, die ihn stark machen, Neigungen zu bekämpfen, welche ihn gewaltsam dem Bösen zuführen, oder ihm die Möglichkeit verleihen, sich zu moralisch-freien Handlungen zu bestimmen.“

Zoega's Tod.

Rom, im Febr. 1809.

Die literarische Welt hat in diesen Tagen einen großen Verlust gehabt durch den Tod des wegen seiner so ausgebreiteten gelehrten Kenntnisse, besonders auch in fremden ungekannteren Sprachen, so berühmten Dänen George Zoega.

Er wurde im Jahre 1756 zu Tönningen, im Herzogthum Schleswig in Jütland, geboren. Nachdem er in Göttingen, wo er studirte, bereits durch verschiedene gelehrte Abhandlungen, meistens in deutscher und dänischer Sprache, sich ausgezeichnet hatte, wurde er öffentlicher Professor. Im J. 1783 kam er nach Rom, und Professor Adler verschaffte ihm die Gewogenheit des verstorbenen Kardinals Borgia. Dieser wurde sein erster Mäzen, indem er ihm Anlaß gab, sich bekannt zu machen, durch den Auftrag zu einer Beschreibung des ägyptischen Theils seines veletrischen Museums, das einen Schatz von Statuen, Gemmen und andern Alterthümern enthält. Im J. 1791 erschien gedachtes Werk über die ägyptischen kaiserlichen Medaillen (sopra le medaglie egizie imperiali), und dies war das erstemal, daß man jene Medaillensammlung systematisch geordnet und von den gelehrtesten Anmerkungen begleitet, erblickte. — Hierauf unternahm er, durch Pius den Sechsten dazu beauftragt, ein zweites Werk, über den Ursprung und Gebrauch der Obelisken (de origine et usu obeliscorum). Es erschien 1797, und alles, was früher über den Gegenstand gesagt war, wurde durch die überwiegende Gelehrsamkeit, die Hr. Zoega hier an den Tag legte, verdunkelt.

Nach Vollendung dieses großen Werkes fing er an, die koptischen Manuskripte des gedachten veletrischen Museums des Kardinals Borgia in einem ebenfalls großen Werke zu erläutern, welches vollendet ist, aber bis jetzt durch den Tod des Kardinals der öffentlichen Bekanntmachung durch den Druck entzogen wurde. Immerwährend in seinen Nachforschungen vertieft, unterbrach sie Zoega nur, um seiner Familie, die er als ein zärtlicher Vater liebte, sich zu geben, oder um den alten Denkmälern Roms erneute Aufmerksamkeit zu widmen. Er war daher in Rom gewiß der erste Alterthumskenner, und wurde fast von allen vornehmen Reisenden aufgesucht, die seine Erläuterungen zu benutzen wünschten. Er hatte bei diesen öftern Exkursionen in die Gegenden um Rom Anlaß, die vielen verschiedenen Basreliefs zu beobachten, die in und um Rom verstreuet sind oder waren, und er schrieb über diesen Gegenstand ein interessantes, denkwürdiges Werk, worin sein Geschmack und besonders seine Belesenheit in alten griechischen und lateinischen Schriftstellern das Staunen selbst derjenigen, die in diesem Fache die erfahrensten waren, erregte. Als Mitglied des römischen Nationalinstituts las er daselbst einige Abhandlungen, die ihn dann zu weitern tiefern Erforschungen führten. So wurde dies letzte Werk der Herrn

Digitized by Google

Zoega zuerst bekannt, und so wurde der Hr. Peter Piranese veranlaßt, diese unvergleichliche Sammlung herauszugeben, zu welchem sich die noch fehlenden Hefte schriftlich vorfinden. Ein Schatz von Manuskripten, die Hr. Zoega zurückgelassen hat, und worunter sich auch eine Topographie des alten Roms befindet, erwartet ebenfalls den Herausgeber. Zoega war vom dänischen Hofe mit der Stelle als Konsul bei dem päpstlichen Hofe beehrt. Hierauf wurde er zum Professor der Universität Kiel ernannt, und er versah die königlichen Museen mit Alterthümern.

Er war Mitglied der Akademien von Kopenhagen, Göttingen, Berlin, Siena, Florenz u. s. w.

Ein gallichtes Nervenfieber raffte ihn im 53 Jahre seines Alters weg, am 10 Febr. d. J., und er wurde mit anständiger Feierlichkeit in der Kirche S. Andrea delle Fratte beigesetzt. Die vermögenden und ausgezeichneten Dänen, die bei dieser Trauerhandlung gegenwärtig waren, wollen ihm ein Denkmal errichten lassen, das ihren Schmerz um den Verlust eines solchen Mannes, der ihr Landsmann war, verewige.

Stoff zu Parallelen.

Karakteristik der Britten im Jahre 1603, von einer Meisterhand.

Wohl dürfen wir Heinrichs des Großen Freunde und ersten Minister, dem vielerfahrnen und in Menschenkenntniß tief eingeweihten Sully eine Meisterhand zutrauen, doch aber nicht vergessen, daß er, bei aller seiner Vortrefflichkeit, indem er die Britten karakterisiren wollte, — Franzose war.

„Es ist keinem Zweifel unterworfen," sagte er, „die Engländer hassen uns, und mit einem so innigen, so allgemeinen Haß, daß man wahrhaftig glauben möchte, er mache geradezu einen Bestandtheil ihrer natürlichen Disposition aus. Aber dieser Nationalhaß quillt am Ende doch nur aus ihrem Stolz, aus ihrer Präsumption; denn in der Welt gibts schwerlich ein Volk, das so stolz ist, so alles neben sich verachtend, so berauscht von der Idee seiner eigenen Vortrefflichkeit. — Wenn man ihnen glaubt, gibts sonst nirgends Geist und Einsicht, als bei ihnen; sie beten nur ihre Meinung an, verachten die Meinung aller andern Nationen, und es kommt ihnen weder in Sinn, andere anzuhören, noch gegen sich selbst mißtrauisch zu werden."

„Durch diesen Karakter schaden sie sich selbst übrigens mehr, als uns; eben dadurch werden sie zum Spiel ihrer Launen. — Umgeben vom Ozean, haben sie gleichsam dessen Unbeständigkeit angenommen; alles ändert bei ihnen, je nachdem sie eben gestimmt sind. Der einzige Unterschied zwischen ihnen und andern wegen ihrer Veränderlichkeit verrufenen Völkern besteht bloß darin, daß bei ihnen die Liebe zum Abwechseln keine Folge des Leichtsinns, sondern einer Eitelkeit ist, die sich unter tausend Formen beständig verjüngt. Aus Eigenliebe sind sie Sklaven ihrer bizarren Einfälle. Was sie eben vorher recht vernünftig arrangirt, oder recht fest beschlossen zu haben glauben, zerstören sie kurz nachher wieder, ohne daß sie dafür eine Ursache wissen. Wirklich widersprechen sie sich so sehr, daß man zuweilen in Versuchung kommt, sie nicht für die gleichen Leute zu halten. — Man prüfe nur, was sie Staatsmaximen heißen, und man wird statt dessen nichts als die Gesetze des Stolzes selbst erblicken, von der Arroganz oder Trägheit adoptirt."

Variétäten.

Aus Frankreich.

— * Eines der frappantesten Produkte der neuesten französischen Literatur ist eine anonyme Schrift, betitelt *Tableau de la littérature française au dix-huitième siècle*. Der Verfasser desselben soll Hr. von Baerne, Sohn des Preter de Genève, jetzt selbst Preter de la Dendée, sein. Der Zweck des Buches geht dahin, zu beweisen, daß über kurz oder lang in jedem Staate die zirkulirenden, besonders durch die Nationalschriftsteller in Umlauf gebrachten Ideen und Grundsätze mit den öffentlichen Institutionen in Widerspruch gerathen, und nothwendig den Umsturz der letztern herbeiführen werden. Aber nicht dies eigentlich ist das Frappante, sondern eine von der Weltgeschichte hinlänglich dokumentirte Wahrheit, daß mit dem Fortschreiten der Kultur und Zivilisation eines Volkes auch dessen Institutionen der Reform bedürfen, und dahin die Franzosen oder Deutschen des Jahres 1809 nicht mehr die alten Einrichtungen der Gallier oder Allemannen aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung gebrauchen können.

Aber der Verfasser schlägt in seiner Weisheit Mittel vor von ganz eigener Art, um die Gefahr der Staatsreformen — das heißt, das allgemeine Fortschreiten der menschlichen Gesellschaft — zu hemmen! Es fällt ihm nicht ein, in der Verfassung selbst, etwa wie in England, ein Regenerationsprinzip, einen Keim der allmäligen Verbesserung und Veredlung durch Gesetzgebung zu suchen. Nein doch; um solche Lehren aus einer Staatsumwälzung abzuziehen, braucht's Besonnenheit, Aufklärung, *public spirit*. Aber die an Ungeduld grenzende Nationalliebhaftigkeit, Abweichheit des Gemeinsinns und zur Apathie gewordenes Sehnen nach Ruhe lassen solchen Gesinnungen keine Möglichkeit aufzukommen, und in einem durch Sittenverderbniß und Revolutionssturm ausgetrockneten Boden Wurzel zu fassen.

Der neue Weltreformator, der dem unaufhaltsam fortwälzenden, alles vernichtenden, alles erneuenden Rade der Zeit mit seiner Feder in die Speichen fällt, um es aufzuhalten, und die ewigen Pläne der Vorsehung korrigiren will, schlägt vor, daß eine kraftvolle Regierung jenen Mißklang durch genaue Bewachung des Schriftstellerwesens verbanne, und durch ein wohl geordnetes öffentliches Unterrichtssystem die Quellen der Wissenschaft und Weisheit in geregelte Seele und Kanäle leite und einzwänge, um dem Boden, der damit berieselt werden soll, nur gerade soviel davon zuströmen zu lassen, als für die Erzeugnisse, zu denen man ihn bestimmt, nothwendig ist. — Diesen Gedanken entwickelt er umständlicher. Der Mann möchte uns Europäer orientalisiren, und aus den Franzosen vielleicht gern Chinesen machen.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 23. — den 22 März 1809.

Berlin, im Anfang des März.

Erwartung von der Rückkehr des Hofes. Zubereitung. — Gang preußischer Staatspapiere. — Lotterien. — Polizeimaasregeln gegen unbefugte Frauenzimmer.

Seit der Ankunft des Prinzen August Ferdinand von Königsberg haben sich um etwas die besorglichen Gerüchte vermindert, die man über die Rückkehr des Königes verbreitet hatte, welche man, trotz der bereits zu Königsberg getroffenen Anstalten zu derselben, wegen der trüben Wolken, die sich am politischen Horizonte zeigten, plötzlich wieder eingestellt wissen wollte. Der Prinz hat gegen mehrere Personen geäussert, daß er den Monarchen bald in Berlin erwarte. Er erzählte, daß er über fünfzig Stunden vor der Weichsel liegen mußte, ehe er wegen Strömung des Eisganges die Ueberfahrt wagen konnte, und während derselben noch mit mancher Gefahr zu kämpfen hatte. So bald die Weichsel um etwas beruhiget sein wird, ist es keinem Zweifel unterworfen, daß der Hof nach Berlin zurückkehren werde.

Sie können nicht glauben, wie alles auf diese Begebenheit gespannt ist. Mehrere hundert Fremde liegen jetzt hier in Berlin, um den Feierlichkeiten, die dabei veranstaltet werden, beizuwohnen. Ein großer Theil der Fenster, die des Weges gelegen sind, wo der Hof einzieht, werden mit schwerem Gelde gemiethet, und eine Menge von Zimmermeistern erbauet Amphitheater sind zur Bequemlichkeit des schaulustigen Publikums zu erblicken, welche natürlich noch sehnsuchtsvoller der Rückkehr des Hofes entgegen sehen. Obgleich man noch nicht bestimmt den Tag weiß, wenn sie erfolgen wird, so wird doch alles in solchen Stand gesetzt, um auf den ersten Wink mit gehörigem Anstand dem Hof entgegenziehen, ihn empfangen und einholen zu können. Das Schlächtergewerke und die Schützengilde reiten dem Hofe entgegen. Am Bernauer Thore ist eine Kolonnade errichtet worden, wo die verschiedenen Dikasterien abtreten und den Hof begrüßen werden. Da der König sich aber alle kostspieligen Empfangsförmlichkeiten, als Illuminationen u. s. w. verbeten, so haben mehrere Kommunen Kollekten zu wohlthätigen Zwecken veranstaltet. An der Börse sind in solcher Absicht an 5000 Thaler zusammengetragen worden.

Seit mehrern Tagen strömen unzählige Menschenhaufen hin, die der Königin von der Stadt verehrte Equipage, als auch die auf Kosten der Stadt in dem königlichen Palais neuerdings in Ordnung gebrachte Zimmer in Augenschein zu nehmen. — Mehrere große Proben sind schon von dem von Righini auf die Rückkehr des Hofes komponirten Te Deum abgehalten worden, und alle Vorkehrungen sind im großen Opernhause getroffen, um am Abend der Ankunft des Hofes Gluck's Zphigenie mit möglichster Pracht vorzustellen. Das Gedränge nach Plätzen und Logen ist ausserordentlich, und die Direktion kann sich einer guten Sente erfreuen.

Hier haben sie die glänzende Ansicht, welche unsere Hauptstadt jetzt gewährt, die uns einestheils über die Kehrseite beruhigt, welche uns keinen tröstlichen Anblick gibt.

Bei den wankenden Nachrichten von der Rückkehr des Hofes haben unsere Staatspapiere den glänzenden Standpunkt nicht behaupten können, auf den sie gesteigert waren. Sie fielen allmählig wieder auf einen sehr niedrigen Kurs, und es ward unter den Spekulanten viel Geld verloren. Man sah darin

Digitized by Google

Machinationen mehrerer sich gebildeter Gesellschaften von Stockhändlern, und die Polizei sah sich veranlaßt, auf Martinik Kaffeehaus (unserer hiesigen Echange for the gambers in the fonds) alle Geschäfte der Art verbieten zu lassen. Dadurch ward dem Uebel aber nicht gesteuert. Kaum verbreitete sich die Nachricht, daß bei den Kassen ein Viertel der Gefälle in Tresorscheinen nach ihrem Nominalwerth erlegt werden müssen, so stieg dieser Artikel von 64 bis auf 80 Prozent, und im Verhältniß zu diesem Kurs haben sich auch die übrigen Staats- und ständischen Papiere. Der Handel mit Papieren ward wieder lebhaft und vorzüglich bei Martinik, und die Polizei schwieg.

Seitdem die Deklaration über die Annahme der Tresorscheine bei den Kassen erfolgte, sind dennoch die Tresorscheine von 80 auf 64 Prozent gefallen. Man sieht daher, daß es in diesem Handel gehet, wie in unserm Leben überhaupt. Jede Aussicht einer Veränderung spannt die Erwartung und hebt auf gewisse Zeit die Ohnmacht unserer Kräfte. Kaum werden wir aber dieser Veränderung ansichtig, so ist die Abspannung derselben noch größer als sie gewesen war.

Man hofft übrigens, daß die Erklärung des Hofes, bei dem projektirten Verkauf der Domänen die Staatspapiere um Nominalwerth annehmen, auf den Kurs derselben einen vortheilhaften Einfluß haben wird. Ein gleiches hofft man von dem so eben erschienenen Edikt eines freien Zinsfußes, der bis zum Dezember 1810 Statt finden soll, so daß jeder rechtlich so viel Zinsen nehmen darf, als er sich ausbedungen kann. Auch sollen Staatspapiere im Nominalwerth auf liegende Gründe hypothekarisch eingetragen werden können, und zwar sogar mit 6 Proz. Zinsen, welches sonst nur mit 5 Proz Zinsen gewöllfahrt wird. Ausserdem steht es den Partheien noch frei, sich über beliebige Zinsen besonders zu vereinigen. Von letzterm Edikt verspricht man sich einen guten Erfolg, weil viele Kapitalisten, die mit rechtlichen 5 und 6 Prozent Zinsen sich nicht begnugten, ihr Geld still liegen liessen, und nun hier im freien Zinsfuße mit ihren Baarschaften, vom Gewinn gelockt, hervortreten werden, da sie rechtlich einen höhern Zins nehmen können. Eine Operation, wodurch viel baares Geld in Umlauf kommen kann.

Der Geldverlegenheit des Staates abzuhelfen, ist von demselben eine Lotterie von 40,000 Loosen, jedes zu 25 Thaler Courant, errichtet worden, deren Betrag der Staat mit 6 Proz. auf mehrere Jahre verinteressirt, und welche ausserdem durch beträchtlichen Gewinn große Vortheile den Spielern gewährt. Sie hat guten Fortgang. Desto größere Einschränkung erleidet aber jetzt die gewöhnliche Klassenlotterie. Sie, die sonst 90,000 Loose zu 30 Thlr. Courant ausgab, ist bei der jüngsten Ziehung auf 25,000 Loose geschmolzen.

Der gesunkenen Moralität aufzuhelfen, hat die Polizei die Verordnung ergehen lassen, daß künftig bürgerliche Frauenzimmer, welche sich an öffentlichen Plätzen zum Tanze einfinden, nicht ohne Begleitung ihrer Eltern oder Verwandten dort erscheinen sollen; hingegen alle öffentliche Freudenmädchen stets mit einer von der Polizei gezeichneten Karte versehen sein müssen.

Trotz dieses Beweises von Wachsamkeit, den unsere Polizei abgeben will, geschehen doch hier jetzt sehr bedeutende Diebstähle. Es sind in mehrern Comptoirs Einbrüche geschehen, und viele Tausende baar entwendet worden. Der letzte bedeutende Diebstahl betrug 20,000 Thlr. Tresorscheine. Die Dreistigkeit unserer Diebe geht soweit, daß sie sogar bewaffnet ihr Handwerk üben, und mit Mordeyn sich zur Wehre stellen. Jüngst wurde ein Dieb bei einem Einbruch betroffen: der Eigenthümer wollte ihn festhalten, jener zog einen Dolch und verwundete seinen Gegner. Auf sein Geschrei eilte ein Nachbar herbei, der den Dieb nun festhalten wollte, auch der ward von ihm verwundet; auf diese Art entwindet er sich mehrern, die ihn festnehmen wollten. Endlich fand er sich übermannt, und ward dem Arm der Gerechtigkeit überegeben.

Der nordamerikanische Dichter Joel Barlow.

Zwar schon manchen Dichter hat die Entdeckung der westlichen Welt und Columbens gewagte romantische Fahrt über den Ozean begeistert. Aber jetzt hat ein Sohn des amerikanischen Bodens, in den heimathlichen Fluren, an den schattigen Ufern des Delawarestromes, selbst den Entdecker seines vaterländischen Welttheils in einem epischen Gedicht besungen. Dieser amerikanische Homer ist Joel Barnow. Sein großes Gedicht the Columbiad, in zehn Büchern, erschien in der andern Hälfte des Jahrs 1807 zu Philadelphia, in prächtiger Quartausgabe, mit Kupfern. Schon als erste amerikanische Evvoie verdient diese Arbeit wie eine ausgezeichnete Erscheinung in der neuesten Literatur bemerkt zu werden. Ehe wir unsern Lesern den vom Gewöhnlichen sehr abweichenden Plan des Gedichts entfalten, wollen wir sie mit einigen Lebensumständen des Sängers der Columbiade bekannt machen.

Joel Barlow, Esquire, der auch in der französischen Revolution einigemal als politischer Schriftsteller figurirte, ist nicht mehr ganz unbekannt. Er war im Staat Connecticut geboren, der jüngste von zehn Kindern, und Sohn wohlhabender Eltern. Sein Vater starb ihm in frühester Jugend ab. In den Kollegien zu Dartmouth und Newhaven empfing er seine Erziehung. Schon hier machte er seine dichterischen Anlagen durch einen Hymnus auf den Frieden (the Prospect of Peace) bekannt.

Während des amerikanischen Freiheitskrieges diente er mit patriotischem Eifer erst als Volontär bei den Truppen von Connecticut, dann beim Heere des Staates Massachusets, und nach dem Friedensschlusse kehrte er mit erneutem Eifer zu den Wissenschaften zurück. Einen großen Theil seiner Zeit beschäftigte ihn die Herausgabe einer Zeitung, eine Arbeit, die ihn mit den politischen Verhältnissen beider Welttheile vertrauter machte. Zugleich beschäftigte ihn das Studium der Gesetzgebung und Rechtsgelahrtheit.

Zufällig ward er mit einer Gesellschaft Amerikaner bekannt, welche in den Gegenden des Ohio stroms weitläufige Ländereien an sich gebracht hatte, von denen sie einen Theil selbst anbauen, den andern verkaufen wollte. Barlow vereinigte sich mit ihr, es war im Jahre 1785, und ward ihr Kommissär, um in England oder Frankreich Käufer für die Ohioländer anzuwerben.

So kam er nach Europa. Der bald darauf erfolgende Ausbruch der französischen Revolution machte ihn zu einem enthusiastischen Freunde derselben. In der Konstitutionsgesellschaft zu London war kein feurigerer Redner für das französische Volk, als Barlow. Dies war denn auch der Anlaß, daß sie ihn nach Paris schickte, um dem Nationalkonvent ihre Glückwunschungsadresse zu überreichen.

Digitized by Google

In Paris verschlang nun die Politik alle seine Zeit. Er schrieb eine Broschüre über die Mängel der französischen Revolution von 1791. Sein Freund, der bekannte Thomas Payne, überreichte die Schrift in der Sitzung vom 7 November. 1791 dem Konvent. Und da er nun zwanzig Tage nachher selbst vor die Schranken der Versammlung trat mit der Adresse der Londoner Konstitutionsfreunde, empfing ihn der rauschendste Beifall. Ja, am 7 Februar 1793 ließ Guyton-Morveau ihm die Ehre des französischen Bürgerrechts betreiben.

Nicht so freundlich sah ihn Pitt an, als er nach London zurückkam. Pitt behandelte ihn wie einen Agent der englischen Jakobiner, und provozirte gegen ihn sogar strenge Maasregeln, doch ohne Erfolg. Auch hielt sich Barlow nicht lange in der Insel auf, desonders da er von Washington, dem Präsidenten der vereinigten Staaten, im Jahre 1795 den Auftrag erhielt, mit den barbarischen Mächten an der afrikanischen Küste in Unterhandlung zu treten, und die zu Tunis, Tripoli und Algier in Gefangenschaft lebenden Amerikaner zu ranzioniren. Barlow negozirte hier so glücklich, daß ihm die Regierung seines Vaterlandes öffentlichen Dank zuerkannte.

Nach seiner Zurückkunft in Paris gab er ein Werk heraus: „Briefe an seine Mitbürger“, welches in kraftvoller, warmer Sprache des Herzens sehr gesunde Begriffe über Regierung und Gesetzgebung, aber auch Ideen von politischer und bürgerlicher Freiheit vortrug, die ihm manchen Gegner weckten. Es war dies eben zu der Zeit, da ein Bruch zwischen Nordamerika und Frankreich unvermeidlich schien, und der Präsident Adams mit Energie gegen den hohen Schwindel französischer Republikaner verfuhr. Die Händel wurden bekanntlich aber beigelegt, und Barlow verlor nichts in der Achtung seines Vaterlandes. Sein heller Geiß, sein menschenfreundlicher Karakter, die Anmuth seines Betragens, erwarben ihm auch in Paris die Freundschaft der Edlern, unter welchen wir besonders den Bischof nachmals Senator Gregoire, und den trefflichen Condorcet nennen wollen.

Er ging späterhin in sein Vaterland zurück, wo er sich ein Landgut, nicht weit von der Bundesstadt Washington, ankaufte, dem er, wegen der reizenden Umgebungen, den Namen Calorama gab. Hier arbeitete er den Plan zur Anlegung einer großen Universität oder polytechnischen Schule aus, die man, seinem Entwurf zufolge, in der Stadt Washington anlegen sollte. Damit verknüpfte er seine Ideen über Nationalerziehung. Die Amerikaner nahmen aber diese Vorschläge mit Kälte auf. Theils der immer tiefer wurzelnde Trieb der Staaten, sich in der Konfoderation zu isoliren, was die Schweizer „Kantonsgeist“ nennen, theils die Furcht der amerikanischen Republikaner, daß eine solche allgemeine, von der Regierung ausgestattete, von ihr geleitete Erziehungsanstalt zuletzt Distinktionen und Vorurtheile erzeugen könnte, die dem Glücke der Gesellschaft zum Nachtheil gereichen möchten, sind wahrscheinlich die Hauptursachen, welche Barlows wohlgemeintes Projekt vereitelt.

Den letzten Briefen zufolge, die Barlow vor kurzem erst einem seiner Freunde in Paris schrieb, hat er beschlossen, den Reß seiner Tage ruhig und harmlos auf seinem Landgute in philosophischer Zurückgezogenheit zu verleben. Er arbeitet jetzt an einer Historie der amerikanischen Revolution und ihrer Folgen, und man hat Recht, in dieser Arbeit etwas Vorzügliches zu erwarten.

Doch wir kehren zur Columbiade zurück, von welcher wir anfangs sprachen. Dies Prachtwerk, an typographischer Schöne das erste, was Amerika hervorbrachte, und mit den Kunsterzeugnissen der Buchdruckereien von Paris und London wetteifernd, entspricht durch das geschmackvolle Aeußere dem Werthe des Inhalts.

Schon vor mehreren Jahren hatte Barlow den rohen Umriß dieses Gedichts, unter dem Titel: The Vision of Columbus, bekannt gemacht; jetzt steht es vollendet da. Doch ist das Ganze, von der Form gewöhnlicher Epopöen abweichend, immer Vision geblieben.

Ein Ruf an die Göttin der Freiheit eröffnet das erste Buch. Columbus trauert einsam in Valladolids Kerker, und beklagt sein Schicksal und Ferdinands Undankbarkeit. Er durchblickt mit männlichem Schmerz die Geschichte seines Lebens, seiner Entdeckungen, und weint um Isabellens, seiner königlichen Beschützerin Tod. Plötzlich erbröhnt der Grund der Erde mit dumpfem Donner. Ein mildes himmlisches Licht verklärt die Mauern seines Gefängnisses. Hesper, der Genius der neuen Welt, erscheint dem Helden, und lächelt ihm Trost. Columbens Ketten fallen ab, und geleitet von dem Schutzgeist des occidentalischen Welttheils, tritt er aus dem Kerker, und ersteigt an Spaniens Westküste den Gipfel des Berges der Offenbarung.

Europa verschwindet; das Weltmeer liegt unter ihren Füßen; der ungeheure amerikanische Kontinent steigt empor mit allem Reichthum seiner Natur. Die ursprünglichen Bewohner des Welttheils erscheinen in ihrer wilden kriegerischen Sitte. Der Genius schildert dem erstaunten Helden die wunderbare Mannigfaltigkeit der amerikanischen Klimate, und läßt ihn die Grausamkeiten der spanischen Eroberer sehen. Anziehend ist die Episode von Capak und seiner Gattin Oella, den Gründern des peruanischen Reiches; voll Wahrheit und Lebens das Gemälde von Mexiko, Cusco und Quito.

Das dritte Buch der Columbiade ist fast ganz den Thaten des Inka Capak geweiht, und voll prachtvoller Naturgemälde. Bedrobet von den Wilden der Gebirge, sendet er ihnen seinen Sohn, als Friedensboten. Dieser findet das Volk, zu dem er geht, in der Nähe eines verheerenden Vulkans versammelt, wo es auf einem Altar ein Kind opfert, den Ausbruch der Natur zu besänftigen. Umsonst predigt des Inka Sohn den Barbaren eine mildere Gottheit. Er wird gefangen hinweggeschleppt. Da greift der zürnende Capak zu den Waffen, die Peruaner werden während einer Sonnenfinsterniß geschlagen. Indem Oella noch um ihren Sohn Rocha jammert, tritt die Sonne wieder glänzend hervor, und zeigt den gelobten Rocha am Opferaltar, wo er durch die Waffen der Inka-Armee befreiet wird.

Columbus erblickt, im vierten Buche, Peru's grausame Zerstörung und die Greuel künftiger Weltalter; dann aber auch die schönen Niederlassungen der Europäer in Amerika's nördlicher Hälfte, und des alten Welttheils Aufblühen durch die Schätze des neuen. Des Delaware blühende Ufer werden das Asyl aller Verfolgten und Unterdrückten, die den Stürmen Europens, dem Despotismus der Großen, dem Fanatismus der Pfaffen, dem räuberischen Grimm ehrgeiziger Eroberer entfliehen.

Dann, im fünften Buche, sieht er den Kampf Nordamerika's um seine Freiheit, Washingtons Weisheit, Warrens und Montgomery's Tod. Das sechste Buch setzt nur die Geschichten des vorigen fort. Entsetzlich ist das Gemälde der brittischen Kerkerschiffe, worin die amerikanischen Gefangenen in den ersten

Digitized by Google

Jahren des Freiheitskrieges gesperrt, und einander durch ihren Odem zur Pestilenz wurden. In dem Kerkerschiff, der Jersey genannt, das bei New-York vor Anker lag, sollen, laut einer Note des Dichters, binnen achtzehn Monaten 11,000 gefangene Amerikaner getordet sein. Enthält diese Note historische Wahrheit, dann suche kein Britte mehr der verruchten Grausamkeit der Spanier im sechszehnten Jahrhundert, ohne beizufügen: Die Britten waren noch nicht menschlicher im achtzehnten Jahrhundert.

Der Nordamerikaner Bund mit Frankreich, des Freiheitskampfes Fortdauer, die Gefangennahme des Cornwallis und seiner Armee, dann den Triumph und unsterblichen Ruhm der nordamerikanischen Waffen, besingt das siebente Buch.

Im folgenden überläßt sich der Dichter dem Wechsel der schönsten und traurigsten Empfindungen. Aus dem Jubel der Hymne an den Frieden sinkt er in die Wehmuth um den Tod seines Bruders. Eine Reihe lachender Szenen gaukelt vorüber, geführt an den Händen des Friedens und der Freiheit. Nur der Anblick von Afrika's Kindern in der Sklaverei stört ihn. Er empört sich gegen des Sklavenhandels Unmenschlichkeit, und mahnt seine Mitbürger an, das Heiligthum ihrer Freiheit bewahrend, sie auch durch keine Barbarei zu schänden.

Hesper und Columbus Betrachtungen lenken sich, im neunten Buche, über den trägen Gang der Wissenschaft und Kultur, über die Verschiedenheit des ältern und spätern Zustandes der bürgerlichen Gesellschaft, und über die Vorzüge des Föderativsistems in Amerika. Im Entzücken verklärt sich Columbens Geist. Der Blick in die Zukunft hat ihn mit seinen Leiden und großen Opfern versöhnt. — Das Gedicht endet mit einem großen Blick über den Gang der Nationen und ihre Veredlung; ein Kongreß versammelter Nationen, Harmonie der Staaten, und das Reich des allgemeinen Friedens bringt noch einmal der Welt goldenes Alter zurück.

Dies ist der Inhalt der Columbiade, die reich ist an herrlichen Szenen, wiewohl sie auch ihre Fehler trägt. Doch diese aufzuzählen ist hier der Ort nicht. Barlows Dichtung, voll Empfindungen, eines aufgeklärten Zeitalters würdig, wird lange eine der schönsten Blüten des amerikanischen Parnasses bleiben.

Varietäten.

Aus Deutschland.

— * Berlin, 7 März. Der Hr. von Reandre, der schon so viele Beweise von der Freigebigkeit gegeben, mit welcher er Hilfsquellen zur Unterstützung der beiden durch ihn gestifteten Institute, das Friedrich Wilhelms- und Louisen-Stift, aufzufinden weiß, hat die glückliche Idee gefaßt, vom jetzigen Gouvernement sich die Erlaubniß zu erbitten, zum Besten der benannten Institute, für die Fenster des dem römischen Palais gegenüber gelegenen Zeughauses, am Tage des Einzugs des Hofes, gegen einen von der Großmuth der Zuschauer bestimmten Preis, Zuttes ausbieten zu dürfen. Die Einnahme wird gewiß sehr ergiebig sein.

Nach den aus Schlesien eingegangenen Briefen ist der verschwarze Justizkommissar Grattenauer als Arrestant nach der Festung Silberberg abgeführt worden. Er soll Theil an den schriftstellerischen Verunglimpfungen des Hrn. von Colin haben.

Endlich hat in unsern Zeitungen die niedlänische Fakultät zu Frankfurt an der Oder die Vernunftempfängnis, die sich der Geheimerath Schmalz in dem von ihm, wegen Errichtung einer Universität zu Berlin, in Umlauf gebrachten Aufsatz gegen dieselbe hatte zu Schulden kommen lassen, in einem ihrer Würde angemessenen Ton niedergeschlagen. Außerdem ist aber noch gegen Schmalz eine Broschüre erschienen, die trotz der Bitterkeit, die sie verräth, ihm doch viel Wahrheit sagt. — Der Hr. von Massenbach muß auch in einem Sendschreiben, das der Ritterorden von Rotty gegen ihn gedruckt verbreiten läßt, über sein von Egoismus und blendender Philanthropie strotzendes jüngst erschienenes historisches Werk manche Wahrheit vernehmen. — Eine Perücke, die der Dr. Schleiermacher eben erscheinen läßt, führt den Titel: Ueber das rechte Verhältniß der Theologen zu ihrer Obrigkeit. Wenn der Schopfer der Methodisten noch stimmen hat, so wird er sich freuen, daß in dieser Predigt gleichsam der Keim für seine Lehre auch in Berlin gelegt wird.

Von der bei Cotta erscheinenden Pallas meint man, daß sie nicht aus dem Gehirn Jupiters zur Welt gekommen sei. Der Aufsatz über die preußischen Staatsrapiere, der in dem letzten Stück enthalten ist, verräth wenigstens, daß dessen Verfasser von der Sache nichts versteht, oder bösen Willen genug hat, davon nichts verstehen zu wollen.

Wie jedem Tage kommen hier mehrere Repräsentanten von Provinzen, Städten und Gemeinheiten an, welche zu einem Landtage berufen sind. Die Regierung will mit ihnen gemeinschaftlich über die Mittel, der kritischen Lage des Staats abzuhelfen, berathschlagen. Ein wichtiges Ereignis, dessen Fortgang und Resultat wir nicht aus den Augen verlieren wollen.

— * Am 28 December hielt die wetterauische Gesellschaft für die gesammte Naturkunde ihre dritte öffentliche Sitzung in dem Lokale, welches ihr der Gouverneur von Hanau, Herzog von Nassau, in dem ehemaligen Residenzschloß eingeräumt hat. Hr. Doktor und Hofrath Meyer aus Offenbach las eine sehr interessante naturhistorisch-anatomische Abhandlung vor, über den innerlichen zwischen Schwänen, Gänsen und Enten. Die Referenten dieser Vorträge, aus den Beiträgen, welche zum Abdruck in den Annalen der Gesellschaft eingesendet worden. Mit der Ostermesse wird das erste Heft dieser Annalen bei Friedrich Wilmans in Frankfurt erscheinen.

Unter den neuern für die Bibliothek der Gesellschaft eingesandten Beiträgen zeichnet sich besonders ein prachtvolles Exemplar der *Flora rossica* von Pallas aus.

Unter mehreren andern interessanten Mitgliedern wurden auch zu Ehrenmitgliedern aufgenommen: Prinz Maximilian von Neuwied; Herr Kanonikus Rahn aus Zürich; Hr. Rentenrath von Günderode aus Darmstadt; Hr. Staatsrath von Witzleben aus Kassel; Hr. von Türk in Potsdam. Als korrespondirende Mitglieder wurden unter andern aufgenommen: Hr. Kammerrath von Moll in Bidet, Borson in Turin, Gerichtsdirektor Wagner in Schwatz in Tyrol; Brunn in Kopenhagen, Chavannes in Vevay, Hericart de Thury in Grenoble u. s. w. — Ein schöner Eifer belebt diese neue Gesellschaft, und ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 24. — den 25 März 1809.

Sonderbare Gebräuche einiger Völker bei der Erbfolge.

Die Erbfolgerechte auf den Thronen werden oft in despotischen Staaten, vorzüglich dort, wo Militär- oder Ministerialgewalt das Uebergewicht hat, mit Umständen ausgeübt, welche die Menschheit empören.

Wenn ein türkischer Sultan auf ausserordentlichem Wege, nämlich durch die Gunst der Janitscharen, zum Throne gelangt, werden seine Brüder oder Neffen sogleich aus dem Wege geräumt; oder aber, wofern man noch menschliche Rücksicht beobachtet und die regierende Familie im Personale nicht zu stark ist, in feste Gewahrsam für den Fall einer künftigen Erbfolge aufgehoben, eingesperrt, und bald gut, bald schlecht, nach der Laune des Regenten oder der Personen, die den Gefangenen zur Bedienung beigegeben werden, verpflegt.

Im Königreich Nubien in Afrika, südlich von Egypten, dessen Hauptstadt Sennaar unterm dreizehnten Grade nördlich vom Aequator liegt, regieren die Könige nur so lange, als dieses ihren Ministern gefällig ist. Finden diese eine längere Regierung dem Staate oder ihren Privatleidenschaften nicht angemessen, so schicken sie eine eigene Person ab, um das Blut des Königes zu verlangen. Solch ein Todesengel ist öffentlicher Staatsbeamter, und eigentlich des heiligen Reichs Scharfrichter. In der arabischen Sprache heißt er Sid el Cam, oder Vorsteher der königlichen Bedienten. Er ist immer naher Verwandter des Königs, hat bei dessen Absetzung keine Stimme; mag aber noch so viele Souverains hinrichten, er wird deshalb nicht straffällig.

Im Grunde ist er also der bestellte Königsmörder, erhaben über alle Verantwortung und Gesetze. Er ist morgens und abends um den Monarchen, ohne daß derselbe das geringste Mißtrauen gegen ihn äussert, wenn auch gleich der König seiner unsichern Lage sich bewußt ist.

In den siebenziger Jahren, da der Engländer James Bruce durch Sennaar reisete, hieß dieser Staatsscharfrichter Achmet. Aus dem Todtenregister, das Bruce bei ihm antraf, sah er, daß seit 1509 bis 1772 achtzehn Monarchen regiert hatten, von denen acht umgebracht worden waren. Stirbt ein König eines natürlichen Todes, so werden alle seine Brüder und Seitenverwandte umgebracht, wofern sie nicht Mittel finden, sich aus dem Staube zu machen. An diesem Achmet fand Bruce einen Mann von sehr hellem Verstande, der ihn von vielen Denkwürdigkeiten des Reiches unterrichtete. Aber seltsam bleibt es immer, daß künftige Reisende das Todtenregister eines Scharfrichters als Dokument eines so mächtigen Reiches werden anerkennen müssen.

Auf den Vorzug, von einem naben Verwandten umgebracht zu werden, legt sowohl das nubische Volk als der König selbst einen hohen Werth. Man glaubt nämlich, diese Todesart wäre anständiger, als wenn der Souverän von einem gebungenen Meuchelmörder, einem Araber, oder einem Christensklaven umgebracht würde. Als daher der König Baadi im Jahre 1766 in seiner Gefangenschaft von einem arabischen Schech Welled Hassan, während er seine Hand wusch, mit einer Lanze niedergestochen ward, empörte sich fast das ganze Volk gegen den ersten Minister Adelan, nicht wegen des Mordes, sondern wegen der

Digitized by Google

Ungeweihtheit des Mörders, und der Ungesetzlichkeit des Instruments. Dieser Mord war also gegen die Etiquette des königlichen Hauses, da es nach dem Gesetze mit dem Schwerd hätte geschehen sollen. Welled Hassan ward nun selbst hingerichtet, ohne Rücksicht, daß das Todesurtheil auf Befehl des Ministers von ihm vollzogen worden.

Die Könige von Abessinien oder Habesch bekennen sich mit dem größten Theile ihres Volkes zur christlichen Religion. Die Abessinier sind von der koptischen Sekte, und erhalten ihren Oberpriester oder Abuna von dem Patriarchen zu Alexandria in Egypten. Ihre Hauptstadt Gondar liegt zwischen dem zwölften und dreizehnten Grad nördlicher Breite. Stirbt der König, so werden von dem Nachfolger seine Brüder und nächste Blutsverwandte auf einem Berge, Gischen genannt, an den Grenzen der Provinz Ambarra, in eine feste Burg eingesperrt, genießen dort Pensionen und ein ziemlich gemächliches Leben, falls sie sonst mit dem Hofe und dem ersten Minister, der den Titel El Ras führt, gut stehen.

Aus diesem Staatsgefängnisse ist keine Erlösung, es wäre denn, daß der regierende König ohne Leibeserben stürbe. In diesem Falle holen die, welche das Staatsruder führen, einen Prinzen vom Berge, und setzen ihn auf den Thron. Fremde, die in dieses so schwer zugängliche Land kommen, werden auf immer zurückbehalten, und gelangen, wenn sie sonst Talente haben, auch zu ansehnlichen Staatsbedienungen. In dem Zeitpunkte, da der Engländer Bruce als angelsächsischer Arzt dieses Land bereisete, war ein intriganter Grieche, Namens Michael, Ras oder erster Minister, und hielt den König in der strengsten Abhängigkeit. Bruce konnte selbst nicht eher aus dem Lande kommen, als nach geleistetem Eide, daß er mit einer Menge Feuergewehre und andern nützlichen Waaren beladen zurückkehren würde.

Am Ende des sechzehnten und im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts hatten die Portugiesen mit den Jesuiten als Missionarien in diesem Lande Wurzel gefaßt. Sie wurden aber in der Folge verjagt. Jesuiten verdarben es mit den Landes-Eingebornen durch ihre unbändige Bekehrungssucht und durch ihre Disputationen über die zwei Naturen Christi. Sie hatten aber doch das Verdienst, daß sie Schulen errichteten, die Kinder lesen und schreiben lehrten, Baukunst und Handwerker einführten. Als sie endlich gar anfingen, auf Theatern Komödien zu spielen, den Teufel in der abessinischen Landesfarbe, nämlich der schwarzen, und anderes höllisches Ungethum mit Hörnern, langen Schweifen, und gespaltenen Klauen aufführten, die Feuer speien und mit Raketen um sich warfen, so erschraken die Abessinier so sehr, daß sie davon liefen, und die Fremden bezuchtigten, sie hätten ihnen höllische Ungeheuer in das Land gebracht. Nun hatte es mit dem Vertrauen gar ein Ende; die Jesuiten wurden fortgejagt, und die einheimischen Priester sperrten den Katholiken auf ewig das Land.

Bei vielen Tatarstämmen ist gewöhnlich der jüngste Sohn Haupterbe, und aus dem einfachen Grunde, weil die ältern Söhne, sowald sie mündig sind, selbst Haupt einer Nomadenfamilie werden, und mit soviel Vieh, als ihnen der Vater von seinen Heerden gibt, in die weite Welt hinausziehen. Der jüngste Sohn, welcher bei dem Vater im Hause bleibt, ist folglich Erbe der ganzen Wirthschaft. — In einigen kleinen Distrikten von England soll ebenfalls diese seltsame Erbfolge noch gelten. — Man fand sie auch noch vor der französischen Revolution in Bretagne, und zwar im Herzogthum Rohan, bei den untern Ständen des Volks.

Der Historienmaler Schmidt von Darmstadt, in Neapel.

(Aus dem Briefe eines Reisenden.)

Irgend ein Schriftsteller macht die Bemerkung, daß man, um interessante Menschen kennen zu lernen, weit sicherer ginge, wenn man diejenigen aufsuchte, denen am mehrsten Uebles nachgeredet wurde. Wir lassen es dahin gestellt sein, in wie fern dieses wahr oder falsch sein möchte, und freuen uns der Bekanntschaft mit einem Künstler, den wir vielleicht übersehen haben würden, wenn wir nicht zuweilen bei des Hrn. von Kotzebue's Beurtheilungen von Künstlern und Kunstwerken (m. s. Kotzebue's Reise nach Rom und Neapel) die obige Regel angewendet hätten. Hr. von Kotzebue beschreibt ein Gemälde des Herrn Schmidt, Simson und Delila, mit Ausdrücken, die, aufs gelindeste genommen, Hrn. Schmidt als einen Anfänger oder Pfuscher in der Kunst bezeichnen; er erwähnt dann eines andern Bildes, die Römer und Sabiner im Begriff mit einander zu kämpfen, und sieht im Hintergrunde der Szene Gebäude mit korinthischen Säulen; zum Beweis, wie wenig der Maler die Zeit gekannt, die er darstellt.

Wir halten es für Pflicht, ohne übrigens fremdem Urtheil zu nahe treten zu wollen, zu bemerken, daß wenigstens die letzte Angabe durchaus unrichtig ist. Wir haben das genannte Gemälde lange unter Augen gehabt, und in den Gebäuden, die sich in demselben dem Kapitol anschliessen, keine korinthischen Säulen entdecken können, sondern bloß simple dorische Architektur gefunden, wogegen selbst Hr. v. K. nichts einzuwenden haben wird, da ja die ältesten Monumente fremder Baukunst in Italien, die Tempel in Pästum, bekanntlich dorischer Ordnung sind. — Was das Gemälde des Simsons betrift, so mochten auch wir es als Ganzes nicht empfehlen; aber wir möchten dem Künstler, nachdem wir das kleine Original desselben Bildes gesehen, nur etwas Vernachlässigung beim Uebertragen auf die größere Leinwand vorwerfen, und die Delila scheint uns so vortrefflich gemalt zu sein, daß man neben einem Tadel auch wohl das ausgezeichnet Verdienstliche zu bemerken verbunden ist, wozu unstreitig auch ausser der Färbung die schöne Form der Delila gehört. Daß Hr. Schmidt das Grobere dieser Arbeit durch seine Schüler machen ließ, und zwar zu einer Zeit, da es einem Künstler ungemein schwer wurde, sein Brod zu gewinnen, das wird ihm wohl niemand verargen, da die größten Meister ein Aehnliches thaten; es würde nur beweisen, daß Hr. Schmidt damals keine Schüler hatte, die der Arbeit gewachsen waren. Aber vielleicht war es nicht die Sache des Meisters, ins Große zu arbeiten? — Wir sind so billig, zu gestehen, daß Hrn. Schmidt, da er eine nicht gewöhnliche Eleganz und Präzision der Vollendung besitzt, Gemälde mittlerer Größe oder Kabinetsstücke freilich am besten gelingen möchten; dennoch haben wir auch lebensgroße Figuren von gedachtem Künstler vor Augen gehabt, in denen die strengste

Digitized by Google

Kritik nichts auszuſetzen hat. Von dieſer Art iſt z. B. eine liegende Venus, welche der Kavalier Marulli an ſich gekauft hat, die ſelbſt in einer römiſchen Ausſtellung dem Künſtler Ehre machen würde. Die Contours dieſer Figur ſind mit großer Kunſt behandelt, und die Weichheit und Rundung der Formen, durch die Zauberei der Halbtinten und des Helldunkels hervorgebracht, ſind ſprechende Zeugniſſe einer verſtandenen und lange geübten Kunſt.

Zu den vollendetſten Stücken, die Hr. Schmidt verfertigte, gehören einige Kabinetſtücke, die der König Joſeph Napoleon beſitzt. Darunter war ein Johannes in der Wüſte, Maria Magdalena, und eine Pſyche, die den Amor beleuchtet. Noch verdient genannt zu werden eine Veſtale, die bei der Nachtlampe verhungert. Ein Brod, eine Vaſe als Trinkgeſchirr, und ein Oeltrug für die Lampe, ſtehen neben ihr (man erinnere ſich des harten Geſetzes, dem die Veſtalinnen unterworfen waren, die das Gelübde der Keuſchheit verletzten). Dieſes ſprechende Bild befindet ſich in dem Palaſt des Duca Garzano. Als Porträtmaler war Hr. Schmidt ſchon in Rom bekannt und berühmt, und eines ſeiner neueſten Porträte des amerikaniſchen Konſuls Degen darf ſicher neben die vorzüglichſten neuern in dieſer Gattung der Malerei geſtellt werden.

Beſonders glücklich iſt Hr. Schmidt von jeher in der gefälligen Zuſammenſetzung von Familien- oder Konverſationsſtücken geweſen, und ſein neueſtes Familienbild, das allgemeinen Beifall eingeerndtet hat, war das des Generals Didou, General bei der reitenden Artillerie. Mit einem äuſſerſt kindlichen Geſichte tritt ein Knabe, der Sohn des Generals, zu der Mutter das Schwerd des Vaters emporhebend. Des Vaters ausdrucksvolles Geſicht gehört der häuslichen Szene, während eine reizende Umgebung eines Landhauſes an Italien erinnert, und die Ferne die Feſtung Gaeta zeigt, an deren Belagerung der General Antheil hatte. — Auch dieſes Bild hat eine ſehr elegante und glückliche Vollendung, ſelbſt in den geringſten Nebenſachen, und die ſcharfe Beſtimmtheit in einigen Theilen des Beiwerks, neben einer geiſtvollen Vernachläſſigung deſſen, was freier behandelt ſein will, zeigt von eben ſo vielem Geſchmack, als beides von Geſchicklichkeit zeigt.

Dieſe kurzen Nachrichten glaubten wir zum richtigern Verſtehen der Stelle, in welcher Hr. von Kohebue von Hrn. Schmidt redet, hinzufügen zu müſſen, nachdem wir zufällig Anlaß hatten, die verſchiedenen hier genannten Arbeiten des letztern zu ſehen. Jeder urtheile dann nach ſeiner Ueberzeugung; genug, wenn wir darauf aufmerkſam machten, daß zur richtigen Beurtheilung eines Künſtlers es nicht hinreichend iſt, ein einzelnes Bild von ihm, aus einer gewiſſen Zeit zu ſehen, ſondern daß nur aus einer unbefangenen Vergleichung vieler Arbeiten eines Meiſters aus verſchiedener Zeit, ſich ein der Wahrheit entſprechendes Urtheil über ihn fällen läßt.

Anmerk. Herr Schmidt iſt aus Darmſtadt gebürtig, und vielleicht bereits ſiebenzehn oder achtzehn Jahre in Italien. Auch die Landſchaft mißglückt ihm nicht, und er hat intereſſante Proben davon gegeben.

Anekdote aus den ſchönern Tagen Norddeutſchlands.

Folgende Anekdote hat in unſern Tagen vielleicht einiges Intereſſe, als Erinnerung an die Vorzeit, und als Probe, ſowohl der Anhänglichkeit der Preuſſen an ihren König, als der achtungsvollen, eines ſchönen griechiſchen Zeitalters würdigen Art, mit welcher Friedrich der Große und ſein Miniſterium jede Aeuſſerung von patriotiſchen Geſinnungen beantworteten.

In Halberſtadt wurde jährlich von der gebildetern Klaſſe der Einwohner das Geburtsfeſt des Königs, mehr herzlich als prächtig, gefeiert. Um die Feier zu verſchönern, erſuchten ſie in den Jahren 1771 und 1772 ihren damaligen Mitbürger, den Kanonikus Jacobi, um eine Kantate, welche ſie in einem mit Tannen geſchmückten, beleuchteten Saal aufführten. *) Als man, nach Aufführung der zweiten Kantate, deren Hauptgedanke iſt: daß der König von ſeinem Volke gerichtet wird, ſich zur Tafel ſetzte, trat zu dem Verfaſſer eines der ſchönſten jungen Frauenzimmer, und überreichte ihm einen Lorbeerkranz, mit den Worten:

Sieh da! da gab die Freundſchaft mir
Ein klein Geſchenk für deine Lieder.
Ich gab ihr einen Kuß dafür:
Nimm hin den Kranz, und gib den Kuß mir wieder!

Dieſe Verſe waren von Gleim. Den Lorbeer umſchlang ein roſenfarbenes Band, mit folgendem darauf gedruckten Gedichte des ſeligen Michaelis.

Ihrem Dichter Jacobi
zum Dank,
die Geſellſchaft getreuer Bürger in Halberſtadt.
1772.

Barde! dieſen Lorbeer wanden wir
Unſerm König; bringen ihn dir,
Daß er deine Harfe krön'e:
Daß ſie noch vor Enkeln unſrer Söhne
Seine Thaten töne;
Seine Thaten richte! — Kehrt im Glanz
Friedrich zum Himmel zurück; werden wir dort ſeine Richter:
Dann empfang' er einen Sternenkranz,
Einen Sternenkranz ſein Dichter.

So vereinigten ſich zwei unſerer beſten Dichter, um den Geſang eines dritten zu krönen.

Die Kantate wurde an den König geſandt, welcher, gleich nachdem er ſie empfangen hatte, der Geſellſchaft in einem Kabinetsſchreiben dafür dankte, und dieſes dem Miniſterium zur weitern Beförderung zuſtellen ließ. Die Miniſter fügten ihm eine Dankſagung in ihrem Namen, von ihnen allen unterſchrieben, bei, und fertigten es ab an die Halberſtädtiſche Kriegs- und Domänen-Kammer. Hier wurde es ebenfalls mit einem Schreiben begleitet, das alle Räthe unterzeichneten, und ſo der Geſellſchaft getreuer Bürger überliefert.

*) Man ſehe Jacobi's ſämmtliche Werke, Bd. 2.

Stoff zu Parallelen.

Kriegsgebete.

Wenigſtens waren die blinden Heiden in ihrer Religion zuweilen konſequenter, als die erleuchteten Chriſtenvölker. Auch

sie brachten den Göttern ihre Opfer und Gebete, wenn sie Krieg führten, um Sieg gegen ihre Feinde zu erflehen. Aber sie riefen nicht den Gott der Liebe, sondern den Gott des Blutvergiessens zur Hilfe; sie setzten nur Nationalgottheiten in Requisition, um den Einfluß fremder Nationalgötter zu schwächen. Während die Menschen sich auf Erden mit allem möglichen Heroismus erwürgten und elend machten, dataillirten die Götter eben so emsig im Himmel.

In den christlichen Kirchen ruft man das heiligste Wesen zum Beistand im unheiligsten Geschäft an; den ewigen Vater Aller rufen seine Kinder gegenseitig zur Hülfe, einen Theil seiner Kinder ermorden oder plündern zu können.

Gar naiv ist das Gebet der Sachsen zur Zeit Karls des Großen im Kriege gegen ihn gewesen. Den wir Karl den Großen nennen, nannten sie in ihrer Einfalt Karl den Schlächter, weil er nur in Schlachten groß war. Im Archiv zu Goslar fand sich folgende Gebetsformel an ihren Donnergott in altsächsischer Sprache:

„Hili krott Wodana! ily osk un ossen pana Kuittikin of kelta of ten aiskena Carlevi ten slaktenera. If tif ti in our un tou seapa un tat rose. If slacte ti all fanka up tinen ilifen Aetsiberka."

Ins minder melodisch tönende Neudeutsch übersetzt, heißt dies: „Heiliger, großer Wodan! hilf uns und unserm Feldherrn Wittekind, auch den Hauptleuten, gegen den häßlichen Karl den Schlächter. Ich gebe dir einen Auerochsen, und zwei Schafe und die Beute. Ich schlachte dir alle Gefangene auf deinem heiligen Harzberge."

Varietäten.

Aus Italien.

— Die Signora Candida Lena Perpenti erzählt nun selbst (Nr. 13 des Journals der *Società d'incorreggiamento delle scienze e delle arti stabilita in Milano*) die Geschichte der von ihr erfundenen Amianthspinnerei.

Sie sah im Naturalienkabinet des Kanonikus Cesare Gattoni zu Como eine Spindel mit Amianthfaden, die in Herkulanum gefunden sein sollen; sah in dem gleichen Kabinet den Asbest im natürlich rohen Zustand, und faßte den Vorsatz, Versuche über die Bearbeitung des Amianths anzustellen. Hr. Gattoni gab ihr verschiedene Methoden dazu, wie ältere Schriftsteller davon Meldung getban, unsere andern ein Chemiker des neunten Jahrhunderts, der den Amianth durch abwechselndes Einweichen in Oel und Wasser spinnbar machen lehrte.

Sie wußte nun den Asbest von einander, klopfte ihn, tauchte ihn in Oel und in Wasser, und brachte so die Faden zur höchsten Mürbheit. Aber durch das Oel wurden sie offenbar weicher und schlaff, um für Gespinnst dienen zu können. Sie ließ das Oel also hinweg, zerklopfte den Amianth bloß im Wasser, ließ ihn in der Sonne austrocknen, und wie Wolle kämmen. So bekam sie nun ein Gemeng von abgekürzten, dicklichen Fädchen. Um ihm nun aber eine gewisse Festigkeit zu geben, wie dem Flachs, den man vom Spinnrocken abspinnen kann, ließ sie einen Kamm mit doppelten stählernen Zähnen, die nahe beisammen stehen, machen; in diesen vertheilte sie die gekrämpelte Amianthwolle, worauf sie endlich einen sehr ungleichen locker Faden spinnen konnte, aus dem sie ein Paar Handschuhe verfertigte.

Amianth, den sie aus dem Gemmesischen bekam, leistete ihr noch schlechtere Dienste, als derjenige, mit welchem sie die ersten Versuche angestellt; und den sie aus dem Valtelin von den Bergen della Vellemateno erhalten hatte.

Um doch aber nichts davon umkommen zu lassen, versuchte sie, Papier daraus zu machen. Sie verfuhr damit ganz nach der gewöhnlichen Art, und statt der Lumpen sollte der von allen fremden Bestandtheilen gereinigte und gewaschene Amianth dienen. Der Versuch glückte vollkommen, besonders als sie dem Amianthhaar durch Beimischung von Gummi mehr Konsistenz gab.

Bei der Behandlung des valtelinischen Amianths bemerkte sie, daß in demselben äußerst feine Faden enthalten waren, diese zehnmal länger, als das Stückchen, worin sie sich eingeschlossen befanden. Es kam nur darauf an, diese Faden abzulösen oder zu entwickeln. Und es gelang ihr, indem sie den Amianth erst mürbe zerklopft, geschmeidig gemacht, gerieben, und nun die beiden äußersten Enden auseinander zog. So erhielt sie die schönsten zartesten Faden, zu der allerfeinsten Verarbeitung geeignet.

Diese Entdeckung war um so überraschender, da der Amianth den bloßen Augen gewöhnlich nur kurze runde Faden zeigt. Aber sie können in einer Länge von mehreren Schuhen auseinander gezogen werden, zart wie Seide, gleichsam als wären sie in einem Knäuel zusammengeflizt, wie rohe Seide im Kokon.

So ist der Amianth zu jeder Verarbeitung fähig. Es bedarf keiner weitern Mühe, als daß man ihn im Wasser auswerfe, mürbe klopfe, reibe, und ihn auf den oben erwähnten Kamm vertheilt, von dem man ihn ohne Schwierigkeit abspinnt. Der Faden ist so stark, wie ein Faden von Seiden oder Linnen.

Der gemmesische Amianth, den die Erfinderin bekam, war nicht von solcher Qualität; aber jeden ist sie im Stande zu verfeinnen, und dem Faden Festigkeit zu geben, wenn man nur die Vorsicht gebraucht, und den Finger dabei nicht mit Oel und Gummi anmegt. Sie bemerkte überdem vom gemmesischen Amianth, daß er leichter, durchsichtiger und feuerbeständiger, als der valtelinische, und ganz demjenigen gleich, woraus die Asbestleinwand des Altertums bereitet ist. Nur sind diese Amianthtücher der Alten mit doppelten Faden gewebt, um sie dauerhafter zu machen. Wie kam aber auch Plinius sagen, daß er glaubte, der Amianth sei ein Produkt des heißesten Indiens? (S. seine Naturgesch. 1 Buch.)

Bei der Bereitung des Amianthpapieres kam es noch darauf an, eine Dinte zu erfinden, die, wie das Papier, im Feuer unzerstörbar wäre; und man erhält sie durch Zusammenmischung von einem Drittel Eisenvitriol und zwei Drittelen Magnesium, aufs feinste pulverisirt.

Aus Deutschland.

— * Der Maler Perour in Frankfurt am Main wird die interessantesten Attituden der Madame Hendel in 24 radirten Blättern herausgeben, und die Proben, welche Einsender davon gesehen hat, lassen ein sehr interessantes Seitenstück zu den Attituden der Lady Hamilton erwarten. Perour ist vielvermögter Freund der Künstlerin, und hat mit Einsicht und *con amore* gearbeitet. Die zahlreichen Verehrer der interessanten Frau werden gewiß dies Unternehmen unterstützen.

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nr. 4.)

Digitized by Google

Intelligenzblätter
zu den
Miszellen für die neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 4. — den 25 März 1809.

Da die Einrichtungen in dem weiblichen Erziehungs-Institut zu Ohlsberg vollendet, und die Lehrerinnen in demselben ernennt sind, so können nun die Zöglinge aufgenommen werden, welche Aeltern und Vormünder dieser Anstalt anzuvertrauen wünschen.

Der Unterricht und die Bildung der Zöglinge in diesem Institut umfassen alle Vorbereitungen und Uebungen der Töchter zur künftigen vollständigen Erfüllung ihrer Pflichten.

Das Alter der Aufzunehmenden ist in der Regel von 12 bis 15 Jahre festgesetzt; dieselben müssen lesen und schreiben können, gesund und von untadelhafter Aufführung sein, und alle zu würdiger Bildung erforderliche Anlagen besitzen.

Für Kost, Unterricht, Wohnung, Wäsche, Licht und Heizung hat eine Kantonsbürgerinn jährlich 240 und eine Auswärtige 320 Schweizerfranken zu erlegen, wovon die Hälfte halbjährlich zum Voraus bezahlt wird.

Ueber Auslagen für Kleidung, Bücher, u. s. w. wird den Aeltern vierteljährliche Rechnung übersandt.

Jede Eintretende hat ein Bett, sammt zwei Ueberzügen, sechs Servietten, sechs Handtücher mitzubringen, welches ihr wieder beim Austritt verabfolgt wird.

Es haben sich Aeltern und Vormünder für die Aufnahme ihrer Töchter und Mündlinge in das Institut von nun an bei dem Kantonsschulrathe schriftlich anzumelden, und den Taufschein, nebst einem Zeugniß über Sitten, und Vorkenntnisse der Aufzunehmenden von dem Herrn Pfarrer ihres Wohnortes, und ihrem bisherigen Lehrer, beizufügen.

In dem Aktuariat des Schulrathes kann die Mittheilung der Statuten der Anstalt verlangt werden.

Eine glückliche Wahl der Lehrerinnen und möglichst zweckmäßige Einrichtungen gewähren dem Schulrath die zuversichtliche Hoffnung, daß diese Erziehungsanstalt den Erwartungen entsprechen werde, zu welchen die würdige Bestimmung, die die Regierung dem Stifte Ohlsberg gab, berechtigt.

Aarau, 17 März 1809.

Der Schulrath des Kantons Aargau.

Die Lehre des Evangeliums
aus den Urkunden dargestellt
von
Friedr. Heinr. Chr. Schwarz,

Dr. und ord. Prof. der Theologie, und großherzogl. badischer Kirchenrath.

(Auch unter dem Titel: Das Christenthum, in seiner Wahrheit und Göttlichkeit betrachtet. 1r Theil.)

Religion, insbesondere christliche, bleibt der ewige Gegenstand des edelsten Nachdenkens. Aber man hat wohl nie mit so vielseitigem Interesse und aus so verschiedenen Gesichtspunkten darüber gedacht und gesprochen, als in den jetzigen Zeiten, über deren Irreligiosität man klagt. Auf der einen Seite hüllt sich kalter Indifferentismus in die Heuchelei eines affektirten Mystizismus, auf der andern sucht in bodenlosen Systemen und luftigen Phantasien manches fromme aber schwache Herz noch Rettung gegen die Verzweiflung über den Verlust seines Glaubens; das Klärere hält sich mehr fest in seinem getreuen Gefühle, als in deutlicher Einsicht, und viele eingen redlich darnach, die Religion in ihrer selbstständigen Wahrheit zu erkennen. Das Licht der Aufklärung kann nur günstig für das Christenthum wirken, weil dieses die Religion des Lichtes ist, aber es bedarf hiezu einer unpartheilichen Untersuchung mit religiösem Sinne. Daher schien es an der Zeit zu sein, eine neue Darstellung des Christenthums in seiner ursprünglichen Reinheit zu versuchen, und dadurch die Urtheile über dessen Wahrheit und Göttlichkeit zu bearünden. Dieses mußte zunächst für die Lehrer dieser Religion an Kirchen und Schulen, also mit theologischen Kenntnissen, überhaupt aber für die gebildetern Stände, denen solches Nachdenken heilig ist, abgefaßt werden. Einen Versuch dieser Art legen wir dem Publikum in dem eben angezeigten Buche vor.

Mohr und Zimmer.

Man findet dasselbe bei H. R. Sauerländer in Aarau.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Curtii Sptengel
HISTORIA REI HERBARIAE.
Tom. I. II.

à 6 Thlr. für beide Theile, womit dies Werk ganz komplet ist.

Kunst- und Industrie-Comptoir
in Amsterdam.
(Warmoesstraat N. 2.)

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Für
Protestantismus
und
protestantische Geistlichkeit.
Ein Journal in zwanglosen Heften.
Erstes Heft.

Leipzig, 1809 bei Heinrich Gräff. Preis 12 gr.

Der edle Zweck der Herausgeber, die Rechte unsres Glaubens — welche theils durch manchelei sich eingeschlichene Irr-

Digitized by Google

thümer und falsche Ansichten vieler Religionslehrer selbst, theils durch eine unserm Zeitalter zur Schuld kommende Nachlässigkeit und Irreligiosität der Glaubensbekenner überhaupt, soviel an äusserer Kraft und Wirkung verloren haben — wieder geltend zu machen, durch Beseitigung der entgegenstehenden Hindernisse, dahinzuarbeiten, daß unser Glaube selbst wieder in volle Kraft bestehen und sich äussern könne, erregte die Aufmerksamkeit aller derer, welchen die Religion und ihr Werth kein leeres Schattenspiel, kein bloßer Zügel ist, den ungebildeten Volkshaufen nach Willkühr leiten zu können. Alle, denen die Entstehung dieses Journals bekannt wurde, freuten sich über und suchten es zu heben und zu unterstützen. Ich darf erwarten, daß ein jeder wahrer Verehrer unserer protestantischen Kirche ein gleiches thun, und den, in dem ersten Hefte dieser Zeitschrift befindlichen, detaillirten Plane der Herausgeber nach Kräften unterstützen und zur allgemeinen Verbesserung das Seinige beitragen wird. Wenn die Herausgeber überhaupt Protestantismus — die Bekenner seien in welchem Lande sie immer wollen — vor Augen haben, so haben sie vorzüglich in dem ersten Hefte auf den Zustand desselben in den preussischen Staaten, und jeder preussische Patriot wird es ihnen schon in spezieller Hinsicht Dank wissen.

Der Inhalt des ersten Heftes ist: 1. Anrede an das protestantische Publikum. — 2. Grundlinien zur Beurtheilung des in dem protestantischen Deutschland herrschenden Zeitgeistes, in Beziehung auf Religion und Religionslehranstalten. — 3. Entwurf einer Kirchenverfassung für protestantische Staaten. — 4. Wer hat eigentlich Schuld an dem Verfall der Religiosität und guten Sitten in den preussischen Staaten? — 5. In welche Verhältnisse müssen die Geistlichen bei der neuen Organisation des preussischen Staats gesetzt werden? — Ein Aufruf an die Edelsten meiner Amtsbrüder, sich in einigen dringenden Bitten an unsern gerechten König zu vereinigen. Von L. H. Neumann, Prediger zu Lessow. — 6. Besoldung aus vier Pfarren. Eine kirchliche Unregelmäßigkeit unserer Zeit. — 7. Miszellen. — 8. Literarische Notizen. — 9. Was ist der Prediger für den Staat? Und was könnte er sein? — Eine Untersuchung in Briefen an einen seiner Amtsbrüder, von einem Landprediger. — 10. Einige Bemerkungen über die Ursachen und Folgen der unerhörten Bedrückungen der Geistlichen im Preussischen, durch die, gleich den Eigenthümern ihnen zuerkannte, Verpflichtung zu Natural-Lieferungen und Kriegs-Kontributionen von den Pfarreckern.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Aladdin oder die Wunderlampe.

Ein dramatisches Gedicht in zwei Spielen

von Adam Oehlenschläger.

1808.

Inhalte

1r Theil. Thalia.

2r Theil. Melpomene.

Preis auf Velinpapier 2 Thlr. 12 gr. und auf geglättetes Schweizer-Velin 4 Thlr.

Kunst- und Industrie-Comptoir in Amsterdam.
(Warmoesstraat N. 2.)

In allen soliden Buchhandlungen ist nunmehro zu haben:

Der Feldzug der Franzosen und alliirten nordischen Völker im Jahre 1806 und 1807.

Herausgegeben von

Friedrich von Cölln

Erster Theil,

Nebst zehn Planen, wovon acht illuminirt, zwei schwarz sind.

Leipzig, 1809 bei Heinrich Gräff.

Ausgabe in gr. 4. mit den Kupfern 6 Thlr.
Ausgabe in gr. 8. mit den Kupfern 5 Thlr.
Diese Ausgabe in gr. 8. ohne Kupfer 3 Thlr.

Das Publikum findet hier das erste vollständige Werk über den Feldzug der Franzosen gegen Preussen und Russland in den merkwürdigsten Jahren 1806 und 1807. Herr von Cölln bewährte längst seine Freimüthigkeit, er hat sie in vorliegendem Werke beibehalten ohne sich zur Animosität oder irgend einer Partheilichkeit hinreissen zu lassen. Sein blühender, erheiternder und Jedem verständlicher Styl macht dies Werk eben so werth jedem Freunde der Lektüre überhaupt, als es insbesondere durch die, mit der größten Genauigkeit gesammelten und geprüften, Materialien dem Freunde der Geschichte willkommen sein muß. Selbst der strenge militärische Kritiker findet in ihm die Befriedigung, daß die das Werk begleitenden wichtigen Noten von einem anerkannt geschickten Strategen verfaßt sind. Die zehn Plane zu dem ersten Theile dürfen ebenfalls auf den Beifall der Kenner Anspruch machen, und geben ihm ein dieselbendes Interesse.

Sie enthalten 1) Affaire bei Saalburg und Schlaiz. 2) Affaire bei Saalfeld. 3) Schlacht bei Auerstädt. 4) Schlacht bei Jena 1r 2r 3r Moment. 5) Schlacht bei Jena 4r 5r 6r Moment. 6) Affaire bei Halle. 7) Affaire vor der Kapitulation Prenzlau, nebst den Positionen des Hohenlohischen Korps. 8) Gefangennehmung des Blücherschen Korps, nach den Gefechten um und bei Lübeck. 9) Plan von Küstrin. 10) Plan von Magdeburg.

Der erste Theil umfaßt, ausser einer zweckmäßigen Einleitung, welche neue Ideen in militärischen Verbesserungen aufstellt, die Veranlassung des Kriegs zwischen Preussen und Frankreich nebst allen militärischen Vorfällen bis zu der Kapitulation bei Lübeck, und schließt mit dem Einzuge des französischen Kaisers in Berlin.

Zugleich gehören hiezu neunzehn von einem bekannten Künstler gestochene Ansichten der Schlachtfelder, die aber nur auf Bestellungen gegeben werden können. Zu ihnen gehört noch eine besondere Beschreibung, damit man sie als einzelnes Werk betrachten kann. Ein von dem Künstler sauber illuminirtes Exemplar kostet 3 Dukaten; in getuschter Manier kostet das Exemplar 1 1/2 Dukaten.

Obiges Werk ist auch bei H. R. Sauerländer in Aarau zu haben.

Digitized by Google

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die dritte Auflage von

Ch. de Villers Brief an die Gräfin Fanny von Beaubarnois über die Katastrophe zu Lübeck am 6 Nov. 1806 und folgende Tage, mit einer (merkwürdigen) Nachschrift vermehrt.

Preis 12 gr.

Auch vom Original ist die dritte Auflage erschienen, unter dem Titel:

Lettre à Mad. la comtesse *Fanny de Beaubarnois* sur les événemens, qui se sont passés à Lubeck, dans la journée du Jeudi 6 Nov. 1806. Troisième édition, augmentée d'un epiloque. Prix 12 gr.

Kunst- und Industrie-Comptoir
in Amsterdam.
(Warmoesstraat N. 2.)

Die seit 1804 erschienenen

Justiz- und Polizei-Rügen

werden auch das kommende Jahr 1809 von mir fortgesetzt; da sich aber meine Amts- und Advokatengeschäfte vermehrt haben, und mir die Spedition zu lästig wird, so hat der diesige Hof-Buchdrucker und Verlags-Buchhändler, Herr Göpferdt den Verlag und die Spedition dieser Zeitschrift mit dem neuen Jahre 1809 übernommen, und haben sich die Interessenten einzig an dessen Verlagshandlung zu wenden. Ich beabsichtige durch diese Veränderung nichts anders, als die mir durch die Spedition verloren gegangene Zeit auf die Redaktion meiner Justiz- und Polizei-Rügen zu verwenden, und werde alle mögliche Sorge tragen, daß selbige den unaetheilten Beifall der verehrten Interessenten, so wiezeither, auch ferner, erhalten.

Jena, 28 Nov. 1808.

A. Slevogt,
Herausgeber der Justiz- und Polizei-Rügen.

Aus vorstehender Anzeige ersiehet ein verehrl. Publikum, daß die zeither, auch in den klürmischen Zeiten, mit ungetheiltem Beifall aufgenommenen Justiz- und Polizei-Rügen mit Anfang des Jahres 1809 in meiner Verlagsbuchhandlung herauskommen; es erscheinen, wie zeither, davon wöchentlich zwei Stücke oder zwei halbe Bogen in Quart, jeder Jahrgang kostet 1 Thlr. 12 gr. Conventionsgeld Pränumeration, und müssen diese Pränumerationsgelder vor Ablauf eines jeden Vierteljahres bezahlt werden.

Pränumeration nehmen an in wöchentlicher Spedition die löblichen Postämter und Zeitungsexpeditionen, in monatlicher Zusendung auch dieselben und die soliden Buchhandlungen; außerdem kann man sich auch an die Steinackersche Buchhandlung in Leipzig oder an meine Verlagsbuchhandlung selbst wenden.

In Absicht der Defekte ist zu bemerken, daß selbige, wenn sie durch Schuld der Spedition entstanden und sogleich angezeigt werden, unentgeldlich ersetzt werden, die aber von Seiten der Herren Abonnenten verloren gehen, wird für jedes Stück 6 pf. bezahlt.

Auch bin ich nicht abgeneigt mit diesen Justiz- und Polizei-Rügen ein literarisches Intelligenzblatt zu verbinden, und als Beilage gratis auszugeben, so oft Materialien zu einer Beilage sich gesammelt haben; der Insertions-Betrag für jede Spalten-Zeile aus kleiner Schrift ist 6 pf.

Was nur immer zu mehrerer Aufnahme dieser Justiz- und Polizei-Rügen gereichen kann, werde auch ich mir angelegen sein lassen.

Jena, im November 1808.

Joh. Christ. Gottfr. Göpferdt,
H. S. W. Hof-Buchdrucker und Verlags-Buchhändler
in Jena.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Medschnoun und Leila;

ein persischer Liebes-Roman des Dschami,
herausgegeben von A. T. Hartmann.

1808.

Zwei Theile. Preis 1 Thlr. 16 gr.

Kunst- und Industrie-Comptoir
in Amsterdam.

Topographisch-militärische Karte von Deutschland in 204 Blättern. XIII und XIV Lieferung.

Hiervon ist die XIII und XIV Lieferung erschienen, und an die Herren Subskribenten versendet worden. Die XIII Lieferung enthält die Sekt. 108 Schweinfurt. Sekt. 114 Königsgrieß. Sekt. 124 Taber. Sekt. 136 Budweis. Diese XIV Lieferung enthält Sekt. 87 Schweidnitz, Sekt. 109 Koburg. Sekt. 113 Kaurzim. Sekt. 125 Iglau, und jeden Monat erscheint eine solche Lieferung von vier Blättern. Die Subskription bleibt bis zur Vollendung der ganzen Karte offen. Der Subskriptionspreis ist für den Unterzeichner auf das Ganze der Karte 6 gr. sächs. Crt. auf gutes ord. Papier, und 8 gr auf Velinpap. für jedes Blatt, gegen baare Zahlung; und man kann bei jeder guten Buch- und Kunsthandlung darauf subskribiren. Einzelne Blätter kosten 2 gr. mehr.

Weimar, im November 1808.

Das geographische Institut.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Katechismus zum Gebrauch in den Kirchen und Schulen des französischen Reichs.

1807.

Preis 10 gr.

Kunst- und Industrie-Comptoir
in Amsterdam.

Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder, gesammelt von L. A. v. Arnim und Cl. Brentano. 2r 3r Theil. Gr. 8. Heidelberg, bei Mohr und Zimmer. Geh. 1 fl. 45 kr.

Den zahlreichen Freunden deutscher Volkslieder zeigen wir den Beschluß eines Werks an, dessen Anfang sie ihres Beifalls und dessen Fortsetzung sie ihrer Unterstützung durch viele über

Digitized by Google

alle Erwartung reichhaltige Beiträge würdigten. Die Auswahl verzögert die Herausgabe, kein Fleiß iſt gespart und guter Rath benutzt worden, das Charakteriſtiſche verſchiedener Zeiten, ſo wie das Schönſte aus jeder iſt mit Billigkeit zu einer unterhaltenden Mannigfaltigkeit zuſammengeordnet worden; dem allgemeinen Genuſſe angemeſſen wird doch auch das Gelehrte beachtet, und wenn gleich das Ganze nur die gewöhnliche allgemeine deutſche Sprache umfaßt, ſo ſind doch auch merkwürdige Dialekte nicht vergeſſen. Die Kinderlieder, ein eigenthümlicher Reichthum unſers Volks, werden auch abgeſondert verfaßt.

Man findet ſolche bei H. A. Sauerländer in Aarau.

Jena. Hr. Dr. J. H. G. Schlegel in Ilmenau, welcher der literariſchen Welt durch ſeine Materialien für die Realsatzneuwiſſenſchaft und praktiſche Heilkunde, ſeine Reiſe durch das mittägliche Deutſchland und einen Theil von Italien, ſo wie durch die Sanitätsverordnungen die Geſchichte von Toxats-Kreuzzaung zu Venedig und ſeine Ueberſetzungen aus dem Italieniſchen, das Pellagra betreffend, bekannt iſt, — iſt von der k. k. militäriſch-chirurg. Joſephs Akademie zu Wien als korreſpondirendes Mitglied aufgenommen worden, und hat, nebſt einem ſehr ſchmeichelhaften Schreiben hierüber, ſein Diplom erhalten.

In unſerm Verlage iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Itineraire
de l'ALLEMAGNE.
Avec une Carte routière. 1807.
Broché 1 Thlr. 12 gr.
Relié 1 Thlr. 18 gr.
Papier de Poste relié 2 Thlr.

Kunſt- und Induſtriecomptoir in Amſterdam.

Der Mann. Ein anthropologiſches Charaktergemälde ſeines Geſchlechts, vom Hofrath C. F. Pockels. Vier Bände. 8. Hannover, bei den Gebr. Hahn. Weiß Druckpapier 5 Thlr. 16 ggr. Holl. Schreibp. 7 Thlr.

Wenn das weibliche Geſchlecht bisher in Hinſicht ſeiner phyſiſchen und intellectuellen Beſchaffenheit von allen Seiten beleuchtet und charakteriſirt worden iſt: ſo tritt nunmehr der berühmte Verfaſſer der Karakteriſtik dieſes ſchönen Geſchlechts ſelbſt auf, und liefert als Seitenſtück das Karaktergemälde des Mannes, an welchem die auf Bildung mit Recht Anſpruch machenden Damen ihrerſeits ſich erbauen, und nach Belieben das Studium ihrer Menſchen- oder Mannskenntniß erweiteren können. Referent hält es daher für Pflicht, ſie nicht bloß aufmerkſam auf dieſe Schrift zu machen, ſondern kann ihnen im Voraus die unparteiiſche, feſte Verſicherung geben, daß Herr Pockels allen Scharfſinn ſeines beobachtenden Geiſtes, alle Stärke und Reife ſeiner Menſchenkenntniß, allen Reichthum ſeiner vielfältigen und vielleichtlauen Erfahrung, alle Energie und Schönheit ſeines Styls aufgeboten hat, um etwas Ganzes und möglich Vollendetes zu liefern. Der Mann wird hier nicht als Ideal oder romantiſches Gemälde, ſondern ſo, wie er in der Wirklichkeit exiſtirt, mit allen ſeinen ſonderbaren Einzelnheiten, anthropologiſch und karakteriſirend beſchrieben.

Eine in der Zeitung für die elegante Welt No. 196 dieſes Jahres gelieferte Probe aus dem vierten Bande und die vortheilhafte Anzeige in mehrern kritiſchen Blättern beſtätigen obige Empfehlung hinlänglich.

Angſt-Szenen in Jena
in der Nacht des 13 Okt. 1806.
Eigene Erfahrungen erzählt
von
D. Karl Fiſcher.

Nebſt einem Anhang zum Beſten der Armen in Jena.

Wer dieſe ſehr unterhaltende, durch ihren Inhalt ſowohl, als durch ihre Schickſale merkwürdige Schrift, die ſchon im November mit k. k. franzöſiſcher Zenſur gedruckt erſcheinen ſollte, wohlfeiler zu kaufen wünſcht, als in dem nachbeigen Ladenpreiſe, der beliebe noch vor Ausgang des Monats für ein Exemplar

a) auf Druckpapier: anderthalb Kopfſtücke;
b) auf Schreibpapier und broſchirt: zwölf Groſchen ſächſ.
c) auf Velinpapier und broſchirt: drei Kopfſtücke zu pränumeriren. Zu mehrerer Sicherheit bleibt das Geld ſo lange in den Händen deſſen, an den man ſolches bezahlt, bis die gedruckten Exemplare dagegen geliefert werden können. — Sammler erhalten auf zehn Exemplare eins frei.

In unſerm Verlage iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anſichten der Hauptſtadt des franzöſiſchen Kaiſerreichs, von Mercier, Cramer und Pinkerton. Zwei Bände mit Kupfern. 1807. 1808.

Preis 3 Thlr. 8 gr.

Kunſt- und Induſtrie-Comptoir in Amſterdam.

Verzeichniß
der
Verlags-Bücher,
welche
bei Julius Eduard Hitzig in Berlin
in der Michaelismeſſe 1808
erſchienen ſind.

Fortiguerra, Niccolo, Richardett. Ein komiſches Heldengedicht. Aus dem Italieniſchen überſetzt von C. C. Heiſe. Erſter Theil. Gr. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Fouqué, Friedrich Baron de la Motte, Sigurd. Ein Heldengedicht in ſechs Abenteuern. (Mit einer Zueignung an Fichte.) 4. 1 Thlr. 12 gr.

Oeſſelben, Geſpräch zweier preuſſiſchen Edelleute über den Adel. 8. Broch. 2 gr.

Gozzi, Conte Carlo, *Opere*. Tomo primo. Fiabe teatrali. Il Corvo. La Turandot. Il Re Cervo.

Kalkreuth, H. W. A. Grafen von (auf Siegersdorf), die Staatsform. Gr. 8. Broch. 2 gr.

Loemian, Boone-Omaſis oder Joſeph in Egypten. Ein hiſtoriſches Drama in fünf Aufzügen. 1808. 12. Broſchirt. 12 gr.

Riedel. Erſte Grundſätze der Veranſchlagung, in möglichſter Kürze auseinandergeſetzt. Mit Kupfern. Kl. 8. 1 Thlr. 18 gr.

Werner, Attila. Eine romantiſche Tragödie in fünf Aufzügen. Mit fünf Kupfern. 8. Broch. Auf ord. Papier 2 Thlr. 6 gr. Auf Velinpapier 3 Thlr. 8 gr.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 25. — den 29 März 1809.

Kurze Uebersicht der vom Doktor Gall gemachten Entdeckungen.

(An den Herausgeber.)

Aarau, am 19 März 1809.

Durch die Bemerkungen über Galls Prorestation gegen den Bericht der Kommissäre des französischen Instituts in Nr. 22 der Miszellen kam ich auf den Gedanken, es werde — nach Allem, was über die Schädellehre, so lange ihr Urheber nicht gesteinigt, öffentlich bekannt geworden ist — manchem der denkenden Leser Ihres Blatts angenehm, ja Bedürfniß sein, eine leichte Uebersicht über die von Gall gemachten Entdeckungen jetzt zu erhalten, da dieser sein Stillschweigen gebrochen, und nicht mehr eine geringe Anzahl natürlich sehr verschieden begabter Zuhörer, sondern die Welt zum Zeugen seiner Ausprüche gemacht hat; um so mehr, da bei den frühern Darstellungen sehr oft kleinliche Partheisucht die Feder führte. Ich entschloß mich daher, Ihnen die folgende Skizze, die ich anfangs bloß zu meiner Privatnotiz entwarf, einzuhändigen, um die Entscheidung, ob sie einer Mittheilung in Ihrem Blatte werth sei, Ihnen zu überlassen.

Ich habe zwar Hrn. Dr. Gall nicht selbst gehört; aber ich habe soll Alles, was wider und für ihn von Andern und ihm selbst geschrieben ist, gelesen und erwogen, und bin wenigstens überzeugt, daß ich bei der Darstellung unparteiisch gewesen bin.

Dr. von Schmidt, genannt Phiseldeck.

Herr Dr. Gall ist auf seine Lehre über das Verhältniß der Organisation des Gehirns zu den Seelenvermögen der damit versehenen Individuen nicht a posteriori, durch Entdeckungen, die er bei der Anatomie desselben gemacht, sondern a priori, durch Schlüsse aus Beobachtungen der Bildung solcher Menschen geleitet, welche durch eine ausserordentliche Stärke gewisser Geisteskräfte, oder im Gegentheil durch einen ungewöhnlichen Grad der Schwäche und gänzlichen Mangel derselben auffielen. Durch anhaltende Aufmerksamkeit fand er, daß bei der ersten Klasse nach den verschiedenen Seelenvermögen verschiedene Erhabenheiten, bei der zweiten Vertiefungen, und bei durch nichts auffallenden Menschen (die man auch von jeher sehr bezeichnend Flachköpfe genannt hat) überhaupt mehr Glätte am Schädel statt finde.

Hierdurch wurde er, so viel ich aus dem, was theils seine Zuhörer, theils er selbst öffentlich gesagt, kombiniren kann, zuerst veranlaßt zu schliessen, daß im Gehirne verschiedene Organe vorhanden seien, deren sich die in diesem Leben einmal nothwendig an den Körper gekettete Seele zu den Wirkungen, von denen wir auf Stärke oder Schwäche des Geistes schliessen, bedienen müsse; daß dieselbe die Kraft (diejenige Geistestendenz), für welche sie ein taugliches Instrument (ein wohl ausgebildetes Organ) vorfinde, mit der größten Energie, diejenige, für die das Instrument unvollkommen, weniger auffallend, und die, für welche das Instrument ganz fehle, gar nicht äussern könne; daß die Organe durch die beständige Einwirkung des Geistes immer mehr ausgebildet, und durch diese beständige Ausbildung der noch formbare Schädel immer von innen nach aussen gedrückt und so äussere Erhabenheiten gebildet würden, welche nun für die Geisteskräfte bei diesem bestimmten Individuum eben so zeugten, wie die geäusserten Geisteskräfte auf die Organe würden schliessen lassen, wenn uns auch nie die Gelegenheit

Digitized by Google

würde, die äussere Bildung der Individuen, deren Geisteskräfte wir kennen, zu beobachten. *)

Gall suchte nun seine Meinungen auf dem Experimentalwege durch Zergliederung des Gehirns zu prüfen und Andern zu beweisen. Hierbei konnte er, wenn er den von den Anatomen bis dahin fast allgemein eingeschlagenen Weg — das Gehirn von oben nach unten mit der Schärfe des Messers durch successives Abschneiden von mehr oder weniger horizontalen Scheiben zu untersuchen — verfolgte, zu keinen befriedigenden Resultaten gelangen; er fand nichts als Bruchstücke, deren Verlauf und innerer Zusammenhang verborgen blieb. Viel besser ging alles, wenn er die Gehirnnerven von unten nach oben, und nicht mit des Messers Schneide, sondern mit dem flachen Messerstiele und den Fingern verfolgte. Auf diese Weise ist er zu den wichtigsten Entdeckungen gekommen, die man zwar von verschiedenen Seiten her, theils aus kleinlichem durch die angeführten Gegengründe stark durchscheinendem Neide, theils aus Unverstand und Nachsprecherei sehr hat verkleinern wollen, welche aber Gall mit großer Ueberlegenheit in seinen Untersuchungen über die Anatomie des Nervensystems u. s. w. (Paris und Straßburg 1809) behauptet hat, und die ich jetzt kürzlich vorlegen werde.

Er fand, daß sich die Windungen des Gehirns (nicht, wie Einige ihn fälschlich haben sagen lassen, das ganze Gehirn; denn der Hirnknoten, die grossen Markbündel, die Seh- und gestreiften Hügel machen eine Ausnahme) in eine glatte Membran entfalten lassen, die in diesen Windungen gleichsam zusammengerollt ist, und deren Enden einander nur anlieben oder mittelst feinen Zellgeweben verbunden, nicht aber durch Verwachsung der Markfasern in einander verwebt sind.

Er hat den ununterbrochenen Verlauf der Nervenfasern vom verlängerten Marke (der Nervenportion, die sich vom obersten Halswirbel bis zum Hirnknoten oder der Varolsbrücke erstreckt) bis in die Hemisphären des grossen und kleinen Gehirns unwidersprechlich gezeigt, und dargethan, daß nicht, wie man sonst allgemein glaubte, das Rückenmark eine Fortsetzung des Gehirns, sondern dieses vielmehr ein fortgesetztes, aber durch successive Verstärkung der Nervenmasse mittelst grauer Substanz (welche man im Gehirn bisher ziemlich unpassend Rindensubstanz, substantia corticalis, nannte) sehr vermehrtes Rückenmark, also auch nicht, wie man anzunehmen gewohnt war, die Quelle oder Versammlung der Urnahänge aller Nerven sei. Nach ihm ist die graue gallertartige Substanz des Gehirns der Urstoff der Nervenstoffe des Nervensystems, man möge sie nun als Quelle der Entstehung oder als Mittel der Steigerung und Verstärkung betrachten. Die sogenannten Nervenknoten (Ganglien) sind Behälter von grauer Substanz, und werden dadurch zu Magazinen, aus denen Verstärkungen (neue Fasern) zu den durchgehenden Nerven gelangen.

Es gibt nicht ein einziges Nervensystem, dem alle Nerven als abhängige Glieder zusämen; sondern es gibt eben so viele besondere Systeme (Verbindungen, deren Theile zu der Möglichkeit gewisser Wirkungen unter sich in einer innigern Verknüpfung als mit andern Nervenvereinen stehen) als es besondere Verrichtungen gibt, welche aber alle durch Verbindungssäfte einen wechselseitigen Einfluß in einander ausüben. Alle diese einzelnen Systeme sind sowohl in Hinsicht auf ihre innere Struktur, als ihren Verrichtungen verschieden; die Verrichtungen stehen mit der Entwickelung der Organe im Verhältniß und der einzelnen Systeme spezifische Eigenschaften sind, wenn man so weit als es möglich ist die Verrichtungen des Gehirns bei den Operationen der Seele kennen lernen will, sorgfältig von denen, welche allen Systemen gemein sind, zu unterscheiden. Es sind also nicht nur die Nervensysteme der Eingeweide, des Rückenmarks, des verlängerten Marks und des Gehirns überhaupt zu trennen, sondern auch im Gehirn verschiedene einzelne für die verschiedenen Seelenverrichtungen eben so anzunehmen, wie man verschiedene Sinne wegen der verschiedenen Fähigkeit und besondern Weise gewisser Theile die Eindrücke der Aussenwelt aufzunehmen und fortzupflanzen, zu unterscheiden rathsam gefunden hat, obgleich allen Sinnen die Rezeptivität für äussere Eindrücke gemein ist. Diesen Ansichten über die einzelnen Gehirnorgane kommt die neuere und genauere Anatomie des Gehirns sehr zu statten, da sie zeigt, daß die verschiedenen einzelnen Systeme desselben auch verschiedene Bündel, Schichten und Windungen bilden. Alle Nervensysteme bilden an ihrer Peripherie membranöse Ausbreitungen, welche mit grauer Substanz belegt sind.

Jedes Nervensystem des animalischen Lebens ist doppelt, aber jedes doppelte System ist vermittelst seiner Kommissur (Nervenübergang vom einen zum andern) verbunden, und dadurch zur Einheit zurückgeführt. Herr Gall hat zuerst die zwei Ordnungen von Nervensystemen, aus welchen die Markbildung der Hemisphären besteht, das divergirende und convergirende unterschieden; wovon das erste aus den Markbündeln kommt, das zweite die Vereinigungen der beiden Hemisphären des grossen und kleinen Gehirns dadurch bildet, daß seine Bündel mit den nämlichen der entgegengesetzten Seite in Verbindung treten.

Alle diese Thatsachen hat ihr Entdecker durch Zergliederungen von Individuen aus fast allen Klassen des Thierreichs (es versteht sich von selbst an Verschiedenen Verschiedenes) bestätigt gefunden, und er glaubt aus ihnen schliessen zu müssen, daß kein allgemeiner Vereinigungspunkt aller Empfindungen, aller Vorstellungen und aller verschiedenen Willensthätigkeiten möglich sei, und uns folglich die Einheit unsers Ichs ewig ein Geheimniß bleiben werde.

Diese Schlußfolgerungen werde ich hier nicht weiter untersuchen, da Falls Absicht bei dem, was er bisher schriftlich bekannt gemacht hat, nur war, seine Entdeckungen in der Anatomie des Gehirns bekannt zu machen, und zu zeigen, daß aus dieser allerdings Gründe für oder wider sein System über die Verrichtungen des Gehirns bei den Seelenoperationen zu holen seien, da einige berühmte Naturforscher behauptet hatten, daß die Zergliederung so wenig etwas für als wider sein System zeuge. Dieses System selbst versprecht uns der geniale Mann in einer nächstens zu liefernden Physiologie vollständig zu geben, und dieses Werk erwarte ich um so ungeduldiger, je weniger ich manches, das Einige seiner Zuhörer über die einzelnen Organe, als von ihm gehört, haben drucken lassen, mit der strengen Konsequenz in dem oben angeführten Werke reimen kann.

*) Wie vieler Vorsicht und Kenntniß man aber beim Beurtheilen des Schädels bedürfe, um sichere Schlüsse daraus ziehen zu können, und wie schwer es sei, bei den vielen Zufälligkeiten, denen die Aussenseite des Kopfs ausgesetzt ist, Täuschungen zu vermeiden, ist einleuchtend; ich kann mich aber hier nicht weiter auf die Beurtheilungskunst einlassen, theils, weil ich Gall nicht selbst lehrbe, theils, weil ich mich hier hauptsächlich nur auf die Sätze beschränken will, welche er jetzt schriftlich als die seinigen anerkannt hat. Das bis hieher Gesagte sollte mir vorzüglich nur dienen, zu zeigen, wie die gleich anzuführenden unternommen Entdeckungen über die Organisation des Gehirns vorbereitet wurden.

Digitized by Google

Ein Paar Noten zu dem Schreiben eines franzöſiſchen Gelehrten in Nr. 21 der Miszellen für die neueſte Weltkunde.

St.** 20 März 1809.

— — Als ich jenen Artikel las, worin einer meiner Mitbürger ſeine Anſichten des franzöſiſchen Zeitgeiſtes im Leben und in der Literatur aufſchließt, fand ich ihn vortrefflich, ſobald ich mir zum Worte „im Leben“ noch das Wort „von Paris“, und hinter „Literatur“ noch „des belles lettres“ hinzudachte. Ohne dieſe Zuſätze aber, mit Ihrer Erlaubniß, ſchimmerte durch das Ganze etwas viel Einſeitigkeit. — Freilich, manche unſerer Belletriſten kennen keine andere Literatur, als die ihrige, und kein anderes Frankreich, als das zwiſchen den Pariſer Boulevards eingeklammert liegt. Sie nehmen wieder gegen uns andere in den Departements den hohen Ton an, wie die Pariſer Philoſophen und Dichter der alten guten Zeit Ludwigs des Vierzehnten ihn gegen die Leute aus der Provinz anſtimmten, und finden es dann ſehr übel, daß heute doch nicht alles mehr ganz ſo iſt, wie in der alten guten Zeit. Aber die Jahrhunderte ändern viel. Napoleons Zeitalter iſt freilich nicht das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten und Funfzehnten. Dieſes war der Wendepunkt der franzöſiſchen Glorie unter den Ludwigen; ſie verſchwand durch die Sittenloſigkeit und verſchrobenen Grundſätze des Hofes und des Volks. Mit Napoleon hat eine neue Dynaſtie der Herrſcher, und ein neues Prinzip in der Nation den Anfang genommen. Das Geweſene iſt durch die Revolution bis auf das Bedeutungsloſeſte aufgelöſet und zerſtört, und Napoleons Hand begann die große Regeneration, wo auſſer dem guten, ächten Grundſtoff des Nationalcharakters nichts Vormaliges eintritt.

Das Sittenverderbniß der alten Zeit, die daraus folgende Entkräftung aller großen Grundſätze, die Flucht der Moralität vor den frivolen Maximen ſogenannter Philoſophen, die Vernichtung aller politiſchen, religiöſen und moraliſchen Bande während der Revolution, die damit nothwendig verbundenen Abſcheulichkeiten und die Vernichtung ſo mancher Hoffnungen der entgegengeſetztеſten Partheien, muß allerdings noch heute empfunden werden. — Man kann dieſen Zuſtand allenfalls Apathie nennen, wenn man will. Aber was von jeher eine Radikalkur für durch Luxus entnervte Nationen war, der Krieg, ein glücklicher oder unglücklicher, gab auch dem franzöſiſchen Karakter ſeine verlorne Elaſtizität wieder. Und, Dank ſei es dem Genie unſers Monarchen, wir hatten bisher nur den glücklichen Krieg.

Der alte Nationalkarakter der Franzoſen erliſcht unter keinem zwanzig- und unter keinem dreißigjährigen Sturm. Man muß Frankreich in den verſchiedenſten Richtungen durchkreuzt haben, um ſehr überzeugt zu ſein: wir ſind noch um kein Haar beſſer und ſchlechter, als wir vor fünfzig Jahren waren. Noch derſelbe Geiſt, noch derſelbe Muthwille, noch derſelbe Flatterſinn; aber auch noch dieſelbe Energie, die gleiche Liebe zum Ruhm, die gleiche Humanität.

Man ſagte zur Zeit der Revolution: die Republik lebt nur noch in ihren Heeren. Wir können jetzt ſagen: das wiedergeborne Frankreich ſteht in ſeinen Armeen; aus ihnen gehet das beſſere und kräftigere Geſchlecht hervor.

Es iſt freilich wahr, es fehlt den neuen Dichtern und Philoſophirenden ein Publikum. Warum? dem Publikum fehlen die Dichter und Weltweiſe. Nicht das Publikum macht den großen Schriftſteller, dieſer jenes. — Unſere herrlichen Naturforſcher in Paris nehmen die Stelle der ehmaligen Belletriſten ein; ſie ſind die Zierden der Nation und des Jahrhunderts. Unſere Literatur iſt, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, etwas männlicher geworden. Man macht ſich aus den kleinen Verſen nicht viel; man gibt ſie für das, was ſie gelten. Wir haben wieder einen Achill; unſern Nachkommen überlaſſen wir den Homer.

Ich kenne viele Nationen, ſie haben weder einen Achill noch Homer. Warum ſollen wir geringer ſein, als ſie? — Wenn mir recht iſt und die Vergleichung nicht ſtark lügt, iſt das franzöſiſche Volk, in Rückſicht des Kunſtfleiſſes, der Gewerbe, der Geſetze, der Freiheit, des Anſehens, der Macht und der Ausſichten in die Zukunft erhabener heut, als es jemals war. Vielleicht iſt in Europa kein Monarch, der nicht Napoleon um die Kraft des Volks beneidet, das er beſeelt; ſo erlaube man uns denn, daß wir auch kein anderes Volk um ſeine Vorzüge beneiden. Wie in der Geſellſchaft die verſchieden-charakteriſirten Individuen mit ganz beſondern Talenten und Temperamenten, ſtehen auch die Nationen beiſammen. Jede kann ihre Tugend, ihre Schwäche haben. Die franzöſiſche aber hat der Natur für ihre Morgengabe zu danken.

* * *.

Stoff zu Parallelen.

Der heilige Telemach.

Quelle ſind heutiges Tages, was auch die Menſchlichkeit, die Religion, die bürgerlichen Geſetze ſelbſt dawider ſagen mögen, noch immer Ehrenſache. Wir haben dieſes Erbſündlichen den finſtern Barbaren des Nordens, dem eiſernen Alter der mittlern Jahrhunderte zu danken.

Bei den Römern ließ man zu des Pöbels erlaubter Gemüthsergötzung Sklaven den Zweikampf machen, und viele hundert, vielleicht tauſend Schlachtopfer fielen alljährlich in den vornehmſten Städten des Reichs bei dieſen blutigen Schauſpielen. Cicero tadelte ſie ſchon, doch wie es einem Demagogen mitunter geziemt, fein glimpflich. Seneca erklärte ſich als Mann von Gefühl und Menſchlichkeit mit empörtem Unwillen gegen dieſe Metzeleien. Konſtantin der Große erließ ein förmliches Edikt gegen die barbariſche Sitte. Umſonſt, die Gladiatoren und Duelle waren nicht zu verbannen.

Was der Tadel keines römiſchen Konſuls, die Vernunftgründe keines Weiſen, die Geſetze keines Kaiſers konnten, bewirkte ein armer aſiatiſcher Mönch. Ich ſpreche vom heiligen Telemachus.

Der Triumph des Honorius, des Kaiſers der Römer, und ſeines Feldherrn Stilicho, ſollte im Jahre 404 unſerer Zeitrechnung in der alten Hauptſtadt der Welt gefeiert werden. Stilicho's Sieg über Alarich und die gothiſche Nation in den Feldern von Pollentia verdiente die Ehre.

Von der milviſchen Brücke, bis an den palatiniſchen Hügel war Roms Bürgerſchaft in glänzendem Gewimmel verbreitet, die Pracht des feierlichen Zuges anzuſtaunen. Dann eilte die trunkene Menge zu den öffentlichen Spielen — zum Wagen-

Digitized by Google

rennen, Jagen wilder Thiere u. ſ. w. Aber die größeſte Volksmenge trug das römiſche Amphitheater, als die Fechter hervortraten, um zur Beluſtigung des Volks ihr Blut zu verſprützen.

Schon waren dieſe im gräßlichen Handgemenge; da ſtürzte mit edelmüthiger Kühnheit Telemach unter die Kämpfenden und trennte ſie. Erbittert um die Störung ſeiner Freuden hob der Pöbel Steine auf, und zerſtörte Mauern, um den heldenſinnigen Mönch zu zerſchmettern. Er fiel in ſeinem Blut, als Märtyrer für die heilige Sache der Menſchheit.

Doch bald erloſch des Volkes Grimm. Man beklagte den heiligen Mann, und verehrte lange das Andenken des Telemach. Auch ward von dieſer Zeit an das Amphitheater Roms nie wieder durch freiwillig vergoſſenes Menſchenblut befleckt. (Theodoret. 5 Buch, Kap. 26.)

Ich ſuche vergebens den Namen dieſes ehrwürdigen Mönchs in den Märtyrer-Verzeichniſſen der Kirche. Aber er ſtarb nicht für die Sache der Kirche; er ſtarb nur für die Sache der Menſchheit.

Variétäten.

Aus der Schweiz.

— * Das Inſtitut von Hofwyl hat vom National-Muſeum aus Paris eine ſehr ſchöne Saamenſammlung von allerlei merkwürdigen Pflanzen, Geſträuchen und Bäumen unter den erfreulichſten Verſicherungen der Theilnahme an den Schickſalen des Berner Inſtituts empfangen. Dieſe Sendung ward mit dem Anerbieten begleitet, auch in Zukunft alle Saamenarten aus Europa, die der Schweiz intereſſant ſein möchten, nach Hofwyl zu übermachen. Das landwirthſchaftliche Inſtitut iſt einerladen, ſeine dießfallſigen Wünſche an den Herrn Profeſſor Thouin in Paris zu überſchreiben. Se. Exz. der franzöſiſche Miniſter des Innern hat durch ein Beglückwünſchungsſchreiben an Hrn. Fellenberg über den Erfolg ſeiner Unternehmungen ein Aſſortiment der Ackergeräthſchaften von Hofwyl für die Agrikulturgeſellſchaft von Paris verlangt.

Der edle Graf Feſtetits aus Ungarn, der berühmte Thaer und Herr Fellenberg ſind nun als Vorſteher der drei angeführten landwirthſchaftlichen Inſtitute unſerer Tage in einen engen Verein mit einander getreten, um ſich zu ihrem gemeinſchaftlichen Zwecke wechſelsweiſe die Hand zu bieten.

Se. Hoheit der Fürſt Pelmas hat ſeinen geheimen Rath Chevalier von Varicourt und ſeinen Domänen-Rath d'Alschamberier nach Hofwyl geſandt, nebſt Empfehlungen an Se. Exz. Hrn. Amtsſchultheiß von Bern, damit ihnen die Erreichung ihres Zwecks, die Hofwyler Kultur nach Regensburg zu verpflanzen, von dieſer Regierung erleichtert werden möge. Es ſoll bereits auch ein herzoglich-naſſauiſcher Zögling in Hofwyl angekommen ſein.

Aus Deutſchland.

— * Hr. Rath Boſſler zu Leipzig will das Leben der berühmten deutſchen Harmonikaſpielerin Mariane Kirchgeßner ſchreiben, von der ſchon Schubart und Juſti (in Wielands Merkur, 1801) intereſſante Nachrichten mittheilten. Die Kunſtreiſe der Verſtorbenen durch ganz Deutſchland, Holland, Brabant und Flandern, England, Dänemark, Rußland, Polen u. ſ. w., auf welcher ſie ihr Biograph achtzehn Jahre lang begleitete, verſpricht allerdings dem Leſer einen vielleitigen Genuß. Die Biographie erſcheint zu Michaelis auf Pränumeration beim Buchhändler Mittler in Leipzig.

— Wie der König von Holland einige Zöglinge zu Peſtalozzi nach Yverdun ſchickt, um deſſen Lehrart zu ſtudiren, hat auch neuerdings der König von Preuſſen Befehl gegeben, daß einige talentvolle junge Männer aus ſeinen Staaten und zum Beſten derſelben, das Gleiche thun ſollen. Schon unter dem 11 Sept. 1808 ſchrieb der geweſene Miniſter des Innern, Freiherr von Schrötter, deßfalls an Peſtalozzi, und unter dem 5 Januar 1809 kündigte der Staatsrath Hr. Nikolovius in einem Schreiben an, daß Se. Maj. der König die durch Peſtalozzi's Wünſche beſtimmte Wahl der Zöglinge (die Hrn. Preuß aus Liſſa, Kawerau aus Elbing, und Henning) genehmigt habe. — „Sie werden ſich," heißt es in dem Schreiben des Herrn Staatsrathes, „daraus überzeugen, daß nicht irgend ein Einzelner, ſondern die Regierung ſelbſt die Abſicht hat, Ihre Methode in die preuſſiſchen Staaten zu verpflanzen und darin zu verbreiten, daß des Königs Majeſtät perſönlich dafür erwärmt, und demnach für die nachdrückliche und beharrliche Ausführung dieſer Abſicht das höchſte zu hoffen iſt."

Aus Italien.

— Gewöhnlich wird Chriſtoph Colombo, der Entdecker Weſtindiens, für einen Genueſen angegeben. Schon vor dem hohen Rath von Indien in Spanien ward einſt mit Lebhaftigkeit um das Vaterland des Colombo geſtritten, und ob er von Piacenza, oder von Cogoreo im Genueſiſchen, oder vom Caſtello di Cuccaro im Montferat ſei? Jetzt hat ein italieniſcher Gelehrter den alten Streit wieder aufgenommen, und der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Turin vorgetragen; er heißt C. Gaitani Nazione. Seine Abhandlung über Colombo's Vaterland iſt ſowohl im neueſten Bande der Memoiren jener Akademie, als auch beſonders abgedruckt erſchienen. Er entſcheidet die Streitfrage, wie ſie vor dem Rathe von Indien entſchieden ward. Genua iſt nur zufällig für das Geburtsland Colombo's gehalten. Aus den der Abhandlung hinzugefügten Beilagen erhellt ziemlich beſtimmt, daß der Weltentdecker nicht nur von einer Montferrinſchen Familie abſtamme, was ohnehin ſchon bekannt war, ſondern daß er auch im Kaſtell di Cuccaro ſelbſt geboren ſei.

Berichtigung.

In den Variétäten von Nro. 24, Spalt 2, Zeile 17 von oben, beliebe man zu leſen, ſtatt: „wenn man nur die Vorſicht gebraucht, und den Finger nicht mit Oel und Gummi anmacht": — „wenn man nur die Vorſicht gebraucht, und den Finger leicht mit Oel und Gummi anmacht."

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 26. — den 1 April 1809.

Die Amerikaner.

(Fragmente aus der unabgedruckten Korrespondenz eines Franzosen, der in den Jahren 1795 bis 1803 in Amerika lebte.)

Du verlangst, lieber Ferdinand, eine Schilderung der Sitten, Gebräuche und Lebensweise der Amerikaner? Ich erfülle deinen Wunsch. Scheinen die einige meiner Bemerkungen unbedeutend, kleinlich, dann erinnere dich an Pope's: The noblest study of man is man. (Des Menschen würdigstes Studium ist der Mensch.)

Eine Sonderbarkeit, die ist Amerika dem Fremden vielleicht am ersten auffällt, ist die Gewohnheit des starken Tabakrauchens, die allenthalben vorherrscht. In Amerika bietet der Elegant einer Dame den Arm, und behält dabei die Cigarre oder die Pfeife zwischen den Zähnen; so begleitet er sie, und plaudert und schmaucht um die Wette.

Die Theaterdirektion in Newyork sah sich unlängst genöthigt, alle Zuschauer im Paradies, im Parterre und selbst in den Logen zu ersuchen, sich während der Vorstellungen des Rauchens zu enthalten. Die Veranlassung war das Ausbleiben der Europäer, deren Geruchsorgane der Tabaksrauch belästigte, und die die verpestete Dampfwolke aus dem Theater verscheuchte. Jeder Raucher trägt ein Etui, mit Cigarren und Vanille reichlich versehen, bei sich.

In den Häusern, wo man am meisten Anspruch auf guten Ton macht, sah ich beim Dessert eine Schüssel mit spanischen Cigarren zugleich mit dem Bordeaux und Madera auftragen. Man breitet zu beiden Seiten der Tafel Matten über die Teppiche, die Damen entfernen sich, und jeder Gast raucht und trinkt nach Herzenslust. Die Allgemeinheit dieser Sitte wird der — Gott weiß, warum? — durchgängig angenommenen Meinung zugeschrieben, der Tabaksrauch reinige die Luft und diene zum Präservativ gegen das gelbe Fieber. Diese Ihre gehört wohl unter die Gründe, womit man die lächerlichsten Gewohnheiten zu rechtfertigen sucht; denn mitten im Winter, wenn die Atmosphäre von giftigen Dünsten frei ist, bleibt der Raucher der Cigarre und der Pfeife treu.

Der bekannte Doktor Rush in Philadelphia hat eine kräftige Epistel gegen diese gehässige Sitte geschrieben; er sprach dem Tabak das Verdammungsurtheil, und beklagte den verderblichen Einfluß dieser Pflanze auf Gesundheit, Sitten und ökonomische Verhältnisse seiner Mitbürger. Es ist wohl nicht schwer zu begreifen, daß des Doktors Gründe nur sehr wenige bekehrt haben; je bizarrer die Gewohnheit, um so schwerer, sie abzulegen.

Der Amerikaner in den Seehafen lebt durchgehends besser, als wir Europäer. Unser guter Heinrich der Vierte soll seinen Bauern jeden Sonntag ein Huhn in den Topf gewünscht haben. Wie würde er in einem Lande staunen, wo der Gewerbsmann der untersten Klasse bei seiner täglichen Mahlzeit einen Aufwand, einen Luxus zur Schau stellt, der selbst vielen unserer wohlhabendern Burger fremd ist. Der gewöhnliche Tisch, wenn man die Dessertweine ausnimmt, ist bei dem reichen Amerikaner und bei dem Gewerbsmanne sehr wenig verschieden; ein Phänomen, das sich dadurch erklärt, daß der letztere sich sehr gut zahlen läßt. Des Amerikaners wichtigstes Geschäft ist, gut zu

Digitized by Google

essen und zu trinken. Sein Frühstück ist eine Art Ambigú; es besteht aus Thee, Kaffee, Eiern, Salmen, Böckelfleisch, Kuchen und Gebackenem. Die andern Mahlzeiten sind dieser Grundlage nicht unwürdig. Der Franzose sorgt bei seinen Feten für den Gaumen, aber Musik und Tanz dürfen nicht fehlen; die Amerikaner haben nur Sinn für Schmaus und Toasts. Ihr Frohsinn wird nur beim Roastbeef oder Plumpudding laut: wollen sie ein Fest feiern, dann wird ein ganzer Ochse gebraten, über den sie wie Homers Helden herfallen. Als Holland von den Franzosen eingenommen wurde, gaben die Einwohner von Boston ein solches Schauspiel. Auch auf den Straßen speisen ist Sitte: oft sieht man eine Gruppe Gourmands um einen Stein gelagert, nach der Reihe frische Austern verschlingen, die der Fischer öffnet, und geschickt und unpartheiisch in die Runde vertheilt.

Die Staatsgewalt hat gewisse Tage angeordnet, wo alle frommen Bürger zu Gebet und Fasten aufgefordert werden: fasting days. Ich sah sie da wohl mit frommer Miene ihren Gotteshäusern zuströmen, aber zum Fasten schienen sie mir gar nicht geneigt. Ihr Tisch ist an diesen Tagen so gut, als an den sogenannten thanksgiving days (Feiertagen) besetzt, die vorzugsweise dem Wohlleben und den Ergötzlichkeiten gewidmet sind.

Ich darf einen Umstand nicht verschweigen, der der Menschenliebe der Amerikaner Ehre macht. Mitten unter den Zubereitungen einer Fete haben sie Sinn für den Unglücklichen, für den Armen. Fleisch, Brod und Wein strömt da in Fülle in die Kerker, in die Armenhäuser und in die Hütten der Unglücklichen, welche Krankheit und Elend zu arbeiten hindert. Oft erhält bei solchen Gelegenheiten eine dürftige Familie Lebensunterhalt auf mehrere Wochen. Die Bewohner des Freistaates, besonders im nördlichen Virginien, sind sehr menschlich. Dieser Hang zum Wohlthun ist so edel, so liebenswürdig, daß er mit vielen Fehlern aussöhnt; ich begreife nicht, warum mehrere Reisende den Amerikanern in diesem Punkte nicht Gerechtigkeit widerfahren liessen. Folgende Anekdote ist hier an ihrer Stelle.

Bonnemort, ein Franzose aus Rochelle, lebte einige Jahre in Boston. Seine ganze Habe war ein kleiner Kram, wo er mit Tabak handelte, ein kleiner Meierhof unweit der Stadt, ein seelengutes Weib und drei unerzogene Kinder. Seine Geschäfte gingen gut; da ward er von einem schleichenden Fieber befallen, und mußte aufs Land gehen. Die Frau setzte den Kram fort, doch des Mannes Krankheit und die Erziehung der Kinder verschlangen alles Einkommen. Nach einem zweijährigen Kampfe mit einer Lungenkrankheit, entschlummerte Bonnemort im Arm seiner Gattin. Sein Tod fiel in die Zeit der Heuerndte. Alles schenerte sein Heu ein, diesen kostbaren landwirthschaftlichen Artikel; die arme Wittwe konnte ihre Erndte nicht bestreiten. Eines Morgens versammelnin sich ihre Nachbarn und mähen, mit ihren Knechten, ihre Wiesen; nach einigen Tagen bringen sie das Heu wohl getrocknet in die Scheuer der Wittwe. Die guten Menschen ahneten gar nichts Verdienstliches in ihrer Handlung; sie erstaunten, als die unglückliche Nachbarin ihnen mit heissen Thränen dankte.

Die Amerikaner, die nicht aus ihrem Vaterlande gekommen sind, haben entweder etwas zu Gezwungenes oder zu Freies in ihrem Betragen. Sie kennen den Weltton nicht. Sehr gebräuchlich ist ihre Sitte, den Fremden einem ganzen Zirkel, er sei noch so groß, einzeln vorzustellen und seinen Namen unzählige mal zu wiederholen, indem man ihm jeden einzelnen Namen der ganzen Gesellschaft auftischt. Diese bizarre Sitte ist noch überdem, besonders in New-York ganz zwecklos; die Namen, größtentheils holländischen Ursprungs, sind ungewöhnlich lang und mit Konsonanten durchspickt; sie prägen sich daher äusserst schwer dem Gedächtniß ein.

Das auffallendste ist der schnelle Uebergang von dem strengsten Ernste zur ausgelassensten Vertraulichkeit. Da sieht du bei einer Theeparthie eine Reihe Herrn und Damen, wie in Schlachtordnung, einander gegenüber rangirt; das tiefste Schweigen unterbricht nur die Anstandsfrage: Is your tea agreeable to you, sir? (hat der Thee Ihren Beifall, Sir) und dann die Antwort: Very agreeable, madam (er ist vortrefflich, Madame). Das Thee-Zeremoniel ist zu Ende, nun steht irgend jemand aus der Gesellschaft auf, und alles folgt wie verabredet seinem Beispiel. Man zerstreut sich, plaudert, und beim unmäßigsten Lachen entflieht scheu die Freude; dieses Gewühl scheint anfangs unterhaltend, aber es ermüdet in die Länge.

Der Franzose, der noch nicht lange Englisch spricht, beleidigt sehr leicht unwissend das Zartgefühl der amerikanischen Damen. Sie haben aus der gewöhnlichen Konversations-Sprache gewisse Ausdrücke verbannt, deren wir uns ohne Scheu bedienen. Das Wort breeches (Hosen) ist eines der verbanntesten; man umschreibt dies unentbehrliche Kleidungsstück mit small clothes (kleine Kleider). Ein Fremder, den der Schenkel schmerzt, sage ja, er habe Schmerz in der Wade; das Wort thigh (Schenkel) würde den Damen die Wange röthen. Die Wade (leg) hat das Vorrecht, den Schenkel zu vertreten. — Lobest du den Busen einer Schonen, dann sage, sie habe einen schönen Hals (beautiful neck), und man versteht dich. Ich konnte nie begreifen, warum das Wort Fußzeben (toes) für unanständig gehalten wird, und doch wollte ich dir nicht rathen, es in einem gebildeten Zirkel zu gebrauchen; du würdest unbescheiden heißen (an indeliceate man). Noch andere eben so unschuldige Worte sind durch die tirannische Sitte verbannt.

Die Amerikanerinnen hören mit Abscheu, daß die französischen Damen zuweilen Besuche in ihrem Schlafzimmer annehmen. Sie können nicht begreifen, wie die Unterhaltung mit einem Manne in einem Zimmer unschuldig sein könne, wo ein Bett stehet. Du würdest sie vergebens überzeugen wollen, daß unsere Damen darum nicht weniger Tugend besitzen; das Bett erscheint ihnen als ein Ungeheuer, immer bereit, die makellose Keuschheit zu zerrichten.

Die Moden kommen aus London. Die Ankunft der sogenannten Frühlings- und Herbstschiffe (the spring and fall ship) bezeichnet eine totale Revolution in Kleidung und Kopfputz. Alle Stände harren ihr mit Sehnsucht entgegen, denn der Mode Schwert herrscht hier nicht allein über Reiche und die es scheinen, auch unter den Handwerkern, Landleuten und Domestiken hat sie ihren Thron. Mehr als ein Fremder nahm schon hier die Magd für die Dame des Hauses. Oft ist Sprache und Betragen bei beiden wenig verschieden, und die Tracht genau dieselbe.

Der Luxus in der Tracht hat unglückliche Folgen; er macht die dienende Klasse, eitel, träg und unverschämt. Der Name „Herrschaft" ist ihnen unerträglich. Suchen sie, durch Noth gezwungen, Dienste, dann fragen sie nicht, ob du sie in

Digitized by Google

deine Dienſte willſt, nein, ob du Beiſtand, Hülfe brauchſt? (If you want help.) Umſonſt würdeſt du in dieſem Lande eine Anhänglichkeit zwiſchen Herrn und Diener ſuchen, die du bei uns ſo häufig trifft. Der Diener iſt kein Glied der Familie, er wandert von Haus zu Haus; reicht ſein Lohn nicht zu ſeinen gewöhnlichen Ausgaben, dann macht er ſich gar kein Gewiſſen, den Herren zu beſtehlen, und in einer andern Provinz ſein Glück zu ſuchen. — Die Dienſtmägde haben eine Erwerbsquelle, die ſie ſelten vernachläſſigen, wenn ſie ſolche mit Erfolg geltend zu machen wiſſen. Sie verſchaffen ſich durch nicht ſehr ehrenvolle Mittel die engliſchen Mouſſeline und die italieniſchen Seidenzeuge, die ſie täglich zur Schau ausſtellen. Wenn ſie dann junge Libertins und alte Hageſtolze geplündert haben, vertauſchen ſie die Küche mit dem Erwerb durch Handarbeiten. Dieſe Geſchöpfe ſind in New-York und Philadelphia ſehr zahlreich.

Eitelkeit iſt eine vorherrſchende Leidenſchaft der Amerikaner. In den meiſten Häuſern iſt das Prunkzimmer mit vieler Eleganz möblirt, ſelbſt die Treppe iſt mit Teppichen belegt; dagegen ſind die Schlafzimmer unbequem, ihr Ameublement iſt erbärmlich. — Dieſe Prunkliebe iſt die unverſiegbare Quelle ausſchweifender Verſchwendungen und Fallimente. Der reiche Hausrath, der heute den Geſellſchaftsſalon des Handwerkers ſchmückt, paradirt morgen vielleicht in einer Trödlerbude, und predigt da des Glückes Wandelbarkeit und den Unſinn eines ungeregelten Stolzes.

Die Eitelkeit der Amerikaner karakteriſirt ein Zug, der mich immer ſehr amuſirte. Andere Nationen prunken mit ihren Ahnen, mit dem Ruhme ihrer Vorzeit; der Amerikaner findet ſeinen Stolz in dem, was er einſt ſein wird. Er hat kein Auge für Gegenwart und Vergangenheit; ſeine kühne Hand zerreißt den Schleier, der die Zukunft ihm verhüllt; voll Entzücken erblickt er hinter dieſer Hülle ſein Genie, ſeine Größe in ihren Keimen. Er zittert nicht vor des Schickſals Launen, nicht vor Bürgerkriegen, vor des zu früh gereiften Luxus Schreckensfolgen nicht; er bezeichnet genau die Stufenleiter, auf der ſeine Landsleute zur erſten aller Nationen emporſteigen. Selbſt die hellſten Köpfe wiegen ſich in dieſen Chimären; mit Meßruthe und Kompaß meſſen ſie Ruf und Namen eines Volkes nach dem Flächeninhalt ſeines Landes. Und doch kennt man kaum das Daſein der unermeſſenen Reiche, die ganz Aſien einſt verſchlangen; alle Ideen von Größe und Heroismus erinnern uns an das kleine Lazedämon und Athen.

(Der Beſchluß folgt.)

General Horatio Gates.

In der Zahl amerikaniſcher Freiheitshelden wird auch Horatio Gates unvergeßlich bleiben, ſo lange die Geſchichte des heiligſten aller Kriege des achtzehnten Jahrhunderts in dem Andenken der Menſchen bleibt. Dieſer ehrwürdige Offizier ſtarb am 10 März 1806, von allen Söhnen Nordamerika's betrauert. Er hatte ſein achtundſiebenzigſtes Jahr erreicht, und lebte, gleich ſeinem großen Freunde Waſhington, den Winter ſeines Lebens in ländlicher Zurückgezogenheit.

General Gates war ein geborner Engländer, und weihte ſich ſchon früh der Kriegskunſt. Unter dem Prinzen Ferdinand von Braunſchweig erwarb er die erſten Kenntniſſe in der Taktik. Als Kapitän bei der Infanterie kam er mit dem General Braddok nach Amerika, wo er bis zum Frieden von 1763 blieb, und dann in ſein Geburtsland zurückkehrte. Allein hier war ſeines Bleibens nicht. Amerika war ihm ſo lieb geworden, daß er an nichts mehr dachte, als ſich in einer ſchönen Gegend dieſer neuen Welt anzuſiedeln. Der Wunſch ward in ihm immer lebendiger. Er gab ſeinen Dienſt bei der Armee auf; raffte ſein Vermögen zuſammen, ſchiffte ſich nach Nordamerika ein, und kaufte ſich dort Güter in der Kolonie von Virginien.

Hier baute er in zufriedener Genügſamkeit ſein Feld, und verbeßlte ſich ſelbſt im Genuß der Wiſſenſchaften, bis der amerikaniſche Freiheitskrieg ausbrach, und ihn zu den Fahnen ſeines neuen Vaterlandes rief. Seine vorzüglichen Eigenſchaften beförderten ihn ſchnell zu den höhern Stellen, ſo daß er in Kurzem Obergeneral der amerikaniſchen Nordarmee wurde. Was er als Feldherr in dieſem Kriege gegen England leiſtete, iſt aus den mannigfaltigen Geſchichten des Krieges bekannt genug. Beſonders erwarb ihm die Gefangennahme des drittiſchen Generals Burgoyne und der von demſelben kommandirten Armee (16 Okt. 1777) die ausgebreitetſte Celebrität. Seine Humanität gegen die Gefangenen war eben ſo groß, als ſein Sieg über ſie, und die Aufmerkſamkeit, mit welcher er die durch ihre traurigen Abenteuer bekannt gewordene liebenswürdige Lady Harriet Acland behandelte, macht ſeinen Namen noch heutiges Tages den Britten ehrwürdig. *)

Selten hat wohl ein Weib aus Liebe für ihren Gatten ſoviel Beſchwerlichkeiten mit ſo heldenmüthiger Größe getragen. Sie war die Gemahlin des John Dyke Acland Esq. von Devonſhire, der als Major bei einem engliſchen Regiment mit demſelben im Jahre 1775 nach Amerika ſegeln mußte. Seine Gemahlin wollte ihn nicht verlaſſen; alle Warnungen, alle Bitten wurden vergebens verſchwendet. Nur an die tauſend kleinen Bedürfniſſe und Bequemlichkeiten der feinern Welt von London gewöhnt, mußte ſie alles entbehren lernen, auch oft das Unentbehrliche, und die unermeßlichen Stufenleiten von Canada in den entgegengeſetzteſten Jahrszeiten durchſtreifen, oder den kranken Gatten in einer elenden Hütte der Indianer pflegen. Unzählig waren ihre Lebensgefahren. Als ſie ſich z. B. am 19 Sept. 1777 nach dem Uebergange der engliſchen Armee über den Hudſon in eine unbewohnte Hütte zurückgezogen hatte, während es zu einem heftigen Gefecht mit dem Feinde gekommen war, nahmen die Wundärzte auch dahin mit dem Lazareth ihre Zuflucht. Hier, vom Aechzen der Verwundeten und Sterbenden umringt, vernahm ſie nun, daß ihr Mann an der Spitze der Grenadiere, auf dem gefährlichſten Punkte des Gefechts ſtehe. Mitten in dieſer Todesangſt ſah ſie alles um ſich niederſtürzen. Der Feind richtete ſein Geſchütz gegen die Hutte. So ſtand ſie lange im Kanonen- und Musketenfeuer da. Man kann ſich die Empfindungen dieſer Dame denken. Endlich wurde der Major am 7 Oktober ſogar von den Amerikanern zum Kriegsgefangenen gemacht. Ihre Verzweiflung ſtieg aufs höchſte. Erſchöpft von ſo vielen Strapazen und Leiden, hungernd und dürſtend, daß ſie den General Burgoyne nur um einen Paß, ins feindliche Lager übergehen zu können. Sie wollte den Oberbefehlshaber Gates um die Gnade bitten, ihren verwundeten Gatten beſorgen zu dürfen.

*) Die folgende Anekdote iſt aus Janſons *Stranger in America etc.* gezogen.

Digitized by Google

Burgoyne war eben so sehr durch die Kühnheit des Wagestücks, als durch die treue Zärtlichkeit der Britin gerührt. Seine Truppen waren im traurigsten Zustand. Er konnte der Dame kaum einen Trunk Weins zur Erquickung anbieten. Er gab ihr, da sie nicht abließ zu bitten, eine schriftliche Empfehlung an Gates, und so machte sie sich, von einem Offizier, einer Magd und einem verwundeten Kammerdiener begleitet, auf den Weg zum feindlichen Lager. Eine ganze Nacht mußte sie unter freiem Himmel am Ufer eines Stromes warten, der beide Armeen schied, und immer in der bangen Ungewißheit, in welche Hände sie fallen, von welchen Wilden sie ohne Barmherzigkeit hinweggeschleppt werden könnte.

Sobald dem General Gates von den Vorposten die außerordentliche Erscheinung dieser Frau gemeldet ward, ließ er sie zu sich führen. Der Muth, mit dem sie alle Gefahren überwunden hatte, um den Gatten wiederzusehen, fesselte seine Bewunderung. Er führte sie zu dem Major. Er bot alles auf, seine und ihre Lage so angenehm zu machen, als es irgend die Umstände erlaubten. Es war kein Gefangener, der nicht Gates Namen segnete, und in England noch mit Entzücken aussprach.

Nachdem er im Norden so glückliche Lorbeern gesammelt, übergab ihn der Kongreß das Kommando der Südarmee. Hier hatten seine Anstrengungen nicht den gleichen Erfolg. Bekanntlich schlug ihn Cornwallis am 16 Aug. 1780 bei Camden in einem heftigen Treffen, mit überlegener Macht.

Gates gab kurze Zeit nachher seine Entlassung ein, und empfing sie am 3 Dezember. Er zog sich nun auf seine Güter in Virginien zurück, wo er das Schwerd mit dem Pfluge umtauschte, und ohne Ehrgeiz, der selten glücklich macht, andern den Platz auf der schlüpfrigen Bühne des öffentlichen Lebens überließ.

Sein Karakter war ungemein liebenswürdig. Großmüthig, menschlich, gerecht, in der Freundschaft unwandelbar, überlegt in seinen Beweggründen, fest in seinen Entschlüssen, war Gates das Muster eines Weisen, Soldaten und Bürgers.

Variétäten.

Aus Deutschland.

— * Eine Gesellschaft „patriotischer Theaterfreunde" wird in diesem Jahre den Anfang machen, ein „klassisches Theater der Deutschen" herauszugeben, begleitet von einer gedrängten und durch die auf einander folgenden Bände fortgesetzten Geschichte der deutschen dramatischen Poesie und der Schauspielkunst. Wenn mit dem Worte klassisch nicht gespielt werden soll, haben wir, streng genommen, der dramatischen Klassiker nur wenige; und diese Wenigen sind allbekannt genug, auch wohl in den Bibliotheken der Freunde deutscher Literatur größtentheils vorhanden. Bänderreich wird diese Sammlung also wohl nicht werden. Ausser der strengen Auswahl der klassisch gebliebenen Stücke, die ihre Verdeutschung selbst führen muß, haben wir demnach das Meiste von der kritischen Geschichte des deutschen Theaters zu erwarten. Zu wünschen wäre es, daß sie unabgebrochen als ein Ganzes herauszuliefert würde, oder wenn sie in Fortsetzungen durch mehrere Bände gehen muß, daß sie kann sich immer an die Geschichte der Klassiker so anschließe, daß die Schauspiele jeder Bandes gleichsam als *pieces justificatives* der Geschichte angesehen werden konnten.

— * Eine deutsche Zeitschrift, welche der als geisterreicher und kenntnißvoller Staats- und Geschäftsmann bekannte Hr. von Kortschmann unter dem Titel Hof und Staat herausgab, verdient vorzüglich der Aufmerksamkeit des Publikums empfohlen zu werden, da ihre veränderte Tendenz sie zu einem der interessantesten Journale für Staatsmänner, Geschäftsleute, Rechtsgelehrte, Historiker und Philosophen zu machen verspricht. Der Zweck des Hrn. von Kortschmann ist, durch seine Zeitschrift Materialien zu einer neuen, dem Zeitgeist entsprechenden, in Ausbildung der Nation sich gründenden Konstruktion der Zivilgesetzgebung zu sammeln und zu verbreiten. Der Gedanke dieses genialischen Mannes ist so erhaben und gemeinnützig, sein Plan so weitumfassend, daß jeder deutsche selbstdenkende Geschäftsmann, dem die mangelhafte Organisation der Verfassungen, die unausführlich in schneidendem sich selbst zerstörendem Widerspruch stehenden Gesetze, Rechtsame und Institutionen anwidern, freudig dann die Hand bieten sollte. Gelingt dem Hrn. von Kortschmann die Ausführung seiner schönen und wohlthätigen Idee, so wird sein Journal nicht nur eine vorzügliche Zierde deutscher Literatur, sondern es wird auch, durch die Verbreitung ächter und wohlthätiger Ideen, die nothwendige, tiefgefühlte Reform der Zivilgesetzgebung, und die wohl Vereinfachung der Organisation des Innern unfehlbar vorbereiten, und damit das Glück und den Wohlstand der Völker und ihrer Fürsten.

Aus Frankreich.

— Der neulich erschienene *Almanac de la noblesse pour* 1809 liefert uns nun das vollständige Verzeichniß der mit den Herzogs-, Grafen-, Baronn- und Ritterstiteln von französischen Kaiser geschmückten Personen seines Reichs. Dies Verzeichniß ist um so nützlicher, da uns oft die unbekannten Titel die glänzenden Namen verdunkelten. Zu so manchen Bemerkungen auch die liederliche dieses nomenreichen Almanachs leitet, wollen wir diesmal doch nur das vielen Lesern der Tageblätter willkommenste, das Verzeichniß der mit dem Herzogstitel dekorirten Personen, anzeigen. Dahin gehören, musse dem Erzkanzler des Reichs (Herzog von Parma) und dem Erzschatzmeister des Reichs (Herzog von Piacenza), die zwölf Reichsmarschälle: Namlich Marschall Andreani ist Herzog von Castiglione, Marschall Bessieres Herzog von Istrien, Davoust Herzog von Auerstädt, Kellermann Herzog von Valmy, Lannes Herzog von Montebello, Lefebvre Herzog von Danzig, Massena Herzog von Rivoli, Moncy Herzog von Conegliano, Mortier Herzog von Treviso, Ney Herzog von Elchingen, Soult Herzog von Dalmatien, Victor Herzog von Belluno. Ferner die zwei Generalobersten, Junot Herzog von Abrantes, und Bieste de Marmont Herzog von Ragusa. Desgleichen der Oberstallmeister Caulaincourt, als Herzog von Vicenza, und der Großmarschall des Palastes Duroc, als Herzog vom Friaul. Endlich die zwei Divisionsgenerale Arrighi de Casanova Herzog von Padua, und Savary Herzog von Rovigo.

Digitized by Google

Intelligenzblätter
zu den
Miszellen für die neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 5. — den 1 April 1809.

In unserm Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Le Commerce
Par REIMARUS,
traduit par Charles de Villers.
à 6 gr.
Kunst- und Industrie-Comptoir
in Amsterdam.
(Warmoesstraat N. 2.)

Funke, L. Ph., Mythologie für Schulen und Liebhaber dieser Wissenschaft. Mit 29 Abbildungen. Gr. 8. Hannover, Hahn. 1 Thlr.

Dies ist die letzte Schrift des nunmehr verewigten Verfassers, in welcher derselbe von dem bereits Bekannten aus der Theorie das Interessanteste und Wichtigste in einer allgemein verständlichen Schreibart zusammengestellt hat, um die bisherige große Lücke eines zweckmäßigen Lehr- und Lesebuchs der Art auszufüllen. Studirende Jünglinge, angehende Künstler und Liebhaber der Mythologie dürfen also versichert sein, daß sie in diesem Buche nicht nur alle Götter der Griechen und Römer, die große Zahl der Heroen, sondern auch alle mythische Erzählungen und die Gottheiten der Aegypter ausführlich beschrieben, und die vorzüglichsten derselben sehr gut abgebildet vorfinden. Daher dasselbe sich zum öffentlichen und Privat-Unterrichte für Zöglinge des männlichen und weiblichen Geschlechts vorzüglich eignet und zugleich jedem Gebildeten lehrreiche und angenehme Unterhaltung gewährt.

Valett, J. J. M., Vorübungen zum Schreiben des ächten Englischen. 8. Ebend. Roh. 12 ggr. Geb. 15 ggr.

Ewalds, J. L. (Doktor und Kirchenrath), christliche Erweckungen auf alle Tage in der Woche, in Freuden Leiden, in Gesundheit und Krankheit; auch Fest- Abendmahls- und Erndtebetrachtungen. 8. Hannover, bei den Gebr. Hahn. 14 ½ Bogen 8 ggr.

Dessen Erbauungsbuch für die Jugend beiderlei Geschlechts, mit Betrachtungen auf jeden Morgen und Abend eines jeden Wochentages, Fest- Konfirmations- Abendmahls- Andachten und für das Krankenbett. Mit einem Titelkupfer. 8. Ebend. 1808. 11 Bogen. 8 ggr.

Die Freunde der Ewaldschen Schriften erhalten hier für einen äußerst billigen Preis zwei sehr schätzbare Andachtsbücher, die bei einem ernsten Gebrauch gewiß ungemein viel zur Beförderung christlichen Sinnes und Verhaltens beitragen. Sehr zweckmäßig ist sowohl in den „christlichen Erweckungen“ als auch in dem „Erbauungsbuche“ auf verschiedene Lagen und Umstände Rücksicht genommen, so daß unter den bedeutendsten Verhältnissen des menschlichen Lebens ein sehr reichhaltiger Stoff für die Anregung guter Empfindungen, Gesinnungen und Entschließungen, wie für den erheiternden Trost, wo es dessen bedarf, dargeboten wird. In den Fest- und Abendmahlsbetrachtungen ist der Ton gerade so gehalten, daß jeder daran Theilnehmende bei der verschiedensten anderweitigen Ausbildung, in der Betrachtungen des Verfassers einstimmen, und sich durch sie in der Erweckung und Unterhaltung einer eben so vernünftigen als gefühlvollen Andacht wohlthätig unterstützt finden wird. Die in dem „Erbauungsbuche“ befindliche Konfirmations-Rede hat Rezensent mit großem Vergnügen gelesen. Denn er fand sie nicht nur, wie das bei Herrn E. immer vorauszusetzen ist, vorzüglich rührend, sondern auch im Ganzen mit einer großen Besonnenheit, die nicht allen Rednern bei solchen Gelegenheiten eigen ist, abgefaßt.

Im Verlage der Stettinischen Buchhandlung in Ulm hat kürzlich die Presse verlassen:

Neues
Historisch-biographisch-literarisches
Handwörterbuch
von der Schöpfung der Welt an bis zum Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts.
Enthaltend
das Leben, den Karakter und die Verdienste der größten und denkwürdigsten Personen aller Zeiten, Länder und Stände.
Nach den zuverlässigsten Quellen bearbeitet.
Ein Handbuch für Kenner und Liebhaber der Geschichte.
Von
Samuel Baur.
Dritter Band. Ganz Groß-Oktav. Ulm 1803.
Jeder Band kostet im Subscriptionspreis 3 fl., und im Pränumerationspreis 2 fl. 15 kr.

Mit schnellen Schritten nahet sich dieses wichtige, und in seiner Art einzige Werk, seiner Vollendung, indem der vierte Band bis zur Ostermesse 1809 die Presse verlassen, und der fünfte und letzte wahrscheinlich noch im Laufe dieses Jahres erscheinen wird. Es kann der Zweck dieser Anzeige nicht sein, dem Publikum dieses Werk lobpreisend bekannt zu machen, da es sich demselben bei seiner ersten Erscheinung sogleich als höchst wichtig und allgemein brauchbar empfahl, und da der Name des so rühmlichst bekannten Hrn. Bearbeiters desselben zu nicht gemeinen Erwartungen berechtigte. Die unbestochene Kritik

Digitized by Google

hat seitdem bereits ihr Urtheil darüber ausgesprochen, und diese erkannte nicht allein die Wichtigkeit und Gemeinnützigkeit des Zwecks, die sich der Verfasser vorsetzte, sondern auch seine vorzügliche Geschicklichkeit in Behandlung des interessanten und reichhaltigen Stoffs. Unter andern haben die Oberdeutsche, die Jenaische, und zuletzt die Hallische Allgemeine Literatur-Zeitung u. a. diesem Werke den Preis der Güte, Vortrefflichkeit und allgemeinen Brauchbarkeit zuerkannt, und namentlich hat die Hall. Allg. Literaturzeitung versichert: „Hr. Baur setze mit diesem Werke seinen vielfachen bekannten biographisch-literarischen Bemühungen die Krone auf.“ Was man in dem Werke zu suchen hat, drückt der Titel deutlich und bestimmt aus, und der Hr. Verfasser hat seinen in der Vorrede zum ersten Bande ausführlich angeführten gründlich durchdachten Plan unverrückt im Auge behalten, und mit bewundernswürdiger Anstrengung und Ausdauer verfolgt, und daher ein Werk seiner Vollendung nahe gebracht, das nie seinen Werth verlieren kann, und jedem gebildeten Menschen brauchbar, nützlich und lehrreich, ja Vielen unentbehrlich ist. Dieses bestimmt uns, den äusserst billigen Pränumerationspreis noch bis Michaelis d. J. zu verlängern. Wer sich demnach mit portofreier Einsendung des Geldes direkte an uns wendet, und zugleich für den künftigen Band die Vorauszahlung beifügt, erhält jeden Band für 2 fl. 15 kr. und Sammlern geben wir noch überdies für ihre Bemühung das eilfte Exemplar frei. Nach Verlauf dieses Termins bleibt aber der Preis unabänderlich für jeden Band 3 fl. — Wir bitten zugleich um eine deutliche Anzeige des Namens und Caracters, weil wir dem letzten Bande das Verzeichniß der Herren Pränumeranten beidrucken lassen wollen.

Ulm, im Jahre 1809.

Die Stettinische Buchhandlung.

So eben ist bei mir erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Die

Zerstörung Magdeburgs durch Tilly,

ein strenghistorisches Gemälde

von

J. Rese,

Kollaborator an der Martinischule zu Halberstadt.

Die Zerstörung von Magdeburg durch den kaiserlichen General Tilly ist eine der interessantesten und auferordentlichsten, ja in der neuern Geschichte fast einzige Begebenheit. Noch fehlte es an einem vollständigen, den Gegenstand wo möglich erschöpfenden Gemälde dieser beinahe allen Glauben übersteigenden Schreckensscenen. Der Verfasser hat diesem Mangel glücklich abgeholfen, und nach den besten vorhandenen Quellen eine Darstellung geliefert, die jedem Freunde der Literatur eine eben so interessante als lehrreiche Lektüre geben wird, und auf die ich besonders Lesebibliotheken aufmerksam mache.

W. Heinrichshofen,
Buchhändler in Magdeburg.

Man findet obiges Werk auch bei H. R. Sauerländer in Aarau.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dutens Lebensbeschreibung

oder Memoiren eines Reisenden der ausruht;

in zwei Bänden komplet.

1807. 1808.

Preis 2 Thlr. 16 gr.

Kunst- und Industrie-Comptoir
in Amsterdam.

In unserm Verlage ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Memoiren

über meine Verhältnisse

zum preussischen Staat

und insbesondere

zum

Herzoge von Braunschweig.

Von dem Obersten von Massenbach,

General-Quartiermeister-Lieutenant und Ritter des Verdienstordens.

Erster Band.

Mit drei Planen und einer Karte.

Preis 4 Thlr.

(Die Fortsetzung dieses Werks erscheint nächstens.)

Kunst- und Industrie-Comptoir
in Amsterdam.
(Warmoesstraat N. 2.)

Friedenspräliminarien.

Zweites Heft. 12 gr.

NB. Jedes Heft kostet 12 gr.

Auf Kosten der Herausgeber.

Inhalt:

Blicke auf die politische Lage der europäischen Staaten (Fortsetz.)
Politische Lage von England.
Politische Lage von Oesterreich.
Bemerkungen über das kaiserlich-österreichische Militär. (Von einem Augenzeugen.) Rühmliche Seiten desselben. (Fortsetz.)
Ueber das Wohl der Völker in monarchischen Staaten und über Konstitutionen.
Fehler der republikanischen Verfassungen in unserer Zeit.
Die neuen Wahlen und die republikanische Verfassung der freien Stadt Danzig.
Ueber die Wuth der Deutschen, französisch zu sprechen.
Apodiktische Bemerkungen über Würtemberg und Baden.
Ueber den bekannten berüchtigten Brief des gewesenen preussischen Ministers von Stein, mit Rücksicht auf die Aeusserungen preussischer Gelehrten.

Inhalt des ersten Bandes des Intelligenzblattes zu den Friedens-Präliminarien.

Digitized by Google

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Grundzüge der reinen Strategie

wissenschaftlich dargestellt

von

August Wagner.

Mit zwei Kupfertafeln.

Preis 16 gr.

Kunst- und Industrie-Comptoir in Amsterdam.

Anzeige.

Vom Laborde, dem trefflichen Herausgeber der Voyage pittoresque d'Espagne, erscheint in diesem Augenblicke ein zweites höchst wichtiges Werk über Spanien, das die neuesten historisch-geographisch-statistischen Data u. s. w. enthält, und nicht mit jenem Kupferwerke verwechselt werden muß. Der durch seine eigenen Schriften über Spanien, durch seine Zusätze zu Bourgoing, u. s. w. rühmlichst bekannte Herr Professor Chr. Aug. Fischer zu Würzburg, wird von diesem neuen und zweitrn Laborbischen Werke (5. Vol. 8) eine zweckmäßige Bearbeitung in zwei Oktavbänden liefern, die unter dem Titel:

Neuestes

Gemälde von Spanien

im Jahre 1808.

sobald als möglich bei mir erscheinen, und gewiß mit allgemeinem Beifall aufgenommen werden wird. Laborde hat bekanntlich Spanien zu wiederholtenmalen, und noch ganz neuerlich, in allen Richtungen, und unter den günstigsten Verhältnissen durchreist. Er hat in die innersten Details des Landes einzudringen vorzügliche Gelegenheit gehabt, und diese mit großer Kenntniß und Geschicklichkeit benutzt. In einem Augenblicke, wo die ganze Aufmerksamkeit auf Spanien gerichtet ist, muß also dieses Werk eine doppelt willkommene Erscheinung sein.

Leipzig, 29 März 1809.

Heinrich Gräff.

Ewald, J. L., christliches Hand- und Hausbuch, oder christliche Betrachtungen auf alle Tage im Jahre, zwei Theile, zweite verbesserte und wohlfeilere Auflage, mit des Verfassers Porträt. Gr. 8. Hannover, bei den Gebr. Hahn. 3 Thlr.

Dieses geistreiche und ächt christliche Erbauungsbuch zeichnet sich wegen Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit seines Inhalts für jedesmalige Bedürfnisse, Lagen und Umstände des Geistes und Lebens, wegen genugsamen Stoffs zu dem fruchtbarsten und praktisch wohlthätigen Nachdenken, wegen seiner einfachen, herzlichen, hier und da geschmückten, hinreissenden Schreibart, und endlich wegen seiner äußerst brauchbaren Kraftsätze, für diejenigen, die sich auf eine freiere gemüthlirre Art erbauen wollen, vorzüglich aus. Die Betrachtungen sind nach Anleitung biblischer Stellen abgefaßt, und des Verfassers richtige und vielseitige Menschenkenntniß, sein warmer Eifer für Wahrheit und Tugend, und ächte Christus Religion, leuchten aus jeder Betrachtung feuerbehend hervor. Es ist im eigentlichen Sinn ein wahres christliches, nicht genug zu empfehlendes Hand- und Hausbuch, selbst Lehrern der Religion in vielfacher Hinsicht brauchbar.

Vorlesungen über die Erziehungslehre und Erziehungskunst für Väter, Mütter und Erzieher von J. Ludw. Ewald. 1r 2r Theil. Gr. 8. 1809, in der Schwan- und Götzischen Buchhandlung. 4 fl. oder 2 Thlr. 8 gr.

Worte mehr als dreißigjähriger Erfahrung von einem Manne, der Alles und Neues gleich unpartheiisch prüfte, und der nur, was er selbst erprobt fand, darrecht nicht in der steifen Form des Systems, sondern im Gewande väterlicher Unterhaltungen über die große Frage: Wie durch Erziehung aus dem Menschen ein Mensch werde im höchsten Sinne des Worts? Oder, wie das Menschenwesen, sobald es dem Schooße der Mutter entsprossen, am Körper ersteldet, wie sein Wille kräftig, sein Herz mild werden, und im Glauben und liebevollen Anschauen des Heiligen die Krone seiner Bildung erringen möge. Zur Probe der Darstellung diene der Schluß des zweiten Bandes, S. 220, „Beispiel ist verkörperte, aus Licht geborne" u. s. w. bis Seite 221 zu Ende.

Der dritte und letzte Band, welcher besonders über die Pestalozzische Methode und die intellektuelle Bildung sich verbreiten soll, erscheint nach Ostern.

Bei Orell, Füeßli und Compagnie, Buchhändlern in Zürich, erscheinen auf Jubilate 1809:

Anthologie, epigrammatische; herausgegeben v. J. C. F. Haug, und J. C. Weisser. 7s und 8s Bändchen. 12. 3 fl.

Bericht an S. Exzell. den Herrn Landammann und an die hohe Tagsatzung der neunzehn verbündeten Stände der Schweiz über die landwirthschaftlichen Anstalten des Herrn Emanuel Fellenberg zu Hofwyl. Gr. 8. 1 fl. 15 kr.

Briefe über die Fellenbergische Landwirthschaft zu Hofwyl. Zweite vermehrte Auflage. 8. 36 kr.

Brun (Friederika) Episoden aus Reisen durch das südliche Deutschland, die westliche Schweiz, Genf und Italien. Zweiter Band. Gr. 8. 3 fl. 30 kr.
Auf Velinpapier 4 fl. 30 kr.

Cramer (J. J.) Beobachtungen und Winke für Eltern, Jünglinge und Töchter. 8. 1 fl. 15 kr.

Eugenia's Briefe an ihre Mutter. Geschrieben auf einer Reise nach den Bädern von Leuk im Sommer 1806. Herausgegeben von Heinrich Hirzel, Professor in Zürich. 8. 2 fl. 45 kr.

Füßli (Joh. Rud.) Künstler-Lexikon, allgemeines. Zweiter Theil, vierter Abschnitt, welcher die Fortsetzung und Ergänzung des ersten enthält. Folio. Wird zu Johannis fertig.

Göldlin (D. B.) Versuch einer urkundlichen Geschichte des drei Waldstätter-Bundes; oder der ältesten freien Verfassung und Verbindung der drei Kantone, Uri, Schwyz und Unterwalden, als Grundlage der schweizerischen Eidgenossenschaft. Gr. 8. 1 fl. 30 kr.

Heß (J. J.) Geschichte und Schriften der Apostel Jesu. Dritte umgearbeitete und stark vermehrte Ausgabe. Gr. 8. 2 fl. 30 kr. Auf Velinpapier 3 fl. 15 kr.

Jacobi's (J. G.) sämmtliche Werke. 3r Bd. 2te rechtmäßige Ausg. Gr. 8. 2 fl. 30 kr. Auf Velinpap. 3 fl. 15 kr.

Digitized by Google

Imitation libre du poëme de la Cloche et de l'Hymne au plaisir du celebre poëte allemand *Schiller*, par Mr. C. A. M. de V—l. Gr.-in-8vo. 36 kr.

Kirchhofer (Melchior) Sebastian Wagner, genannt Hofmeister; ein Beitrag zur schweizerischen Reformationsgeschichte; nebst einem Wort über den Geist der Reformatoren. Gr. 8. 1 fl. 15 kr.

Synodal-Rede von Salomon Wolf, Pfarrer zu Wangen, Kant. Zürich. Mit der Synodal-Predigt über Math. XIII v. 52. von Konrad Orell, Diakon zu den Predigern. Gr. 8. 24 kr.

Tafel (G. L. F.) Polyhomnia. Versuch einer Uebersetzung auserlesener Epigramme der griechischen Blumenlese. 8. 1 fl. 30 kr.

Wirz (L.) helvetische Kirchengeschichte. Zweiter Theil. Gr. 8. 3 fl. 30 kr.

Bei P. H. Guilhaumann in Frankfurt a. M. ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Euler, M., Vorübungen zu Comptoir-Geschäften, oder Anleitung zum kaufmännischen Briefswechsel u. s. w. Dritter Band, herausgegeben von Dr. J. G. Cleming. Auch unter dem Titel: Einleitung in das theoretische und praktische Wechselgeschäft. Ein Elementar-Handbuch. Gr. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Grammaire, nouvelle italienne, par J. N. *Meidinger*, cinquième édition, revue, corrigée et considérablement augmentée par l'Auteur. gvo. 16 gr.

Löhr Elementarbetrachte, oder Entwickelung vieler Begriffe zur Bestimmtheit im Denken, und zum Verständnis vielgebrauchter Wörter. Ein Handbuch zum öffentlichen und häuslichen Unterricht, und ein Nachtrag zu seinen Vorbereitungen. Erste Abtheilung, welche die leichtern Begriffe enthält, zweite mit vielen Zusätzen vermehrte Ausgabe. Auch unter dem Titel: Denkübungen in Entwickelung vieler wichtigen Begriffe, und Erklärungen häufig gebrauchter Wörter. Erster Theil. 21 gr.

Christ, J. L., die Krankheiten, Uebel und Feinde der Obstbäume und ihrer Abhülfe, nebst Vorschlägen, die Obstkultur zu befördern. Gr. 8. 1 Thlr.

Dessault chirurgischer Nachlaß. Dritter Band. Auch unter dem Titel: Ueber die Krankheiten der Harnwege. Gr. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Gärtner, G. B., Meyer und J. Scherbius ökonomisch-technische Flora der Wetterau. Drei Theile mit einer Karte. Gr. 8. 6 Thlr 6 gr.

Löhr, J. A., kleine Plaudereien für Kinder, welche sich im Lesen üben wollen. 8. Zwei Bändchen. 1 Thlr. 8 gr.

Müller, J. C. F., der vollständige Monats-Gärtner, oder deutliche und vollständige Anweisung zu allen Geschäften in Baum-, Küchen- und Blumengarten, für alle Monate des Jahres. Vierte verbesserte Auflage. 8. 16 gr.

— — Anweisung zur zweckmäßigen Behandlung des Obst- und Gemüsegartens, nebst einem Anhange von Blumen. 2 Thle. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Wild, Eduard, Anekdotenbüchlein für meine Kinder, oder Witz, Laune und Schnurren, ein Beitrag zu allen Verstandes- und Denkübungen. 8. Gebunden 1 Thlr.

Benfard, J. Ph., Gelegenheitspredigten mit einem Vorbedichte. 10 ge.

Auch wird noch Subskription angenommen auf die bereits in mehrern Zeitungen angekündigte vollständige Pomologie des Hrn. Oberpfarrer Christ 2 Bänden mit 18 Kupfern, wovon die erste Abtheilung in Kurzem erscheinen wird.

Pränumerationsanzeige
von

Dictionnaire abrégé et portatif allemand-français à l'usage des commençans et des écoles, précédé d'une introduction, qui instruit le lecteur de la méthode, qu'on a observé en composant ce Dictionnaire, et de la manière de s'en servir. Par Chrétien Frédéric *Schwan*, conseiller de la chambre des finances; membre associé de l'Athénée de Vaucluse séant à Avignon.

Das Ganze mag siebenzig Bogen gr. 8. geben, und verläßt gegen Pfingsten 1809 die Presse. Um die Anschaffung dieses Werkes zu erleichtern, haben unterzeichnete Verleger jede Buchhandlung in Stand gesetzt, bis zu Pfingsten mit 3 fl. 36 kr. oder 2 Thlr. sächs., darauf Pränumerazahlung, ohne irgend eine weitere Erhöhung des Preises anzunehmen, und an solche bereits die Introduktion mit einem Blatte des Dictionnaire selbst als Probe der innern und äussern Einrichtung versandt, welche also ein Jeder in der ihm nächst gelegenen Buchhandlung einsehen kann.

Privatpersonen, welche die Gefälligkeit haben, sich mit Sammlung von Pränumeration zu befassen, und die Bestellungen unmittelbar an Unterzeichnete belangen zu lassen, erhalten je auf sechs Exemplar das siebente frei.

Mit Beschluß des Pränumerationstermins tritt eine unwandelbare Erhöhung des Preises bis zu wenigstens 3 Thlr. ein.

Mannheim, 10 Febr. 1809.

Schwan- und Götzische Hofbuchhandlung.

Bei Friedrich Campe in Nürnberg sind in der Ostermesse 1808 folgende neue Werke erschienen, und bei H. R. Sauerländer in Aarau zu haben:

Stutzmann, J. J., Philosophie der Geschichte der Menschheit. Gr. 8. 2 Thlr. oder 3 fl. 30 kr.

Ulansky, C. T. v., Briefe über Polen, Oesterreich, Sachsen, Baiern, Italien, Etrurien, den Kirchenstaat und Neapel. Mit Kupfern, zwei Theile. 8. 4 Thlr. oder 7 fl.

Wendt, C. E., Bemerkungen über die Referir-Methode in Justizkollegien. Gr. 8. 16 gar. oder 1 fl. 12 kr.

Jügel, J., neue und geschmackvollere Muster zum Stricken und Carreau-Nähen, 4te Aufl. 1 Thlr. 12 ggr. od. 2 fl. 42 kr.

Kinderfreuden. Ein angenehmes Bilderbuch für die Jugend. Mit vielen ausgemalten Kupfern. 4. 2 Thlr. oder 3 fl. 30 kr.

Engelhardt, K., der kleine Fritz und die kleine Caroline, wie sie in kurzer Zeit und mit leichter Mühe buchstabiren, lesen, denken, zählen und messen lernen. Ein Schulbuch. 8. 4 gar. oder 18 ke.

ABC- und Lesebuch, neues, enthaltend die Buchstabenkenntniß, kleine Geschichten, Lesübungen aus der Naturgeschichte u. s. w. Zweite Aufl. Mit 25 Kupfern. 8. 16 ggr. oder 1 fl. 12 kr.

— — kleines, für kleine Leute, um bald und auf eine angenehme Weise lesen zu lernen. Mit 24 Kupf. 8. 8 gar. od. 36 kr.

Bilderbuch, neues und zweckmäßig eingerichtete, für Kinder aller Stände. Enthaltend Lesübungen, Geschichten u. s. w. Mit 25 Kupfern. 8. 16 ggr. oder 1 fl. 36 kr.

— — kleines, für gute Kinder, um auf eine leichte und angenehme Weise in kurzer Zeit lesen zu lernen. Mit 24 Kupf. 8. 8 ggr. oder 36 kr.

Von Pestalozzi's Wochenschrift für Menschenbildung hat das 3te Heft des an Bös eben die Presse verlassen.

In wenigen Wochen wird das 2te Heft von Fellenberg's landwirthschaftlichen Blättern von Hofwyl ebenfalls erscheinen, und das 3te Heft unverzüglich nachfolgen.

H. R. Sauerländer.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 27. — den 5 April 1809.

Paris, im März 1509.

— — Man sagt wohl manchmal, das Herz ist bei den meisten Menschen besser, als ihr Verstand; mir kommts heinahe vor, als gilt der Kopf bei uns mehr, denn das Herz. Gewiß findet man überall hier zu Lande einen Reichthum heller, gesunder, freier Ideen; aber all der Reichthum ist todtes Kapital. „Geist haben" ist gewissermaßen nur Luxusartikel. Wer sein Glück machen, wer gern steigen will, und hätte er die gesundesten Begriffe, die Fülle der erhabensten Grundsätze, sagt kurzweg: aber sie helfen zu nichts. Und wer den Frieden liebt, schließt sich mit seiner Philosophie gemächlich ein; läßt sie draussen walten und schalten; und hätte er die ganze Hand voll goldener Wahrheiten, er thäte keinen Finger auf. Noch andere gibts, und die sind wahrhaftig am meisten zu bedauern, welche sich über diese seltsame Stimmung oder Verstimmung ärgern, bei der alles schweigen kann und nur der Geist darben muß.

Darum ist die heutige Literatur der Franzosen in der That so dürftig. Es gibt fast nichts, als frivole Produkte und historische Kompilationen. Leute von Welt, ganz von ihren persönlichen Angelegenheiten verschlungen, zerstreuen sich allenfalls mit einem Roman. Wollen sie sich unterrichten, greifen sie nach einem Bündel historischer Nachrichten, die, ohne ein Ganzes zu sein, ohne zu großen Ansichten, zu höhern moralischen oder politischen Reflexionen zu leiten, bloß Thatsachen an Thatsachen mit Datum und Jahrszahl zusammenknüpfen, ad modum der weiland berühmten Kroniken. — Andere, die in ihrer philosophischen Zurückgezogenheit wohl nach kräftigerer Nahrung Sehnsucht hätten, finden sie nicht, und müssen ihre Zuflucht zu den heiligen Alten, wie zu Wesen einer bessern Vorwelt, nehmen.

Eigentliche Gelehrsamkeit, Erudition kann jetzt noch mit dem bessern Erfolge betrieben werden. Die Arbeiten der gelehrten Sammler, Ordner, Untersucher finden noch Leser, wenn sie nur nicht allzutrockene Waare liefern; aber alle Theile der edlern Wissenschaften, Geschichte, Philosophie, Poesie — kurz Wissenschaften und Arbeiten, in denen der Gedanke den ersten Platz einnimmt, und Thatsachen nur rohe Stoffe sind, die er erst benutzt — schmachten und darben. Wir konnen vortreffliche Gelehrte, fleißige Kompilatoren, gehende Romanschreiber haben; aber an wahren Geschichtschreibern und philosophischen Schriftstellern und ächten Dichtern fehlts.

Die Künste haben mehr ihre Ehre bewahrt. Die großen, geistvollen Ideen scheinen sich in die Werkstätte der Maler geflüchtet zu haben, wo sie sich zuweilen noch unter ihrem Pinsel offenbaren. Ein Karakter revolutionärer Lizenz, möcht' ich sagen, ist die angestammte Erbschaft dieser Menschenklasse. Sie fragen nach nichts. Die Erfahrungen aus unserer Unglücksperiode hatten keinen Einfluß auf sie; hemmten den wilden Leichtsinn nicht im mindesten, der das Uebel begeht, und ihm Namen und Maske der Tugend leiht. — Doch nicht alle unsere Künstler lassen sich von diesen Verirrungen ergreifen und dem höhern Ziel der Kunst entfremden, welches die gute Theorie aufstellt. Die französische Schule, zurückgeführt zum Studium der antiken Muster, die einst Griechenlands Freiheit erzeugte, hat sich zu einer glänzenden Höhe emporgeschwungen, auf welcher sie eben so sehr durch das Hochgefühl der Künstler selbst, und durch den Geist, der in ihren Werkstätten herrscht, als durch den öffentlichen Beifall erhalten wird.

Digitized by Google

Wenn irgend etwas diesem Aufschwung Gefahr bringt, als etwa die Schwierigkeit, oft die Unmöglichkeit, worin sich die vorzüglichsten Maler befinden, ihre mit Begeisterung und aus freier Wahl geschaffenen Kompositionen zu verkaufen. Auch liefern sie fast nichts anders mehr, als Darstellungen aus neueren Zeiten, die von der Regierung bestellt und gekauft werden; oder Regimenter in Reih' und Glied blau und roth gekleidet, Pulverwolken von Kanonen u. dgl., wie die letzte Ausstellung von 1808 davon einen auffallenden Beweis lieferte. Bei dem allen wiederhole ichs noch einmal, die französische Schule hat sich zu einer seltenen Stufe der Vollendung aufgeschwungen, und sieht keine andere mehr, als die italienische, über sich.

Unter den neuern Industrie-Erzeugnissen ist der Traubenzucker, den man jetzt im südlichen Frankreich verfertigt, und welcher bei vielen Anlässen den Zucker vollkommen ersetzt, das merkwürdigste. Im Detail verkaufte man das Pfund zu neun Sous. Zwei Pfund davon vertreten z. B. in der Creme füglich ein Pfund Zucker. Mehrere Personen haben mit diesem neuen Handelszweig schon gute Geschäfte gemacht, und wurden die Spekulation noch weiter ausgedehnt haben, wären sie nicht von allzugroßer Vorsicht zurückgehalten worden. Aller aus Traubenmost fabrizirter Syrup ward bald verkauft. Er läßt sich sehr gut aufbewahren. Nach der künftigen Weinlese werden gewiß beträchtliche Quantitäten fabrizirt. Man hat dabei gefunden, daß die weißen Weintrauben mehr Zuckerstoff, als die rothen, enthalten, und auch einen Syrup von besserm Geschmack liefern. Es ist Schade, daß die Franzosen weder eifrig noch beharrlich genug sind, aus ihren Landesprodukten jeden möglichen Vortheil zu ziehen. Das Haschen nach kleinlichen, eiteln Genüssen entfernt sie zuviel von häuslichen Geschäften; sind oft der Hauptzweck, und alles, auch das Solideste, wird nur Nebensache.

Ich füge meinem Briefe noch einige Anekdoten und Notizen bei, die Sie vielleicht interessiren.

Das Drama Christophe Colomb, von Lemercier (Verfasser der Tragödie Agamemnon, nicht jener bekannte Mercier, Verfasser des Tableau de Paris), hatte bei der ersten Aufführung lebhaften Beifall, der sich auf einem englischen oder deutschen Theater vermuthlich erhalten hätte. Aber dies Stück tritt ganz und gar aus dem Kreise unserer dramatischen Gewohnheiten hinaus; Einheit der Zeit, des Orts, sogar der Handlung, werden darin bitterlich beleidigt; das Gemenge des Komischen und Tragischen, so wahr und naturgemäß es auch sein mag, ist und bleibt uns ein Greuel; übrigens ist Lemerciers Styl weder korrekt noch elegant, sondern hart und mühsam. Genug, seine Arbeit ist gar nicht gemacht, französischen Zuschauern zu gefallen, wenigstens lange zu gefallen. Bei der ersten Vorstellung fiel es jemanden im Parterre ein, zu pfeifen; man belohnte ihn mit Schlägen, warf ihn zur Thür hinaus und applaudirte. Dieser Gemand war ein Student von der Rechtsschule, der die Freiheit, deren man sich gegen ihn bedient hatte, sehr übel nahm, und die ganze juristische und medizinische Schule aufwiegelte. Bei der zweiten Vorstellung erschien nun eine große Menge dieser Studenten, wohl bewaffnet mit eisenbeschlagenen Stöcken, die, so wie der Vorhang aufging, aus Leibeskräften pfiffen. Bei der dritten Szene traten die Polizei-Offiziere mit Soldaten ins Parterre, um den Lärmen zu stillen. Es kam zwischen ihnen und den Pfeifern zum Gefecht. Ein Paar Polizeibediente geriethen wider ihren Willen unter die Bänke und wurden mit Füßen getreten; ein Soldat, der einen Säbelhieb geben wollte, bekam einen Stockstreich auf die Brust, worauf er den Geist aufgab, und die Studenten blieben des Schlachtfeldes Meister.

Allein die Polizeioffiziere, da sie sich übermannt sahen, hatten die Klugheit gehabt, die vorzüglichsten Lärmer mit einem Kreidestrich auszuzeichnen. Wie diese aus dem Schauspiel gingen, wurden sie auf der Stelle arretirt, und 46 an der Zahl, ins Gefängniß gebracht. Der Staatsrath Lacuée, sagt man, habe dem Kaiser vorgeschlagen, diese Rebellöre bei der Armee unter die Soldaten zu stecken. Der Kaiser lächelte und gab zur Antwort: Der Militärdienst ist eine Belohnung, aber keine Strafe. Zwanzig der jungen Stürmer sind schon wieder freigelassen: man hofft, die Sache werde auch für die andern keine ernste Folgen haben. Lemercier zog darauf sein Stück zurück, weil er keinen Anlaß zu blutigen Debatten geben wollte. Aber die Polizei verlangte, er solle es dem Theater lassen. Bei der dritten Vorstellung erschienen nun 600 Mann Soldaten, die Ruhe zu handhaben, denn es hieß, 2000 Studenten hätten einander das Wort gegeben, ihre Sache emporzuhalten. Es blieb aber ganz still.

Der Tod des gelehrten Sainte-Croix *) ist nicht nur für die Wissenschaften und besonders für die Alterthumskunde ein wichtiger Verlust, sondern auch ganz vorzüglich für alle lustige Gelehrte, denen er durch seinen Rath und seine Kenntniße freundschaftlich beistand. Seine mündliche Unterhaltung war nicht gar angenehm, weil eine schmerzhafte Operation an seinem Kinnbackenknochen ihm die deutliche Aussprache schwer gemacht hatte. Sein Examen critique des historiens d'Alexandre ist eins von den Werken, das um die Dezennalpreise konkurrirt. Hr. Levesque, der von der Kommission mit der Berichterstattung beauftragt ist, scheint für Segurs Geschichte Friedrichs II oder für die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts von Lacretelle dem Jüngern geneigt zu sein. Die übrigen Glieder der Kommission sind nicht der Meinung, sondern mehr für Sismondi's Geschichte der italienischen Freistaaten geneigt.

Die französische Akademie, zweite Klasse des Instituts, hatte dies Jahr einen Preis für das beste Gedicht über die Verschönerungen der Hauptstadt zu ertheilen, aber über diesen Gegenstand seit zwei Jahren nichts als Mittelgut erhalten. — Eben so wäre von ihr noch ein Preis für das gelungenste Gemälde der französischen Literatur im achtzehnten Jahrhundert zu geben. Allein die Konkurrenten wußten in der verschiedenen Stimmung der Richter unübersteigliche Hindernisse finden, da mehrere Mitglieder der Akademie selbst handelnde Personen des achtzehnten Jahrhunderts oder der Revolution waren, und man seinen Kindern eben nicht gern übels nachsagen hört.

*) Em. Jos Wilhelm de Sainte-Croix, ehmals Mitglied der *Académie des inscriptions*, war den 5 Jan. 1746 zu Marmoiron in der Grafschaft Venaissin geboren. Von seinen gelehrten Schriften sind, außer seinem *examen critique des historiens d'Alexandre*, seine Uebersetzung des Xen. Ephesius (1776), sein Werk de l'état et du sort des colonies des anciens peuples etc. (1784), die hist. des progrès de la puissance navale d'Angleterre (1786) und die Schrift des anciens gouvernemens fédératifs et de la législation de Crète (1799) die vorzüglichsten.

Digitized by Google

Die Amerikaner.

(Beſchluß.)

Der Partheigeiſt iſt in dem Freiſtaate ungezügelt. Die Blicke des Politikers weilen jetzt ausſchließlich auf zwei bedeutenden Männern, Aaron Burr, Vizepräſident, und Witt Clinton, Mitglied des Bundesſenats. Die Erhebung des erſten wurde von ſonderbaren Konſellationen begleitet, die einen Beweis liefern, daß Intriguen der Partheien die Volksſtimme zu erſticken und die Kabale den Lohn des Genies und der Verdienſte zuzuwenden vermögen. Die Republikaner wünſchten eifrigſt, Jefferſon dem John Adams in der Präſidentenwürde nachfolgen zu ſehen. Um ihm die Stimmenmehrheit zu ſichern, wurde Burr Vizepräſident, weil man ſeinen Einfluß auf die Wahler aus New-York fürchtete. Die Konſtitution beſtellt, daß die Namen der Kandidaten für dieſe erſten Stellen auf daſſelbe Bulletin verzeichnet werden. Wer die Stimmenmehrheit hat, wird Präſident; der zweite wird Vizepräſident. Jefferſon und Burr hatten die meiſten Stimmen, unter ſich Stimmengleichheit. Die Konſtitution ſah ein ſolches Ereigniß voraus; ſie gibt dem Senate und der Kammer der Repräſentanten, die in allgemeinem Comité verſammelt ſind, das Recht, zwiſchen beiden Kandidaten für die Präſidentenwürde zu wählen. Hier werden die Stimmen nicht einzeln gezählt; die Deputation eines jeden Staates wählt ihren Kandidaten in einer beſondern Berathung, und gibt dann nur eine Stimme. Es war allgemein bekannt, daß die Mehrheit des Volkes Jefferſon eifrig für die Präſidentenſtelle wünſchte. Die Föderaliſten, erbittert, die Stimmenmehrheit für Adams und Coteswortb Pinkney nicht erwirkt zu haben, verfuchten, die Hoffnungen des Volks zu täuſchen, indem ſie für Burr ſtimmten. Der Kampf war heftig und ſchimpflich. Man glaubte augenblicklich, es werde gar keine Wahl ſtatt finden. Inzwiſchen ließ die Gährung, die das Reſultat dieſer Debatten war, beſonders in Philadelphia einen Bürgerkrieg beſorgen, und ſo endigte ſich denn die Spaltung. Georgia, Nordkarolina, Tennefee, Kentuky, Virginien, Maryland, Penſylvanien, New-Jerſey, New-York und Vermont ſtimmten für Jefferſon. Burr behielt bis zum Ende der Debatten Maſſachuſets, New-Hampſhire, Connecticut und Rhode-Island. Delaware und Karolina ſtimmten nicht.

Die Föderaliſten, den General Hamilton an ihrer Spitze, führten zwar ihren Plan nicht aus, Jefferſon von der Präſidentenſtelle zu verdrängen; aber es gelang ihnen wenigſtens, den Samen der Eiferſucht und Spaltung unter ihren Gegnern auszuſtreuen, und er trug nur zu bald Früchte. Man entdeckte angeſponnene Unterhandlungen zwiſchen Burr und den Adamiten und Pinkneriten. Die republikaniſchen Journaliſten fingen Feuer und die Zwietracht ſchwang ihre Fackel. Witt Clinton, einen nahen Verwandten des Gouverneurs von gleichem Namen, traf der Verdacht, als habe er die antifoderaliſtiſchen Zeitungsſchreiber angeſpornt, die Sturmglocke gegen den Vizepräſidenten zu ziehen. Ein Duell zwiſchen Clinton und Swartout, einem Anhänger Burrs, war die Folge. Swartout, ein zweiter Achill, erhielt eine Wunde an der Ferſe, die inzwiſchen nicht ſo unglücklich ausſchlug, als die des griechiſchen Heroen. Ich war gerade in New-York, als dieſe Tragikomödie vorfiel. In allen Zirkeln machte Burrs Verrätherei das Tagesgeſpräch. Seine Anhänger tauften man mit dem Spottnamen „der kleinen Bande“. Sie ſind in der That nicht zahlreich, aber kühn und ränkevoll.

Dieſe Partheiwuth, die in den Freiſtaaten herrſcht, ſtört geſellige Harmonie und ſäet Spaltungen in das Innere der Familien. Politiſche Meinungen erſchlaffen die Bande der Freundſchaft; ſo iſt es denn nichts ſeltenes, in öffentlichen Blättern Briefe zu finden, die der Verfaſſer unter der Freundſchaft heiligem Siegel in der Sorgloſigkeit des Vertrauens ſchrieb; ſie ſind hier der Kritik der Müßigen und der Verläumdung preis gegeben. Alle Bürgerklaſſen beſchäftigen ſich mit politiſchen Angelegenheiten. Der Schmied geht nicht an ſeinen Ambos, der Bauer nicht an den Pflug, ehe er das Tagesblatt geleſen hat. Die Zeitung wandert von der Herrſchaft zur Bedientenſtube; und der Koch beginnt ſeine Arbeit nicht, ehe er einen Blick auf Europa's Angelegenheiten und die Debatten des Kongreſſes geworfen hat.

Ich kenne einen Arzt in New-York, der vom Dämon der Politik ganz beſeſſen iſt. Er hängt ſeine Medizin an den Nagel, um ſich mit Königen und Republiken zu beſchäftigen. Was bei ihm zu Hauſe vorfällt, das kümmert ihn nicht; aber er weiß aufs Haar, was in den Kabinetten von St. James und Petersburg vorgeht. Oft verfaßt er die Namen ſeiner älteſten Bekannten, aber er kennt die Titel und den Stammbaum aller Miniſter Europa's. Aus ſeinem Saale ſind alle Familien-Portraits verbannt, um den Bildniſſen von Regenten und Feldherrn den Platz zu räumen, die er mit raſtloſem Eifer ſich zu verſchaffen ſucht. Ein Miniſter von Bedeutung fällt in Ungnade, mein Doktor iſt auſſer ſich, zu Boden gedonnert; gern würde er beim Tode eines Monarchen trauern, wenn er nicht die bodbaften Anmerkungen und Kritiken ſeiner Nachbarn fürchtete; übrigens ein gedſoller, durch Sitten und Kenntniſſe achtungswerther Mann.

Die Amerikaner haben von den Engländern die ſonderbare Gewohnheit entlehnt, ihre Namen unter jenen der berühmten Männer der Vorwelt zu wählen, und damit ihre literariſchen und politiſchen Produkte zu unterzeichnen. Auch unſere revolutionsäre Terroriſten hatten eine Zeit lang die ſonderbare Idee, ſich Namen von Helden und Weiſen der Vorzeit beizulegen. — Der Fremde, der zufällig den Blick auf amerikaniſche Zeitblätter wirft, glaubt ſich in die Zeiten Brutus und Cäſars verſetzt, verrietben nicht Styl und Ideengang dieſer modernen Römer ihr Vaterland. Hier empfiehlt ein Cicero einen Kandidaten zu einer Huiſſierſtelle; da klagt ein Scipio Africanus über die Unreinlichkeit der Straßen, und ein Cincinnatus ſchimpft gegen die Ajoteurs. Beſonders kurz vor den Wahlen wimmelt es von einer Menge Helden und Philoſophen von allen Seiten. Wer einen recht hochtrabenden Namen wählt, der glaubt ſich eines glücklichen Erfolgs ſeiner Sollizitationen gewiß. Mein Schneider heißt Leonidas, und ſein Nachbar, der Schloſſer, Pomponius Atticus.

Die großen Männer ſind alſo hier ſehr häufig, aber die Damen, welche Schönheit mit Grazie vereinigen, ſind es nicht weniger. Die Heirathsanzeigen in den Zeitungen begleiten immer glänzende Lobpreiſungen der jungen Gattin. Heute heirathet ein Herr Smith die ſchöne, unausſprechlich liebenswürdige Miß Rebekka; morgen hat der General Jonathan das Glück, die ſchöne, reizvolle, geiſtreiche, unübertreffliche Miß Ruth zum Altar zu führen. — Sollte man doch beinahe glauben, in Amerika gebe es nur Entheren und Heden?

Digitized by Google

Auch in den Leichenpredigten, die gewöhnlich nach den Todesanzeigen folgen, glänzt die Fantaſie des Amerikaners. Die ausſchweifendſten Lobeserhebungen ſind alle ſchon ſo oft wiederholt, daß man auf etwas neues ſinnen muß. Dieſe Sonderbarkeiten fallen dem Fremden ſehr auf, auf den einheimiſchen machen ſie nicht den leiſeſten Eindruck; indeſſen fühlte man doch dieſe Entweihung der Rauchopfer, als man Washingtons Leichenrede fertigen wollte. Die Redner mußten, um ihn über das Alltägliche zu erheben, ihn vergöttern, und ihre Zuflucht zu den ausſchweifendſten Metaphern nehmen. — Dieſe ſehr allgemeine Sitte hat noch einen andern ſehr wichtigen Nachtheil; man verliert mit jedem Tage mehr alle Empfänglichkeit gegen Lob und Tadel. Das Ehrgefühl, dieſes bei uns allgewaltige Reſſort, hat in den Freiſtaaten ſeine Wirkſamkeit ſchon größtentheils verloren; der Amerikaner kennt bald keine Schande mehr, als die Armuth.

Glaube nicht, lieber Ferdinand, daß ich in dieſer Skizze übertreibe, daß ich ins Grelle gemalt habe. Frage jeden Fremden, der hier einige Zeit zubrachte, er wird dir die Wahrheit alles deſſen bezeugen, was ich dir hier ſagte. Ich glaube mit Horaz ſagen zu können: Quid verum atque decens, curo et rogo. — Vielleicht künftig mehr über den intereſſanten Gegenſtand, von dem ich dir hier nur eine Skizze entworfen habe.

v. Haupt.

Stoff zu Parallelen.

Todesſtrafen.

Seit Beccaria hat man viel für und wider die Abſchaffung der Todesſtrafen geſtritten. Auch in der franzöſiſchen Nationalverſammlung kam die Aufhebung der Todesſtrafen in Vorſchlag. Damals ſagte Brillat-Savarin, nachmals Richter bei dem Kaſſationstribunal, und Mitglied der Ehrenlegion, ein Wort, welches bündiger und kräftiger, als die längſte Schutzrede, für die Beibehaltung der Todesſtrafe ſiegte. „Eure Ausſchüſſe“ rief er, „glauben ihre menſchenfreundliche Philoſophie zu beurkunden, wenn ſie Abſchaffung der Todesſtrafe vorſchlügen. Aber erſt wenn ihr den Vorſchlag verwerfet, könnt ihr beweiſen, wie theuer euch Menſchenleben ſei.

Varietäten.

Aus Deutſchland.

— Nach Al. von Humboldts Unterſuchungen iſt die Höhe der Luftſchichten, wo die Temperatur 4 0,4 oder zur Bildung des ewigen Schnees geeignet iſt, nach den verſchiedenen Breiten verſchieden, etwas das ſich auch ohne nähere Erfahrungen einleben läßt. So fand Humboldt die Schneelinie am Aequator 2460 Toiſen hoch. Unterm 19 bis 22 Grad nördlicher Breite fällt die Schneelinie am 100 Toiſen tiefer. In Abeſſinien iſt ſie ſchon 300 Toiſen tiefe geſunken. Unter dem 28 Grad hat der Pico di Teneriffa ſchon in einer Erhebung von 1742 Toiſen ewigen Schnee. In den Pyrenäen bilden ſich die Gletſcher in der Höhe von etwa 1600 Toiſen. In den ſchweizeriſchen Gebirgen beginnt die Linie des ewigen Schnees in einer Höhe von 1400 Toiſen. Nach den neuerlich von Hrn. von Buch in Gilberts Annalen mitgetheilten intereſſanten Beobachtungen iſt an den Weſtküſten Norwegens unter dem 62 Grad der Beete die Linie des unvergänglichen Schnees nur 900 Toiſen über dem Meer; in Island, unter dem 64 Grad, iſt ſie nicht weiter als 482 Toiſen von der Meeresfläche entfernt, nach Ohlens Beobachtungen. Noch jehn bis zwölf Grade weiter gegen Norden ſinkt ſie endlich auf die Erdfläche nieder.

— Das jetzt bekannte größte Stück roher Platina, dieſes edeln Metalls, das erſt ſeit dem Jahre 1741 von den Europäern gekannt, und zum Theil nur wieder Kompoſition iſt von vier andern durch Hülfe der Chemie darin entdeckten Metallen (vom Iridium, Osmium, Rhodium und Palladium), befindet ſich im Mineralienkabinet des Königes von Preußen. Es iſt von der Größe eines Taubeneies, hat 1088,6 Gran abſolutes und 18,037 ſpezifiſches Gewicht. Hr. von Humboldt fand es 1800 in den Seifenwerken der kleinen Stadt Tadbo in der Provinz Choco, wo es gemeiniglich nur im Flußſande in ſehr kleinen Körnern gefunden wird, die höchſt ſelten wie eine Erbſe groß ſind.

Aus England.

— Daß das Klima von Großbritannien an ſeiner Milde ſeit einigen Jahrhunderten verloren haben muß, war eine Bemerkung, die ſchon öfters gemacht iſt, aber auch bedeuten wurde. John Williams Esq. hat nun ſeinen Landsleuten in einem beſondern Werke: *The climate of Great Britain; or remarks on the change it has undergone, particularly within the last fifty years*, bewieſen, daß England einſt wegen ſeiner wärmern Frühlinge und Sommer trefflichen Wein bauen konnte, und jetzt nicht mehr; daß die Erkältung der Atmoſphäre und die größere Feuchtigkeit derſelben aus der vermehrten Ausdünſtung der Oberfläche entſpringe, und die Urſache von dieſem Wechſel der Temperatur nichts anders ſei, als die Verbeſſerung des Landbaus, die Einfriedung aller offenen Felder und Abtheilungen derſelben, beſonders mit Hagedornen; die häufige Pflanzung der Wälder zur Vermehrung des Bauholzes; die Vergrößerung des ſtehenden Waſſers durch die vielen Kanäle, u. ſ. w. Der Einfall iſt original, und gab den Londoner Spottern viel zu lachen. Trotz dem iſt dies Werkchen reich an vielen intereſſanten Bemerkungen, die zur tiefern Kenntniß der heimiſchen Landskultur beitragen.

Aus Italien.

— Die Nachgrabungen, welche unter Leitung des Hrn. Leopoldo Zuccolo in der Nachbarſchaft von Aquileja mit Eifer betrieben werden, bereichern noch beſtändig mit neuen für die Kunde des Alterthums intereſſanten Entdeckungen. Das zur Aufſtellung der gefundenen Antiquitäten von der Regierung beſtimmte Muſeum befindet ſich in der Kathedralkirche von Aquileja. Schon gegenwärtig bietet es dem Auge eine ſchöne Sammlung von Denkmälern dar, die, köſtlich durch ſich ſelbſt, über die Geſchichte der Zeiten, Sitten und Künſte helleres Licht werfen.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueſte Weltkunde.

Sonnabend —— Nro. 28. —— den 8 April 1809.

Zur
Bezeichnung der öffentlichen Stimmung in Deutſchland
im Anfange des Jahres 1809.

(Einige Stellen aus Briefen an den Herausgeber.)

— — Und was man auch ſage: der Schmerz einer großen Nation, ſich überwunden, ſich von der Hand eines Fremden verwandelt zu ſehen, iſt eben ſo bitter und tief, als er ehrwürdig iſt. Es iſt der Jammer um ein geliebtes Vaterland, um ein lange geachtetes Fürſtenhaus, um die Nationalehre, wenn auch eben nicht des geſammten Germaniens, doch des einzelnen Staates dem man angehört. Das rohſte und das verdorbenſte Volk pflegen immer die zärtlichſten Gefühle fürs Vaterland zu tragen. Griechenland und das wilde Scythien hatten gleich rührende Züge von Patriotismus gegeben. Nur das menſchliche Mittelgut, Leute von halber Kultur, moraliſche Zentauren, können ſagen: Bleibt mir nur mein Geld gehorgen, laſſ' ich andre für ſich ſorgen; Stimmen, die man auch wohl hin und her in unſerm lieben Deutſchland, doch wahrlich nicht allgemein hört.

Allein die ſchwerſten Schläge haben wir nun getragen. Mehr, als wir verloren haben, können wir kaum noch verlieren. Man fängt an, ſich in ein Schickſal zu fügen, das am Ende weniger als eine Folge deutſcher Entartung oder franzöſiſcher Uebermacht und Eroberungsluſt, denn als Folge kaum verzeihlicher Leidenſchaften und Mißgriffe der deutſchen Kabinette anzuſehen iſt. Jeder ſucht das Nachbluten ſeiner Wunden zu ſtillen, ſeine zerſtörte Hütte wieder aufzubauen, ſein durch Requiſitionen, Plünderungen und Einquartierungen zerrüttetes Vermögen wieder zu ordnen, ſo gut er kann; ſchränkt ſich ein und ſeufzt im Stillen, oder faßt beſſere Hoffnungen.

Und der Druck des gegenwärtigen Moments iſt nicht ſo peinlich durch ſeine reellen Leiden, als durch die Furcht vor der Verlängerung derſelben und vor der Zukunft. Tönte heute die Friedensoſaune von den Thürmen unſerer Städte, zögen die Schaaren unſerer Ueberwinder für immer ab in ihre Friedensquartiere, wäre und bliebe nun alles in ſeiner Ruhe: wahrlich ein allgemeiner Jubel, ein allgemeines Entzücken würde die Deutſchen begeiſtern. Die Regenten könnten auf die ſicherſte Treue ihrer Unterthanen, das franzöſiſche Volk auf die feſte Freundſchaft der Deutſchen rechnen.

Die Furcht vor großen Uebeln iſt noch mächtiger, als jedes Uebel. Dies ungewiſſe Schwanken aller Schickſale bringt unerträglichere Empfindungen hervor, als alles beſtandene Ungemach. Wahr iſts, Verdienſt- und Brodloſigkeit ſind ziemlich groß; die Unbehaglichkeit neuer Einrichtungen, Geſetze und Ordnungen iſt beklemmend; die Kriegesſchuldenlaſten geben eine fatale Perſpektive in die künftigen Jahre; die Armuth der Mehrheit neben dem Prachtaufwand einzelner Großen iſt ſchmerzlich; das Gefühl, ein Deutſcher und überwunden zu ſein, Verzicht thun zu müſſen auf Nationalſtolz, iſt quälend. — Aber nur Frieden, nur bleibenden Beſtand der Dinge, und die Induſtrie wird mit neuen Kräften der Brodloſigkeit wehren; die Schuldenlaſten werden überſehen und durch Fleiß und Sparſamkeit bezwungen werden; das Neue der Einrichtungen wird durch Gewohnheit geheiligt und über ihren Ruhen vergeſſen werden. Man wird ſich über das tröſten, was verloren ging, und ſich deſſen freuen, was neu zu erringen iſt. — —

Digitized by Google

— — Ich hatte auf meiner Abreiſe von Leipzig einen Band von Gibbons Geſchichte in die Chaiſe mitgenommen. Es gibt kaum ein Buch, welches uns tiefer in die Verflechtungen der Völkerſchickſale einweiht, und beim Rückblick auf die Vergangenheit den Blick auf das heutige Jahrhundert mildert, als Gibbons Werk. Es gibt zu ſo manchen Vergleichungen Anlaß.

Wenn man die Proklamationen der franzöſiſchen Machthaber und Feldherren las, oder die lehrenvollen Artikel, welche uns zuweilen das franzöſiſche Amtsblatt gab und uns armen Deutſchen oft ſo bitter ſchienen, und tiefer dann die Reden und Proklamationen der altrömiſchen Generale an die ehmaligen Völker des heutigen Frankreichs, an die Gallier, an die Lingonen, Treverer u. ſ. w. — wer wird da nicht oft die Aehnlichkeit der Phraſen und der Verhängniſſe bewundern?

Leſen Sie z. B. einmal bei Gibbon den Anfang des 38 Kapitels, oder ſtatt deſſen das 73 und 74 Kapitel des vierten Buchs von Tacitus Geſchichten.

Da heißt es: „Die Gallier, die das römiſche Joch mit Ungeduld trugen, empfingen von einem der Feldherrn Veſpaſians eine denkwürdige Lehre, deren wichtigen Sinn verſteinert des Tacitus Genie gegeben hat. „„Der Republik Schutz““ ſprach der Feldherr zu den Völkern Galliens, „„hat Gallien von innerlichen Spaltungen und auswärtigen Anfällen befreit. Durch den Verluſt eurer Nationalunabhängigkeit habt ihr Namen und Vorrechte römiſcher Bürger erlangt. Gemeinſchaftlich mit uns genieſſet ihr die dauerhaften Wohlthaten bürgerlichen Regiments; und eure Abgelegenheit ſtellt euch zufälligen Bedrückungen der Tyrannei minder bloß. — Statt Eroberungsrechte zu benutzen, haben wir uns mit den zu eurer eigenen Erhaltung nöthigen Auflagen begnügt. Ohne Kriegsmacht kann Friede nie ſicher ſein; und zur Unterhaltung einer Kriegsmacht muß das Volk die Koſten tragen. Für euch, nicht für uns, bewachen wir die Rheingrenze gegen die wilden Germanier, die ſo oft verſucht haben und immer geneigt ſein werden, ihre einſamen Wälder und Sümpfe mit Galliens Reichthum und Fruchtbarkeit zu vertauſchen. — Roms Fall würde der Provinzen Unglück ſein. Eure eingebildete Freiheit würde von einer wilden Macht angegriffen und unterdrückt werden, und der Vertreibung der Römer würden die ewigen Feindſeligkeiten der Völkerſchaften unter ſich ſelbſt folgen.““ Dieſe heilſame Warnung wurde angenommen, und dieſe beſtrembende Vorherſagung wurde erfüllt.“

— — Sie werden es, auch ohne meine Verſicherung, glauben, daß die kriegeriſchen Bewegungen Oeſterreichs eine große Senſation in Deutſchland machten; aber ſo weit ich auf meiner Reiſe kam, in der großen Volksmaſſe zeigte ſich durchaus nicht diejenige Empfindung, welche manche Perſonen in Wien vielleicht erwarteten.

An einen Aufſtand, an eine allgemeine Inſurrektion der deutſchen Völker, wovon manche Schwindler träumten, iſt nicht zu denken, und nur politiſcher Wahnſinn kann dergleichen in die Rechnung ſeiner Plane bringen. In Spanien war ſo etwas möglich; da war eine einzige Nation, eine Nation voll ungeſchwächter und durch Mönchsfanatismus oder Ehrgeiz der allmächtigen Großen geleiteter Kraft. — Würde Oeſterreich einen Krieg gegen Frankreich erneuern, es würde ihn gewiß ohne alle Hoffnung auf Deutſchland oder auf große Diverſionen durch inſurrektionelle Bewegungen allein führen müſſen.

Vielmehr bemerkte ich überall, in Betreff Oeſterreichs, Empfindungen ganz anderer Art. Treue Freunde des alten Kaiſerhauſes der Deutſchen beklagten ſchon im Voraus deſſen unvermeidlichen Verluſt bei jedem neuen Kampfe. Die öſterreichiſchen neugeſchaffenen Heere leien hochſtens zu einem Vertheidigungs-, nie aber zu einem Invaſionskriege tauglich. Selbſt wenn dieſe Heere einen überraſchenden Zug von Böhmen bis zum Rhein gemacht haben würden, ehe ſich die Macht der Franzoſen und rheniſchen Bundesſtaaten zuſammengezogen hätte, wäre damit das Unglück der deutſchen Völker zwar verzögert, ihr Leiden zwar verlängert, aber Oeſterreichs nachtheilige Stellung nicht verbeſſert und deſſen Erliegen unter Frankreichs entſchiedener militäriſcher und politiſcher Uebermacht endlich nicht vermieden worden. Zwar habe Baiern und Würtemberg durch den langen Krieg viel gelitten, und Sachſen nicht viel weniger; aber höchſt thöricht wäre der Glaube, daß die Unterthanen dieſer Königreiche, ihrer treuen Liebe zu den vaterländiſchen Thronen entſagend, ſich gutwillig für die ſehr fremden Intereſſen einer fremden Macht zum Opfer bringen würden, die bisher weder für Baiern, noch Würtemberg, noch Sachſen Opfer gebracht hätte. Sachſen, Würtemberg und Baiern werden von vortrefflichen Monarchen beherrſcht, von welchen bekannt iſt, daß das Glück ihrer Völker ihre tiefſte und liebſte Sorge iſt. Das Volk liebt dieſe ächtdeutſchen Könige, und würde die Gefühle erblicher Anhänglichkeit durch keine Proklamation, und hätte ſie Genz oder Hr. von Stein ſelbſt verfaßt, vernichten laſſen.

Andre, denen Oeſterreich minder theuer iſt, das heißt, die Mehrheit der deutſchen Völker, ſind bei den Rüſtungen der deutſchen Kaiſermacht zu einem Kriege nichts weniger als gut zu ſprechen auf die Heermaſſen in Böhmen und an der Donau. Sie wollen keinen Krieg mehr, und endlich Ruhe. Ihnen war die ſpaniſche Inſurrektion in ſo fern recht wohl gelegen, daß ſie nun von der Laſt der Einquartierungen mehr verſchont, mehr Herrn ihres Eigenthums blieben. Sie ſehen in Oeſterreich den Anlaß zu neuem Elend für ſich; Oeſterreichs Rüſtungen nöthigten wieder alle Fürſten zu Gegenrüſtungen, viele zu neuen, oder doch zur Beibehaltung alter, drückender Auflagen; nöthigten die Franzoſen wieder in zahlreichen Maſſen über den Rhein nach Deutſchland zurück; machten wieder alles häusliche Glück unſicher, alle Ausſicht in die Zukunft trübe. — Dieſe Empfindungen ſind beinveitem die allgemeinſten, weil ſie die natürlichſten ſind, und wahrhaftig ſehr unvortheilhaft für Oeſterreich.

Ich ſage Ihnen, was ich überall hörte. Ja ſelbſt im Tyrol ſoll, laut den Auſſagen einiger Kaufleute, dieſe Stimmung herrſchen. Die baieriſche Regierung verbindet Kraft mit Güte. Man ehrt ſie; man beklagt ſich nicht. Zwar die alte Anhänglichkeit an das Erzhaus iſt noch nicht erloſchen, aber die Dankbarkeit gegen das baieriſche Haus fängt an ihr das Gegengewicht zu halten. Nirgends fürchtet man in der That ſo ſehr den Ausbruch eines Krieges, als im Tyrol. Man fürchtet den ſchweren Kampf mit ſeinen eigenen Empfindungen. Zudem, ſeit die Franzoſen einmal die Felſenfeſte Tyrols beſiegten, werden jene von den ehrlichen Bewohnern derſelben für unüberwindlich gehalten; wenigſtens haben die Tyroler großes Mißtrauen in Oeſterreichs Kräfte, und ſind gar nicht geneigt, ſich für das Unmögliche dem gewiſſen Ruin hinzuopfern.

„Und wenns noch ſo bunt ginge,“ — ſagte ein alter Herr aus Franken zu mir, der mit mir zu Eiſenach im gleichen Wirthshauſe logirte — „ja, anders könnt es dann kommen,

Digitized by Google

aber das Alte kann doch nicht wiederkommen. Drum wollen wir bei dem bleiben, was wir nun haben.“ Das war ein Spruch des gesunden Menschenverstandes, der zum Besten manches Kriegslustigen kommentirt werden sollte. — —

Das Großherzogthum Hessen, im Jahre 1809.

(Ein statistisch-topographisches Gemälde.)

Das Großherzogthum Hessen begreift:

	Quadratmeilen.	Einwohner.
1) Das Fürstenthum Starkenburg	38	140,034
2) Das Fürstenthum Oberhessen	57 3/4	146,143
3) Das Herzogthum Westphalen	72	131,888
	167 3/4	418,065
4) Die Souverainetätslande:		
Helfenhomburg . . .	9	7,000
Burggrafschaft Friedberg .	9	18,000
Grafschaft Erbach . . .	12	32,000
Herrschaft Ilbenstadt		
Grafschaft Gedern . . .	5/8	2,000
Fürstenthum und Grafschaft Solms	15 1/4	40,000
Fürstl. Sain-Wittgensteinische Länder	9 1/2	24,300
Herrschaft Breuberg, Heubach und Habitheim.		
	48 3/8	123,300

1. Das Fürstenthum Starkenburg.

Lage und Grenzen.

Das Fürstenthum Starkenburg ist gegen Norden vom Main, der es vom Herzogthum Nassau, von der Grafschaft Hanau und vom Isenburgischen scheidet, gegen Westen vom Rhein, der es von Frankreich trennt, gegen Süden vom Großherzogthum Baden und gegen Osten von dem Fürstenthum Aschaffenburg, der Grafschaft Erbach, Herrschaft Breuberg und dem Fürstenthum Leiningen umschlossen.

Klima und Boden.

Das Klima ist sehr gemäßigt; in den gebirgigten Gegenden, besonders im Odenwalde, etwas rauh. Der Boden ist sehr verschieden. Durch den benachbarten Rhein und Main sind mancherlei sandigte Ebenen gebildet. Der Sand ist mit Glimmer, hier und da auch mit Kalkspath und Partikeln von Beinbruch (osteocolla) versetzt; oft trift man jedoch auch auf Flugsand, der nur in der Nähe von Städten und Dörfern durch einen bedeutenden Aufwand von Dung und die sorgfältigste Kultur fruchtbar gemacht werden kann. In dem sogenannten Ried und dem Gerauer Ländchen ist die Bauerde mit Thon vermischt, und wird dadurch sehr ergiebig. Diese Ebene schließt sich gegen Morgen an die Bergkette an, die von dem Dorfe Langen (auf der Landstraße nach Frankfurt) in sanften Hügeln nach Darmstadt zu sich neigt, von da merklich emporsteigt, hinter Bessungen, eine Viertelstunde von Darmstadt, den Namen der Bergstraße erhält, und dann über Eberstadt mit steigender Höhe bis Heidelberg fortlauft. — Diese Gegend ist eine der schönsten Deutschlands; eine Wahrheit, die schon Freher (Origines Palatinae u. s. w. 1686) fühlte und kräftig aussprach. Er sagt: Laßt uns zwischen einer Kette von Gebirgen und Hügeln, die dieser anmuthigen Straße (strata montana) den Namen gaben, unsern Weg fortsetzen. Von den Bergen herab trotzen Burgen und Schlösser, die sie krönen; Urkunden der Vorzeit, erinnern sie uns an die Römer, die ihre alles verschlingende Herrschbegierde unter Probus, Gratian und Valentinian zum Kriege mit uns Deutschen spornte.

Da wechseln Wälder, Saatfelder und Rebengebirge in bunter, lieblicher Mischung; sie bilden ein großes, tausendfach nüancirtes Gemälde, dem eine Kette blühender Dörfer und niedlicher Städtchen das Relief gibt. Wer die wild romantische Natur in diesen Gegenden belauschte, wo Ruinen stattlicher Burgen von waldgekrönten Bergen ins Thal herunterblinken, deren Fuß die Rebe schmückt; wer die Gefilde, einem großen Lustgarten gleich, durch den der Rhein sich behaglich, durchwanderte, und auf den Gipfeln der Gebirge in dem himmlischen Ausblick in die segensreichen Gefilde der ehmaligen Pfalz bis zum Donnersberge und den fernen Gebirgen hinter Mainz hin, schwelgte: den muß das Gefühl mit hoher Kraft ergreifen, die Natur habe dies Land in einer ihrer Lieblingslaunen geschaffen. Hinter den Gebirgen, die die Bergstraße bilden, beginnt der Odenwald, mit dem zum Fürstenthum gehörigen Amte Lichtenberg. Hier wechseln Berge mit romantischen Thälern; der Boden besteht größtentheils aus Lehm, ist aber demungeachtet ziemlich fruchtbar.

Der Odenwald war ehmals ein Theil des großen hercynischen Waldes, der hier seine äussersten Grenzen gegen den Rhein hatte; vielleicht war er die römische Silva semana. Die Herleitungen seines Namens sind mancherlei; viele leiten ihn von Oede, andere von Wodan, Odin, noch andere von seiner östlichen Lage, Osterwald, her; welches die richtigste sei, dürfte wohl auf immer Problem bleiben. Auf keinen Fall gab ihm, wie die gemeinste Meinung lautet, Kaiser Otto den Namen; denn schon Eginhard, Karls des Großen Geheimschreiber, erwähnt seiner und setzt ihn zwischen den Neckar und Main. Er erstreckt sich der Breite nach vom Neckar zum Main; in der Länge beginnt er bei der Bergstraße, und geht bis an die Tauber. — Flüsse und sonstige Gewässer von Bedeutung enthält das Fürstenthum Starkenburg nicht; vom Main, Rhein und Neckar wird es, wie oben angeführt, auf einigen Seiten berührt. Kleinere Flüßchen sind die Darm, welche Darmstadt seinen Namen gibt, die Gernspring u. s. w.

Naturprodukte.

Die Produkte dieses unter den hessischen Staaten am besten angebauten Landestheils sind: Alle Gattungen von Getraide, besonders Roggen, Gerste und Dinkel, Hülsenfrüchte, Erbsen, Linsen, Wicken u. s. w.; Gartenfrüchte, Gemüse, worunter besonders der Darmstädter Spargel, der weiße Kohl zu Großgeran und die Zwiebeln zu Griesheim Erwähnung verdienen, welche letztern sehr stark verführt werden. Dieser Ort, Büttelborn und Bauschheim sind die Küchengarten der benachbarten Städte. — Ferner Kartoffeln und etwas Heidekorn an der Grenze und im Odenwalde selbst; Obst, Mandeln und Kastanien; Wein, besonders an der Bergstraße (der edelste heißt Auerbacherrod); Flachs, Tabak, ebenfalls vorzüglich in der Bergstraße, Rübsamen, Krapp, besonders in der Gegend von Pfungstadt, dessen Krappmühlen einem Dorfe gleichen (schon im Jahre 1776 betrug die Krappärndte, nach Bundschuh, über 17000 [?] Zentner); Holz, Rindvieh, Schafe, Fische, etwas Seide, Sandsteine, besonders

Digitized by Google

bei Langen, grüner Jaspis, Taras in der Gegend um Darmstadt; dunkelblauer Thon bei Kelsterbach, der in der daſigen Fayence-Manufaktur verarbeitet wird; etwas Schörl, Petrefakte u. ſ. w. Zu Auerbach ſind mineraliſche Quellen, die weiter unten berührt werden ſollen.

Kunſtprodukte, Handel.

Hierunter gehören vorzüglich die Krappmühlen zu Pfungſtadt, Branntweinbrennereien, Tabaksfabriken, Strumpfwebereien, beſonders im Amte Lichtenberg, welche durch die eingewanderten Waldenſer in immer größern Flor kommen, wie denn überhaupt dieſe und die Hugenotten jene Induſtriezweige ſo wie die Tuch- und Hutmanufakturen beſonders emporgebracht haben; Fayencemanufaktur zu Kelsterbach, Wachsbleiche zu Darmſtadt. — Der Handel iſt bedeutend durch eine Menge unentbehrlicher Produkte und Fabrikate, und durch die Lage des Fürſtenthums zwiſchen mehreren bedeutenden Strömen. Die Exportation beſteht in Getreide, Gemüſe, Wein, geörtertem Obſt, Rüböl, Krapp, Holz, beſonders aus dem Odenwalde, Tabak, Potaſche, gewirkten und geſtrickten Strümpfen, Eiſen- und Stahlwaaren aus dem Odenwalde. — In Darmſtadt exiſtirt eine Handlungsſchule.

Religion.

Die lutheriſche iſt die herrſchende; die Zahl der Katholiken hat ſich in neuern Zeiten, beſonders durch die Acquiſition der ehmals mainziſchen Entſchädigungslande, ſehr vermehrt, und ſie haben in Darmſtadt und andern Orten Gottesdienſt; Reformirte, Waldenſer und Juden ſind geduldet. Die beiden erſtern haben ſich in vielen wohlhabenden Kolonien niedergelaſſen.

Geiſteskultur, Erziehung, Wiſſenſchaften und Künſte.

Es war von jeher das thätigſte Beſtreben der heſſiſchen Fürſten, für Aufklärung, Toleranz und höhere Geiſtesbildung in ihren Staaten zu wirken, Aberglauben und Vorurtheile zu bekämpfen, und alle Stände zu veredeln. Die zur populären Erziehung beſtimmten Stadt- und Landſchulen nähern ſich mit raſchen Schritten, durch Einführung zweckmäßiger Lehrbücher und einer vervollkommneten Lehrmethode, dem Ideal der Vollendung. Beſonders zeichnet ſich die 1788 von dem jetzigen Großherzog als Erbprinz errichtete Garniſonsſchule aus; die Lehrbücher ſind vortrefflich; der Unterricht für alle Soldatenkinder iſt unentgeltlich. Auch die Kriegs- und Artillerieſchule und eine ſeit kurzem errichtete franzöſiſche Bildungsanſtalt für Mädchen verdienen Erwähnung. Das Gymnaſium zu Darmſtadt iſt bemerkenswerth. Die Hofbibliothek im großherzoglichen Schloſſe daſelbſt iſt eine vortreffliche Sammlung der beſten Werke in allen Fächern; ſie enthält einen reichen Schatz von Inkunabeln der Typographie. Das Muſeum, ebenfalls im großherzoglichen Schloſſe, mit ſeinen Gemälden, Statüen, phyſikaliſchen Apparaten und Kunſtſchätzen jeder Art, iſt mit liebenswerther Humanität dem Publikum geöffnet, und wird ſo zum wirkſamen Reſſort höherer Kunſt- und Geſchmacksbildung. — Im Jahre 1807 wurde ein Verdienſtorden geſtiftet. — Die Kultur aller poſitiven und ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte iſt im Großherzogthum Heſſen weit vorgeſchritten, und wird täglich blühender; Gießen in Oberheſſen ausgenommen, iſt Darmſtadt der eigentliche Zentralpunkt, von dem ſie ausging und noch ausgeht. Dieſe Reſidenz hat in ihren Mauern der denkenden Köpfe, der Gelehrten in allen Fächern, der Künſtler viele gehegt und gepflegt, und zählt deren noch manche. Als Belege dieſes Satzes mögen die Namen von Moſer, Höpfner, Schneider, Klipſtein, Wenk, Borkhauſen, Wagner, Löwenſtern, Seekatz, Fiedler, Zentner, Euſemihl u. ſ. w. dienen.

(Der Beſchluß folgt.)

Stoff zu Parallelen.

Ein merkwürdiges altes Geſetz.

Man erlaubte ſich, was ſehr verzeihlich war, zu allen Zeiten die Handlungen der Fürſten und die Fähigkeit ihrer Miniſter zu beurtheilen. Denn was im Namen des Volkes gethan wird, mag wohl vom Volke beachtet werden. Aber zu allen Zeiten war den Miniſtern nichts läſtiger, als die Kritik ihrer Handlungen.

Das ſtärkſte Beiſpiel davon gaben die Miniſter des Kaiſers Gratian, der am Ende des vierten Jahrhunderts die römiſche Welt regierte, ſo gut er konnte; denn er war ein äuſſerſt mittelmäßiger Kopf, der nur ſo lange brillirte, als er von vortrefflichen Männern geleitet war, und in ſeiner ganzen armſeligen Blöße daſtand, als Nichtswürdige Herrn ſeines Vertrauens und Stellvertreter ſeiner Macht wurden. Auch nur ihre Verdienſte und Fähigkeiten in Zweifel zu ziehen, war dieſen Miniſtern ein Kapitalverbrechen. Und wirklich machten ſie zu ihrem Vortheil ein bequemes Geſetz, das in der juſtinianiſchen Geſetzesſammlung Lib. IX, Tit. 29, Leg. 3 aufbewahrt iſt, und von den folgenden immer ſchlechter werdenden Regenten Roms aufgefriſcht wurde. Das Geſetz hieß: Niemand darf eine allerhöchſte Maasregel betadeln. Es iſt einem Hauptverbrechen gleich, auch nur zu zweifeln, ob der würdig ſei, welchen der Kaiſer hat erwählen wollen. (Disputare de principali judicio non oportet. Sacrilegii enim instar est dubitare, an is dignus sit, quem elegerit imperator.)

Variétäten.

Aus der Schweiz.

— * Das Handbuch über den Zehntprozeß, welches der Prof. Schnell zu Bern drucken laſſen wollte, iſt noch nicht erſchienen, weil ihm die Zenſur in Bern das *Imprimatur* verſagte, unter dem Vorgeben, es enthalte — Irrlehren. Merkwürdig wäre dieſer Zenſurzwang in einem republikaniſchen Staate ſchon an und für ſich ſelbſt, da man ihn in monarchiſchen Staaten für wiſſenſchaftliche Gegenſtände nicht kennt; merkwürdiger aber wird er noch dadurch, daß dem Gelehrten, deſſen Werk der Druck verſagt ward, frei ſtand, ſein Handbuch bei den Vorleſungen den Schülern in die Feder zu dictiren und zu erklären. Die Sache kam vor den Staatsrath, und dieſe erlauchtere Behörde geſtattete den Druck des Buches ohne Anſtand.

Aus Deutſchland.

— Ein ſo eben erſchienenes Dekret Sr. Majeſtät des Königs von Weſtphalen erlaubt die unbeſchränkte Freiheit des Drucks, Verlags und Verkaufs der herauszugebenden Werke; doch ſind Verfaſſer und Verleger über das verantwortlich, was darin gegen die Staatsgrundgeſetze, oder Gelehrtengeſetze gegen Religion und gute Sitten enthalten ſein dürfte. Indeſſen kann ſich jeder dabei mit unrechtlichkeit behandelte Individuum an den Juſtizminiſter wenden, der darüber unverzüglich dem Könige berichten muß. Nur öffentliche, eigentlich politiſche Blätter ſind einer Zenſur unterworfen.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 29. — den 12 April 1809.

Die ersten Herzoge des französischen Reiches.

Biographische Notizen von ihnen.

Dem Schöpfer einer neuen Monarchie standen tausend Mittel zu Gebote, den Eifer seiner großen Gefährten auf der Heldenbahn zu ermuntern oder zu belohnen, und durch ihren äussern Glanz die Pracht seines Thrones zu erhöhen. Auch war Napoleon eben so glücklich in der Wahl seiner Belohnungen, als in der Wahl seiner Anlässe, Ruhm zu erwerben.

Die Revolution hatte in einer einzigen Nacht das Dasein des uralten Geschlechtsadels vom weiland königlichen Frankreich vernichtet. Frankreich hatte keine Ducs und Pairs mehr, keine Marquis und Chevaliers, sondern nur Bürger. — Der Republik waren die glänzenden Titel nicht vonnöthen, an welche sich für Krone und Volk oft nur allzuverderbliche Vorrechte geknüpft hatten. Aber das Kaiserthum, die neue Monarchie, forderte den Glanz wieder, ohne die Gefahr der Privilegien. Die jetzige Stufe moralischer Ausbildung unter den europäischen Nationen macht äussere Ehrenzeichen nothwendig, selbst wenn die Verdienste einzelner, so damit geschmückt wurden, glänzender als jene Zeichen, sie entbehrlich machen könnten. Napoleon huldigte dem Geist und Bedürfnisse eines Zeitalters, über welchem er durch Genialität erhaben stand, und wollte den üblichen Sitten europäischer Höfe nicht fremd werden, mit welchen er, als Monarch, in enger Verbindung zu leben hatte.

So schuf er einen neuen Adel, neue Würden und Titel, die, auf spätere Jahrhunderte hinabebend, bei der Nachwelt eine Glorie um seinen Namen bilden sollten. Er hatte noch den Vorzug, überall das Verdienst adeln zu können; ein Geschäft, welches nach ihm der Zufall der Geburt führt. Dann wird eine Zeit kommen, wo der neufranzösische Adel mit eben dem Stolz die Wurzel seines Stammbaums in das Zeitalter Napoleons eingrabt, wie der altfranzösische Adel sich mit dem Alter Karls des Großen brüstete.

An der Spitze des neuen französischen Adels stehen zwanzig Herzoge, von welchen folgende kurze Lebensnachrichten vielen Lesern der neuesten Tagesereignisse nicht unangenehm sein dürften.

1.

Der Herzog von Parma.

J. J. Régis de Cambacérès, Prinz Erzkanzler des französischen Reichs, ward zu Montpellier geboren, und stammt aus einer achtungswürdigen Familie, deren Glieder in den Gerichtsstühlen oder am Altar der Kirche jederzeit mit Ehren ausgezeichnet dienten. Er ist der Neffe jenes Abbé de Cambacérès, welcher, als Archidiakon an der Kirche zu Montpellier, für einen der vorzüglichsten Kanzelredner galt, und Muth genug hatte, als er im J. 1757 vor König Ludwig dem Fünfzehnten predigen mußte, mit starken Zügen das öffentliche Elend, das Sittenverderbniß der Großen zu schildern, und mit dem Verschwinden des religiösen Sinnes den Untergang Frankreichs zu weissagen.

Der junge Cambacérès widmete sich der Rechtsgelahrheit, und ward Mitglied des Parlaments von Toulouse. Doch blieb nach dem Ausbruch der Revolution sein Name im Dunkeln, bis er im Herbst des Jahres 1792 in den Nationalkonvent ernannt wurde. Hier zeichneten ihn sein Scharfblick und seine Kenntniß

Digitized by Google

verdienstvoll aus. Er arbeitete unablässig in den Kommissionen, vorzüglich welche auf Justizsachen Bezug hatten. Seine Rechtlichkeit, wie seine Humanität, erwarben ihm das Vertrauen aller Faktionen; seine Klugheit wußte ihrem mörderischen Ungestüm auszuweichen. Er wollte dem Staate, unter dessen Gesetzgebern er saß, Kraft geben gegen die Angriffe äußerer Feinde; aber Mäßigkeit in allen Verfügungen des Innern. Darum vertheidigte er den General Dumourier, da er von den Sektionen angeklagt ward, lange mit Wärme; aber er war der erste, welcher ihn denunzirte, da er von diesen Verräthereи überzeugt ward. Darum erklärte er sich im Jänner 1795 gegen die Freilassung der im Tempel verhafteten Individuen der Familie Bourbon, so lange der Krieg währe; aber er betrieb zugleich die Einführung eines bessern Zivil-Codex, dessen ersten Entwurf er schon im Jahre 1793 vorgelegt hatte, und setzte die Verbannung an die Stelle der Deportation ruhestörender Priester.

Seit der Entdeckung von der verrätherischen Korrespondenz des Grafen d'Antraignes und Le Maitre im Jahre 1795 ward er durch eine einzige Stelle in einem der Briefe des Grafen bei den Republikanern verdächtig, insgeheim dem Königthume hold zu sein. Eben dieser Umstand bewirkte auch, daß er nicht zum Mitglied des Direktoriums gewählt wurde. Er kam aber in den Rath der Fünfhundert, und trat erst am 20 Mai 1797 aus demselben.

Im Jahre 1799, nach der Revolution vom 30 Prairial, da die Direktoren Merlin, Larevellière und Rewbel gestürzt wurden, empfing Cambaceres die Stelle eines Justizministers; der achtzehnte Brumaire (9 Nov. 1799) erhob ihn in den Rang eines zweiten Konsuls. Von dieser Zeit an war er immerdar mit der bessern Organisation des französischen Gerichtswesens beschäftigt. Napoleon, da er den Kaisertron bestieg, ernannte ihn (Mai 1804) zum Erzkanzler des Reichs.

2.

Der Herzog von Piacenza.

Karl Franz Lebrun, Erzschatzmeister des Reichs, eröffnete seine Laufbahn, als Sekretär des Hrn. de Meaupou, Kanzlers von Frankreich, im J. 1768. Es ist Meaupou's Streben bekannt, wie er die Gewalt seines Monarchen gegen die Macht der Parlamente erweitern wollte, und man behauptet, daß Lebrun Verfasser jener Reden gewesen sei, mit denen der Kanzler die Autorität des Parlaments bestritt.

Lange lebte Lebrun unbekannt, in glücklicher Stille, seiner Familie, den Musen und sich. Er studirte die alten und neuen Klassiker, und gab eine Uebersetzung der Iliade heraus, die jedoch weniger, als seine Uebersetzung des Tasso gefiel. Diese wurde lange und von vielen für J. J. Rousseau's Arbeit gehalten, und erlebte noch im J. 1803 eine neue Auflage, doch ebenfalls ohne seinen Namen. Bescheiden zog er sich zurück, zufrieden mit nützlicher Wirksamkeit.

Erst, da er als Deputirter des dritten Standes in die Versammlung der Stände zu Paris trat, ward er bekannter. Seine seltenen Kenntnisse im Finanzwesen, in der öffentlichen Verwaltung und im Polizeifach machten ihn bald schätzbar, noch mehr aber der Geist hoher Mäßigung, welcher alle seine Handlungen leitete. So entging er den Stürmen der Schreckenszeit, bis er in den Rath der Alten gewählt ward, wo er sich wieder ausschließlich mit jenen Lieblingsgegenständen beschäftigte, und den Grundsätzen treu blieb, die er von jeher, seiner sanften Denkart gemäß, bekannt hatte.

Nur allzumilde der fürchterlichen, revolutionären Erschütterungen, welche nichts Gutes gedeihen ließen, empfing er mit Freuden den aus Aegypten zur Rettung Frankreichs wiederkehrenden Helden. Er erklärte sich mit Wärme für die Revolution vom 18 Brumaire, wurde Präsident der intermediären Kommission des Rathes, dann im Dezember 1799 dritter Konsul, und nach Wiederherstellung der Monarchie Erzschatzmeister des Reichs.

Sein Bruder Lebrun-Rochemont ist seit dem 2 Nov. 1803 Mitglied des Senats. Seine drei Söhne stehen sämmtlich unter den französischen Fahnen, der kriegerischen Laufbahn gewidmet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Großherzogthum Hessen, im Jahre 1809.

(Beschluß.)

Verfassung.

Mit der Aufhebung der deutschen Reichsverfassung durch die rheinische Bundesakte vom 12 Jul. 1806 wurde auch zugleich der nexus der ehmaligen Landgrafen von Hessen mit dem deutschen Reiche aufgelöset; der jetzt regierende Fürst erhielt durch jene Akte die volle Souveränität und zugleich die großherzogliche Würde. Die unmittelbare Folge davon war die Aufhebung der zuvor bestandenen Landstände und Landtage durch ein Edikt vom 1 Okt. 1806.

Die obern oder Dikasterialstaatsbehörden sind nach den Organisationsedikten vom 1 und 12 Okt. und 2 Dez. 1803 in solche eingetheilt, welche in ihrem Geschäftskreise die sämmtlichen großherzoglichen Lande umfassen, und solche, welche in den einzelnen Landestheilen die Staatsverwaltung leiten. Die erstern sind: das Ministerium, das Oberappellationsgericht, die Gesetzgebungskommission und das Oberkriegskollegium. Später ist in dieselbe Kategorie das Oberforstkollegium aufgenommen worden. Das Ministerium, das Oberkriegs- und Oberforstkollegium stehen unter der unmittelbaren Leitung des Großherzogs. — Provinzialkollegien des Fürstenthums Starkenburg sind: eine Regierung, ein Hofgericht, eine Hofkammer, und ein Kirchen- und Schulrath. Der Sitz aller dieser, so wie der obigen Dikasterien, ist Darmstadt, die großherzogliche Residenz.

Das Geheimerathskollegium oder Ministerium ist unter der unmittelbaren Direktion des Souveräns der Zentralpunkt der ganzen Staatsverwaltung. Es ist in drei Departements eingetheilt.

1) Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.

In sein Ressort gehören alle auswärtigen Angelegenheiten; Militärsachen, insofern sie ins Zivilfach einschlagen, oder Berührungspunkte damit haben; endlich alle Angelegenheiten des großherzoglichen Hauses.

2) Ministerium des Innern.

In seinen Geschäftskreis gehören: die Inspektion und Direktion über das ganze Zivil- und Kriminaljustizwesen, Polizeiwesen im ausgedehntesten Sinne, Gesetzgebung, innere Hoheits- Lehenssachen, Kuratel über Kommunen und Korporationen, und Landesstatistik.

Digitized by Google

3) Finanzministerium

hat zum Ressort, das ganze Finanzwesen, Gnadensachen, Rezeptions- und Dimissionssachen.

Mit dem Ministerium sind die Generalkasse, ebenfalls unter des Großherzogs unmittelbarer Leitung, und die Oberrechnungsjustifikatur verbunden.

Das Oberappellationsgericht ist die oberste Justizbehörde des Großherzogthums. In seinen Geschäftskreis gehören: die oberste Leitung der Justizpflege; die letzte Entscheidung in Rechtssachen, und zwar in bürgerlichen; in dritter Instanz über amtssäßige Personen und Sachen; in zweiter Instanz, Westfalen ausgenommen, über alle schrift- und kanzleisäßige Personen und Sachen; in erster Instanz über die unter großherzoglicher Souveränität gekommene Standesherren und andere nach den gesetzlichen Normen hiezu privilegirten Personen. In Strafgerechtigkeitssachen entscheidet es als Revisionsgericht in Sachen, wo auf zweijährige Zuchthaus- oder eine derselben gleiche Strafe erkannt ist, und weitere Vertheidigung um besseres Recht gebührt wird; als Oberappellationsgericht aber in Fällen, wo mehr als bürgerlicher Arrest zur Strafe erkannt ist, und der Inkulpat seine völlige Unschuld beweisen will.

Die Gesetzgebungskommission, unter der Direktion des Ministeriums des Innern, prüft alle in Vorschlag gebrachten neuen Gesetze, und ist mit der Ausarbeitung eines neuen Zivil- und Kriminalgesetzbuches beauftragt; jedoch sind wahrscheinlich ihre Arbeiten, bis zur wirklichen Einführung des Code Napoleon unter den erforderlichen Modifikationen, suspendirt.

In den Geschäftskreis des Regierungskollegiums gehören alle innern und auswärtigen Hoheitssachen, die einschlagenden Lehenssachen mit eingeschlossen; Kommunen, weltliche Korporationen und Stiftungen; die Landespolizei; die Direktion, Inspektion und Visitation der von ihm abhängigen Behörden.

Das Ressort des Hofgerichts begreift die Rechtspflege in erster Instanz in schriftmäßigen, und in zweiter Instanz in amtssäßigen Sachen; ferner gehören hierher Pupillensachen, so wie auch nach einer Verordnung vom 1 Dez. 1807 die Patrimonialgerichtsherren unter der Jurisdiktion dieses Kollegiums stehen. In Strafsachen sind, unter Direktion des Justizkollegiums, untersuchende Behörden, die peinlichen Gerichte, die Ziviluntergerichte, und die in peinlichen Fällen zuweilen angeordneten Kommissionen; das Kollegium ist urtheilende Behörde. Bei ergriffenen Rekursen gegen Straferkenntnisse der Ziviluntergerichte ist das Hofgericht Revisionsinstanz, wenn das Erkenntniß zu körperlicher Züchtigung oder mehr als achtzähriger Arbeit oder Gefängnißstrafe kondemnirt, und besseres Recht gesucht wird; Appellationsinstanz aber, wenn das Urtheil mehr als dreitägigen bürgerlichen Arrest zuerkennt, und der Angeschuldigte seine völlige Unschuld darthun will. Ferner gehört in das Ressort des Justizkollegiums die Direktion, Inspektion und Visitation des ihm untergebenen peinlichen Gerichts und der sämtlichen Ziviluntergerichte, und die Prüfung neuangehender Staatsdiener im Justizfache, so wie der erste Vorschlag bei Besetzung der Justizstellen im Fürstenthum.

Der Geschäftskreis der Hofkammer umfaßt die Bewirthschaftung der Staatseinnahmen und Ausgaben. Folglich gehört hierher: das Steuerwesen, die Administration der nutbaren Regalien und landesherrlichen Domänen, das Forstwesen ausgenommen; dann die Direktion, Inspektion und Visitation der davon dependirenden Behörden, welche sind: die Kammerkasse, Rechnungsjustifikatur, das Zollpersonale, die Stempelpapierkasse, die Zivilbaubedienten, die Straßen- und Wasserbaubeamten, das Steuerpersonale, die Münzoffizianten und alle Unterrezepturen des Fürstenthums. Endlich gehört noch hierher: die Prüfung neuangehender Staatsdiener im Finanzfache, und der erste Vorschlag bei deren Anstellung; auch das Finanzrechnungswesen, und das Lehenwesen bei herrschaftlichen Bauerlehen im Fürstenthum.

In das Ressort des Kirchen- und Schulraths gehört alles, was die Volksbildung betrifft; die Aufsicht und Direktion der Verwaltung des Kirchen- und Schulfonds; die Direktion, Inspektion und Visitation aller ihm untergebenen Behörden; die Handhabung der landesherrlichen Rechte über die Kirchen und Gemeinden, und alle hier einschlagenden staatsrechtlichen Verhältnisse. Mit gerichtlichen Angelegenheiten hat der Kirchen- und Schulrath gar nichts zu thun; alle vorher an den Konsistorien und Offizialaten statt gehabten Prozeßualien sind durch die oben erwähnten Organisationsedikte an die Untergerichte oder an das Justizkollegium verwiesen. Der Kirchen- und Schulrath besteht aus einer protestantischen und einer katholischen Deputation.

Auffer diesen Landes- und Provinzialbehörden ist in Darmstadt ein Collegium medicum und eine Debitkommission errichtet.

Militärverfassung.

Der Militärstat besteht aus Kavallerie, Infanterie und Artillerie, im Ganzen ungefähr 10,000 Mann. Die Kavallerie begreift die zur großherzoglichen Leibwache bestimmte Garde du Corps, ein Regiment Chevauxlegers, und das Landdragonerkorps, dem die Handhabung der Landessicherheit anvertrauet ist. Die Infanterie besteht aus drei Brigaden, jede Brigade aus einem Regiment, dieses wieder aus zwei Bataillons und einem Bataillon Füsiliere. Hierzu kommen dann noch drei Reservedragoner, deren jede aus zwei Bataillons besteht. Chef zweier Brigaden, der Leibbrigade und der Brigade Hessen, ist der Großherzog; Chef der dritten nach ihm benannten Brigade der Erbgroßherzog. Bei dem Hoffstaate und den damit verbundenen Hofchargen verdient die Hofkapelle Erwähnung; dann das Oberhofmarschallamt und die Hofjustizdeputation, privilegirte Gerichtsstellen für das zum Hofe gehörige Dienstpersonale; hierunter gehört dann auch die Marschalljustizdeputation.

Kirchliche Verfassung.

Dem für das Fürstenthum Starkenburg angeordneten Kirchen- und Schulrath sind die in acht Diözesen eingetheilten Pfarreien lutherischer Konfession, sodann die katholischen Pfarreien, welche besonders durch die dem jetzigen Großherzogthum im Entschädigungsrezesse von 1803 zugefallenen ehmals mainzischen Aemter hinzugekommen sind und nunmehr mit jenen die Totalität der Geistlichkeit des Fürstenthums Starkenburg konstituiren, untergeordnet.

Eintheilung.

Das Fürstenthum Starkenburg ist in 28 Aemter eingetheilt, welche zu Ende des Jahres 1805 16 Städte, 251 Flecken und Dörfer, 20,693 Häuser, 140,034 Einwohner, und unter diesen 76,609 Lutheraner, 9290 Reformirte, 51,242 Katholiken, 42 Menoniten und 2851 Juden enthielten. Dieses Verhältniß hat sich inzwischen seitdem geändert, nur fehlt es vor der Hand an sichern Notizen, um diese Abweichungen mit Genauigkeit angeben zu können.

Städte des Fürstenthums sind: Darmstadt mit 800 Häusern, 11,320 Einwohnern ohne Militär; die Residenz des Großherzogs. Der Sommeraufenthalt der großherzoglichen Familie

Digitized by Google

ist Auerbach an der Bergstraße. Darmstadt ist zugleich der Sitz der Landeskollegien. Das herrschaftliche Schloß mit dem Glockenthurm, der Hofbibliothek und dem Museum, die es enthält; das große Exerzierhaus (319 Fuß lang, 157 F. breit, 83 F. hoch); das Opernhaus, Pädagog, die Münze, Wachsbleiche, herrschaftliche Orangerie, Bosquet, öffentliche Garten u. s. w. sind sehenswerth. — Heppenheim mit den Ruinen der Feste Starkenburg, von der das Fürstenthum den Namen trägt, 400 Häuser, 3190 Einwohner. Bensheim 450 H. 3095 E.; in seiner Nähe ist das Bad Auerbach mit der großherzoglichen Sommerresidenz und der Melibocus oder Malchen merkwürdig, der einst der Grafschaft Katzenelnbogen den Namen gab, und dessen Gipfel ein weißer Thurm krönt. Umstadt im Odenwalde, 372 H. 2441 E.; in seiner Nähe ist die Bergfestung Otberg, von Invaliden besetzt, die zum Staatsgefängnisse dient. Seligenstadt 402 H. 2274 E.; durch das prachtvolle Abteigebäude und Einhards Grab merkwürdig. Dieburg 408 H. 2245 E. Gernsheim am Rhein 297 H. 2106 E.; hat viele Obst- und Baumzucht, Fischerei, Handel. Wimpfen 368 H. 1950 E.; ein Salzwerk. Großgerau 240 H. 1649 E. Reinheim im Odenwalde 259 H. 1578 E. Hirschhorn am Neckar 210 H. 1268 E. Neckarsteinach 143 H. 1105 E. Zwingenberg an der Bergstraße, am Fuße des Malchenberges, 181 H. 1144 E. Obersteinheim am Main 173 H. 862 E. Lindenfels 90 Häuser 683 Einwohner.

v. Haupt.

Meteorologische Beobachtungen im Aargau. März 1809.

Monatstage.	Barometer. Bei Sonnen-Aufgang.	Barometer. Bei Sonnen-Untergang.	Thermometer. Bei Sonnen-Aufgang.	Thermometer. Nachm. 2 Uhr.	Thermometer. Bei Sonnen-Untergang.	Schnee oder Regen. Nachts.	Schnee oder Regen. Vorm.	Schnee oder Regen. Nachm.	Thau oder Reif.	Winde. Vorm.	Winde. Nachm.	Nebel.	Himmels-Beschaffenheit. Vorm.	Himmels-Beschaffenheit. Nachm.
	″ ‴ 10	″ ‴ 10												
1	27. 3 4	27. 3 0	+ 1	+ 4	+ 3	—	—	—	—	N.	N.	Vorm.	bewölkt	bewölkt
2	27. 3 8	27. 3 2	+ 2	+ 4	+ 2	—	—	Regen	—	O.	O.	Nachm.	bewölkt	bewölkt
3	27. 3 9	27. 4 2	+ 1	+ 7	+ 5	—	—	—	—	O.	O.	—	bewölkt	heiter
4	27. 4 3	27. 2 8	+ 1	+10	+ 6	—	—	—	Reif	O.	W.	Vorm.	heiter	heiter
5	27. 1 7	27. 1 6	+ 3	+ 8	+ 5	Regen	Regen	Regen	—	W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
6	27. 1 2	27. 1 6	+ 3	+ 8	+ 6	—	—	—	—	N. O.	O.	—	heiter	heiter
7	27. 2 3	27. 3 0	+ 1	+ 7	+ 7	—	—	—	Reif	S. O.	O.	—	heiter	heiter
8	27. 4 3	27. 4 3	— 1	+ 7	+ 7	—	—	—	Reif	S. O.	S. O.	—	heiter	heiter
9	27. 3 8	27. 2 4	— 1	+ 9	+ 7	—	—	—	Reif	W.	N. W.	Vorm.	heiter	heiter
10	27. 0 4	27. 0 6	+ 4	+ 5	+ 4	Regen	Regen	—	—	S. W.	O.	—	heiter	bewölkt
11	26. 9 9	26. 9 9	— 1	+ 4	0	Schnee	—	—	—	O.	O.	—	heiter	heiter
12	26. 9 2	26. 8 8	— 4	+ 5	+ 2	—	—	—	—	S. O.	S. O.	—	heiter	heiter
13	26. 9 0	26. 9 5	— 3	+ 3	+ 1	—	—	—	—	S. O.	S. O.	—	heiter	heiter
14	27. 0 3	27. 0 8	— 4	+ 4	+ 3	—	—	—	—	S. O	S. O.	—	heiter	heiter
15	27. 2 3	27. 2 7	— 4	+ 6	+ 4	—	—	—	—	O.	N.	—	heiter	heiter
16	27. 2 6	27. 2 2	— 1	+ 1	+ 1	—	—	Schnee	Reif	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
17	27. 2 1	27. 2 2	+ 1	+ 8	+ 6	Schnee	—	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	heiter
18	27. 2 2	27. 1 5	+ 2	+10	+ 7	—	—	—	Thau	N. W.	N. O.	Vorm.	heiter	heiter
19	27. 1 1	27. 1 0	+ 2	+12	+ 8	—	—	—	Thau	N. W.	N. W.	Vorm.	heiter	heiter
20	27. 1 3	26. 1 4	+ 2	+ 7	+ 6	—	—	Regen	Thau	N. W.	N. W.	Vorm.	heiter	bewölkt
21	27. 1 4	27. 1 6	+ 4	+12	+ 8	Regen	—	—	—	W.	O.	—	bewölkt	heiter
22	27. 1 7	27. 1 7	+ 1	+10	+ 8	—	—	—	Reif	O.	S. O.	Vorm.	heiter	heiter
23	27. 1 6	27. 1 2	+ 1	+11	+ 8	—	—	—	Reif	S. O.	N. W.	Vorm.	heiter	heiter
24	27. 0 4	26. 8 9	+ 3	+11	+ 8	—	—	—	—	N. W.	W.	Vorm.	heiter	bewölkt
25	26. 7 3	26. 5 7	+ 6	+13	+ 9	Regen	—	—	—	W.	W.	—	bewölkt	heiter
26	26. 4 9	26. 3 6	+ 7	+15	+13	—	—	—	—	W.	W.	Vorm.	heiter	heiter
27	26. 3 8	26. 5 5	+ 5	+10	+ 7	—	—	Regen	—	N.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
28	26. 6 7	26. 6 7	+ 5	+11	+ 5	Regen	Regen	Regen	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
29	26. 8 2	26. 8 9	+ 6	+10	+ 8	Regen	—	—	—	N. W.	W.	—	heiter	heiter
30	26. 8 7	26. 8 0	+ 4	+12	+ 9	—	—	—	—	N. W.	N. W.	Vorm.	heiter	heiter
31	26. 8 3	26. 7 2	+ 5	+13	+ 9	Regen	—	Regen	—	N.	N.	—	bewölkt	bewölkt

Anmerkungen.

Wie im Februar, so setzte auch im März die blutige Lungenentzündung viele Eltern und manchen Arzt in bange Besorgniß, was vorzüglich im südlichen Theil der Schweiz, und besonders im Kanton Aargau, der Fall war; doch starben nur weniger kranke da, wo neben der Beachtung der Individualität das örtliche Leiden zweckmäßig behandelt wurde. — Im Kanton Zürich, Luzern, und im Reußthal bei Kanton Aargau, erschienen häufiger Brustentzündungen, die bei ihrem scheinbar bösesten Zufällen durch sämtliche oder abnorm vermehrte Nutterexkrementen immer verschlimmert wurden. Phthysiker oder sonst geschwächte Personen meistens schnell wegrafften, und dem Mercur mit Opium neben gelinden schweißtreibenden und stärkenden Mitteln am besten wichen. — Die Kantone Bern und Waadt hatten die faserrheumatisch-biliös-nervöse Konstitution beinahe in allen Formen und in den mehrsten Organen zu zeigen: Arthritis, Abdominatismen, Pneumonien, Enteritis, Diarrhöen u. dgl. spielten die stehende bunte Krankheitsrolle, bei welcher mehrere Aerzte eine Behandlungsweise einschlugen, die ihren Kenntnissen eben so sehr zur Ehre gereicht, als sie mehrentheils glücklich war.

In den Kantonen Solothurn und Aargau wurden in der zweiten Hälfte des Monats krankhafte Erscheinungen in den Eingeweiden des Unterleibes häufig bemerkt, die bei ihrem anfänglich meist rein katarrhalischen Charakter oft in Darmentzündung, mit und ohne Konvulsionen, übergingen, oder sonst leicht lebensgefährlich wurden, wenn Würmer Theil an der Krankheit nahmen, was sehr häufig beobachtet ward. Wo diese Uebelstein mehrentheils nur den jugendlichen Körper befiel, so war es die Entzündung der Tonsillen, welche, ohne jedoch gefährlich zu sein, sehr häufig ältere Personen ergriff.

(Hierzu ein kritisches Beiblatt.)

Digitized by Google

Kritiſche Beiblätter

zu den

Miszellen für die neueſte Weltkunde.

(In Briefen einer Geſellſchaft an den Herausgeber.)

Zu Nro. 29.

Nouveau Dictionnaire universel des Synonymes de la langue française, contenant les Synonymes de *Girard*, *Beauzée*, *Roubaud*, *d'Alembert*, etc., et généralement tout l'ancien Dictionnaire, mis en meilleur ordre, corrigé, augmenté d'un grand nombre de nouveaux Synonymes, et précédé d'une introduction. Par M. F. *Guizot*. Gr.-in-8vo. Paris, chez Maradan, rue des Grands Augustins Nro. 9. 1809. Deux parties, mit fortlaufender Seitenzahl.

So unentbehrlich das gründlichere Studium der franzöſiſchen Sprache, durch den Gang der Weltbegebenheiten ſeit den beiden letzten Jahrzehnden, für gelehrte Geſchäftsmänner von allen Klaſſen geworden iſt: ſo bekannt iſt die Schwierigkeit deſſelben für diejenigen, welche von der Hauptſtadt des franzöſiſchen Reichs entfernt leben, und doch — ſei es bloß, um die klaſſiſchen Schriftſteller deſſelben in ihrer ganzen Vortrefflichkeit faſſen und genießen, ſa's, um, ereignenden Falls, ihre Gedanken in dieſer Sprache ſelbſt, auf eine gebildeten Franzoſen nicht zu anſtößige und unverſtändliche Art, abfaſſen zu können — die Feinheiten derſelben kennen lernen, und in den Geiſt derſelben tiefer eindringen möchten. Wenn man ſich damit begnügen will, die Umgangsſprache und die Fähigkeit, bloß den Sinn deſſen, was man lieſet, im Allgemeinen zu verſtehen, zu erwerben; ſo läßt ſich keine europäiſche Sprache leichter und in kürzerer Zeit erlernen. Keine iſt ſo ſchwierig, wenn man die ausgezeichnetſten Produkte ihrer Literatur zu würdigen ſich in Stand ſetzen, oder ſie gar zu ſchriftſtelleriſchen Zwecken gebrauchen will. Denn keine einzige iſt ſo voll von konventionellen Regeln und Schönheiten, die ſich nimmermehr aus Sprachlehren und Wörterbüchern, nicht einmal aus ihren Meiſterſtücken, ohne Führer abnehmen laſſen. Gerade die vier vortrefflichſten Schriftſteller der Nation, die, welche den Genius der Sprache am unverfälſchteſten athmen und die franzöſiſche Literatur von der aller gebildeten Nationen des Alterthums und der neuen Welt am meiſten unterſcheiden, *Pascal*, *Lafontaine*, *Roliere* und *Sevigné*, ſind für alle die, welche in den guten Geiſt der Sprache, die in der guten Geſellſchaft am Hofe und in der Hauptſtadt geſprochen wird, nicht eingedrungen ſind, bald unverſtändlich, bald ungenießbar, und ſinken in ihren Augen überall zu ganz gewöhnlichen, mittelmäßigen Stribenten herab. Dem Umgang mit Franzoſen von der feinen Welt, und beſonders dem Aufenthalt in der Hauptſtadt (vorausgeſetzt, daß man daſelbſt in die gebildetſten Zirkel freien Zutritt habe) iſt nun freilich ſchlechterdings kein Aequivalent an die Seite zu ſetzen. Wenn es ein Surrogat gibt, ſo iſt es nur in den philologiſchen Schriften zu finden, worin die größten franzöſiſchen Sprachkenner, die zugleich Weltmänner waren, den Schatz ihrer Bemerkungen über den Sprachgebrauch, die Ausnahmen, die Feinheiten und Nuancen in der Bedeutung ſinnverwandter Ausdrücke niedergelegt haben.

Unter dieſen Hülfsmitteln zum Eindringen in die Geheimniſſe der Sprache nahmen bisher die Synonymen von *Girard* und *Roubaud* eine der vorzüglichſten Stellen ein. Allein der erſtere hatte ſich nur über einen ſehr kleinen Theil derſelben ausgedehnt, und gleichſam nur den Vorſchmack eines Wörterbuchs über dieſelben gegeben, ohne ſeiner Oberflächlichkeit, ſeines Jagens nach witzigen Anſpielungen und ſeines Mangels an geſundem Urtheil in einer Menge ſeiner Entſcheidungen zu erwähnen. Mehr Gründlichkeit, mehr Anſpruchsloſigkeit, eine ſchärfere Beſtimmungsgabe bewies *Roubaud*; auch bearbeitete er einen weit größern Theil der Sprache. Allein neben dem, daß er noch ſehr viele wichtige Synonymen unbearbeitet ließ, blieb er, ſo wenig als ſein Vorgänger, frei vom Haſchen nach Subtilitäten, die im Sprachgebrauche nicht gegründet ſind, und ward oft durch ein falſches Ableitungsſyſtem irregeleitet, deſſen unglückliche Anwendungen beinahe den dritten Theil des ganzen Werkes ausfüllen. Schon längſt wünſchte man alſo, daß ein ſachkundiger Mann ſich der Arbeit unterziehen möchte, aus *Roubaud* alles Ueberflüſſige und Irrige, nebſt dem nichtstangenden etymologiſchen Kram auszumerzen, alle von Sprachkennern ſeit *Girard* gegebene und vom kompetenten Publikum gebilligte Erläuterungen von Synonymen nachzutragen, und den ganzen vorhandenen Vorrath nach ſorgfältiger Sichtung, und mit Einſchaltung aller rückſtändigen, noch nicht erklärten ſynonymiſchen Ausdrücke, in ein vollſtändiges, jedoch zum täglichen Gebrauch bequemes, Handbuch zu verſchmel-

Digitized by Google

gen. Und dieſes iſt nun durch einen jungen franzöſiſchen Gelehrten geſchehen, der ſeinen Beruf zu dieſem Geſchäfte durch eine Menge geiſtreicher, ſeit einigen Jahren in den beſten Zeitſchriften der Hauptſtadt erſchienener, Aufſätze beurkundet hat, und von allen gültigen Richtern unter die kleine Zahl echter Sprachkenner und guter Schriftſteller, die Genialität und Energie mit reinem Geſchmacke und klaſſiſcher Eleganz verbinden, ſeit ſeinem erſten Erſcheinen geſetzt ward. Wir glauben unſern Leſern durch möglichſt frühe Anzeige dieſes Werkes einen wahren Dienſt zu erweiſen.

Nur das Talent einer ſeltenen Präziſion und die größte Oekonomie im Druck in Verbindung konnten einen ſo beträchtlichen Vorrath von Sprachbemerkungen in einen ſo engen Raum von 1007 Seiten zuſammenpreſſen, ohne daß weder Vollſtändigkeit, noch Klarheit oder Zierlichkeit des Styls dabei das geringſte einbüßten. Voran ſteht eine lichtvolle Theorie der Synonymik zum Theil nach Eberhardſchen Grundſätzen; und gewiß nicht ohne Intereſſe iſt für die Kenner der franzöſiſchen Literatur die Nachricht, daß hier, vielleicht zum erſtenmal, ein feiner franzöſiſcher Sprachkenner unſere beſten deutſchen Sprachforſcher öffentlich beurtheilt, mit Sorgfalt dieſelben, ſo weit ſein Zweck es geſtattet, benutzt, und von ihren Verdienſten mit eben ſo viel Hochachtung als Sachkunde ſpricht.

Rüge.

Vitam impendere vero.

Dem Schriftſteller in jedem Fache darf es nicht gleichgültig ſein, ob er durch ſeine Schriften wohlthätige oder böſartige Eindrücke hervorbringt, und vor allem ſei Recht und Wahrheit ihm heilig. Gegen dieſe unerläßlichen Vorſchriften ſündigte der ſeinem Alter und ſeiner Denkart nach, oder vielleicht in beiden Beziehungen, jugendliche Herausgeber des ewigen Muſen-Almanachs junger Germanen; ihn darauf öffentlich aufmerkſam zu machen halte ich für Pflicht. Ich will mich nicht in die Unterſuchung des äſthetiſchen Werthes oder Unwerthes dieſer Sammlung einlaſſen. Ob ſich gleich bei dieſem Werke mehr als bei vielen andern der Art fragen ließe: Warum von unſern beſten Dichtern nicht immer die beſten Gedichte gegeben wurden? Warum mittelmäßige Studentenlieder Seiten ausfüllen, die, in einem ewigen Muſen-Almanach, Lieder für die Ewigkeit gedichtet hätten einnehmen konnen und ſollen? Warum Dichter wie Buri, Denis, Göcking (ſeine ſüßen Lieder zweier Liebenden), Haug, Hinsberg, Michaelis, Schiebeler u. ſ. w. hier keine Stelle fanden, indeſſen der Herausgeber ſehr obſkure Herren mit ihrem poetiſchen Dudelſack aufmarſchiren läßt? — Doch das Buch hat auch ſeine politiſche Tendenz, und dieſe nehme ich hier in Anſpruch. Wann wird einmal die goldene Mittelſtraße, auf die erſt kürzlich in dem Aufſatze über Preßfreiheit in Fichte's Miszellen ſo wahr hingedeutet wurde, befolgt werden! Wann wird einmal eine Meſſe frei und rechtlich denkender Staatsbürger und Unterthanen die gleich ekelhafte Schaar zügelloſer Jakobiner und karacterloſer Sklaven verdrängen! .... Eine Hauptabſicht bei der Anlage dieſer Anthologie ſcheint die geweſen zu ſein, deutſchen Patriotismus zu befördern, und welcher Deutſche ſollte dafür dem Herausgeber nicht Dank wiſſen, welcher Deutſche ſollte nicht mit der innigſten Sehnſucht wünſchen, daß ſein Vaterland mehr Kraft, Einheit und Selbſtſtändigkeit erlangen möge! Aber wie benimmt ſich unſer Herr Sammler? Werden auf dem Wege, den er einſchlägt, die jungen Germanen zu wirklich brauchbaren, umſichtigen, kraftvollen Patrioten, oder zu albernen Brauskköpfen gebildet? Weht der politiſche Geiſt dieſer Sammlung Eintracht oder Zwietracht, Ruhe oder Gährung? ... Laſſen ſich ſolche Fragen an ein Werk richten, ſo wird es ſchon dadurch intereſſant, ſelbſt wichtig, wäre es auch abſolut ſchlecht, was hier der Fall nicht iſt. Um deutſchen Patriotismus zu nähren, prokurirt der Herr Herausgeber in ſeine Sammlung was er nur auftreiben kann gegen Frankreich und gegen die Fürſten. Ich glaube gern und mit Zuverſicht an die Reinheit der Abſicht des Herausgebers. Was ſoll aber dieſe poetiſche Kampfluſt gegen Frankreich in einem deutſchen Muſen-Almanach, herausgegeben im Jahre 1808? Was ſoll ſie bei den nun einmal obwaltenden äuſſern Verhältniſſen der deutſchen Staaten? Was ſoll hier die eben ſo unpoetiſche als inhumane Klage des Patrioten von Thill, worin Stellen vorkommen wie folgende:

> Ich wollte, glühend von Begier,
> So manch geſeſſeltes Revier
> Befreit'n, und führ', in meiner Jugend Kräften,
> An's Ufer Dover ſelbſt die hohen Adler heben!

Oder:

> Ergreift das Schwerdt, das Gott euch gab!
> Wo nicht, ſo flieht vom Vaterlande!
> Denn ſolche Memmen dulden nicht
> Der Erde hell'ren Angeſicht

Und dann die fromme Schlußſtrophe:

> Fluch treffe das verwünſchte Land (Frankreich),
> Das Wunden zählt und ſie nicht heilet!
> Sich Gras! es, mit erzarmirter Hand,
> Im Schlachtdonn, wüter ſich detorrtet,
> Und ſei, vom Throne bis zum Stand,
> Erniedrigt, gier'ger Völker Raub!
> Entblößt von ſeiner Väter Schilden,
> Frohn't es Despoten'arm oder Wilden!

Vor ſolchen Poeten und Patrioten bewahr' uns lieber Herre Gott!

Und die Fürſten! Sollte der Herausgeber wohl ſo jung, ſo ohne alle Welt- und Menſchenkenntniß ſein; um nicht zu wiſſen, wie ſchwer es dem reichen Privatmanne oft wird durchaus rechtlich zu handeln? Welchen Verſuchungen müſſen nicht Fürſten ausgeſetzt ſein, die durch Gewalt und Schätze, und vorzüglich durch ihre Unverletzbarkeit, beinahe allmächtig ſind? Um wie viel mehr muß nicht der edle Fürſt den Dank der Welt und Nachwelt verdienen? Wer nennt die Namen Titus, Marc Aurel, Guſtav Adolph, Heinrich IV, Joſeph II, ohne dankbare Rührung! Der Herausgeber des ewigen Muſen-Almanachs ſcheint beinahe nicht zu wiſſen, daß es gute Fürſten gab und gibt. Jede Diatribe gegen die Fürſten iſt ihm willkommen, ja er erreicht ſogar den Gipfel der Unverſchämtheit, er verſtümmelt Gedichte, und läßt die Stellen aus, die das Lob guter Fürſten enthalten. So rückt er die Fürſtengruft von Schubart ein und erlaubt ſich, was wahrlich nicht zu entſchuldigen iſt; er ſchließt mit der Strophe: „Wo Todesengel nach Tyrannen greifen", und die vier ſchönen rührenden Schlußſtrophen: „Ihr aber beſſere Fürſten ſchlummert ſüße" u. ſ. w. läßt er ganz weg. Nein, mein Herr Herausgeber des ewigen Muſen-Almanachs, Sie ſind weder Weltbürger, noch deutſcher Patriot. Ich glaube Niemanden wehe zu thun, wenn ich unter den lebenden deutſchen Fürſten beiſpielsweiſe bloß an die beiden Veterane, den Großherzog von Baden und den König von Sachſen erinnere. Wahrlich, ihnen darf man mit Schubarts letzter Strophe in der Fürſtengruft zurufen:

> Wie wird's euch ſein, wenn ihr vom Sonnenthrone
> Des Richters Stimme wandeln hört:
> Ihr Brüder, nehmt auf ewig hin die Krone,
> Ihr ſeid zu herrlichen werth.

D.*

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 30. — den 15 April 1809.

Paris, Anfang Aprils 1809.

— — Es iſt ſeit kurzem in Paris ein Manuſkript namhaft geworden, betitelt „Frankreich im Jahre 1709 und 1809“, das ſchon mehrere Personen laſen, und nächſtens im Druck erſcheinen ſoll. Der Verfaſſer ſucht darin zu beweiſen, daß das im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts in Frankreich adoptirte System der Geſetzgebung, Adminiſtration, der Finanzen und des Kriegsweſens beinahe um vieles vor dem im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts gebräuchlichen den Vorzug verdiene. — — Es iſt wahrhaftig bemerkenswürdig, daß ſich viele Personen geradezu einbilden, die weſentlichen Verbeſſerungen ſeien Frucht der neueſten, ſeit Ende des vorigen Jahrhunderts auf uns wirkenden Ereigniſſe, und nicht etwa ein Werk der ſeit mehr als einem Jahrhundert vorgeſchrittenen Geiſteskultur.

Die großen mannigfaltigen Veränderungen im Zuſtand einer Nation ſind weder von einerlei Quelle, noch von einerlei Wirkungen. Es gibt politiſche Umwandlungen, die durch eine plötzliche, momentane Urſache ihr Daſein empfangen. So kann ein Monarch ſein Volk ſchnell zu einer furchtbaren Militärmacht umſchaffen, wie es nie vorher war; er kann die Grenzen ſeines Landes und ſeines politiſchen Einfluſſes auf entfernte Nationen erweitern. Alexander machte ſein kleines Königreich Mazedonien zum Nachbar der dunkeln Reiche des innerſten Aſiens. Das alles kann das Genie eines Einzigen. Dieſer Machtzuwachs gehet nicht aus dem innern Leben des Staates ſelbſt hervor, ſondern gründet ſich nur auf die relative Schwäche und Unterwerfung der Grenzländer.

Aber jene Revolutionen, in welchen ſich des Staates eigenthümliche Kraft zum höchſten Flor entfaltet, und Früchte trägt, zu denen die Menſchheit lächelt: Frieden, Wohlſtand, Sicherheit, Freiheit — jene Revolutionen, ſag' ich, ſind bloß das Werk der fortſchreitenden Zeit, der Zivilisation, der Aufklärung, des moraliſchen Zuſtandes der Nation. Solche Revolution kann keine Regierung machen, ſondern nur befördern und mit weiſer Vorſicht einleiten.

Herr de Lally-Tolendal hat ſeine Ueberſetzung der Foxiſchen Geſchichte der Stuart ſehr unerwartet aufgegeben; wenige begreifen, warum? Und doch hatte er ſie faſt vollendet. Sein Name, ſeine hinzugefügten Bemerkungen, das Anſehen des Verfaſſers, alles verſprach doch dieſem Werke den glänzendſten Erfolg. Statt deſſen beſchäftiget er ſich nun mit einer Ueberſetzung von Cicero's Reden, wozu unter uns vielleicht niemand mehr Beruf und größeres Talent hat, als er.

Das neue Werk des Hrn. de Chateaubriand: les martyrs de Dioclétian, oder le triomphe du Christianisme betitelt, iſt ſo eben herausgekommen, und ich zweifele gar nicht, daß es ſein Glück machen werde. Ich gebe Ihnen meine Meinung, ſobald ichs geleſen habe. Ein geiſtvoller Mann, der den Anfang davon las, ſchreibt mir von Paris: „Das erſte Buch der Märtyrer des Diokletian iſt reich an Intereſſe und ſchönen Stellen; aber es hat den Fehler, daß es zu antik dekorirt iſt. Es ſchildert in den Zeiten Diokletians Sitten aus dem Zeitalter der Odyſſee! — Ein Prieſter z. B. trägt einen Gürtel de la valeur d'une hecatombe, als wenn zu Diokletians Tagen nicht der Preis der Dinge ſchon in Geldeswerth berechnet worden wäre. Ein junges Mädchen von erlauchter Geburt macht nächtliche Fußreiſen, nur von der Amme begleitet, um durch dieſe beſchützt zu werden vor — was meinen Sie? — vor den attaques de Pan et des Satyres. —

Digitized by Google

Chateaubriand selbst sagt, er habe Homers Poesie mit der christlichen amalgamiren wollen. Aber in dem diokletianischen Zeitalter lag wahrlich keine homerische Poesie.“

Doch, wie gesagt, diese Bemerkungen stammen nicht von mir. Chateaubriand, so schätzbar er mir auch ist, scheint in Frankreich nicht das Glück zu machen, das er verdient, und vermuthlich in England oder in Deutschland hat. *) Daß sein Génie du christianisme bei uns einmal so mächtig aufglänzte, war mehr Sache eines gewissen Partheigeistes, als der poetischen Schönheiten des Werkes. Herr de Chateaubriand, mit einer reichen, lebhaften, schimmernden Fantasie begabt, voller Individualität in seinen Schilderungen und Karaktern, geeigneter immer die moralische, als physische Welt zu malen, äusserst edel, keusch und rein in seinen Empfindungen, von einer Einfalt, die sich oft biblischer Simplizität nähert, hat nicht jene akademische Eleganz, die dem Pariser Publikum Bedürfniß ist, nicht jene Schönheiten, auf welche die Franzosen den höchsten Werth sehen, während feine Fehler, die Bizarrerie und das Schwülstige in den Bildern, sein Hang zu halbdunklen Ideen, die keine Analyse aushalten und unbedeutend werden, seine oft ins Lächerliche fallenden Ausdrücke, gerade diejenigen Fehler sind, an denen sich unsere Leser am meisten zu stoßen pflegen.

Während einer der Vorstellungen der Oper Romeo und Juliette am Hofe der Tuilerien, gerieth der berühmte Creſcentini in der Rolle des Romeo einen so allgemeinen Enthusiasmus, daß, der strengen Etikette zum Trotz, doch der ganze Saal vom Beifallklatschen wiederhallte, und der Kaiser selbst, ganz bezaubert von Creſcentini's Spiel, aufs lebhafteſtelete mitapplaudirte.

Noch eine Anekdote zum Schluß, die jetzt das Gespräch aller Pariser ist, und weil sie zur öffentlichen Rechtssache wird, und berühmte Namen darin spielen, wohl weiter erzählt werden mag, so wenig erbaulich sie auch ist.

Herr von Rumford lebt schon seit langer Zeit in Fehde mit seiner Frau (Witwe des berühmten Lavoiſier). Die Dame scheint, im Gefühl, wie wenig glücklich sie ist und glücklich macht, eine Scheidung begehrt zu haben, die aber Rumford, der weniger Vermögen hat als sie, hartnäckig weigerte, wenn ihm nicht ein guter Theil ihres Vermögens den Wittwerstand verſüßte. Der Codex Napoleon erlaubt nun keine Scheidung, als bei gegenseitiger Einwilligung, oder im Fall des Ehebruchs oder starker Mißhandlungen. Nun, so behaupten die Pariser, ist die Dame nur nach Schlägen lüstern, und machte dem Gemahl das Haus zur Hölle, so gut sie konnte.

Inutiles efforts! épouse infortunée!
D'un Dieu plus fort que toi dépend ta destinée.

Das Interesse, dies allmächtige Wundermittel, hatte den Herrn von R. ganz unempfindlich gegen alles gemacht, was sie tried. Wenn die Dame noch so gewaltig zantippisirte, er schlug doch nicht, sondern legte die Hände auf seinen Rücken zusammen und sagte: „Madame, Ihren Zweck erreichen Sie doch nicht!“ Er verbot ihr das Ausgehen; sie sprach nun mit den Leuten zum Fenster hinaus. Er gab ihr vollkommenen Arrest. Sie blieb unbeweglich. Es hieß einmal, sie wolle ihm, der Scheidung zu gefallen, den dritten Theil ihres Vermögens, d. h. 25,000 Livres Renten, abtreten; aber jetzt, scheint es, sollen die Tribunalien über den ärgerlichen Hauskrieg entscheiden. Ganz Paris ist voll von den Geschichten; in Gesellschaften nimmt man Parthie für und wider. Die alten Herrn behaupten, Rumford wolle den Franzosen zeigen, wie man die Weiber behandeln müsse; die jungen Herrn entgegnen: Schade, daß Frau von R. nicht jung, nicht schön ist, sie würde Hrn. v. R. lehren, wie Franzosinnen sich zu rächen wissen. Rechtliche Leute beklagen, daß der Mann, welcher sich durch seine menschenfreundlichen Bemühungen und Erfindungen so auszuzeichnen verstand, dem Publikum zeigt, wie Philantropie nur in seinem Kopf, nicht in den Empfindungen seines Herzens lag. Man hat über diesen offenkundigen Ehezwist schon alle Arten von Chansons und Calembourgs gemacht. Unter andern sagte man: „Dieses Menage ist wahrhaftig ein Menage à la Rumford, mit Feuer-Ersparung“, un ménage à la Rumford avec économie de chaleur.

D.

*) Meines Wissens behagt Chateaubriand, als geistlicher Romandichter, in Deutschland noch viel weniger, denn in Frankreich.
Anm. des Herausgebers.

Die ersten Herzoge des französischen Reiches.

3.

Der Herzog von Castiglione.

Augereau, Reichsmarschall, einer der ersten und berühmtesten Waffengefährten Napoleon Bonaparte's, stammte aus einer bürgerlichen Familie in Paris. Die Natur hatte ihn zum Krieger gebildet. Muthvoll, lebhaft, voll unerschütterlicher Geistesgegenwart, behend und standhaft, wie es die Umstände fordern, erkor ihn der stille Kreis des bürgerlichen Lebens an. Er ließ sich unter die neapolitanischen Truppen engagiren, und diente bis zum Jahre 1787 als Soldat.

Erst als Neapel im J. 1792 alle Franzosen aus seinen Mauern verwies, ging Augereau zu den republikanischen Fahnen seines Vaterlandes, die von den Feldherrn Anſelme und Montesquieu damals siegreich über die savoischen Alpen nach Italien geführt wurden. Augereau nahm anfangs, als Freiwilliger, Dienst. Allein eine Unerschrockenheit, eine Klugheit, wie die seinige, konnten nicht lange unbeachtet bleiben. Er stieg mit Schnelligkeit durch alle Stufen zum Rang eines Brigadegenerals empor, den er durch seinen Heldenmuth bei der Pyrenäen-Armee im J. 1794 im Gefecht von Figuieres und an den Ufern der Flavia gegen die Spanier ehrte. — Dann verrichtete er als Divisionsgeneral nicht weniger glänzende Handlungen in Italien, wo er der treue Gefährte Napoleon Bonaparte's ward.

Wer vergißt den fliegenden Ungestüm, mit dem er am 10 Apr. 1796 die Bergschlünde von Millesimo, die Vereinigung mit dem General Joubert, eine feste Position um die andere erzwang, bis er durch die Kühnheit seiner Manöuvres eine ganze Division des österreichischen Generals Provera umwickelt hatte? Dann, wie er das verschanzte Lager der Piemontesen bei Ceva erstürmte — den Tag bei Lodi, wo er, als die kühnsten Soldaten wankten, die stark verschanzte Brücke unter dem Kugelregen aller gegen ihn gerichteten Feuerschlünde wegnahm? Wer das blutige, hartnäckige Treffen in den Feldern des Dorfes Castiglione, wo Augereau einen ganzen Tag lang gegen Wurmsers Uebermacht feststand, und endlich ihm das Dorf entriß, das den Sieg gab, und jetzt mit seinem Namen des Feldherrn herzoglichen Titel schmückt? — Wer die dreitägige Schlacht bei Arcole, da die republikanischen Brigaden zum erstenmal unter Napoleons Anführung den Sieg vergessen zu wollen schienen, bis Augereau

Digitized by Google

eine der Fahnen im Angeſichte der wankenden Kolonnen ergriff, ſie gegen Alvinzy's Heer führte, und damit den Ausgang der Schlacht und Italiens Schickſal entſchied?

Das Direktorium lohnte die Tapferkeit des Helden mit Ertheilung der ruhmvollen Fahne, und ernannte ihn zum Kommandanten der ſiebenzehnten Militärdivision, oder von Paris, einer Stelle, die bei den ewigen und furchtbaren Gährungen der Hauptſtadt dem Werthe einer Oberbefehlshaberſtelle beim Heere gleich kam. Hier beförderte er den bekannten achtzehnten Fruktidor, da das geſetzgebende Korps durch Militärgewalt aufgelöſet wurde, und die ſiegende Faktion ihn mit dem Titel Retter des Vaterlandes begrüßte. Aber man weiß, wie auch der Fruktidor Frankreich nicht retten konnte, und das Spiel der ehrgeizigen Partheien nicht endete. Eben die Männer, welche Bonaparte's Ruhmgefährten einſt ſchmeichelten, fingen nun an ihn zu fürchten. Um ihn von Paris zu entfernen, gab man ihm nach Hoche's Tode (Herbſt 1797) den Oberbefehl über die Rhein- und Moſel-, Sambre- und Maasarmee, dann das Kommando der zehnten Militärdivision zu Perpignan, unter dem Vorwande einer nahen Expedition gegen Portugall. Hier ließ man ihn in Unthätigkeit. Daher nahm er 1799 die Ernennung in den Rath der Fünfhundert an, und ging wieder nach Paris, wo er bei Napoleon Bonaparte's Wiedererſcheinung ſich dem großen Manne anſchloß, den das Schickſal zum Retter Frankreichs ausrief.

Von dieſer Zeit an erſchien ſein Name wieder in den Annalen des Krieges, bald als Oberbefehlshaber der gallo-bataviſchen Armee, bald an der Spitze eines Heeres, das ſich bei Bayonne bildete, bald im Gefolge Napoleons ſelbſt, der ihm 1804 den Marſchallsſtab verlieh.

4.

Der Herzog von Iſtrien.

Beſſieres, Reichsmarſchall, war, wie die größere Zahl von Frankreichs neuern Helden, durch alle Stufen des Kriegerſtandes zu den höchſten emporgegangen. Seine Verdienſte ſind ſein Stammbaum. Vom Range des Soldaten ſtieg er zu dem eines Infanteriekapitäns, und kam im Jahre 1796 zur italieniſchen Armee, als Napoleon Bonaparte mit ihr eben ſeinen Siegeslauf eröffnen wollte. Der Oberfeldherr ſah Beſſieres und machte ihn zum Kommandant ſeiner Guides.

Auch in dieſem Manne hatte der Scharfblick des Eroberers von Italien nicht geirrt. Treue und Muth karakteriſirten ihn. In dem hartnäckigen Kampfe gegen Davidovich, der bei Roveredo (4 Sept. 1796) geſchlagen wurde, bewies Beſſieres ſeine Unerſchrockenheit. Zwei öſterreichiſche Kanonen ſuien unaufhörlich den Tod in die franzöſiſchen Kolonnen. Beſſieres mit ſechs beherzten Reitern ſprengte gegen das Geſchütz, und eroberte es mit eigener Fauſt. Ihn zu ehren, ſandte ihn der Obergeneral mit den erbeuteten Fahnen nach Paris, und er kam mit dem Grad eines Oberſten zur Armee zurück.

Auch bei dem romantiſchen Zuge nach Aegypten machte Bonaparte den unerſchrockenen Oberſten zu einem der Theilnehmer ſeines Ruhms, den er zum Brigadegeneral und bald nachher zum Diviſionsgeneral ernannte, da er als Konſul an der Spitze der Republik ſtand. Und wie der erſte Konſul die Kaiſerkrone auf ſein Haupt geſetzt hatte, reihete er den treuen Beſſieres in die Zahl der zwölf Marſchälle des Reichs ein.

5.

Der Herzog von Auerſtädt.

Wir haben ſchon im Jahrgang 1807 dieſer Zeitſchrift Nr. 49 einen leichten Umriß vom Leben des Marſchalls Davouſt gegeben, auf welchen wir zurückweiſen. Mit den Lorbeern, welche er in der Vertilgungsſchlacht von Auerſtädt ſammelte, gewann auch ſein Herzogstitel die Benennung.

6.

Der Herzog von Valmy.

Der Name von Valmy, jenem Dorfe der Champagne, wo nach einer langen und fruchtloſen Kanonade der Herzog von Braunſchweig an der Spitze der berühmteſten Truppen Europens das Ziel ſeines gedrohten Vordringens gegen Paris fand, iſt der erſte unter allen, der in den glänzenden Kriegesgeſchichten des neuern Frankreichs die lange Reihe noch berühmterer Namen eröffnet. Aber an jenen iſt auch für immer die Erinnerung an den Reichsmarſchall Kellermann geknüpft.

Kellermann, nun einer von Frankreichs älteſten Generalen, weihte ſich Bellonen in früher Jugend, und diente anfangs in der Legion de Conſtans als gemeiner Huſar. Aber ſeine vorzüglichen Eigenſchaften erhoben ihn bald ſtufenweiſe über den großen Haufen ſeiner Gefährten. Er ward zum Offizier ernannt, dann Oberſt im Regiment des Generalobersten bei Huſaren, und endlich 1791 General.

Der Revolution hatte er ſeine letzten Beförderungen zu danken. Er unterſtützte ſie mit Eifer, brachte im Elſas wieder Mannszucht in die anarchiſchen Regimenter, und leiſtete den Eid der Freiheit und Gleichheit nach dem 10 Auguſt 1792, wo mit dem Sturm auf die Tuilerien Frankreichs letzter König den letzten Schimmer der Majeſtät verloren hatte.

Vertrauensvoll ernannten ihn die Lenker der Revolution zum Obergeneral der Moſelarmee gegen die vordringende Macht der erſten Koalition. Er bewirkte ſeine Vereinigung mit Dumouriers Heer, und auf den Höhen von Valmy ſtand er, als die Preußen den ſchmachvollen Rückzug aus Frankreich antreten mußten. Von nun an blieb er in raſtloſer Thätigkeit, und bald kommandirte er unter Cuſtine bei Mainz, bald an der Moſel, bald in den ſavoyiſchen Alpen, bald in der Belagerung von Lyon, bald an den ſüdlichen Grenzen Frankreichs, zu deren Vertheidigung er vieles beitrug. Noch mehr faſt, als mit den Feinden der Republik, hatte er mit den Faktionen in Paris zu kämpfen. Im September 1793 wurde er ſogar verhaftet, in die Kerker der Abtei geführt, und dem würgeriſchen Revolutionstribunal übergeben. Doch ſein Glückſtern, nicht Unſchuld, denn dieſe rettete in jenen ſchrecklichen Tagen keinen, führte ihn am 8 Nov. 1794 wieder aus dem Gefängniſſe frei hervor, und zum Oberbefehl der italieniſchen oder Alpenarmee.

Hier kämpfte er mit geringer Truppenzahl das Jahr 1795 hindurch gegen Oeſterreichs Uebermacht unter dem Feldherrn Devins. Am Var-Strom, an den Ufern des Mittelmeers, auf Genua's Küſten, wehrte er das Eindringen des Feindes ab, der Frankreichs Süden bedrohte. Doch bald erſchien ein Jüngling, größer als er, der auf den gleichen Schlachtfeldern ſich eine neue Armee ſchuf, und im Laufe des Jahres 1796 Oeſterreichs Macht und Herrſchaft in Italien endete. Dieſer Jüngling war Napoleon Bonaparte. Kellermann bekleidet das Kommando

Digitized by Google

der Alpenarmee, bis dieſe durch Bonaparte's Siege entbehrlich ward. Dann ging er nach Paris, ſetzte Lyon in Belagerungsſtand, organiſirte die Gendarmerie, ward Mitglied des Kriegs-Bureau beim Vollziehungs-Direktorium, trat unter Bonaparte's Konſulat in den Erhaltungsſenat, deſſen Präſident er den 2 Aug. 1801 ward, dann in die Reihe der Marſchälle, ausgeſtattet mit der Senatorie von Colmar.

(Die Fortſetzung folgt.)

Stoff zu Parallelen.

Eine Welteroberung aus Nothwehr.

Dem Livius zufolge, eroberten die Römer bloß — — aus Nothwehr. Mancher alte, gloſſirende Hiſtoriker mag über dieſen Gedanken geläſchelt haben, und doch enthielt er eine große politiſche Wahrheit.

Variétäten.

Aus Italien.

— * Rom, 1 April. Von der heiligen Charwoche weiß ich Ihnen nur zu ſagen, daß viele Deutſche und Ruſſen ſich eingefunden hatten und alles ſeinen gewöhnlichen Gang ging, abgerechnet daß der Papſt Monte Cavallo nicht verließ, und daß keine Kreuzbeleuchtung war.

Deſto mehr illuminirte man an des Papſtes Krönungstage. Von der Porta del Popolo an bis Trans Tevere war alles glänzend und verkehrt. Die ärmſten Leute ſetzten ihre Lämpchen aus, und waren ſtolz darauf, das Feſt des geliebten Vaters und Fürſten feiern zu können. Von allen Lippen tönte der Wunſch: „Der Himmel erhalte uns lange den heiligen Vater!“ —

Die Franzoſen feierten den Feiertag des römiſchen Volkes mit. Der General Miollis ſelbſt ſetzte Lichter aus; eben ſo die franzöſiſche Akademie. Am folgenden Tage wurde die Sache wiederholt; und viele Schwärmer flogen in die Luft.

Vor einiger Zeit erhielt der heilige Vater ein Geſchenk von prieſterlichen Kleidungen, Mitren und altem Zahbehör; es iſt alles ſehr koſtbar. Das Geſchenk, hieß es, kam von einem Fremden, man hat aber nie beſtimmt erfahren, von wem? — — Sonſt iſt alles hier ruhig, und, bis auf die Kolonialwaaren, wohlfeil.

— Ein neapolitaniſcher Chymiker hat in dem *Monitore di Napoli* über die neueſten Ausleerungen des Vezuvs folgende Bemerkungen eingerückt:

„Der Veſuv fährt fort, brennende Materien auszuwerfen, doch mit geringerer Kraft. Was dabei etwa merkwürdig ſein mag, iſt, daß er ſalzſaures Gas und in ungeheurer Menge entwickelt. Dieſe alſo verlängerten vulkaniſchen Paroxismen ſind ein bündiger Beweis, daß der Veſuv noch nicht ſo nahe daran iſt, zu erlöſchen, wie man wohl glaubt. Solch ein Glaube beträndet ſich aber doch nur auf die Berechnung der enormen Maſſen, die ſchon ausgeſpien ſind; man meint, die innern Theile des Berges müßten ſchon ganz ausgeleert ſein. Wenn aber ſolch ein Grund gelten, und unterirrdiſche Ausböhlungen vorhanden ſein ſollten, die den vulkaniſchen Erruptionen entſprächen: ſo müßte man annehmen, Italien, beſonders Neapel und Sizilien, ſchwebten über einem unermeßlichen Gewölbe, deſſen Ausdehnung und Tiefe ſelbſt die kühnſte Einbildungskraft erſchrecken würde, vorzüglich, wenn man daran denkt, daß nur ganz kleine Vulkane im Innern Frankreichs, nach dem Kalkul des Hrn. Faujas, bis jetzt 72 Billionen Kubikmeter Lava ausgeſtoßen haben. Man hat demnach wohl ehrr Recht, anzunehmen, daß die Natur, durch beſtändigen Kreislauf, im Verhältniß wieder erſetzt, was ſie verzehrt, indem ſie, wie Patrin und tauſend Thatſachen beweiſen, ſolide Körper in Gasgeſtalt verflüchtigt, und Gasarten in ihren Urzuſtand wieder zurückkehren.“

Aus Frankreich.

— Der Tod des Malers Vien im vorigen Monat, welchen alle Journale Frankreichs meldeten, wurde auch in einer Sitzung des Inſtituts zu Paris feierlich betrauert.

Vien, den man als den Vater der neuen franzöſiſchen Schule ehrt, war den 18 Juni 1716 geboren, und empfing in ſeiner Vaterſtadt Montpellier den erſten Unterricht in ſeiner Kunſt. Erſt im Jahre 1741 kam er nach Paris. Hier fand er die Malerei faſt ganz entartet. Das Studium der Natur und Antiken war vergeſſen; man malte nach Willkühr, aus dem Gedächtniß, aus der Fantaſie. Vien kehrte zum Studium der Natur zurück, entzückte durch ſeine Darſtellungen Wahrheit, und gab dem verwilderten Geſchmack die wohlthätige Reinheit. Dann begab er ſich nach Rom, und bildete ſich unter den Alterthums Meiſterwerken zur Vollendung aus. Die Zahl ſeiner Arbeiten iſt unüberſehbar, und er gab ſie oft um Spottpreiſe weg. Man hätte von ihm ſagen können, er dachte mehr daran, etwas zu malen, als etwas zu leben zu haben. In Rom verfertigte er auch ſein köſtliches Bild, den Ecce mien, das jetzt in der Gallerie des Senates ſteht.

Bei ſeiner Heimkunft in Paris errichtete er eine Malerſchule, die von 1750 bis 1775 eine Dauer von 25 Jahren hatte, und die franzöſiſchen Künſtler zum beſſern Geſchmack zurückführte. Die Menge ſeiner Schüler, unter welchen Meiſter erſten Ranges glänzen, iſt unzählbar. Die Regierung ernannte ihn 1777 zum Direktor der Eleven, die auf Staatskoſten nach Rom gingen, ihre Talente zu entwickeln; im Jahre 1775 zum Direktor der franzöſiſchen Akademie zu Rom und beehrte ihn mit dem St. Michaels-Orden.

Er war ſchon ſechsſigjährig, als er wieder in ſein Vaterland zurückkam, wo ihn Ludwig der Sechzehnte zu ſeinem erſten Maler machte. Durch die Revolution verlor er ſeine Stelle und beträchtlich an ſeinem Vermögen. Nach derſelben ward er Mitglied des Erhaltungsſenats; eine Wahl, die den nicht weniger ehrte, der ſie machte, als den, welchen ſie traf.

Noch im ſpäteſten Alter blieb er der Kunſt treu. Sein Genius ſchien ſich nur zu verjungen. Den Abſchied Hektors und Andromache's malte er im ſiebenundſiebenzigſten, Heinen vom Aeneas verfolgt, in ſeinem ſiebenundachtzigſten Jahre. Im neunzigſten Jahre malte er Blumen; ſechs Monate vor ſeinem Tode nur ländliche Szenen, voll idylliſcher Schönheit und Ruhe. Er ſtarb ohne Krankheit, ohne Schmerzen. Sein Tod war wie der heitere Sonnenuntergang eines angenehmen Tages.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch. — Nro. 31. — den 19 April 1809.

Neuestes in Canova's Werkstatt.

Rom, 11 April 1809.

Canova's Werkstatt gleicht einer Zauberkammer, wo immer Neues hervorgehet, und das Auge gefesselt wird, und die Sehnsucht des Pygmalion immer neu erwacht. — Wie schön ist die neueste Hebe! Die Hebe mit fliehendem, rundum sich drehenden Gewand ging nach Paris; diese soll nach Rußland gehen. Eine unbeschreibliche Jugend ist in dem Gesichte. Ihr Anblick reißt uns Leben hinein!

Mit Eifer wird an der groß-kolossalen Figur Italia's, die über Alfieri trauert, gearbeitet. Das Gesicht Italia's ist schön wie Italia, und von Italien trennt sich niemand gern, der Italien kennt.

In einem Basrelief hat der Künstler seinem eigenen Herzen ein Monument gesetzt. Eine weinende Muse — die Dankbarkeit, Erinnerung oder Freundschaft — trauert vor der Büste eines edlen Venetianers Jos. Falari, der Canova's Talent zuerst bemerkte und ihn großmüthig unterstützte. Er starb im 99 Jahre seines Alters.

In einem andern Basrelief ist ebenfalls eine trauernde weibliche Gestalt; Wappen und Schild des Prinzen von Orange — er starb als Geflüchteter in Florenz — schweben über ihr. Vor ihr steht ein Cornu Copiae ganz einfach voll Blumen.

Aus dem Marmor geht hervor, Luzians Gemahlin als Muse mit der Leier. Es ist bis dahin ein schöner Körper, der die Psyche erwartet. Gewiß wird diese Arbeit eine vorzügliche werden.

Vollendet in Marmor, und als Triumph von Canova's Kunst, ist zu sehen Paulina Borghese. Man sieht in dem geistvollen und zugleich so weiblichen Gesichte die Züge der Bonapartischen Familie. Die Gestalt sitzt, nackt, doch um die Hüften nachlässig mit einem Gewand bedeckt, auf einem Sopha. Die Rechte stützt auf zwei über einander gelegten Kissen. Die Linke hält eine Frucht in der Hand. Wie reizend diese wirklich im antiken Geist gedachte Figur behandelt ist, läßt sich nicht beschreiben. Es ist Grazie in der ganzen Bewegung. Der Kopf, der Rücken sind schön; Hände und Füße sind wie den Grazien selbst abgesehen, und mit einer Meisterkunst behandelt, wie man sie an den Werken der besten Alten zu sehen gewohnt ist. Canova's Marmorarbeiten dürfen sich als solche gewiß nicht schämen, auch neben den Alten zu stehen. — Das Ganze gewährt den Eindruck, wie wenn man keine Statue, sondern lebendigen, weichen elastischen Körper auf seidenem Sopha sähe; an Stein denkt man nur, wenn man ganz nahe hinzutritt.

Sein neuestes Model ist das der Prinzessin Leopoldine Esterhazy, vermählte Lichtenstein. Diese im modern antiken Gewand mit einem Zeichnungs-Portefeuille sitzende, in der Rechten ein Crayon haltende Figur ist liebenswürdig in Ansehung des Ausdrucks, wie geistvoll in der Idee. Man fühlt gleich, welches das wahre Fach Canova's ist. Sein Herkules und Lykas, sein Hektor und andere Heldenkolosse, machen Effekt in den Studien; aber man sieht sie nur mit halbem Auge, um die Grazien, Musen und die Kinder der Liebe ganz zu sehen.

G.

Die ersten Herzoge des französischen Reiches.

7.

Der Herzog von Montebello.

Der Reichsmarschall Lannes, aus dem südlichen Frankreich stammend, einer von Napoleons beständigen Begleitern auf den Feldern der Ehre, ergriff als Jüngling das Gewehr des gemeinen Soldaten, im Vertrauen auf seinen Muth, sein Glück und Talent. Er irrte nicht. Im Jahre 1795 erschien er als Adjutant bei der Pariser Nationalgarde. Damals lernte ihn ein anderer General kennen, dessen Name noch so dunkel war, als der seinige. Dieser Unbekannte war Bonaparte, welchen Barras angestellt hatte, den royalistischen Aufruhr der Pariser Sektionen im Oktober 1795 zu dämpfen; die erste ruhmwürdige Handlung des beginnenden Helden, dessen Klugheit den Empörern Schrecken einzuflößen wußte, ohne Bürgerblut zu verschwenden.

Bonaparte, der wenige Monate später nach Italien ging, um den Befehl über eine desorganisirte Armee gegen die geübtesten Truppen und erfahrensten Feldherrn des Hauses Oesterreich zu nehmen, ließ sich auch durch Lannes dahin begleiten, der nun unter ihm als Brigadegeneral dienen mußte. Wer kennt nicht diesen unvergeßlichen Feldzug, das furchtbare Lehrstück Napoleon Bonaparte's?

Lannes glänzte überall da vor den Augen seines großen Anführers, wo die Gefahr am größesten war. Beim Uebergang über den Po (7 Mai 1796) war's Lannes, dessen Fuß zu allererst das feindliche Ufer betrat, und der durch seinen alles zermalmenden Muth die Schlacht bei Fombio gewinnen half. In der Riesenschlacht von Arcole war Lannes an der Spitze der Sieger, bis er blutend unter seinen Wunden hinsank. So ward Italien in den Jahren 1796 und 1797 die Bühne seines Kriegeruhms. Doch Italien blieb es nicht allein; denn auch bei den Pyramiden Aegyptens, in den Sandwüsten Syriens und vor St. Jean d'Acre focht er an Bonaparte's Seite, den er hernach über das Mittelmeer zum vaterländischen Gestade von Frejus zurückbegleitete.

An jenem denkwürdigen Tage (9 Nov. 1799), da der Eroberer von Italien und Aegypten die schlaffe Direktorialgewalt Frankreichs auflöste, übernahm Lannes zur Unterstützung seines erhabenen Freundes den wichtigen Posten bei den Tuilerien; dann jenen im Saale des Rath's der Alten. Das Werk war gelungen. Bonaparte übte diktatorische Macht, und Lannes ging, von ihm gesendet, in das südliche Frankreich, um die Faktionen der Jakobiner und Royalisten im Zaum zu halten.

Doch den ersten Konsul erwartete das Schlachtfeld von Marengo. Lannes, jetzt Generalinspektor der Konsulargarden, eilte mit der Reservearmee über die Alpen, bemächtigte sich am 16 Mai 1800 der Stadt Aosta, zog am 5 Juni über den Po, und traf bei Montebello auf den österreichischen General Ott, der dem greisen Melas zu Hülfe zu eilen gedachte. Ott wurde am 9 Juni geschlagen. Der Sieg von Montebello, das Vorspiel von der Schlacht bei Marengo, war vorzüglich Lannes Werk, und sein Herzogstitel nimmt von ihm seinen schönsten Glanz. Schon damals war es, daß der erste Konsul ihm einen Ehrensäbel weihte.

Nach Italiens Wiedereroberung ging Lannes in die diplomatische Bahn über. Als französischer bevollmächtigter Minister lebte er in den Jahren 1802 und 1803 am ehmaligen Hofe von Lissabon, und im folgenden Jahre erhob ihn sein kaiserlicher Freund in die kleine Zahl der Marschälle seines Reichs. — Noch in allzufrischen Andenken stehen seine Thaten, die er im Kriege gegen Oesterreich verrichtete, da er das Gefecht bei Wertingen entschied, die Eroberung von Ulm mit bewirken half, besonders den Sieg bei Hollabrunn durch einen mörderischen Kavallerieangriff erzwang, und in den Blutfeldern von Austerlitz zu den vorzüglichsten Helden gezählt ward; — oder da Preußen den ungleichen Kampf begann, und Lannes den Sieg von Jena erringen half, Spandau im Vorüberflug nahm, die Russen bei Pultusk (26 Dez. 1806) schlug im Innern Polens, dann wieder bei Weichselmünde (15 Mai 1807), da Kamenskoi zum Entsatz Danzigs eilen wollte.

8.

Der Herzog von Danzig.

Den Abriß des thatenvollen Lebens vom Reichsmarschall Franz Joseph Lefebvre, der ich wieder zur Eroberung Spaniens so ruhmvoll mitwirkte, hat schon ein früherer Jahrgang dieser Zeitschrift (Jahrg. 1807, Nr. 53) mitgetheilt, auf den wir zurückweisen.

9.

Der Herzog von Rivoli.

Unter den jetzigen Feldherrn Napoleons gibt die öffentliche Meinung dem Reichsmarschall Massena den ersten Rang, ihm, den der größte Meister heutiger Kriegskunst selbst und lange schon das Schoßkind des Sieges (l'enfant chéri de la victoire) geheißen hat.

Geboren in der Grafschaft Nizza, stand dieser berühmte Mann, beim Ausbruch der französischen Revolution, noch als Unteroffizier unter den sardinischen Truppen. Als aber die Soldaten der neuen Republik einmal den Mont-Cenis überstiegen hatten, gesellte er sich zu ihnen, um seinen überlegenen Talenten einen freiern Spielraum zu gewinnen, wo keine Hofintrigue, kein Geburtsadel ihn mehr beengten. Sein Muth, den keine Gefahr erschütterte, seine Einsicht, die ihn eines größern Wirkungskreises werth machte, wurden bald und laut anerkannt. Er ward Oberoffizier, und im Jahre 1793 stand er schon als General an der Spitze einer republikanischen Brigade.

Hier, ohne Meister, lernte er in kleinen Gefechten vom Kriege den Krieg. Er schlug die Piemontesen bei Castel-Genefte (24 Nov. 1793) nach Figaretto weg; zerstreute bei Ponte di Neva ein Korps Oesterreicher, bemeisterte sich Ormea's, und trug das meiste zum Siege bei Saorgio bei. Diese Thaten im April 1794 erhoben ihn zur Würde des Divisionsgenerals, eine Würde, die er durch manchen Sieg noch ehrte, bis Napoleon Bonaparte (1796) des italienischen Heeres Oberbefehlshaberschaft empfing. Jetzt ging sein Ruhm mit dem Ruhm Bonaparte's durch die Welt. Wollten wir Massena's Thaten in Bonaparte's zwei ersten italienischen Feldzügen erzählen, so würden wir uns entschließen müssen, des Krieges ganze Geschichte von den Schlachten bei Montenotte, Millesimo und Lodi bis zur Schlacht bei Rivoli, welche Alvinzi's Heer und Mantua's Widerstand vernichtete, und bis zu den Kämpfen in den Gebirgen von Tarvis und Klagenfurth zu liefern. Massena war Bonaparte's tapferster Gehilfe überall; darum stürzte sich bei Lonato der

Digitized by Google

Oberbefehlshaber nicht vergebens in das dicke Gewühl des Kampfes, um den allzukühnen Helden zu retten, der, von den österreichischen Kolonnen schon faſt ganz umzingelt, in ihre Gefangenſchaft zu fallen Gefahr lief. Auch war es Maſſena, den Bonaparte im April 1797 nach Wien ſandte, die Friedensunterhandlungen zu beenden, und dann nach Paris, ſie ratifizieren zu laſſen.

Maſſena wurde mit Triumph, ſeines Ruhmes würdig, in der Hauptſtadt empfangen, und Paris feierte ihm glänzende Feſte. Auch blieb er, da Bonaparte im fernen Afrika focht, nebſt Moreau, Frankreichs einzige Hoffnung. Zwar hatte er bisher nur als Diviſionsgeneral diejenigen Talente entwickeln können, die zur glücklichen Ausführung großer Entwürfe gehören; aber im Feldzuge von 1799 bewies er in der Schweiz als Oberbefehlshaber, durch die glanzvolle Eröffnung des Krieges, durch den glorreichen Rückzug vom Bodenſee bis zum Albis, dann durch den ewig denkwürdigen Tag bei Zürich und durch die Vernichtung der Ruſſen in den Alpen, daß er werth ſei, neben den größten Feldherrn ſeines Jahrhunderts zu erſcheinen. — Jourdan war geſchlagen, Italien damals verloren — Maſſena rettete Frankreich durch ſeine Siege.

Als er die helvetiſchen und rhätiſchen Alpen wieder erobert hatte, ſandte ihn das franzöſiſche Vollziehungsdirektorium nach Italien, dieſen erſten Schauplatz ſeiner Heldenthaten den öſterreichiſchen Waffen noch einmal zu entreiſſen. Es war im Jahre 1800. Er kam in die Felder ſeines Ruhms, aber ſiegreich wehten die Fahnen der Deutſchen über alle. Er ſuchte ſeine Armee, die er anführen ſollte, aber fand nur einen ſchwachen Haufen Soldaten, die, von Frankreichs elender Direktorial-Regierung vergeſſen, verzweifelt daſtanden, ohne Geld, ohne Lebensmittel, ohne Munition, und ihnen gegenüber den Feldherrn Melas an der Spitze einer furchtbaren Uebermacht. — Maſſena feſſelte mit ſeiner Handvoll Mannſchaft plötzlich die Fortſchritte der öſterreichiſchen Waffen. Seine Vertheidigung Genua's mit ſo geringen Truppen, die ein zuchtloſes Volk im Zaum halten, und mit allen Entbehrungen, mit dem Hunger ſelbſt, kämpfen mußten, hat nicht weniger die Bewunderung der Zeitgenoſſen, als ſein gigantiſcher Heerſtreit bei Zürich erregt. „General,“ ſo ſchrieb ihm Melas zu, „das Glück hat dieſmal Ihren Heldenmuth nicht begünſtigt, der für ſich allein genug iſt, Sie der Hochachtung der Welt würdig zu machen. Mit einer Handvoll Leute müſſen Sie endlich meiner Macht unterliegen, — Sie werden fallen, und mit Ehren. Aber opfern Sie den Ruhm, ſich bis zum letzten Blutstropfen vertheidigt zu haben, der Menſchlichkeit und der Bewunderung auf, die Ihnen niemand verſagen kann. Ich biete Ihnen die ehrenvollſte Kapitulation an.“

Erſt zehn Tage vor der Schlacht von Marengo nahm Maſſena dieſe Kapitulation an, und zehn Tage ſpäter war die bisher ſiegende Armee Oeſterreichs vernichtet, und der Konſul Bonaparte, der nach Paris zurückeilte, übergab dem Vertheidiger von Genua den Oberbefehl der Armee.

Doch der nach der Schlacht von Hohenlinden mit Oeſterreich geſchloſſene Friede gab dem Feldherrn bald Waffenruhe, während welcher ihn der Vorſchlag des Wahlkorps vom Seine-Departement in die Reihen der Geſetzgeber, und die lohnende Huld des Kaiſers der Franzoſen in die Reihen der Reichsmarſchälle ſtellte.

Erſt im Spätjahre 1805, da der Krieg mit Oeſterreich wieder begann, und Napoleon bei Ulm und Auſterlitz focht, lebte Maſſena wieder unter dem vertrauten Geräuſch der Waffen. Er führte in Italien den Oberbefehl der Armee, die das Heer des Erzherzogs Karl beobachtete, und verfolgte es bis in das Innere Oeſterreichs, da Karl durch das Unglück der deutſchen Waffen in Franken und Baiern zum Rückzug gezwungen war. Maſſena war ohne Gelegenheit geblieben, den Feldzug mit einer großen That zu bezeichnen. Der Friede von Preßburg war zu ſchnell herbeigeeilt. Der Feldherr begleitete nun den Prinzen Joſeph, des Kaiſers Bruder, an der Spitze des Heers gen Neapel, und eroberte ihm ein ſchwach vertheidigtes Königreich.

Von Neapel dumeg rief ihn Napoleon in das Innere Polens, als der Kaiſer jenſeits der Weichſel ſeine Adler durch eine Reihe von Siegen den Grenzen Rußlands entgegenführte. Maſſena, neuer Thaten, neuer Lorbeern begierig, als hätte er noch keine geſammelt, eilte im Fluge durch Europa, den rechten Flügel der weitgedehnten franzöſiſchen Heeresmacht zu befeſtigen. Ihm gegenüber ſtanden die Ruſſen, verſtärkt von Nationen Aſiens, hinter unüberſteigbaren Reihen aufgeworfener Schanzen, die ſie ſelbſt für unüberwindlich achteten. Nicht ſo Maſſena. Am 12 Juni 1807 erſtürmte er die Linien bei Oſtrolenka. Schon im Begriff, ſeinen Sieg zu verfolgen, machte der Friede von Tilſit dem blutigen Kampf ein Ende.

Aus Polens Steppen ging der Herzog von Rivoli (nicht Zürich, nicht Genua, ſondern eine der erſten Blüten aus dem italieniſchen Thatenkranze mußte ſeine Herzogswürde zieren) über die Pyrenäen. Noch erzählen die Tagebücher von den Thaten, die er jenſeits des Ebro gethan, und ſchon geht er wieder über deutſchem Boden.

10.

Der Herzog von Conegliano.

Schon vor der Revolution hatte der jetzige Reichsmarſchall Moncey, aus einer achtungswürdigen Familie der Franche-Comté ſtammend, Oberoffiziersſtellen beim franzöſiſchen Militär bekleidet, und ſich die Achtung ſeiner Waffengenoſſen und Obern erworben. Nach dem Ausbruche der Revolution blieb er den Fahnen ſeines Vaterlandes getreu, und zeichnete ſich als Diviſionsgeneral bei der Weſtpyrenäenarmee gegen die Spanier ſo vortheilhaft aus, daß er ſchon im Jahre 1794 den Oberbefehl dieſes Heeres empfing.

Der tapfere und einſichtsvolle General Dugommier hatte die erſten Siege der ſpaniſchen Armeen ſchon in manchem glücklichen Treffen verdunkelt, bis er am 17 Nov. 1794 unter den Mauern von St. Sebaſtian auf dem Schlachtfelde ſtarb. Aber was er begonnen, vollendete der weiſe Moncey mit noch größerm Glück. Er drang tief in Navarra und Biscaya vor, nachdem er die ſpaniſche Macht in Katalonien und den 17 Juli 1795 bei Irzurum geſchlagen hatte. Guipuscoa, Alava, Biscaya und Navarra waren bereit, den Thron von Kaſtilien zu verlaſſen und ſich mit Frankreich zu vereinigen. Beſorgt ſandte der Monarch von Spanien den Marquis d'Iranda dem Sieger entgegen, und unterhandelte mit ihm den Frieden zu St. Sebaſtian, der nachmals zu Baſel beſtimmt abgeſchloſſen ward.

Von den Pyrenäen ward Moncey an den Rhein verſetzt, wo er einige Zeit lang, während des Jahres 1796, als Diviſionsgeneral diente; dann nach Italien, wo er als Generallieutenant ein beſonderes Armeekorps befehligte. Der erſte Konſul ſchätzte dieſen ehrwürdigen Krieger iederzeit hoch, der vor der Schlacht kühle Beſonnenheit und ſchon gereifte Erfahrungen, in der

Digitized by Google

Schlacht den ruhigen Muth der Siegesgewißheit, nach der Schlacht die edelste Menschlichkeit zeigt. *) Nicht vergebens fiel auf ihn im Jahre 1799 die Wahl der Konsuln, da sie ihm das wichtige Kommando des aus den Schreckenszeiten her halb verheerten Lyons übertrugen. Sein Ernst und seine Humanität waren gleich geschickt den Böswilligen zu schrecken, wie des guten Bürgers Vertrauen zu gewinnen oder den Unglücklichen zu trösten. Doch nicht lange blieb er den Lyonesen. Napoleon Bonaparte zog zur Wiedereroberung Italiens über die Alpen, und Moncey führte zu gleichem Zweck um Frühjahr 1800 ein Armeekorps von 16,000 Mann über den St. Gotthardsberg, reinigte die italienische Schweiz von österreichischen Truppen, und zog in Mailand ein, wenige Tage vor der Schlacht von Marengo. Die erschütternden Folgen dieser Vertilgungsschlacht hatten im Lauf des Feldzuges fast alle übrige Waffenthaten auf italienischem Boden entbehrlich gemacht.

Im Sommer 1801 kehrte Moncey nach Frankreich zurück, wo er zum ersten Generalinspektor der National-Gendarmerie, dann zum Kandidat des Erhaltungssenats, endlich zum Marschall des Reichs ernannt ward.

Als Herzog von Conegliano (ein Name, der an seinen Muth in der Torviser Mark, im zweiten italienischen Feldzuge Napoleon Bonaparte's, mahnt) hörten wir von seinen glücklichen Waffenzügen jenseits der Pyrenäen.

*) Auch ich kenne diesen trefflichen Feldherrn so kennen, da ich ihn im Mai des Jahres 1800, als berathschlagtester Kommissär der helvetischen Regierung, über den Gotthard nach Mailand zu begleiten hatte. Anm. des Herausgebers.

Varietäten.

Aus der Schweiz.

— * Die *Société d'Agriculture* zu Paris wünscht von den Fellenbergischen Ackergeräthschaften die vollständigste Sammlung zu erhalten. In dem Schreiben vom Minister des Innern, welches deßhalb an Hrn. Fellenberg kam, sagt dieser einsichtsvolle Staatsmann unter anderm: „Ich kann nur die Widerwärtigkeiten wohl denken, die Sie erdulden mußten, oder Ihnen noch warten. Alle neue Ideen, mögen sie noch so weise sein, treffen Vorurtheile, und ein Gefühl irgend eines Nedes beleidigt die Erfinder. Es wendet jeder die Erfindungen und Ihren Nutzen auf seine Oertlichkeit an, und entsprechen sie nicht in allen Verhältnissen, so verwerfet man dem Erfinder alles Zutrauen. Ohne Zweifel kann das System der Hofwiler Kultur nicht überall gleich vortheilhaft sein, aber was mir darin für jedes Land gut zu sein scheint, ist die moralische Konstitution, ist die strenge Ordnung der Methoden, die Sie bei ihren Arbeitern eingeführt haben" u. s. w.

In mehr als einer Hinsicht leidenswürdig ist das Hrn. Schaffolds „Berichtigung des helvetischen National-Rapports über die landwirthschaftlichen Anstalten des Hrn. Fellenberg (Erlangen, bei Heyder und Zimmer, 1809). Wer den eidsgenössischen Nationalbericht über Hofwil anlesen hat, muß auch diese Berichtigungen lesen, indem sie manches Verlesen von Belang und sehr wichtige Mißverstehungen eben so unwiderleglich als gründlich darsetzhan haben. Das läßt sich sehr leicht schon dadurch erklären, daß sich die eidsgenössische Kommission nur vierzehn Tage, Hr. Schaffold über sechs Monate in Hofwil aufgehalten hat. Dieser talentvolle Oekonom, dessen Gegenwart in Hofwil ein Beweis von dem Interesse ist, mit welchem Se. Maj. der König von Würtemberg diesem Gegenstande zuwenden beliebt, verräth eben so viele Kenntnisse in der gewöhnlichen Berner, als Hofwiler Landwirthschaft, und einen eben so umfassenden Blick, als tiefes Eindringen. Die Vergleichungen zwischen der Berner und der Hofwiler Wirthschaft sind unsemein belehrend. Sie mißt in allen gegebenen Umständen der ersteren einen Ertrag von 17 3/5 Mas Körnern und von 25 Zentnern Futter bei, wo die letztere 54 3/4 Mas Körner und 64 3/4 Zentner Futter abtragen muß. Aber auch in dieser Angabe scheint sie, was Hofwil betrifft, noch unter der Wahrheit zu stehen.

Die durch Thaer bekannt gewordene Schrift Hofmanns über Hofwil enthält viel Unrichtiges mit Wahrem vermischt, ja sogar auffallende Ungereimtheiten. Vermuthlich wird Fellenberg Korrespondenz mit Thaer, in dessen Annalen, nächstens darüber Licht verbreiten.

— * Der Bergbau im K. Graubünden wird mit Eifer betrieben. Seit einiger Zeit hat man selbst gediegen Gold-, Arsenikkies und Kupfernickel gefunden. Der Hr. Landammann Karl Ulysses v. Salis-Marschlins macht sich in dieser Hinsicht durch seine Thätigkeit besonders um ein Gebirgsland verdient, das noch so sehr an inländischem Kunstfleiß arm ist. Interessante Thatsachen zur Geschichte des Bergbaues von Bünden befinden sich von ihm im zweiten Jahrgang S. 252 und im dritten Jahrgang S. 173 der von ihm redigirten Zeitschrift: der neue Sammler.

Hr. Bergrath von Tscharner aus Beern hat so eben einen Bericht über den Bergbau am Silberberge in der bündnischen Landschaft Davos gegeben, der durch den Druck bekannt worden ist. Ein bedeutes Kalksteinlager enthält ein Erzlager von 4—5 Fuß Mächtigkeit, aus Bleiglanz und Blende bestehend, welches ein gleichschmützes Nebenlager des Erzgeschwanzes hier mehr, als bei irgend einer andern Bergstätte, anzuhalten scheint. Bleiglanz und Blende haben gewöhnlich 3/4 — 1 Loth Silber. Die seltenen Vortheile, welche sich bei diesem Bergwerke zum Besten der Unternehmer vereinigen, werden das Werk ohne Zweifel in kurzer Zeit sehr erheben. — Wir wüßten zu wünschen, des Hrn. von Tscharners Wunsch möchte bald erfüllt werden, daß der Kanton Bünden endlich auch einmal eine Bergwerksordnung und Bergbaupolizeistelle erhalten möchte, ohne welche das öffentliche Zutrauen natürlich fehlen muß.

Aus Frankreich.

— Die Moden schwanken von Extremen zu Extremen; die leitenden Göttinnen derselben sind ja Weiber. Die Tituskopfe waren schon längst ganz verschwunden, wüchse das Haar nur sobald wieder, als die Laune es unter der Scheere fallen ließ. Inzwischen bezeugt man seit einiger Zeit schon häufiger auf den Pariser Promenaden jungen Damen, mit schönen Augen, frischem Teint, beliebtanzen über die Schläfen niederfallenden unzähligen Locken, und das Haar auf der Stirn in vorkommen gleicher Höhlen geschweift. Es sind allerliebste Köpfe. Die Kunst dieser Coeffure scheint darin zu bestehen, daß gar keine Kunst hervorscheint. Man nennt die neue Mode *à l'enfant*; der Name allein schon empfiehlt sie den Damen jedes Alters.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueſte Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 32. — den 22 April 1809.

Wörtliche Ueberſetzung einer im Todtenbuche des Kloſters S. Onofrio befindlichen Nachricht, das Leben und Ende des Torquato Taſſo betreffend.

Folgende aus dem Todtenregiſter des Kloſters Onofrio gezogenen Worte haben zu ihrer Beglaubigung die Veranlaſſung gegeben, daß der General Miollis, ein bekannter Freund der Wiſſenſchaften und namentlich der Dichtkunſt, die Büſte Taſſo's nach einer in der Kloſterbibliothek befindlichen über dem Leichnam gebildeten Büſte, durch einen geſchickten franzöſiſchen Bildhauer Millebomme, zur Aufſtellung in der Rotunda, bearbeiten läßt, wo allerdings ſchon längſt dem Taſſo dieſe Stelle gebühret hätte. Das Modell zu dieſer Arbeit iſt dem Künſtler vorzüglich gerathen (er iſt aus Valenciennes gebürtig, und hat ſich bereits durch eine Statue des Generals Hoche, durch eine Büſte des Generals und eine des Papſtes ausgezeichnet). In dem Modell iſt der Dichter unbekleidet, nach Art der meiſten Antiken. Bei der Ausführung in Marmor wird die Büſte nach dem Koſtüme der Zeit, in welcher Taſſo lebte, mit dem ſpaniſchen Kragen bekleidet.

In dem oben genannten Kloſter bewahrt man noch einen Brief von Taſſo's eigener Hand, ſein Schreibgefäß, eine ſogenannte etruriſche Taſſe, ein Kerdholz, ein Handtuch von Baß, und einige andere Kleinigkeiten.

„Torquato Taſſo, den ſein Genie ſo berühmt gemacht hat, ſtarb in dem Kloſter dieſer Mönche (padri) von S. Onofrio und wurde in dieſer Kirche begraben. Dem geneigten Leſer wird es nicht zuwider ſein, folgende kurze Lebensbeſchreibung, ihn betreffend, zu leſen. — Torquato Taſſo, ein Dichter vom erſten Rang, ein unvergleichlicher Philoſoph und ausgezeichnet in jeder Wiſſenſchaft, war ein Sohn Bernhards Taſſo, eines Bürgers der Stadt Bergamo, der als ein ebenfalls berühmter Dichter, als ein trefflicher Sekretär mehrerer Fürſten (principi) und durch zurückgelaſſene Werke und Schriften der Welt genugſam bekannt iſt.“

„Torquato Taſſo wurde geboren im Jahre des Herrn 1544. Er war in der lateiniſchen und griechiſchen Sprache unterrichtet, und widmete ſich auf Verlangen ſeines Vaters dem Studium der Zwölfgeſetze von Padua; aber da ihn ſeine natürlichen Anlagen zur toskaniſchen Poeſie und zur Philoſophie hinzogen, ſo leuchtete er alsbald mit ſolchem Glanze des Genies hervor, daß er von vielen Fürſten Italiens verlangt wurde und bei jedermann (da tutto il mondo) Bewunderung und Beifall erhielt. Er verweilte lange Zeit am Hofe des Herzogs von Ferrara, wo er ſein Gedicht verfertigte und einen Theil ſeines erhabenen Geiſtes ans Licht förderte. Hierauf machte er verſchiedene Reiſen, und hielt ſich an mehrern Höfen auf. Endlich, nachdem er faſt ganz Italien durchſtrichen hatte, kam er, von ſeinem melancholiſchen Temperament getrieben, dem er ſehr unterworfen war, nach Rom, wo er ſich unter die Protektion des Kardinals Cintius Aldobrandini begab. Zuletzt aber, müde des Hoflebens und des Weltgetümmels, verfügte er ſich im April 1595 in das auf dem Janikulus gelegene Kloſter dieſer Väter von S. Onofrio, um, wie er ſagte, ungeſtörter (con più sicurezza) und andachtsvoller ſich auf den Tod zu bereiten, von dem er eine Vorempfindung zu haben behauptete.“

„Er wurde von diesen Vätern höflich aufgenommen, und in die Zimmer gebracht, welche Zimmer die Loge heißen (detto della loggia) — von welcher Loge man seines Orts ausführlicher reden wird — und hier wurde ihm alles nöthige geschafft. Bald darauf bekam er eine schwere Krankheit, daher wollte er beichten und das heiligste Sakrament des Altars durch den P. Prior dieses Klosters empfangen. Auf das Ersuchen, daß er seinen letzten Willen schriftlich aufzeichnen lassen möchte, äußerte er, wie er in St. Onofrio begraben sein wollte, und hinterließe einige frommte Legate zum Besten seiner Seele, wie dies alles aus dem Archiv der gedachten Väter erhellt. Es wurde selbst, auf sein Begehren, von Sr. Heiligkeit dem Papst Klemens dem Achten der Segen erbeten, der ihm auch reichlich ertheilt wurde, zur Vergebung seiner Sünden. Er hatte auch in den letzten Tagen die heilige und letzte Oelung. Hierauf gab er den Geist dem Schöpfer wieder — indem er sein Kruzifix, das er in der Hand hatte, betrachtete und das heilige Mutterbild (la pietosa stampa) mit christlicher Reue und Andacht küßte, während die andächtigen Monche um ihn her den Rosenkranz beteten — im Jahre 1595 den 25 April, zwischen 11 und 12 Uhr, in dem 51 Jahre seines Alters."

„Sein Leichnam wurde nach der Pfarrkirche Santo Spirito in Sassia gebracht, weil jene Kirche geräumiger und geeignetter zu einem feierlichen Leichenbegängnisse war. — Man legte ihn daselbst auf einen prächtigen Katafalk (Bara) und sein Haupt wurde mit Lorbeern geschmückt. Am Abend aber ward der Leichnam, unter dem größten Zulauf vom Volk und der Geistlichkeit, nach dieser Kirche von St. Onofrio gebracht, wo er ehrenvoll begraben ward beim Hauptaltar. Die erwähnten Väter ließen, zum Gegenzeichen ihrer Achtung, auf einen am Boden hingestellten Stein folgendes Andenken eingraben, wie man es noch dermalen lieset:

D. O. M. TORQVATI. TASSI. OSSA. HIC. IACENT. HOC. NE. NESCIVS. HOSPES. FRATRES. HVIVS. ECCLESIAE. P. P. M. D CI. OBIIT. AO. M. D XCV.

„Der obgenannte Kardinal Cintius Aldobrandini wollte ihm unverzüglich ein kostbares Grabmal errichten lassen, wie es seiner edlen Gesinnung (pietà), seinem Ansehen und den Verdiensten des Torquato Tasso angemessen war; aber der eigene Tod des Kardinals unterbrach die Sache. In der Folge aber errichtete der Kardinal Bonifazius Bevilaqua das Monument, das man gleich beim Eingang in die Kirche zur linken Hand sieht, mit dem wahren Bild des besagten Torquato Tasso."

„Ich F. Ermenegildo Marchioni."

Die ersten Herzoge des französischen Reiches.

11.

Der Herzog von Treviso.

Schon der Jahrgang 1807 Nr. 20 der Miszellen f. d. n. Weltkunde liefert Nachrichten von den Lebensumständen des Marschalls Eduard Mortier, daher wir auf dieselben zurückweisen.

12.

Der Herzog von Elchingen.

Man sehe Nr. 19 vom Jahrgang 1807 dieses Journals, wo eine leichte Skizze vom Leben des Marschalls Ney befindlich ist. Niemanden ist aus der Kriegesgeschichte des Jahres 1805 der Name fremd, mit welchem sein Herzogstitel geschmückt ward. Er erinnert an Ney's Sieg über den General Riese bei dem allgemeinen Angriff auf die Stellungen der Oesterreicher in den Gegenden von Ulm, dessen Erfolg die beschleunigte Kapitulation dieser Stadt wurde.

13.

Der Herzog von Dalmatien.

Auch die Lebensgeschichte des Marschalls Soult ward schon in frühern Blättern dieser Zeitschrift (1807 Nr. 20) skizzirt. Der Krieg in Spanien verherrlichte besonders sein militärisches Genie, wo er zur Ueberwindung der Insurgenten und zur Vertreibung der Engländer am mächtigsten mitwirkte.

14.

Der Herzog von Belluno.

Von den Lebensumständen des Marschalls Victor enthielt der Jahrgang 1807 Nr. 19 schon verschiedene Data.

15.

Der Herzog von Abrantes.

Ueber den Generaloberst Junot lese man die kurze Biographie im Jahrgang 1808 Nr. 4 dieses Journals.

16.

Der Herzog von Ragusa.

Der Generaloberst Vieffe de Marmont, von einer schätzbaren Familie im Departement Cote d'Or (Dijon) stammend, war einer der ersten und treuesten Feldgehilfen Napoleon Bonaparte's. Schon im Feldzuge von 1796 stand er an dieses Feldherrn Seite, als Aide-de-Camp, und lernte den Krieg unter dem Manne, der, vorher nur wissenschaftlich gebildeter Theoretiker, statt des Lehrlings sogleich in der Ausübung den Meister zeigte. — Marmont hatte das Glück, Bonaparte's Achtung und Vertrauen zugleich zu gewinnen. Dieser gebrauchte ihn daher in den allerverschiedensten Angelegenheiten, und nie ohne Ruhm. Bald richtete Marmont im Schlachtgewühl die Artillerie, bald führte er ganze Kolonnen siegend ins Feuer. Sein General wollte ihn ehren. Darum mußte es Marmont sein, der im Sept. 1796 dem Vollziehungs-Direktorium die Trophäen des ersten Bonaparte'schen Feldzuges, 27 eroberte Fahnen, die Frucht eines vierzehntägigen blutigen Kampfs, überbrachte. Aber er kehrte bald zur Armee wieder heim, wo der Eroberer Italiens nun beschäftigt war, aus den verlornen Provinzen des Hauses Habsburg eine Konfoderation neuer Republiken zu formen. Marmont trug dem cispadanischen Kongreß die Hauptartikel vor, welche die Einrichtung und Installation der neuen Regierung bezweckten.

Als der Italiker nach Aegypten segelte, blieb Marmont an seiner Seite, und stritt neben ihm in den Feldzügen von

Digitized by Google

Afrika und Asien. Schon bei der Eroberung von Malta hatte sich Marmont so glänzend ausgezeichnet, daß er die Würde eines Generals der Artillerie verdiente, die er empfing. Zu Malta war er es, der an der Spitze der neunzehnten Halbbrigade die Ordensfahne der Malteser wegnahm.

Eben so treu diente er seinem General am letzten Tage der französischen Revolution. Der erste Konsul übergab ihm damals sogleich das Kommando des wichtigen Postens der Militärschule, dann des Artilleriekorps der Hauptstadt, und machte ihn noch im gleichen Jahre (1799) zum Staatsrath bei der Kriegssektion. — Man sah ihn im Anfange des folgenden Jahres in Holland das Ansehen von einigen Millionen negoziren, und eben so schnell wieder als Oberbefehlshaber der Artillerie bei der Reserve-Armee in Italien, in der Eigenschaft eines Artillerie-Divisionsgenerals.

Nach so vielen und wunderbaren Siegesthaten bereitete Napoleon Bonaparte seinen Tapfern eben so ruhmvolle Belohnungen vor, und Marmont ward ausersehen, dem gesetzgebenden Korps den Entwurf zur Bildung einer Ehrenlegion vorzutragen. Es geschah im Mai 1802. Er selbst war ja einer der würdigsten, den vaterländischen Orden zu tragen; auch schmückte ihn das rothe Band bald. Im Jahre 1804 empfing er den Oberbefehl der gallo-batavischen Armee; ein Jahr nachher die Würde eines Generaloberſten der Jäger zu Pferd.

Seine Theilnahme an dem Feldzuge des Spätjahres 1805 gegen Oesterreich ist bekannt; bekannt, wie er durch die Klugheit seiner Positionen und durch die Kühnheit seiner Manöuvres vorzüglich den Fall Ulms beschleunigte, hernach die Oesterreicher bei Weyer (8 Nov.) dann bei Leoben (13 Nov.) schlug, und sich vom ganzen Steiermark Meister machte u. s. w.

17.

Der Herzog von Vicenza.

Der kaiserliche Oberstallmeister Caulaincourt ist der Sohn des Marquis de Caulaincourt, welcher vor der Revolution Marechal-de-Camp der königlichen Armeen war, während der Revolution in tiefster Zurückgezogenheit lebte, nach dem 18 Brumaire durch die Hand des ersten Konsuls zum Grade eines Divisionsgenerals erhoben wurde, und in den Erhaltungssenat eintrat.

Sein Sohn, nun Herzog von Vicenza, diente bald nach dem Ausbruch der Revolution als Offizier bei den Truppen der Republik, wo er durch hervorstechende Tapferkeit und kluges Verfahren Oberst eines Dragonerregiments, und endlich Aide-de-Camp des ersten Konsuls wurde. Sein Name ist aus einer Reihe diplomatischer Missionen bekannt worden. Die Expedition nach Ettenheim zur Aufhebung des Herzogs von Engdien ward durch ihn mit vieler Vorsicht geleitet. Am ersten Februar 1805 ehrte ihn Napoleon mit der Würde eines Grand-Ecuyer de France.

18.

Der Herzog von Friaul.

Duroc, Großmarschall des Palastes, Sohn eines Notars zu Pont a Mousson, hat sich gleich sehr durch sein Schwerd in der Schlacht, wie durch seine Gewandtheit in diplomatischen Verhandlungen, um Kaiser und Vaterland verdient gemacht.

Vermuthlich von seinen Eltern den Rechtswissenschaften geweiht, entriß die erste Requisition der revolutionären Regierung den talentvollen und liebenswürdigen Jüngling seinen Studien. Mit der Flinte zog er den Grenzen entgegen; aber seine Geistesbildung, sein persönlicher Muth erhoben ihn schnell zu höhern militärischen Stufen. Erst als Aide-de-Camp Bonaparte's, dann als Brigadechef, zeichnete er sich besonders am 19 März 1797 beim Uebergang über den Isonzo aus. Hier stredte Erzherzog Karl vergebens, den Eroberer Italiens vom Innern der österreichischen Erbstaaten zurückzuhalten. Napoleon Bonaparte's Genie vereitelte des Erzherzogs an Verzweiflung grenzenden Muth. Duroc's Geistesgegenwart und Tapferkeit wirkte nicht wenig zur Niederlage Oesterreichs, zur Eroberung des Litorale und Friaul; und eben diese That setzte den Namen des Friaul in Duroc's herzoglichen Titel.

Duroc begleitete den siegreichen Helden nach Aegypten und Syrien, und kam 1799 wieder mit ihm nach Frankreich zurück. Von nun an wurde er fast immer in diplomatischen Missionen von erster Wichtigkeit benutzt. So sah man ihn schon zu Ende des Jahres 1799 am Hofe zu Berlin; im Oktober 1801 am Hofe zu Stockholm; dann in Petersburg, und im J. 1805 abermals in Berlin, um das gute Vernehmen zwischen Preußen und Frankreich zu erhalten. Er reiſete vor der Ankunft des Kaisers Alexander ab, und alle seine Bemühungen gingen bald nachher für Preußen wieder verloren.

19.

Der Herzog von Rovigo.

René Savary, Divisionsgeneral, Sohn des Majors vom Schloße zu Sedan, trat in der Revolution sogleich als Offizier unter die Kriegesfahnen seines Vaterlandes, und war eine Zeit lang erst Aide-de-Camp des Generals Ferino, dann Aide-de-Camp des berühmten Desaix. Mit diesem machte er, nicht ohne persönliche glänzende Auszeichnung, die Campagne am Rhein. Desaix schätzte ihn hoch; er ließ ihn nie von seiner Seite. Er nahm ihn mit sich nach Aegypten, und kam mit ihm auch wieder nach Frankreich zurück. Savary ging mit ihm über die Alpen. Er war an seiner Seite auf dem ewig denkwürdigen Schlachtfelde von Marengo, da Desaix von der feindlichen Kugel getroffen die rühmliche Laufbahn endete. Savary meldete diesen Unfall sogleich dem ersten Konsul, der ihn von dieser Zeit an sogleich zu einem von den nächsten Begleitern seiner Person machte.

Im März 1804 war es Savary, der an die westlichen Küsten Frankreichs ging, um die von der Polizei angedeuteten Maasregeln, seit der Entdeckung von George's und Pichegru's Verschwörung, zu leiten. Im folgenden Jahre empfing er aus der Hand seines kaiserlichen Gönners den Rang eines Divisionsgenerals, und begleitete den Monarchen in dieser Eigenschaft nach Deutschland zum Kriege gegen Oesterreich. Bekannt genug ist es, wie er vor der Schlacht von Austerlitz im Lager des Kaisers Alexander geschickt wurde, um zu negotiren, und am Tage nach der Schlacht, da der Kaiser von Oesterreich Frieden verlangt hatte, diesen wieder zurückbegleitete, um zu erfahren, ob der russische Selbstherrscher der Kapitulation beitreten wurde.

Digitized by Google

Eine Anekdote, Mungo Park betreffend.

Voriges Jahr erschien zu London a voyage to the Demerary u. s. w. von Heinrich Bolingbroke Esq. von Norwich, der mehrere Jahre zu Surinam lebte. Die Reisebeschreibung enthält viel interessante Nachrichten über den neuern Zustand von Guiane. Nicht ohne Ueberraschung wird man folgende Anekdote daraus vernehmen.

„Durch einen sonderbaren Zufall entdeckte ich," erzählt Bolingbroke, „daß einer von den zu unserm Etablissement gehörigen Negermatrosen, der seit zwei Jahren in Demerary war, Gelegenheit gehabt hat, Mungo Parks Bekanntschaft auf dessen Reisen im Innern von Afrika zu machen. Ich fuhr nämlich eines Tages in einer Goelette den Essequebostrom hinab, und hatte, nach meiner Gewohnheit, drei oder vier Bücher im Mantelsack bei mir, unter andern auch Mungo Parks Reisen."

„Indem ich darin das Wörterbuch der Mandingo-Sprache durchlief, rief ich Peter, eben jenen Neger, der von der Mandingo-Nation ist, und machte ihm eine Frage in seiner Landessprache. — „„Was, Massa,"" rief er bestürzt, „„du kannst mein Land sprechen?"" Ich hatte hier Anlaß, Mungo Parks Genauigkeit zu untersuchen, und benutzte ihn. Ich bat Peter, die Frage ins Englische zu übersetzen, die ich an ihn gerichtet hatte. Er that es auf der Stelle, und übersetzte mir noch manche andere. Die vollkommene Uebereinstimmung dieser Uebersetzung mit der Mungo Park'schen überzeugte mich, wie großes Vertrauen dieser Reisende verdient."

„Ich sagte Petern nun, was ich lase. „„O Massa!"" rief der Neger, ganz Leben und Feuer: „„ich habe diesen weißen Mann in meinem Lande, in meinem Ort gesehen. Er kam eines Nachts, da alle Welt schlief. Er hatte bei sich einen Schmied, meinen Landsmann. Ich bins; ich gab ihm Reis zum Nachtessen. Und er reisete den andern Tag fort, geschwind, geschwind, in das Land der Mauren."""

„Die ganze Art, wie Peter mir die Erzählung machte, überführte mich, daß er den braven Mungo selbst gesehen hatte. Der Name des Dorfes, der Empfang des Reisenden bei ihm, stimmten so richtig mit dem zusammen, was Mungo selbst davon berichtet hat, daß gar kein Zweifel mehr übrig blieb."

Varietäten.

Aus Deutschland.

— * unter den ehrwürdigen Todten, deren Verlust Deutschland seit dem Anfange dieses Jahres betrauet, und deren Andenken es stanen wird, so lange die Deutschen Ehrfurcht für religiöse Aufklärung, Toleranz und Freiheit des Denkens haben werden, sind zwei Männer vor allen andern verwähnungswürdig, Eberhard und Steinhart, Wohlthäter ihres Zeitalters.

Joh. Aug. Eberhard, geboren den 31 Aug. 1738 zu Halberstadt, erst Predigter zu Charlottenburg bei Berlin, dann seit 1778 Professor zu Halle, starb am 6 Januar 1809 im 71 Lebensjahre. Sein Tod war sanft und heiter, wie es das Leben und der Charakter des Philosophen war. Hellen Blicks und milden Sinnes wirkte sein sokratisch-religiöser Geist auf ein Zeitalter, welches, der Fesseln einer verkünstelten Dogmatik oder mystischer Empfindeleien müde, sich zur Freiheit des Gedankens erheben wollte. Seine neue Apologie des Sokrates, oder die Lehre von der Seligkeit der Heiden, erwarben ihm zuerst unter den deutschen Weltweisen einen Ruhm, den er 36 Jahre lang durch seine andern Schriften ehrenvoll behauptete.

Gottlieb Samuel Steinhart, Doktor der Theologie und Philosophie, Oberkonsistorial- und Oberschulrath, Direktor des Waisenhauses, Pädagogiums und Schullehrerseminariums zu Zullichau, war am 21 Sept. zu Züllichau geboren, und starb am 3 Febr. 1809 zu Frankfurt an der Oder, 70 Jahre 4 Monate alt. Er war unter den deutschen Theologen des achtzehnten Jahrhunderts einer der ersten und wirksamsten, den Geist lichtprotestantischer Untersuchungsfreiheit in Religionssachen überzutragen. Mit Tiefe und Klarheit des Gedankens verband er in seinen Schriften, wie in mündlichen Vorträgen, eine seltene Popularität. Sein System der reinen Philosophie oder Glückseligkeitslehre des Christenthums, so wie seine Logik, trugen nicht wenig dazu bei, die hellersten Begriffe sowohl im nördlichen als südlichen Deutschland, unter Protestanten wie unter Katholiken, auszubreiten. Eben so mächtig war er als akademischer Lehrer. Seine zahlreichen, durch den größten Theil Europens verbreiteten Schüler sind eben so viele Erben seiner philosophischen Grundsätze und Lebenslehren Maximen.

— * Chateaubriands christlicher Roman, *les martyrs ou le triomphe de la religion chrétienne*. Zwei Bände. 8. hat schon seinen deutschen Uebersetzer in Hrn. Theodor von Haupt gefunden, und soll nächstens in Darmstadt bei Leske erscheinen. Man muß sich wundern, daß kein Jünger der wunder-süß-christlich-romantischen Schule unserer Poeten dies fromme Werk übernommen hat. — He Chateaubriand kann sich indessen Glück wünschen, daß der Uebersetzer von Tasso's Rächten auch der seinige werden will.

Eben jene Buchhandlung von Darmstadt kündigt sogar schon die Uebersetzung von Chateaubriands *Itinéraire de Paris à Jérusalem et de Jérusalem à Paris, en passant par la Grèce et révenant par l'Egypte, la Barbarie et l'Espagne*, voelständig an, welches unsere Leser aus einigen Stellen kennen, die davon ihm Jahrg. 1807 der Miszellen für die neueste Weltkunde, S. 349 ff. und S. 382 ff. enthalten waren. Das französische Original selbst ist noch nicht einmal zu Paris im Druck erschienen.

Diese Reise wird allerdings für uns Deutsche mehr Werth haben, als die romantisch-christliche Halbepopöe der Märtyrer Diokletians. Denn Chateaubriand ist, neben seinem heitern Gefühl, ein kenntnißreicher Mann, der glücklich zu beobachten und zuweilen meisterhaft seine Szenen anzumalen weiß.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 33. — den 26 April 1809.

Berlin, Anfangs April.

Noch immer erhält sich zwar die Hoffnung, den König mit seinem Hofe bald bei uns wieder einkehren zu sehen, allein die Nachrichten darüber verhallen in dem Gewühl sich verdrängender Gerüchte. Keiner wagt es, etwas Bestimmtes darüber auszubringen, weil Niemand etwas weiß; und wenn darüber etwas verlaut geäussert wird, so will es keinen Glauben mehr finden, weil alle vorherigen Nachrichten in dieser Hinsicht täuschten.

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Hr. von Golz, und ein großer Theil seines Personals, das man seit mehrern Wochen täglich erwartete, ist endlich vor einigen Tagen hier angelangt; allein man schöpft dennoch aus seiner Ankunft keine große Hoffnung, den König bald hier zu sehen.

Indeß hat doch die Regierung selbst von Königsberg aus mehrere Verordnungen und Beschlüsse erlassen, welche es hinlänglich beweisen, daß sie sich anhaltend mit dem innern Zustand des Landes beschäftiget, und alle Mittel hervorzusuchen bestrebt ist, auf dem kürzesten Wege ihre Verpflichtungen gegen den französischen Kaiser als auch gegen ihre eigenen Staaten erfüllen zu können. Unter jenen sind vorzüglich die wichtigsten, das Silberedikt und die Verfügung zum Verkauf der Domänen.

Diese beiden Vorkehrungen haben viel Aufsehen gemacht. Das Silberedikt ist vorzüglich sehr bekrittelt und zugleich sehr vertheidigt worden. Im Ganzen ist der Sinn desselben nicht richtig aufgefaßt worden. Es war keineswegs die Absicht der Regierung, alles Silbereigenthum der Nation in Beschlag zu nehmen oder der Stempelung und folglich einer Abgabe von dreißig Prozent zu unterwerfen; wäre dies der Fall gewesen, so hätte sie Gold- und Silberbarren nicht von der Ablieferung nach der Münze und der Stempelung ausgeschlossen, und nicht von der Erscheinung des Silberedikts mehrere Wochen vorher dem Publikum einen Wink gegeben. Ihre Absicht war bloß, dem Patriotismus der Reichen es zu überlassen, ihr Gold und Silber abzuliefern, und dem Wohlhabenden eine Abgabe von dem ihm zum Bedürfniß gewordenen Silber abzufordern. Kaum verbreitete sich das Gerücht von der Erscheinung eines Silberedikts, so machte sich auch eine große Anzahl von Menschen von ihrem Silber los. Die Silberhandler wurden mit so vielem Silber überschwemmt, daß es statt 15 Gr. den Tag vor Erscheinung des Edikts auf 12 Groschen fiel. Aller Mittelstand, der ansehnlichen Vorrath von Silber hatte, eilte zu der Münze und den Goldschmieden, um es in Barren schmelzen zu lassen. — Man kann jedoch immer erwarten, daß die Einnahme vom Silber im ganzen preußischen Staat eine bedeutende Summe betragen dürfte. Ein Theil soll zur Abtragung der Kontribution verwendet, und ein anderer zur Anfertigung von Numerär bestimmt sein. Seit einigen Tagen geht die Silberstempelung hier schon vor sich, und der Andrang ist so groß, daß des Tages über viele Hunderte vom Stempel-Bureau zurückgewiesen werden müssen. Auf dem gestempelten Silber sind drei Stempel angebracht, wovon einer die Anfangsbuchstaben des königlichen Namens und die andern die Anfangsbuchstaben der Münzmeister enthalten. — Die Gold- und Silberarbeiter haben eine Deputation nach Königsberg gesandt, über deren Resultat man aber keine Auskunft hat.

Aus allen Provinzen des preußischen Staates werden jetzt in den Zeitungen Plakate wegen des Verkaufs ansehnlicher königlicher Domänen bekannt gemacht. Für den Kaufpreis derselben wird die Hälfte in königlichen Staatspapieren angenommen werden.

Digitized by Google

In der Königsberger Zeitung finden ſich mehrere Domänen ſchon nach ihrem Ertrage beſagnirt, die zum Verkauf ausgeboten ſind. Man muß nun erwarten, ob ſich viele Käufer dazu finden, und ob die Staatspapiere durch dieſe Operation ſteigen werden.

Was jetzt vorzüglich die preußiſche Regierung beſchäftigen ſoll, iſt der Plan zur Hebung des Kurſes der Staatspapiere. Bei der plötzlich abgenommenen Ausſicht zur Rückkehr des Hofes nach der Hauptſtadt ſind die Papiere um fünfzig bis ſechzig Prozent gefallen. Treſorſcheine, welche 78 Prozent gelten, ſtehen jetzt zu 50 Prozent; Bankobligationen, welche 83 ſtanden, ſind jetzt für 64 Prozent zu haben, und Seehandlungsobligationen, welche mit 68 Prozent notirt wurden, werden jetzt zu 46 Prozent gekauft. Unter den Staatspapierhändlern iſt dadurch eine große Revolution erfolgt, und mehrere haben müſſen Bankerott machen, ſo daß der Handel beinahe ſein Ende erreicht zu haben ſcheint. Der Plan der Regierung ſoll ſein, die Staatspapiere in Pfandbriefe zu verwandeln, die als Hypothek einen Theil der königlichen Domänen erhalten ſollen. In der That dürften, wenn dieſer Vorſchlag zur Ausführung kommt, die Staatspapiere wieder einen beſtimmtern Werth erhalten.

Der Geburtstag der Königin iſt, obgleich nicht ſehr geräuſchvoll, doch mit einer ſtillen Herzlichkeit und dem Ausdruck einer wahren Theilnahme gefeiert worden; im Schauſpiel ward Abends die drei Pachter, ein Schauſpiel mit Geſang, gegeben, und an der Gouvernementswohnung und an andern königlichen Gebäuden war eine beſcheidene Erleuchtung angebracht.

Viel Senſation macht jetzt hier die Weiſung, welche die Churmärkiſche Regierung erhalten hat, mit ihrem Perſonale nach Potsdam verlegt zu werden. Die Regierung zählt zu ihrem Perſonale mehrere Hundert Familien, und der König will Potsdam, dieſem vormals durch Friedrich des Großen Gegenwart aufblühete kleine Athen, das jetzt öde und verlaſſen ſteht, dadurch aufhelfen. Hier in Berlin ſollen von mehrern hohen Beamten der Regierung, als auch von Seiten der Stadt, wegen dieſer Verſetzung dem Könige Vorſtellungen gemacht worden ſein, ſo wie von den Potsdamern bereits eine Deputation an den König, zur Abſtattung ihres Dankes für die königliche Sorge um ihre Stadt, auf dem Wege ſein ſoll. Dies Gerücht hat auf den Werth der Häuſer in Potsdam bereits einen bedeutend vortheilhaften Einfluß gehabt.

Zur monatlichen Abtragung der Million Kontribution an Frankreich hat man diesmal auch den Kredit der hieſigen Banquiers und Kaufleute zur Hilfe ziehen wollen. Allein die Anträge der Art fanden bei denſelben vielen Widerſtand. Die Regierung ward endlich ihrer Unterſtützung ganz überhoben, da es ihr gelang, in Hamburg einige Millionen Anleihe zu erhalten, womit die Kontribution von dort aus für einige Monate getilgt werden wird.

Die franzöſiſchen Truppen haben größtentheils die preußiſchen Feſtungen verlaſſen und ſich gegen Sachſen hingezogen. Einige Marodeurs haben verſchiedenen Unfug angerichtet, und es ſind vom Schillſchen Korps einige Kommando ausgeſchickt worden, die Landſtraße zu bewachen.

Die Direktion der Wittwenkaſſe hat vorige Woche eine gedruckte Erklärung über ihre jetzige Lage, und die verſchiedenen Bedrückungen, welchen ſie bei jetzigen Umſtänden erliegt, ins Publikum gebracht, welche mit einem würdevollen und edlen Nachdruck abgefaßt iſt, und es dürfte keinem Zweifel unterworfen ſein, daß Napoleon auf ihre Vorſtellungen ihre bedrückte Lage zu beſeitigen nicht verſehlen wird.

Die aus dem Militär angeordneten Gerichte zur Unterſuchung des Benehmens der Kommandanten und Offiziere ſind ſehr thätig und verfahren, ohne Rückſicht auf Perſon oder Stand, ſtreng und gerecht. Mehrere hohe Offiziere, als Generale, Kommandanten u. ſ. w. haben ſchon ihre Sentenzen erhalten, worunter die des ehemaligen Magdeburgiſchen Kommandanten viel Aufſehen machte. Er iſt infam kaſſirt, aller ſeiner Güter verluſtig, und bleibt lebenslänglich auf der Feſtung eingeſperrt.

Bei dem Perſonale des hieſigen Polizeidirektoriums ſind viele Veränderungen vorgefallen. Der Präſident Buſching, Chef der Polizei, hat ſeinen Abſchied erhalten; an ſeine Stelle iſt der zu Poſen angeſtellt geweſene Kammerdirektor Gruner getreten. Es ſtehen mehrere hohe Polizeibeamten auf dem Punkte verabſchiedet zu werden. Eine ſolche Veränderung dürfte auch dem hieſigen Magiſtrat, bei den nächſten ſtatt findenden Wahlen der hieſigen Bürgerſchaft bevorſtehen.

Für die Mitglieder der hieſigen jüdiſchen Gemeinde ſowohl als auch derjenigen im ganzen preußiſchen Staate, iſt bei der neueingeführten Städteorganiſation der glückliche Moment eingetreten, daß ſie als Bürger einen Eid leiſten müſſen, und ſtimm- und wahlfähig werden. Ueberhaupt dürfte die neue Städteorganiſation ein Mittel ſein, die verſchiedenen Stände und Konfeſſionen um einige Grade mehr zu amalgamiren. So ſtehen in Potsdam beim Magiſtrat, durch Mehrheit der Stimmen gewählt, jetzt ein Graf, ein Brauer, und ein Jude.

Stellen aus Petri's neueſtem Gemälde von Liefland.

Ungeachtet uns ſchon Hupel in ſeinen topographiſchen Nachrichten über Liefland und Eſthland, Merkel in ſeinem Werke über die Letten, Petri in ſeinen Ehſten, großes Licht über die dreifache von allen Provinzen Rußlands ogaben haben (Liefland und Eſthland nähren auf einem Flächenraum von 1600 Quadratmeilen 800,000 Seelen, nur alſo die Hauptſtädte des Reichs mit ihren Umgebungen ſind volkreicher:) iſt doch das neue ſo eben erſchienene Werk des Hrn. Prof. H. E. Petri zu Erfurt über dieſe Gegenden und ihre Bewohner ſo reich an neuen Thatſachen und Beobachtungen, daß man es als einen dankenswerthen Beitrag zur Erweiterung der Länder- und Völkerkunde Europens anerkennen muß. Hr. Prof. Petri ſucht in ſeinem Neueſten Gemälde von Liefland und Eſthland unter Katharina der Zweiten und Alexander dem Erſten (erſter Band, Leipzig bei Voß, 1809. 444 Seiten, mit ſechs Kupfern) alles zu erſchöpfen, was von jenen Ländern in ſtatiſtiſcher, politiſcher und merkantiliſcher Hinſicht geſagt werden kann. Er ſcheint ſorgfältig und genau, wie ein Augenzeuge oft kleinahe allzuumſtändlich. Sein Styl iſt klar, einfach, ohne eben blühend zu ſein; und ohne höhere philoſophiſche Anſichten ſpricht ſich in dem Werke doch ein beſſer, geſünder Geiſt aus. Man kann das Ganze nicht leſen, ohne zu ſchwärmen. Wie viel ſteht die Menſchheit noch in jenen Gegenden! wie hat das Sklaventhum, von den Europäern Leibeigenſchaft gebeſſert, vor ein ganzes, wirkſam edles Volk verwildert und herabgewürdigt — Petri's Gemälde dem Menſchen- und Völkerbeobachter zu

Digitized by Google

empfehlen, theilen wir einige Züge aus demselben mit, die wohl einer Zeitschrift würdig sind, deren Tendenz Bezeichnung des deutschen Kulturlandes der Menschheit ist.

Größe und Bevölkerung Liefs- und Ehstlands.

Liefs- und Ehstland waren vormals bevölkerter und blühender, als in unsern Tagen. Noch im Jahre 1555 sah man dort neun gemauerte, wohl befestigte Städte, ungerechnet die kleinern offenen Städte und Flecken, 120 Schlösser und eine Menge adelicher Landsitze. Jetzt hat das Land überall nur noch neun Städte, von denen die Gouvernementsstädte Riga mit 30,000 und Reval mit 10,000 Einwohnern die größten sind. Der ländlichen Kirchspiele zählt man in Liefland 120, in Ehstland 45. Die Dörfer lassen sich nicht genau zählen. Viele bestehen kaum aus vier bis fünf einzeln liegenden Häusern. Eben so zerstreut liegen die Höfe oder Landgüter, dort Hoflagen genannt; man kann derselben in Liefland wenigstens 1000, in Ehstland über 500 zählen. Zu einem Kirchspiel gehören oft 50 — 60 Dörfer und 20 — 25 Hoflagen.

Als im J. 1721 Liefs- und Ehstland von Schweden an Rußland überging, und durch eine Akte des Nystädtischen Friedens völlig an letzteres Reich abgetreten wurde, hatte Liefland einen Flächeninhalt von 1000 Quadratmeilen und eine Bevölkerung von 525,000 Seelen, und Ehstland einen Flächeninhalt von 400 Quadratmeilen und eine Bevölkerung von 200,000 Seelen. Bei der neuen Uebersählung im Jahre 1772 fanden sich im Herzogthum Liefland mit der Insel Oesel 419,000 Menschen, und in Ehstland 176,000, ohne den Soldatenstand. Bei der folgenden Revision 1782 fand man in Liefland 488,346 Seelen, ohne den Adel, das Militär, die Geistlichkeit, Gelehrte an Gymnasien und Schulen, und die beim Zivil-Etat angestellten Personen mit ihren Familien. Ferner sind darunter nicht mitbegriffen alle nicht eigentlich sesthafte Ausländer, Kolonisten, Fremde u. s. w. Auf der Insel Oesel und den umliegenden kleinern Inseln, die auch zum Rigischen Gouvernement gehören, fanden sich 33,000, zusammen also 521,346, und in Ehstland 196,285 Seelen. Also in Liefs- und Ehstland zusammen 717,631 Seelen. Bei der letzten Zählung in den Jahren 1795 und 1796 enthielt Liefland 538,683 und Esthland 216,546 Seelen.

Die Bewohner Liefs- und Ehstlands.

Die Hauptbewohner dieses Landes sind, ausser der kleinern Zahl von ansässigen Schweden, Finnen, Holländern, Franzosen u. s. w., besonders Letten (Einwohner Liefslands), Ehsten, Deutsche und Russen.

Die Letten und Ehsten bekennen sich zur lutherisch-protestantischen Kirche, und sind alle Leibeigene, bis auf die wenigen Ausnahmen, denen es durch irgend einen günstigen Zufall geglückt ist, freigelassen zu werden, und werden von den Edelleuten hart und strenge, oft bis zur Tirannei und Grausamkeit, behandelt. Obgleich sie in Kurland, Liefs- und Ehstland die eigentlichen Ureinwohner ausmachen, und von der Natur zu den Herren des Landes bestimmt sind, müssen sie doch unter dem Drucke der härtesten Leibeigenschaft ihr kümmerliches Brod mühsam erwerben, und das Fett des Landes den deutschen Erbherren überlassen. Besonders sind die Ehsten dem Drucke der Knechtschaft und der Frohndienste unterworfen. Oft bleibt in einem Gesinde, d. h. auf einem Bauernhofe, kaum ein Mensch und bisweilen auch der nicht zurück, um eigene Arbeit zu verrichten. — Auch in Riga findet man fast in allen Häusern leibeigene Dienstboten, die aber gegen den Hofsdienst auf ihres Herrn Gute sehr leidlich gehalten werden. Ist die Herrschaft mit einem unzufrieden, oder braucht sie Geld, so bietet sie ihn in öffentlichen Blättern zum Verkauf aus, und beschreibt seine Gestalt, sein Alter, seine Fähigkeiten, Eigenschaften u. s. w. *)

Die Deutschen sind die Herrn und unumschränkten Gebieter der vorigen, bekennen sich ebenfalls zur protestantischen Kirche, und sind gegen die Landeseinwohner zwar nur in geringer Anzahl **) da, aber durch ihre Thätigkeit, durch ihre wissenschaftlichen und technischen Kenntnisse seit mehr als sechs Jahrhunderten für diese Provinzen so wichtig, als für die Freiheit ihrer Uebewohner gefährlich und verderblich. Sie sind, wie in Deutschland, in Gemeinden abgetheilt, sprechen Deutsch, kleiden sich Deutsch und haben ihre eigenen Kirchen und Prediger. Selbst Menschen von andern Nationen schliessen sich an die Deutschen an, wenn sie sich so zahlreich sind, sich als nationell abzusondern, z. B. Schweden, Dänen. Sogar hört hier der Religionsunterschied auf, indem selbst Katholiken Antheil an den kirchlichen Zeremonien nehmen, ohne deshalb als Proselyten angesehen zu werden.

Die Russen bekennen sich zur griechischen Religion. Obgleich diese Nation auch der Leibeigenschaft unterworfen ist, so ist sie doch in ihrem Thun und Lassen das gerade Widerspiel von den Ehsten und Letten. So träge, faul und unthätig diese sind, so munter, lebhaft und arbeitsam sind die Russen. Zu Liefs- und Ehstland möchten ihrer, das Militär abgerechnet, ungefähr 30,000 sein. — Der gemeine Russe ist auch hier der Leibeigene seines Herrn; aber diese Leibeigenschaft hat ihn seiner menschlichen Würde nicht so beraubt, wie den Letten und noch mehr den Ehsten. Die Leibeigenschaft scheint in Rußland auch nicht so alt, als in andern Landern, wo sie noch beibehalten ist. Nach dem Zeugniß mehrerer Geschichtsforscher waren die russischen Bauern bis auf die Unruhen der falschen Dimitri gemiethete Bauern, die gegen eine bestimmte Abgabe an den Edelmann das ihnen angewiesene Land bauen konnten, dabei aber die Freiheit hatten, hingehen zu können, wohin sie wollten. Da aber unter den Unruhen in Rußland zur Zeit der falschen Dimitri die Zügellosigkeit und das Herumwandern der Bauern zu sehr überhand genommen hatte, wodurch die landliche Oekonomie litt; so verbot der Zaar Michael Feodorowitsch dieses freiwillige Herumstreifen; der Bauer wurde an sein Land angeknupft, und folglich die Leibeigenschaft eingeführt. Noch im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts fand keine eigentliche Leibeigenschaft in Rußland statt; doch verkauften sich bisweilen die Aermern um ein gewisses Geld an die Reichern, um ihnen nebst Weib und Kind zu dienen. Der leibeigene Russe trägt daher bei weitem nicht die schweren Fesseln, welche für andere zu einem ähnlichen Drucke bestimmte Menschen geschmiedet sind. Dieses rührt theils daher, weil das Freiheitsgefühl noch nicht durch ein halbes Jahrtausend vertilgt worden ist; theils auch aus der Unbekanntschaft mit dem barbarischen Feudalsystem, der eigentlichen Ernährerin der Leibeigenschaft, das aber in Rußland nie recht zur wuchernden Pflanze gedeihen konnte.

*) Unter Alexanders Regierung ist diese Mißbrauch abgeschafft, oder wenigstens sehr einge kränkt worden.

**) Es werden ihrer in beiden Gouvernements auf höchste 80,000 sein.

Digitized by Google

Es iſt gewiß, daß, wenn alle Gegenden des Landes hinlänglich beſetzt wären, und alles brauchbare Land bearbeitet oder gar neue Stücke durch Fleiß brauchbar gemacht werden ſollten, füglich noch 200,000 bis 300,000 Menſchen mehr in Liefland Ehſtland ernährt, und gleichwohl noch ein einträglicher Kornhandel mit dem Auslande getrieben werden könnte.

Erfinder einer bewaffneten Neutralität Rußlands.

Das Anſehen der Rigiſchen Kaufmannſchaft iſt bei allen ſeefahrenden Nationen ſo groß, daß man ſelbſt bei Allianz- und Kommerztraktaten von ihrer Verbindung beträchtlichen Vortheil ziehen könnte, wenn man ſich derſelben höhern Orts bedienen wollte. Die bewaffnete Neutralität, welche man als ein Werk Katharinens der Zweiten bewunderte, die im engliſchen Seekriege mit Recht als ein Palladium des Handels angeſehen wurde, ſo viele Menſchen beglückte, — dieſe von vielen Mächten Europens anerkannte und unterzeichnete Anſtalt iſt eine Erfindung eines Rigiſchen Kaufmanns, Johann Chriſtoph Behrens. Dieſe wenig bekannte Anekdote haben mir die glaubwürdigſten Männer mitgetheilt, und deren Wahrheit mit ihrer Ehre verbürgt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Varietäten.

Aus Deutſchland.

— * Berlin, 10 April. Man will bemerken, daß der Prediger Ancillon neue Stelle als Lehrer des Kronprinzen von Preußen nicht antreten werd, weil der König dem Kronprinzen der Bitte, ihm ſeinen Lehrer Oerdrink zu laſſen, gewilfahrt haben will.

An literariſchen Neuigkeiten iſt ſeit kurzem eben nichts Bedeutendes erſchienen. — Der Prediger Handcrone hat eine kleine Schrift verfaßt laſſen, in welcher er ſich über ſein Benehmen während des unfreundlichen Verhältnis der Franzoſen allhier vertheidigt. — Von dem Verfaſſer der Schrift: Preußens Zukunft, iſt eine neue Brochure erſchienen: Friedrich Wilhelm der Dritte und ſein Volk. Sie macht aber nicht eine ſolche Senſation, wie ſein erſterwähntes Produkt. — Der Kriegs- und Domainenrath Baron v. Rechwitz, ehemals bei der Kammer in Warſchau, kündigt eine Schrift an unter dem Titel: Die ehmaligen ſüdpreußiſchen Beamten, ihre Lage, ihre Rechte, ihre Anſichten, geſchildert von einem ihrer Unglücksgefährten. Er gibt die Anzahl der ehmaligen ſüdpreußiſchen Beamten auf 7139 an.

Seit kurzem ſind eine bedeutende Anzahl Konzerte nach einander gegeben worden. Im Charfreitage fand die altjährliche Aufführung von Graun's Tod Jeſu, und am erſten Oſterfeiertage die Aufführung von Zelter's Requiem Statt.

Die Oper: ein Tag in Paris, wird hier ſtark beſucht. Nächſtens wird, zum Benefiz der Madame Berthmann, Klingmann's Kolumbus gegeben werden. Madame Berthmann wird nächſtens eine Reiſe nach Preußen vornehmen.

Aus Frankreich.

— * Der diesjährige *Almanac impérial* iſt erſt im Monat April ausgegeben worden, und im Wesentlichen, ſeiner Form nach, wie die vorjährigen.

Unter der Rubrik Franzöſiſches Reich ſtehen folgende Länder: Frankreich, Italien, Sizilien, dann folgt Rom, darauf Lucca und Piombino, endlich Holland. — Sowohl der rheiniſche Bund als Spanien haben ihre eigenen Rubriken, eben ſo Oeſterreich, Preußen, Rußland, ſtatt Portugals Braſilien u. ſ. w. Hingegen ſteht unter der Rubrik Schweiz auch noch das Fürſtenthum Neuchatel; die Republik Wallis aber, welche ſonſt zur Schweiz gehörte, iſt unter eigener Rubrik an ihren alphabetiſchen Platz geſtellt. Da dieſer Almanach als offiziell anzuſehen iſt, indem alle Miniſterien dazu ihrerſeits die Data liefern müſſen, und das Staatsſekretariat, vor der Herausgabe, immer erſt einen Probeabdruck zur Durchſicht erhalten muß: ſo iſt jene Klaſſifikation der Staaten allerdings wichtig.

Das gegenwärtige Miniſterium in Braſilien beſteht aus Don Fernando, Finanzminiſter; Don Juan d'Almeida, Miniſter des Innern; Don Rodelguez de Souza Coutinho, Miniſter des Kriegs und der auswärtigen Angelegenheiten; Vicomte d'Anadia, Miniſter des Seeweſens und der Kolonien; Marquis de Bellas, Juſtizminiſter.

Frankreich hat eigentlich nur zwölf Reichsmarſchälle, auſſerdem aber noch vier Titular-Reichsmarſchälle, die zugleich Senatoren ſind; diese letztern ſind die Herzoge von Balmy und Dantzig, die Grafen Perignon und Serrurier.

Den großen Adler der Ehrenlegion tragen gegenwärtig, mit Zurechnung auswärtiger Prinzen u. dgl. 115 Perſonen.

Der Gold-Adler der Ehrenlegion ſchmückt 132 franzöſiſche Großoffiziere und drei fremde; ferner 547 Kommandanten der Ehrenlegion.

Der Orden der eiſernen Krone zählt gegenwärtig, auſſer dem Kaiſer, dem Kanzler Marreſalchi und dem Schatzmeiſter Ridoni, 16 italieniſche und 13 franzöſiſche Großwürdenträger und 28 Commandeurs.

Die franzöſiſche Armee zählt jetzt 3 Lieutenants Sr. Majeſtät des Kaiſers, nämlich den König von Spanien, den König beider Sizilien und den Vizekönig von Italien. Ferner 12 Reichsmarſchälle, 4 Titularreichsmarſchälle, 8 Inſpektoren und Generaloberſten, 156 Diviſionsgenerale, 283 Brigadegenerale und 137 Adjutant-Commandants.

Bei der franzöſiſchen Marine (Großadmiral des Reichs iſt der König beider Sizilien) zählt man jetzt acht Seevizekönige, 7 Vizeadmirale, 16 Contreadmirale, 134 Schiffs- und 148 Fregatten-Captains.

Frankreich beſteht jetzt aus 127 Departements; zwölf derſelben aber bilden die Kolonien von St. Domingo (die allein 5 Departements in ſich begreifen), Guadeloupe, Martinique, Guiana und Cayenne (nur eins), St. Lucie und Tabago (ebenfalls nur eins). Zwei de la Reunion (ſonſt Bourbon geheißen), Zwei de France, und Oſtindien.

Das Inſtitut von Frankreich zählte Anfangs dieſes Jahrs in und auſſer Frankreich 192 Mitglieder.

Die Angabe der Population der Welttheile, Staaten, und die der franzöſiſchen Städte, iſt dieſelbe, wie ehmals, geblieben. S. Michaelis ſ. d. n. Weltkunde, 1808 e S. 104.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 34. — den 29 April 1809.

Deutschlands neueste Literatur.

(Leipziger Ostermesse 1809.)

Dreihundert und einundzwanzig deutsche Buchhandlungen förderten zu der Ostermesse des Jahres 1809 ungefähr zweitausend neue Werke in verschiedenen Sprachen zu Tage. Diese Anzahl von Werken ist also beinahe um ein Drittheil geringer, als im vorigen Jahr; einer der lautesten Zeugen des wachsenden Geldmangels und der Verarmung in dem durch Kriege verwüsteten Deutschland! — Auch diesmal hat die Industrie der Vollmerschen Buchhandlung in Hamburg alle übrigen Rivalen weit hinter sich gelassen, wo nicht durch die Qualität der von ihr gelieferten Schriften, doch durch die Quantität neuer Artikel, wenigstens Titel, deren sie dem lesedürftigen Publikum über 60 auftischte, und zu welchen ein einziger Schriftsteller für populäre Arzneikunde, Dr. Albrecht, abermals allein beinahe den sechsten Theil als sein Kontingent anerkannte. Nächst Vollmer steht im Reichthum neugelieferter Waare die Sommersche Buchhandlung zu Leipzig mit 54 Titeln, dann Treutel und Würz in Strasburg mit 51 dergleichen; Cotta in Tübingen präsentirt nur die mäßige Zahl von ungefähr 40 Artikeln.

Vielleicht seit vielen Jahren bot kein Messkatalog dem Manne von Wissenschaft und Geschmack eine so geringe Zahl guter Werke, die als neuer Gewinn für die Literatur angesehen werden könnten, wie der diesjährige. Das Bessere darin sind entweder Uebersetzungen, oder Fortsetzungen, oder neue Ausgaben. An einen ganzen Troß von Kochbüchern, Gebetbüchern, Kinderschriften, Predigtbüchern, politischen Kannegiessereien u. dergl. schließt sich eine Menge Kompilationen und der zur Verwandlung in Makulatur frühreife Haufe der Schosel-Literatur.

Selbst die Modeartikel der literarischen Unterhaltung sind diesmal nur wenig besprochen. Der Krieg in Spanien lockte einige Beschreibungen von Portugall und Spanien ans Tageslicht, denen man es an der Stirn ansieht, daß sie nur für das Bedürfniß des Augenblicks geschaffen wurden; über Pestalozzi's Methode schweigt fast alles, und über Fellenbergs Landwirthschaft tönen nur wenige Stimmen. Dagegen sind die Napoleonischen Gesetzbücher den Juristen und Philosophen ein bereitscher Fund zur Uebung des Scharfsinns und deutscher Gelehrsamkeit geworden. Auch bürgen uns schon die Namen unserer Dabelow, Seidenstücker, Lassaulx und Reitemeier für die Güte dessen, was sie über den wichtigen Gegenstand mittheilten, der bald keiner deutschen Familie mehr gleichgültig sein darf. Minder reich ist die Ausbeute über einen andern Gegenstand aufgefallen, der gegenwärtig an die Tagesordnung gekommen ist — die Kriegskunst. Zwar mancherlei erschien auch diesmal über Strategie und Taktik, kleinen und großen Dienst der Waffen u. s. w. und der Stoff wird noch lange nicht erschöpft sein; aber zu beklagen ist, daß immer die Theorie nur der Kunst nachhinkt. Hätten wir der Strategen mehr auf dem Felde, als in den Studierstuben gehabt! — Unsere Kriegeskünstler hadern noch pedantisch über die Grenzlinie zwischen Strategie und Taktik, während ihre Heere taktisch und strategisch zu Grunde gerichtet werden. Doch nicht ihre Schuld ists. Das Unglück Deutschlands entstammt höhern Quellen.

Eben so verhält es sich mit der Staatskunst. In Altona bei Hammerich erschien die Beantwortung der Fragen: „Warum

iſt es von ſo vielen Regenten mit den Bemühungen, die Völker zu beglücken, auch nicht einem gelungen? und wie kann dieſer Zweck unfehlbar erreicht werden?“ Man ſieht es ſchon der Phyſiognomie dieſer Fragen an, daß ihr Beantworter weder Staats- noch Menſchenkenntniß hat. Lebrecht wird Behrs publiziſtiſch-politiſche Parallele zwiſchen dem weiland deutſchen Reich und dem rheiniſchen Bunde ſein, ſo wie man ſich von den Briefen des Freiherrn von Eggers über die Auflöſung des Raſtadter Kongreſſes, den Geſandtenmord und den Wiederausbruch des Krieges im Jahre 1799 eine anziehende und belehrende Lektüre verſprechen darf.

Freiherr von Liechtenſtern liefert uns eine ſtatiſtiſche Ueberſicht des öſterreichiſchen Kaiſerſtaats vom Anfange 1809. Es iſt vorauszuſehen, daß dieſe Arbeit am Ende des Jahres 1809 höchſtens nur noch einen hiſtoriſchen Werth haben wird. Die Staaten ändern heut zu Tage ſchneller, als ein Buch gedruckt und eine neue Karte geſtochen wird. So gab uns der fleißige Haſſel eine Statiſtik der Königreiche Holland und Weſtfalen, von denen man vielleicht daſſelbe ſagen kann, da Norddeutſchland noch immer anſehnliche Provinzen hat, über die zu Gunſten eines oder des andern dieſer Reiche disponirt werden könnte. Hajji gibt die Statiſtik von Mähren.

Wichtiger für Länder- und Völkerkunde, als jene ſtatiſtiſchen Kompilationen, ſind Humbolds treffliches Werk über Neuſpanien, oder auch das des Dr. Rubs über Finnland, wozu vielleicht auch Bredezky's Reiſebemerkungen über Ungarn und Gallizien gezählt zu werden verdienen, ungerechnet die Ueberſetzungen von de Guignes, Caſtellans, Haafeners, Barrows u. a. Reiſen. Wir haben zwar ſeit mehrere Zeitſchriften zur Beförderung der Länder- und Volkerkunde, Magazine, Annalen u. ſ. w. der Reiſen; aber den meiſten ſieht man es an, daß ſie bloße Buchhändlerſpekulation ſind; meiſtens liefern ſie Auszüge aus deutſchen Werken, oder flüchtige Ueberſetzungen aus franzöſiſchen, und man lauft Gefahr, manche mittelmäßige Sachen zwei- und dreimal zu kaufen, wie z. B. der Fall mit Caſtellans Reiſe nach Morea iſt. Von Ammons und Bohnenbergers großer Karte von Schwaben iſt nun zur Oſtermeſſe das 33 Stück; von der topographiſch-militäriſchen Karte von Deutſchland, welche das geographiſche Inſtitut zu Weimar beſorgt, die 18 Lieferung, und im kosmographiſchen Bureau zu Wien von Liechtenſterns Karte der ungariſchen Länder in zwanzig Sektionen gegeben worden. Sehr glücklich für das Zeitbedürfniß berechnet erſcheint bei Hilſcher in Dresden eine neueſte Generalkarte von Spanien und Portugall in ſechs Blättern nach Thomas Lopez.

Des fünften Theiles erſte Abtheilung von Johannes von Müller Geſchichten ſchweizeriſcher Eidsgenoſſenſchaft iſt wohl das merkwürdigſte Geſchenk, was uns im hiſtoriſchen Fache dieſährige Meſſe darbringt. Woltmann liefert eine Fortſetzung von Schillers Geſchichte des dreißigjährigen Krieges; Karl Curth die Fortſetzung von Schillers Geſchichte der ſpaniſchen Niederlande. Es bleibt immer undankbare Arbeit, eines Meiſters Torſo vollenden zu wollen. In Schillers hiſtoriſchen Werken war es weniger der Stoff, welchen er wählte, als der Geiſt, in welchem er ihn behandelte, der die deutſche Nation anzog. In den Fortſetzungen findet man, auch bei aller Vortrefflichkeit, die ſie haben können, nicht Schillern wieder, und doch iſts dieſer, der am meiſten geſucht wird, nicht die fernere Entwickelung der Facta. — Gewinnvoller ſcheinen die Materialien zu werden, welche uns Dr. Fiſcher zur Geſchichte der bürgerlichen Unruhen und Kriege in Spanien und Portugall im Jahre 1808 ſammelt. — Die hiſtoriſche Schoßlitteratur iſt von Vollmers Offizin diesmal beſonders reichlich ausgeſtattet. Da gibt er uns eine „Bibliothek Aufſehen erregender Männer des ehmaligen Deutſchlands, Kohebue, Richter, Schiller!“ dann „Richteriana!“ „Kohebuana!“ „Schilleriana!“ — Mehr, als dieſer Witz, wird die bei Cotta erſcheinende Biographie des Herzogs von Braunſchweig der Leſer Neugier reizen.

Unſere Philoſophen ſcheinen zu ruhen. Erfreulich aber iſts, bei dem Wechſel der Kantiſchen, Fichteſchen und Schellingſchen Syſteme eine fünfte Auflage von Baldergs Betrachtungen über das Univerſum zu erblicken. Deſto thätiger ſind unſere Naturforſcher, und die Abhandlungen mehrerer Akademien und gelehrten Geſellſchaften, wie die zu Berlin, München, Erfurt, Liefland, der Wetterau u. ſ. w. geben der Wiſſenſchaft reellen Zuwachs. Auch werden weder Sömmerings Organe des Geruchs, noch Amoretti's Rabdomantie überſetzt von C. U. von Salis-Marſchlins, dem Blick der Naturforſcher entgehen.

In der deutſchen theologiſchen Welt herrſcht gegenwärtig eine der ſeltſamſten Gährungen, die auch der Nichttheologen Aufmerkſamkeit anzieht. Man weiß, daß auſſer dem Militär, die Geiſtlichen zum Kampf alljeit die luſtigſten Streiter ſind und ihre heilige Kriegskunſt oder Polemik in ein eigenes Syſtem gebracht haben. Wirklich erſchallt von der theologiſchen Arena das verworrenſte Geſchrei durch einander. Eine längſt verlachte Chimäre, die Vereinigung aller Religionen, wenigſtens aller chriſtlichen Kirchpartheien, iſt ſeit einigen Jahren wieder das Steckenpferd, auf welchem man fleißig die ehrdarſten Seelenhirten umhertrotten ſieht. Des Franzoſen Beauforts Vereinigungsvorſchlag hat in dieſem Jahre ſchon die zweite Auflage in der Ueberſetzung erlebt. Die Norddeutſchen wittern wieder überall Fallſtrik und Kryptokatholicismus. Stolberg, der eifrig im katholiſchen Glauben, wie ein Neubekehrter, ſeine Kirchengeſchichte forſtept — die Welt, katholiſche und proteſtantiſche, lache über ſeine Unkunde in der hiſtoriſchen Kritik und Exegeſe, wie ſie wolle — ſcheint nach einer literariſchen Märtyrerkrone zu ſchmachten. Dagegen ſind die Proteſtanten nicht weniger eifrig, gegen allen Glaubenszwang zu proteſtiren, und ſich ihre Glaubensrechte zu verwahren. Zwei Zeitſchriften für den Proteſtantismus erſcheinen in dieſem Jahr zu gleicher Zeit. Von der andern Seite iſt den Pietiſten und Myſtikern der neuere Proteſtantismus ſo verhaßt, wie der Katholizismus; Jung und andere ſeines Glaubens, halten feſt an ihrem Reich Gottes, und laſſen die Preſſen fleißig arbeiten zu deſſen Verbreitung.

Eben dieſe Sprachverwirrung herrſcht in der Philoſophie und ſchönen Literatur. Die letztere hat nichts von großer Bedeutung erzeugt; aber Boſſens „kritiſche Briefe über Goͤtz und Ramler“, ſo wie A. W. Schlegels zwei Bände „über dramatiſche Kunſt und Literatur“ dürfen von keinem denkenden Freunde der Dichtkunſt unbeachtet gelaſſen werden. Sie entſchädigen uns für den Mangel neuer guter Kunſtwerke, der immer ſichtbarer wird. Man fährt fort mit den Sammlungen ſämmtlicher Werke unſerer beſſern Dichter, wie Jakobi's, Klopſtoks u. ſ. w. Auch Friedrich Schlegel hat angefangen ſeine ſämmtlichen Schriften herauszugeben. Jüngere Dichter minorum gentium, wie Gräter, Seifried, Waſſerburg, Chriſtine Weſtphalen u. ſ. w. thaten ein gleiches. Der neueſte Nachwuchs verſpricht wenig oder nichts, beſonders aus der romantiſch-poetiſchen Schule, von woher

Digitized by Google

uns J. G. Bernhardt genannt Blumauer mit „Irisblumen“ und „Nachtviolen“ in heiligen Oster- und Abendliedern aufwarten. Von italienischen Dichtern haben Dante und Fortiguerra, von lateinischen Klassikern Aeschylos, Plautus und Theophrast wackere Uebersetzer gefunden, so wie A. W. Schlegel fortfährt, uns mit dem spanischen Theater bekannt zu machen.

Die Rubrik der Romane und Schauspiele scheint immer kleiner werden zu wollen. Der größere Theil und der wichtigere von den Schauspielen, die uns in dieser Ostermesse gegeben wurden, besteht aus Uebersetzungen oder Nachbildungen ausländischer Stücke. Fesler, Kotzebue, J. P. Richter, Lafontaine, Kind, Laun, liefern ihr allähnliches Kontingent an die Romanenleser, damit die Noth derselben nicht himmelschreiend werde. — Meisterstücke gab deren schwerlich keiner. Alle bleiben ihrer bekannten Art getreu, so gut wie die Herren Cramer und Vulpius, die dabei noch das Vergnügen genießen, ihre ältern opuscula in oft wiederholten Auflagen verjüngt zu sehen.

Von den hundert und zwanzig bis dreißig deutschen Journalen, durch welche heut zu Tage alle Kunst und Wissenschaft popularisiret und das Neueste, wenn gleich nicht immer das Wissenswürdigste, am schnellsten verbreitet wird, ists hier genug, ihre ausserordentliche Anzahl zu kennen, um den herrschenden Geschmack des Publikums zu wissen. — Vollkommen recht mag Hr. F. O. von Dierike haben in seiner „Warnung an seine lieben Mitbürger über die Nothwendigkeit, unsere Zeitschriften u. s. w. nicht ohne weise Prüfung zu lesen“ — aber des Lächelns wird man sich dennoch bei seinem wohlgemeinten Bemühen schwerlich erwehren können.

Stellen aus Petri's neuestem Gemälde von Liefs- und Ehstland.

(Fortsetzung.)

Die Russen und Ehsten in Reval.

Der gröste, aber auch rohseste und unruhigste Theil der Russen besteht aus Soldaten und Matrosen. Die erstern wohnen in Kasernen an den Mauern der Stadt Reval; die letztern ausserhalb der Stadt, in einer Art von Festung oder Ostrog von Stein, die man erst seit zwölf Jahren auf der östlichen Seite der Stadt, nahe bei Katharinenthal, einem alten, noch von Peter dem Ersten erbaueten, kaiserlichen Lustschlosse, auf einem längs dem Finnischen Meerbusen sich hinziehenden Felsen, von grosem Umfange zu erbauen angefangen hat. Der ganze Platz wird, um diese rohen Menschen, deren Anzahl sich auf 10,000 belauft, desser im Zaum zu halten, von Wällen eingeschlossen, und durch in den Felsen gehauene Bastreien gedeckt. In Reval selbst geben einem die Matrosen immer höflich aus dem Wege; nur des Abends hat man Beispiele, daß sie Mäntel, Pelze, Mützen im Vorbeigehen geraubt haben, und wer sein Zimmer nicht wohl verwahrt, erhält auch wohl nächtliche Besuche. — Wenn man diese Kerle auch nicht siehet, so hört man sie doch zu jeder Stunde des Tages, in allen Straßen, bei allen Spazziergängen, in den Krügen singen und ein wildes Geschrei machen. An ihren schmutzigen Anblick, der sie vor andern seefahrenden Nationen auszeichnet, und nach welchem sie wie halbe Wilde erscheinen, kehre man sich nicht; sie sind deswegen doch durch eine schrecklich strenge Disziplin zahm.

Ausser ihnen siehet man beinahe täglich fast eben so viele Ehsten, die vom Lande in die Stadt kommen, und entweder ihre oder ihres Herrn Produkte zu Markte bringen. Ein weit empörenderer Anblick als der, welchen die Russen dem Beobachter darbieten! Man denke sich bleiche oder schwarzbraune, von der Sonne verbrannte, hagere und bärtige Gesichter, unter einem grosen runden und an den Seiten herabhangenden Hute; Gesichter voll düstern Unmuths, auf denen die Furchen verdrießen Unwillens und heimlichen Grams tief eingegraben sind, welche als eben so viel laute Zeugen leidender Menschheit einem jeden offen da stehen; Gesichter, über die sich nie ein heiteres Lächeln verbreitet, sondern auf denen todtes Hinstarren, Stumpfsinn und Lebensüberdruß in deutlichen Zügen zu lesen sind: man denke sich den übrigen Theil ihres Körpers in schmutzige Lumpen gehüllt, die Beine mit elelhaften dicken Wulsten statt der Strümpfe umwickelt, weite schlotterige Hosen von grobem Segeltuche, an den Füßen ein Stück halbgegerbtes Leder, das mit Bindfaden zusammengezogen wird, und die Fußsohlen im geringsten nicht vor Näße und Kälte schützt; man denke sich diese Leute nach einer Reise von einigen Tagen, oft ganz durchnäßt, im Straßenkothe herumwaden, oder auf einem kleinen vierrädrigen Wagen, an dem kein eiserner Nagel gefunden wird, gezogen von einem kleinen, elenden und abgemergelten Pferde; man denke sich diese Menschen, in solchem Aufzuge, und man hat das lebende Bild eines Ehsten, der vom Lande kommt.

Vergrößerung des Hafens von Reval.

Der General von Suchtelen hat dem Kaiser einen Plan zur Vergrößerung des Revaler Hafens und zur Befestigung desjenigen Theils der Esthländischen Küste, welcher den Eingang des Finnländischen Meerbusens beherrscht, vorgelegt. Dieser Plan beabsichtiget vornämlich, die Hafen von Reval und Baltischport zu den ersten Hafen des Reichs umzuschaffen, so daß sie in der Folge, die ganze russische Flotte aufnehmen können; ferner die Inseln Oesel und Dagen, welche die äusserste Spitze von Ehstland bilden, dermaßen zu verschanzen, daß sie im Stande sind, in Kriegeszeiten eine feindliche Landung auf den Küsten dieser Provinzen abzuhalten. So weitumfassend und kostbar dieser Plan ist, hat ihn der Kaiser dennoch genehmiget, und bereits vier Millionen Rubel zu dessen Ausführung angewiesen.

Seltsame Pünktlichkeit der Beamten.

Unter allen von Zeit zu Zeit ergehenden Gesetzen haben keine eine solche Autorität, und bei keinem wird auf eine so genaue, buchstäbliche Vollziehung gesehen, als bei den Ukasen. Besonders sind die Kronbeamten in der Beobachtung derselben äusserst pünktlich, obgleich jetzt nicht mehr in so übertriebem hohem Grade, wie ehedem. Folgende Beispiele sind der Beleg davon. Als der Fürst D—ky Gouverneur in Riga war, kam eine Ukase, welche die Thore der Festung im Sommer Schlag neun Uhr zu schliessen, und die später ankommenden Briefe vermittelst einer Winde im Fellesten, über den Graben in die Stadt zu ziehen gebot. Einst als ein Kaufmann in seinem Gartenhause

Digitized by Google

eine Fete gab, und der Platzmajor, der dazu eingeladen war, das Thor bis zu Endigung derselben, gegen ein Douceur, nur sperren ließ, kam die reitende Post nach neun Uhr an, fand das Thor offen, ritt in die Stadt und gab ihr Felleisen auf dem Posthause ab. Es befanden sich Briefe an den Gouverneur darin, die ihm sogleich eingehändiget wurden. Auf Befragen, warum er sie so spät erhalte, erfuhr er, daß die Post erst nach neun Uhr angekommen wäre. Aeußerst erschrocken schickte er die Briefe zurück mit dem Befehl, daß sie wieder in das Felleisen gepackt, der Postillion damit zur Stadt hinaustreiten, das Thor ohne Zeitverlust hinter ihm verschlossen, und das Felleisen, laut Verordnung, über den Graben in die Stadt gewunden werden solle.

Bald darauf erschien eine Ukase, die bei Strafe der Knute das Zobelfangen untersagte. Obgleich dies Verbot sich nur auf Sibirien und die angrenzenden Länder bezog, so ließ es doch der Gouverneur auch in Riga anschlagen und ernstlich andeuten, sich darnach zu richten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Herzog von Lausan.

(Eine Anekdote.)

Ehe der Herzog von Lausan, der dem König Ludwig XIV viele Dienste leistete, zu der großen Auszeichnung, welche er in der Folge genoß, empor stieg, führte er den Namen Pequilhem. Er kam sehr jung, ohne Vermögen, und als ein nachgebohrner Sohn seiner Familie, aus Gascogne nach Paris.

Nach und nach erhob er sich in der Gnade des Königs, und erhielt von diesem die Zusage, daß er ihn zum General der Artillerie, oder Grand-Maitre de l'artillerie, ernennen wolle, jedoch mit der Bedingniß, daß er nur einige Tage die Ernennung und die Gnade, die ihm der König zudachte, verschweigen solle. Allein Pequilhem beging die Unvorsichtigkeit, dem ersten Kammerdiener des Königs seine Erhebung zu vertrauen, der sogleich den alles vermögenden Minister von Louvois davon benachrichtigte. Louvois ward äußerst darüber entrüstet, und machte dem Könige über die Unzulässigkeit dieser Erhebung Vorstellungen. Der Monarch hielt sich nun nicht mehr an sein Wort gebunden, verschob die Ernennung von einer Zeit zur andern. Da aber der Ernennte bei jeder Gelegenheit dem Könige durch Zudringlichkeiten zusetzte, machte der Monarch ihm endlich Vorwürfe über den Bruch seiner Verschwiegenheit, und nahm sein Wort zurück.

Pequilhem gerieth darüber in eine solche Entrüstung, daß er dem Könige den Rücken wandte, seinen Degen im Angesichte des Hofes zog, seinen Fuß darauf setzte, die Klinge entzwei brach, und in voller Wuth ausrief, nie würde er mehr einem Fürsten dienen, der sich nicht mehr an das ihm gegebene Wort gebunden hält.

Der König, den jetzt der Zorn übernahm, that eine Handlung, die unter die ausgezeichneten seines Lebens gehört. Er ging sogleich nach dem Fenster, öffnete es hastig, warf seinen Stock hinaus, und sagte, er würde in Verzweiflung sein, wenn er einen Edelmann über eine Ungezogenheit bestrafen müßte, den er sonst schätzte.

Nach diesen Worten entfernte sich der König unwillig aus dem Saale. Den Tag darauf ward Pequilhem in seinem Zimmer arretirt, und nach der Bastille geführt, bald darauf aber wieder entlassen, und erhielt endlich vom Könige die Anstellung als Kapitän seiner Garde.

Varietäten.

Aus Frankreich.

— Die Werke des Prinzen de Ligne, von denen die Frau v. Staël dem gebildeten Publikum unlängst eine geschmackvolle, mit unerwartetem Beifall aufgenommene Auswahl reichte, bestehen bekanntlich aus 28 Bänden.

Die eine Hälfte dieser zahlreichen Sammlung enthält unter dem Titel: „Vermischte Schriften" Abhandlungen, Briefe über die Theatre und andere Gegenstände, Erzählungen, Gedichte, Schauspiele, vermischte, philosophische und belletristische Aufsätze, Memoiren über Bonnval, Bemerkungen über Labarpe's Briefwechsel u. s. w.

Die andere Hälfte begreift, unter der Hauptüberschrift „militärische Schriften" Aufsätze über Soldatenverhältniß, militärische Fantasien, Memoiren über die Feldzüge des Prinzen Ludwig von Baden, in Ungarn und am Rhein, über die Campagnen des Grafen von Buß-Rabutin in Ungarn, über den Türkenkrieg von 1736—1739; über Friedrich den Zweiten, über die großen Generale des dreißigjährigen Krieges; Instructionen des Königs von Preußen an die Offiziere seiner Armee mit Anmerkungen; das Tagebuch des Verfassers über den siebenjährigen Krieg, über den baierschen von sieben Monaten im Jahre 1778, und über den siebenjährigen Krieg in den Niederlanden im Jahre 1784; ferner einen Bericht von dem Feldzuge gegen die Türken im Jahre 1788 und 1789, und endlich ein räsonnirendes Verzeichniß der militairischen Bibliothek des Verfassers.

Nun hat jüngster Tage, unabhängig von den Bemühungen der Frau von Staël, und anderweitig durch den von allen Seiten der auf jene erstere Sammlung sich zusammen drängenden Beifall, Herr von Propiac, unter dem Titel: *Oeuvres choisies du maréchal prince de Ligne, faisant suite aux lettres et pensées du même auteur, publiées par Mad. la baronne de Staël-Holstein*, der Lesewelt noch eine zweite Auswahl aus den literarischen Produkten des berühmten Verfassers vor Augen gelegt, von welcher er glaubt, daß sie mit jener früheren zusammen genommen nun beinahe alles enthalten werde, was von den Prinzen Schriften auf allgemeines Interesse und den vorzüglichsten Beifall gebildeterer Leser Anspruche macht. Es ist nicht zu zweifeln, daß nicht auch diese aufmerksamst sehr wohl auserwählte Sammlung philosophischer, historischer und biographischer Aufsätze, Bemerkungen, Fragmente und Briefe von dem Publikum mit Dank und Wohlgefallen werde aufgenommen werden.

Als Probe liefert eines unsrer nächstfolgenden Blätter die darin enthaltene Charakterschilderung der Kaiserin Katharina der Zweiten.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 35. — den 3 Mai 1809.

Paris, Ende Aprils.

— — Auch der wissenschaftliche Parteigeist, dies Kind einer vergötterten Meinung und des Eifers, alles zu ihrem Altar zu führen, kann, wie er auch fahre, gute Wirkungen haben. Er gibt dem Gemüthe eine Energie, welche fähig ist, Talente zu besuchen und zu entwickeln. Diese Entwickelung mag oft eine falsche Richtung nehmen, aber der rechte Weg liegt immer neben dem falschen, und die Wahrheiten wurden fast immer erst durch Irrthum herbeigeführt. So brachte der Parteigeist, welcher während des letztverflossenen Jahrhunderts in Frankreich herrschte und der Religion so verderblich ward, in politischer Hinsicht eine reiche Zahl edler, nützlicher, liberaler Ideen in die Welt.

Heutiges Tages aber ist der Parteigeist unter uns nichts als Kalkul des Interesse, Resultat herber Erinnerungen, Wirkung des Platzes, den man eben in der Welt einnimmt. Man gibt sich nur gar nicht die Mühe, Meinungen zu haben, oder sie kund zu thun, oder sie zu verbreiten. Der dort will Fortun machen, und schlägt die Straße ein, die nach seiner Berechnung dahin führt; dieser da gehörte sonst schon zu einer Partei, und kann es nicht ertragen, wenn man das antastet, was seine ganze ehmalige Existenz ausfüllte; ein Dritter ist stärker als je zu seinen alten, religiösen oder politischen Vorurtheilen zurückgekommen, macht bande à part mit bußfertigen Sündern, denen es wie ihm ergangen, lebt ausschließlich mit ihnen und verachtet alles, was ausser ihrem Quartier lebt. Diese zerknirschten Seelen wiederholen sichs mit wechselseitiger Gefälligkeit, daß man, um Religion und Frieden zu haben, Aberglauben und Bigotterie wieder einführen, und alle liberale Ideen wieder ausrotten müsse. Leute der Art machen eigentlich keine Partei; sie produzieren nichts; ihre Meinung offenbart sich nur im Beurtheilen Anderer.

Uebrigens ist diese Meinungsart, bei denen, die sie haben, nur bloß Modesache, wie das in Frankreich gewöhnlich bei allem der Fall zu sein pflegt; sie gilt eigentlich nur unter Leuten de l'ancien regime, die sich in der Vorstadt St. Germain kolonisiren, und die Damen von einem gewissen Alter sind thätige Pflegemütter dieser Bekehrten.

Eben so wenig kann man diejenigen für Leute einer Partei halten, die bloß aus Kalkul Meinungen unterstützen und predigen, die ihnen im Grunde nicht Ernst sind. Ohne Aufrichtigkeit des Sinns ist gar kein Parteigeist gedenkbar, und erlogene Ideen, Taschenspielerkünste sind für das Publikum ohne Werth. Die Schriftsteller dieser Klasse wissen das selbst sehr gut; darum bringen sie wenig hervor; sie wissen, wie schwer es ist, in einem ganzen Buche Ideen aufrecht zu halten, die man bloß aus Spekulation, nicht aus innerer Ueberzeugung, adoptirte. Sie beschränken sich also bloß auf das Fach der Kritik, und bilden unter den jetzigen französischen Rezensenten in den Feuilletons und Journalen eine mächtige Zahl, während unter ihnen selbst faß kein einziger guter Schriftsteller ist.

Diejenigen endlich, welche man Philosophen titulirt, haben weder Lust noch Möglichkeit zu schreiben; während die einen schweigen müssen, sind die andern zu träge zum Reden. Sie bringen also auch wenig ans Tageslicht, und offenbaren ihre Denkart nur durchs Beurtheilen. Diese Denkart ist bei ihnen aber noch beständig die alte; sie haben noch immer ihre ehmalige Art zu sehen, und alle Angriffe gegen sie machten sie nur noch

Digitized by Google

hartnäckiger in ihrem System, das sich ohnedem vielleicht modifizirt haben würde.

Nie hat man jene Demarkationslinie zwischen den Meinungen und Urtheilen, welche gegenwärtig die literarische Welt Frankreichs zertheilen, auffallender bemerkt, als bei der Art, wie das Publikum Chateaubriands Märtyrer aufnahm.

Die Vorstadt St. Germain, das heißt, die Leute aus der alten Zeit, sind entzückte Bewunderer. Sie finden nicht den kleinsten Fehler darin, können nicht den leisesten Tadel erdulden, und die Frauenzimmer besonders nehmen die Märtyrer in den zärtlichsten Schutz. Ein gewisser Herr de St. A**, eine der Säulen dieser ecclesia oppressa und militans, that sich nicht wenig darauf zu gut, beim Buchhändler so lange gewartet zu haben, bis der Mann kam, der die ersten Exemplare aus der Buchdruckerei brachte; ihn genothigt zu haben, den Ballen aufzuschnüren, wo er dann das Werk ums Doppelte bezahlte, nur damit er es fünf Minuten früher hätte. Sie können sichs leicht vorstellen, seine Bewunderung des Werkes ist nun nicht kleiner, als seine Ungeduld war, eh' er's las. Aber dieser Enthusiasmus ist weniger die Frucht eines eigenen Ideenvorraths solcher Leute, als vielmehr — Modemante.

Die Religionsspötter des letzten Jahrhunderts, Leute, die durch ihre Erziehung, Geistesturnüre, durch die Verstandesmilch (le lait intellectuel), wenn ich mich so ausdrücken darf, welche man ihnen schon von der Wiege an reichte, total Fremdlinge für die Welt sind, in die Chateaubriand seine Leser versetzt, finden das Buch erbärmlich schlecht, spüren die kleinsten Fehler auf, und verkennen selbst das Gute darin.

Die minder aufgeklärte Masse des Publikums, die weniger Präventionen hat, weil sie weniger eigene Meinung hat, und nur liest, um sich zu unterhalten, schmachtete mit Sehnsucht nach Erschreinung, und fand sich betrogen, da sie statt des Romans ein Gedicht, statt romantischer Erzählung Bilder auf Bilder gehäuft fand.

Sie sehen, Chateaubriands Martyrer haben also wenig wahre Freunde und Bewunderer gefunden; es ist für die Franzosen nicht national genug; es liegt ganz ausser dem Kreise unserer Ideen, unserer Gewohnheiten, unserer Literatur; der historische Theil darin ist den meisten Lesern zu wenig bekannt; die Sitten, Gebräuche und Gemälde sind für sie entweder anstößig oder uninteressant; die Namen des heiligen Hieronymus, des heiligen Augustin erinnern viele an gar nichts, oder manche an Dinge, über die sie sich lustig machen; die mythologische oder geographische Gelehrsamkeit, durch die Erzählung ausgestreuet, statt nachzuhelfen, ermüdet; der Karakter von Chateaubriands Dichtungsart, mehr reich als wahlvoll, mehr mit der geistigen als irrdischen Welt vermählt, bietet ihnen oft schwülstige Bilder, hohle Seifenblasen dar; endlich, und dies ist der wichtigste Punkt, das Wunderbare, oder die Maschinerie im Gedicht, ist für sie eine absolut neue Welt; sie müssen da Bekanntschaften mit allerlei Engeln machen, an denen ihnen gar nicht viel gelegen ist.

Doch genug davon. Zur Abwechselung eine Anekdote, die man sich in Paris wenigstens als volle Wahrheit erzählt.

Der Kaiser ging, wenige Tage vor seiner Abreise nach Deutschland, eines Morgens zwischen sechs und sieben Uhr in Paris zu Fuß spazieren, nur vom Marschall Duroc begleitet. Beim Passage des Panorama trat er in die erste offene Bude, die er fand: es war ein Gewölbe, wo man Alabastervasen verkauft. Er sah zwei schöne Vasen, fragte um den Preis, und die Verkäuferin sagte: „sonst, als wir noch viele Fremde in Paris hatten, hätte ich sie für 10,000 Livres verkauft, jetzt schätze ich mich glücklich, 6000 dafür zu bekommen.“ Sie verbreitete sich darauf mit geläufiger Zunge in Klagen über den Krieg. Der Kaiser kaufte die Vasen, gab 500 Livres Unterpfand, und sagte, er werde sie holen lassen, doch zu mehrerer Sicherheit solle die Dame mitkommen. Wirklich schickte er den folgenden Tag, und die Verkäuferin begleitete ihre Vasen bis ins Elysеum, wo der Kaiser damals wohnte. Erschrocken, da sie nun erst wußte, wer der Käufer war, zu dem sie mit aller Unbefonnenheit gesprochen hatte, warf sich die gute Frau zu den Füßen des Monarchen, und schrie: „Sire, meine Vasen, meine Bude, mein Leben, alles gehört Ihnen!“ — „Davon ist gar nicht die Rede,“ sagte lächelnd der Kaiser, „sondern von Ihren Vasen. Sie verlangen 10,000 Livres dafür? Gut, Sie sollen sie haben. Aber plaudern Sie doch nicht gleich alles nach wie ein Papagei, was man Ihnen vorsagt. Denken Sie nur, wenn das jemand von der Polizei gehört hätte, was wir da sprachen!“

Die letzte öffentliche Sitzung der französischen Akademie (zweite Klasse des Instituts) war eben nicht brillant. Der Senator Garat hielt eine Rede, die trotz einzelner schönen Stellen sehr langweilig war, und durch die Invectiven gegen das Werk des Hrn. Barente, envai sur la littérature au dix-huitième siècle, lächerlich wurde. Es ist wahrhaftig seltsam, den Präsidenten unsers ersten literarischen Corps öffentlich von der Tribune herab als Antagonist gegen einen bloßen Schriftsteller donnern zu hören, und die Akademie in ein Gymnasium verwandeln zu sehen. Während der Sitzung sprach der Journalist Malte-Brun seine Langeweile laut genug aus; er saß gerade hinter dem bekannten Sänger Garat, des Redners Neffen, der ungeduldig über die Ungeduld der Zuhörer, sich rasch gegen Malte-Brun wandte und sagte: „Hätte mich mein Onkel um Rath gefragt, ich hätte ihm zu verstehen gegeben, daß man Leuten, die keine Musik verstehen, nicht eine ganze Oper von Mozart mit einemmal aufsitzen müsse.“

Die anderthalb Stunden lange Vorlesung brachte Hrn. de Boufflers um das Vergnügen, seine Abhandlung über die Gelehrten vorzutragen, und ohne Abrathen seiner Kollegen wäre er wahrhaftig kühn genug gewesen, die Vorlesung zu halten, selbst auf Gefahr hin, daß das Publikum selbst die Sitzung aufgehoben hätte.

Stellen aus Petri's neuestem Gemälde von Liefland.

(Fortsetzung.)

Schilderung der gemeinen Ehsten und Letten.

Viele Schriftsteller und Reisende haben den erbärmlichen Zustand der Ehsten und Letten mit dem Elend der Negersklaven in den amerikanischen Kolonien verglichen. Freilich gibt es einzelne Ausnahmen, wo unter humanen Herren lebende Freibeitslose ihre Leibeigenschaft kaum fühlen. Doch Ausnahmen machen keine Regel, und in der Regel ist ihr Zustand wahres freudenloses Sklavenleben.

Schon ihr äusseres Ansehen erregt Mitleid und ein unangenehmes Gefühl des Abscheues und Widerwillens gegen die äußer-

Digitized by Google

gen Unterdrücker dieser unglücklichen Völkerschaften, wenn man sie auch nicht in ihren Hütten, dem Sitze des Schmutzes und Elends, gesehen hat, sondern ihnen bloß auf den Märkten in den Städten oder auf den Landstraßen begegnet. Ohne gerade zerlumpt wie Bettler herumzugehen, sehen sie doch äußerst schmutzig, zum Theil höchst unsittig aus, die Ebsten mehr als die Letten. Abgezerrte bleiche Gesichter, hagere Jammergestalten mit einem struppigen Barte und gelben oder halbbraunen Haare und einer von der Sonne verbrannten Brust kommen einem tagtäglich vors Auge, unter einem grossen runden mit den Krämpen herabhängenden Hute stier hervorguckend, ohne eine Frohsinn verkündigende Miene, ohne heiteres Lächeln oder eine offene Stirn. Die Falten des Leidens und Ueberdrusses, das todte Hinstarren in Gleichgültigkeit und Dummheit sind mit lebendigen Zügen auf ihren Gesichtern ausgedrückt. Ihr Gang ist langsam, matt, schleppend, alle ihre Bewegungen träge, unbehülflich, ihre Arbeiten langsam, faul und nur mit Mühe von Statten gehend. Sie scheinen zur Sklaverei geboren zu sein, denn so munter und arbeitsam der Russe ist, so schläfrig, faul und unthätig ist der Lette und Ebste. Sein höchstes Vergnügen ist der Rausch in Bier und Branntewein; daher Faulheit und Trunkenheit die Hauptzüge seines Karakters sind. Der Werth der täglichen Nahrungsmittel dieser Leute steigt selten, so wie bei dem gemeinen Russen, über fünf bis sechs Kopeken. Ihr gewöhnlicher Unterhalt ist grobes, schlechtes Brod von ungebeuteltem Mehle, dem oftmals Spreu und Staub mit untergemischt ist, eingesalzene oder gedörrte Fische und Milch, selten Fleisch oder Gemüse. Stumpfsinn und Stupidität gepaart mit einem hartnäckigen Sklavensinne und Sklavenstucke scheint den meisten anzugeboren. Erwacht je bisweilen der bessere Mensch in ihnen, wenn sie über das Schwelgen ihrer Gewaltigen entbrennen, während sie selbst in Mangel und Elend schmachten: so ist es das krampfhafte Zucken, das ohnmächtige Knirschen eines gefesselten Schlachtopfers, das um sich schlägt, ohne sich frei machen zu können.

Man sollte es kaum glauben, aber tausend Zeugen und Zungen bestätigen es, daß man den arbeitenden Letten und Ebsten oft bis auf das Blut aussaugt, ihm seine Arendte vor den Augen wegnimmt, und, wenn er dann hungrig kommt und fußfällig seinen Herrn um Brod bittet, ihm statt des gehofften Borschusses die Peitsche oder Ruthen gibt, die seinen Rücken zerfleischen. Die härteste Leibeigenschaft ist in der Lausitz, Mähren, in Mecklenburg und Holstein, und ehmals in Ungarn und Böhmen, ist nichts gegen das drückende Sklavenjoch, das den Nacken des Ebsten und Letten niederbeugt. Viele jener Unglücklichen, welchen ein widriges Verhängniß das traurige Loos beschieden hat, unter einem harten, gefühllosen Barbaren zu stehen (deren Anzahl Gottlob immer kleiner wird), wünschen sich den Tod, und wollen bei Krankheiten keine Arznei nehmen; ja manche, denen das Leben eine unerträgliche Last wird, entleiben sich mit kaltem Blute selbst, weil sie den Tod für eine Wohlthat halten.

In Rußland verkauft man bloß Hausbediente, hier aber wirkliche Bauern aus den Dörfern; in beiden Ländern aber ist der Bauer überhaupt eine Waare, mit der man handelt und nach Belieben schaltet und waltet. Mancher Bediente wird auf eine Karte gesetzt und verspielt, nachdem schon Uhren, Ringe, Schnallen, Kutsche und Pferde verloren sind. *)

*) Alexander, der Weise und Gütige, hat diese himmelschreienden Mißbräuche in etwas zu vermindern, wenigstens einzuschränken gewußt.

Die Wohnungen der Letten und Ebsten sind kläglicher, als man sie sich zu denken vermag. Das Fundament ist höchstens einen halben, selten einen ganzen Fuß hoch, und scheint gleichsam durch den Zufall entstanden zu sein. Lange Balken, oder nur aus dem Groben gehauene Bäume, einen auf den andern gelegt und an den vier Ecken in einander gefugt, machen die vier Wände des Hauses aus. Es ist natürlich, daß bei einem solchen Verfahren große Ritzen zwischen zwei Balken entstehen; diese werden mit Moos verstopft, ohne sie auf eine andere Art gegen die Witterung zu verwahren, und endlich bringt man ein dickes Strohdach darauf, welches den Hütten ein warmes, dichtes Ansehen gibt. Aber das Innere des Hauses ist um nichts besser, wo nicht noch schlimmer. An einer Seite dieser Hütten ist durch eben eine solche Balkenwand ein Theil vom übrigen abgesondert und dient zur Wohnstube; andere mögen auch noch ein kleines Kämmerchen haben. Aber weder Stube noch Kammer haben in den meisten Häusern Dielen und Fenster, oder wenn auch eins oder gar zwei da sind, so sind sie doch nicht größer, als die bekannten Kabenlöcher, die man in Deutschland zuweilen noch unten an den veralteten Kornbodenthüren ausgeschnitten sieht. Damit indessen doch einiges Licht hereinfalle, steht im Winter und Sommer die Hausthür offen, welche zum Fenster und Schornstein zugleich dient. Der Feuerherd oder der Stubenofen, der Backofen und der Ehrenplatz der Alten ist alles eins. Diese liegen und schlafen oben auf dem dicken und schrecklich heissen Stein- und Leimklumpen, und finden nirgends eine größere Erquickung als auf dem Ofen. Wohnstube, Küche und Bachaus ist daher alles eins; bei den meisten Bauern wird auch das Getraide durch dieselbe Ofen- und Stubenhitze gedörrt.

Alle Künste dieser Nation scheinen noch in der Kindheit und gleichsam die ersten Versuche des menschlichen Verstandes zu sein; aber sie sind redende Zeugen von dem, was sie sein könnte, und gewiß werden würde, wenn man ihr das Joch abnähme, unter welchem sie seufzt, und ihr den freien Gebrauch ihrer Geisteskräfte erlaubte. In der That, es würden sich sogar Genies, Erfinder unter ihnen entwickeln. Ein alter Bauer, der die Freiheit erlangt hatte, machte sich Sonnenuhren, und sogar, da er eine Elektrisirmaschine gesehen hatte, machte er auch diese nach: kurz er war ein wahrer Tausendkünstler und Philosoph. Die abergläubigen Mährchen und Gebräuche seiner Nation wurden von ihm verlacht und widerlegt; dagegen aber ward er auch für einen Hexenmeister gehalten.

Sowohl Ebsten als Letten sind in ihrer Kleidung äußerst schmutzig und unrein. Die Nationalfarbe der Letten ist grau, die der Ebsten braun. Der Lette geht mehrentheils unbedeckt, der Ebste trägt einen großen, runden, an den Seiten herabhängenden Hut; im Winter haben beide Nationen dicke und rauche Pelzmützen; unter denen ihr Haar und Bart wild und unordentlich herabhängt. Kein Bauer trägt weder Schuhe noch Stiefeln an seinen Füßen, sondern Passeln, d. h. ein Stück rohe, ungegerbte Thierhaut, welcher man die Haare genommen hat. Im Winter sind Männer und Weiber in einen Schafpelz gekleidet, dessen glatte Seite nach aussen gewandt ist, ohne mit dem geringsten Zeuge überzogen zu sein. Man denke sich, wie nasenlos schmutzig sie sein, welchen Geruch sie von sich geben, und von welchem Ungeziefer sie wimmeln müssen, da die allermeisten auch darin schlafen! Man weicht ihnen gern schon von ferne aus.

Die Verachtung und Mißhandlungen, womit diesen armen, geplagten Leuten von ihren Herrschaften begegnet wird, überstei-

Digitized by Google

gen oftmals allen Glauben. Nicht genug, daß man sie niemals grüßet und kaum eines Blickes würdiget, stößt man sie oft mit dem Fuße aus dem Wege.

Es sind mehrere Versuche gemacht worden, das Elend der armen Leibeigenen zu mildern und ihren Zustand zu verbessern. Unter der schwedischen Regierung, deren sich viele noch mit sichtbarer Freude erinnern, weil sie sich über mit landesväterlicher Milde annahm, mußten sie mit vieler Schonung behandelt werden. Wenn jetzt die Bauern über die Strenge ihrer Herrn klagen, so geht dieses auch nicht sowohl auf das unmäßige Strafen, als vielmehr auf die übermäßigen Auflagen und Arbeiten, auf die ungemessenen und willkührlichen Heißungen, auf die übertriebenen Forderungen und Fuhren in die Städte u. s. w., welche viele Herrn über die Vorschrift ihren Erbleuten öfters auflegen. — Der Adel schien das Ungebührliche und Ungesetzmäßige dieses Verfahrens selbst zu fühlen, und brachte deshalb im Jahre 1765 auf einem zu Riga gehaltenen Landtage die Sache in Bewegung. Der deshalb gefaßte endliche Abschluß wurde in deutscher, lettischer und ehstnischer Sprache gedruckt, vom kaiserlichen Generalgouvernement bestätigt und den Bauern von allen Kanzeln bekannt gemacht. Er ist seitdem mehrmals wiederholt und erneuert worden, und noch zuletzt mit Zusätzen und weitern Einschränkungen 1794 und 1797 aufs neue bekräftigt und zu Jedermanns Darnachachtung in vervielfältigten Exemplaren vertheilt worden. Diese neuesten Landtagsabschlüsse wurden desto ernstlicher sanktionirt, da es selbst der Wille der Kaiserin Katharina II und des Kaisers Paul I war, daß dem Druck und der Sklaverei der Bauern ein Ende gemacht werden sollte. Allein das Uebel, wenn es nicht in seiner Wurzel angegriffen, d. h. wenn nicht den Edelleuten alle erbherrliche Gewalt über die Bauern ganz entrissen wird, scheint unheilbar zu sein; denn alles ist nach wie vor auf dem alten Flecke geblieben, und der willkührlichen Auflagen, Leistungen, ungebührlichen Forderungen und Anstrengungen, des Kardatschengebens und Ruthenstreichens, des Abdehens und Veräußerns, noch immer kein Ende gewonnen, und wird auch fernerhin fortdauern, und wenn noch zehn Abmachungen auf eben so viel Landtagen getroffen werden. Von dem Adel ist schlechterdings keine Erleichterung des Sklavenjochs zu erwarten, weil die Stimme einzelner Edeln von dem Geschrei der Menge übertäubt wird. Es muß ein Machtspruch von oben herab diese Sache der Menschheit entscheiden und dem Elend ein Ende machen.

Die bekannte große und humane Denkungsart des jetzigen Kaisers Alexander, dem nichts so sehr am Herzen liegt, als das Schicksal des ärmsten und unglücklichsten Theils seiner Unterthanen so viel als möglich zu erleichtern, hat unter andern auch in den neuesten Zeiten die gute Wirkung hervorgebracht, daß im J. 1801 auf dem Landtage in Reval der Adelsmarschall Hr. v. Berg, ein wirklich edler und wahrhaft adelicher Mann, sich sehr thätig bewiesen hat, durch freiwillige vom Adel selbst zu treffende Einrichtungen das Schicksal der Ehstnischen Bauern zu verbessern. Die deshalb gemachten Verordnungen gereichen der Revalschen Ritterschaft in der That zur Ehre. Sie hat den Bauern Eigenthum zugestanden, ihre bisher willkührlichen Frohndienste nach dem Maasstabe der Billigkeit festgesetzt, ihnen Richter aus ihrer eigenen Mitte gegeben, dem willkührlichen Verkaufen der Bauern Grenzen gesetzt, und das eben so willkührliche Versetzen von ihrem Erbacker den Erdherren untersagt. In Riga soll sogar ein großer Theil des Adels auf die gänzliche Freilassung der Bauern aus der Erbunterthänigkeit bestehen, und deshalb eine Vorstellung an den Kaiser gemacht haben.

(Der Beschluß folgt.)

Varietäten.

Aus Frankreich.

— * Eine ansteckende Krankheit, der des Gefängnißfiebers ähnlich, hat sich auf der ganzen Straße von Bayonne nach Limoges auf eine schauderhafte Weise geäußert. Sie schont durch die große Zahl der Gefangenen und Kranken bewirkt zu sein, die dieses Wegs transportirt worden. Zu Limoges, sagt man, starben täglich 25 bis 30 Personen. Doch die Schnelligkeit, mit der man Hülfe herbeischaffte, hemmte bald die mörderischen Fortschritte der Seuche.

Ein Hr de Bavenne, gewesener Dragoneroffizier, hat eine Geschichte des Generals Suworow herausgegeben, die durch das Detail der Begebenheiten und das Fließende der Erzählung anziehend wird. Der Verfasser spricht als Mann von Metier, der die Sache kennt, von der er spricht. Aber mehr trifft er auch nicht. Suworow wird nur als Soldat geschildert, aber den verabscheuungswürdigen Barbaren, den Ueberher so vieler Grausamkeiten und Metzeleien, lernen wir hier nicht kennen.

Auch einen neuen Reisebeschreiber des Nordens haben wir bekommen. Dies ist Hr. Rignan; schon durch seine Uebersetzung von Pope's Essay on Criticism vortheilhaft bekannt. Man muß wahrlich ein großer Dichter oder ein fühner Reimer sein, um solch ein Waagstück zu bestehen. Homers Einfalt und Fülle sind fast unübersetzlich mit der Eleganz und dürftigen Beschränktheit der französischen Sprache.

Aus Holland.

— Nur der ewige Krieg verhindert den dessen Einfluß einer weisen und kraftvollen monarchischen Regierung in seiner ganzen Macht zu empfinden. Dennoch ist auch jetzt schon manches bei uns ausgeführt, manches der Ausführung nahe, was sonst nur bloß frommer Wunsch war und bleiben mußte. Die schönen Künste reden sich mit jugendlicher Kraft, seit Ludwig Napoleon lächelnd auf sie hinblickt, und die neulich erst Preisvertheilung an die vorzüglichsten Künstler in der Malerei und Zeichenkunst gab zu den angenehmsten Hoffnungen zur Restorestung der Kunst das Recht.

Unaufhr achtzig holländische Künstler hatten ihre Arbeiten eingesandt. Unter diesen redivit Hr. J B Scheifer von Amsterdam den ersten Preis von dreitausend Gulden; aber sein Admiral de Ruyt, der seine Kanonierung aufschlägt, ist auch ein Meisterstück voller Feuer. — Hr. van der Kool, Vorsteer an der Universität Franeker, erhält den Preis von zweitausend Gulden; doch gewährte der König auch noch dem Künstler J. Sonnenberg Gallant einen ausserordentlichen Preis wegen eines unnachmein gelungenen Blumenstücks. — Hr P. B. van Os trug den Preis in der Landschaft, und Hr. N. Bauer, Seestück-Maler, den für die Skulptur bestimmten Preis davon. Den Preis der Kupferstecherkunst, von zweitausend Gulden, empfing Hr. J. J. de Wolff von Rotterdam.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 36. — den 6 Mai 1809.

Das gegenwärtige Loos der Negersklaven in den westindischen Kolonien.

Mögen immerhin unwissende Frömmler, politische Schwärmer und nervenschwache Empfindler des neunzehnten Jahrhunderts mit der Bigotterie oder dem gekränkten Stolz lichtscheuer Priester des achtzehnten Jahrhunderts gegen die Philosophen der verflossenen Periode Partei machen — mögen sie auch die Namen Voltaire, Rousseau, Mably, Raynal, Hume u. s. w. noch so gern verketzern: jene Philosophen leisteten dem menschlichen Geschlecht größere Dienste, als die Dunkelsüchtigen mit all ihrem Geschrei, und währete es noch tausend Jahre. Die Menschen wurden durch jene Philosophie — menschlicher, und schüttelten manche Barbarei ab, die man vorher aus lauter Liebe zum Göttlichen trug.

Freilich, es ist noch beiweitem nicht alles gethan. Aber wie sehen doch die Greuel der Leibeigenschaft und Mönchsgewalt allgemach verschwinden. Wir sehen doch den Holzstoß seines Autodafé mehr lodern, und die Tortur nicht mehr überall als Krücke der Justiz gelten. Wir hören doch von keinen Hexenprozessen, keinen Glaubensverfolgungen; der Militärstand wird freier und edler, wo er sonst nur moderner Sklavenstand war; Bürger, Bauern und Adeliche geniessen doch in den meisten zivilisirten Staaten gleicher Rechte, gleicher Ansprüche vor dem Gesetz; und berühmte Dichter, Philosophen und Gelehrte werden mit Ehrenzeichen bekleidet, ohne daß sie Prinzen, Feldherrn, Minister oder Kammerherrn sein müssen.

Die steigende Zivilisation der Europäer hat ihre Wohlthaten bis zu den entferntesten Zonen hingestreut. Sonst war der Sklav nur frei, wenn er die europäische Erde mit seinem Fuß berührte; jetzt beschäftigt die Aufhebung des Sklavenhandels in den Kolonien sogar die Mächte, welche ehmals ohne ihn kaum bestehen zu können glaubten.

Das Loos der Negersklaven in den westindischen Baumwollen-, Kaffee-, Tabak- und Zuckerplantagen ist beiweitem nicht mehr so gräßlich, wie noch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Man sieht im Neger nicht mehr eine Mittelstufe zwischen Affen und Menschen, sondern ehrt auch den Menschen in ihm. — Das mildere Schicksal der von Afrika entführten Schwarzen ist einer der schönsten Zeugen für die allgemeiner werdende Humanität, welche von den Weltweisen des vergangenen Jahrhunderts so mächtig angeregt wurde.

Das Gemälde, welches Harry Bolingbroke voriges Jahr in seiner Reise zum Demerarostrom im holländischen Guiana, von dem Boote der westindischen Negersklaven überhaupt entworfen hat, verdient sowohl wegen seiner Neuheit als wegen seiner Wichtigkeit, wie ein merkwürdiger Beitrag zur Kulturgeschichte der menschlichen Gesellschaft ausgehoben zu werden.

Wenn ein Pflanzer, sagt Bolingbroke, erst ganz frisch ausgeschiffte Neger kauft, fängt er damit an, sie dem neuen Himmelsstriche anzueignen, welchen sie gegen die heiße, vaterländische Zone Afrika's vertauschen mußten. Man behandelt sie mit zarter Sorgfalt, wie die Kinder. Ehe man sie in die Pflanzungen schickt, versieht man sie mit einem Paar Pantalons, einem Hemd, einer Weste und einem Hut. Es macht oft ein komisches Schauspiel, sie im neuen, europäischen Kostüm zu sehen. Zuweilen entschliessen sie sich nur mühsam zum Anziehen dieser

Digitized by Google

Kleider, nicht eben weil ſie ſchon beſſere, oder nur eben ſo gute gewohnt geweſen wären zu tragen, ſondern weil ſie ſich für Leute von höherm Rang halten, und auch nur Kleider wie Kolonialoffiziere verlangen. Woraus ſie gewöhnlich das meiſte machen, iſt eine Decke, die ihnen ſo lange ſtatt des Bettes dient, bis ſie eins haben.

Nach Ankunft nun in der Kolonie werden ſie der Aufſicht und Sorge einer Pflegemutter anvertraut, die ſie mit Eſſen, Trinken, Pfeifen, Tabak, kurz mit allem verſieht, was ihnen die neue Lage angenehm machen kann. Man ſpricht ihnen Muth ein, läßt ſie Bekanntſchaften machen, und beſchäftiget ſie anfangs nur mit leichten Arbeiten in der Nähe des Hauſes. So gewöhnen ſie ſich an Ordnung und Oekonomie der Pflanzung. Hernach gibt man ſie in die Vormundſchaft und Führung eines ältern Negers, der den Ankömmling zu ſeinem Aufwärter macht, ihn ſeine Speiſen zubereiten und für ſeine Bedürfniſſe ſorgen lehrt. Dann endlich fangen ſie an, den übrigen Arbeitern zu folgen und ſich ans Werk zu machen, was ihnen um ſo leichter wird, da ſie meiſtens ſchon in ihrer Heimath Sklaven waren und weit mehr Noth und weniger Nahrung hatten.

Um neun Uhr läutet es in den Kolonien zum Morgeneſſen. Man gibt ihnen für den gemächlichen Genuß des Frühſtücks eine volle Stunde Zeit. — Um ein Uhr kommen ſie zum Mittagseſſen nach Hauſe. Da läßt man ſie fünf Viertelſtunden lang beim Tiſche ſitzen. Mit Sonnenuntergang verlaſſen ſie ihre Arbeiten, und kehren heim, ein Pfeifchen zu ſchmauchen und ihr Nachteſſen zu verzehren. Dies iſt die Hauptmahlzeit der Neger. Außer der üblichen Nahrung und Speiſe gibt man wöchentlich jedem noch ungefähr eine Pinte Rum und zwei Pfund Tabak zum Rauchen. Dies ſind die Luxusartikel, die man ihnen für ihre Lebensſtrenge gewährt.

Sind die Neger erſt einmal an das Klima gewöhnt, ſo halten ſie ſich auf eigene Koſten Geflügel, Schweine, Ziegen, und bauen den kleinen Küchengarten an, den man ihnen überläßt. Wer ein Handwerk verſteht, arbeitet in Nebenſtunden für ſeine Rechnung allerlei zum Verkauf. Oft halten ſie im Alter, wenn die Kräfte abnehmen, einen kleinen Kramladen. Es iſt in den guianiſchen Kolonien gar nichts Seltenes, Neger zu ſehen, die ſoviel zuſammenſparen, daß ſie ſich frei kaufen können. Ich habe andere gekannt, die ihren Herrn nur etwas an Zahlung gaben, und ſich verpflichteten, den Ueberreſt durch Arbeit bei ihm abzutragen nach ihrer Freiſprechung. Der größere Theil von ihnen aber vertheut das Geld lieber in Putz und Schmuck. Andere ſparen, und begehren gar die Freiheit nicht, ſondern legen ziemlich ſtarke Summen zurück. — Ich kannte eine alte Negerin in einer Zuckerplantage zu Eſſequebo, die nach ihrem Tode dreihundert Pfund Sterling hinterließ, welche an ihre Kinder, die in der Kolonie lebten, als rechtmäßige Erben vertheilt wurden. Sie hatte das Geld bloß durch Handel mit Geflügel gewonnen.

In der Regel kommt alle Woche dreimal ein Arzt in die Pflanzung, der vom Herrn abonnementsweiſe zwei Dollars im Jahr für jeden ſeiner Neger bekommt, wofür er ihn ärztlich beſorgen und die Medizin liefern muß. Für die Weißen muß ein Abonnement von vier Dollars bezahlt werden, weil ſie mehr Sorge und Medizin heiſchen.

So wie ein Neger einmal gekauft und der Kolonie zugeeignet iſt, erwirbt er darin ſein Recht zu einem Etabliſſement. Krank oder geſund, jung oder alt; er muß ernährt, verpflegt, gekleidet und behauſet werden. Ich habe es oft mit recht innigem Vergnügen angeſehen, wenn ſo ein alter, weißköpfiger Neger mit ſeiner Frau vor der Thür der Hütte ſaß, und um ſich der die muntern Enkel und Enkelinnen im Schatten der Kokospalmen ſpielen ließ, während die Väter und Mütter derſelben mit verſchiedenen Arbeiten im Felde beſchäftiget waren. Alle ältere Pflanzungen haben ſchon Neger von der dritten und vierten Generation.

In neuen Pflanzungen ſucht man ſich am liebſten Neger von reifem Alter, fähig die Arbeiten des erſten Aufbrechens zu verrichten. Nachher gibt man ihnen Weiber. Dann arbeitet der Mann mit größerm Eifer und wird ſparſamer, um der Frau allerlei kleinen Schmuck anſchaffen zu können. Gemeiniglich leben die Neger in ihrer Familie ſehr glücklich beiſammen. Sie beobachten ſehr ſorgfältig Anſtand und gute Sitte. In den ſeltenen Fällen, wo eine Frau Untreuen begeht, klagt der Mann beim Intendant oder beim Eigenthümer der Pflanzung, der dann die Scheidung erklärt, und den Eheleuten Freiheit gibt, neue Verbindungen zu ſchließen.

Einige Neger in der Plantage meines Freundes fanden an den ſchon dort befindlichen ſchwarzen Schönheiten keinen Geſchmack. Sie gingen nach Stadroek auf den Markt, und kauften ſich, für Rechnung ihres Herrn, jeder ein Schätzchen nach eigener Wahl. Zwei von ihnen ſuchten ſich recht hübſche Mädchen aus; der dritte wählte ſich hingegen eine ziemlich häßliche, aber groß und ſtark von Gliedern. „Warum nahmſt du dir auch keine Hübſchere?“ fragte ich ihn. „O ich brauche keine Hübſche,“ antwortete er mir in ſeinem Kauderwelſch, „aber eine Gute, die eben ſo brav für unſern Herrn arbeiten kann, wie ein Mann.“ Wirklich war die Häßliche auch mehr werth, als die beiden ſchönen Negerinnen zuſammen zuſammen.

Ein Neger im Schoos ſeiner Familie, mit ſeinem Weibe, ſeinen Kindern, ſeinem Garten, ſeinen Ziegen, Schweinen, Hühnern u. ſ. w. hängt mit innigerer Theilnahme an der Kolonie, als man vielleicht von einem Afrikaner erwarten möchte, der ſo weit von ſeinem Vaterlande entfernt wurde. Beſtändig in der Nähe zivliſirter Menſchen, wird er ſeine angeſtammte Rohheit ab, wird aufgeklärter und humaner. Er fühlt den Unterſchied ſehr gut, der zwiſchen der Behandlungsart von einem ſanften Herrn, und derjenigen iſt, die er in Afrika von einem rohen Despoten erfahren haben würde, der über ſeine Untergebenen die abſoluteſte und härteſte Gewalt üben kann.

Die Strenge, mit welcher vorzeiten die Neger in den weſtindiſchen Kolonien gehalten wurden, rührte größtentheils daher, daß man ihre Aufſicht Negern ſelbſt anvertraute. Seit dies Geſchäft den Weißen übergeben iſt, haben ſich die Sachen ungemein geändert. So lange ich in Demerary war, habe ich auf meinen vielen Reiſen und zu den entfernteſten Gegenden nie unterlaſſen, die Neger, die ich in den Pflanzungen fand, zu fragen, ob ihnen dies Land und Leben beſſer, als das vorige in Afrika gefiele. Und ich erkläre es hier feierlich, unter mehrern hundert Negern, denen ich die Frage that, fand ich nicht einen einzigen, der noch die leiſeſte Sehnſucht nach ſeinem ehmaligen Zuſtande in Afrika bezeigt hätte. Ja, ich wage es zu behaupten, würde man alle Neger dieſer Kolonien befragen, man würde von Hunderten nicht einen hören über ſeine gegenwärtige Lage Unzufriedenheit äuſſern.

Will ein Neger freigelaſſen werden (oft geſchiehts, daß ein Neger frei werden könnte, und es gar nicht will): ſo erſcheint er vor dem Magiſtrat und gibt Kaution (von 2000 Gulden oder

Digitized by Google

166 Pf. Sterling), daß es der Kolonie zu keiner Zeit zur Laſt fallen werde.

Man hat immer behaupten wollen, die Zahl der Neger nehme in Weſtindien durch harte Behandlung und häufiges Abſterben wegen Ungewohnheit des Klimas ab. Vielleicht war dies vorzeiten der Fall; jetzt gewiß nicht. Um die Maſſe der Neger zu vermehren, oder den Abgang zu erſetzen, wären wahrlich keine weitere Exportationen aus Afrika nöthig. Umgekehrt, ihre Zahl mehrt ſich, obgleich man es in den ungeheuern Landſtrichen, wo immer neue Anlagen gemacht werden, kaum empfindet. Dazu kommt noch, daß die Urſache der reinen Negerracen durch den Kommerz mit Weißen und Mulatten, Kreolen und Meſtizen immer mehr verſchwindet, und nothwendig verſchwinden muß, ohne daß darum der Menſchen weniger würden.

Im Jahre 1787 betrug die geſammte zu den brittiſchen Inſeln Weſtindiens gehörige Population 50,000 Weiße, 10,000 farbige Leute und 465,000 Sklaven. In Jamaika allein hatte ſich während dieſes Zeitraums (von 1787 bis 1805) die Zahl der freien farbigen Leute von 4000 auf 9000 vermehrt, und die der Sklaven von 256,000 auf 280,000. Wahr aber iſt es auch, daß die jährliche Sklaven-Einfuhr die ſchwarze Population dieſer Inſel immer um 4000 Seelen vergrößerte.

Das Klima in den tropiſchen Ländern iſt wahrlich den Negern nicht halb ſo nachtheilig, als den Europäern. Man kann die relative Sterblichkeit der Weißen und der Schwarzen in Weſtindien nicht beſtimmter erkennen, als wenn man den Etat der engliſchen Regimenter vom J. 1796 bis 1802 vergleicht. Daraus ſieht man, daß, wenn ein Schwarzer ſtarb, gewiß dagegen mehr als vier Weiße ſtarben.

Doch, ich will lieber in nachſtehender Tabelle den Leſern das Reſultat ſelbſt hervorzuſuchen überlaſſen. Dieſe Tabelle der bei der brittiſchen Armee in Weſtindien an Krankheiten Verſtorbenen iſt für den philoſophiſchen Beobachter in Europa noch in manchen andern Beziehungen merkwürdig.

Es iſt folgende:

Europäiſche Soldaten.					Neger-Soldaten.			Offiziere.
Jahr.	Größte Truppenzahl	Mittlere monatl.	Todte.	Auf Hundert.	Truppenzahl.	Todte.	Auf Hundert.	Todte.
1796	19,676	15,881	6484	40 3/4	2485	75	3	226
1797	15,627	11,503	3766	32 1/2	3080	118	4	99
1798	9,192	8,416	1602	17 1/2	3055	252	8	38
1799	7,654	7,202	876	11 3/4	3354	258	7 3/4	24
1800	8,840	7,890	1221	15 1/2	4320	286	6 1/2	58
1801	11,745	10,315	2340	22 3/4	4604	276	6	104
1802	10,198	9,038	990	11	3840	199	5	41

Stellen aus Petri's neueſtem Gemälde von Liefland.

Der Adel in Lief- und Ehſtland.

Der Adel in Lief- und Ehſtland macht beiweitem die reſpektabelſte Klaſſe unter den Einwohnern dieſer beiden Provinzen in politiſcher und ſtaatsbürgerlicher Hinſicht aus. Viele Familien deſſelben gehören unter die älteſten deutſchen und ſchwediſchen Häuſer, und haben vortreffliche Staatsmänner, tapfere Helden, würdige Gelehrte und edle Menſchen hervorgebracht. Es kann aber keine Tugenden geben, wenn Belohnungen ausſchließlich die Wohlthat einer gewiſſen Klaſſe der Geſellſchaft ſind, und wenn ſie ihr nichts zu erlangen koſten, als die Mühe — geboren zu werden. Daher rührt es wohl, daß in dieſer Klaſſe des bürgerlichen Vereins wahre Tugenden und Verdienſte ſeltener ſind, als in andern Klaſſen, weil die Individuen, aus denen ſie beſtehet, oft ohne nur eine jener Eigenſchaften zu beſitzen, nicht minder belohnt, geehrt und vorgezogen werden.

Zuerſt bemerke ich hier, daß unter dem dieſigen jungen Adel, im Ganzen genommen, wenig wahre Liebe, kein rechter Trieb zu den Wiſſenſchaften und einer gründlichen Erlernung derſelben angetroffen werde, und ein Zurückſtehen in der Bildung des Geiſtes bei den meiſten ſogenannten jungen Herren in die Augen ſpringe. Junge Erben, die es wiſſen, daß ſie einſt viel Geld und Güter hinterlaſſen bekommen, verlaſſen ſich nunmehr gänzlich auf dieſe oft ſo betrügliche Hoffnung, behandeln alles, was Ernſt, Anſtrengung und Eifer erfordert, kavaliermäßig, überlaſſen ſich dem Nichtsthun, höchſtens dem Romaniſiren, der Oekonomie und Pferde-, Hunde- und Jagdliebhaberei. Wiſſenſchaften, Künſte, Kultur des Geiſtes und alle andere Verdienſte und Vollkommenheiten, durch welche ſie ſich vor andern Menſchen, über die ſie ſich oft weit erhaben glauben, auszeichnen ſollten, halten ſie für unnöthig oder überflüſſig. Mit ſolchen Geſinnungen gehen auch viele auf die Univerſität und kommen arm an Geiſt, leer an Kenntniſſen, wieder zurück. Daher werden hernach die wichtigſten Landesſtellen, Gerichte und andere zur Verwaltung der Juſtiz gehörige Poſten mit Stümpern, Unwiſſenden und Gecken beſetzt, welche nun die Richter ihrer Mitbürger ſind. Das Publikum ſeufzt, iſt aber zu gutmüthig oder zu furchtſam, um Klage zu erheben, und — es bleibt beim Alten.

Wer ſind denn aber nun eigentlich dieſe Herren von Adel, welche wie die ägyptiſchen Beys das ganze Land beherrſchen, und die Eingebornen deſſelben, die Letten und Ehſten, unter dem Sklavendruck halten? — Abkömmlinge von einem Volke, das vor ſechshundert Jahren den Ureinwohnern Land, Eigenthum und die goldene Freiheit raubte! Die meiſten Deutſche, wenige Schweden, noch wenigere Ruſſen, von den Eingebornen kaum zwei oder drei Familien, deren Namen noch ihren Urſprung verrathen, Uexküll, Koskül und Tiefenhauſſen.

Mit der Muttermilch ſchon wird den kleinen Erbherrn Verachtung gegen den Bauern eingeträukt, und von Kindesbeinen an lernen ſie ihre Erbbauern als Weſen niederer Art, und ſich als ihre unumſchränkten Beherrſcher anſehen, denen all ihr Eigenthum und Habe gehöre. Nach dieſem unſeligen Leibeigenſchaftsſyſtem iſt dem Adel gegen ſeine Leibeigenen alles zu thun erlaubt, offenbaren Raub und Mord ausgenommen, und die meiſten Erbherren bedienen ſich auch dieſes grauſamen Rechts nach ihrem beſten Vermögen. Sie können ihre Bauern verkau-

Digitized by Google

fen *), vertauschen, verschenken, überall vindiziren, ihr Vermögen einziehen, von einem Stück Landes auf das andere versetzen, ihre schönsten Töchter an den Hof nehmen, ihre Söhne zu Bedienten brauchen, ihren Erbacker für sich behalten; kurz alles das thun, was die ungebundenste Willkühr und Habsucht für erlaubt hält. Die Bedrückungen übersteigen oft allen Glauben; die himmelschreiendsten Ungerechtigkeiten und Greuel werden ungescheut vor jedermanns Augen begangen. Man verachtet den Bauern, schlägt und stößt ihn mit Händen und Füßen, ins Gesicht, auf den Kopf, wohin man trift. Man baut auf der Straße, wenn er einem mit dem Pferde, Schlitten oder Karren zu nahe kommt, mit der Peitsche nach ihm, wie man nach einem Hunde haut, und schämt sich nicht, ihn auch so zu nennen. Unter dem Titel Gerechtigkeit (Bauernabgabe, Hofsdienste) wird dem Bauern alles auferlegt und abgenommen, daß ihm oft kaum ein Rock und zwei Hemden bleiben; und unter der Firma Hauszucht, Kinderruthen, wird sein Rücken bis aufs Blut gegeiselt. Diese despotische Gewalt, welche die Edelleute in den Händen haben, verleitet auch manchen sonst braven Mann, sich durch Leidenschaften zu den grausamsten Handlungen hinreissen zu lassen, weil er keine Ahndung zu fürchten hat, so lange er nur keinen Bauern todschlagen läßt. Wenn es auch bisweilen einer wagt, bei dem kaiserlichen Niederlandgerichte zu klagen, so behält er selten Recht, weil die Richter selbst in den meisten Fällen Edelleute sind, die einander nicht zu nahe treten. Wenn auch die Klage als gegründet befunden wird, so verbrelt man dies doch den Bauern sorgfältig, und bestraft den adelichen Verbrecher nur insgeheim, ohne Vorwissen der Bauern, die gegen ihn geklagt hatten. Es gehörte vormals sogar mit zu den Vorrechten des Adels, daß der Leibeigene gar nicht wider seinen Herrn klagen durfte, sondern alles geduldig leiden mußte, was dieſem gefiel ihm aufzulegen. Im Rigischen Gouvernement ist aber jetzt dieses barbarische Vorrecht abgeschafft, und es sind mehrere Fälle eingetreten, wo die Letten und Ehsten wider ihre Herren Klage geführt haben; natürlich aber behielten sie Unrecht, und die Strafe fiel von Rechts wegen im Gerichte, und doppelt schwer am Hofe ihres Herrn, auf ihren Kopf. Zum Glück für diese Armen handeln nicht alle Erbherren so unadelich.

Wichtiger Nachtrag zu den „Reflexionen über Schwedens politische Stellung und gegenwärtigen Krieg".

(Man sehe Nr. 9, 10, 11 dieſes Jahrgangs der Blätter [d. n. Weltk.)

Der gegenwärtige französisch-österreichische Krieg — wahrscheinlich der letzte, welchen das Haus Oesterreich führt —, ist für die Zukunft Europens einer der wichtigsten, der jemals geführt worden ist, weil die zur Erhaltung des Weltfriedens nothwendige Kette der Neutralstaaten zerrissen zu werden droht, die das occidentalische Reich bis jetzt vom nord-orientalischen scheidet.

Wie sehr sowohl dem französischen als dem russischen Hofe, zur dauerhaften Begründung des Weltfriedens, an der Erhaltung jener Reihe neutraler Zwischenstaaten gelegen war, erhellt aus den neulich im französischen Amtsblatt (Moniteur Nr. 115, Jahrg. 1809) bekannt gemachten diplomatischen Verhandlungen Frankreichs mit Oesterreich, die gewissermaßen als pieces justificatives der in dieser Zeitschrift erschienenen „Reflexionen über Schwedens politische Stellung und gegenwärtigen Krieg" dienen, einer Abhandlung, die sehr unverdient den Zorn einiger oesterreichischen Publizisten auf sich gezogen zu haben scheint.

In dem Berichte des französischen Ministers Grafen von Champagny befindet sich nämlich folgende für Zeitgenossenschaft und Nachwelt denkwürdige Stelle: „Se. Mai. (der Kaiser der Franzosen) wollte einen neuen Versuch machen, den Krieg mit Oesterreich zu verhindern, und benutzte dazu die Dazwischenkunft des russischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten (Hrn. von Romanzoff), welcher sich eben damals (nach Zurückkunft Napoleons aus Spanien) in Paris befand. Nach den ihm von Sr. Mai. gemachten Eröffnungen sah er den österreichischen Botschafter (Grafen von Metternich). Er machte ihm den Vorschlag zu einem Vertrag, der die drei Kaiserreiche durch die Banden einer dreifachen Garantie enger verknüpfen, der den österreichischen Staaten zur Sicherung der Integrität ihres Gebiets Rußlands Garantie gegen Frankreichs Angriffe gewähren sollte, und Frankreichs Garantie gegen die Angriffe Rußlands; so wie Oesterreichs Garantie ebenfalls von den beiden andern Mächten angenommen wurde. Aber schmerzlich muß ich sagen, diese Unterhandlungen des Hrn. von Romanzoff hatten gar keinen Erfolg!" —

In einer dem diplomatischen Korps am 15 August 1808 gegebenen Audienz sagte Kaiser Napoleon zum österreichischen Botschafter unter andern folgende wichtige Worte: „Sie wissen, ich habe von Oesterreich nichts verlangt, ich will nichts von Oesterreich, ja, ich betrachte die Erhaltung dieser Macht in ihrem gegenwärtigen Zustand als einen Nutzen, sowohl für Europa's politisches System, wie für Frankreichs Interessen. (Depesche des Grafen von Champagny an den General Andreossy vom 16 Aug. 1808.)

Stellen, wie diese, bedurfen wahrlich keiner weitern Erklärung; sie selbst sind ein Kommentar zu der ungeheuern Metamorphose unsers Welttheils.

*) Wenn auch das öffentliche Verkaufen jetzt wegfällt, bleibt es doch noch unverwehrt, unter der Hand und heimlich einen Menschen zu Geld zu machen.

Variietäten.

Aus Italien.

— Der Aetna in Sizilien regt ebenmals wieder seine unterirdische Kohe. Sieben- bis achtmal hat er im achtzehnten Jahrhundert getobt, auch das neunzehnte scheint er mit seinen verheerenden Erscheinungen beschienen zu wollen. Man meldet schon vor einigen Wochen aus Calabrien, daß seit dem Anfange Aprils die ganze Gegend von Reggio bis Scilla mit vulkanischer Asche überdeckt worden ist, die von einem Südwestwinde herüber geführt wurde, und das ganze Land schwärzte. Da auch der Vesuv um die nämliche Zeit heftigere Ausbrüche hatte, scheint zwischen beiden Feuerseen eine geheime Verbindung entschieden statt zu finden. — Seitdem erhebt man von Neapel (vom 14 April): „Der Aetna tobet in vollen Flammen. Er speit Lava und ungeheure Feuerſäulen. Die ganze Aetna-Gegend ist verheert. Nie waren seine Eruptionen stärker, nie entsetzlicher."

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 37. — den 10 Mai 1809.

Rede, gehalten im Staatsrathe des chineſiſchen Kaiſers Kien-long, von dem Mandarin Sun-ta-Dſchin.

(Aus dem Lateiniſchen des P. Joſephus, Miſſionar.)

Unter der Regierung des Kaiſers Kien-long, der damals faſt achtzig Jahre alt war, kam bekanntlich Lord Makartney, als außerordentlicher engliſcher Großbotſchafter, im Jahre 1793 nach China, um einen Handelsvertrag abzuſchlieſſen. Einige Miniſter am Hofe von Pekina waren der Meinung, man ſolle überhaupt den Europäern das Kaiſerthum öffnen, ja durch Geſandtſchaften mit ihnen wechſelſeitiges Verkehr unterhalten. Tong-Sin-Tchu, einer der anſehnlichſten Mandarine im Staatsrath, widerſprach dieſem Antrage; allein Sun-ta-Dſchin widerlegte ihn in einer Rede, die am 24 Sept. 1793 unſerer Zeitrechnung erhalten, hierher in eine Zeitung von Peking abgedruckt, durch einen Miſſionar überſetzt, und nach Europa geſchickt wurde.

Blume des Kaiſerſtammes, Sonne am Himmel der Ehre, funkelndes Kleinod der Welt, erhabener Beherrſcher von Sina! und ihr, Säulen des Vaterlandes, Männer mit goldenen Kugeln, höret mich!

Wenn ich geſtern vor dem Throne des Kaiſers, deſſen Jahre Fo mehren wolle, meine gutachtlichen Geſinnungen nicht vortrug, ſo geſchah es, um nochmals die Rede des erhabenen Ton-Sin-Tchu in mir ſelbſt ruhig mit der Fackel meines Geiſtes zu beleuchten, und um euch heute mit größerer Muße die Ueberſicht meiner Nachforſchungen vorzulegen.

Tong-Sin-Tchu, ich rufe dich auf! Leihe mir dein Ohr; wende dein Auge auf die Gründe, mit denen ich es wage, die Strahlen der deinigen in Schatten zu ſtellen. Du willſt, wir ſollen die Stadt mit tauſend Thürmen, das meerbeherrſchende Can-Tong, die Reiche, die Ruhmbekrönte, die täglich fünfhundert Fahrzeuge in ihrem Hafen beherbergt oder durch die Kanäle in das Innere des Reiches verſendet, den Fremden auf ewig verſchlieſſen?

Sagt uns nicht Confutzé, der Erhabene, der Weiſe: „Ehret die Fremden, übet Gaſtfreundſchaft aus gegen ſene, die das Land Sina beſuchen, ob ſie das Syſtem des Himmels kennen, benutzet ihre Einſichten, und belehret ſie, daß ſie weiſer von euch weggehen, als ſie gekommen ſind, tauſchet Waaren und Bedürfniſſe mit ihnen um.“

Unſere Voralteren, die wir nach den ewigen Geſetzen des Reiches ehren und lieben, haben dieſe Maxime beobachtet, — wer gibt uns das Recht, davon abzuweichen?

Die Fremden, behauptet du, ſeien ſtolz, verderben unſere Sitten, verachten unſere Wiſſenſchaften, höhnen unſere Religion. Aber du bleibſt uns die Beweiſe ſchuldig. Das Auge des Kaiſers wacht auf alles, der Adler ſeines Geiſtes ſchwebt über deinem unermeßlichen Reiche, und überſieht von der Höhe alles, was geſchieht und was geſchehen kann. Unſere Sitten ſind in dem Geleiſe der Geſetze unverändert, wie ſie vor tauſend Jahren waren; das Tribunal der Mathematik beobachtet die geſtirnten Häuſer des Himmels, regiert die Momente der Zeit, den Lauf des Mondes und der Sonne, und ſelbſt dieſe Fremden, die du verachteſt, die du auf ewig weggebannt wiſſen willſt, haben uns Werkzeuge mitgebracht, welche die auf Zahlen und mühſame Berechnung gegründete Arbeiten uns erleichtern. Ihre Religion

Digitized by Google

kann und wird nie in unserm Lande die herrschende werden. Und wo ist das Gesetz, das einem Bewohner von Sina verbietet, eine Religion anzunehmen, in der er für seinen Geist Trost und Beruhigung findet?

Der glorreiche Beherrscher unsers Reiches huldigt dem Lama in Thibeth — viele von uns dem Brama der Hindus; die unsrigen und einsichtsvollsten unserer Mandarinen dem Ewigen, dem Unsichtbaren, dem Wohlthätigen, dem Unwandelbaren, in keinen Raum, in keine Zeit eingeschlossenen, dessen Verehrung uns Confuzius empfiehlt. Einige von den gelehrten Fremden, die die Gnade des Kaisers zu Mandarinen an dem Tribunal der Himmelskunde erhoben hat, verehren den Lama im südlichen Reiche des Nordens, in Italien. In Sina lebt das Volk treu der Religion, die es von seinen Vätern ererbet hat. Ueberall ist Harmonie und Uebereinstimmung im innern Gottesdienste unserer Familien, aber nirgends Staatsverbot für ihre Häupter, einer bessern Ueberzeugung zu folgen.

Du rügest den Stolz der Fremden, und die Roheit, die sie unsern Sitten, unsern Gebräuchen abhold macht. Unwissenheit ist die Mutter des Stolzes. Wie kann bei ihnen die Achtung für dieses glückliche Reich erwachen, wenn wir selbst ihre Unwissenheit nähren, wenn wir ihnen das Heiligthum unserer Wissenschaften, unserer Religion, unserer Gesetze verbergen. Betrachten wir sie nicht gleich Verbrechern, so bald sie in dieses Land einen Fuß setzen. Selbst die Gesandten der Nationen, die gegen Norden und Westen wohnen, wenn sie den Tribut der Ehrerbietung an das goldene mit tausend Glocken behangene Haus unsers Beherrschers, des Enkels der Sonne, bringen, werden eifersüchtig zu Wasser und zu Lande begleitet, um die volkreichsten Städte herumgeführt, bewacht, in die Klöster der Bonzen einquartirt, und ihren Augen alles entzogen, was sie nicht zufällig aus ihrer Sänfte oder vom Pferde herab auf der Reise sehen können. Wir nähren ihre Unwissenheit gegen das Gesetz des großen Confuzius.

Zwanzig Jahre war ich Statthalter des Kaisers in Can-tong. Ich habe diese Fremden beobachtet, ich habe ihre Sprachen gelernt, ihre Sitten geprüft, die Bücher ihrer Weisheit, ihrer Geschichte, und die Blätter der westlichen und nördlichen Völker gelesen.

Wenn sie nun auch minder unterrichtet, minder belehrt sind, als die Einwohner von Sina, die Söhne dieses glücklichen Reiches, die das Erbe der Erziehung und Wissenschaft seit tausend und tausend Jahren, von Confuzius dem Erhabenen, von ihren Vorältern genossen haben, so sind sie doch eines bessern Unterrichts würdig, lehrbegierig, verschmähen nicht den Keim des fremden Sinnes, der ihrem Geiste eingeimpft wird. Sie sind empfänglich, gastfreundlich, nehmen ohne Eifersucht und Bewachung die Fremden und die Gesandten der Nationen auf, die ihre Reiche und Städte besuchen, sie zeigen ihnen ihre Werkstätte, ihre Künste, ihre Erfindungen und die Thürme, von denen das Reich der Gestirne und der Himmelskörper beobachtet wird.

Warum üben wir nicht gleiche volkerrechtliche Gastfreundschaft gegen sie aus, die uns das Gesetz des großen Confuzius gebietet.

Erlaube mir nun, Sohn des Himmels, glorreicher Beherrscher von Sina! du, der du wohlthätig wie die Gottheit dieses unermeßliche Volk mit Güte regierest: erlaube mir, daß ich mich niederwerfe vor dem Glanze deiner sonnenumstrahlten Weisheit, daß ich dich bitte, dem Fremden dein Reich aufzuschließen, daß ich dich beschwöre im Namen Confuzius des Erhabenen, Himmelsbeglückten! Gib deinem Volke freien Handel und Verkehr mit den Ausländern, damit die Unwissenheit der Fremden verschwinde, wie die Nacht bei dem anbrechenden Strahle des Morgensternes entweicht. Dann wird du der Wohlthäter der Welt und aller Völker. Die Nationen, welche Norden und Westen bewohnen, wenden dann ihre Blicke zu dir, und werden in dir den Vater des Lichts erkennen.

Sie werden sich überzeugen, daß wir, das älteste Volk der Erde, den glücklichsten Erdstrich bewohnen, daß sie nur die jüngern Brüder der Schöpfung sind; daß wir schon Gesetzgebung, Verfassung, Moral und Geschichte hatten, ehe sich ihre Vorältern auch nur in Gesellschaft gesammelt hatten; daß wir die Kunst, Gedanken und Erfahrungen durch Buchstabenschrift auf ewig zu fixiren, längst vor ihnen besessen haben; daß wir die herumschwärmenden Söhne der Wüste von unserm Lande erst durch eine ununterbrochene himmelanstrebende Mauer, dann durch die Erfindung des Donners, den wir ihnen aus unserm Geschütz entgegen warfen, abgewiesen haben.

Bei uns herrscht ewige physische Ruhe und politische Stille; jeder Empörer, der sie zu stören wagt, wird leicht von dem über seinem Haupte schwebenden Gewichte der Gesetze unterdrückt. Nicht so ist es bei den nördlichen und westlichen Völkern. Ihre Begriffe sind ewig wandelbar, wie die Buchstaben, mit denen sie ihre Gedanken vereinigen. Sie haben keine bestimmte Zeichen, wie wir, mit welchen wir die Erfindungen unserer Vorältern, die Weisheit der Gesetzgebung, den Sinn der Weisen unsers Volkes in ihre aus Nachdenken und Erfahrung geschöpfte Sätze, seit Jahrtausenden niedergelegt, gestempelt haben.

Welche Wohlthat würde es also für diese Völker sein, wenn sie den reichen Gehalt unserer unwandelbaren Zeichenschrift kennen, unter sich einführen, und eine Weltsprache einführen würden, die nur der äussern Augen, und innerlich einer Intuition bedarf, um in den Ideen eines jeden lebenden und gebildeten Volkes ausgesprochen zu werden.

Schon längst haben sich die Weisen dieser nur halb kultivirten Nationen mit Erfindung dieser Zeichen beschäftigt, ohne ihre Bemühungen durch den Erfolg gekrönt zu sehen. Nur allein in den Zahlzeichen und ihrer Versetzung, in den Zeichen des Gewichtes und des Maaßes ist es ihnen gelungen, daß sie nach der eigenen Sprache von jedem Volksstamm ausgesprochen werden können, so abweichend auch ihre Sprachlaute von einander sind.

Dem Geiste unserer Nation war es allein vorbehalten, den Schatz der menschlichen Kenntniße rein und unverfälscht auf Zeichen, wie auf unzerstörbare Metalle geprägt, zu bewahren. Einige Völker, die näher um uns wohnen, die Völker von Conchinchine, die nördlichen Mandschus, die Bewohner der Insel Niyon, einige Gebirgsbewohner von Thibeth, wo der unsterbliche ewig selige Lama auf der Höhe des Gebirges, nahe an den Sternen thronet, haben uns diese erhabene Kunst abgelernt. So wenig auch ihre Sprachlaute mit den unsrigen einige Aehnlichkeit haben, so sprechen sie doch in ihren eigenen Mundarten die Bedeutung unserer Zeichen aus, ohne daß der mindeste Irrthum in dem politischen, wissenschaftlichen oder Handelsverkehr, den wir mit ihnen unterhalten, vorfallen könnte.

Durch die Mittheilung dieser Zeichen, durch die Lehre von ihrem Gebrauche, wurde der Unwissenheit der europäischen Nationen abgeholfen werden. Weich und biegsam, wie sie sind, für fremdes Beispiel und Lehre, wurden sie bald die Eindrücke unsers

Digitized by Google

Geistes annehmen, und wir hätten ein ewiges Band, durch welches Völker, so verschieden an Sitten, Sprachen und Gebräuchen, an das älteste und weiseste Stammvolk der Erde angeknüpft wurden.

Unter den Völkern, die unter der nördlichen Zone, nahe unter den Siebengestirnen, in einem rauhen, Wind, Schnee und Eis beherrschten Klima wohnen, lebt eine Nation, die vorzüglich meine Aufmerksamkeit erweckt. Man heißt sie Teutonen oder Deutsche. Wenn wir unsern Jahrbüchern nachspüren, so ist es ausgemacht, daß ihre Vorältern zwischen den nördlichen Gebirgen und den Ebenen der großen Tartarei und in den Ebenen bis an die südlichen Gebirge von Tibeth gewohnt haben; dann aber, da sich ihre Heerden gemehrt, Wind und Jagd durch den Anwachs des Stammes und den Genuß des Friedens sehr beengt wurden, sich bis an die westliche große See von Persien in das Gebirge al Boroschi gezogen, von da aber durch das Vordrängen der Stämme, die ihnen im Rücken lagen, vorwärts gegen Norden und Westen geschoben worden sind. Dieses Volk theilte sich dann in verschiedene Stämme, eroberte mit Waffengewalt einen Theil der südlichen Welt, und noch heut zu Tage sprechen die Lande, wohin es verdrungen worden, die verschiedenen Mundarten des Urstammes.

Nur selten geschieht es, daß die Söhne dieses Volkes mit den Schiffen unser Land besuchen. Aber doch geschah es zuweilen. Unter den Bonzen, die der Lama von Italien schon vor Jahrhunderten in unser Land sandte, um unser Volk und unsere Weisen mit den Grundsätzen seiner Lehre und Moral bekannt zu machen, befanden sich einige, die die Kunde des Himmels, die Verfertigung der Werkzeuge zu den Beobachtungen der Gestirne, und die Kunst, das Zeitmaas durch die Macht der Gewichte und Räder zu bestimmen, sehr wohl verstanden. Den jüngsten von dieser Nation sah ich unter den Begleitern des Gesandten, die der König der nördlichen, von der ganzen Welt geschiedenen Insel hieher schickte, um sich vor dem Throne des Beherrschers von Sina niederzuwerfen.

(Der Beschluß folgt.)

Varietäten.

Aus Italien.

— Von der Bibliothekar Rehfues „Briefen aus Italien", dem interessantesten Werkchen, welches für verschiedenen Jahren über das schöne Land erschienen, das schon so viel beschrieben ist und nie genug beschrieben werden kann, hat Gessner in Zürich so eben den zweiten Band herausgegeben.

Der geistvolle Verfasser macht darin unter andern auch die Anologie einer Fürstin, die das Unglück hat, fast durch ganz Europa übein Ausz zu sein. „Abgesehen von ihrem öffentlichen Leben," sagt er, „hat man einer Fürstin wohl nie weder gethan, als der Königin von Neapel durch Gerani u. a. m. geschehen ist. Nicht genug, daß man in ihr das Weib anklagte, griff man sogar die Mutter durch die empörendsten Beschuldigungen an. Die Königin Marie Karoline ist inzwischen die zärtlichste Mutter ihrer Kinder, und wer je ihren Hof in der Nähe gesehen, hat sich gewiß davon überzeugt. Ich würde den Verläumdungen Gerani's einen Schein von Wahrheit zu geben fürchten, wenn ich sie gegen ihn vertheidigte. Sie leidet daß es auch nie gethan, und nie zu thun versucht; aber ich weiß, daß sie bittere Thränen weinte, als sie sein Buch las, und äußerte: Weder hasse man mir nicht thun können! — Wenn die Königin von Neapel die Schuld der Zeit drückender empfindet, als manche andere Fürsten, so will ich nicht untersuchen, wie weit sie es verdient. Aber Gerechtigkeit muß man ihr widerfahren lassen und ihr eingestehen, daß sie eine Frau von hohem Muthe, von unerschütterlichem Karakter und einer seltenen Konsequenz ist."

Zwischen den beiden Päpsten Pius dem Sechsten und Pius dem Siebenten zieht Hr Rehfues folgende Vergleichung: „Der erste, eitel wie ein Weib, prachtliebend, verschwenderisch, leichtsinnig, im höchsten Grade seine Familie bereichernd und sein hohes Amt bloß in der glänzenden Außenseite verwaltend; der zweite einfach in seinem Leben und in seiner Denkweise, sparsam, gewissenhaft besorgt für das Wohl seines Volkes, nichts für seine Verwandten thuend, und von reinem apostolischen Sinne und Leben. Pius der Sechste übernahm seinen Staat in tiefster Ruhe, genoß einer langen Friedens, und hinterließ nichts, als einige Denkmale seiner Prachtliebe und Eitelkeit; Pius der Siebente erbielt den Zepter über ein Volk, welches in kurzer Zeit alles erfahren hatte, was das Schicksal über einen unglücklichen Staat verhängen kann, und hat doch schon so vieles für die Verbesserung der Finanzen, die Polizei, die Industrie, die Kirchenzucht und die schönen Künste gethan — und dieses alles, während er die Lasten seiner Unterthanen erleichterte, welche ein Vorgänger bei seinem manchmal scheinbar nützlichen Unternehmungen nur immer schwerer gemacht hatte. — — Und dennoch — ist Pius der Siebente von seinem Volk nicht geliebt, weil er zu wenig von sich sprechen macht, d. h. keine unnütze Gebäude aufführte, und für seine Familie nichts that. — Denn, sagt Dr. Burnet, wenn die Päpste durch ihren Nepotismus viel Aergernis geben, so trachten sie danach, das Volk immer wieder durch etwas zu besänftigen, das ihm gefällt."

Vom König Ludwig I von Hetrurien gibt Hr. Rehfues folgende Schilderung: „Ich sah ihn 1801 in Florenz, als er seinen Einzug in das neue Königreich hielt; ein Jahr später in Livorno, da er sich mit seiner Gemahlin nach Spanien einschiffte, und im J. 1803 in der Kapelle von S. Lorenzo zu Florenz im Sarge. Ich sprach einen Glückwunsch an Ludwig, als ich an seinem Sarg trat; denn so oft ich ihn lebend erblickt hatte, fliegen in mir Empfindungen des Mitleids auf, als bei einem Manne, dem man eine schwere Last aufzuwälzen bat, deren er sich nicht entledigen kann, und die ihn dennoch jeden Augenblick zu erdrücken droht."

„Endwig war von kleiner Statur, sehr mager und kränklich aussehend. Seine Physiognomie ernst, vielsagend, und sein Auge und seine Stirn verriethen den Denker. In Spanien war er der munterste, lebenslustigste, selbst ausgelassenste Prinz gewesen. Er hatte sich da viel mit Wissenschaften und besonders mit Chemie beschäftigt, in welcher er auch viele Kenntnis besaß. Die neue Krone aber, welche auf sein Haupt gesetzt wurde, erdrückte seine Jugend, seine Gesundheit und seinen Frohsinn. Er wurde finster, traurig, mait, und das wohl wenige frohe Stunden mehr gehabt. Ein Sturz vom Pferde, sagt man, hatte ihm eine unheilbare Krankheit zugezogen. Sein Verstand hatte sehr trübe Augenblicke, und in den besten war er wohl durch die Erinnerung an jene so gedemüthigt, daß er sich nicht mehr zu fassen vermochte. Er warf sich in die Arme der Religion, und die Priester

Digitized by Google

gewannen, wie natürlich, großen Einfluß über ihn. — Freilich nahm er wenigen Antheil an der Regierung, und sein Minister Salvatico, dessen plötzlicher Sturz vor kurzem erfolgt ist, ohne daß die Veranlassung dazu von den meisten mehr, als nur vermuthet wird, führte die Zügel der Regierung. Den König aufzuhetzen, versuchte man mancherlei Mittel, welche nicht immer zum Besten gelangen. So führte man auf einem Lustschlosse bei Florenz einst eine komische Oper auf, in welcher Ludwig den eifersüchtigen Ehemann, die Königin die erste Liebhaberin, und Salvatico den ersten Liebhaber machte."

„Die Königin, ohne die Formen ihres Standes zu verletzen, zeigte sich viel öffentlicher, und ihre Jugend und ihr Frohsinn ließen sie an allen Lustlarmoien Theil nehmen. Sie ist von mittlerer Frauenzimmerstatur, etwas mager und bleich. Eine stark hervorliegende Stirn, schwarze Augen und ein sehr satyrischer Zug um den Mund sind die hervorstechendsten Züge ihrer Physiognomie. Auf einem öffentlichen Maskenball in Florenz erschien sie einst als Bodyverkäuferin. Niemand kannte sie und sie wurde von einigen Masken etwas unanständig genedt. Unwillig riß sie endlich die Maske herunter. — Willst ihr, wer ich bin? sagte sie. Ich bin eure Königin. — Das hatten Sie sich auf den Rucken schreiben sollen, antworteten ihr einige mit Hohngelächter, und verloren sich im Gedränge.

Meteorologische Beobachtungen im Aargau. April 1809.

Monatstage.	Barometer.		Thermometer.			Schnee oder Regen.			Thau oder Reif.	Winde.		Nebel.	Himmels-Beschaffenheit.	
	Bei Sonnen-Aufgang.	Bei Sonnen-Untergg.	Bei Sonnen-Aufgang.	Nachm. 2 Uhr.	Bei Sonnen-Untergg.	Nachts.	Vorm.	Nachm.		Vorm.	Nachm.		Vorm.	Nachm.
	″ ‴ ‴0	″ ‴ ‴0												
1	26. 6 6	26. 5 7	+ 6	+ 11	+ 7	Regen	Regen	R. Hag	—	N. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
2	26. 6 5	26. 5 8	+ 4	+ 6	+ 4	Regen	Schnee	—	—	S. O.	N. O.	—	bewölkt	bewölkt
3	26. 7 5	26. 8 0	+ 1	+ 4	+ 2	Schnee	—	Schnee	—	O.	O.	—	bewölkt	bewölkt
4	26. 8 9	26. 9 9	+ 1	+ 2	+ 2	Schnee	—	Schnee	—	N.	N.	—	heiter	bewölkt
5	27. 1 3	27. 1 3	— 3	+ 2	+ 1	Schnee	—	Schnee	Reif	N. W.	N.	—	heiter	bewölkt
6	27. 2 0	27. 1 9	— 3	+ 3	+ 2	—	—	Schnee	Reif	O.	O.	—	heiter	bewölkt
7	27. 1 8	27. 0 7	— 1	+ 4	+ 1	—	—	Schnee	—	S. O.	N.	—	heiter	bewölkt
8	27. 1 8	27. 2 0	— 3	+ 3	+ 2	—	—	—	Reif	O.	S. O.	—	heiter	heiter
9	27. 0 6	26. 9 7	— 1	+ 4	+ 3	—	—	—	—	O.	O.	—	bewölkt	bewölkt
10	26. 9 1	26. 8 7	+ 1	+ 3	+ 3	Schnee	—	Regen	—	N. W.	N.	—	bewölkt	bewölkt
11	26. 7 3	26. 4 9	+ 1	+ 5	+ 5	Schnee	Schnee	Regen	—	N. W.	N. W.*	—	bewölkt	bewölkt
12	26. 4 2	26. 8 0	+ 2	+ 3	+ 2	Regen	Schnee	Schnee	—	N. W.	N. W	—	bewölkt	bewölkt
13	26. 8 0	26. 7 5	0	+ 5	+ 5	—	—	—	Reif	N. W.	N. W *	—	bewölkt	bewölkt
14	26. 6 7	26. 6 1	+ 4	+ 9	+ 5	Regen	—	Regen	—	S. W.*	S. W.*	—	bewölkt	bewölkt
15	26. 6 6	26. 7 2	+ 3	+ 6	+ 4	Regen	—	R. Hag	—	S. W.*	W.*	—	bewölkt	bewölkt
16	26. 7 7	26. 6 0	+ 2	+ 9	+ 8	Regen	—	—	—	W.	S. W.	—	bewölkt	heiter
17	26. 6 6	26. 5 2	+ 5	+ 11	+ 6	Regen	Regen	—	—	N. W.	N.	—	bewölkt	bewölkt
18	26. 5 9	26. 4 9	+ 5	+ 10	+ 5	—	—	Regen	—	N. O.	O.	—	bewölkt	bewölkt
19	26. 3 9	26. 5 2	+ 4	+ 6	+ 4	Regen	Regen	Regen	—	W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
20	26. 7 5	26. 9 6	— 1	+ 5	+ 4	Schnee	Schnee	—	—	W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
21	27. 0 0	26. 9 5	0	+ 7	+ 7	—	—	—	Reif	W.	O.	—	heiter	heiter
22	26. 9 5	26. 9 5	+ 3	+ 10	+ 7	—	—	—	—	N. W.	N. W	—	bewölkt	heiter
23	26. 9 4	26. 9 3	+ 3	+ 7	+ 6	Regen	Regen	—	—	W.	W.	—	bewölkt	bewölkt
24	26. 9 5	27. 0 5	+ 4	+ 7	+ 6	—	—	—	—	O.	O.	—	bewölkt	bewölkt
25	27. 0 8	27. 0 6	+ 5	+ 12	+ 10	—	—	—	—	O.	O.	—	bewölkt	heiter
26	27. 0 5	26. 9 5	+ 4	+ 14	+ 12	—	—	—	Thau	O.	N. W.	Vorm.	heiter	heiter
27	26. 9 1	26. 5 2	+ 3	+ 16	+ 12	—	—	—	Thau	O.	O.	Vorm.	heiter	heiter
28	26. 4 2	26. 4 5	+ 6	+ 11	+ 9	Regen	Regen	Regen	—	W.	N. W *	—	bewölkt	bewölkt
29	26. 6 0	26. 6 4	+ 6	+ 10	+ 7	Regen	Regen	—	—	W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
30	26. 6 0	26. 5 1	+ 5	+ 14	+ 12	—	—	—	—	O.	O.	Vorm.	bewölkt	bewölkt

Anmerkungen.

Wir hatten in diesem Monat, und zwar am ersten Tage desselben, Abends 5 Uhr, ein nahes Gewitter, mit Hagel begleitet. Die Atmosphäre erkaltete darauf, und der Reif bedeckte die und wieder die frischen Pflanzen, so wie er die Vegetation überhaupt unsicherte.

Allgemein war in diesem Monat die Klage über katarrhalische und rheumatische Krankheiten verbreitet, die am verschiedensten Organen herrschend und in mancherlei Formen die Herrschaft beinahe allein sich anmaßen zu wollen schienen. Lemain, Bern und Solothurn haben häufige Brust- und Halsentzündungen, die schnell bedeutend wurden und an denen mehrere Personen in der sonst günstigen Lebensperiode starben. Zurich, Luzern und der angrenzende Theil vom Aargau zählten meistens nur Pneumonien und leichte Tonsillenentzündungen auf, und hatten von Röten (Erysipelas) aller Gattungen viel zu leiden. Allgemeine katarrhalische Fieber mit diskretionen des Gallensystems, der Pleura, oder der Schneiderischen Membrani, der Hals- und Ohrendrüsen, auch mit Röten aller Art verbunden, leichte Entzündungen der Tonsillen und chronische Abnormationen, wurden im Kanton Aargau sehr häufig wahrgenommen. Kinder und überhaupt das jugendliche Alter wurden am meisten von diesen krankheiten angegriffen, die häufig den faulichten Karakter an der Stirn trugen, oder schnell den nervösen annahmen, und mit diesem dem unerwünschten Ende sich unverhofft geschwind näherten, wenn eine ausserende oder sonst schwächende Heilmethode zu unbedingt oder zu rasch angewandt wurde. Rein entzündliche (chronische) Krankheiten will man einzeln in dem nördlichen Theil von Solothurn, in Luzern und in dem östlichen Aargau wahrgenommen haben, welche jedoch auch der Ausserungen sehr wenige erzeugen. — So sehr übrigens alle diese Krankheitsformen die Aerzte der Schwere beschäftigten, so auffallend war die Seuchtigkeit, denn bei Durchsehung aller Behandlungen und der Verstorbenen kommt einer von diesen auf 20 — 21 jener — und trotzen müssen wir uns, daß die grosse Schreckenskrankheit unserer Gegend, die tödtliche Unterleibsentzündung, beinahe gar nicht mehr angetroffen wurde; eine Erscheinung, die, bei der bekannten naß-kalten Witterung, Autenrieths Theorie das Wort nun nicht spricht.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueſte Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 38. — den 13 Mai 1809.

Katharina die Zweite, Kaiſerin von Rußland.

(Vom Prinzen de Ligne geſchildert.)

Katharina's Aeußeres iſt nicht minder aus gelungenen Beſchreibungen, als aus Gemälden bekannt. Noch ſechszehn Jahre vor ihrem Tode war ſie ſehr wohl erhalten. Man ſah's, ſie war einſt mehr ſchön als artig geweſen. Lebliche Augen und ein bezauberndes Lächeln milderten die imponirende Majeſtät ihrer äuſſerſt ſprechenden Stirn, auf der man, ohne eben ein Lavater zu ſein, Genie, Gerechtigkeit, Wahrheit, Muth, durchdringenden Verſtand, Gleichförmigkeit des Betragens, Sanftmuth, Ruhe und Feſtigkeit las. Die Breite dieſes Stirngewölbes ließ den Reichthum des Gedächtniſſes und der Fantaſie ahnen; dieſes herrliche Haupt verdiente der Wohnſitz eines Herrſchergeiſtes zu ſein. Das ein wenig zugeſpitzte Kinn hatte etwas Edles, und wenn es ſchon nicht im reinſten Ebenmaas hervorragte, zog es ſich doch auch nicht allzuſtark einwärts. Durch eben dieſe Form des Kinns zeichnete ſich das Oval ihres Geſichts zwar nicht ganz idealiſch, wohl aber verbreiteten Frohſinn und Offenheit, auf ihren Lippen thronend, über die Phyſiognomie unbeſchreiblichen Reiz. Einſt muß Katharina ſehr friſche Farbe und eine ſchöne Bruſt gehabt haben; doch ſcheint es, der letztern Zierde habe ſie auf Unkoſten ihrer Taille erkaufen muſſen. Die Monarchin war nämlich, was in Rußland öfters der Fall iſt, in ihren ſpätern Jahren ſehr fett geworden, da früher ihre Taille auſſerordentlich fein und ſchlank geweſen war. Ganz beſondere Sorgfalt verwandte ſie auf den Kopfputz; doch wäre es ihr beſſer geſtanden, hätte ſie ihre Locken, ſtatt ſie in die Höhe zu ziehen, tiefer ſinken und das Geſicht von dem Gekräuſel derſelben umſchatten laſſen.

Daß ſie von kleiner Statur war, merkte man beinahe nicht, und daß ſie über alle Vorſtellung lebhaft geweſen ſei, ſagte ſie mir mit langſamer Geſetzheit. Wenn ſie in ein Zimmer eintrat, machte ſie immer auf Ruſſiſch und nach männlicher Sitte drei Verbeugungen; eine auf die rechte, die zweite auf die linke Seite und eine dritte gegen die Mitte. Alles war bei ihr methodiſch und abgemeſſen. In der Kunſt zu hören und in der Geiſtesgegenwart hatte ſie es zu einer ſolchen Fertigkeit gebracht, daß ſie ſelbſt dann zu horchen ſchien, wenn ſie an etwas anders dachte. Sie ſelbſt ſprach nie bloß um zu reden; deſto mehr hingegen ſuchte ſie die geltend zu machen, die mit ihr ſprachen.

Bei dem allen lag in Maria Thereſia's Weſen noch ein mächtigerer und unwiderſtehlicherer Zauber. Sie feſſel beim erſten Anblicke ungleich beſſer, als Katharina, und nahm um ſo ſtärker ein, da ſie eifrig und unabläſſig zu gefallen ſtrebte, und natürliche Grazie ihr weniger ſtudirte Mittel darbot.

Maria Thereſia wußte ſich der Herzen ſchnell und mit Gewalt zu bemächtigen; Katharina nur den erſten ſchwächern Eindruck allmählich zu verſtärken.

Beide Kaiſerinnen aber glichen einander darin, daß ſie groß und unerſchüttert ſich unter den Ruinen des Weltalls hätten begraben laſſen können. Ihre Gemüther waren gegen alle Unfallsfälle, gegen jeden Wechſel des Schickſals gewaffnet. Hoher Enthuſiasmus eilte der einen voran, und folgte den Schritten der andern.

Wäre es Katharinen, als Weib, möglich geweſen, mit der Thätigkeit eines Mannes zu wirken, der alles mit eigenen Augen ſehen, überall mit dabei ſein, in allen Detail perſönlich eintreten

Digitized by Google

kann, so bin ich versichert, daß in ihrem ganzen Reiche auch nicht ein Mißbrauch mehr hatte zu finden sein müssen. Unstreitig war sie, mit Ausnahme desjenigen, was den Detail betrift, größer als Peter der Erste, dessen schändliche Kapitulation vom Pruth sie wohl nie unterzeichnet hatte. Hingegen würden Anna und Elisabeth als Männer sich nicht über die Mittelmäßigkeit erhoben haben, wo doch beide, als Weiber, nicht unrühmlich regiert haben. Katharina aber wußte die guten Eigenschaften, die sie an ihren Vorgängerinnen entdeckte, mit einer großen Anzahl anderer zu verbinden, vermogen deren sie mehr noch Schopferin als Selbstbeherrscherin ihres Reiches geworden ist.

Es kostete sie wenig Mühe, größer in der Politik zu sein, als Anna und Elisabeth; nie setzte sie etwas auf das Spiel, wie Peter der Große, und bald siegreich, bald Friedensstifterin hat sie sich nie von Unglücksfällen betroffen gesehen.

Sie besaß alles Gute oder vielmehr alles Große Ludwigs des Vierzehnten. In allem, was öffentliche Feste, Pensionen und Käufe betraf, wie in Prunk und Prachtliebe, war sie ihm ähnlich; doch wußte sie ihren Hofstaat besser zu führen, weil sie das Theatralische und Uebertriebene aus ihren Umgebungen verbannt hielt. Und doch machte die emittärisch-asiatische Mischung von mehr als dreißig sich im reichsten Kostüm präsentirenden Nationen ein erhabenes Schauspiel. Um einen wohlfeilern Preis wandte Ludwig das: Nec pluribus impar auf sich an; hielt Alexander sich für Zupiter Ammons Sohn. Es war nicht äußere Verehrung, auf welche sie Ansprüche machte. Bei dem Anblicke Ludwigs XIV zitterte man; wer Katharinen sah, dem wurde wohl zu Muthe. Ludwig war von seinem Ruhme trunken; Katharina suchte und vergrößerte den ihrigen, ohne darüber den Kopf zu verlieren. Anlaß dazu gab es zwar genug mitten unter den Feereien unsers romantischen Triumphzuges durch die taurische Halbinsel und unter allen den Ueberraschungen von Eskadern, Eskadrons, Illuminationen von zehn Meilen in der Runde, von Zauberpalästen, und in einer Nacht für sie geschaffenen Garten, so wie unter den glücklichen Ereignissen und allen den Huldigungen, in denen sie die Hospodaren der Wallachei, Könige vom entfernten Kaukasus her, ganze Familien verfolgter Fürsten, die um Beistand oder um eine Freistätte flehten, zu ihren Füßen erblickte. Sie aber, statt durch alle diese Wundererscheinungen schwindelig zu werden, sagte zu mir, als wir das Schlachtfeld von Pultawa besichtigten: „Da sehen Sie es, wovon die Herrschaft über die Reiche der Welt abhängt. Ohne diesen Fehler der Schweden, auf den Sie mich eben aufmerksam machen, würden wir nicht hier sein."

Bisweilen sprach sie von der Rolle, die man in der Welt zu spielen habe, wußte aber wohl, daß es eine Rolle sei. Was immer indessen für eine Partie ihr selbst und unter welcher Klasse von Menschen sie sie wäre übertragen worden, sie hätte dieselbe vermoge ihres tief eindringenden Verstandes nicht weniger vortrefflich, als ihre eigene, zu spielen gewußt. Unter allen möglichen Rollen des Lebens aber war für ihre Physiognomie, für ihren Gang, für die Erhabenheit ihres Geistes und die Größe ihres Genies, ungeheuer, wie ihr Reich, keine so durchaus passend, wie die einer Kaiserin.

Ludwigs Wahlen bestimmte die Gunst und das Glück; Katharina traf die übrigen mit ruhiger Besonnenheit, und wies jedem den Wirkungskreis an, der sich für ihn schickte. „Ich muß oft im Stillen lachen," sagte sie einmal zu mir, „wenn ich sehe, was es einem General oder einem Minister für Unruhe und unangenehme Empfindungen erweckt, wenn ich seine Feinde wohl behandle. Sie sind um deswillen nicht auch meine Feinde, sage ich dann bei mir selbst. Ich gebrauche sie, weil sie Talente haben, und sache über die, welche sich einbilden, ich werde mich solcher Personen nicht mehr bedienen, die nicht das Glück haben, ihnen zu gefallen." Oefters hielt die Kaiserin sogar den Kredit des einen durch den des andern im Gleichgewichte; eine Maasregel, die beider Partein Eifer und die gegenseitige Beobachtung verdoppelte. Mit Hinsicht auf alle diese Mittel, die sie anwandte, um gut bedient und von niemand ins Gängelband genommen zu werden, schrieb ich ihr einmal: „Man spricht so häufig von dem Kabinet in Petersburg; es ist von allen, die ich kenne, das kleinste; denn es hat nicht mehr als einige Zolle im Durchmesser, und erstreckt sich von einer Schläfe zur andern; von der Wurzel der Nase bis zur Wurzel des Hauptbaars.

Sie hatte einmal eines ihrer Gouvernement besichtigt. Als sie es wieder verlassen wollte, machte sie beim Einsteigen in ihren Wagen den Umstehenden noch Komplimente, stattete Dankbezeugungen ab und theilte Geschenke aus. „Ew. Majestät scheinen mit diesen Leuten überaus wohl zufrieden zu sein" sagte ich zu ihr. „Nichts weniger als das" erwiederte sie; „aber ich pflege gern recht laut zu rühmen, und recht leise zu schelten."

Solche Worte der Güte hat sie unzählige ausgesprochen; nicht ein einziges mal hingegen erinnere ich mich, einen witzigen Einfall von ihr gehört zu haben. „Nicht wahr," sagte sie einst zu mir, „Sie haben wohl noch nie ein Epigramm aus meinem Munde gehört? Das hätten Sie wohl nie gedacht, mich so geist- und witzlos zu finden?" Ich erwiederte, daß ich in der That geglaubt hätte, immer gegen sie den Geist unter Waffen haben zu müssen, daß sie sich alles erlauben und ein wahres Feuerwerk sein werde. Aber gern gäbe ich dieser natürlichen Konversation beweitem den Vorzug. — Wirklich wurde auch ihre Unterhaltung nur dann erhaben, wenn von schönen Thatsachen aus der Geschichte, von Zugen des Gefühls oder der Seelengroße und von Gegenständen der öffentlichen Verwaltung die Rede war.

„Wie stellten Sie sich vor, daß ich aussähe?" fragte sie mich eines Tages. „Groß," antwortete ich; „etwas steif, mit einem großen Reifrock, und die Augen wie funkelnde Sterne." Diese Aeußerung machte ihr Freude, so oft sie sich wieder daran erinnerte, und mehr als einmal wurde mir dieselbe von ihr vorgeruckt. Ich hatte geglaubt, setzte ich noch hinzu, fortwährend alles an ihr bewundern zu müssen; ein solcher Zustand ununterbrochener Bewunderung aber gebe sehr bald in Ermüdung über.

(Der Beschluß folgt.)

Rede, gehalten im Staatsrathe des chinesischen Kaisers Kien-long, von dem Mandarin Sun-ta-Dschin.

(Beschluß.)

Ich habe bei jener Gesandtschaft viele Nachrichten über diese Nation, über ihre Wissenschaften, Kenntnisse und Geschichte eingezogen. Sie war die erste, welche vor dreihundert Jahren die bewegliche Buchstabenschrift erfand, und kraft dieser Erfindung den Erzeugnissen des Geistes der europäischen Völker ewige Dauer und Festigkeit verschafte. Diese Schrift drucken sie auf

Digitized by Google

ein weißes Material ab, das aus Lumpen ihrer Kleidungsstücke bereitet wird. Diese Lumpen sind die Unterlage ihres Ruhms bei der Nachwelt. Ohne diese Beihilfe könnten die Beherrscher der Nation weder ihre Befehle allgemein bekannt machen und vervielfältigen, noch die Gelehrten ihre Systeme ausbreiten, noch die Vorsteher der Religion Moral und Gottesgebot dem Volke verkündigen, noch die Weisen das, was am Himmel vorgeht oder vorgehen wird, auf Jahrhunderte der Nachwelt vorbefragen, noch das Volk Zeitungen lesen und sich mit den öffentlichen Angelegenheiten vertraut machen. Seit dieser Erfindung ist die Geschichte nicht mehr in die Jahrbücher der Bonzen und Klöster gebannt. Sie ist ein Eigentum der Staatsmänner und der Lehrer des Volkes, die sie dem Könige und den Bürgern gleich einem Spiegel vorhalten.

Wie leicht wäre es nun, dieses große erfinderische Volk von den Vortheilen unserer festen und unabänderlichen Zeichenschrift zu unterrichten, und die ewig wankenden Systeme endlich auf einen unerschütterlichen Grundstein fest zu bauen, welche unter seinen Lehrern und Mandarinen Meinungen und Herzen theilen, ihre Moral und ihre Lehren von den überirdischen Mächten in ewige Widersprüche und feindselige Deutungen verwirren.

Der Nachahmungstrieb, der diesem Volke eigen ist, hat bereits die Anlagen unserer Naturgärten in den engen unser Reich so kleinen Quadrat der nordischen Welt verpflanzt; sie sammeln in unserm Lande, was sie auftreiben können, bauen, freilich kindisch genug — wie es bei einem bald barbarischen Volke, das nach Kultur strebt, nicht anders sein kann — unsere Thürme und die Form unserer Gebäude in ihren Garten nach, und behängen sie mit hölzernen, vergoldeten, oder mit metallenen Glöckchen, bemalen sie schon und fein, um wenigstens einen Begriff zu geben, wie es in unserm Reiche aussieht.

Ihre Schaubühne hat einen hohen Grad von Bildung erhalten. Die Geschichte von Helden, von guten und bösen Menschen wird dort im Zusammenhange vorgestellt, und bald werden sie auch den Fehler verbessern, daß ihre Helden auf dem Theater nicht unter den Augen der Zuschauer, wie bei uns, geboren werden, leben, handeln und sterben.

Sie haben ihre Poesie durch einen Aufschwung der Fantasie auf eine Höhe erhoben, daß sie nur die Gelehrten und Eingeweihten der Nation noch zu verstehen im Stande sind. Ihre Bilder sind Sterne, Sonne, Mond, Luft, Elemente, Wind und Wasser, Thränen und Seufzer, Berge und Thäler, belebte und unbelebte Wesen. Sie bringen diese Bilder in ganz ungewöhnliche Verbindungen. Ihre Sprache reicht kaum hin, den dunkeln Zusammenhang dieser Verbindungen aufzuhellen. Was würden ihre Dichter gewinnen, wenn sie den Reichthum der unsrigen, oder vielmehr die unwandelbaren 80,000 Zeichen benutzen könnten, mit denen wir unsere Grundbegriffe auszudrücken gewohnt sind.

Sie haben die Würmer, welche uns Seiden ausspinnen, in ihr Land eingeführt. Sie machen unsere Stoffe nach, aber schlecht und dünn, daß sie dem Eindrucke der Luft nicht zu widerstehen vermögen. Sie behangen ihre Weiber und Töchter mit diesen Stoffen, die kaum ihre Blöße damit bedecken können, und Theile des Körpers den Augen preis geben, die bei andern gesitteten Völkern verhüllt sind.

Bei diesem Volke gibt es im Norden eine Provinz, in welcher sie die durchsichtigen, glasartigen, weißläulichen Gefäße nachbilden, die die Kunst unserer Vorältern durch die Macht des Feuers hervorgebracht hat. Aber sie können weder die Umrisse, noch die Größe, noch die Feinheit, noch die unvergänglichen Farben der unsrigen nachbilden. Andere westliche oder nordliche Völker haben ihnen diese Erfindung mit größerer oder minderer Vollkommenheit nachgemacht. Sie bemalen sie mit Figuren, die in unserm Lande nicht gefallen können, weil der Geschmack unsers uralten Volksstammes von jenem dieses neugebornen Volkes sehr abweicht. Wer mag Richter in den Gegenständen des Geschmackes sein? Auch können wir keinen Geschmack an den langen, breiten, spitzigen oder stumpfen Füßen gewinnen, welche den Frauen und Mädchen dieser Nation eigen sind, bei uns aber schon von Kindheit an in die kleinste und eleganteste Form gezwungen werden. Ob ihre musikalischen Instrumente bei uns Beifall finden würden, getraue ich auch nicht zu entscheiden. Die meisten bestehen — sonderbar genug — aus getrockneten und zusammengedrehten Schafdärmen, die sie über größere oder kleinere hölzerne Hohlgefäße spannen, und aus denen sie, vermöge eines Buschels Pferdehaaren, die auf gebogenen Stäben befestigt sind, klägliche oder muntere Töne entlocken. Diese Schafdärme sind fähig, unzählige Gesellschaften von Menschen zur Fröhlichkeit zu stimmen, und sie Tage und Nächte lang, selbst auf Kosten der Gesundheit, in Bewegung zu setzen.

Der sinnreiche Geist dieser Nation leitete sie noch auf eine Erfindung, durch welche sie bei allen Völkern, von denen sie umgeben sind, eben so viele Flüche und Verwünschungen, als Segnungen eingeärndtet haben. Ich spreche hier von der Erfindung des Schießpulvers und des Feuergeschützes, auf die sie vor etwa vierhundert Jahren gerathen sind. Wir besaßen diese Kunst schon längst, vor mehr denn tausend Jahren, und es würde zum Heil der Welt erwünschlich gewesen sein, daß diese nördliche Nation nie auf die Spur eines so verderblichen Mittels gekommen wäre, welches unsere Kaiser nur zur Vertheidigung Sina's gegen auswärtige Feinde, nie aber zu Eroberungen mißbraucht haben. Seit dieser Erfindung, die andere Nationen den Teutonen abgelernt haben, herrschen ewige Kriege im Norden und Süden; keine Stadt und keine Festung ist mehr unüberwindlich; persönlicher Muth gibt nicht mehr in Schlachten und Gefechten den Ausschlag, sondern nur strenge Bedarrlichkeit mit Aufopferung von tausend und tausend Kriegern, sich vor die Feuermündungen hinzupflanzen, und den Platz zu behaupten, den ein Heer eingenommen hat. Nur allein diese Bedarrlichkeit und die Verachtung der Gefahr und des Todes wird von dem Sieger gekrönt.

Ihre Helden, die durch Tapferkeit und Muth sich in den Gefechten auszeichnen, werden von ihren Beherrschern durch äußerliche Ehrenzeichen belohnt. So wie unser erhabener Kaiser die Diener des Krieges oder des Friedens mit rothen, gelben oder grünen Kugeln beschenkt, die sie an der Spitze unserer Mützen zu tragen berechtigt werden, so ertheilen die Souveräne Europens den verdienten Männern ihrer Reiche verschiedene Thierzeichen von Metall, nämlich Löwen, Adler, Elefanten, Tieger, Leoparden und Schafe; die sie an seidenen Bändern um ihre Gewänder aufhängen und als Ehrenzeichen zur Schau tragen. Auf diese legen sie den nämlichen hohen Werth, den wir auf die Farbe unserer Mützen und der Kugeln legen, mit denen die kaiserliche Gnade uns geschmückt hat.

Sollten diese Nationen, die unser Stolz wohl sehr ungerecht Barbaren nennt, die auf dem halben Wege der Kultur uns entgegen zu kommen bereit sind, nicht verdienen, der Wohlthat unserer Kultur theilhaftig zu werden?

Digitized by Google

Erlaube nun, Sohn des Himmels, deinem unterwürfigen Diener, daß er dir demüthig einen Vorschlag darbringe. Erhaben über alle Gesetze, wie du bist, stehet es dir frei, den Einfluß deines thätigen und über die westliche und nördliche Welt erleuchteten Volkes nach deinem Willen zu lenken. Ist es dein erhabener Wille, der Wohlthäter jener Nationen zu werden, so befehle die Ausrüstung von zwanzig Kriegsschiffen, belade sie mit Bonzen aus verschiedenen Klöstern, lasse diese in den verschiedenen Ländern der westlichen Erde, besonders in jenem Reiche, das im Süden Europa's gleich einem Stiefel sich in das Meer erstreckt, landen, — dort, wo der Lama oder Oberpriester der christlichen Religionsbekenner hochgeehrt von seinen Glaubigen lebt. Schon oft hat er Bonzen seiner Sekte in dein glückliches Reich geschickt. Dortbin sende unsere Bonzen, und gib ihnen eine Gesellschaft von erfahrnen Kriegs- und Friedens-Mandarinen mit. Sie werden bald mit der Sprache der Europäer bekannt werden, werden den fremden Völkern bald einen Begriff von unserer Sprache und von dem großen Umfange unserer Wissenschaften beibringen. Die Bonzen werden den Lama von Italien und seine vielen Priester von den erhabenen Lehren unserer Moral und unserer Religion unterrichten und überzeugen. Wenn dieser Lama ein gerechter Mann ist, wie ich nicht zweifele, so wird er sie mit der nämlichen Duldung, Zuneigung und Gastfreundschaft aufnehmen, wie deine glorreichen Vorfahren im Reiche seine Bonzen aufgenommen haben, und wie du noch selbst die seinigen an deinem Hofe aufnimmst, wenn sie sich als wissenschaftliche und in der Himmelskunde erfahrne Männer ankündigen und beweisen.

Verschließe nicht mehr deine Seehafen den europäischen Kaufleuten, erlaube freien Handel und Verkehr. Sie werden kein Silber, kein Gold, keine kostbare Metalle aus diesem großen Reiche schleppen, weil unser Handel nur durch Tausch geschieht, und weil wir ihre Waaren gegen die Blätter eines der gemeinsten Gewächse unsers Landes, des Theestrauches, und gegen Geschirre, die in unsern Ofen so leicht gebrannt werden, und gegen Seidenzeuge, gefeinstes Holz und Gloch umtehen. Diese Erzeugnisse der Natur und unserer Kunst sind Bedurfnisse für die Europäer. Je häufiger diese ausgeführt werden, desto höher muß der Feldbau und die Industrie des uns steigen. Denn unser Volk, gewohnt an die unabänderliche Lebensart seiner Vorväter, bedarf wenig oder nichts von den europäischen Erzeugnissen. Wollen und wünschen wir nicht zu tauschen, so zahlt der Europäer das, was er sucht, baar mit seinen Metallen; wir werden dann Meister seiner Schätze.

Besorgen wir nicht, daß die Europäer an unsern Sitten je etwas ändern. Wir übertreffen sie bei weitem an Bildung, Kunst und Wissenschaft. Und in allen Provinzen wacht das Auge des Kaisers — der erhabene, alles sehende Minister der Polizei! —

Varietäten.

Aus Frankreich.

— Dem Panorama von Tilsit, welches in Paris lange die Leute à voiture amüsirte, und endlich doch alt ward, folgt nun ein Plan des Kanals von Languedoc in Relief nach. Dies Relief nimmt nicht nur etwa einen ganzen Saal, sondern sechs ein im Palais du Luxembourg. Das Unermeßliche dieser Arbeit frappirt jeden, der sie erblickt. Selbst für die, welche den Languedoker Kanal bereiset haben oder für die Languedoker, die daran wohnen, ist das Schauspiel ganz neu in seiner Art; denn niemand konnte es, wie hier, das große Ganze überblicken.

Das prächtige Relief ist in Tischeshöhe, auf Gestellen gesetzt, die unter ausgebreiteten, grünen Rasen darstellenden, Tüchern verborgen sind. In dieser Nachbildung geben immer drei Millimetre für einen Meter des wirklichen Kanals, oder was in der Natur die Ausdehnung einer Toise hat, ist hier drei Linien groß. Diese Größe ist eben hinreichend genug, um der Furche lebendigen Wassers oder der deschiffbaren Straße Breite genug zu geben, daß man die verschiedenen Hauptsache erkennen mag, die das Benckenswerte bilden, oder an den Ufern die Art der Pflanzungen, die Ausdehnung der Werk- und Zimmerplätze, der Wirthshäuser, Beamten- und Particularhäuser.

Die verschiedenen Niveaux sind durch Schleusen und Halbschleusen unterhalten. Halb-Sleusen nennt man hier im Kanal ein einfaches Gestellwerk mit zwei Schleusenpforten; Schleuse ist ein doppeltes Barrage, mit doppelten Thoren, die ein eigenes Wasserbehältniß, Sas genannt, von zwei Seiten einschließen. Dieser Sas einer Schleuse dient dazu, Verbindung zwischen dem Niveau des obern Wasserlaufes oder Kanals, und dem tiefer liegenden Wasserstand des andern Theils zu unterhalten. Will man eine Barke hinabfahren lassen, zieht man zwei kleine Schutzbretter auf, die in den Schleusenpforten angebracht sind; der Sas füllt sich mit Wasser bis zum Niveau des obern Kanaltheils; man öffnet die Schleusenpforte gegen denselben, läßt die Barke in den Sas, schließt die Pforte wieder, läßt dagegen das Wasser zum untern Schleusenwerk aus; das Wasser im Sas senkt sich, die Barke herabsteichen bis zum Niveau des untern Kanaltheils; man öffnet die Schleuse und die Barke fährt aus den untern Kanal. Um die Barke hinauffahren zu lassen, wird die Operation umgekehrt gemacht. Es braucht kaum bis sechs Minuten, um den Sas oder Wasserlauf der Schleuse zu füllen, und zehn Minuten, um eine Barke durchfahren zu lassen. Ein Aufseher beim Relief macht dies Manöuvre so oft vor, als es von den Zuschauern einer zu sehen begehrt.

Der Languedoker Kanal ist wahrlich eine Napoleonische Riesenarbeit. Um ihn zu haben, mußte man Schwierigkeiten ohne Zahl bestreiten, Berge ebenen, andere beschneiden, andere in Form eines Gewölbes durchbohren, mußte Wasserleitungen bauen, bald um fremde Wasser über den Kanal wegzuleiten, bald um den Kanal selbst wieder über andere Bäche und Ströme hinüber zu führen, die darunter wegkamen; mußte bei Saint-Ferriol ein Bassin von 110,000 Quadrattoisen Fläche bilden, dies kleine Meer zwischen zwei Bergen durch eine Chaussee unterstützen, die mehr als 16 Toisen hoch, mehr als 60 breit ist u. s. w.

Die Strömungen, Durchsinterungen, Einsturzungen machten wieder eine Menge anderer Werke nöthig, die hier unmöglich zu beschreiben wären. Man erkennt sie oder im Plan des Reliefs alle.

Um im Relief diesen Languedoker Kanal en Miniature ganz mit Wasser zu füllen, brauchts mehr denn hundert Trachten Wassers.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueſte Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 39. — den 17 Mai 1809.

Katharina die Zweite, Kaiſerin von Rußland.

(Beſchluß.)

Was die Kaiſerin mehr denn alles andere anziehend und intereſſant machte, war der auffallende Kontraſt zwiſchen der Größe ihrer Handlungen und der Einfachheit derjenigen, was ſie in Geſellſchaft ſprach. Eine Armſeligkeit, eine Zitation, mitunter auch wohl eine Dummheit, konnten ſie lachen machen. Sie war im Stande, ſich mit Kleinigkeiten zu amüſiren; theilnehmend hörte ſie bisweilen den unbedeutendſten Scherz an, und machte ſelbſt dann wieder davon den drolligſten Gebrauch. So hatte ich ihr zum Beiſpiel einmal erzählt, daß ich, um mich gegen Vorwürfe zu decken, die mir von einer Dame in Petersburg wegen der Langeweile gemacht waren, welche ich in ihrer Geſellſchaft zu haben ſchien, geantwortet: ich hätte eben Nachricht, eine Tante, die mich erzogen, läge in den letzten Zügen. Wenn nun Katharina an den großen Hof-Gallatagen ſich ennuyirte, ſagte ſie etwa zu mir: „Ich bin in Gefahr, meinen Onkel zu verlieren.“ Ah, hieß es dann hinter mir, wir werden in kurzem Trauer anziehen müſſen; und wenn man den Onkel im Hofkalender ſuchte, da gabs dann Räthſel.

„Nicht wahr,“ ſagte ſie ein anderes Mal zu mir, „für Paris hätte ich doch nicht genug Geiſt? Ich bin verſichert, wäre ich, wie meine dahin reiſenden Landsmännninnen, es hätte mich nur keine Seele zum Nachteſſen gebeten.“ — Zuweilen ſagte ſie zu mir, indem ſie von ſich ſelbſt ſprach: „Ich bin Ihre Impertur-bable“, weil ich einmal, als wir von den Eigenſchaften der Seele redeten, geſagt hatte, es ſei das eine ihrer erſten Eigenſchaften. Eine ganze Viertelſtunde konnte ſie ſich mit dem Worte zu thun machen, indem ſie ſeinen Wohlklang durch eine ſehr gedehnte Ausſprache zu verdoppeln ſuchte, oder es als Subſtantiv gebrauchte: „Ich beſitze alſo Imperturbabilität!“

„Was iſt zu machen,“ ſagte ſie bei einer andern Gelegenheit, „Mademoiſelle Gardel hat mich die Sachen nicht beſſer gelehrt. Sie war eine jener alten franzöſiſchen Gouvernanten von den Refugiés. Ich hatte allenfalls genug von ihr gelernt, daß ich mich in meiner Nachbarſchaft hätte verheirathen können. Aber auf das alles hatten wir uns nicht gefaßt gemacht, Mademoiſelle Gardel und ich.“

In ähnlichem Geiſte hieß es in einem beim letzten Kriege gegen Schweden, während eines Seetreffens, an mich geſchriebenen Briefe: „Unter dem Donner der Kanonen, der die Fenſter meiner Reſidenz erzittern macht, ſchreibt Ihnen Ihre Impertur-bable.“

Es iſt auſſerordentlich, wie ſchnell und wohl berechnet die Diſpoſitionen für dieſen unvorgeſehenen Krieg geweſen ſind. Von ihrer eigenen Hand geſchrieben, ſandte ſie dieſelben, während wir Otzakow belagerten, dem Prinzen Potemkin. Unten am Briefe hieß es: „Habe ich meine Sache gut gemacht, mein Herr und Meiſter?“

Die Kaiſerin beklagte beſtändig ihre Unwiſſenheit. Als ſie mir eines Tages darüber anfing, bewies ich ihr, daß ſie Montesquieu, Locke, Perikles, Lykurgus und Solon, die ſchönern und traurigern Zeiten Athens, Sparta's, Roms, des heutigen Italiens, Frankreichs, kurz die Geſchichte aller Länder auswendig wiſſe. „Und weil denn Ew. Majeſtät es ſo haben wollen,“ ſetzte ich noch hinzu, „werde ich von Ihnen eben das ſagen, was mir Griffets Kammerdiener von ſeinem Herrn ſagte,

Digitized by Google

der nie wußte, wo er Feder, Schnupftuch oder Tabaksdose hingelegt hatte: Glauben Sie mir, sagte er, der Mann ist gar nicht das, wofür Sie ihn halten; seine Wissenschaft ausgenommen, weiß er durchaus nichts.“

Die Kaiserin bemerkte nicht selten ihre angebliche Unwissenheit, um sich recht naiv über Aerzte, Akademien, Halbgelehrte und Pseudo-Kunstkennet lustig zu machen. Ich war mit ihr einverstanden, daß es ihr an Kenntnissen in der Malerei und Musik fehle; ja noch mehr, ich bewies ihr einmal, vielleicht einleuchtender, als ihr lieb sein mochte, ihr Geschmack in der Baukunst erhebe sich nicht über das Mittelmäßige. „Sie werden doch nicht läugnen,“ sagte sie zu mir, indem sie mir ihren neuen Palast zu Moskwa zeigte, „daß diese Einfalade prächtig ist?“ — „Für ein Hospital dürfte sie allerdings schön sein“ antwortete ich; „aber für eine Residenz ist sie erbärmlich. Die Thüren sind für jedes Zimmer allein zu hoch, und können denn doch nicht anders als für eine so lange Reihe von Gemächern zu klein sein; — Gemächer, die noch dazu alle, wie die Ihrer Eremitage, einander ganz gleich sehen.“

Einige architektonische Fehler und eilf gothische Gebäude, die ich in Petersburg kenne und an denen die Kaiserin ein besonderes Gefallen fand, abgerechnet, wird Petersburg durch seine öffentlichen sowohl als Privatgebäude, denn doch zur schönsten Stadt in der Welt.

Katharina's anderweitige Liebhabereien betraten bei ihr die Stelle des Geschmackes, den ich ihr, um sie nicht unaufhörlich bewundern zu müssen, wohl absprechen kuß hätte. Sie hat trotz dem in ihrer Residenz Kunst- und Meisterwerke aller Art zusammengebäuft. Auch rühmte sie sich, eine Kennerin von Medaillen zu sein; eine Behauptung, deren Wahrheit ich aber auch eben nicht verbürgen möchte.

Da sich ihr unmusikalisches Ohr ihren Fortschritten in dem Mechanismus des Versbaues entgegensetzte, und wir beide, der Graf von Segur und ich, auf ihrer Galeere auf dem Vorpfhanes ihr einmal im Versbau nachhelfen wollten, sagte sie zu uns: „Sie sehen es selbst, meine Herren, Sie sagen mir nur im Großen Gutes nach; im Detail halten Sie mich für eine Ignorantin.“ — „Ew. Majestät können doch nicht in Abrede sein,“ erwiederte ich, „daß sie wenigstens eine Wissenschaft gründlich inne haben!“

— Und das wäre?

„Die Wissenschaft des rechten Tempo's.

— Nun, das verstehe ich doch wirklich nicht!

„Was Ew. Majestät noch irgend gesagt, aufgetragen, befohlen, geändert, angefangen oder beendigt haben, thaten Sie es je zur unrechten Zeit?“

— Was jetzt vielleicht so erscheint, nimmt näher betrachtet ganz andere Gestalt an. Z. B. Prinz Orlow ist es, dem ich einen Theil des Glanzes meiner Regierung schuldig bin; denn er rieth mir, meine Flotte in den Archipelagus zu senden. Prinz Potemkin ist es, dem ich das Königreich Taurien und die Vertreibung der mein Reich bedrohenden Tartarhorden zu danken habe. Das einzige, was ich mir dabei Rühmliches anrechnen darf, ist etwa, daß ich diese Herrn erst gebildet habe. — Dem Marschall Romanzow habe ich meine Siege zu danken. Ihm habe ich die einzigen Worte gesagt: Herr Marschall, es wird Schläge absetzen; besser uns, man gebe, als daß man bekomme. — Michelson ist es, durch den Pugatschew mein Gefangener wurde, bei dem es stand, bis Moskwa, wo nicht weiter noch, vorzudringen. Glauben Sie mir, ich bin alles nur dem Glücke schuldig, und ist man nicht ganz unzufrieden mit mir, so kommt es etwa daher, daß ich ein wenig Karakterfestigkeit und Grundsätze habe. Ich lege natürlich viel Gewalt in die Hände derer, die ich zu meinem Dienste gebrauche. Bedient man sich aber in den entlegenen, an Persien, China und die Türkei grenzenden Statthalterschaften dieser Macht zum Bösen, desto schlimmer! Wohl weiß ich, daß es in jenen Gegenden heißt: Gott und die Kaiserin allein können uns strafen; aber jener thront zu hoch über uns, und diese ist zu entfernt. Das sind nun Männer, die so sprechen, und ich bin nur ein Weib. —

Einmal sagte sie auch zu mir: „Ich wollte wetten, ihr andern in euerm Europa sagt mir wenig Gutes nach. Immer heißt es, ich werde Bankerot machen, ich treibe so ungeheuern Aufwand! Trotz dem geht meine kleine Haushaltung doch ihren ordentlichen Gang.“ Dies war einer ihrer Lieblingsausdrücke; denn rühmte man ihre Regelmäßigkeit, ihre Beharrlichkeit in Geschäften, so bekam man gewöhnlich zur Antwort: „Man muß ja wohl seine kleine Haushaltung in Ordnung halten.“

Auch in dem, was man ziemlich uneigentlich Schwäche des Herzens nennt, offenbarte sich noch die Stärke ihres Geistes. Nie ist es einem von denen, die sie aus Bedürfniß der Erholung oder zur Erleichterung ihrer Arbeiten in den Palast berief, gelungen, ungeachtet sie dieselben höhen Vertrauens würdigte, allmächtig zu werden durch diesen großen Kredit. Wenn sie selbst zu den Geschäften gebildet, und wer die Geschäftsproben, die sie ihn machen ließ, bestanden hatte, der wurde ihr im eigentlichen Sinne nützlich. Auf wen einmal solche, beide Theile ehrende Wahl gefallen war, der hatte denn auch das Recht, Wahrheit nicht nur zu hören, sondern auch zu sagen. Ich war Augenzeuge, wie Graf Momonow, dieser eifrige Freund und Verfechter der Wahrheit, immer bereit, die Gunst der Gebieterin auszuopfern, ihr widersprach; wie er bertheidigte, empfahl, in Schutz nahm, auf seinen Forderungen beharrte, oder sich widersetzte; wie ihm dieses alles sehr gut aufgenommen wurde, und wie man seine Treue in der Freundschaft nicht weniger, als seinen biedern Karakter und sein Bestreben zum Guten, bewunderte.

„Meine angeblichen Verschwendungen“ sagte sie einmal, sind eigentlich Ersparniß; das bleibt alles im Lande, und kommt mir einst wieder zu gute. Ich hätte freilich wohl noch etwas zu verschenken; weil Sie mir aber gesagt haben, daß Sie, was ich Ihnen an Diamanten zu geben gedächte, verkaufen, verspielen oder verlieren würden, so schenke ich Ihnen hier nicht mehr Diamanten, denn für hundert Rubel, zu einer Ringeinfassung meines Portraits.“

Freigebig war sie auf die mannigfaltigste Art. Als Beherrscherin des größten Reichs gab sie mit verschwenderischer Hand; ihre schöne Seele gab mit Großmuth, ihr mildes Herz mit wohlthätiger Liebe; als Weib gab sie mit Gefühl, und aus Dankbarkeit um gut bedient zu werden. Nicht in dem, was, sondern wie sie gab, lag oft der Gabe höchster Werth. An den Grafen Suwarow schrieb sie: „Sie wissen, ich befördere niemanden anders, als wenn ihn seine Reihe trifft, und mag keinem, der mehr Dienstjahre zählt, wehe thun. Was aber Sie betrifft, haben Sie sich durch Ihre Eroberung von Polen selbst zum Feldmarschall gemacht.“

Auf ihren Reisen führte sie immer eine Tabatiere mit dem Bildnisse Peters des Ersten bei sich. „Das thue ich,“ sagte

Digitized by Google

ſie zu mir, „um mich den ganzen Tag hindurch alle Augenblicke zu fragen: Was würde er befehlen, thun oder verbieten, wenn er ſich jetzt an meiner Stelle befände?“ Eben ſo verſicherte ſie mich, eine der Urſachen, warum ſie Joſeph den Zweiten, auch ungerechnet die hohe Anmuth ſeines Umgangs, beſonders lieb gewonnen habe, ſei die Aehnlichkeit geweſen, die er mit Peter dem Großen in Thätigkeit, Wißbegierde und leidenſchaftlicher Liebe ſeiner Staaten gehabt habe. „Er iſt ernſt und denkend,“ ſagte ſie, „dennoch aber heiter und angenehm. Immerfort ſinnt er dem Nützlichen nach, nie hört er zu arbeiten auf.“

Auch von dem Klerus ihres Reiches wurde die Kaiſerin, obwohl ſie ſeine Rechtshumer und ſein Anſehen ziemlich geſchmälert hatte, ſehr geliebt. Als Pugatſchew an der Spitze ſeiner Räuberhorden das Land durchzog und mit gezücktem Säbel in die Kirchen drang, um für ſeine Perſon Gebete anzuordnen, ergriff einſt ein Prieſter das Allerheiligſte vom Altar, trat dem Rebell entgegen, und donnerte ihn mit den Worten an: „Füge nur noch ein Verbrechen zu den andern allen, Verruchter, tödte mich, während ich unſern Erlöſer in den Händen halte. Schlage mir den Kopf ab, wenn du es wagen darfſt. „Ich habe ſo eben für unſere große Kaiſerin gebetet.“

Nie war es erlaubt, in Gegenwart der Kaiſerin über Peter I oder Ludwig XIV ein nachtheiliges Wort, oder die kleinſte Beleidigung wider Religion und gute Sitten zu ſagen. Höchſtens lächelte ſie nur ſehr flüchtig zu einer ſolchen Freiheit, die aber das Zartgefühl doch nicht verwunden durfte; ſie ſelbſt erlaubte ſich keine Unüberlegtheit. Und wenn ſie über eine gegenwärtige Perſon einmal zu ſcherzen wagte, geſchah es mit einer Schonung, die den Scherz, ſtatt beleidigend, dem, welchem er galt, willkommen machte.

„Ew. Majeſtät werden doch zugeben müſſen,“ ſagte ich einmal auf einem Spaziergange zu ihr, „daß der große Ludwig, wenn er eine Promenade wollte, immer eine ſchnurgerade Allee, hundert und zwanzig Fuß in die Breite, und dann darin entlang einen eben ſo breiten Kanal haben mußte. Was ein Bach ſei, oder ein Fußpfad, oder eine Wieſe, davon wußte er nichts!“ — Ich hatte wahrhaftig alle Mühe, daß ſie über die Bemerkung nicht böſe ward.

Auch von Katharinens perſönlichem Muth habe ich mehr als einen Beweis geſehen. Einſt riſſen uns nahe bei Bareſilari zwölf Pferde, zu ſchwach, um unſern großen ſechsſpännigen Wagen aufrecht zu halten, an einen ſähen Abhang hin, oder vielmehr wurden ſelbſt fortgeriſſen, und es war nur zu wahrſcheinlich, daß wir den Hals brechen müßten. Die Kaiſerin blieb ſo gelaſſen und ruhig, wie ſie beim Frühſtücke geweſen, von dem wir eben erſt aufgeſtanden waren.

In der Auswahl ihrer Lektüre fand man ſie ſehr ſchwierig. Sie las nicht gern etwas allzu Tragiſches, und noch weniger etwas, das von Geiſt und Gefühl allzuſtark quinteſſenzirt war. Die Romane des Leſage, den Moliere und Corneille liebte ſie vorzüglich. „Racine“ ſagte ſie, „iſt nicht mein Mann, ausgenommen in ſeinem Mithridates.“ Ueber Rabelais und Scarron hatte ſie in frühern Zeiten lachen können, ſpäterhin aber erinnerte ſie ſich ihrer nicht mehr. Für alles Frivole oder weniger Intereſſante hatte ſie kein Gedächtniß, das hingegen für alles Aechtſchöne unvergänglich war. Auch Plutarch von Amyot, Tacitus von Amelot de la Houſſaye und Montaigne gehörten unter ihre Lieblingsſchriften. „Ich bin“ ſagte ſie, „eine Gallierin des Nordens, und verſtehe nur das alte Franzöſiſch; von dem neuen hingegen habe ich keine Begriffe. Ich habe zwar von ihren geiſtreichen Herrn iſten Parthie ziehen wollen, und dazu mehr als einen Verſuch gemacht; ich habe einigen zuweilen geſchrieben, andere zu mir kommen laſſen: allein die Herren machten mir einer wie der andere Langeweile und verſtanden mich nicht. Voltaire war es allein, der mir einen freundſchaftlichen Schuh angedeihen ließ, und mich von meiner Unkunde der Mode zurückbrachte. Er hat mich dafür ſchadlos gehalten, daß ich mein ganzes Leben hindurch ſo viel Geſchmack am Leſen gefunden, und mich eine Menge Neues gelehrt, indem es mich zugleich amüſirte.“

Was die neue Literatur betrifft, ſo war Katharina weder Liebhaberin noch Kennerin derſelben; auch wußte ſie mehr von der Logik, denn von der Rhetorik zu ſagen. Ihre literariſchen Produkte von der leichten Gattung, wie etwa ihre Komödien, hatten einen moraliſchen Zweck, wie z. B. die Reiſenden, die Leute nach der Mode, die Moden ſelbſt, die Sekten und namentlich die Martiniſten zurecht zu weiſen, welche letztere ſie für gefährliche Leute hielt. Die Briefe, die ich von ihr beſitze, ſind voll großer, ſtarker und außerordentlich lichtvoller Gedanken, mitunter enthalten ſie, beſonders wo etwa in Europa etwas ihren Unwillen reizte, auch beißenden Tadel. Sonſt ſpricht ſich darin überall Gutmüthigkeit und fröhlicher Sinn aus. Ihre Schreibart iſt mehr deutlich als fließend. Ihre ernſtern Werke ſind reich an tiefen Gedanken. Ihre Geſchichte von Rußland hat, meines Erachtens, eben ſo viel Werth, als die chronologiſchen Tafeln des Präſidenten Henault; das Kolorit hingegen, die kleinern Nüanzen und eine gefällige Behandlung des Details war ihre Sache nicht. Friedrich der Zweite beſaß zwar auch kein Kolorit; jene übrigen Vorzüge aber konnte man ihm manchmal nicht abſprechen; auch war er überhaupt mehr Gelehrter, als Katharina. Meöe denn einmal ſagte ſie zu mir: „Sie möchten ſich gern über mich luſtig machen! Was habe ich denn geſagt? Habe ich mich etwa einer alten franzöſiſchen Phraſe bedient, die heut zu Tage nicht mehr gebraucht wird, oder ein Wort falſch ausgeſprochen?“ — „Ew. Majeſtät“ antwortete ich bei einem ſolchen Anlaſſe, „ſprechen zum Beiſpiel aus: banchante, ſtatt banchante.“ Sie verſprach mir, dieſen Fehler zu verbeſſern und machte mich dann noch auf ihre Unkoſten lachen, gerade wie wenn ſie mit der feinſten Manier, und während ſie ſamand eine Gnade ertheilte, auf dem Billard einen coup de trois machte, der mir einen Gewinn von einem Dutzend Rubel einbrachte.

Wenn irgendwo in ihrem Betragen Verſtellung ſtatt fand, war es darin, daß ſie nicht alles faßte, was ſie dachte und wußte; nie aber ſah etwas Hinterliſtiges und Unlauteres über ihre Lippen gegangen. Sie fühlte ſich zu groß, um jemand zu hintergehen. Und wann ſie etwa ſich ſelbſt betrog, verließ ſie ſich zuletzt auf ihr Glück und auf ihre Gewalt über die Zeitereigniſſe, die zu bemeiſtern ihre größte Freude war. Die Unglücksfälle, womit das Ende des Regierung Ludwigs XVI begleitet war, erweckten bei ihr zwar einiges Nachdenken; doch nicht lange, ſo waren dieſe Ideen, gleich einem leichten Gewölke, vorübergegangen. Ich allein bin Augenzeuge geweſen, wie ſie bei Anlaß der letzten türkiſchen Kriegserklärung ſich eine Viertelſtunde lang in Demuth mit dem Gedanken beſchäftigte, nichts in der Welt ſei ſicher und dauerhaft, und Ruhm und Glück eben ſo wandelbar, als alles andere. Dann aber trat ſie mit heiterer Miene aus ihrem Kabinet hervor, als wollte ſie ſelbſt ihrem Kurier und dem unumſchränkten Vertrauen, das ſie auch damals allen ihren Unterthanen einflößte, voranellen.

Digitized by Google

Irgend ein Zug von Menſchenfreundlichkeit verſchönte jeden ihrer Tage. „Ich habe heute das Kaminfeuer ſelbſt angezündet,“ ſagte ſie einmal zu mir, „damit meine Leute bei der großen Kälte nicht allzufrüh aufſtehen müſſen. Ein Schornſteinfegerjunge, der glaubte, daß ich erſt um halb ſechs Uhr aufſtehen würde, befand ſich ſchon in dem Rauchfang, und fing an, wie ein Beſeſſener zu ſchreien, daß ich nichts Eiligeres hatte, als mein Feuer auszulöſchen und mein Verſehen bei ihm abzubüßen.“

Es iſt bekannt, daß Katharina nur äußerſt ſelten jemanden nach Sibirien ſchickte, wo man noch dazu ſehr menſchlich behandelt wurde, und daß ſie nie ein Todesurtheil ausgeſprochen hat. Wohl aber ſuchte ſie oft bei den Richtern gegen die aufgefällten Urtheile zu intercediren. Sie befahl ihnen, die Prozeſſe gehörig ins Klare zu ſetzen, damit ſie einſehe, daß ſie Unrecht gehabt habe, und gab ſo den Beklagten nicht ſelten Mittel zu ihrer Vertheidigung an die Hand.

Das einzige, was man ihr vielleicht als eine Art von Bosheit hätte ausdeuten können, war etwa ein Blick voll Güte, oder eine Wohlthat, womit ſie zuweilen jemand in Verlegenheit ſetzen wollte, über den ſie ſich zu beſchweren hatte, und den ſie gleichwohl nicht ohne Verdienſt wußte; wie etwa einen Großen des Reiches, der ſich indiskrete Aeußerungen über ſie erlaubt hatte. Ein despotiſcher Zug dieſer Gattung war es zum Beiſpiel, daß ſie einem ihrer Höflinge ſein eigenes Haus mit dieſen Worten verbot: „Sie werden in meinem Hauſe zweimal täglich eine Tafel von zwölf Gedecken finden. Die Leute alle, die Sie ſo gern bei ſich ſehen, ſollen Sie bei mir auch antreffen. Ich verbiete Ihnen, ſich zu ruiniren, und befehle Ihnen hingegen, daß Sie fortfahren, Aufwand zu machen, weil ich weiß, daß Ihnen das Freude macht.“

Was ich hier über Katharina niedergeſchrieben habe, ſchrieb ich Tags nach erhaltener Botſchaft; daß das glänzendſte Geſtirn unſerer Hemiſphäre verſchwunden ſei. Manches von dieſen Nachrichten würde ich bei Lebzeiten der Kaiſerin eben ſo wenig bekannt gemacht haben, als ich es, aus Liebe zur Wahrheit, jetzt nach ihrem Tode verſchweigen will. Und wenn ich mit der Behauptung ſchließe, daß — was auch immer ſo gehäſſene Anekdotenjäger, Libelliſten, Pſeudo-Hiſtoriker und Indifferentiſten, ja was Gewinnſucht, Uebelwollen und Bosheit anwenden ſollten, die große Kaiſerin zu verkleinern und ihr ihre Lorbeern zu entreiſſen — ſie dennoch ihrem Ruhm, triumphirend gegen alle dergleichen Bemühungen, bis auf ferne Geſchlechter behaupten werde; ſo vergeſſe man nicht, wie viel ich auf einer durch ihre Staaten mit ihr gemachten Reiſe von mehr als zweitauſend Meilen ſelbſt habe beobachten können. Ich bin Augenzeuge geweſen, wie ihre Unterthanen ſie verehrten und liebten, und bei den Armeen habe ich mich von der Liebe und dem Enthuſiasmus ihrer Soldaten überzeugen können und es ſelbſt mit angefeuert, wie dieſe in den Laufgraben dem Kugelregen der Ungläubigen und allen Stürmen empörter Elemente Trotz boten, und wie der Name Matauſchkaf, ihrer Mutter und ihres Abgottes, Troſt und Leben über ihre Gemüther verbreitete.

Varietäten.

Aus der Schweiz.

— * Während mehrere Bataillons ſchweizeriſcher Truppen an den Grenzen ihres Schweizer-Cordon ſtehen, damit es das Innere dieſes ſchönen Landes ihren treuen Friedens, der um ſo mehr Bedürfniß iſt, da die Wunden, welche Revolution und Krieg ſchlugen, noch lange nicht angeheilt ſind. Mit Vergnügen bemerkt der Reiſende überall das Verſchwinden ehmaliger Parteigeiſtes, und das Emporkommen beſſerer Grundſätze, unter welchen, durch Eintracht aller Theile, Stärke und Wohlſtand des Ganzen werden erwachſen.

Die Liebhaber-Theatergeſellſchaft, welche auch während des letzten Winters mehrere zum Theil ſehr gelungene Vorſtellungen gab, und unter der Leitung des erſten Geſchäftes der Hauptſtadt und einem Gliede des Magiſtrates, um die edlern Veranſtaltungen dieſer Mitbürger und für die leidende Armuth, die ſie die oft erwähnten Einnahmen weiht, auszumuntern Beredtheit hat, erwarb ſich auch ähnliche um die Kunſt ſelbſt und um die Bildung des Geſchmacks. Was ſchon in Iſtland einmal über die Vorzüge mancher Liebhabertheater vor den gewöhnlichen ſagte, fand ich hier in mancherlei Anſichten auf eine angenehme Art bewährt. Mehrere der Mitſpielenden, junge Bürger aus den achtungswürdigſten Familien der Stadt, zeigten entſchiedenes und großes Talent für charakteriſtiſche Darſtellung. Die Natürlichkeit und Wahrheit ihres Spiels überraſchte mich nicht ſelten aufs lebhafteſte, und verdiente die laute und unbetheiligte Zuſtimmungsäußerung eines Publikums, welches durch ſein Schweigen, wie durch ſeinen Beifall, ein Zuſammengehör verrieth, wie man wohldenkende ſelten in größern Städten und in der gemiſchten Menge wahrnimmt. Welcher Kunſtfreund wird nicht gern dieſer durch die Schönheit ihres Mittels und ihres Zwecks intereſſanten Geſellſchaft lange und bluhende Dauer wünſchen?

Mit dem Sinn für Kunſt und edler geſelligen Veranſtaltungen ſcheint auch der Sinn für bedere Geiſtesbildung und Literatur in dieſer Stadt treue zu werden. Die reichhaltigſte des Hrn. Rud. Meyer unterſtehet ſich durch die Mannigfaltigkeit vortrefflicher Schriften unter ähnlichen Umſtänden der Art eine vortheilhafte. — Das Streben zur Verbeſſerung des Schulweſens wird, beſonnener durch den wohlthätigen Geiſt der Regierung, im ganzen Kanton lebhafter, und wahrſcheinlich iſt Luzern ſchon jetzt unter allen katholiſchen Kantonen der Schweiz derjenige, welcher in Rückſicht höherer Kultur die glänzendſten Fortſchritte thun, und ſelbſt, was vor der Revolution nicht leicht der Fall war, manchen reformirten Kanton hinter ſich zurückgelaſſen hat.

Unter den jungen Gelehrten Luzerns verdient der Pr. Joſeph Widmer mit der vorzüglichſten Auszeichnung genannt zu werden; ein heller, ächt philoſophiſcher Geiſt, der, ohne zu den Worten der Schule zu ſchwören, der Wahrheit allein mit Glück und Kraft nachringt. Seine Geſchichtsbibliothek: Sage aus allen Gegenſtänden des philoſophiſchen Studiums u. ſ. w. verdient allgemeiner bekannt zu ſein, und verdient in dem Vaterlande einſt einen vorzüglichen Gelehrten. Mit ihm geht wetteifernd der Pr. Prof. Gugler, deſſen Predigt über die Feier des äußern Gottesdienſtes wohl eine der gediegenſten und feinſten Reden iſt, die je von einer kathol. Kanzel der Schweiz herabtönten.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 40. — den 20 Mai 1809.

Ein Jahr in Spanien.

(Fortsetzung.)

Schreiber dieser Blätter zeichnet das gresslichte Gemälde seiner Rückerinnerungen zwanglos hin, so wie der Schatten der Vergangenheit mit leerem Geisterreit im Hintergrunde seiner Gegenwart erscheint und flüchtig über ihre Bühne wandelt.

Abgestorbene Blütentage eines schönern Daseins in dem Nachglanz traurig frohen Andenkens noch einmal zu leben: in des Nordens Eis den Wiederschein des Südens wärmerer Sonne und den seichen Schmerz der üppigern Natur des Mittags trügerisch hineinzumalen; auch sein besseres Selbst, wenn anders dies vom innern Menschen gilt, den Edlern seiner Zeitgenossen offen darzulegen, und die Auszenschale der Alltäglichkeit in stillen Stunden der Begeisterung von sich zu werfen: das ist's, was die Skizze eines Jahrs in Spanien in die Reihen der Miszellen führte.

Wer die Darstellung der Dinge und Begebenheiten in die Schnürbrust des Systems eingeengt, in logisch abgemessener Ordnung vom Verlesser sodert, wird mit unbefriedigter Erwartung einst am Schlusse dieser Blätter stehen; aber wem die mystischen Gebilde der Erinnerung nur eine schöne Lebensstunde, auch nur eine reine hohe Szene der Vergangenheit umschließen, der wird gern Hand in Hand mit mir den schönsten Theil der meinigen durchwandern, der durch die Oliventhäler eines braven Volkes führt — und dieser Leser Beifall ist der Kranz, nach welchem meine Hoffnung ringt.

Der Verfasser.

Madrid.

Wer irgend, so wie ich vor dreißig Monaten, das erstemal in seinem Leben von den Gräbern seiner Väter Abschied nahm, um gleichsam in ein neues Fabelland, Genosse einer neuen und erhabenen Bestimmung hinzupilgern: der begreift, wie mir zu Muth war, als die Höhen jenseits von Aranjuez erstiegen, schon vier Stunden hierwärts Madrid die unendliche Allee begann, in welcher Kutschen und Kuriere nach dem Lustschlosse flogen, — als die Legualeine viertelmeilenweise den ersehnten großen Anblick so viel näher sagten, — als die Hauptstadt Spaniens nahe am Fuße der blauen Guadaramas wie ein weißes Dunstgebilde vor uns auf ihren Bergen lag, das nebeligte Fantom mit jedem Schritt an Umriß und Gestalt gewann, — als Thürme, Dächer, Häuser einzeln aus dem Chaos stiegen, bei der letzten Poshaake Voitel mit seinem braven Schmeller uns entgegenkam, ich ohne Hut, im vollem Trab des Maulthieres, aus dem Fuhrwerk sprang, mich an die Brust des Hauptmanns warf und dann in Schmellers Arme; — wie wie jetzt im fröhlichen Gewühle des Willkommens, treu der deutschen Sitte, hier im Freien unsere erste Flasche süßen Sties leerten, dann gelassener zusammen Paar um Paar behaglich nach dem Thore von Toledo schlenderten, von Osten der die neue große Porzellanfabrike aus dem Garten des „buen retiro" blendendweiß herüberschimmerte, im Westen dicht vor uns die goldenen Kugeln auf den Dächern des „palacio nuevo" glänzten; an des Manzanares Ufer Hunderte von Wäscherinnen — ähnlich Damen aus der Halle, oder besser Makbeths Hexen — unbarmherzig auf das arme Linnen schlugen; — wie wir über die bewunderte und kolossale Brücke von Toledo, dann den steilen Thorweg aufwärts schritten, und nun endlich, endlich, auf das hundert dreißig-

Digitized by Google

tausend Seelen faſſende Theater meiner künftigen Beſtimmung traten; — wie ich träumend, immer noch in der gehofften Erwartung, eine Straße nach der andern maß, mir unbewußt dem Hospitale „de los portugueses“ um die letzte Ecke bog, und jetzt das ſchöne königliche Schild des „Real Instituto Pest-lozziano militar“ das letzte Ziel der Reiſe von zwei Monaten, den Schauplatz mannigfaltiger Begebenheiten ſpäterer Tage wies — — — da ſank auf einmal, wie durch Feenzauberſchlag, das ganze Mädchen meines frühern Daſeins in die Fluten der Vergangenheit, ſo wie einſt vielleicht jedes Nachtſtück dieſes Lebens bei dem erſten Zug aus Lethe in das Reich der Schatten ſinkt, und freudig ſchauernd ſtand ich im Gefühle der Verjüngung an der Schwelle einer beſſern Welt.

Als hatten wir uns Jahre lang vordem gekannt, empfing uns Portels Gemahlin, eine Schweizerin, die Spanien 1799, mit der freundlichen, ſich ewig gleichen hohen Ruhe, die in ihrer milden Seele wohnt, und die ſie zu der beſten Gattin und zu einer der verehrungswürdigſten Perſonen ihres reizenden Geſchlechts bildet.

Eine Reihe fröblich heiterer Zimmer winkte mir zur häuslichen Bewohnung; ihre Dekoration al fresco war das Werk von Portels geübter Hand, und ſeinem feinen, richtigen Gefühle dankend, ſtand ich lange, von der angenehmſten Ueberraſchung tief ergriffen, vor der ähnlich gut getroffenen Anſicht Iverdüns, durch welche mir die Freundſchaft eine vielgeliebte Stelle meines Vaterlandes über meinen Schreibtiſch zauberte.

Ein zweiter Peſtalozzi, wenn auch nicht an Geiſt und That, doch gewiß an Liebe und an Hingebung, begrüßte uns Andujar, treu und bieder, wie ein ſolcher Spanier Deutſche grüßt, und nach zwei Stunden faßen alle — Spanier, Schweizer, Prieſter, Krieger, Damen und Erzieher — traulich um den heimiſchen Braſero.

Topographiſche Skizzen.

Madrid, „la villa“ *) oder „corte“ **), liegt im Mittelpunkte Spaniens, etwas öſtlich von dem Manzanares, und in einer ſehr beträchtlichen Erhöhung, welche von den Thoren von Toledo und Segovia nach Nord und Oſten, bis zu der Puenta von Fuencarral, und weiter rechts bis auf die Höhe von der Straße Alcala hinanſteigt, ſich von dort hinabwärts nach dem „Prado“ zu in etwas ſenkt, jenſeits dieſem wieder anhebt, und ſich über das Gebiet der Garten und Gebäude des „buen retiro“ hin erſtrecket. Madrids Umfang hält vier gute Stunden, ihre größte Länge an fünf Viertelſtunden, und die größte Breite um zwei Fünftheil weniger; die Zahl der Häuſer ſteigt in allem ungefähr auf achttauſend an, worunter gegen achtzig Kirchen und beinahe eben ſo viel Klöſter beiderlei Geſchlechter ſind.

Plaza mayor.

Der ungereiſte Spanier ſieht ſie gern als etwas Großes an, und würde dieſe Zierde ſeiner Hauptſtadt trauernd miſſen; ſie liegt ziemlich in der Mitte Madrids, zwar geräumig, doch bei weitem nicht ein Platz der erſten Größe, zwiſchen alten hohen Häuſern mit Arkaden, die darum vier rechte Winkel bilden. Kleine Gaſſen führen in dies Heiligthum, doch keine Straße ſteht damit gerade in Verbindung oder geht darüber weg, und keine Equipage profaniert die abgelegene Stelle, die, gleich einer alten Dunaſte hier verſteckt, mehr einem großen Winkel ähnlich ſieht, als einem eigentlichen Platze. Der Fremde, dem ihr Daſein nicht voraus bekannt iſt, und der ſeine Fiſche, ſein Gemüs und ſeine Schinken nicht aus dieſem Speiſemagazin direkte ſelbſt beziehen will, kann Monate in Madrid wohnen, ohne daß er je auf dieſes Wunderviereck ſtößt. Unläugbar iſt indeß der Anblick eines Platzes intereſſant, auf welchem ſich beinahe alle Gegenſtände der Konſumtion von mehr als Hunderttauſenden und alle Erzeugniſſe der verſchiedenen Provinzen jeden Morgen in der ſchönſten Mannigfaltigkeit vereinigen. Hier vereinigt eine Fiſchbank den Beſuge aus dem Buſen von Biscaya und den Bacalao aus dem Mittelmeer; dort hängen Speck und Würſte aus Eſtremadura; hier wird Schafkäſe feil geboten. Das Gewühl der Händler und Verkaufer macht den lieblichen Tumult vollkommen, gern weilt man eine Stunde in der bunten Vorrathskammer, und verläßt ſie ſelten ohne wirklichen Gewinn fürs Studium der Landesſitten und Gebräuche.

Ehmals war auch hier der Schauplatz jener fürchterlichen Exekutionen, die dem ſchwarzen Torquemada ihren Urſprung danken, jener Autos da Fe nach der portugieſiſchen Benennung, deren letzter Zweck, der Scheiterhaufe, des fanatiſirten Pöbels Brandmuth manches grauſe Opfer brachte. Vermuthlich dürfte auch die Höhe aller der Gebäude dieſes Platzes jenen Tagen ihr Entſtehen ſchuldig ſein, worin ſie einer inhumanen Menge als die Logen des Theaters ſolcher Kanibalen-Waffenſtreiche dienen mußten. Doch der Holzduft hat verflogen, die Luft iſt rein vom Kohlendampfe, die Aſche der Verbrannten flog nach allen Winden; vielleicht düngte ſie das Erdreich, dem die ſaftige Melone dort entkeimte, und wo einſt vor hundert Jahren gelbe Kerzen um die Richtſtatt flackerten, da bietet heute die Valenzianerin Zitronen feil.

Puerta del Sol

liegt etwa tauſend Schritte öſtlicher, und faßt die erſten Straßen auf, die calle alcalá, Jeronimo, mayor und del correo, die red de san Louis und einige geringere. Hier alſo iſt das eigentliche Zentrum beider Indien, als deren Hauptſtadt Madrid in gewiſſer Hinſicht gelten kann. Den Platz des „Sonnenthores (obgleich er kein Thor enthält) ziert das maſſive große Poſthaus — el correo — und ein waſſerreicher Brunnen, den die „Aguadores“ *) Duzendweiſe den ganzen Tag umgeben, — dieſem gegenüber dann die Stutzerkirche, das gemeine Rendezvous der hübſchen jungen Welt.

Was irgend Füße hat, ſtrömt unaufhaltſam Mittags und an jedem Feſte hier zuſammen. Königliche Garden tragen ihre Uniform zur Schau, und wohlgenährte Prieſter ihre Demuth und — Talare; Freudenmädchen ihre Sträußerretſchen, Zeitungshändler den „Diario“ **) und die „gaceta“; Bettler ihre Lumpen; Armeſündrangesſichter aus den Schweizerregimentern bieten Stiefelwichſe feil; die Andacht ihren Roſenkranz, und alle Ecken ſind mit Anſchlagszetteln überſetzt. Der eine kündiget Schauſpiel an und tonadilla, der andere eine neue Kurart der verſchämten Seuche; gleich daneben ſind „quarenta horas in iglesia di san Isidro“ für die Glaubigen eröffnet, und zufrieden ſein Cigarro rauchend trabt ein wohlbertittener Kaſtilianer auf dem leeren Eſel wieder heim; die Straße Alcalá hinauf ſteht eine

*) Wasserträger. **) Tageblatt.

*) villa, Flecken; **) corte, Hof.

Reihe flüchtiger Kaleschen, die Fiacres Madrids, eingespannt, und Kutschen aller Art durchkreuzen sich nach allen vierunddreißig Himmelsstrichen und zertheilen rasch die leichte Menge, die sogleich wie Wasser wieder ineinander fließt.

Um Weihnacht und um Ostern stellt das Sonnenthor die wahre Bühne des Katholizismus dar, denn jeden Tag in diesen Wochen predigt hier ein Kapuziner, so wie auch auf andern Plätzen, öffentlich, und sammelt eine wahre Landsgemeinde um sich her, die dann der Kuttenengel nach dem Maße seines Lichts und seiner Einsicht unterhält. Drollicht ist es anzusehen, wie der Hintermann dem Vordermann beim „Maria santissima" das Schnupftuch aus der Tasche stiehlt, und hier und dort ein leichtgeschürztes Nimpchen nach dem andern Proselyten wirbt, indeß der braune Hirt mit voller Lunge von der Kanzel seiner lauenden Versammlung Stoßgebete vorsagt, die sie hohl und dumpf, wie fernes Tosen eines Wasserfalles, bald zur Wuth fanatisirt, aus einem Munde nachspricht.

Red de san Louis ist eine breite Straße, die vom Sonnenthore nördlich aufwärts führt, und die sich, theils um ihres gut garnirten, sosthar ausgefüllten Laden willen, theils um des beständigen Verkehrs der Auf- und Niedertrabenden zu Fuß und Wagen, Pferd und Maulthier, unter die belebtesten und schönsten Straßen Madrids zählt.

Der Prado.

Im Osten Madrids senkt sich ihre Höhe mit den Straßen Alcala, Jeronimo, Atocha u. s. w. abwärts: gegenüber steigt der Schloßberg des „buen retiro" an, und zwischen diesen Abdachungen bildet sich ein Thal, das südostwärts vom Thore Atocha anfängt, längs dem Fuße des Retiro hinstreicht, nordwestwärts am Thore Recoletos auslauft, eine starke halbe Stunde lang ist, und von obgenannter Straße, so wie auch von jener del jardin botanico durchschnitten wird: das ist der Prado *), jener oft beschriebene Tummelplatz, auf den sich Jung und Alt und Arm und Reich, Marquis und Invalide hinstellt, um „zu sehen und sehen zu lassen" — ist der Prado, ohne welchen Madrid eigentlich nicht Madrid wäre, jene saudig dürre unfruchtbare Strecke, die Aranda's Genius in ein Asyl des freundlich heitern Genusses wandelte.

Vom Sonnenthore lauft die Straße Alcala nach Norden hin, — ihr Steigen endet bei der Abuana; breit und helle senkt sie sich nun abwärts, ihr zur Rechten eine Reihe großer und geräumiger Gebäude, und bei ihrem Anslauf in den Prado, links im Hintergrunde eines Gartens, der Palast der Herzogin von Alba, den die Stadt Madrid für fünf Millionen **) an sich kaufte und dem Friedensfürsten zum Geschenke gab. Da wo die Straße Alcala den Prado quer durchschneidet, steht am Ende seiner ersten unbesuchten Abtheilung vom Thore Recoletos ein bemerkenswerther Springbrunnen: eine Siegesgöttin im Triumphgespanne, das zwei Löwen ziehen, thront auf ihm, und weiterhin steigt diese Straße nach dem griechisch-schönen Thore Alcala hinan, das ebenfalls Aranda's unvergeßliche Verwaltung schuf.

Des Prado Hauptstück liegt in seiner Mitte, zwischen beiden Straßen Alcala und S. Jeronimo; zur Linken seines Fahrwegs längs dem Graben am Retiro hin, ein Trottoir mit Bäumen eingefaßt; dem Fahrweg rechts liegt der Salon für die Spazierenden, und diesem nach zwei hohe Ulmengänge, jenseits welchen noch eine ordentliche Straße an den Gartenmauern hinfuhrt.

An dem untern Ende dritter Abtheilung, die sich an diese zweite, von der Straße S. Jeronimo durchschnitten, anschließt, und die ebenfalls mit mehreren Alleen bis zur Straße del jardin botanico hinaufgeht, steht ein zweiter Brunnen, der kraftlose Wellen in das tiefe Marmorbecken schäumt und eine kolossale Neptunsgruppe trägt, wo der nervöse Meeresgott auf seinem Muschelwagen aufrecht mit dem allzuwaltigen Dreizack herrschend durch die Fluthen fährt. Das Werk ist mit erhabener Allegorie ausgeführt. Das eine Flußpferd ganz besonders macht drei Sonnenaufgang einen trefflichen Effekt: denn seine Stellung ist so gut getroffen, daß sein Wiehern, welches man am offenen Munde, an der aufgeworfenen Nase und am wilden Flattern reicher Mähnen wahrnimmt, auf den ersten Blick der Fensterscheibe fällt, wann sie die Zinnen des Retiro übersteigen, ihren Frühstrahl in die Lindengipfel senkt, die über diesem Denkmal rauschen.

Des Prado vierte Abtheilung hält eine einzige Allee, und geht von „calle del jardin botanico" zum Thore von Atocha; diesem rechts das allgemeine Hospital (hospital general!) und links hinauf im rechten Winkel eine breite Straße, ihre Seitengänge Ulmen und Kastanien, am Ende ein Dominikanerkloster.

Von der Straße del jardin botanico bis nahe an das Thor Atocha, links dem Prado, liegt der wohlgewählte gut erhaltene „jardin botanico" *), die Schöpfung Karls des Dritten, laut der goldenen und humanen Inschrift dem Vergnügen aller Stände heilig, mit Gewächsen aller Zonen und besonders der amerikanischen bepflanzt. Im Sommer werden Vorlesungen dort gehalten. Er steigt nach Nordost hin den Schloßberg an, den Reben kränzen, über welchen eine neue Warte steht, mit Kuppeldach und Säulen, die das Sternenlicht verklärt.

Bezaubert wandelt hier der Sohn des Nordens unter Pflanzen aller Breiten; um ihn blühen Sträucher, deren Heimath überm Weltmeer liegt, und in des Abends frischer Kühle öffnet jede Blume ihren Kelch und schlanke tetzende Gestalten schlüpfen durch den Lorbeerwald.

Gleich unter diesem Garten und damit so ziemlich in der gleichen Linie, prangt ein angefangenes Museum, eine halbe Viertelstunde lang; vollendet wird es Madrid und den Prado zieren. Bald wäre es, in abgeänderter Bestimmung, einst ein Pestalozzisches Gymnasium geworden.

Das ist die Lanterna magica mit Glas und Rahmen und bemaltem Hintergrunde. Aber nun das Licht hinein, den Feenstanz begonnen! — Fünf Uhr Abends fängt der zweite Morgen Spontens an, und aus dem trägen Schoos der stärkenden Siesta aufgestanden, eilt der Bettler und der Herzog auf den Prado hin. Zur rechten Seite des Salons steht eine unabsehbar lange Reihe niederer Sessel, die um eine Kleinigkeit an die Ermüdeten verliehen werden; kleine Aquadores mit dem Wasserkruge laufen emsig hin und her und schreien: „agua fresca"! die Orangenfrau: „naranjas"! — Auf dem stark besprizten Fahrwege rollen an vierhundert Kutschen auf und ab; Dragoner halten Ordnung; Tausende aus allen Ständen drängen sich auf dem Salon, ein wimmelndes Ameisenheer, und taumelnd reißt der Menschenstrom dich fort; wohin du blickst, erscheinen neue Gegenstände, ewig wie des Flusses Welle wechselnd und durch anders ersetzt. Dort

*) Prado, Wiese.

**) Reales de Vellon, zwanzig auf einen Piaster.

*) Botanischer Garten.

Digitized by Google

beuden ſitzt in jedem Wagen wenigſtens auch eine Venus, halb verhüllt vom leichten Muſſelin, und unwiderſtehlich feſſelt dich die Allgewalt der megeſtehenen Reize. Ernſthaft wandelt neben dir der würdevolle Spanier; ſchalkhaft mit dem Fächer kokettierend ſchwebt mit hohem Auge und vollem Buſen eine Gruppe junger Frauen grazienhaft vorbei. Im leiſen, flüſternden Geſpräche erzählen ſich zwei Sylphide, was ſie nur wiſſen ſollen, und der liebetrunkene Ritter handelt mit dem Roſenmädchen um den ſchönſten Blumenſtrauß für ſeine Herzensdame, die mit ihm aus einem Glaſe von der Silberquelle Nektar trinkt, indeß dem muntern Zungen, der den Mundſchenk macht, die Freude über den erhaltenen Doppelquart aus ſchwarzem Auge blitzt, und eine lahme Alte um der Mutter Gottes Schmerzen willen eine milde Gabe heiſcht. *)

Den reinſten und erhebendſten Genuß in der Betrachtung dieſer kleinen Welt, verſchafft zuletzt der erſte Ton der Glocken, die um ſieben Uhr das „Angelus“ läuten. Wie verſteinert ſtehet die ganze Maſſe plötzlich ſtill, und andachtsvoll entblöſet ſich jedes Haupt; zwei Minuten lang herrſcht eine hohe Feier des Gebets, bei der du deinen Schöpfer näher fühlſt, und mit den Tauſenden gemeinſam zu den fernen Höhen blickſt.

Nur ſpät erſt zerſtreuet die nächtliche Stunde den ſummenden Schwarm, und frühe ſchon findet am Morgen die junge Aurora des alten Endymion friſcherdings wieder den Prado mit Paaren beſetzt. Jedermann liebet und ſchützt die ſchattigen Bäume, und ſieht mit Vergnügen der Wäſſerung zu und reiniget mit Sorgfalt die Graben von Blättern und Zweigen.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) „Una limosna à este pobrecito, por los dolores de la santisima madre de Dios“ iſt ein ſpaniſches Bettelformular, das aber die Betreffenden mit einem äußerſt eindringenden Accent zu betegen wiſſen. Gewöhnlich fügen ſie auch das Verſprechen bei: „Dios se lo pagara à vmd.“ Gott wird es Ihnen vergelten. Uebrigens muß ich zuletzt bei dieſem Anlaſſe bemerken, daß ſich die edle Haltung im Karakter des Spaniers und die milde Einfluß ſeiner Religion auch durchgehends darin äußert, daß keinem Bettler mit roher Härte begegnet wird. „Vaya vdm. con Dios“, Gehe mit Gott! iſt die einzige Zurechtweiſungsart.

Variétäten.

Aus Frankreich.

— * Der beſſen-darmſtädtiſche Geſandſchafts-Sekretär Hr. Bart, ein vortrefflicher Hellenift, hat eine intereſſante Entdeckung für die griechiſche Literatur gemacht. Er hat das vom verſtorbenen Villoiſon zu Venedig gefundene Manuſkript geleſen, und bemerkte nicht ohne Erſtaunen, daß Villoiſon die Handſchrift nicht ganz hat deschiffriren können, daß er eine große Anzahl von Lücken ganz übergangen, daß er noch mehrere entſtellt oder geändert hat, kurz daß die durch Villoiſon veranſtaltete Ausgabe durchaus neu umgearbeitet und umgeſchmolzen werden müſſe. Hr. Bart beſchäftiget ſich gegenwärtig wirklich damit, und wird dem Publikum ſeine Entdeckungen ohne Zweifel vorlegen, die für die Homeriſche Literatur vielleicht wichtiger ſein dürften, als man anfangs dachte.

— * Man wird auf dem *Théâtre Français* zu Paris bald ein Trauerſpiel geben, Konſtantin betitelt, deſſen Verfaſſer ein Frauenzimmer iſt, Madame de Barbé, aus Isle de France gebürtig. Dieſe Dame, immer kranklich, und den größten Theil ihres Lebens immer im Bette, ſoll ein ſtarkes Talent für Dichtung haben. Man verſichert, die Situationen und Karaktere ihrer Tragödie ſeien ganz von allem Gewöhnlichen abweichend. Allein unſer Theater iſt gerade dasjenige, wo auſſerordentliche neue Erſcheinungen am wenigſten Glück machen. Das Publikum, deſſen Geſchmack ſo oft ſchwanket und falſch in Beurtheilung kleiner Stücke iſt, wo man ſelbſt zuweilen beim abgeſtandenſten Stoi applaudiret, iſt von unbarmherziger Strenge, ſobald ein großes Stück, wie eine Tragödie, gegeben wird. Dann ſcheint es nur den Maasſtab des Schönſten und vollendetſten zu kennen, und verdammt alles, was den frühern Meiſterwerken nicht einigermaßen gleicht.

— * Während Napoleon im Innern Oeſterreich kämpft, herrſcht zu Paris die Fülle und Ruhe eines ununterbrochenen Friedens. Man kennt den Krieg kaum anders, als aus den Zeitungen. Die Arbeiten zur Verſchönerung der großen Hauptſtadt werden mit dem raſtloſeſten Eifer fortgeſetzt. Der Triumphbogen, welcher den Carouſſel-Platz dekoriret, den Tuilerien gegenüber, iſt nun, von ſeiner Hülle entblößt, ſichtbar worden, und bald vollendet.

Dies prachtvolle Monument, an und für ſich ſelbſt betrachtet, iſt von großer Eleganz und innerer Vollendung. Aber auf dem weitläuftigen Platze, wo es ſich erhebt, macht es einen kleinlichen, unangenehmen Effekt. Es wird vom Louvre und den Tuilerien ganz verdrehet, möcht' ich ſagen. An den Ecken ſind Statuen geſetzt, die Grenadiers in ihrem militäriſchen Koſtüm, mit den hohen Mützen und dem breiten Degenbehänge vorſtellen. Dieſe ſchweren, unförmlichen Maſſen machen einen ganz ſonderbaren Kontraſt mit den zarten Statuen, die den Garten der Tuilerien verſchönern, oder das benachbarte Muſeum Napoleon anfüllen.

In eben dieſem Muſeum ſieht man jetzt mehrere Plane im Relief, um den Louvre mit den Tuilerien ſo zu verbinden, daß der Uebelſtand gehoben wird, den die beiden einander nicht gegenüber ſtehenden Thoren dieſer zwei Paläſte verurſachen, die, obgleich ſie ſich gegenſeitig die Face zuwenden, dennoch nicht auf derſelben Linie der Thoren haben. Jene Plane beweiſen wenigſtens, daß die Einbildungskraft unſerer Architekten jetzt nicht müßig ſei, und wahrlich ein ſolches Werk iſt geeignet, ſie zu wecken. Inzwiſchen führt man fort mit der Verſchönerung des Flügels, der den Louvre mit den Tuilerien verknüpfen ſoll, und der Pendant in demjenigen wird, welcher ſchon längſt der Seine gebaut iſt.

— * In der neueſten philologiſchen Literatur der Franzoſen iſt bemerkenswerth, daß Hr. Boiſſonnade, einer der ſchätzbarſten Gelehrten, nächſtens eine neue Ausgabe des Eunapius, und die Herausgabe eines vorher nie gedruckten Kommentars vom Proclus, ſo wie eine vollſtändige Edition vom Philoſtratus veranſtaltet wird. Eben ſo verſpricht uns dieſer Gelehrte ein neues franzöſiſches Wörterbuch nach dem Plan der Johnſon und Adelung. Zwar beſchäftigt ſich gegenwärtig wirklich ein Ausſchuß der franzöſiſchen Akademie mit einer Arbeit gleicher Art; aber die ehrwürdige Langſamkeit, in welcher ſich die notable Kommiſſion bewegt, läßt vermuthen, Hr. Boiſſonnade werde den Vorſprung gewinnen.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 41. — den 24 Mai 1809.

Der französische Erbadel nach Napoleons Stiftung.

(Zum heutigen Kupfer.)

Wer durch sich groß ist, bedarf zu seiner Größe Wachsthum keiner fremden Unterlage. In freien Staaten (ich spreche nicht von freien Städten, worin soviel Fürsten, Minister und Feldherrn, als Kinder, geboren werden, und daher sich wohl einer Auszeichnung vor ihren Unterthanen durch irgend eine Titulatur gewähren können), in freien Staaten soll (die Natur des Gemeinwesens und der politischen Freiheit fordert es) kein Erbadel geduldet werden. Er zerstört die Gleichheit der Bürger, und führt zur Oligarchie. Hier soll und darf nur das persönliche Verdienst des Bürgers adeln, und auf nicht längere Zeit adeln, als das persönliche Verdienst des Bürgers selbst dauert. Der republikanische Adel besteht allein in der freiwilligen Achtung der Mitbürger, in der, freilich sehr wandelbaren, öffentlichen Meinung vom Verdienste des Mannes um das Vaterland. So barbarisch es ist, die Beschimpfungen und Strafen eines lasterhaften Vaters auf unschuldige Nachkommen zu vererben, so lächerlich ist es, die Tugenden eines großen Mannes in entarteten, verachtungswürdigen Enkeln ex officio vererben zu sollen. — Ein Geburtsadel ist und bleibt unter allen Völkern eine Institution, die der gesunde Menschenverstand oft genug belächelt oder verspottet. Er muß zuletzt nothwendig, weil er keine feste Basis (das Verdienst) hat, verschwinden, oder so gemein werden, daß selbst die Ehre der Auszeichnung nicht mehr erkennbar ist. Der Versuch mancher Fürsten, den Geburtsadel dadurch zu unterstützen, daß man die Kinder desselben vorzugsweise zu den höhern Staatsämtern berief, brachte Unheil in die bürgerliche Gesellschaft; gab dem Vaterlande Schooskinder und Stiefkinder, und trug nicht wenig zum Verfall der Staaten selbst bei, da man, unnatürlich genug, nicht nach der Kraft des Mannes, sondern nach seiner Wiege fragte, wenn die wichtigsten Aemter des Reichs gegeben werden sollten.

In Monarchien können öffentliche und glänzende Unterscheidungen der Bürger, ohne Gefahr der Staatsverfassung, geduldet werden; denn hier ist der erbliche Thron des Monarchen die ehrne Schranke, welche dem Ehrgeiz Grenzen gibt. Ja, jene Auszeichnungen, Titel, Rang und Dekorationen, erheben den Glanz, in welchem der Monarch erscheint und vor seinem Volk erscheinen soll. Geburts- oder Wiegenadel wird aber immer, früher oder später, sobald er die Gleichheit der Bürger in ihren Rechten und Ansprüchen aufhebt, für sich selbst und für das Staatsinteresse zerstörend.

Napoleon führte ebenfalls einen Erbadel ein in sein Reich. Die Konvenienz gebot es. Es ist dieser Adel, obwohl erblich, dennoch kein Geburts- oder Wiegenadel. Der alte französische Adel ist und bleibt vernichtet. Er kann freilich seine Stammbäume, seine Namen behalten; aber weder Stammbäume, noch Namen, noch Wappen machen die einst adelich gewesenen Geschlechter wieder adelich, oder, was dasselbe ist, ihren Adel vor den Reichsgesetzen gültig.

Es herrschen über das Napoleonische Institut des Erbadels in Frankreich unrichtige und verworrene Vorstellungen. Viele sehen darin wieder die Heimkehr in den alten Misbrauch; viele wieder den Keim zum Verfall Frankreichs, und Widerspruch mit den übrigen philosophischen Grundsätzen des großen Monarchen.

Digitized by Google

Darum hier ein Wort darüber, welches die Begriffe über den franzöſiſchen neuen Adel berichtigen kann.

Adel kann nach hellern und unſers Zeitalters würdigen Begriffen nichts anders ſein, als Anerkennung und öffentliche Auszeichnung irgend eines Verdienſtes, einer Tugend oder Kraft des Menſchen. Wer durch ſich ſelbſt erhaben ſteht, iſt ſchon durch ſich ſelbſt geadelt; kein anderer. Der Fürſt fügt nur den äuſſern Glanz hinzu.

Erhaben über die Maſſe der Menſchen ſteht man nur durch ſeltenes Geiſtesvermögen; oder durch Verdienſt um den Staat in höhern Aemtern, oder durch Reichthum des Beſitzes. — Das Talent kann ſich Gewalt und Reichthum erwerben; Gewalt kann ſich Beifall gewinnen; Reichthum hat offenen Weg zur Macht. — Nur dieſe drei Tugenden erheben bei allen Völkern über den groſſen Haufen; ſie adeln den Menſchen. Ueberall herrſcht nur der Talentvolle, der Gewaltige, der Reiche.

Napoleon ging von dieſen einfachen, durch die Natur ſelbſt ausgeſprochenen Grundſätzen aus, als er den neuen Adel ſtiftete, um ſeinen Thron glänzender zu umgeben und unter allen Franzoſen Nacheifer zu erwecken. *)

Er verband den Adelsrang mit den höchſten Staatswürden. Die Groſswürdeträger des franzöſiſchen Reichs führen, weil ſie dies ſind, den Titel Prinz und Durchlaucht; Miniſter, Senatoren, lebenslängliche Staatsräthe, Präſidenten des geſetzgebenden Korps und Erbprinzen haben den Grafentitel auf Lebenszeit. Die Präſidenten der Wahlkollegien in den Departements, der erſte Präſident und der General-Prokurator des Kaſſationsgerichts, der Rechnungskammer, des Appellationsgerichts, die Biſchöfe, die Maires der ſiebenunddreiſſig Städte, welche das Recht haben, der Kaiſerkrönung beizuwohnen, haben auf Lebenszeit den Titel Baron; die Mitglieder der Ehrenlegion den Titel Chevalier.

Dieſe Titel können aber, in Folge des Napoleoniſchen Statuts, auf die geſetzmäſsige, oder natürliche oder adoptirte Nachkommenſchaft, vom männlichen zum männlichen Geſchlecht, nach der Ordnung der Erſtgeburt, vererbt werden, und zwar wenn der Erbe des Prinzen ein Majorat hat, welches ihm 200,000 Franken Revenüen trägt (in dieſem Falle heiſst der Erbe des Prinzen Herzog). Für die Vererbung des Grafentitels iſt die Stiftung eines Majorats mit 30,000 Franken reinen Einkommens; für die Vererbung des Baronentitels ein reines Einkommen von 15,000 Franken, für die Vererbung des Chevalier-Titels ein bleibendes reines Einkommen von 3000 Franken nothwendig.

Man erkennt alſo leicht die Verſchiedenheit des neufranzöſiſchen Adels von demjenigen Geburtsadel, welcher uns aus den finſtern Zeiten des Mittelalters zukam.

In Frankreich erbt der Adelsrang nicht auf alle Söhne des Edelmanns ohne Unterſchied, ſondern nur auf denjenigen, welcher das dazu gehörige Majorat beſitzt; der Adel vererbt ſich alſo ſelbſt auf den natürlichen Sohn, ſogar auf den adoptirten. Folglich iſt der franzöſiſche Erbadel kein eigentlicher Geburts- oder Wiegenadel.

Der Adelstitel haftet in Frankreich nicht an der Perſon, ſondern an der Würde im Staat, oder an den Gütern, die der Erbe des Edelmanns beſitzt. Der Adelsrang verſchwindet, ſobald der Edelmann nicht ein dem Range gemäſses Vermögen hinterläſst, wovon dem Erben eine geſetzlich beſtimmte Rente zufliessen kann. Mit der Zerſplitterung des dazu gehörigen Vermögens ſtirbt der Adel aus.

In Frankreich liegt dem Adelstitel jedesmal ein ſolider Grund unter. Er ſtützt ſich auf Staatswürden, auf Verdienſt um Thron und Staat, oder endlich, wenn jene fehlen, auf Reichthum.

In Frankreich geben folglich nützliches Talent, Gewalt oder Reichthum den Adel; nicht in verkehrter Ordnung berechtigt dort Adel auf Reichthum, Ehrenſtellen oder Glauben an Talente. Vielmehr ſind und bleiben alle Franzoſen, adelich oder nicht, gleich vor dem Geſetz. Alle haben gleiche Rechte, gleiche Anſprüche. Nicht den Geadelten, ſondern allen Bürgern des Staates ſtehen für ihre Tugenden und nützlichen Talente die gleichen Bahnen offen. — Der franzöſiſche Adel iſt natürlicher Adel; weit entfernt alſo, durch unverdiente Vorrechte mit der Zeit dem Staate ſelbſt Nachtheil zu bringen, befordert er deſſen höchſte Zwecke. Jedes Talent ſtrebt dort ſich dem Vaterlande aufs nützlichſte zu entwickeln; jeder ſucht Reichthum zu erwerben und beiſammen zu halten, um den Adel zu empfangen oder zu bewahren.

Das Napoleoniſche Inſtitut des Adels von Frankreich iſt, wie man ſieht, in voller Harmonie mit Napoleons übrigen ſinnreichen Schöpfungen, und eben ſo abweichend von dem Gewöhnlichen, wie ſeine andern Werke.

Auf dem beiliegenden Kupferſtich findet man auch die heraldiſchen Verwandlungen, Wappenformen der Adelsabſtufungen in Frankreich. Die leeren Plätze der Wappenſchilde werden vom Familienwappen des Beſitzers ausgefüllt.

Folgendes wenige zur Erklärung:

1. Wappen des franzöſiſchen Reichs. Der goldene franzöſiſche Adler im blauen Felde; über dem Schilde auf offenem Helm die Kaiſerkrone; die Inſignien kaiſerlicher Majeſtät, der Stab mit der Figur Karls des Groſsen und die Hand der Gerechtigkeit, halten den purpurnen mit goldenen Bienen beſäeten Hermelinmantel offen.

2. Wappen der Groſswürdenträger. Im blauen Felde des Schildes ſiebenzehn goldene Bienen. Ueber dem Schild eine ſchwarzſammetne mit Hermelin aufgeſchlagene Toque, gesetzt mit goldener Schleife und ſieben Schwungfedern. Ein himmelblauer mit goldenen Bienen beſäeter Hermelinmantel trägt einen mit Perlen geſchmückten Fürſtenhut.

3. Wappen der Herzoge. Goldene Sterne im rothen Felde; auf ſechsfacher goldener Helmdecke die ſchwarze Toque, wie bei Groſswürdenträgern. Blauer Mantel, ohne Hermelin und ohne Bienen.

4. Wappen der Grafen. Auf der linken Seite des Schildes ein blaues Feld, worin den Militär ein Schwerd, den Miniſter ein Löwenkopf, den Erzbiſchof ein Kreuz, den Staatsrath ein Schachfeld von Gold und Blau, den Präſidenten des geſetzgebenden Korps die Geſetzestafeln zu erkennen geben. Schwarze Toque mit goldener Schleife und fünf niederſchwebenden Federn geziert, auf vierfacher Helmdecke, davon zwei von Gold, zwei von Silber. — Bei Grafen, die zugleich Senatoren ſind, iſt im blauen Felde ein ſiderner Spiegel, um deſſen Stiel ſich eine Schlange krümmt. Die Federn der Toque ſtehen aufrecht; ein blauer Mantel umgibt das Wappen.

5. Wappen der Barone. Auf der rechten Ecke des Schildes ein rothes Feld, worin für Militärperſonen ein Schwerd,

*) Statut des Kaiſers Napoleon vom 1 März 1808.

Digitized by Google

für Präsidenten der Wahlkollegien drei silberne Ruten, für Appellationsgerichtspräsidenten eine silberne Wage, für Bischöfe ein goldenes Kreuz, für Mitglieder der Wahlkollegien ein Lorbeerzweig, für Generalprokuratoren die gerichtliche Toque, für Maires ein silberner Mauerkranz, als Embleme, stehen. Auf der silbernen einfachen Helmdecke eine schwarzsammetne, blau aufgeschlagene, mit Silberbuckeln gezierte Toque, an der aus silberner Schleife drei Schwungfedern steigen.

6. Wappen der Chevaliers. Einfacher Schild, ohne Helmdecke, ohne Mantel, nur mit schwarzsammetner, grün aufgeschlagenen und silberner Schleife gezierten Toque, woran statt der Federn ein Reigerbusch ist, bedeckt. Auf verschiedene Art zieht ein rother Balken oder ein rothes Feld, darauf immer der Ehrenlegion silbernes Kreuz ruht, durch den Schild.

Z.

Ein Jahr in Spanien.

El buen Retiro.

Französisch übersetzt es sich durch „sans souci“, im Deutschen wohl am besten durch den Ausdruck „Wittwerstz“; denn was war sonst ein König anders, der von Thron und Zepter Abschied nahm und im Retiro seine Tage schloß, als — Wittwer seiner Krone?

In des Prado Mitte, gleich am Ende seines Hauptstücks, steigt der ziemlich hohe Zugang nach dem Hofthor des Retiro an. Die sämmtlichen Gebäude, welche diesen ausgedehnten, jetzt verlassenen alten Sitz der spanischen Monarchen bilden, sind aus Fachwerk aufgeführt, und werden durch verschiedene Höhe abgetheilt, die zwar dem Ganzen einen leeren Ton des Umfangs, aber nicht den Ton der wahren Größe geben.

Durch den Mittelhof, den des Palastes klösterliche Wände rings umschließen, führt ein zweites Thor zum Park hinaus, der, wie gesagt, im fernsten Osten Madrids liegt, und einen Theil der tiefern Gegend, so wie auch die Straße nach Aranjuez, drei Stunden weit und weiter übersieht.

Vermöge der hohen Lage ist die Luft des Parks beständig rein, und leise Kühlung wehet immer um ein großes Wasserbecken, das zugleich auch einen schönen königlichen Fischteich bildet; eine Menge schattiger Alleen, kleiner dunkeler Haine, dicht verwachsener Gebüsche u. s. w. bieten hier zu jeder Tageszeit einen sichern Zufluchtsort vor der erhitzten Atmosphäre, und die frischen Quellen, die im finstern Grün der trauernden Zypressen rauschen, laden freundlich zu dem Mittagsschlummer ein.

Am Abend ganz besonders ist der Garten des Retiro immer stark besucht, und alle Stände ohne Ausschluß scheinen sich im freien Aufenthalte dieser offenen Natur recht herzlich zu gefallen, wo kein Hufschlag und kein Kutschenrad die sinnende Betrachtung des bescheidenen Wanderers stört und jeder Stimmung des Gemüthes irgend eine analoge traute Stelle winkt.

Noch überdies enthält der Park auf seiner Grenze südostwärts die neue Porzellanfabrike — grosser, eleganter selbst als der Palast; gleich unter ihr am Abhange einen reichen Küchengarten, wo die Rebe und der Apfelbaum, das Kohlhaupt und die aufgebrochene Rose sich in reizender Verwirrung lieblich mild umflechten, und durch fleißige Bewässerung dem glühend heißen Mittagsstrahl das frische Grün gemäßigterer Zonen abgewinnen.

Einsam liegt bei einem kleinen Teich romantisch eine alterndе Kapelle; einzelne zerstreute Wohngebäude, theils der Gärtner, theils der Porzellanfabrikarbeiter, machen mit derselben ein versteckte Dörfchen aus, von ernster Ruhe still umlagert.

In des Gartens Westen liegt das zirkelrund gebaute Thierhaus stark vergittert; krumm gewundene Pfade führen durch die Hagenbuchendecken zu dem Wohnplatz der Hyäne und des weißen Bären. Auf dieser Seite liegt ein zweiter Obst- und Kuchengarten gleich dem ersteren; eine Gitterpforte führt zur Straße Alcala hinaus.

Ein großer Theil des mitternächtlichen Gebietes ist zur Jagd des Königes eingehägt, und hält eine Menge kleineres Wild in sich, das der Monarch von Zeit zu Zeit, gewöhnlich Sonntags Nachmittag, mit eigener hoher Hand erlegt.

Bauart.

Gehorsam dem eisernen Gesetze der Nothwendigkeit, richtet sich zwar die Bauart eines Volkes nach dem Klima seines Landes und nach den Bauerzeugnissen seines Bodens; zugleich aber läßt es sich auch von derselben mit ziemlicher Sicherheit auf den Grad der Kunstbildung einer Nation und auf ihren Genuß im Allgemeinen schließen. Oder deutete wohl etwa die ionische Säule nicht auf andere Erbauer, als die Troglodyten-Hole in dem Klippenufer am rothen Meere, und stellt uns das zierliche Boudoir der eleganten Pariserin nicht einen andern Zeitgeist dar, als des Rennthier-Tungusen durchräuchertes Zelt?

Eine leichte Skizze der wesentlichsten Eigenthümlichkeiten in der Bauart Madrids, mag daher als Theil der Sittenschilderung seiner Bewohner selbst gelten, und dem Leser das Gemälde dieses königlichen Fleckens etwas näher individualisiren.

Es bedarf nur einer leisen Vorerinnerung, daß die Wohngebäude dieser heißen Zone vorzugsweise auf den Theil des Jahres eingerichtet seien, den der Deutsche ziemlich derb als „Hundstagswochen“ im Kalender roth bezeichnet; daß sie also mehr auf Kühle, Schatten und sogar auf Zugwind abzielen, als auf Wärme: hohe, lange Säle, und zum Schlafen dunkle, abgelegene Alkoven, tief im Hintergrunde, wo kein Strahl des Lichts die süße Ruhe stört; nur selten eine Thür oder Fenster, die recht knapp und haarscharf anschließt, wie in kalten Ländern, wo man stets den Winter fürchtet.

Es versteht sich ferner auch, daß bei der großen Holztheurung mit diesem aus entlegenen Provinzen sparsam zugeführten Baumaterial im höchsten Grade ökonomisch umgegangen wird, und daß das ganze Täfelwerk des Nordens hier im Süden, wo „ein lauer Wind vom klaren Himmel weht“, dem Ziegelboden und der Gypswand weicht.

Nur wenige der neuern Gebäude sind massiv und aus gehauenen Steinen aufgeführt; gewöhnlich und in Folge bestehender Verordnung ist es bloß das Fundament und allenfalls das Erdgeschoß; der Rest besteht aus Fachwerk oder Backstein, welcher letztere noch einmal roth und seine Zwischenlinien weiß bemalt, den Häusern einen angenehmen, lebhaft bunten Anstrich gibt. Verschiedene Façaden sind auch wohl al fresco deforirt, und manche nehmen sich dabei vortrefflich aus. Indessen aber trägt doch der ältere Theil von Madrid noch im allgemeinen jene ernstgraue unbelebte Farbe, in welcher sich die Dörfer und die Flecken innerer Provinzen präsentiren, und die einen todten, dumpfen, freudlosen Anblick gibt.

Digitized by Google

Platte Ziegel scheinen zu der Dachung unbekannt; die hohle, gothisch schwere Ziegelart, die aber, wie ich glaube, Schindeln spart, ist allgemein, und sie verleiht auch freundlichern Gebäuden jederzeit ein klösterliches Aussehen.

Eine schönere Eigenthümlichkeit der Landesbauart aber ist unstreitig der Balkon; so alt und vielleicht älter als die Monarchie, behauptet er auch seine Unentbehrlichkeit, gleich wie der Mantel, der Putschero, die Guitarre u. s. w. aus dem Grunde, weil sie gut und angemessen sind, und weil der spanische Karakter von dem einmal anerkannten Guten selten, oder doch nur gegen das erwiesen Bessere ablässt.

Jedes Fenster zählt zugleich als Doppelthür, die auf den Balkon führt. Und wie manchen lieblichen Genuß gewährt nicht dieser! — Wann der erste Sonnenstrahl den jungen Morgen grüßt, so tritt man hinaus auf den Balkon; der frische, kühle Hauch der reinen Atmosphäre dringt balsamisch durch das leichte Nachtgewand, und stärkt und stimmt jede Nerve zu der schönsten Harmonie in dem Gefühl deines Daseins. Unter die begann nun in der Straße das gewohnte Werkeltagetreib der Menschen: die „Ketschera“ *) bringt auf ihrem Esel große Krüge voll Ziegenmilch; die Kohlfrau kündigt „col y flor“ an, und das Maulthier schreitet schwer mit Brod bepackt vorbei. Nebenan eröffnet sich die Flügelthür; deine schöne Nachbarin erscheint, ein neuer Stern des Tages, reizend Morpheus Arm entwunden, leicht gesträubt und bold verschämt, wie eine junge Rose; das süße Zweigespräch fängt schüchtern an und spinnt sich weiter — der gefällige Balkon behält sein Recht.

Wenn nach einem glühend heissen Sommertage jede Faser, abgespannt, nach stärkender Erfrischung dürstet, tritt du wieder auf den offenen Balkon, und blickst ins unermeßlich große, hellbesetzte, himmliche Gewölbe, trinkst die eisverstehte Nachtluft, die das wilde Blut in ruhigere Wellen zaubert; — eine leise, liebzitternde Guitarre tönt dann vielleicht durch die tiefe, feierliche Stille, und versetzt dich freundlich in Elysium.

Aber eine ungeheure Kost und eine gleiche Summe kommt heraus, wenn man den Eisenaufwand in Berechnung zieht, welchen die Geländer der Balkons bloß von Madrid fodern.

Die Kirchen und die Klöster zeichnen sich durch ihre Bauart nicht besonders aus; ich kenne deren keine, die in Styl und Eleganz zum Beispiel mit der Solotburnischen St. Ursus-Kirche nur von weitem zu vergleichen wären; — ihre Mauern, nach dem ältern Geiste, Fachwerk oder Backstein, und das Ganze meistens in die Häuserreihe nur so mit hineingebaut — beinahe ohne Eigenthümlichkeit, nichts Imposantes, Großes, Helles — kein Effekt!

Hat der König irgend ein Gebäude oder ein Privathaus je mit seiner Gegenwart beehrt, so verewigt dies Ereignis eine Kette oben an dem Thürgesimse; eine Sitte, welche manchem Fremden anfangs etwas auffällt, weil er hinter dieser Zierrath eher eine andere Beziehung suchen dürfte, als der Geist des Volkes damit verband.

Das Wasser wird durch irdene gebrannte Röhren hergeleitet, jedes Stück an ungefähr zwei Fuß lang, welche ineinander eingefügt, mit Blei vergossen, feste, lange dauernde Gewölbe sind, und tief im Boden eingegraben, oft auf halbe Tagereisen fortgeführt, die reine, ungetrübte Fluth der Quelle wiedergeben. Ob im Ganzen eine solche Leitung wohl nicht vortheilhafter wäre, als die hölzernen? ist eine Frage, die der Kunstverständige entscheiden mag.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) *Lechera*, Milchfrau.

Variétäten.

Aus England.

— Eine der Folgen von der Unterbrechung aller Verbindungen und lauterbaren Kommunikationen mit dem Continent ist, wie das Monthly Magazine klagt, gänzlicher Mangel der fremden literarischen Journale seit einer langen Reihe von Monaten, und folglich Unbekanntheit mit dem Gang und Fortschritt der Wissenschaften in Europa. Ausgenommen, was man in England auf kurzen Notizen erfährt, die in politischen Zeitungen standen und gelegentheilich nach der brittischen Insel kamen; bleibt man in allen Entdeckungen im Kunst und Wissenschaft des übrigen Europa fremd.

Nicht minder drückend ist für den Zustand der jetzigen englischen Literatur die steigende Theurung des Papiers. Ein Ries, dafür man sonst zwanzig Schilling zahlte, kostet jetzt fünfundvierzig. Diese Preiserhöhung ist eine natürliche Folge des Lumpenmangels, da von Holland und Deutschland der gar keine Zufuhr mehr ist. Die Buchhändler schränken sich daher ein; man läßt so wenig neue Werke drucken, als möglich. Dennoch erachtet dauert in allen übrigen Artikeln des Luxus die enorme Papier-Konsumtion fort; man mindert, man erschwert sie nicht, und ausser dem schmachtenden Zustand der Literatur, leiden auch viele tausend Arbeiter, Künstler und deren Familien durch diese Theurung und Verschwendung, die Hand in Hand gehn.

Unter den interessanten Werken, die im Lauf des gegenwärtigen Sommers zu London erscheinen sollen, ist auch John Carr's Reise durch Schottland, von der man sich viel Gutes verspricht. Viele bejammern aber ist man auf Robert Bakewells von Wakefield Arbeit, die nächstens unter die Presse kommt, und für Wollenhändler und Wollenmanufakturen vom höchsten Interesse sein soll, indem er alles, was über die Wolle, als Fabrikstoff, gesagt werden kann, angeleitet durch die gründlichsten Erfahrungen, zu erschöpfen sucht.

Aus Deutschland.

— Hr. Remnich in seinem amtlich erschienenen „Tagebuch einer der Kultur und Industrie gewidmeten Reise“ erklärt die seit 1799 vom Herrn Oberforstrath Diel in Diez angelegte Baumschule für Stein- und Kernobst, in Rücksicht der Obstbaumzucht, für diejenige, mit welcher keine Baumschule in der Welt verglichen werden kann. Selbst die Nationalbaumschule in Paris muß, in Mannigfaltigkeit an Aepfeln, hinter noch weit nachstehen. Von Aepfeln hat Hr. Diel gegen 700 von Birnen an 300, Pflaumen über 100, Kirschen über 60, Pfirsichen 44, Aprikosen 22 Sorten. Dies wäre also für Pomologen der wichtigste Platz Europens; die Versendungen geschehen in nahe und weite Entfernung, vornämlich nach Hamburg, Petersburg, Moskwa und andern Gegenden des Nordens. Die ganze Baumschule nimmt etwas über drei Morgen Landes ein; beträchtlich sind die Bäume in Zwergform angezogen. In der Prüfung der Sorten ist dieser große Obstkenner sehr genau; er suchte die darin herrschende Verwirrung zu heben, und sein Werk „Versuch einer systematischen Beschreibung in Deutschland vorhandener Kernobstsorten“, wovon bis jetzt sechzehn Hefte erschienen sind, ist wohl für das reichhaltigste und beste in dieser Art zu halten.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueſte Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 42. — den 27 Mai 1809.

Entdeckung amerikaniſcher Alterthümer.

Die Revolutionen, welche Amerika's Nationen vor Entdeckung ires Welttheils erfuhren, ſind uns unbekannt; aber doch deuten einzelne merkwürdige Spuren auf einen höhern Grad von Zivilation zurück, der nun zum Theil ganz erloſchen iſt. Nur in de großen Reichen Montezuma's und der peruaniſchen Inka's faden die erobernden Spanier des ſechzehnten Jahrhunderts, die Vandalen der neuen Welt, Künſte und aufblühende Ordnungen und Tugenden von Völkern, die, unbekannten Urſprungs, mi Aſiens und Afrika's kultivirtern Nationen verglichen werden konten.

Im Januarheft des deutſchen Merkurs von 1809 hat Hr. Prof. Vater von Halle einige Liederchen der Peruaner, aus dem Alt-Peruaniſchen überſetzt, mitgetheilt, welche, wenn gleich nur ſchwache Proben vom poetiſchen Geiſt dieſer Nation, doch ihr zartes Gefühl für Naturſchönheiten und die Zauberſpiele der Fantaſie beurkunden. Erzählt doch Garcilaſſo de la Vega ſelbſt, dieſer edle Nachkomme der Inka's, daß unter ſeinen Vorfahren Tragodien von den Siegen und Thaten der peruaniſchen Vorwelt, und Luſtſpiele aufgeführt worden ſind, deren Gegenſtand gewöhnlich Familienſzenen oder die Anmuth des Landlebens waren.

Der Esquire Thomas Aſhe, welcher im Jahre 1806 eine Reiſe an den Ufern des Allegani, Monongahela, Ohio und Miſſiſipi unternahm, deren Beſchreibung er vorigen Jahr (1808) zu London in drei Bänden herausgab, machte in der Gegend von Marietta, einer Stadt von 160 Häuſern am Zuſammenfluſſe des Muskingam und Ohio, die Entdeckung von amerikaniſchen Alterthümern, welche vorzügliche Aufmerkſamkeit zu verdienen ſcheinen. Auch dieſe Antiquitäten deuteten auf eine erleuchtetere Vorwelt heim, deren Schöpfung ſie waren; vielleicht auf der Amerikaner alte Verbrüderung mit Aſiens Nationen von älteſter Kultur.

Thomas Aſhe ging aus den Mauern von Marietta über den oft furchtbar anſchwellenden Muskingam, neben dem Fort Hammer vorbei, den Bergen zu, wo man ihm geſagt hatte, daß er uralte indianiſche Denkmale erblicken würde. Auf dem Gipfel eines dieſer Berge zeigte ſich eine Erhebung von ovaler Form, 45 Schuh lang, 23 breit, aus Erde erhöht, mit Steinplatten, die ziegelförmig über einander lagen, und deren Fundort in der ganzen Gegend unbekannt iſt, gegen Regengüſſe und Stürme bedeckt. Ein verfallenes Gemäuer unterſtützte den Umfang. Das Ganze war mit ungeheuern Balken bedeckt.

Von einem Indianer begleitet und geholfen, hob der Engländer einige Balken mit Hebeln von ihrer Stelle; eben ſo mehrere Steinplatten, bis ein Plab von ungefähr dreißig Quadratſchuh geſäubert war, den drei breite Steine deckten. Nachdem es ihm gelungen war, auch dieſe wegzurücken, fand er eine ſchuhdicke Lage von Sand, der vermuthlich aus dem Bette des Muskingam, drei engliſche Meilen von da, genommen worden ſein muß. Unter dieſer Lage zeigte ſich eine Höhlung, in Form des Oblongums, aus Steinen und Pflaſter feſt und hart zuſammengemauert. Er durchbrach das Gemäuer mit wachſender Neugier, ſo wie ein abermaliges Zwiſchenlager von Sand darunter. Er fand nun, daß alle dieſe Lagen von Steinen, Mauerwerk und Sand die Schichten eines feſten Gewölbes von drei Fuß Dicke waren. Den Boden dieſes Gewölbes bildete ein Pflaſter von kleinen, geſchnittenen, und ſo kunſtvoll zuſammengefugten Stei-

Digitized by Google

nen, daß man ihre Fugen nur mühsam erkennen mochte. Nicht ohne Mühe ward dies Pflaster zerstört, unter welchem ein nicht gar dickes Lager von Staub befindlich war, der aus verwittertem Schilf entstanden zu sein schien.

Und unter dem Staube von Schilf oder Binsen erschien eine feste Decke, mit, so schien es anfangs dem Reisenden, mosaischer Arbeit aus zusammengefügten kleinen Steinen von mancherlei Farben. Man sah die Gestalt eines Kriegers; unter seinen Füßen eine Schlange. Proportionen, Formen und Schatten waren sehr genau in dem Gemälde beobachtet. Bei näherer Untersuchung bemerkte Hr. Ashe, daß nur das Pflaster, vom Rand des Gewölbes an, und wie es den Umriß der Kriegergestalt umgibt, mit Steinen weiß, grün, dunkelblau und blaßroth ausgelegt, hingegen die Figuren eben so mühsam, als kunstvoll, durch die Verbindung kleiner Stückchen gefärbten Holzes, oder Knochen und einer unzählbaren Menge von Muschelstrümmern aller Farben zusammengesetzt waren. Die Muschelstückchen zerfielen, wie man sie berührte, in Staub.

Wahrhaftig, statt diesem Engländer zu der seltenen Entdeckung solches Monumentes Glück zu wünschen, verdient er die Vorwurfe der Zeitgenossen. Er zerstörte dies mosaische Gemälde, vielleicht das älteste der uns bekannten amerikanischen Urwelt, ohne daran zu denken, vorher die genauste Zeichnung davon zu machen, oder machen zu lassen. Der ganze Apparat, mit welchem dieser Britte das antike indianische Mausoleum zu untersuchen ausging, waren — ein Paar hölzerne Hebebäume! Seine dürftigen Beschreibungen entschädigen uns nicht für das, was seine plumpe Neugier verwüstete.

Das Mosaiklager rudete, etwa einen Zoll dick, auf einer schwachen Sandschicht, unter der sich sehr große Buchenrinden, bald vermodert, ausgebreitet lagerten. — Woran Hr. Ashe eben erkannt haben mag, daß diese Rinden Buchenrinden (beech) waren, sagt er nicht. Vielleicht waren es Birken- oder andere schwer verwitternde Baumrinden; denn die der Buchen stocken und verzehen sehr bald, und werden unkenntlich. Eine zweite ähnliche Rindenlage war darunter, und darin befanden sich, wie in einem Sarg beisammen, folgende Dinge.

Das Skelet eines Mannes von außerordentlicher Größe; — eine irdene Urne, worin mehrere kleine Knochentrümmer und ein weißer Staub am Boden eingeschlossen waren. Diese Urne, die acht Pinten Flüssigkeit aufnehmen kann, klingt beim Anschlagen wie Glas, und hält im stärksten Feuer aus, wie Eisen. — Ferner eine Axt von Stein; der Stein ist da durchbohrt, wo der Stiel eingesetzt und mit Weidenruthen befestigt ist; — 24 Pfeilspitzen von Knochen oder Steinen, so zusammengeordnet, daß es scheint, als hätten sie sich sonst in einem Köcher befunden; — eine große Menge kleiner, ovaler, runder, viereckiger Körner, grün, blau, schwarz, gelb oder weiß gefärbt; — desgleichen eine große Muschelschale, 23 Zoll im Umfang, 14 Zoll lang, schon ganz zu einer Art Kalk aufgelöset. Endlich unter einem Haufen von Staub, zwischen Haaren und Zeuglappen aus Federn und Haaren geflochten, eine Menge kupferner aus einer Kupferplatte geschnittener Ringe, die, ohne zusammengelöthet zu sein, zusammenhingen. Auf jeder Seite dieser Ringe waren viele Karaktere eingegraben, die der Schrift der Chinesen ähnlich sehen.

Hr. Ashe glaubt, dies Skelet, das einem Manne von sechs und einem halben Schuh Größe zukam, sei der Ueberrest eines Königes, Stammhauptes, oder eines Sachem. Er zieht aus dieser Entdeckung außerdem folgende interessante Folgen:

Die Indianer wußten schon in den allerfrühesten Zeiten um die Verfertigung von irdenem Geschirr, das durch seine Leichtigkeit, Stärke, Durchsichtigkeit und Feuerbeständigkeit dem Töpfergeschirr, das man heutiges Tages verfertiget, weit vorzuziehen ist. — Das Eisen war ihnen unbekannt, weil sie die Aexte von Steinen und die Pfeilspitzen von geschliffenen Kieseln oder Knochen machen mußten. — Sie hatten das Geheimniß, Steine, Holz und Muscheln mit dauerhaften Farben zu ätzen. — Sie standen mit dem Ozean in Verbindung, der von dieser Stelle an 2000 englische Meilen entfernt ist. Das bezeugen die vorfindlichen zahlreichen Muscheln im Grabmal des Kriegers. — Die aus Federn und Haaren gewebten und geflochtenen Zeuge beweisen, daß sie in Verbindungen mit dem südlichen Amerika standen, weil die Federn der nordamerikanischen Vögel zu solchen Arbeiten, die ohnehin im Norden Mexiko's unbekannt sind, gar nicht taugen. — Sie kannten das Kupfer, und bearbeiteten es mit großer Geschicklichkeit. — Wenn die in das Kupfer gegrabene Schriftzeichen wirkliche chinesische Karaktere, oder ihnen verwandte sein sollten, so wäre dies eine Thatsache mehr für die Meinung vieler Gelehrten, daß ehmals zwischen Asien und Amerika Kommunikation statt fand, die sie vielleicht durch ein gewaltiges Erdbeben in der Beringsstraße unterbrochen ward. — Sind jene Schriftzeichen aber keiner jetzt bekannten Nation mehr eigen, so erhellt daraus, daß der Gebrauch der Buchstaben und die Kunst, sie einzugraben, schon vor undenklichen Zeiten bei amerikanischen Völkerschaften vorhanden war; daß wir unrecht haben, Amerika wie ein ganz neues Land, ein jüngeres Produkt des Ozeans, anzusehen, wo Wissenschaften und Künste des gesellschaftlichen Lebens, Ackerbau und Handel von jeher unbekannt gewesen wären.

Ein Jahr in Spanien.

(Fortsetzung.)

Ameublement.

Wenn es auf die Entscheidung der Frage ankäme, zwischen dem begüterten Schneider einer deutschen oder Schweizer-Stadt und einem Grafen aus Kastilien, der jährlich hunderttausend Livres Renten zieht: wer von den beiden eine größere Menge raffinirter häuslicher Effekten aufzuweisen habe; so würde allerdings der Schneider Sieger in dem Luxus-Wettkampf bleiben.

Im Norden, wo der arme Mensch neun Monate von zwölfen friert, da mußte sich die Noth zur Kunst um Hilfe wenden. Unsere wärmenden Tapeten, unsere Doppelfenster, unsere Oefen, unsere Polsterstühle, überleisten unsers Klima's Elend; aber in dem Lande der holdern Gestirne braucht es dieser Krücken einer lahmen, kränkelnden Natur und jener kleinen Künste nicht, wodurch wir uns die Fesseln eines starren Himmels mit gemalten Blumen zu umwinden suchen. In Valenzia, wo Liebende die Brautnacht auf den platten Dächern unter Nachtigallenschlag und duftenden Orangenblüten feiern, braucht es wahrlich keine Prunkgemächer, keinen Gobelin, und wo der Mensch den reinsten, heitersten Genuß des Daseins in der freien Schöpfung findet, stellt er nicht ein Heer von Tischen, Schränken, Kisten Kasten, Bureaux, Schemmeln, Teppichen und Toiletten um sich her.

Digitized by Google

Ein leichter Sopha und zwei Reihen rohrgeflochtener Sessel, eine höhere für Mannspersonen, eine kleinere für Frauenzimmer, auf beiden Ecken eines langen Saals; in jeder Ecke einen Gypsabguß, die Büste Solons oder der Kleopatra; im Sommer leichtere, im Winter dichtere „esteras“ (Bodendecken); einen Spiegel mittlerer Größe; wenige Gemälde oder Kupferstiche an den kühlen Wänden; einen zweyeln Eßtisch; in der kältern Jahrszeit den „Brasero“*) in der niedern, runden, hölzernen „Tarima“**), nebst der kleinen Feuerschaufel; im Alkoven nächst dem Bett ein Kleiderkoffer, einen Heiland an dem Kreuz, einen Rosenkranz und einige Legenden: dahin würde sich das Inventarium des Hausgeräthes von dem größten Theil der reichlichen Bewohner Madrids reduziren.

Etwas Zutbat von Vergoldung, größere Glaces, mehrere und köstliche Gemälde, eine Stubuhr auf französische Manier, ein Bücherschrank von Mahagoni, weichere Kissen u. s. w. füllen ganz den Abstand zwischen den Mobilien der Mittelklasse und denjenigen der Großen Spaniens aus, und selbst das königliche Brautbett im „palacio nuevo“ gleicht in seiner Ausarbeitung nur dem Brautbett eines muntern Emmenthaler Küher-Paares, über eine Bußerin mit aufgeblasetem gelben Haar, das über einen vollen weißen Busen niederwallt, und blauen Augen, die zum Himmel schmachten, in des Holzemäldes dunkeler Umschattung, und zwei heiligeschlissene Spiegeltafeln, ***) wenigstens acht Fuß hoch, sprechen Eleganz und Kunstsinn aus.

Kleidung.

Abgerechnet, daß die Göttin Mode auch hieher ihr Reich erstreckt, wie überall, wo Völker wohnen, die dem Feigenblatt entwachsen, auch nur Lakelsschürze tragen, und daß folglich Madrids feine Welt, dem Zepter ihrer Launen unterthan, bald à la coq, bald à la boeuf erscheint, wie ihr Gesetz es fordert, so besitzt der Spanier wirklich eine eigene nationelle Tracht, die zwar von Cadix bis Biskaya gegenseitig merklich abweicht, aber dennoch einen und denselben Ursprung hat, im Klima und im Nittergeist des Volkes; und wenn auch der Hofnarrenkragen sammt der Hahnenfeder und dem kurzen Mäntelchen, in unsern Zeiten längst verjährt, in das Gebiet romantischer Erdichtung hingehören, so hat dennoch der Iberier so gut ein eigenes Kostum, als die Grazien vom Guggisberg. ****)

Der Männer wesentlichstes Kleidungsstück besteht im „Mantel“, der bald blau, bald roth, bald weiß, doch meistens dunkelbraun von Farbe, einen ziemlich großen, oft broditen Kragen hat. Gewöhnlicher noch als der Mantel ist der so genannte „capote“, der sich durch ein Ermelpaar von jenem unterscheidet, in der Regel schwarz und reich gestickt; darunter dann ein seidenes Kamisol mit schweren Silberknöpfen, eine rothe Schärpe um den Leib, und schwarze seidene Beinbekleidung, — Strümpfe gleichen Stoffes, spitze Schuhe, steinbesetzte elegante Schnallen, und ein preußisch aufgekrämpter Hut von sechszehn Thalern, — seinen vollen Haarwuchs breit geflochten, aufgeschlagen, und mit einem abentheuerlich großen, ausgezackten Bande nahe am Kopf in einen Stern gebunden, macht das Bild des „majo“*) aus; — dem schwächern Geschlechte Schuh, dem schonern Verehrung, — Arroganz zur Unverschämtheit gegen Männer, gravitätisch wie Theaterprinzen, ignorant wie mancher deutsche Edelmann, — von Ansehen lauter Matadores!

Aber wirklich schön erscheint der gut gemachte Spanier, wenn er in der Hitze des Affekts des Mantels Hülle auseinander schlägt und nun die männlichen, vollendet schönen Formen, von der knappen, ritterlichen Unterkleidung hoch gehoben, sich auf einmal kraftvoll präsentiren, und die Zuverlässigkeit, mit der ein Mann spricht, der Stolz, mit dem er handelt, und die kalte Ruhe, die um seine Stirn schwebt, sind Dinge, die das Weib zu schätzen weiß; auch wird es schwerlich einem Fremden je gelingen, mit dem Anstand eines Spaniers seinen Mantel umzuwerfen und ihn mit der Eigenthümlichkeit in jedem Ausdruck der Bewegung zu handhaben, welche jenem angeboren scheint.

Daß auch der Mantel die Motive seiner Allgemeinheit in dem Klima finde, leidet keinen Zweifel. Pelze braucht der südliche Bewohner nicht; doch da die Hitze äußerst delikat und sehr empfänglich für den Eindruck jedes kühlen Lüftchens macht, so ist ein Kleidungsstück, das Schirm und Wärme gibt und äußerst leicht gewechselt wird, sowohl für die Gesundheit als Bequemlichkeit durchaus und immer angemessen.

Der Preis des Mantels steigt nach Stoff und Farbe je von dreißig bis zu fünfzig und auch wohl zu hundert Thalern an.

Die Weiber tragen die „mantilla“ und die „basquiña“ als Volkstracht. Erstere vertritt des Schleiers und der Haube Stelle, — meistens schwarz, von leichtem Zeuge und mit Sammetbändern rings garnirt. Wie vortheilhaft bedient die Spanierin sich der Mantilla, um bald ein schwarzes Auge, bald ein rundes Kinn und bald die Wölbung eines feinen Arms ins Licht zu stellen, — und wie schalkhaft weiß sich Amor in die Falten dieser nonnenartigen Bedeckung zu verbergen!

Die „basquiña“, oder Weiberrock, ist meiß von schwarzem Taffet, mit drei Reihen schwarzer, viertelellenbreiter, seidener Franzen (flecos) übersetzt; statt dem gleichen Corset werden jetzt schon häufig andere Farben, als z. B. rosenroth, orangegelb und Lila für das letztere genommen; das Corset selbst wird wieder, gleich dem Kamisol des Majo, mehr und minder reich verziert; der weiße seidene Strumpf macht nebst dem feinen Schuh noch einen Hauptheil von der Damenkleidung aus. Der schönste Anzug aber ist unstreitig die Basquina von schwarzem Sammt, aus einem Stück vom Hals zum Fuß und ohne irgend einige Verzierung; schwerlich läßt sich eine idealere Figur gedenken, als des Körper einer Spanierin in dieser Tracht. Der Fächer (abanico) endlich scheint das Erbstück aller Schönen Madrids, — in den Fächer legen sie den großten Zauber der Koketterie; er ist für sie so ziemlich, was der Blumenstrauß im Orient, und sein Gebrauch Bedurfniß.

Ziemlich rar und theuer ist das Linnen, um so theurer, weil faß alles kalt gewaschen wird, und weil die Wäscherinnen schonungslos den Zweck der Reinigung durch Klopfen zu erreichen suchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Brasero, Glutpfanne von Messing, Kupfer oder Eisen.

**) Tarima, Glutpfannenunterstell.

***) In Laganja erndtet eine sehr berühmte Glasfabrike, die sowohl vorzüglich große Tafeln, als auch Gläser von einer solchen Feinheit daß sie, vollgeschenkt, vom bloßen Drucke des Einsaugens übertrunken, und bis zu 32 Bläser verkauft werden.

****) Guggisberg, ein Berndorf im Kanton Bern. Ein Trachtenmaler hat dieselbige der gesammten Schönen dieses Ortes unter dem Titel: „Les trois grâces du Gouggisberg“ ich mochte sagen — topographisch aufgenommen.

*) Majo, incroyable.

Digitized by Google

Varietäten.

Aus Deutschland.

— Kassel, die Hauptstadt des neuen westfälischen Königreichs, hat seit wenigen Jahren manche unerwartete Veränderungen erfahren. Ein großer Theil von den öffentlichen Zierden dieser Stadt ist verschwunden oder andern Bestimmungen geweiht. Aus der Bildergallerie sind die kostbarsten Stücke weggeführt. Das Gebäude selbst, so wie die noch in den Zimmern und Flüchen befindlichen Gemälde und Porzellan-Ornamente, wurden ein Geschenk vom Könige für den Kriegsminister. „Den Rest von Gemälden" sagt Hr. Remnich in seiner neuesten Reise, „hat man nach dem Museum geschleppt; wo es nicht der Mühe werth gefunden wird, sie in Ordnung zu bringen."

Das seit 1776 vorhandene Gebäude der Maler- und Bildhauer-Akademie dient jetzt dem Staatsrath von Müller zur Wohnung. Unter demselben Dache befindet sich die neu etablirte königliche französische Buchdruckerei, worauf der westfälische Moniteur hervorgeht. Der Unterricht für Maler und Bildhauer wird seitdem im Museum ertheilt.

Das Museum, sagt Hr. Remnich weiter, hat die besten Statuen und andere Kostbarkeiten verloren. Die Medaillen, obgleich nebst andern Schätzen in Sabadung verborgen, kommen dem Schicksal des Auswanderns nicht entgehen.

Das vortreffliche, wohl eingerichtete Schulgebäude, Lyceum Friderecianum ist, nebst dem daran stoßenden Schulmeisterseminarium, zur Hälfte in ein Finanz-Bureau verwandelt.

Hinzugen das Kadettenhaus, jetzt École militaire, vom Landgrafen Friedrich dem Zweiten im Jahre 1778 errichtet, ist vom Könige beibehalten, und die Zahl der Zöglinge darin von 24 auf 50 vermehrt. Von diesen leben jetzt ganz frei, zehn bezahlen die Hälfte, und zehn zwei Drittel; die übrigen müssen das Ganze bezahlen, welches für Unterhalt und Unterricht jährlich etwa 160 Thaler ausmacht.

Von der hessen-kasselischen Alterthümergesellschaft hat man seit der politischen Veränderung nichts mehr vernommen; sie hat wenigstens seitdem keine Sitzung gehalten. Dagegen dauert die seit 1765 in Kassel bestehende Gesellschaft des Ackerbaues und der Künste fort.

Das Observatorium ist ganz verschont geblieben.

Die Universität Göttingen hatte im vergangenen Sommer nur etwa noch 600 Studenten, meistens inländische Ausländer; darunter befanden sich einige russische Fürsten.

Man rechnet die Zahl der gegenwärtig auf der Göttingenschen Bibliothek vorhandenen Bände an 200,000.

Das freundliche Fulder Ländchen, welches vor wenigen Wochen der Lummerlust einer Revolution werden sollte, und das auf einem Flächeninhalt von etwa 37 Quadratmeilen an 90,000 Einwohner hält, war für Westfalen eine treffliche Acquisition. Die Kameral-Revenuen dieses Ländchens betrugen im Jahre 1806 auf 558,000 Gulden, und die Steuern zur ungeheuren 160,000 Gulden. Durch die Teennung der Domaine Johannisberg, welche im August 1807 dem Reichsmarschall Kellermann, Herzog von Valmy, zu Theil wurde, haben sich diese Einnahmen vielleicht um 40,000 Gulden vermindert. Dagegen haben sie durch die Aufhebung aller eigenen Verwaltungen und Einnahmen des Grundsatzes, alles zu verpachten, ansehnlich gewonnen. Ausserdem ist seit dem Oktober 1806 eine Kriegskontribution von 1,300,000 Franken, die bedeutenden Steuern zur Kriegskasse nicht mitgerechnet, bezahlt worden.

Aus Schweden.

— Die Revolution vom 13 März, durch welche Schwedens junger König vom Staatsruder entfernt und in einem der einsamen Schlösser seines Reichs heimlicher Selbstbetrachtung überlassen wurde, war die humanste, vielleicht auch die wohlthätigste von allen diesen alles umwälzenden Katastrofen. Einem Fürsten, dessen Leidenschaft den Untergang einer biedern Nation bereitete, ward nur der Zepter aus der Hand gewunden, um ihn einem Weisern anzuvertrauen. Gustav Adolf der Zweite scheint Gustav Adolf den Ersten zum Vorbilde gehabt zu haben; wäre er aber selbst Militär geworden, er wurde nur, und in viel mißlichern Verhältnissen, ein Karl der Zwölfte geworden sein.

Der romantische Geist seines Vaters scheint auf die Erziehung und Bildung des jungen Königs großen Einfluß gehabt zu haben — Folgende Anekdote, welche der Engländer John Carr von der ersten physischen Erziehung desselben (im ersten Theil der Reise durch das nördliche Europa) erzählt, gehört hieher, und verdient bekannter zu sein.

Die Daleckarlier, dies schwedische Bergvolk, berühmt in ihrer Vaterlandsgeschichte durch Patriotismus und persönlichen Muth, und ausgezeichnet durch das ehrenvolle Prädikat, dem schwedischen Könige treuherzig nach ihrer Weise die Hand schütteln zu dürfen, wo sie ihm begegnen, waren die Lieblinge Gustavs des Dritten. Er sah in ihnen den Kern der Nation und den alten schwedischen Nationalcharakter in ganzer Reinheit aufbewahrt. Dahre wählte er auch aus ihren rauhen Thälern, dem Sitze der Gesundheit und Freiheit, die Säugamme des jetzigen Königs, damit dieser die Kraft und Vaterlandsliebe dieser Alt-Schweden schon mit der ersten Milch einsöge. Die Amme war das Weib eines daleckarlischen Bauern, der in gerader Linie von dem wackern Andreas Preston stammte, welcher einst den Gustav Wasa gegen die von Christiern aufgestandten Mörder beschützte.

Aus Dänemark.

— Ganz das kontrastirende Gegenbild zum Könige von Schweden ist der gegenwärtige Monarch von Dänemark, welcher schon als Prinz-Regent die Ehrfurcht und Bewunderung Europens gewonnen hatte. Er schützte Dänemarks Neutralität und Ruhe mit einer Kraft und Weisheit, welche der Leidenschaftlichkeit anderer Kabinette zum Vorbilde hätten dienen können. Der oben erwähnte Brette gibt folgende Schilderung von ihm: Er ist von kleiner Taille und zartem Bau; er hat sanfte blaue Augen, eine römische Nase, sehr weißen Teint und unarmein blondes Haar. Mit außerordentlicher Fassungskraft begabt, verbindet er mit diesem seltenen Talent einen auszeichneten, raschen Geist. Unermüdlich in Sorge um seine erhabenen Pflichten, hat er gegen alles, was Verschwendung und Prunk heißt, Widerwillen. Er haßt den Pomp, und weder ihn bei allen Anlässen, aufgenommen wenn ihn die Umstände gebieten. Seine Tugenden machen um ihn der die glänzende Ehrengarde aus, und fordern, wo er erscheint, zur Ehrfurcht und Bewunderung auf.

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nr. 6.)

Digitized by Google

Intelligenzblätter
zu den
Miszellen für die neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 6. — den 27 Mai 1809.

Literarische Anzeige.

Von der in Paris erschienenen Epopée,
les Martyrs ou le Triomphe de la Réligion chrétienne par T. A. de *Chateaubriant*, deux volumes in 8.
besorgt Hr. Theod. von Haupt für den Verlag des Unterzeichneten eine Uebersetzung, welche bereits unter der Presse ist. Dies zur Vermeidung jeder Kollision.

Nach Erscheinung des in der Vorrede dieses Werks erwähnten
Itinéraire de Paris à Jérusalem et de Jérusalem à Paris, en passant par la Grèce et revenant par l'Egypte, la Barbarie et l'Espagne
liefert der Unterzeichnete ebenfalls eine Verdeutschung.

Darmstadt, 30 März 1809.

E. W. Leske.

Bei Friedr. Wilmans in Frankfurt a. M. sind in der Leipz. Jub. Messe folgende Werke, worauf alle Buchhandlungen Bestellungen annehmen, erschienen:

Annalen der Wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde. 1r Bd. 3s Heft. Mit Kupfern. Gr. 8.

Guths-Muths Unterhaltungen und Spiele der Familien zu Tannenberg. Ein Taschenbuch für die Jugend. Zweite stark vermehrte Auflage des Spielalmanachs. Mit 19 Kupf. 8.

Henke, A., über die Erkenntniß und Heilung der Kinderkrankheiten. Gr. 8.

Itinéraire de poche de l'Allemagne de la Suisse, avec les routes de Paris et de Petersbourg par *Reichard*. Avec une carte de postes. 8vo.

Poppe, Dr. J. H. M., Lehrbuch der allgemeinen Technologie, oder Anleitung zur Kenntniß aller Arbeiten, Mittel, Werkzeuge und Maschinen in den verschiedenen Handwerken Künsten, Manufakturen und Fabriken. 8.

Rheinlandschaften. Nach der Natur aufgenommen von Schütz, Neveu. In Aqua-Tinta gestzt von Radl. Zweites Blatt: Ansicht von Welmich. Drittes Blatt: Ansicht von Koblenz und Ehrenbreitstein. Viertes Blatt: Ansicht von Laux und die Pfalz. 24 Zoll breit und 18 Zoll hoch.

Le nouveau Robinson, pour servir à l'amusement et à l'instruction des enfans, par Mr. *Campe*; traduction revue et corrigée d'après la dernière édition originale; enrichie de notes allemandes et d'un vocabulaire complet, par I. B. *Engelmann*. Troisième édition entièrement retouchée. 8.

Schmi, G., Conversazioni istruttivi ad uso degli amanti della lingua e letteratura, e delle belle arti. 2 vol. Seconda edizione buon mercato. 8vo. 1 Thlr. 2 gr.

Sauls, J. L., neue unterhaltende Geschichten für Kinder. Dritte vermehrte Auflage. Mit Kupfern. 8.

Ewalds, J. L., neues Erbauungsbuch für Frauenzimmer aller Konfessionen. Zwei Bände, mit einem Kupfer, nach Ramberg. 8. Hannover, bei den Gebr. Hahn.

Der ehrwürdige Verfasser zeigt sich hier als ein weiser Freund seiner Lesertinnen, der durch Trost der theilnehmendes Mitgefühl, in frohen und trüben Stunden, ihrer Seele Stärkung gibt. Mannigfaltigkeit der Gegenstände, eine gewisse religiöse Weihe des Vortrags derselben, charakterisiren das Werk. Nicht leicht ist irgend ein Verhältniß des weiblichen Lebens unberührt geblieben. Das Mädchen, die Gattin, die Mutter, finden hier Erweckungen und Ermunterungen, jede zu ihren eigenthümlichen Pflichten; und das ganze Buch ist eine Moral für Frauenzimmer, in den trefflichsten anziehendsten Schilderungen aus dem Gebiete der Natur, der Kunst und des Lebens, und empfiehlt sich dadurch zu einem zweckmäßigen Weihnachtsgeschenke.

Zur Unterdrückung eines in der Schweiz zirkulirenden schändlichen Nachdruckes hat die Verlagshandlung den Preis dafür auf 18 ggr. herabgesetzt, wofür diese Ausgabe in allen Buchhandlungen zu bekommen ist. Der Preis für die Ausgabe in gr. 8. bleibt 1 1/2 Thlr.

In letzter Ostermesse ist in meinem Verlage erschienen:

Annalen
der
Wetterauschen Gesellschaft
für die gesammte Naturkunde.

Ersten Bandes erstes Heft. Gr. 4.

Mit schwarzen und ausgemalten Kupfern.

Inhalt:

1. Amphibiologische Beiträge vom Hrn. Hofrath Merrem in Marburg. 2. Beobachtung ordiger krankhafter Konkretionen, von Herrn Geheimerath Wedekind in Darmstadt. 3. Kurt Sprengel, Professoris Hallensis Observationes de Jungermanniis, aut plane nondum, aut minus bene delineatis. 4. Hat man bis jetzt durch Versuche und Beobachtungen eine eigenthümliche Wärme in den Gewächsen erwiesen? von Hrn. Hofrath Neu in Aschaffenburg. 5. Beitrag zur deutschen Ornithologie, von Herrn Hofrath Meyer in Offenbach. 6. Eine neue Varietät Kupfer-Wismuth-Erz, von Hrn. Oberbergmeister Selb in Wolfach. 7. Beispiele von unnatürlichen Trennungen zusammengehöriger Flechtenformen, von Hrn. Flörke in Berlin. 8. Karakteristik des phosphorsauren Kupfers, von Hrn. Kammerrath Leonhard in Hanau. 9. Entdeckung der Harnsäure (acide urique) in einem menschlichen Magensteine von ungewöhnlicher Größe, von Herrn Professor Kopp in Hanau.

Digitized by Google

10. Nachtrag zu Bechsteins Naturgeschichte Deutschlands, von Herrn Ober-Medizinalrath Leisler in Hanau. 11. Mineralogische Untersuchung des faserigen Cyanits, von Herrn Hofrath Nau. 12. Vom Kryptischen des Dolomians, von Herrn Geheimerath Rose in Bonn. 13. Ueber die verschiedenen Raçen und Arten der Schafe, von Herrn Professor Walther in Giessen. 14. Entomologische Laune der Wetterau, von Herrn Lieutenaten Brahm in Aschaffenburg. 15. Ueber die Anwendungen in der Bildung der kryptogamischen Gewächse, von Herrn Freiherrn von Strauß in Aschaffenburg. 16. Korrespondenz-Nachrichten, Notize u. s. w.

Ich werde nichts sparen, dieses Werk dem Publikum mit möglichster Eleganz zu übergeben. Bestellungen darauf werden in allen Buchhandlungen Deutschlands und bei unterzeichnetem Verleger angenommen.

Frankfurt a. M., 20 Febr. 1809.

Friedrich Wilmans.

Im Verlage von Samuel Flick in Basel ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Amtlicher Bericht

über

Herrn Fellenbergs landwirthschaftliche Anstalten zu Hofwyl

Sr. Exzellenz dem Herrn Landammann

und

der schweizerischen Tagsatzung

den 29 Sept. 1808 abgestattet

von

den Herren Heer, Landammann von Glarus; Crud von Genthod; Meyer, Pfarrer zu Wangen in Luzern; Tobler von Zürich, und Herrn Appellationsrichter Hunkeler von Luzern.

Uebersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet.

von G. H. Heinse

Gross-Oktav. (Preis 10 gr. oder 40 kr.)

Herr Fellenberg (sagt dieser Bericht) zog seit einigen Jahren die Aufmerksamkeit aller denkenden Landwirthschaftskundigen und Ackerbauern auf sich. Die weitläuftigen Entwicklungen seiner Landwirthschaft wurden zum Gegenstande des Staunens, so wie des Zweifelns. Wenige öffentliche Blätter sind in Europa, die sich nicht seit einiger Zeit mit ihm beschäftigt hätten. Fürsten und Minister nahmen seine Arbeiten in Schutz, und ermunterten ihn. Was war demnach natürlicher, als daß er auch die Aufmerksamkeit seines Vaterlandes auf sich zog, und dieses gelang Herrn Fellenberg in solchem Grade, daß die hohe Tagsatzung für gut fand, eine eigene Kommission zur Untersuchung und Prüfung der landwirthschaftlichen Einrichtungen zu Hofwyl dorthin abzuordnen.

Die gegenwärtige Schrift enthält das Resultat dieser Untersuchungen, Prüfungen und Erfahrungen, mit der strengsten Unpartheilichkeit dargestellt und auf gründliche Sachkenntniß gestützt. Es wäre bei dem hohen Zutrauen, dessen die achtbaren Mitglieder dieser Kommission werthgeachtet worden, etwas sehr überflüssiges, wenn man zur Empfehlung dieser äußerst interessanten Schrift noch mehr als die Inhaltsanzeige beisetzen wollte. Nur muß bemerkt werden, daß bei dieser Uebersetzung, die dem französischen Originale beigefügten zwei Kupfer, welche das Landhaus und den Garten vorstellen, weggelassen worden, weil sie durchaus zur Belehrung über die Anlait selbst nicht das mindeste beitragen, im Gegentheil aber das Buch unnöthigerweise vertheuert haben würden, was man bei gemeinnützigen Schriften so viel möglich zu vermeiden suchen muß. Dafür hat man dieselben einige Anmerkungen angehängt, welche in den Mitzellen zur neuesten Weltkunde über diesen Bericht erschienen sind, und dem Herrn Uebersetzer zu wichtig dünkten, um solchen nicht eine Stelle in dieser Ausgabe zu vergönnen.

Inhalt:

1. Anzeige der in diesem Berichte gebrauchten Münzen, Maße und Gewichte. 2. Einleitung. Erster Abschnitt: Zustand und Lage von Hofwyl. Zweiter Abschnitt: Verbesserungen des Bodens. Vervollkommnungen, welche dem Ackerbausystem des Herrn Fellenberg vorausgingen. Erstes Kapitel: Verbesserungen. Zweites Kapitel: Erfindung und Verbesserung der Ackergeräthschaften. Dritter Abschnitt: Moralische Verfassung des Etablissements, und Mittel, durch welche Herr Fellenberg wirkt. Erstes Kap. Personale, Gesinde und Taglöhner. Zweites Kap. Viehstand. Drittes Kap. Dünger. Viertes Kap. Pflanzung, Jucken. Vierter Abschnitt: Ackerbausystem des Herrn Fellenberg, Wechselwirthschaft. Erstes Kap. Natürliche Wiesen. Zweites Kap. Künstliche Wiesen. Drittes Kap. Ackerfelder, vierfelderige Wechselwirthschaft. Viertes Kap. Roheten und Ertrag dieser Bestellungsweise. Fünftes Kap. Gründlichere Untersuchung dieser Bestellungsweise. Sechstes Kap. Fortsetzung des vorigen. Siebentes Kap. Gärten, geschlossenes Land, Holzungen. Fünfter Abschnitt: Rechnungswesen. Sechster Abschn. Projektirte Einrichtungen zum öffentlichen Unterrichte. Erstes Kap. Landwirthschaftliche Lehranstalt. Zweites Kap. Korrespondenz-Bureau. Drittes Kap. Industrieschule. Siebenter Abschnitt: Wahrscheinliche Wirkungen der Vervollkommnungen, welche Herr Fellenberg beschäftigen, und Untersuchung einiger Fragen, die darauf Bezug haben. Beschluß.

Nächstens erscheint in unserem Verlage eine deutsche, für die Sprengel Ebrmannische Bibliothek der Reisen zweckmäßig bearbeitete mit Anmerkungen und Zusätzen versehene Uebersetzung von dem kürzlich zu Paris herausgekommenen:

Journal d'un voyage dans la Turquie d'Asie et la Perse, fait en 1807 et 1808.

Der Verfasser dieses interessanten Werkchens ist Hr. Ange de Sardane, jüngerer Bruder und Legationssekretär des im Jahre 1807 nach Persien abgegangenen französischen Gesandten General Sardane.

Weimar, im März 1809.

G. S. pr. Landesindustrie-Comptoir.

Den Freunden der Pflanzenkunde, welche sich nach einer sehr langen Unterbrechung des Frühlings und seiner in Gärten und Feldern freuen, glaube ich einen Dienst zu erweisen, wenn ich auf die in meinem Verlage fertig gewordene, gänzlich umgearbeitete zweite Auflage des botanischen Handbuchs vom Herrn Prediger Koch mit Kupfern aufmerksam mache. Der Werth und die Brauchbarkeit dieses Werkes für den Gartenfreund, Apotheker, Oekonomen und Forstmann, so wie für jeden Liebhaber der Botanik ist längst anerkannt und von den vorzüglichsten kritischen Journalen mit Recht verflochten, daß es weder dem Anfänger, noch demjenigen weiter gekommenen Dilletanten in der Pflanzenkunde als Handbuch zur Belehrung und als Taschenbuch zur leichtern Untersuchung

Digitized by Google

der Blumen fehlen dürfe. Der Preis ofter drei Theile ist 4 Thlr. 18 gr. Magdeburg, im März 1809.

W. Heinrichshofen.

Nouvelle grammaire française, simplifiée et pratique, précédée d'un syllabaire méthodique, par lequel on enseigne à lire le français, de la manière la plus sûre, et la plus facile, par M. J. *Müller*, professeur de langues etc., à Mayence, chez Théodore Zabern, imprimeur de la préfecture. Mayence. Un vol de 618 pages in 8vo.

Mit Vergnügen wird jeder Lehrer der französischen und deutschen Sprache dieses fleißig gearbeitete Werk des Herrn Müller in die Hand nehmen. Nur eine ungewöhnliche Geduld und eine feste Beharrlichkeit auf dem Entschlusse etwas recht Nützliches für den ersten Unterricht zu liefern, hat ein so reichhaltiges Buch hervorbringen können, das dem Lehrer und Schüler gleich willkommen sein muß. Der erstere findet darin einen Schatz der schönsten Materialien seinen Unterricht solid und fruchtbar zu machen, während der andere systematisch in die Kunst des Lesens und der Sprachlehre einarbeitet wird. Das ganze Werk besteht aus folgenden Theilen, die alle mit lobenswürdigem Fleiße ausgearbeitet sind:

1. Ein Lesebuch für Kinder, nach einer neuen Methode, die eben so leicht als gut erfunden ist, und worin die Wörter gebörig in Sylben zerlegt und durch beigesetzte Erklärungen lehrreich gemacht werden.

2. Eine Reihe Tabellen, worin die Deklinationen der Geschlechtswörter, Nennwörter, Fürwörter u. a. auf die deutlichste Art, praktisch-klar dargestellt und mit vielen treffenden Beispielen erläutert werden.

3. Aehnliche Tabellen der Konjugation auf eine vortreffliche Art behandelt.

4. Eine reiche Phraseologie um den verschiedenen Gang und die Idiotismen der beiden Sprachen genau kennen zu lernen.

5. Eine Menge interessanter Uebungen über die verschiedenen Theile der Sprache.

6. Eine vergleichende Syntax der französischen und deutschen Sprache, die sich durch Klarheit und Bündigkeit auszeichnet.

7. Eine räsonnirende Uebersicht der Redetheile, welche dem Werke als Komplement dient, und dessen Studium alle vorhergehende praktische Uebungen zu einem schönen Ganzen verbindet.

Ich halte es für meine Pflicht, ein so gut und fleißig ausgearbeitetes Werk dem Publikum, und besonders den öffentlichen Schulen und Privatlehrern hiermit aufs wärmste zu empfehlen.

Guten schoen, Zensor am kaiserlichen Lyzäum zu Mainz.

Topographisch-militärische Karte von Deutschland in 204 Blättern. XV und XVI Lieferung.

Hiervon ist die XV und XVI Lieferung erschienen, und an die Herren Subskribenten versendet worden. Die XV Lieferung enthält die Sekt. 68 Heiligenstadt; Sekt. 73 Bunzlau, Sekt. 81 Gotha; Sekt. 94 Meiningen. Die XVI Lieferung enthält Sekt. 60 Luckau; Sekt. 71 Torau; Sekt. 86 Greifenberg; Sekt. 148 Krumau, und jeder Monat erscheint eine solche Lieferung von vier Blättern. Die Subskription bleibt bis zur Vollendung der ganzen Karte offen. Der Subskriptionspreis ist für den Unterzeichner auf das Ganze der Karte 6 gr. sächs. Cur. auf gutes ord. Papier, und 8 gr. auf Velinpapier, für jedes Blatt, gegen baare Zahlung; und man kann bei jeder guten Buch- und Kunsthandlung darauf subskribiren. Einzelne Blätter kosten 2 gr. mehr.

Weimar im März 1809.

Geographisches Institut.

In Kassel und Marburg sind erschienen, und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Anleitung zur stufenweisen Uebung für Kinder im Lesen, von A. Jeiß. Gr. 8. 8 gr. oder 36 kr.

Beyer, J. F., Singbuchlein. 8. 20 gr. oder 1 fl, 30 kr.

Busch, J. D., System der gesammten Thierheilkunde. Zweiter Band. Gr. 8.

Civil-Addreßkalender aufs Jahr 1809 für das Werra-Departement im Königreich Westphalen. 8. 10 gr. oder 45 kr.

Enslin, J. Chr., über die Staatswissenschaft und den Gebrauch des wohlriechenden Weidenschwamms mit einem Kupfer. Zweite Auflage. 8. 8 gr. oder 36 kr.

Hahn, C. M., kurzer, deutlicher und gründlicher Unterricht in der Dezimalrechnung. 8. 12 gr. oder 54 kr.

Lucina. Eine Zeitschrift zur Vervollkommnung der Entbindungskunde, herausgegeben von Elias von Siebold. Fünfter Band. Gr. 8.

Manderbach, K. B. W., Lehrbuch der allgemeinen Menschenwissenschaft. 8. 1 Thlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Regeln für Deutsche um in kurzer Zeit die französische Sprache zu erlernen und damit verbundene Schwierigkeiten mit leichter Mühe zu überwinden. 8. 4 gr. oder 36 kr.

Soldatenleben oder Abenteuer und Liebschaften im Kriege. Ein Roman. 8.

Stein, G. W., des ältern geburtshülfliche Wahrnehmungen, herausgegeben von G. W. Stein dem jüngern. Zweiter Band. Gr. 8.

Taschenbuch, arithmetisches. Gr. 8. 2 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

— — für Forst- und Jagdliebhaber für das Jahr 1809 herausgegeben von dem Herrn Conservateur von Wildungen und Hrn. Regierungsrath Bunsen. Mit illuminirten Kupfern. 8. 1 Thlr. 16 gr. oder 3 fl.

Die Venezianerin. Eine Novelle. 8.

Wachler, D. Ludw., über Universitäten nach Schleiermachter, Villers und Dittmann. 8. 4 gr. oder 18 kr.

Wolfrath, F. W., liturgisches Handbuch. 2r Thl. Gr. 8.

Zipperlein, F. C., die zehn Gebote für Schulkinder auf dem Lande erklärt. 8. 6 gr. oder 27 kr.

Beschreibung der Feierlichkeiten, welche bei Anwesenheit von JJ. MM. der Kaiser Alexander und Napoleon und mehrerer gekrönten Häupter in Weimar und Jena am 6 und 7 Okt. 1808, von Sr. Durchl. dem Herzoge von Sachsen-Weimar veranstaltet wurden. Nebst einem Ueberblick Ihrer merkwürdigen Zusammenkunft in Erfurt. Mit deutschem und französischem Text und fünf großen Kupfertafeln. Imperial-Folio. 8 Thlr. sächs.

Wir zeigen hiermit dem Publikum an, daß dieses interessante Prachtwerk vollendet und so eben bei uns erschienen ist. Es beschreibt mit größter historischer Treue die merkwürdigen Feste, welche zu Ehren der erhabenen Kaiser von Rußland und von Frankreich im Herbste 1808 zu Weimar und Jena gegeben wurden. Zugleich liefert es auch eine Uebersicht der merkwürdigen Zusammenkunft der hohen Häupter in Erfurt, so daß das Ganze als ein höchst interessantes Aktenstück der neuern Zeitgeschichte betrachtet werden kann, und für die Nachwelt stets seinen Werth behalten wird. Die fünf Kupfertafeln enthalten folgende interessante Gegenstände:

Taf. 1. Ansicht der großen Hirschjagd am 6. Oktob. auf dem Ettersberge bei Weimar. Nach der Natur

Digitized by Google

gezeichnet und gestochen von Schwerdgeburth. Ein sorgfältig ausgemaltes Blatt.

Taf. 2. Die Portraits der beiden Kaiser, der Könige von Baiern, Sachsen, Würtemberg, des Fürsten Primas, des Herzogs und Erbprinzen von Sachsen-Weimar, welche der Jagd beiwohnten. — Gestreich radirt.

- 3. Ansicht des Napoleonsberges bei Jena, wo die Kaiser am 7 Okt. 1808 das Schlachtfeld besehen. Nach Natur gezeichnet. Ein grosses ausgemaltes Blatt.
- 4. Ansicht des Obelisken vor dem Schlosse zu Weimar. Aquatinta.
- 5. Nro. 1. Medaille auf diese merkwürdige Zusammenkunft geprägt. Nro. 2. Anordnung der kaiserlichen Tafel am 6 Okt. in Weimar.

Wir beziehen uns übrigens auf unsere erste ausführliche Ankündigung davon. Liebhaber können sich entweder unmittelbar an uns oder an ihre nächste Buchhandlung wenden.

Weimar, den 4 März 1809.

B. C. pr. Landes-Industriecomptoir.

Vollständiges Handbuch bei Führung der Zivilstandsregister für Zivilstandsbeamte und Quartiermeister, mit besonderer Rücksicht auf Prediger, als die gegenwärtigen Stellvertreter im Königreich Westphalen, von Karl Roloff, Prediger zu Eichendarleben, im Elbdepartement. Gr. 8. Magdeburg. 21 gr.

Dieses mit vielem Fleiße bearbeitete und nach dem Ausspruche vieler Sachverständigen wirklich vollständige Handbuch, in welchem sich die Herren Prediger oder sonstigen Zivilstandsbeamten bei — wo möglich allen Fällen Raths erholen können, ist für beigesetzten Preis in allen guten Buchhandlungen zu haben. Es dehnt nur einer Ansicht des hinzugefügten vollständigen Wortregisters, um sich von der Brauchbarkeit des Werkchens, so wie von dessen Unentbehrlichkeit für jeden, der mit der Führung der Zivilstandsregister zu thun hat, dinlänglich zu überzeugen.

Es ist in Aarau bei H. R. Sauerländer zu haben.

Bei Heinrich Büschler, Buchhändler und Buchdrucker in Elberfeld, sind folgende Bücher verlegt und bei H. R. Sauerländer in Aarau zu haben:

Ehrenberg, Fr., Reden über wichtige Gegenstände der höhern Lebenskunst. Gr. 8. 1 Thlr. 8 gr., 2 fl. 24 kr., 1 Thlr. 40 sbr.

Die wichtigsten Momente und Grundsätze der Lebenskunst findet man hier in der bekannten gedankenreichen und kräftigen Manier des Verfassers entwickelt. Die Deutlichkeit und Darstellung, die blühende Sprache und das Interesse des Ganzen, werden seinen gebildeten Leser unbefriedigt lassen. Lebensbestimmung, Lebenswerth, Lebensgenuß, Lebensschätzung, Aufklärung, Ruhe, Freundschaft u. s. w., das sind die wichtigen Gegenstände, welche hier verhandelt werden.

Ebendesselben, Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geschlechte. Zweite verbesserte, zum Theil ganz umgearbeitete Auflage. Gr. 8. Mit einem Kupfer. 2 Thlr., 3 fl. 30 kr., 2 Thlr. 24 sbr.

Ein Gegenstück zu Ewalds Kunst, ein gutes Mädchen eine gute Gattin zu werden, aber von verschiedener Bestimmung, dabei es auch von denen, die dieses Buch mit Interesse lesen, nicht wohl entbehret werden kann. Wenn Ewald lehrt, wie sich das Weib in seinen verschiedenen Verhältnissen mit Weisheit zu betragen habe, so wird hier gezeigt, wie die Würde des Weibes behauptet, und die Schönheit des ächt weiblichen Karakters gebildet werde. Diese Reden sind deswegen auch schon in vielen Gegenden mit Recht das Lieblingsbuch gebildeter Frauen.

In mehrern Rezensionen darüber heißt es: „Der Verfasser sagt über die Weiblichkeit, weibliche Bildung, Würde, Häuslichkeit u. s. w., in einer edeln, deutlichen, sweetten Sprache und in einem lichtvollen humanen Vortrage so viel Wahres und psychologisch Richtiges, daß sich nach den angegebenen Grundstrichen leicht ein erreichbares Ideal von einem liebenswürdigen Weibe zusammen setzen läßt, welches für weibliche Bildung wohlthätig erwärmen, und das Bestreben, ein sanftes, edles Weib zu werden, stets rege erhalten kann. Rezensent hält es für Pflicht, die sich noch bildenden, wie die sich schon gebildeten Frauenzimmer auf diese Schrift hinzuweisen, und sie auch Aeltern, Lehrern und Erziehern zum aufmerksamen Lesebuch zu empfehlen.“

Desselben, der Karakter und die Bestimmung des Mannes. Ein Gegenstück zu des Verfassers Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geschlechte. Gr. 8. mit einem Kupf. 1 Thlr. 20 gr., 3 fl. 20 kr., 2 Thlr. 20 sbr.

In eben dem Sinne ein Gegenstück zu Ewalds, guter Jüngling, guter Gatte und Vater, oder Mittel um es zu werden.

Kortum, K. A. (der Arzn. Dokt. und Bergarzt), der Kaffee und seine Stellvertreter. 8. 6 gr., 36 kr., 24 sbr.

Eine besonders für unsere Zeit sehr wichtige Schrift. Sie enthält in gedrängter Kürze Alles, was in naturhistorischer, gesundheitlicher und ökonomischer Hinsicht vom Kaffee gesagt werden kann, und ist besonders wegen der darin beschriebenen, bekannten und verschiedenen ganz neu erfundenen sehr guten Surrogate des Kaffees gewiß schätzbar. Niemanden wird es gereuen; dieses Werkchen eines schon anderweitig rühmlich bekannten Schriftstellers gekauft zu haben.

Publikation.

Allen im hiesigen Kanton sich aufhaltenden Angehörigen des Königreichs Würtemberg, die sich im Fall der Konskription befinden, wird andurch angedeutet, daß ihre Rückkehr in ihre Heimath von dem Landesherrn anbefohlen worden, und ihr Ausbleiben als ein förmlicher Ungehorsam angesehen werden, und sie für die traurigsten Folgen haben könnte.

Sie werden daher wohlmeinend gewarnt, sich besagtem Befehle zu unterziehen, damit man im entgegengesetzten Falle nicht zu schärfern Polizeimaasregeln wider sie verleitet werde.

Aarau, den 21 April 1809.

Aus Befehl des kleinen Raths
Kanzlei Aargau
Der Staatsschreiber
Kasthofer.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 43. — den 31 Mai 1809.

Fresco-Gemälde im Thronsaal des königlichen Palastes zu Mailand, vom Ritter Andrea Appiani.

Die ehrenvolle Arbeit, den königlichen Thronsaal in Mailand durch den Zauber eines geübten Pinsels zu verherrlichen, ward dem Ritter Appiani, ersten Maler Sr. kais. königl. Majestät, anvertraut. Gewöhnlich wählten die Künstler für ein solches Lokal glänzende Szenen des Alterthums, deren Helden und Geist schmeichelnd an die Eigenschaften oder Handlungen dessen mahnten, für welchen die Thronumgebungen geschaffen werden sollten. Aber Napoleons Handlungen, die schon manchen Gekrönten und Ungekrönten, Geweihten und Ungeweihten verlegen machten, — wo finden sie in der wunderreichen Vorwelt ihr Seitenbild, da uns wenigstens, von der Nähe der ausserordentlichen Ereignisse gleichsam erdrückt, die heutige Welt wundervoller, als die ganze fabelhafte Vorzeit erscheint? — Oder hat jemals ein Sterblicher unter zivilisirten Nationen mit ungeheuern Mitteln ungeheuere Dinge gethan? — Waren Genie und Glück jemals so treu für die Größe eines Sterblichen zusammen verschworen, wie im Leben des heutigen Kaisers vom Occident?

Verlegen musterte auch unser Appiani die Vorwelt. — Er fand einen romantisch-kühnen Eroberer Alexander, der leider auch nichts als Eroberer war, und am Dengischan und Attila Nebenbuhler fand, und noch tiefer stehen dürfte als diese Barbaren, da man ihn nicht als Barbaren, sondern als den Zögling des Weisen von Stagira, richten musste. Wie unwürdig war er seines erhabenen Lehrers! — Es erschien den Blicken des Ritters Karls des Großen ehrwürdige Gestalt; aber Karl war kein Cäsar, und Cäsar endete, wo Napoleon begann.

Appiani, da seine Kunst angerufen ward, den Ort zu verschönern, wo der große Napoleon in seiner Majestät saß, musste zuletzt, um den Thaten des erhabenen Mannes ein würdiges Monument zu geben, sie selbst wählen. Er ward zum Geschichtschreiber, soweit es die Grenzen der Kunst erlauben. Seine Darstellungen bilden ein Ganzes; er suchte die Ursachen und Wirkungen der Thaten zu schildern, deren Erscheinung die Welt aus einer Bestürzung in die andere führt, und die verschiedenen Gegenstände, welche, ein epischer Cyclus, alle Seiten des Thronsaals dekoriren, stimmen sinnvoll mit dem Zentrum des Ganzen, dem Medaillon, überein, welches in der Mitte der Wölbung angebracht ist.

In vier Fächern erscheinen die vier vorzüglichsten Tugenden des Kaisers unter allegorischen Formen, Eigenschaften, denen er seine Unsterblichkeit des Namens dankt. Herkules, von Minerven begleitet, Göttergewalt mit Weisheit gepaart — hinter dem Thron die Gerechtigkeit, heitern, Verklärung aussprechenden Antlitzes, in der Rechten das Napoleonische Gesetzbuch, in der Linken ihre ewigen Attribute führend. Ein Genius theilt neben der Gerechtigkeit lächelnd die Belohnungen des Verdienstes aus. — Zur Rechten des Throns die Stärke, auf den Rücken eines Löwen gelehnt; ihr linker Arm ruht auf der Säule Napoleons, einen Kranz von Eichenlaub haltend, mit der Rechten hält sie die zermalmende Keule. Zwei Genien verherrlichen die Gruppe; der eine zähmt einen Löwen, der andere schwingt einen schweren Schild, auf welchem (vortreffliche Nachahmung der Idee einer antiken Marmorarbeit) ein Löwe dargestellt ist, der

Digitized by Google

einen wüthenden Stier zerreißt. Dem Thron gegenüber erscheint die Göttin der Klugheit, auf bronzenem Stuhl mit Sphynxen gesiert. Sie hält in der linken Hand einen Zirkel; zu ihren Füßen liegen Papiere, auf welchen, wie es scheint, Berechnungen geschrieben sind. Ein Genius bietet ihr den Spiegel, ein anderer hält ihr die Sanduhr entgegen; denn Selbstkenntniß und Wucher mit Minuten sind der Klugheit erste Gesetze.

Zur Linken sitzt die Mäßigung, eine schöne weibliche Figur, in der Gesundheit und des Glückes Fülle, auf einem einfachen, viereitig behauenen Stein. Nur Mäßigung gibt Dauer. Indem sie sich mit der Linken auf jenen Stein lehnt, hebt sie Zaum und Gebiß in der Rechten empor. Ein Genius unterstützt eine Palme; ein anderer mischet den Nektar des Bacchus mit Wasser.

Im Medaillon der Wölbung erblickt man den unsterblichen Monarchen, in majestätischer Stellung auf goldenem Thron ruhend, in der einen Hand den Zepter, welchen zahllose Nationen ehren, in der andern den Reichsapfel. Einige Grazien halten den Thron, und die Horen umschweben ihn in lieblichen Gruppirungen die Höhe, Kronen niedersenkend. Eine wahre Apotheose Napoleons. So zeichneten die Alten den olympischen Jupiter, so den megarensischen; er vermehrte der Horen Zahl mit dem Thierkreis, welcher den Horizont umfängt, und die Geburt des Helden anzeigt. Ein glänzender Stern verbreitet seine schönen Strahlen, und erleuchtet lieblich den Grund des Ganzen. Zu Napoleons Füßen ruhet der Adler mit dem zuckenden Blitz, vor welchem Europa bebt. Der Thron selbst ruhet auf festem Grunde, einem Fundamente von Marmor und Porphyr. Eine Schlange im Ring gewunden daneben, das Sinnbild der Ewigkeit. Das Ganze ist mit Festons umgeben.

Im obern Umfange des Saals sind zwölf Hellbunkel angebracht; Nachahmungen der Basreliefs auf goldenem Grunde. Sie bezeichnen Napoleons Hauptthaten, von der Schlacht von Montenotte bis zum Entscheidungskampfe bei Friedland. So schilderten die Alten Aleidens Vergötterung.

Nichts sage ich Ihnen von der Ausführung dieser Ideen, davon ich Ihnen nur die leichte Skizze hinwarf. Appiani arbeitete als Meister. Wen aber sollte der große Gegenstand nicht begeistert haben? Die Figuren sind in mehr als Lebensgröße, und das lebhafte Kolorit trägt Pracht und Pomp in das Ganze, ohne Ueberladung, ohne Verschwendung. Hohe Einfalt und Harmonie herrscht durch alle Theile, Kraft und Wahrheit in den Zeichnungen. — Appiani's Werk ist werth, der Stolz der Zeitgenossenschaft, die Bewunderung der Nachwelt zu sein.

H.

Ein Jahr in Spanien.

(Fortsetzung.)

Lebensmittel — Kochkunst.

Es fehlt zwar unter den Produkten Spaniens nicht an Leckerbissen; die verschiedenen Meere liefern Fische aller Art und Austern u. dgl.; die Schinken von Estremadura sind die besten, die Europa kennt, — im Zucker und im rothen Wein gekocht, wem sollte nicht der Schinken von Estremadura schmecken? — Katalunien, Valencia und Andalusien versorgen Madrid mit Zitronen, Mandeln, Feigen, Trauben und Melonen; Arragonien mit Wildpret und Fasanen: — aber diesem ungeachtet ist die Lebensart der meisten Klassen äußerst einfach, und besteht nebst Brod und Wein in wenigen Gerichten, die vom ersten Jänners bis zum Sylvesterabend immer die gleichen sind: „puchero“ *) und „guisado“ **).

Der Topf besteht aus Kuhfleisch, Speck, chorisos ***), einer Art von Küchenerbsen, bald mit Kohl, mit gelben Rüben, oder mit Kartoffeln untermischt; das alles wird in einem Topfe weich gekocht, und gibt ein sehr gesundes, nährendes Gericht; der viele Pfeffer soll auch der Verdauung mächtig helfen. Immer und auf allen Tafeln macht der Topf das Hauptstück aus, bald mehr, bald minder komplizirt, und jeden Mittag kochen vielleicht an die zwanzigtausend Töpfe auf dem Kohlenfeuer.

Der Guisado ist gehacktes Fleisch an einer simpeln Sauce, meistens mit „tomates“ (Liebesäpfeln) und mit Pfeffer stark gewürzt, und wird als Beithat oft des Mittags, öfter noch des Nachts gegessen; in der Regel aber macht Salat, zwei Eier oder des etwas, die sehr frugale Nachtmahlzeit des Spaniers aus. Sein Frühstück dann besteht in einem kleinen Becher Chocolate, etwas Brod und einem Glas Wasser. Aeußerst mäßig im Genuß von Speise und Trank, ernährt sich eine mittelmäßige Familie leicht von dem, was einem deutschen Magen nur ein repas macht.

Das Fleisch wird aus den nördlichen Provinzen zugeführt. Der Bauer ladet einen Karren von zwei Rädern ohne Eisenwerk mit einer carga Kohlen, spannt zwei Kühe vor denselben, und fährt so, oft fünfzig Meilen weit, der Hauptstadt zu, verkauft dort seine Kohlen, seine Kühe, seinen Wagen, und kehrt wieder heim. Natürlich muß das Schlachtvieh durch die lange arbeitvolle Reise an Geschmack und Fettigkeit den besten Theil verlieren.

Kuhmilch wird nur auf der königlichen Meierei verkauft. Die feilsche Butter steht im Preise ungefähr das Pfund zu einem großen Thaler; bei der Speisenzubereitung wird sie durch das Oel ersetzt. Viel hundert Ziegen, die auf den verbrannten Hügeln rings um Madrid weiden, werden täglich nach der Stadt getrieben, und auf öffentlicher Straße, vor den Häusern, wo man Milch verlangt, gemolken; theils auch bringen die „lecheras“ jeden Morgen Ziegenmilch und Eselsmilch in Krügen.

Der ordentliche Tischwein ist Produkt der „Mancha“, roth und klar und ohne Säure. Wenn er gleich nur in der Bockhaut aufbehalten wird, so schmeckt er dennoch unvergleichlich; läßt man ihn drei Jahre oder länger liegen, und besorgt ihn gut, so wird er zu dem feinsten Lebensöl, das die Rebe irgendwo erzeugt. Sein Preis ist moderat.

An Thee wird äußerst wenig konsumirt; an Kaffee etwas mehr; an Zuckerwerk vorzüglich viel, wie es der Frauenzimmer schwarze Zähne weisen.

Es ist hier im Sommer ein Bedürfniß; nicht so unentbehrlich, als z. B. in Neapel, aber dennoch stark gesucht und dem Getränke beigemischt. Der Fremde mag sich vor dem übertriebenen Gebrauche desselben hüten, wenn er anders seine eigene Gesundheit liebt. Weitaus angenehmer und im höchsten Grade erfrischend ist die kühlende Melone — wahre Schopfers Wohlthat für ein heißes Land!

*) Puchero, Topf.

**) Guisado, Gekochtes.

***) Chorisos, kleine Würste, von Schwein- und Eselfleisch.

Digitized by Google

Klima.

Das Klima von Madrid ist hart; im Sommer variirt die Hitze von 25 wenigstens zu 28 Graden Reaumur, und im Winter fällt der Thermometer oft zehn Grade unter den Gefrierpunkt. In den heißen Monaten erscheint die Gegend Morgens frühe nebeldicht von gräulich-weißem Dampfe überwallt, und schon um sechs Uhr drückt die Sonne unausstehlich; nach und nach entflammt sich nun die ganze Atmosphäre; die Reflektion der Strahlen wirft von jedem Pflasterstein und von jeder Mauer gleichsam mit gehopvelter Gewalt zurück. Wenn endlich, nach dem Mittagsessen, die Verdauung im Verein mit dem Feuerluftstrom die gelähmten lechzenden Organe und das aufgeregte Blut vollends in Anspruch nimmt, dann mußt du schlafen, oder eine tödende Ermattung, die so lange als die Hitze dauert, ist die Folge des Verstoßes gegen eine Lebensweise, die der Eingeborne nicht aus Faulheit, sondern aus Bedürfniß wählte.

Die „Siesta", wenn sie auch nur eine halbe Stunde ausfüllt, wirkt balsamisch und erfrischend auf den ganzen Menschen; keine Apothekerbüchse, keine Absolution, kein Ordensband und keine Nektarflasche hat die segensreiche Kraft, den unfehlbaren Einfluß auf Regeneration der athmenden Geschöpfe, den die Schlummerkörner Morpheus unter allen Zonen um sich streuen.

Das Gluheisen vertiert sich zwar nach vier Uhr Nachmittags allmählich aus dem Dunstkreis; die geschlossenen Laden öffnen sich, der Lastenträger dehnt im Schatten seines Baums die Glieder zum Erwachen, der Gewerbsmann riegelt seine Bude auf, der Schuster klopft sein Leder, und der ausgeruhete Müßiggänger langeweilt den blauen Himmel an. Indessen tritt die eigentliche Kühle meistens später ein, und oftmals erst nach neun Uhr Abends; von der Guadarama-Kette weht alsdann die Nachtluft geisterähnlich und in einer halben Stunde schwindet jede Spur des heißen Tages. Dieser leise regulare Zugwind ist vielleicht das einzige, was Madrid noch bewohnbar macht, das mitten in dem Lande alle Seeluft ganz entbehrt, und als leicht erhebende und fürchterliche Inflammation erfahren mußte, wenn z. B. in zwei Monaten kein Regentropfen fällt; doch wie die Stumme in der Wüste tönt, so wehet aus den nahen Klüften unsichtbar der Odem der erhaltenden Natur, allein so fein und so durchdringend, daß er den Erbiten tödtet, der sich seinem Einfluß auch nur eine halbe Stunde an dem offenen Fenster aussetzt. Daher auch das Sprichwort: „El ayre de Madrid no mata a un condil, pero mata a un hombre." Die Luft von Madrid löscht kein Licht aus, aber tödtet einen Menschen.

Gewitter sind in dieser Gegend ziemlich selten. Vielleicht ist die Luft zu rein und trocken, um dergleichen zu erzeugen; wenigstens erschreint oft Wochen lang kein Wolkenstor an dem kristallreinen Aethermeer, und wenn es ja auch einmal donnert, so verhallt der leichte Knall am unbegrenzten Himmel ohne Echo; Kinderspiele der Natur für den, der jemals Ungewitter auf den schweizerischen Hochgebirgen sah und hörte.

Die Wintermonate sind naß und kalt; gewöhnlich Regen oder Schnee, der höchstens zwei, drei Tage liegen bleibt, und eine Feuchtigkeit des Bodens, die durch alles dringt. Der Frühling tritt nur im April oder Mai ein, und das sämmtliche Geschlecht der Pflanzen keimt und blüht und welkt im Zeitraum von sechs Wochen. Anfangs Juni hat die Erndte statt, d. h. die Waizenfelder werden abgemäht, und jede Vegetation, die nicht durch künstliche Bewässerung erhalten wird, geht in Verdorrung über. Ausgebrannt und öde lagern die Gefilde sich, so weit das Auge blickt, umher; nur selten winkt ein grüner Fleck wie eine Zauberinsel in der dürren Sandwelt Lybiens, und wenig oder keine Wilden zieren die Umgebung. Nur des Manzanares Ufer und die Gegend am Kanal enthalten Garten und Gebüsche; da aber des ersten Wasser sich im Juli und im August fast verliert und das des letztern schlammig wird, so ist der Aufenthalt daselbst, besonders in des Tages Mitte, der Gesundheit sehr gefährlich, und erzeugt häufig Wechselfieber.

Im Oktober fällt gewöhnlich Regen ein, der vierzehn Tage, auch wohl einen Monat dauert; hernach aber bricht ein zweiter Frühling auf. Ich sah um Weihnacht junges Gras im Park und Rosen, Nelken in den Garten des Retiro.

Das Klima ist im Ganzen für den Angewöhnten gar nicht ungesund; nur eine Nervenkolik (calico de Madrid) tritt manchmal ein; doch glaube ich, man könne ihr durch Vorsicht leicht entrinnen. Die Aerzte halten häufigen Genuß von Pflanzenspeisen für Beförderer der Krankheit, und verordnen eher Fleisch und Backwerk. — Schwerlich dürfte je ein Pestbauch bis nach Madrid dringen; ihre Lage ist zu hoch, die Luft zu rein.

Wer mäßig lebt, und diese Mäßigkeit besonders auf die Weiber und den Wein erstreckt, wird in der Regel alt und kann sich lange konservirren; Malaga und Chocolate tragen vielleicht auch das ihre bei.

Auf den intellektuellen Theil der Menschheit wirkt die warme Sonne Madrids vortheilhaft; sie bringt die sämmlichen Organe der Empfindung und Vernunft zu einem hohen Grade von Reife, welcher eine jugendliche Fantasie zur Seite geht; sie bringt auch eine sanfte, heitere Genügsamkeit hervor, und wenn der Spanier weniger nach außen strebt und wirkt, als manches andere Volk, so ist vielleicht sein inneres Dasein höher, milder, sein natürliches Gefühl humaner.

Sprache.

Es dürfte schwer halten, zu ergründen, wie die erste Sprache entstand, wenn man nicht annehmen will, sie sei, ein Geschenk der Götter, aus dem Schoose der Unsterblichen gefallen — sei ein Feuerfunke in den düstern Moorgefilden dieses Lebens, uns als Leitstern durch die Nacht der Körperwelt gegeben, um den Gott-gebornen Geist vom Sinnendand, vom Sklavenioch der Thierheit, zu befreien. Richtig aber ist es, daß die meisten Sprachen in Europa wie sie heute sind, als Komposition betrachtet werden müssen; denn schwerlich wird der Philologe unter allen eine finden, die in ihrem Fortgange nichts von andern Sprachen angenommen hätte, wie der Fluß im Weiterströmen andere Wasser aufnimmt.

So betrachtet, mag dem Spanischen Latein zum Grunde liegen, mit Arabischem versetzt; sowohl der Sprachbau, als die wesentlichsten Perioden der Geschichte, geben dieses mit. Zwar sproßet in Biscaya gegenwärtig noch ein Zweig der frühesten Sprache deutscher Völker, und die Schrift ist gothisch; diese Mundart aber ist nur jenen seltenen Völkerstämmen eigen, die sich in den Klüften ihrer Berge, Romern und Arabern unzugänglich, fremden Schwertern und dem Einfluß fremder Sitten mit Beharrlichkeit und unbezwingbar widerstehen. Allein so wie in Deutschland Sachsen Deutsch, und in Italien Toskana und Rom nur reines Italienisch sprechen *), so ist auch das eigent-

*) Laut dem verächtenden Ausdruck der Italiener: *Lingua toscana in bocca romana.*

liche Spanische in den kastilianischen Provinzen heimisch; daher der Spanier seine Sprache selbst nicht „espagnol“ heißt, sondern „castillano“.

Dios, madre, casa, agua, pan, espiritu, und tausend andere Namen, so wie auch die meisten Adiectiva, tragen das Gepräge ihres Ursprunges aus dem Vaterlande Cicero's und Cato's offenbar an sich. Im gleichen Grade unverkennbar schreiben eine Menge anderer Wörter, z. B. almohada, aljosayna, zapato, almacen, almanzor, zorayde u. s. w. sich aus dem Arabischen: und diese gegenseitige Amalgamation der einen dieser beiden Sprachen durch die andere ist es, was dem Kastilianischen den unaussprechlich hohen Zauber ernster Würde mit dem unvergleichbar zarten Ausdruck des Gefühls verleiht — was Karl den Großen einst bewog, es zu vergöttern. *) Die Aussprache des Kastilianischen erfordert einen eigenen Sprachsinn und eine Anneigung der Organe, die dem Deutschen wie dem Britten und dem Russen öfter eigen sind, als dem Franzosen und Italiener; diese denken letztern Nationen sinden sich beinahe niemals in die offenen, vollen, starken Töne, die, verbunden mit der Zartheit und der Milde, welche auf den meisten Konsonanten liegt, das höchste Ideal des Dialekts erzeugen.

Wenn der Zufall und der Mittheilung Bedürfniß einer Sprache Stoff geschaffen haben, so wird dieser zwar durch den Grammatiker geordnet, aber erst der Dichter **) bildet ihn. Nun hatte Spanien den Cervantes, als der Deutsche noch in fremden Sprachen schrieb, und schwerlich hat wohl irgend eine Nation ein Buch, in welchem eine reinere, korrektere und elegantere Sprache lebt, als in Cervantes Werken; Sancho Pansa spricht mit einer würdevollen Einfalt, die gerade aus der Seele in die Seele quillt, und zierlicher als Don Quixote schwatzt im heiligen römischen Reiche kein Professor.

Spätere Autoren, ganz besonders eigentliche Dichter, wie z. B. der moderne spanische Anakreon, Melendez Valdes, unser Zeitgenosse, und spanions Schiller, der Verfasser der „Candesa de Castilla“, Cienfuegos, stehen am Ziele möglicher Vollendung.

Aber Spanien läßt auch nicht, wie manchmal Deutschland, seine besten Köpfe hungern. Wenn ein Mann Talent und Kraft und Willen äußert, so behandelt ihn der aufgeklärtere Große als ein Heiligthum der Nation, und weiset ihm eine Sphäre an, in welcher seine Seele Schwung, und seine Feder ihre Laufbahn findet. So ward einst Melendez vom Minister Jovellanos seiner Dunkelheit entrissen, als er an des letztern Tafel durch ein Trinklied ***) aus dem Stegreif höhern lyrischen Beruf verrieth — und von des Nothzwangs Hundekette losgebunden, stand der reife Dichter da, wie Schillers Herkul von dem Irdischen entweidet.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Laut seinem Ausspruch: Rede deutsch mit deinem Pferd, und englisch mit den Vögeln; französisch sprich mit deinem Bruder, italienisch mit dem Weibe deines Herzens; spanisch nur — vor Gott!

**) Es ist hier unter Dichter die Schriftsteller überhaupt verstanden, der vermöge der Behandlung seines Vorwurfs mit der Sprache ringt.

***) *Bebamos, bebamos*
Del suave licor
Cantando bodas
A Baco, y no à Amor.
Poesias de D. Juan de Melendez de Valdés, Tomo I pag. 116.

Varietäten.

Aus Italien.

— Während sich Italiens Bischöfe gegen die österreichische Armee an den Ufern des Tagliamento und Isonzo schlug, wurde neulich, am 13 Mai, zu Lodi das Monument einverweiht, welches das Andenken des Sieges verewigen soll, der Oesterreichs Macht in Italien unter Beaulieu's Befehl am 10 Mai 1796 vernichtete. Folgendes sind die wie auf Anwendung der Regierung eingegrabenen Inschriften des Schlacht-Denkmals:

IO MAGGIO 1796

AUSPICE E CONDOTTIERE NAPOLEONE I FRANCESI SUPERATI LE ALPI L' ESERCITO AUSTRIACO AL PONTE DI ADDA SCONFISSERO

PEL VALORE E PER LA SAPIENZA DI NAPOLEONE ITALIA DOPO DIECI SECOLI DALL' INFRTIA E DALL' OPPRESSIONE VIGOROSA ED ARMATA RISORSE

ALLA VIRTU' ED ALLA PIETÀ DI NAPOLEONE ITALIA I SUOI DESTINI E LE SUE SPERANZE RACCOMANDO'

PEL MONUMENTO DALL' ITALIA ERETTO AI GUERRIERI FRANCESI AUSPICE E DUCE NAPOLEONE IL GRANDE VINCITOR DEI TEDESCHI AL PONTE DELL' ADDA LODI ESULTANTE E GRATA 13 MAGGIO 1809

Aus Frankreich.

— * Unter den kürzlich in Paris herausgekommenen Werken bemerkt man — womit dem Geschmacke des leser- und unterhaltungslustigen Publikums nun denn doch mehr als genug getrauet sein dürfte, unter dem Titel: *Oeuvres choisies, littéraires, historiques et militaires etc.* noch eine bisher angeblich von einem seiner Freunde zu Tage geförderte Sammlung aufgelesener Schriften des in diesen Blättern schon einmal erwähnten Prinzen de Ligne.

Sie enthält abermals Memoiren über Polen, über die Juden, die Böhmen u. s. w.; über die französischen, russischen und österreichischen Armeen; militärische Fantasien; die (schon bekannte) Karakterschilderung Katharina's der Zweiten, und berühmter Generale aus dem verflossenen Kriege; einige unedirte Piecen, den Grafen und Balcho von Bonneval betreffend; moralische und literarische Bruchstücke, Briefe und Einfälle; Anekdoten von dem französischen Hofe, der Königin Marie Antoinette, dem Herzoge von Orleans, und noch mehreren andern in der politischen und literarischen Welt des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts berühmt gewordener Personen. Daran gehen einige biographische Notizen über den Verfasser.

Die vor kurzem erschienene *Histoire du Feld-Maréchal Souwarow, liée à celle de son temps par de Laverne* ist in Paris verboten, und die ganze Auflage in Beschlag genommen worden. Doch ist der Verleger nicht ganz ohne Hoffnung, daß ihm dieselbe wieder werde freigegeben werden.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 44. — den 3 Juni 1809.

Ueber die Verbindungen der Engländer mit Tibet.

1.

Lage von Tibet, Klima, Vielmännerei.

Vor dem Jahre 1774 hatte man nur wenige bestimmte Kenntnisse von dem neuern Zustande Tibets, wo die lamische Religion, ein Zweig der indischen, einheimisch ist. Tibet mit seinen Provinzen liegt oberhalb Indien, zwischen dem 29 und 30 Grad der Polhöhe; dehnt sich auch noch bis zum 35 aus. Das nächste Land, das nordöstlich an Bengalen, wo die Engländer herrschen, grenzt, hängt vom Dalai Lama, dem geistlichen und weltlichen Beherrscher Tibets, ab, und wird von einem Fürsten oder Rajah regiert. Es heißt Butan. Südwestlich von Tibet stößt das Gebiet des sonst unabhängigen Rajah von Nipal unmittelbar an Bengalen.

Tibet, Butan und Nipal (oder Napaul) bestehen aus sehr hohen, theils kahlen, theils waldigen Gebirgen, und aus engen Thälern. Die Gebirge, unter heissem Himmelsstrich gelegen, scheinen mit ewigem Schnee und Eis bedeckt, und bilden die Hochlande oder das ächte Bild einer indischen Schweiz, die nach Süden gewandten offenen Thäler ausgenommen, wo Pomeranzen und Zitronen, Pfirsiche, Abrikosen, und eine schlechte Art von saurern Aepfeln reifen.

Sonst ist der Boden steinig, und ziemlich unfruchtbar. Die Bevölkerung ist sparsam, und — was doch selten in den asiatischen Ländern gefunden wird — die Vielmännerei in den niedern Ständen durchaus eingeführt. Drei und mehrere Brüder haben ein Weib, und leben dabei verträglich.

2.

Lamische Religion, Klöster, Ehelosigkeit der Staatsbeamten.

Diese Einrichtung hat ihren Grund in der politischen, religiösen und natürlichen Beschaffenheit des Landes. Die herrschende Religion ist die des Dalai Lama, welche an die Seelenwanderung glaubt, und die hierarchische und politische Gewalt unter priesterliche Fürsten vertheilt. Ihre Bekenner, die ein heiliges Leben führen wollen, begeben sich in Klöster, wo sie, unter einem Obern, dem Gebet, den innern Betrachtungen und den landesüblichen Wissenschaften obliegen. Sie sind zum ehelosen Stand verbunden. Die Klöster sind meistens an die Gebirge, oder in niedern wärmern Thälern gebaut. Diese Mönche pflegen nur von Pflanzen.

Wer zwei oder drei Söhne hat, ist verbunden, einen in das Kloster abzugeben. Dort bekommt der Knabe als Zögling Unterricht in der Religion, in den Wissenschaften, in dem Gesange, der Musik und den Künsten. Wird er groß, hat er die Wahl, entweder Mönch zu werden, oder in die Staatsämter des Landes nach und nach einzutreten.

Er mag nun aber wählen was er will, so lebt er doch künftig ehelos. Denn es würde in diesem Lande für große Schande gehalten werden, wenn sich ein Staatsbeamter verheirathen wollte. Es gibt dort ferner weibliche Klöster. In diese haben auch Männer, doch bei Tage nur, Zutritt.

Die Klöster des Landes sind von einem ungeheuern Umfange, sehr niedlich und geräumig gebaut. Manche enthalten dreitausend Mönche.

Bei Uebung dieser Grundsätze kann die Bevölkerung des Landes nicht stark sein. Jene stützen sich auf die Kargheit des Bodens, der keiner allgemeinen Kultur fähig ist, folglich keine

Digitized by Google

große Volksmenge ernähren kann. Die Vielmännerei ist der Erzeugung einer zahlreichen Nachkommenschaft entgegen, entspricht aber hier ganz der angegebenen Beschaffenheit des Landes.

3.

Grenzprovinzen, Bekanntschaften mit den Engländern in Bengalen. Ihr Krieg mit Butan.

Durch Handel und Umtausch läßt sich kaum mit vieler Schwierigkeit etwas in den Provinzen gewinnen. Nördlich hat das Land die unermeßlichen Steppen der großen Tartarei, östlich das chinesische Reich, unter dessen Schutz die lamischen Priester und ihr Gebiet stehen, westlich Nordindien, oder das gebirgige Kaschmir, und südlich das den Engländern unterworfene Bengalen, an welches die Gebirge Butans und Nipals stoßen, an deren Fuß sich aber unermeßliche und höchst ungesunde Moräste ausdehnen.

Aus Bengalen könnten die Tibetaner wohl alle Bedürfnisse ziehen. Allein die Abwechselung des Klimas bei einem Zug aus den kalten Gebirgsgegenden in die von Sonnenhitze glühenden bengalischen Ebenen ist für Menschen und Vieh tödtlich, so, daß nicht leicht jemand solche Unternehmung wagt, Pilgrimme ausgenommen, welche die heiligen Orte der bramischen Religion in Kalkuta, Benares und andern Gegenden des südlichen und westlichen Indiens zu besuchen Wallfahrten anstellen.

Durch diese Pilgrimme kamen die Engländer zuerst in eine Verbindung mit Tibet, die endlich durch besondern Zufall noch fester geknüpft ward.

Die Bewohner der Gebirge der tibetanischen Provinz Butan nämlich, ein rüstiger Menschenschlag, wie es alle Bergvölker sind, kamen zu Anfang der siebenziger Jahre des vorigen Jahrhunderts mit den nördlichen Bewohnern Bengalens, einem sehr weich geschaffenen Volke, wegen eines Landstriches in Streitigkeit, griffen zu den Waffen, und bemeisterten sich bald des bestrittenen Bodens.

Die Engländer, als Grenznachbarn, blieben dabei nicht gleichgültig; sie sandten aus Süden zwei Kompagnien Soldaten ab, die in langsamen Märschen gegen die butanischen Gebirgsgegenden rückten, und endlich zu zwei förmlichen Bataillonen anwuchsen. Sie trafen auf die Feinde. Europäische Disziplin siegte hier wie sonst durchaus über die asiatische Taktik der Butaner, die nur mit Bogen und Pfeilen und einem sichelartigen Säbel fochten, den sie zwar mit Kraft und Muth, aber ohne Erfolg gegen Bajonett und Feuergewehr führten.

Der Rajah oder Fürst von Butan, müde des Kampfes und billig besorgt für die Sicherheit seiner eigenen Länder, wandte sich an Teschu Lama, damals Regenten von Tibet und Vormund des jungen Dalai Lama, seines Obern im religiösen Range.

4.

Der Vormund des Dalai Lama stiftet Friede. Sein Schreiben an den Gouverneur Warren Hastings. Muster des orientalischen Styls.

Teschu Lama schickte eine Deputation an den englischen Gouverneur nach Bengalen in Indien mit einem Schreiben, welches, mit orientalischen Floskeln ausgeschmückt, herrliches Denkmal eines scharfsinnigen Geistes, von Demuth, von Herzenseinfalt, und vorzüglich von einer Feinheit des Gefühls und Ausdrucks ist, die zugleich bei allen verbindlichen Schmeicheleien, dennoch eine versteckte Drohung unter der Einkleidung sanfter und bittender Worte zu bergen verstand.

In diesem für uns Europäer nach seiner ganzen Anlage merkwürdigen Schreiben sagt der Lama:

„Die Angelegenheiten dieses Landes sind blühend. Ich bin Tag und Nacht beschäftigt für eure Glückseligkeit und euern Wohlstand zu beten. Da ich durch Reisende euern erhabenen Ruhm und euer hohes Ansehen vernommen habe, fließt mein Herz gleich den Blüthen des Frühlings über von Zufriedenheit, Frohsinn und Freude. Dank sei Gott, daß der Stern eures Glückes im Aufsteigen begriffen ist. Weder verfolgen noch beleidigen ist meine Absicht. Es ist das Wesen unserer Religion, uns lieber die nothwendige Erholung des Schlafes zu opfern, als einem einzelnen Menschen zu schaden; aber ihr übertreffet uns, wie ich höre, an Gerechtigkeit und Menschenliebe. Möget ihr immer den Sitz der Gerechtigkeit und der Macht zieren, daß die Menschen im Schatten eurer Blute die Wohlthaten des Friedens und des Ueberflusses genießen mögen."

„Ich bin, mit eurer Erlaubniß, der Rajah oder Lama dieses Landes, und herrsche über eine Menge von Unterthanen."

Nach dieser Ankündigung kommt Teschu Lama auf den Krieg, der zwischen dem Rajah von Butan, Deb' Terria, und den Engländern ausgebrochen war. Er gibt diesem Rajah vollkommen Unrecht, sagt, er wäre von einem rohen und unwissenden Stamme, auch mit Grund und Fug von dem rächenden Heere der Engländer gezüchtiget worden, und fährt dann fort:

„Es ist klar, wie die Sonne, daß eure Armee siegreich gewesen ist, und daß ihr ihn hättet vertilgen können; aber ich übernehme es, Vermittler zu sein, und euch vorzustellen, daß der Rajah von Butan ganz vom Dalai Lama abhängt, der in diesem Lande unumschränkt herrscht, wiewohl gegenwärtig während seiner Minderjährigkeit die Verwaltung des Landes mir anvertraut ist."

„Fernere Ankündigung eurerseits gegen des Rajahs Land würde sowohl den Dalai Lama als seine Unterthanen gegen euch aufbringen. Aus Achtung für eure Religion und Gebräuche ersuche ich euch, von allen Feindseligkeiten abzustehen. Ich habe dem Rajah sein Betragen verwiesen. Ich bin überzeugt, daß er meinem Rathe folgen werde, und es wird nothwendig sein, daß ihr ihn schonend und mitleidig behandelt."

„Was mich betrifft, ich bin nur ein armer Fakir (Mönch). Es ist mir heilige Pflicht, mit dem Rosenkranz in der Hand für das Wohl aller Menschen, und für den Frieden und das Wohl der Einwohner dieses Landes zu beten, und ich ersuche euch mit unbedecktem Haupte, in Zukunft von allen Feindseligkeiten gegen den Rajah abzustehen."

„In unserm Lande ist die Andetung des Allmächtigen das allgemeine Glaubensbekenntniß. Wir armen Geschöpfe sind euch in nichts gleich. Da wir indessen einige Dinge in Händen haben, so senden wir sie euch als geringe Beweise unsers Andenkens, und hoffen auf Annahme derselben."

Dieser Brief, vom 29 März 1774, ward mit einigen artigen Geschenken von Landes- und Industrie-Produkten begleitet, und an den General Warren Hastings, Präsidenten und General-Gouverneur von Bengalen, durch einen Gosein oder Pilgrim überbracht. Allerdings ist diese Urkunde ein schönes Modell des Kanzleistyls vom Tibetanischen Papste, und sehr verschieden von der Sprache, die die römische Kurie sonst von Italien aus an die Fürsten der Christenheit geführt hat.

Digitized by Google

5.

Haſtings ſucht einen Handelsverkehr zu ſtiften. Abſendung eines Geſandten im Jahre 1774.

Sir Warren Haſtings war dieſe herrliche Gelegenheit erwünſcht, eine Handelsverbindung mit Tibet anzuknüpfen. Auch ließ der Umſtand, daß Tibet unter dem Schutze des chineſiſchen Hofes ſtand, ja ſelbſt mit dieſer geographiſch unbekannten Berührungen an China grenzte, die Möglichkeit vermuthen, daß man auf dieſem Wege durch Vermittelung einer ſo hoch verehrten Perſon, wie der Lama iſt, deſſen Glaubensbekenntniß der chineſiſche Kaiſer ſelbſt zugethan war, mit China auf dem Landwege in Handelsverkehr gelangen könnte, da ſich die chineſiſche Politik gegen jede fremde Annäherung von der Seeſeite ſo eiferſüchtig verſchanzt hatte.

Haſtings ſchickte daher im Mai des Jahrs 1774 einen ſehr geſchickten und feinen Unterhändler, den Kapitän George Boyle, als Abgeſandten nach Tibet, der ſehr gute Geſchäfte machte, auch von dem Teſchu Lama eine anſehnliche Summe Geldes erhielt, um für die Verehrer und Anhänger ſeiner Religion in Bengalen an den Ufern des Ganges *) ein Wohnhaus zu erbauen, wozu auch jenſeits Kalkutta ein Grundſtück angekauft und dem Lama auf deſſen Anſuchen von dem General-Gouverneur bewilligt ward.

In dem Briefe, den der Lama an Haſtings ſchrieb, gibt er als Beweggrund des Verlangens, ein Haus in Indien zu bauen, an, daß — während er in den verſchiedenen Perioden ſeines Wiederauflebens zwar mehrere Gegenden zu Geburtsörtern gewählt habe — Bengalen das einzige Land ſei, wo er zweimal geboren worden wäre, mithin auch eine beſondere Vorliebe für dieſes Land hegte.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ausſtellung in der Rotunda in Rom.

Altarblätter von dem Ritter Camuccini und dem Ritter Landi.

Dieſe beiden verdienſtvollen Männer werden im Fache der Geſchichtsmalerei unter den jetztlebenden aus Rom gebürtigen Künſtlern mit Recht als die Erſten geſchätzt. Beide haben ihren Ruhm bereits gegründet; beide einen beſtimmten eigenen Karakter der Behandlung ſich eigen gemacht; beide genieſſen der allgemeinſten Achtung, und von beiden, beſonders aber von dem Cavaliere Camuccini, läßt ſich, da er erſt etwas über dreißig Jahre hat, noch vieles erwarten, das eine Zierde des Zeitalters ſein wird. Seit langem war das Publikum auf die Zuſammenſtellung zweier Gemälde von ſolchen Meiſtern und von ſolchem Umfange begierig, nachdem das Bild des Cav. Landi ſchon eine Zeit lang in der Kirche degli Innocenti ausgeſetzt geweſen war, wo der Künſtler die letzte Hand an daſſelbe legte, für deſſen Größe die gewöhnlichen Studienſäle zu klein waren. — Während jener erſten Ausſtellung wurde viel für und wider jenes Bild geſprochen und geſchrieben. Es kam ſogar zu Invektiven von Seiten der Verfaſſer, die ſich für oder wider das Bild oder einzelne Theile deſſelben erklärt hatten. Die endlich erfolgte Ausſtellung des Camuccini'ſchen Bildes, das von gleicher Größe und für dieſelbe Kirche — beide ſind für eine auswärtige Stadt, und wenn wir nicht irren, für Piacenza — beſtimmt iſt, ſollte allem Streit ein Ende machen, indem die Vergleichung zweier Gemälde am unwiderleglichſten das Urtheil der allgemeinen Stimme hervorzubringen vſtegt. — Die Anhänger Camuccini's erwarteten den glänzendſten Triumph; Landi's Partei hoffte ein gleiches. Man drängte ſich in Haufen zur Kirche, und war erſtaunt, daß man ſich genöthigt ſah, nicht zu vorſaut zu urtheilen.

Das erſte Bild, zu dem man kam, war das von Camuccini, die Darbringung des Kindes Jeſus im Tempel vorſtellend. Die koloſſale Form imponirte — auch der Ungebildete fühlte, daß er vor dem Werk eines Meiſters ſtände. Aber das zweite Bild, von Landi, forderte auch nicht nur Aufmerkſamkeit, ſondern feſſelte die Menge, daß ſie ſich dort zu vergeſſen ſchien. Nun ging der Streit von neuem los, beſonders unter den Italienern; es wurde mit Beredſamkeit für und wider geſtritten, und es erſchienen eine Menge Sonette aller Art, darunter die meiſten bloß als Machwerk der Parteien anzuſehen waren. Das billigſte unter dieſen ließ beiden Gerechtigkeit widerfahren, und verglich die Künſtler mit Caſtor und Pollux, obwohl es ſich in der Art ſich auszudrücken nicht unbeutlich für Landi's Bild entſchied.

Wie es heißt, werden dieſe Bilder noch ein Paar Monate lang in der Rotunda hängen bleiben. Die Sache hat ihre Neuheit verloren, die Bulletins der Armee haben die Sonette verdrängt, und die Frage des Kommenden liegt dem Menſchen näher, als das Intereſſe für das Gemachte. Ungeſtört kann nun derjenige, der zur Belehrung zu jenen beiden Kunſtwerken tritt, ihr Vorzügliches und ihr etwaniges Mangelhafte prüfen. Hier ſind einige Bemerkungen, die uns die Stimme der unbefangenſten Beſchauer geweſen zu ſein ſcheinen.

Unleugbar haben beide Bilder großes Verdienſt. Mehr Styl und grandioſere Zeichnung ſcheint des Camuccini's, mehr Leben und Kolorit das Bild des Landi zu haben. Beide haben gezeigt, daß ſie nicht Nachahmer ſind, ſondern ſich eine eigene Manier erſchufen, und keins ſchlägt das andere nieder, wenn gleich der Akkord in dem Landi'ſchen Bilde höher getrieben iſt, als in dem andern.

Von dem Camuccini'ſchen kann man ſagen, daß es etwas todt, kleinern, bewegungsloſ gedacht iſt. Die Karaktere haben — eine Weiber-Gruppe abgerechnet, die Gaben in den Tempel bringen, welche die reizendſte des ganzen Bildes iſt — wenig Idealiſches, und in dem Faltenwurf der Gewänder iſt zu viel Wiederholung. Das Kind iſt gerade die ſchlechteſte Figur, ſowohl in Anſehung der Zeichnung als der Farbe.

Das Bild des Landi ſtellt einen Moment vor, da Chriſtus ſich von der Laſt des Kreuzes einen Augenblick ausruht, und zu den nachfolgenden weinenden und ſtehenden Weibern ſpricht: Weinet nicht über mich u. ſ. w. — Eine Menge Weiber mit Kindern ſind verſammelt; unter den erſten Knieenden ſieht man M. Magdalena, in einer andern Gruppe die Madonna; eine Menge Köpfe aller Art ſchauen hinter einander hervor. Ein unwillig werdender Hauptmann befiehlt die Fortſetzung des Zuges. Man ſieht auch Figuren, die ſich auf getrümmten Wege fortbewegen. In dieſer zweiten Hälfte des Bildes iſt geiſtvolle, lebendige Darſtellung; aber die Hauptgruppe, wenn gleich nicht zu läugnen iſt, daß ſie viele Handlung zeigt, hat unleugbar zu viel Geſuchtes. Schon die Geſtalt des Chriſtus hat etwas Auffallendes und nicht das Würdevolle eines leidenden Chriſtus, wozu das

*) Der gebeiligte Fluß Indiens, in welchem durch Baden Sündenvergebung gewonnen wird.

Digitized by Google

hochrothe Gewand auch etwas beiträgt; am auffallendsten aber sind die zunächst im Vordergrunde knienden Frauen, die fast nach der neuesten Mode, wenigstens ganz theatralisch, drapirt und coeffirt sind. Man hat zwar das pictoribus atque poetis citirt, aber das Beispiel der besten Künstler gestattet solche unbegreifte Freiheit doch nicht. — „Schön sind sie,“ sagte ein Hirt, der einst auch zusah, „das ist nicht zu leugnen; aber es scheint doch zu viel“ (belle sono, non c'è da dire, ma pure pare un po troppo). So bemerkte er auch über die vielen Köpfe, die hinter einander vorguckten: „und da die Köpfe scheinen auch ein wenig kurios, obgleich ich es nicht verstehe; es sollte ein wenig mehr Platz da sein.“ (E quelle teste pure paj.no curiose, benche io non me n' intendo; pare che gli si vorrebbe un po più largo). — Wir glauben in dem allen genug gesagt zu haben.

Variétäten.

Aus der Schweiz.

— * Zürich, 28 Mai. Die diesjährige Kunstausstellung in Zürich enthielt wieder manches anziehende Werk, und an vierzig Nummern mehr, als die letztjährige. Ein Beweis, daß die Kunst in der Schweiz noch mit regem Eifer betrieben wird.

Freylich kann man kaum fordern und hoffen, alle Jahr von den besten inländischen Künstler eine gleich gute, in jeder Hinsicht befriedigende Aufstellung veranstalten zu können; aber Schade wäre, wenn unvorhergesehende Umstände, wenn Mangel an Einsendungen dieses Institut untergraben oder aufreiben würden. Es gewährt doch immer eine ziemlich vollständige Uebersicht des Fortschreitens schweizerischer Art und Kunst; auch ist zu hoffen, daß die Gesellschaft der Kunstfreunde, welche nun seit drei Jahren aus ihren Zuschüssen wenigstens ein Dutzend von den ausgestellten bessern Kunstsachen kauft und dann unter sich verlooset, den Künstlern immer mehr Lust machen werde, etwas Gutes einzusenden, weil sie erwarten dürfen, dasselbe um einen billigen Preis abtreten zu können.

Der Wunsch, welcher oft von Kunstliebhabern aus andern Kantonen geäussert wurde, daß diese Nationalausstellung nicht immer nur in Zürich veranstaltet werden, sondern in den verschiedenen Hauptstädten der Schweiz abwechseln möchte, ist auch vorigs Jahr bei der Künstlergesellschaft in Zofingen wiederholt worden. Es ist aber zu vermuthen, daß solcher Wechsel nicht wohl möglich wäre, wenn nicht an jedem Ort, wo eine Ausstellung statt haben sollte, sich zunächst eine Gesellschaft von Künstlern und Kunstfreunden, wie in Zürich, bildet, die sich der Mühe eines weitläufigen Briefwechsels, der Einrichtung eines schicklichen Lokale, der Ausstellung und Wiederverpackung der Gemälde, der Sammlung einer Subskription für den Ankauf ausgezeichneter Produkte und — freiwillig und unentgeltlich — vielen andern Geschäften unterziehe, die nun einmal in Zürich seit neun Jahren zur Uebung geworden sind, und schwerlich an irgend einem Ort so leicht besorgt werden dürften. Man müßte selbst befürchten, daß, wenn ein Versuch gemacht würde, die jährliche Ausstellung zu transloziren, der Zweck nicht nur für den neugewählten Ort verfehlt werden, sondern auch die ganze Einrichtung eines Nationalausstellung durch diese zersplitternde Maasnahme zu Grunde gehen, und die schweizerische Kunst im Allgemeinen eine nicht unbedeutende Unterstützung verlieren möchte.

Es ist nicht der Zweck dieser Notiz, ein kritisches Verzeichniß vorzüglicher Kunstsachen der jüngsten Ausstellung zu liefern; dies möchte zu weit führen. Nur eines einzigen Künstlers mag hier noch Erwähnung geschehen, weil er bis dahin ausser seiner Vaterstadt wenig bekannt war. Gottfried Mind von Bern arbeitete viele Jahre im Atteller des verstorbenen Freundenberger, illuminirte jene bekannten allgemein beliebten Blätter dieses Meisters und drückte sich dergestalt in dessen Geist hinein, daß es nun eine Menge ländlicher Nationalscenen, Gastenspektakel, Kindesspiele u. dergl. mit einer Sicherheit und Leichtigkeit zeichnet, welche nicht nur den Kenner, sondern jeden unbefangenen Beobachter durch Wahrheit und eigenthümlichen Karakter ansprechen. Die meisten seiner eingesandten Zeichnungen wurden gleich in den ersten Tagen von Liebhabern aufgekauft, und selbst die berühmte Künstlerin Le Brun schätzte sich vorigs Jahr in Bern mehrere derselben an.

Aus Preussen.

— * Berlin, im Mai. Der von der Regierung gegen Münzscheine angeordnete Gold- und Silberankauf hat den besten Fortgang. Das Drängen zur Ablieferung und zur Elemerzeihung nimmt noch kein Ende, und die Regierung hat sich genöthigt gesehen, den Zeitraum dazu zum zweitenmal zu verlängern. Es hat nicht an einigen unerheblichen Defraudationen gemangelt, und man hat an den Thoren mehrere sehr bedeutende Silbervorräthe in Barren und Gefäßen angehalten, welche nach dem Bestande ihren Weg nehmen sollten.

Wie man allgemein vernimmt, hat der Staatsrath von Humboldt eine Reise nach Königsberg angetreten, um vorzüglich den Plan zur Errichtung einer Universität in Berlin zu betreiben; eine Idee, von welcher eine große Anzahl hier lebender Gelehrten im höchsten Grade begeistert ist, und von deren Realisirung sie sich großes Heil für den preußischen Staat versprechen. In mehreren Broschuren und Blättern wird noch immer über diesen Gegenstand diskutirt, und der Plan zur Errichtung einer Universität in Berlin eifrigst in Schutz genommen. Hr. v. Eggers hat in einer kleinen Schrift an unsern Kleist einige Ideen über die Vertheilung der Universität nach Berlin beseitigten. Ich stande aber nicht, daß der Übergang einflußreicher Geschäftsmänner auf diejenigen großen Eindruck machen wird, welche die Universität in Berlin etablirt wissen wollen.

Vor kurzem hat das Gerücht, daß die Zahlenlotterie völlig aufgehoben werden sollte, unter den Kollekteurs und dem spielenden Publikum einen gewissen Schrecken verbreitet, der bald wieder beruhigt wurde, nachdem dies Gerücht dahin berichtigt worden, daß die Ziehung derselben nur auf einige Zeit ausgesetzt bleibt, um einen neuen Plan zu organisiren, weil bei dem früher vorhandenen die Direktion vor kurzem an ihrem Kapital einen Verlust von 60,000 Thalern erlitten. In Wahrheit, dies ist eins der sonderbarsten Phänomene im Gebiete des Lotto's.

Die Staatspapiere sowohl als die ständischen Papiere sind noch immer nicht im Steigen. Es scheint, daß unsere Finanzministerium darin einen großen Vortheil begehen, nicht zum wenigsten für die Abtragung der Zinsen zu sorgen. Es würde sich leicht der sowohl Vortheil zeigen, daß, indem der Werth derselben steigen würde, dadurch dem papiernen Kapital ein reeller Werth verschafft und die Summe zur Abtragung der Konteribution leichter aufgebracht werden könnte.

Die beim Einrücken der Franzosen nach Preußen abgeführten Depositenkassen sind ihren verschiedenen Behörden wieder eingehändigt worden.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 45. — den 7 Juni 1809.

Schickſal eines von den ſpaniſchen Inſurgenten gefangenen Offiziers vom Regiment Caſtellaz.

Der Zufall theilte mir folgende zwei Briefe in die Hände, deren Aechtheit ich verbürge. Der Verfaſſer derſelben iſt aus einer kleinen Stadt des Pays-de-Vaud, und wirklicher Offizier im Regimente Caſtellaz. Ich erhielt zwar von ſeinen Verwandten die Erlaubniß, die Beſchreibung ſeiner Schickſale öffentlich bekannt zu machen, glaube aber keineswegs dieſe Publicität auch auf ſeinen Namen ausdehnen zu ſollen. Da mir indeß dieſe Briefe intereſſante Belege zur nähern Beleuchtung des ſpaniſchen Inſurrectionskrieges und der Art, wie derſelbe geführt wurde, abzugeben ſcheinen, ſo entſchloß ich mich, ihren weſentlichen Inhalt für die Leſer der Miszellen für die Weltkunde zu überſetzen. Der Ueberſetzer.

1.

Barzellona, 19 Hornung 1809.

Am 11 Juli 1808 verlieſſen wir Figueras, ungefähr 3000 M. ſtark, in der Abſicht, die Gegend von Roſas zu rekognosziren. Wir wurden von den Wällen dieſer Feſtung ſogleich durch einige Kanonenſchüſſe empfangen, die uns jedoch niemand tödteten. Als hierauf General Reille einen Parlementär mit der Aufforderung zur Uebergabe in die Feſtung ſandte, behielten die Belagerten denſelben zurück, und die Kanonade fing von neuem an. Dieſe war zugleich das Signal, auf welches die Inſurgenten von allen Seiten herbeiſtrömten, ſo daß wir uns in wenig Augenblicken gänzlich umringt ſahen, und der Befehl zum Rückzug ertheilt werden mußte. Da wir aber eine kleine Anhöhe hinter uns hatten, welche der Feind mit zwei Feldſtücken beſetzt hielt, wurde ich kommandirt, dieſelbe mit dem Bajonette wegzunehmen. Wie ich in Gemäßheit dieſes Auftrags mit meinem Detaſchement en tirailleur der Batterie entgegenrückte, regneten uns zwar die Kugeln ſo hageldicht entgegen, daß kein Mann davon gekommen wäre, wenn die Spanier beſſer — geſchoſſen oder gezielt hätten; ſo aber zählten wir weder Todte noch Verwundete, und nur mein Hut ward die und da durchlöchert. Es gelang mir auch wirklich, mit Hilfe einer Kompagnie des 32 Regiments den Poſten wegzunehmen, worauf ich, nachdem ſich jene Kompagnie wieder auf ihre Kolonne zurückgezogen hatte, die Flüchtlinge noch anderthalb Stunden lang verfolgte.

Da ich mich aber jetzt zur Rückkehr anſchickte, wurde ich erſt gewahr, wie weit wir uns in der Hitze des Gefechts vom Hauptkorps entfernt hatten. Wir fanden auf unſerer Straße ein iſolirtes Haus, wo wir einige Erfriſchung ſuchten, und uns höchſtens zehn Minuten lang aufhielten. Kaum einige Schritte weiter erhielten wir von hinten eine Gewehrſalve von mehr als ſechzig Bauern. Es waren mir nur noch eilf Mann übrig, doch lauter beherzte junge Leute, welche den Räubern keine Zeit zu einer zweiten Salve ließen, ſondern mit gekreuztem Bajonet auf ſie eindrangen und ſie ſo in die Flucht ſchlugen; dieſes dann um ſo eher, als die feindlichen Gewehre ohne Bajonette waren.

Wir gaben zum Ueberfluß noch einmal Feuer auf ſie, und ſetzten unſern Weg fort, als ein zweiter Haufe Bauern von einem andern Dorfe herkam, durch unſere Fuſilade herbeigelockt. Jetzt galt es, ſich durchzuſchlagen. Ich ermahnte meine Soldaten hierzu. Ich ſtellte ihnen vor, daß ſie von Banditen keine Gnade zu erwarten hätten, wenn ſie ihnen in die Hände fielen, und

Digitized by Google

daß es ehrenvoller sei, die Waffen in der Hand sein Leben theuer zu verkaufen, als sich dieser Horde zu ergeben — allein im gleichen Augenblicke, da wir auf den Feind marschirten, waren die Flüchtlinge von vorhin zurückgekommen, und schossen wiederholt auf uns; eine Kugel zerschmetterte mir den Schenkel, ich fiel in die Arme zweier Soldaten, die zu meiner Unterstützung herbeigeeilt waren. Als die übrigen mich verwundet sahen, verloren sie den Kopf; die Bauern benutzten diesen Moment und fielen über uns her.

2.

Barzellona, 17 April 1809.

Als uns die Räuber in ihrer Gewalt und meine Leute entwaffnet hatten, erwartete ich nichts anders, als irgend eines grausamen Todes zu sterben, indem mir die Greuel bekannt waren, welche gegen andere Gefangene ausgeübt wurden. Ich kam indeß mit einem Kolbenschlage auf den Kopf davon, welchen mir einer der Banditen gab, weil ich meine Pistolen noch nicht abgelegt hatte. Ich wurde bis aufs Hemd geplündert, die Soldaten je zwei und zwei zusammen gebunden, und da mir meine Wunde das Gehen unmöglich machte, trugen mich zwei Bauern in ein Dorf, welches eine Stunde abwärts im Gebirge lag.

Als wir daselbst ankamen, gab man uns etwas Wein, Brod und Nüsse. Es wurde auch eine Art von Wundarzt herbeigeholt, um meine Blessur zu untersuchen; ich war vom Kopf bis zu den Füßen über und über ganz mit Blut bedeckt. Der Stiefsohn Aesculaps verband mich so gut er konnte, und daraufhin wurden wir in ein Gefängniß aufs Stroh gelegt. Die Nacht, welche ich hier zubrachte, war fürchterlich; das Zinnen und die Scharpien fielen von der Wunde, und die Verblutung stellte sich von neuem ein. Ausserdem beunruhigte mich das Jammern der Soldaten, deren Einbildungskraft, von Erzählungen der Grausamkeiten der Spanier angefüllt, sie den Augenblick ihrer Ermordung erwarten ließ.

Mit Anbruch des Tages wurden wir aus unserm Kerker gezogen, um in die Festung Rosas transportirt zu werden. Man gab mir einen Esel, von einer alten Frau geführt und von dreißig Bauern mit rothen Mützen esbortirt. Auf diese Weise langten wir in Rosas an, wo man uns beim ersten Willkommen alle umbringen wollte; doch die Vermittelung des alten Weibes und die Dazwischenkunft eines Offiziers der Linientruppen rettete uns das Leben. Die Soldaten wurden zugleich nach Girona eingebracht, und ich auf die Hauptwache der Wallooner Garden in das Fort gebracht, wo mich ein geschickter Chirurgus verband. Indessen brachte ich daselbst wieder eine stürmische Nacht zu; denn die Wallooner machten einen Ausfall, und es blieben nur Bauern in dem Fort zurück, welche mich von Zeit zu Zeit auf der Hauptwache besuchten, mir es zum Vorwurf machten, daß ich in französische Dienste getreten sei, und mir den Hals abzuschneiden oder mich mit Dolchen zu ermorden drohten. Alles, was man mir von ihrem Benehmen gegen Gefangene erzählt hatte, kam mir jetzt wieder in Erinnerung, und ich sah mich in der Gewalt einer Horde Meuchelmörder, mit rothen Mützen und schreckenden Gesichtern.

Ich ergriff endlich die Partie, mich schlafend zu stellen, und sie ihre „Carajos“ *) und Verwünschungen nach Belieben ausstoßen zu lassen. Tags darauf wurde ich in eine Barke getragen, worin sich noch sechszig Gefangene vom 32 Regimente befanden, um nach Girona gebracht zu werden.

Bei meinem Eintritt in Girona selbst verfolgte mich der Pöbel und verlangte meinen Tod. Der Blutverlust und die Ermüdung von der Reise machten mich sehr blaß; ein Offizier von Miguelet hatte mir seinen Mantel geliehen und ein Tuch um den Kopf. Alles dieses verbunden mit einem fast unmerklichen Barte gab mir ein weibliches Ansehen, und einer aus der Menge sah mich auch wirklich dafür an, worauf das Geschrei sogleich änderte und alle schrien, man solle mich nicht tödten, ich sei ein Weib.

Ich fand im Hospitale dieser Stadt einen Unglücksgefährten, Hrn. de la Ville, Aide-de-Camp des Generals Dubesme, der als Parlementär nach Girona gesandt und daselbst zurückbehalten worden war. Allein die Hoffnung, uns gegenseitig aufmuntern zu können, wurde bald vernichtet; denn die Spanier, welche uns auf alle mögliche Art zu necken suchten, verboten uns, miteinander zu sprechen, obschon wir das gleiche Zimmer bewohnten. Indessen fand ich doch ein Mittel, ihr Verbot zu umgehen; indem ich nemlich die Schildwache ansah, als ob ich mit ihr redete, sprach ich deutsch mit Hrn. de la Ville, welcher mir singend in der nemlichen Sprache antwortete. Diese Lebensart setzten wir fort bis zu der Ankunft eines französischen Offiziers, Namens Grapin, und eines schweizerischen Lieutenants Schild, die ebenfalls als kranke Gefangene auf unser Zimmer gebracht wurden. Unser Schicksal ward erträglicher, da wir uns nun mit einander unterreden durften, und übrigens auch von den zum Hospital Gehörigen ziemlich gut behandelt wurden. Ich werde vorzüglich die gute Behandlung nie vergessen, welche ich vom Kapellan genoß, so wie diejenige des Hrn. Seus, chirurgien en chef, der mich so sorgfältig verband und besorgte, als ob ich sein eigener Sohn gewesen wäre.

Ich blieb die ganze Zeit der Belagerung über in Girona; die Kanonade dauerte Tag und Nacht. Als endlich die Franzosen am 17 August die Belagerung aufhoben, wurden sämmtliche Gefangene nach Tarragona abgeschickt, worunter sich folgende Offiziere befanden: der Prinz von Salm-Kyrburg; Herr de Noailles, Aide-de-Camp des Fürsten von Neuchatel; Hr. de la Ville, dessen ich vorhin erwähnte; Hr. Legendre, Adjutant-Major des 95 Regiments; Hr. Schild, Lieutenant vom zweiten Bataillon des zweiten Schweizerregiments; Hr. de Banfier, Offizier vom 24 Regiment; Hr. Grapin, von dem ich oben sprach, und ich.

Meine Wunde war noch nicht geheilt, und ein vierzigtägiges Bettliegen hatte mich so entkräftet, daß ich anfangs nicht mehr stehen und mein Maulthier nur mit Hilfe zweier Offiziere besteigen konnte. Indessen hatten wir diesmal eine Eskorte von Linientruppen vom Regiment Soria, wovon der größte Theil im vorigen Kriege in französischer Gefangenschaft gewesen war, und also wußten, was man einem gefangenen Offizier schuldig ist; auch hatten wir alle Ursache, mit ihnen zufrieden zu sein, und sie retteten uns mehrere Mal vor der Wuth der Bauern.

Aber gleich den ersten Tag unserer Reise griff der Schmerz meiner Wunde, verbunden mit dem Zustande meiner Schwachheit, und die übermäßige Hitze, mich so übermäßig an, daß ich mich entschloß, zurückzubleiben, ungeachtet der augenscheinlichsten Gefahr, von den Bauern auf die schrecklichste Weise gemor-

*) Carajo, die Quintessenz spanischer Höflichkeitsformen.
Anm. d. Uebers.

Digitized by Google

det zu werden — und nur der unendlichen, mir ewig unvergeßlichen Sorgfalt meiner Gefährten danke ich mein Leben.

Nach einer Reiſe von fünfzig Meilen über die wildeſten Gebirge Kataloniens langten wir endlich in Tarragona an *), wo man Hrn. de Noailles und mich als Fieberkranke wieder in das Hospital bringen mußte, und beſonders an meinem Aufkommen jedermann verzweifelte. Allein ich hatte das Glück, in die Hände eines geſchickten Arztes zu fallen, der mich vernünftig behandelte und bald vom Fieber befreite. Nichts deſto weniger blieben wir beide ſechs Wochen in dieſem Hospital in einem Gemach eingeſperrt, worin wir uns nur mit Mühe umwenden konnten. Sobald der Beſuch des Arztes vorbei war, und man uns unſer Eſſen gebracht hatte, wurde die Thür mit eiſernen Riegeln und Vorhängeſchlöſſern klirrend verrammelt, und welch Bedürfniß uns auch angewandelt hätte, wir ſahen bis zur Stunde des Beſuches niemand mehr erſcheinen. Glücklicherweiſe waren unſere Fiebertage nicht die nämlichen, ſo daß wir uns gegenſeitig beiſtehen konnten.

Nach erfolgter Geneſung wurden wir zu unſern Gefährten gebracht, welche ſich im Collegio eingeſchloſſen befanden. Wir wurden gleich andern neuangekommenen gefangenen Offizieren in verſchiedene Gemächer einquartirt, und alle Kommunikation blieb uns abgeſchnitten, auſſer wenn Schweizer-Offiziere (in ſpaniſchen Dienſten) die Wache hatten, welche uns erlaubten, zuſammenzugehen, und ſelbſt auch ganze Abende in unſerer Geſellſchaft zubrachten. Wir ſind in dieſer Hinſicht vorzüglich dem Herrn Hauptmann Lavina und Lieutenant Gluz **) vom Regiment Wimpfen, ſo wie dem Hrn. La Coſte, Offizier vom Regiment Bourbon, viele Verbindlichkeit ſchuldig.

Nach einem viermonatlichen Aufenthalt in Tarragona mußten wir am 23 Dezember nach Tortoſa abreiſen. Wir langten daſelbſt nach einer Reiſe von vier Tagen an, und wurden am Morgen darauf weiter nach Valenzia beordert.

Es fehlte wenig, ſo hätten uns die Einwohner von Tortoſa die Mühe erſpart, unſere Reiſe fortzuſetzen; denn bei unſerm Ausmarſch wurden wir von einer raſenden Volksmenge angegriffen, welche damit anfing, die Huſaren unſerer Begleitung mit Steinen zu werfen. Unfehlbar würden ſie uns alle ermordet haben, wenn nicht einige vernünftige Männer ſie mit der Vorſtellung abgehalten hätten, daß die Franzoſen, im Fall unſerer Ermordung, das Gegenrecht an den ſpaniſchen Gefangenen ausüben würden, welche ſich in ihren Händen befänden. Dies machte Eindruck auf den Haufen, der aber nichts deſto weniger noch einige unter uns verwundete.

Wir wurden den nämlichen Tag in ein altes Schloß am Ufer des Ebro, drei Stunden von Tortoſa, gebracht. Am folgenden Morgen, als wir uns zur Abreiſe bereit hielten, langte die glückliche Nachricht unſerer Auswechslung an. Der Eindruck dieſer Neuigkeit war herzerſchütternd. Stellen Sie ſich fünf und zwanzig Offiziere und ungefähr ſechshundert Soldaten vor, welche alle wie toll durch einander rennen, ſingen, tanzen, ſich umarmen, und tauſendfältig eine unbegrenzte Freude auszuſprechen ſuchen!

Wir wurden nun zurückgeführt und am 3 Januar 1809 eine Stunde von Tarragona ausgewechſelt. Ich begab mich ſo geſchwind als möglich nach Barzellona; da ich aber mein Bataillon in dem Gebirge befand, verfügte ich mich dorthin, langte aber nach wenigen unbedeutenden Scharmützeln mit demſelben wieder hier an. Ein bitziges Fieber, das mich während eines Monats feſthielt, war die Folge meiner ausgeſtandenen Beſchwerlichkeiten. Gegenwärtig befinde ich mich indeſſen wieder vollkommen hergeſtellt, und genieße einer vollkommnern Geſundheit, als zuvor.

*) Girona liegt diesſeits Barzellona, Tarragona jenſeits; da ſich nun Barzellona in franzöſiſcher Gewalt befindet, mußten die Internirten mit ihren Gefangenen den Umweg durch die Gebirge nehmen.
Anm. d. Ueb.

**) Ich habe den nämlichen Hrn. Lieutenant Gluz während meinem kurzen Aufenthalt in Tarragona als einen biedern und liebenswürdigen, obſchon noch ſehr jungen Schweizer kennen gelernt, und freue mich alſo doppelt, ſeinen Namen hier wieder in der Reihe der Seinen genannt zu ſehen.
Anm. d. Ueb.

Ueber die Verbindungen der Engländer mit Tibet.

(Fortſetzung.)

6.

Teſchu Lama beſucht den Kaiſer Kien-long von China im J. 1779.

Einige Jahre nachher, nämlich im J. 1779, trat Teſchu Lama, auf beſondere Einladung des Kaiſers Kien-long von China, nach der Hauptſtadt Peking eine mühſame Reiſe an, um das Geburtsfeſt dieſes alten Monarchen, ſeines hohen Verehrers, der damals ſiebenzig Jahre alt ward, zu feiern. Er unternahm dieſe Reiſe ſehr ungern, denn die Abhängigkeit vom chineſiſchen Schutze war dem geiſtlichen Oberhaupte äuſſerſt läſtig. Allein er war ſein genug, ſeine geheime Abneigung zu verbergen.

Reiſte nicht Papſt Pius der Sechste zum deutſchen Kaiſer nach Wien, von Rom faſt um die nämliche Zeit *), wenn gleich ungezwungen, doch mit ganz andern Abſichten? — Solche Parallelen in der Zeitgeſchichte ſind für den Geſchichtsforſcher ſehr bemerkenswerth.

Teſchu Lama, der auch den Namen Punnun Gſtinnee führt, brachte über zehn Monate auf dieſer höchſt beſchwerlichen Reiſe zu, ward bei ſeinem Durchzuge durch die unermeßlichen Provinzen der Tartarei von den Fürſten der tartariſchen Stämme, von den kaiſerlichen Verwandten und Söhnen, die ihm an der Grenze entgegenkamen, von dem Volke in den chineſiſchen Städten, und endlich von dem Kaiſer Kien-long ſelbſt, mit göttlichen Ehrenbezeugungen empfangen.

*) Es war im Jahre 1782.

7.

Der Lama ſtirbt in Peking an den Kinderblattern. Seine Wiedergeburt nach dem Syſtem der Seelenwanderung.

Allein einige Zeit nach ſeiner Ankunft ward der unglückliche Oberhirte der lamiſchen Völker in Peking von den Kinderblattern ergriffen, von welchen ihn weder das Gebet ſeiner Glaubigen, noch die Kunſt der chineſiſchen Aerzte zu retten vermochte.

In dem wettläufigen Schreiben, mit welchem der chineſiſche Kaiſer dem Bruder des Lama, Caugn Kuſchu, das Ableben des Oberhauptes der tibetaniſchen Hierarchie ankündigte, ſagte der Monarch: „Der Punnun Gſtinnee verändert ſchnell ſeine körperliche Wohnung, obwohl ich einſehe, daß Kommen und

Digitized by Google

Gehen für ihn nun einerlei sind." — Dies sind die geheiligten Worte, mit welchen die Glaubigen das Ende des Lebens oder den Tod des Lama bei der nahen Hoffnung seiner Wiederauferstehung auszudrücken pflegen.

Einige Monate nachher kam nach Bengalen die Nachricht aus Tibet, daß der Lama wieder geboren worden, und, den tibetanischen Glaubenslehren zufolge, in den Körper eines Kindes übergegangen wäre, dessen Identität vermöge der in jener Religion vorgeschriebenen Zeugnisse anerkannt, und unter dem Titel und Namen seines Vorfahrers ausgerufen ward.

Der verstorbene Teschu Lama hatte schon an dem chinesischen Hofe während seines Aufenthalts in Peking zum Besten der Engländer gearbeitet, und einige tröstliche Zusicherungen von dem Kaiser erhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Varietäten.

Aus der Schweiz.

— * Altstätten im Kanton St. Gallen, im Mai. Sie wissen es schon, wie ich für die wohlthätige Entdeckung der Schutzpocken eingenommen bin, mit welchem Eifer ich sie anzuwenden mich bemühte, und wie ich selbst andere anspornte, um sie beliebt zu machen. Schon seit der Kenntniß derselben brannten zwei Wünsche in mir. Der erste war, den Impfstoff einheimisch zu finden; der andere, ein Mittel zu finden, den Stoff so lange als nur möglich bewahren zu können, ohne daß er seine Kraft verliere.

Das erste ist mir nun, wie ich zuversichtlich hoffe, gelungen; für das andere habe ich bisher vergebliche Versuche gemacht.

Vor mehreren Jahren hatte ich (als Bezirksarzt) alle Viehseuche in meinem Arrondissemente eingraben, so bald sie erfuhren, daß ein Stück Vieh Blattern an dem Euter hätte, mir Kenntniß davon zu geben. Es sind ungefähr vier Jahre, daß mir wirklich ein Fall angezeigt wurde, der waren verschiedenen zusammenstoßenden Schwierigkeiten nicht genug untersuche werden konnte. Indessen erregte er doch die Aufmerksamkeit für die Folge.

Als ich den 6 Mai meine Impflinge in Rebstein besuchte, rief mir ein bekannter Bauer lächelnd zu: ich möchte in seinen Stall kommen, seine Kuh habe die Blattern. Er erinnerte sich, daß ich diese Krankheit schon lange bei dem Vieh suchte.

In meiner größten Freude fand ich wirklich, daß die Kuh an dem Euter mit Blattern behaftet sei, die viel Aehnliches mit den Schutzpocken hatten. Nur bedauerte ich, daß mich der Zufall nicht eher hinzog; denn die Blattern fingen bereits an abzutrocknen, und oefters sollten sie, nach der Erzählung des Besitzers von der Kuh, viel schöner und frischer gewesen sein. Ich bemühte mich, sogleich ein Kind zu finden, um es von frischer weg einimpfen zu können. Es gelang mir, und der Stoff fuhre.

Jetzt provote ich von diesem Kinde wieder andere, und auch bei diesen entstanden wieder die schönsten Pocken, ganz den Schutzpocken ähnlich, und ganz mit den Symptomen derselben regelmäßig begleitet. Auch von diesen impfte ich wieder andere von Arm zu Arm mit gleichem Erfolg.

Ich sandte das erste geimpfte Kind nach St. Gallen, um es von den Mitgliedern der Sanitäts-Commission besichtigen zu lassen; ich zeigte auch dieses Kind und andere von ihm, und von diesen wieder Geimpfte, den benachbarten Aerzten, und alle sagten mir: sie sähen nichts anderes, als Kuhpocken.

Ich bemühte mich auch, so viel zu finden war, Materie auf Glas zu sammeln. Mit dieser impfte ich den 20 Mai ein Kind, und es erfolgten wieder die schönsten Schutzpocken, in allen Symptomen denselben gleich.

Ich zweifele nun keinen Augenblick mehr an der Aechtheit dieses Stoffes, und wir haben ihn hiermit auch in der Schweiz einheimisch!

Freilich bedarf die Sache noch einer Probe — die der Reinoculation, und ich wünschte nichts sehnlicher, als daß ich bald wahren Pockenstoff finden könnte, um dieselbe zu unternehmen.

An verschiedene Freunde und Beförderer von Schutzblattern habe ich indessen von meinem neuen Stoff gesandt, mit der Bitte, diese selbigen neue Versuche und Beobachtungen anstellen, und ich bin bereitwillig, jedem, der von diesem Stoff begehrt, zuzusenden, und werde jedem für die gefundenen Resultate dankbar sein.

Meines Wissens ist der Urstoff der so wohlthätigen Schutzpocken bisher nie in England und Amerika gefunden worden, und hiermit ist meine Entdeckung nicht ganz unwichtig, besonders wenn sie die Probe hält.

Ich habe unserer Sanitäts-Kommission vor einigen Tagen umständlichen Bericht darüber gegeben, und eile auch Ihnen dieselbe anzuzeigen.

Vielleicht verdient die Sache in den Blätzellen für die Wirthkunde bemerkt zu werden; wäre es auch nur, um Freunde des Forschens und der Wahrheit aufzuwecken, entweder mit meinem neuen Stoff gewisse Versuche zu machen, oder mit ächtes Pockengift zuzusenden, damit ich an meinen Impflingen die Reinoculation als zur Ueberzeugung eines allfälligen Thomas vornehmen könne.

Dr. Reff.

Aus Preussen.

— * Berlin, im Mai. Seit einiger Zeit verlautet, daß mehrere bedeutende Mitglieder unsers Theaters anderweitig Engagements angenommen haben. Einen großen Verlust hat unsere Bühne durch den Tod der Madame Schick erlitten. Schwerlich wird diese Künstlerin in Berlin und in Deutschland überhaupt sobald ersetzt werden. Sie war vielleicht die Erste und Einzige, welche die Natur mit dem Talent zu einer heroischen Sängerin ausgestattet. Die Rolle der Iphigenia, Medea u. s. w. ward von ihr mit einer Energie und einer Gewandtheit dargestellt, die selbst den Franzosen, welche bei ihrem Hiersein diesen Opern beiwohnten, die größte Bewunderung abgewann. Ihre ganze Haltung und der Umfang und die Fülle ihrer Stimme waren gleichsam geschaffen zu Darstellungen der Art, und was am meisten zu bewundern war, ist, daß sie zugleich im naiven Gesang unübertrefflich war, und ihr dabei von der Natur das seltene Talent beschieden ward, die ganze Situationslage in der Darstellung und in dem Ausdruck menschlicher Empfindungen mit der größten Bestimmtheit, durch Geberde und Stimme zugleich auszudrücken zu können.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 46. — den 10 Juni 1809.

Ueber die Verbindungen der Engländer mit Tibet.

8.

Haſtings ſchickt den zweiten Geſandten nach Tibet, in der Perſon des Kapitän Turner. Seine Audienz bei dem jungen Lama. Betrogen dieſes Kindes.

Es war nun dem Gouverneur Haſtings daran gelegen, daß er die Bemühungen ſeines prieſterlichen Freundes für den engliſchen Handel bei deſſen Nachfolger in der Regierung einerndtete. In dieſer Abſicht ſchickte er einen neuen Abgeordneten nach Tibet, in der Perſon des Kapitän Samuel Turner.

Turner reiſte im Anfange des Jahres 1783 ab, ging durch die Provinz Butan, wo er von dem Radſab aufs freundſchaftlichſte aufgenommen und bewirthet ward. Dort erhielt er bald ſeine Päſſe in das Innere von Tibet, und kam endlich in dem Kloſter Teſchu Lumbu an, wo der Bruder des verſtorbenen Lama Gangoo Tooſchoo mit den Staatsminiſtern des Landes regierte, und die Vormundſchaft über den jungen wiedergebornen Lama führete, welcher damals ein Kind von achtzehn Monaten war.

Turner hatte eine öffentliche Audienz bei dem königlichen und prieſterlichen Kinde, heranguirte es und überreichte ſeine Geſchenke. Es ſaß auf einem prächtigen Throne; ſein Vater, ſeine Mutter ſtanden ihm zur Seite, und das ganze Geſolge des Hofes füllten den Saal. Wirklich war dieſes Kind die ſchönſte und liebenswürdigſte Figur, die man nur ſehen konnte. Es betrug ſich mit dem würdigſten Anſtande, und nahm aus einer goldenen Büchſe, die einiges Konfekt enthielt, etwas gebrannten Zucker, winkte ſeinen Aufwärtern, ſtreckte den Arm aus, und ließ das kleine Geſchenk dem Kapitän Turner als Zeichen ſeiner Gewogenheit überreichen.

Man ſtellte dem Geſandten nach tibetaniſchem Gebrauche Thee vor; der kleine Lama wandte nie die Augen von ihm weg, und als er bemerkte, daß die Taſſen leer waren, ſchien er unruhig zu werden, warf den Kopf zurück, runzelte die Stirn, und machte, weil er nicht reden konnte, ein fortdauerndes Geräuſch, bis die Taſſen wieder gefüllt waren.

Die Aeltern des jungen Lamas und ſeine Höflinge ſagten, obwohl er noch ein Kind ſei, und die körperliche Entwickelung abwarten müſſe, ehe er ſprechen könne, ſo verſtände er dem ungeachtet alles, was der Geſandte zu ihm ſprechen würde.

Kapitän Turner ſagte ihm alſo in orientaliſchen Floskeln: Auf die Nachricht von ſeinem Abſterben in China ſei der General-Gouverneur von Bengalen in großen Kummer verfallen, und habe ſeine Entfernung beklagt, bis die Wolke, die das Wohl dieſer Nation überzogen hätte, durch ſeine Wiedererſcheinung vertrieben worden wäre. Der Gouverneur wünſche, daß er die Welt noch lange mit ſeiner Gegenwart erfreuen möge, und hoffe, daß die zwiſchen ihnen während ſeinem vorigen Leben beſtandene Freundſchaft nicht gemindert, ſondern gemehrt, und ein ausgebreiteter Verkehr zwiſchen der engliſchen und tibetaniſchen Nation erwirkt werden möge.

Das kleine Geſchöpf ſah ihn mit aller Aufmerkſamkeit an, und nickte wiederholt mit dem Kopfe, als verſtände und genehmigte es jedes Wort. Es war ſtill und geſetzt, blickte nie auf ſeine Aeltern, gleichſam, als wenn es nicht unter ihrem Einfluſſe ſtände. So ſchwer es alſo auch geweſen ſein mag, den kleinen Lama ſo genau abzurichten, ſo war doch ſein Benehmen bei

Digitized by Google

dieser Feierlichkeit so natürlich und eigen, daß keine seiner Handlungen von aussenher und durch ein Zeichen der Autorität geleitet zu seyn schien.

9.

Gestalt des Lamas und seiner Mutter. Turner beendigt sein Geschäft. Aussichten der Engländer.

Der Gestalt nach war der kleine Lama wohl gebildet, seine Gesichtsfarbe etwas dunkel, aber nicht ohne Röthe. Seine Züge waren schön, die kleinen schwarzen Augen von lebhaftem Ausdruck, und das Mienenspiel bedeutungsvoll. Er bezeugte sich als ein liebreiches, reizendes Kind. Seine Mutter, die Gonung hieß, mochte 25 Jahre alt seyn. Sie war klein von Person, aber hübsch; ihre Physiognomie war tartarisch, ihre Farbe etwas dunkler, als die ihres Sohnes. Nach Art vornehmer asiatischer Damen waren die Winkel ihrer Augenlieder durch künstliche Mittel so weit als möglich nach den Schläfen zu ausgedehnt. — Sie trug einen karmesinrothen mit weißen Sternen besetzten Shawl bis auf die Knie, und erschien mit Rubinen, Perlen, Smaragden und goldenem Geschmeide am ganzen Körper bedeckt. Gong, der Vater des Lama, ein sehr tapferer, geistreicher Mann, trug ein gelb atlassenes mit Gold und mit dem kaiserlich-chinesischen Drachen durchwirktes Gewand.

Turner hielt sich viele Monate am Hofe des Teschu Lama auf, brachte mit dem Regenten und seinen Ministern seine Handelsangelegenheiten in gute Ordnung, und ward endlich am 30 Dez. 1783 mit Geschenken und vielen Versprechungen entlassen.

Diese Verheißungen beruhten darauf, daß alle eingebornen indischen Kaufleute, die mit einer Empfehlung des Gouverneurs Hastings versehen nach Tibet kommen würden, durchaus begünstiget werden sollten. Man würde ihnen allen Beistand zum Transporte ihrer Güter leisten, und einen Wohnplatz anweisen, um ihre Waaren unterhalb des Klosters Teschu Lumbu, oder auch in der Stadt selbst, zu verkaufen.

Dieser Vertrag konnte aber doch nicht länger bestehen, als die Minderjährigkeit des Jünglings Teschu Lama dauerte. Es war inzwischen zu vermuthen, daß derselbe dann von dem großjährig gewordenen Oberpriester bestätiget werden würde, da nach den Religionsgrundsätzen dieser Völker, welche die Seele des Lama durch ihre Wanderungen auf der Erde unsterblich machen, der Beweis der Identität des wiedergebornen Lama aus der frühern Wiedererkennung der alten Freunde, Bekannten, und der Verhandlungen, die während seiner vorhergehenden Existenz geschlossen worden waren, gefolgert werden mußte.

Der Aberglaube, verbunden mit der Anlage zu freundschaftlichen Gesinnungen, und den Vortheilen des Volkes, die es vom Handel erwartet, schien hier die sicherste Gewährleistung für die englischen Erwartungen zu seyn.

10.

John Macpherson Gouverneur von Bengalen. Dritte Gesandtschaft in der Person des Pilgrims Purungbir.

Auf die Abberufung des Generals Hastings nach England ward der Squire John Macpherson zum General-Gouverneur von Bengalen erhoben. Um die neu gestifteten Freundschafts- und Handelsverhältnisse wieder zu beleben, schickte die General-direktion der indischen Kompagnie den Gosein oder Pilgrim Purungbir, der den Engländern schon viele Dienste in Tibet geleistet, auch den verstorbenen Lama persönlich nach China begleitet hatte, und Zeuge seines Ablebens gewesen war, als Abgeordneten an den Regenten von Teschu Lumbu ab.

Auch dieser Gesandte ward mit den alten Freundschaftsbezeugungen empfangen, und dem jungen Lama, der damals drei Jahre alt war, in einer feierlichen Audienz, die in einem Garten gegeben ward, vorgestellt. In der Staatsverwaltung Tibets fand Purungbir eben so wenig eine Veränderung, als in den bisherigen Gesinnungen. Der Pilgrim wohnte der Einweihung des jungen Lamas bei, welcher aus dem Kloster Terpaling, in dem er bisher seine erste Kindheit verlebt hatte, mit allen Zeichen von Pomp und Verehrung, die nur ein enthusiastisches Volk geben kann, in den Tempel nach Teschu Lumbu geführt. Der chinesische Gesandte und der chinesische General, die beide mit vielen Truppen aus der Stadt Lahassa oder Lassa, Residenz des Dalai Lama, eingerückt waren, verherrlichten den unermeßlichen Zug, der mehrere Tage von Terpaling nach der Stadt Teschu Lumbu fortgesetzt ward.

Purungbir kam mit günstigen Schreiben und Geschenken beladen zurück, und auf diesem Fuß standen die Angelegenheiten Tibets bis zum Jahre 1792. Dann traf die Nachricht ein, daß ein Volksstamm, welcher südlich von Tibet und nordwestlich von Butan, nördlich von Bengalen am Gebirge von Nipal wohnt, Feindseligkeiten gegen die tibetanischen Staaten angefangen habe.

11.

Einfall der Bewohner von Nipal in das Gebiet des Teschu Lama. Chinesische Truppen eilen ihm zu Hülfe.

Unversehens war die Residenz des Teschu Lama durch die Nipalesen überrascht, und sammt ihren unermeßlichen Schätzen rein ausgeplündert. Diese Gewaltthätigkeit war gegen ein Volk leicht auszuüben, das nur schwache Waffen und wenige Soldaten, übrigens einen sanften, friedfertigen Karakter hat. Der junge minderjährige Lama hatte kaum Zeit, mit seinen dreitausend Mönchen über den Fluß Berdumputer zu flüchten. Aber auch dort hielt er sich nicht sicher, und begab sich bald in das Innere von Tibet, in die Stadt Lassa, wo ein chinesischer General mit zahlreicher Garnison seinen Standpunkt hatte.

Schon früher, und seit der Beugung Tibets unter das chinesische Joch, war der sonst unbeschränkte politische Einfluß der Lamas auf das tibetanische Volk, wo nicht zernichtet, doch wenigstens sehr gehemmt. Chinesische Truppen, mit einem chinesischen Residenten in Lassa, der mit der Oberaufsicht über das Land beliehen war, verdunkelten den Glanz der priesterlichen Hierarchie, und schwächten ihren Einfluß auf die weltliche Regierung.

So geschah dann nun auch in diesem Lande, was früher in Europa geschehen war, nämlich, daß die Söhne endlich ihrer religiösen Mutter, der Kirche, nach erlangter Großjährigkeit über den Kopf wuchsen, und sie unter dem Vorwand des Schutzes in genaue Vormundschaft nahmen, wie es bei alten zur Kraftlosigkeit sich neigenden Hierarchien immer geschieht.

Diesmal war jedoch jener angemaßte Schutz dem jungen Lama nach seiner Vertreibung aus der Hauptstadt Lumbu von wesentlichem Vortheil. Denn kaum war die Nachricht von dem Frevel, den die Nipalesen an dem gefeierten Gebiete des Lama

Digitized by Google

verübt hatten, dem kaiserlich-chinesischen Hofe kund gemacht, so ward sogleich eine Armee von Tartarn und Chinesen in Bewegung gesetzt, um die Beleidigung zu rächen.

12.

Erfolg des Kriegs. Mißtrauen des chinesischen Generals gegen die Engländer. Er dringt die Grenze nach dem Frieden gegen Bengalen.

Das Heer sammelte sich in der weiten Ebene Tingri Maidan, auf der Hälfte des Weges zwischen Nipal und Teschu Lumbu. Der chinesische General rückte ohne Verzug mit den Tartarn vor, und ließ die friedensgewohnten päpstlichen Truppen Tibets im Rücken, um nur geübte und kriegskundige Soldaten neben sich zu haben. Die Nipalesen wurden heftig angegriffen; man focht auf beiden Seiten mit gleichem Muthe. Allein nach zwei Gefechten mußten die Nipalesen der überlegenen chinesischen Kriegszucht weichen. Es kam zu Unterhandlungen. Die Nipalesen, vom siegreichen Feinde überall gedrängt, riefen dazu die Vermittelung der Britten ihrer Nachbarn in Indien an.

Der Kapitän Kirkpatrik, Offizier in englischen Diensten, befand sich in andern Angelegenheiten zufällig als Gesandter in Nipal. Allein das Mißtrauen des chinesischen Generals betrachtete diese Gesandtschaft und die Verbindung der Britten mit dem Lande voll Mißtrauens. Die Engländer behaupten, daß die Aehnlichkeit der englischen Kriegskleidung und der Waffen, deren sich die Nipalesen bedienten, dem General des Kaisers von China den Verdacht eingeflößt habe, als hätte die englische Handlungsgesellschaft geheimen Antheil an diesem Kriege genommen. Wenigstens flatterte dieser Feldherr sehr ungünstige Berichte an den chinesischen Hof ab.

Am Ende ward mit den Nipalesen Friede geschlossen. Sie mußten das Gebiet von Teschu Lumbu räumen, zur Sicherheit Geiseln geben, und alles was sie geraubt hatten, wieder erstatten. Der chinesische Befehlshaber zog ab, und hinterließ mehrere militärische Posten in starken Positionen auf der südlichen Grenze; nahm auch noch den Raiah von Sekum, einen minder mächtigen Fürsten, den die Nipalesen bisher durch Einfälle in sein Gebiet sehr beunruhigt hatten, in kaiserlichen Schutz, und ließ bei ihm zur Sicherheit eine starke Besatzung zurück.

Auf diese Weise erhielten die Chinesen eine militärische Postenkette unmittelbar ob dem Gebiete vom brittischen Bengalen. Die üblen Wirkungen, welche die Berichte des Generals bei dem Hofe von Peking erzeugt hatten, empfand Lord Markartney bei seiner Gesandtschaft in China nur zu sehr. Er traf am Hofe zu Peking den nämlichen General in hohen Ehren, aber zugleich einen feindseligen Gegner in seiner Person an, der ihm alle Schwierigkeiten bei seinen politischen Unterhandlungen in Weg legte.

So weit gehen nun die bestimmten Nachrichten der englischen Verbindungen mit dem tibetanischen Volke bis in das Jahr 1793. Seitdem ist in Deutschland wenigstens nichts weiter Bestimmtes ruchbar geworden. Der unbefriedigte Ausgang des gesandtschaftlichen Gewerbes, das Lord Markartney am Hofe zu Peking angesponnen hatte, und die starken Posten des chinesischen Militärs an den nordlichen Grenzen von Bengalen, als Folge des nipalesischen Krieges, erwecken die sehr wahrscheinliche Voraussetzung, daß man den Britten den Weg nach Tibet, wo nicht ganz verrammelt, doch wenigstens sehr erschwert haben möge.

13.

Absicht der Engländer, ihre Produkte durch Tibet nach China zu bringen.

Ohne diese Schwierigkeiten hätten die Engländer die erwünschte Gelegenheit gehabt, die Produkte ihrer Industrie gegen Goldstaub, Zinsal, d. i. Borax, Steinsalz, und vorzüglich gegen den kostbaren Moschus umzutauschen, der von einem einheimischen Thiere Tibets gewonnen, in der Arzneі für jetzt als unentbehrlich gebraucht wird, und deemalen in Europa dem Gold im Preise fast gleich steht. Auch hat Tibet in seinen Binnenlande viele Bergwerke, die Gold, Zinnober mit Quecksilber vermischt, das die Landeseinwohner aber nicht zu scheiden wissen, dann vortreffliches Kupfer und Blei enthalten, in welchem vieles Silber eingeschlossen ist.

Worauf die Engländer vorzüglich geeechnet haben, war, ihre Erzeugnisse auf einem Landwege nach China zu bringen. Der Haupt-Handel nach China durch Tibet findet auf einer westlichen Grenzlinie dieses großen Reichs seinen Umsatz, in der Stadt Sinning oder Silling, wo eine chinesische Besatzung liegt, und in welcher man gegen bengalische Waaren Thee, Silberbarren, Brokatarbeiten und Früchte eintauscht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Gang zu Pfeffels Grabe. *)

Bei meiner Durchreise und während meines kurzen Aufenthalts in Colmar konnte ich mich nicht enthalten, eine kleine Wallfahrt nach dem Grabe des am 1 Mai im 73 Jahre seines Lebens erblaßten, unvergeßlichen Pfeffels zu unternehmen. Die Straße nach dem neuangelegten Gottesacker dieser Stadt führt durch freundliche Rebgelände, und zieht sich nach dem sogenannten Ladhof hin, wo die Ill anfängt schiffbar zu werden. Als ich ungefähr eine Viertelstunde Wegs, vom Breisacher Thore an, zurückgelegt hatte, erreichte ich den Friedhof, der von vornen, auf der an die Straße stoßenden Seite, kürzlich mit einer Mauer versehen worden. Ein schwarz gegittertes Portal eröffnet den Eingang zu dieser geweihten Ruhestätte der Todten Colmars. Eine säulenlose Pappelallee empfängt den eintretenden Wanderer, führt ihn mitten durch den geräumigen, grunen und viereckigten Platz, und bildet zwei Abtheilungen, wovon die eine zum Begräbniß der Katholiken, die andere zur Beerdigung der Protestanten bestimmt ist. Dieses große, flach und feierlich dahegende Viereck hat eine Umzäunung von Pappeln, die, auf einen Erddamm gepflanzt, ihre schlanke Jugendgestalt himmelwärts erheben. Ein Graben umgibt drei Seiten dieses Gottesackers, dessen innerer Flächenraum da, wo das Erdreich noch keine Todten in sich schließt, vor der Hand zum Getraidebau bestimmt ist. Hier keimt also, unter derselben gewebten Erde, eine Saat für die Zeit und für die Bedürfnisse des Erdenlebens, und eine unendlich kostbarere Saat reift da der Ewigkeit entgegen. Auch eine Anpflanzung von Maulbeerbäumen, zur Beförderung des Seidenbaues, hat der Präfekt des Oberdreins hier veranstaltet. Die Seiden-

*) Auch die helvetische Gesellschaft in Zofingen feierte in einer ihrer Sitzungen mit Rührung das Andenken des geliebten, entwiedlichen Dichters, der einst einer der übrigen war. — In einigen Tagen erscheinen zu Strasburg Blätter dem Andenken Pfeffels geweihet von Hrn. Ehrenfried Stöber.

Anm. des Herausgebers.

Digitized by Google

raupe nähret sich mit dem materiellen Erd- oder Pflanzenstoff, hüllt sich, ihren Raupenstand verlassend, in ihren Sarg, in ihr eigenes zartes Gewinnst ein, und nachdem sie, als Chrysalide, in ihrem seidenen Grabe die Zeit der Metamorphose überstanden, schwingt sie sich, ihrer Hülle entwunden, neubelebt, leicht und bunt beflügelt, den Regionen des Lichts und der Wärme zu.

Treten wir näher zum frischen Grabeshügel des vollendeten Mannes, der mehr denn fünfzig Jahre lang des Lichts beraubt, Freude, Heiterkeit und Frieden auf seiner Erdenlaufbahn um sich her verbreitend, endlich aus der Dunkelheit und dem Labyrinth des Lebens mit seinem irdischen, auflosbaren Stoffe in das Dunkel des Grabes sank, und die Segnungen aller derer, denen er theuer und lieb, denen er Freund und Lehrer, Erzieher, Vater und Gefährte, Gönner und Wohlthäter war, mit sich in den Schoos der mütterlichen Erde nahm. Jedoch sein besserer Theil ist nicht dem Staube und der Verwesung Preis gegeben. Sein Geist hat sich von dem Gebiete der Sterblichkeit aus den Fesseln der Sinnenwelt losgerissen, und lebt jetzt in dem vollen Anschauen des unendlich Schönen, in dem reinsten Genusse des ewig Wahren und Guten.

Nun ist er, von keiner schwarzen Binde mehr umnachtet, bei seinem vor zwei Jahren ihm vorangegangenen Bruder, auf dessen Hinscheiden er, am Schlusse seiner Threnodie, sang:

Doch wohl auch mir, daß ich weit früher ihn, als ihr,
Geliebte, wiedersehen werde!
Schon fällt mein Kerker ein, schon sinket unter mir
Der weiche Mutterschoos der Erde.

Ja! sein Kerker ist jetzt eingefallen; der weiche Mutterschoos der Erde ist unter ihm gesunken. Hier steh' ich an seinem Grabeshügel, ergreife von demselben eine Erdscholle, und trage den Beweis, daß wir Staub und Erde sind.

Die Stätte, worauf ich stehe, ist heilig; hier ruht ein Todter, der Gott fürchtete, der der Tugend und Wahrheit huldigte, und Freund der Menschen war. Diese Grabesstätte ist klassischer Boden; hier liegt die Hülle eines Weisen, der geläuterten Geschmack, durchdringenden Verstand, scharfe Beurtheilungskraft, hochherzigen Sinn, mit alles verklärender Fantasie vereinte, und seine Gedanken, Fantasien und Gefühle eben so glücklich aufzufassen, zu ordnen und festzuhalten, als gefällig, ergreifend, bestimmt, zart und vollendet darzustellen wußte.

Pfeffel, der als Christ und Weiser starb, liegt in der Nähe der Vogesen, gleichsam am Fuße derselben, begraben. Sein Schwanenlied ist Psyche, das am Schlusse des neunten Theils seiner poetischen Versuche steht, und sein Mausoleum hat ihm die Natur selbst errichtet. Das oberrheinische Hochgebirge, von ihm mauchmal mit seinen Freunden besiegen und geseiert, in kolossalen und pittoresken Gruppirungen und Gestaltungen zur Schau gestellt, und in ungeheuern Massen aufgethürmt, ist sein Grabmal, und bildet die prächtige Felsen-Pyramide, die dem Zahne der Zeit trotzt, und durch nichts überlebt wird, als durch edle Handlungen und reine Gesinnungen, die eine Frucht der Tugend und Weisheit, ein ewig dauerndes Denkmal sind.

M. W.

Varietäten.

Aus Frankreich.

— „Ueber Zoega's Karakter bemerkt Thiebault de Berneaud in seinen biographisch-literarischen Notizen von diesem berühmten Gelehrten Folgendes.

„Es war bei ihm nichts von allem dem Pedantischen und Rauhen zu finden, das nur zu oft denjenigen ankleht, die sich ausschließlich mit trockenen und ernsthaften Studien und mit tiefen und mühsamen Untersuchungen beschäftigen. Sein edler Karakter stand mit seinen ungeheuren Kenntnissen und mit seinem lebendigen und unausgesetzten Bedürfnisse, sein Wissen Andern mitzutheilen, im genauesten Verhältnisse. Der rechtschaffene Mann und der Gelehrte waren ihm nur eine Person. Die Reinheit seiner Seele ohne Falsch, und die Vortrefflichkeit seines Herzens, verbreiteten über seinen Umgang, über sein ganzes Wesen, seine Manieren und Züge, ja selbst über sein Stillschweigen, einen Ton von Güte und allgemeinem Wohlwollen, der ihm die Liebe Aller, die ihn kannten, in hohem Grade eigen machte. Um Zoega von Grund aus kennen zu lernen, mußte man ihn im Innern seines häuslichen Kreises und in denjenigen Verhältnissen beobachten, wo der Karakter des Menschen gleichsam im Negligé erscheint, und die Fehler, die man vor der Welt zu verbergen sucht, ohne Maske vor Augen liegen. Und gerade da war es, wo man ihn von der vortheilhaftesten Seite, als den besten Vater, den zärtlichsten Gatten und den aufrichtigsten Freund kennen lernte. Seine Kinder unterrichtete er selbst, und unaufhörlich war er bemüht, ihnen mit dem Beispiele seiner eigenen Tugenden auf der schwierigen Bahn des Lebens vorzuleuchten, und die großen Besitzungen, die er sich im Gebiet der Wissenschaften erworben hatte, auf seinen Sohn überzutragen. Seine Freimüthigkeit, eine ihm zur Gewohnheit gewordene Kühnheit des Denkens, die Gluckseligkeit, die ihm im Schooze der Seinigen zu Theil ward — das alles, und selbst die Gattung seiner Studien und literarischen Arbeiten, erklärte ihm nur leisen in der großen Welt aufgetreten.

Alles, was Intrigue hieß, war ihm fremd; und nie that er etwas aus niedriger Gewinnsucht. Auch vom Ehrgeiz ließ er sich nicht anfechten und der Ruhm war, wie Tacitus von dem Weisen sagt, das letzte, woran er dachte. In seine Kräfte setzte er beständiges Mißtrauen, und nur um desto eifriger für die Tugend und die Wissenschaften zu leben, sah er, mit Montaigne zu reden, seine Seele unter der Presse hervor. Seine Lieblingslektüre war die Odyssee; und dabei besaß er ein so reiches und wohl ausgerüstetes Gedächtniß, daß er, fast ohne daran zu denken, ganze Stellen aus dem Homer, Virgil, Dante und Klopstock rezitiren konnte — Der Verlust einer zärtlich geliebten Gattin versenkte ihn in jene Melancholie, die unter die bedenklichsten Symptome der chronischen Krankheiten gezählt wird, unter der die Kraft der Seele dahin schwindet und die Quellen des Lebens vertrocknen und trübe werden. Schon seit vielen Jahren hatte er an Brustbeschwerden gelitten. Durch anhaltendes Studiren wurden die Anfälle des Uebels immer häufiger und heftiger. Endlich überraschte ihn der Tod, der kein Erbarmen kennt, mitten auf seiner glänzenden Laufbahn, und von allen Rechtschaffenen beweint und bedauert starb er, in einem Alter von acht und fünfzig Jahren, an den Folgen eines gallichten Nervenfiebers.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 47. — den 14 Juni 1809.

Admiral Hyde Parker.

(Biographische Skizze.)

Er war der zweite Sohn des Vizeadmirals und Baronets Hyde Parker. Schon in früher Jugend trat er in den Seedienst seines Vaterlandes, unter Führung seines Vaters. Nachdem er am Bord des Schiffes Squirrel als Unteroffizier einige Zeit gedient hatte, wurde er auf den Brillant übergesetzt, auf welchem er den 25 Jan. 1758 den Rang eines Lieutenants erhielt. Dann begleitete er mit Beibehaltung der nämlichen Stelle seinen Vater auf dem Norfolk nach Ostindien. Als er daselbst angelangt war, wurde er schnell zu dem Range eines Postkapitäns erhoben, und den 18 Juli 1763 installirt. Das Schiff, von welchem er bei diesem Anlaß den Befehl übernahm, soll laut Mr. Hardy den Namen Bellaine getragen haben; allein es findet sich kein solcher Name auf dem Verzeichniß der königlichen Seemacht. Von diesem Zeitpunkt bis zum Jahre 1775 machen die Seeannalen seiner keine Erwähnung; nur in diesem letztern Jahre finden wir ihn wieder mit dem Schiffe Phönix nach Nordamerika befehligt, wo er sich in verschiedenen kleinen Treffen ausgezeichnet hat, hauptsächlich als er den 9 Okt. 1776 mit den Schiffen Roebuk und Tartar abgeschickt wurde, und zu Jeffry's Hook auf der Insel York die amerikanischen Befestigungswerke durchbrach. Sein Betragen bei diesem Anlaß erwarb ihm vom brittischen Monarchen die Ernennung zur Ritterwürde.

Obschon Sir Hyde für die folgenden zwei Jahre in diesen Gegenden blieb, fiel nichts Erhebliches weiter unter ihm vor, und da sein Schiff, der Phönix, Ausbesserung nothwendig hatte, kam er damit im Anfange des Jahres 1779 nach England zurück. Er behielt das Kommando dieses Schiffs, und wurde noch am Ende des gleichen Jahres nach Jamaika abgesandt. Er segelte während des Dezembers in Gesellschaft des Sir George, nachherigen Lord Rodney's, der nach Gibraltar bestimmt war. Hyde, als er sich von ihm auf der Höhe von Portugall getrennt hatte, verfolgte mit seinem Convoy den Weg nach Jamaika. Glücklich brachte er den Convoy in den bestimmten Hafen, ging wieder unter Segel, und kreuzte in derselben See mit gutem Erfolg, bis zum Monat Oktober 1780, als ein fürchterlicher Orkan, der auf den Inseln jener Weltgegend alles verwüstete, auch dem Schiff Phönix den Untergang bereitete.

Nachdem es durch den Sturm lange und viel gelitten hatte, ward es auf die Insel Cuba geworfen, und scheiterte. Von dem Schiffsvolke wurden zwanzig Unglückliche mit dem großen Mast vom Bord gespült; die übrigen, sammt Hyde, zusammen 240 Personen, erreichten glücklich das Ufer.

In dieser verzweiflungsvollen Lage erprobte sich des Befehlshabers Geschicklichkeit und Geistesgegenwart. Er hatte nichts weniger als den Muth verloren, und flößte ihn seinen Gefährten ein. Die Küsten von Cuba waren von Großbrittanniens Feinden besetzt. Die Schiffbrüchigen, statt im Elende die Großmuth ihrer Feinde anzusprechen, sannen auf trotzigen Widerstand. Hyde Parker ließ sogleich mit unermüdetem Eifer Schanzen aufwerfen, und einige Kanonen auf den Wall pflanzen, die sie nebst wenigen Munition von dem gestrandeten Schiffe hatten retten können, und so erwarteten sie die feindlichen Angriffe. In gleicher Zeit sandte er seinen ersten Lieutenant, Archer, in einem der geretteten Schiffsboote nach Jamaika, um Hilfe zu holen, und nach sieben Tagen hatte er die Freude, einige Schiffe zu

Digitized by Google

erhalten, welche ihn mit seinen Unglücksgefährten erlösten und glücklich nach Montego Bay brachten.

Bald nach diesem gefährlichen Abenteuer kam Hyde wieder nach England, und erhielt das Kommando über das Schiff Goliath von 74 Kanonen, das für den Kanaldienst equipirt war. Er begleitete damit im September 1782 den Lord Howe bei seiner Expedition zur Unterstützung von Gibraltar. In dem Treffen, welches bei diesem Anlaß zwischen der brittischen Flotte und den kombinirten französischen und spanischen Bewaffnungen erfolgte, war sein Schiff voran, und hatte vier Todte mit einem Lieutenant und dem Steuermann, nebst vierzehn Verwundeten. Kurz nachher erfolgte der Friede, Hyde kam mit dem Goliath nach England zurück, und segelte neuerdings den 14 Okt. 1783 nach Gibraltar. Bei seiner Rückkunft von da wurde sein Schiff als Wachtschiff bei Portsmouth stationirt, und er behielt dessen Kommando während der üblichen Zeit.

Bei dem bekrichteten Bruch mit Frankreich im Jahre 1787 ward Sir Hyde als Befehlshaber des Orion von 74 Kanonen angestellt. Doch das drohende Kriegsgewitter zog diesmal ruhig vorüber; der Orion erhielt keine fernere Bestimmung, und Hyde blieb unangestellt. Er blieb es bis zum Mai 1790, als er das Kommando über den Brunswick von 74 Kanonen erhielt. Man vermuthete den Bruch mit Spanien; da aber auch dieser Sturm wie der vorige ohne Folgen war, resignirte Sir Hyde neuerdings.

Beim Ausbruche der Feindseligkeiten mit Frankreich im Jahre 1793 wurde Hyde den 1 Febr. zum Rang eines Contre-Admirals der weißen Flagge erhoben, und nahm die Stelle des ersten Kapitans von Lord Hood ein, welcher letztere das Oberkommando im mittelländischen Meer hatte. Dem zufolge kam er auf die Victory, und einige Zeit nachher von diesem Schiffe auf den St. George, wo er die Flagge als Eskader-Kommandant aufsteckte.

Den 12 April 1794 ward er zum Contre-Admiral der rothen Flagge avancirt, und den 4 Juni zum Vizeadmiral der blauen. Bald nach seiner Erhebung zu letzterem Range wohnte er dem Treffen bei, in welchem Admiral (nachher Lord) Hotham, damaliger Oberbefehlshaber im Mittelmeer, die französischen Schiffe Ca ira von 80, und le Censeur von 74 Kanonen eroberte. Den 1 Juni 1795 wurde Hyde zum Vizeadmiral der rothen Flagge befördert. Während seines Aufenthalts in jenem Meere geschah nichts von Bedeutung, als ein zweites kleines Gefecht mit der französischen Eskadre den 13 Juli, in welchem sich der Alcide von 74 Kanonen ergab, nachher aber unglücklicher Weise in die Luft sprang.

Sir Hyde kehrte nach England zurück im Jahre 1796, und wurde sogleich auf die Höhe von Jamaica beordert, wo er durch die gute Anordnung seiner Kreuzer den Feind stark beunruhigte. Nachdem er drei Jahre dort zugebracht, kam er nach England zurück, und erhielt ein Kommando bei der Kanalflotte. Von dieser Zeit an fiel nichts vor, das einige Erwähnung verdient, bis zu seiner Ernennung als Oberbefehlshaber der Flotte, die nach dem baltischen Meere bestimmt war, bei welchem Anlaß er seine Flagge am Bord des London aufsteckte.

Nach dem Schlusse des Traktats, welcher die Folge der denkwürdigen Schlacht bei Kopenhagen war, strich Sir Hyde seine Flagge, und kam seither nicht mehr in aktiven Dienst. Den 14 Februar 1799 erhielt er den Rang eines Admirals der blauen Flagge; den 23 April als solcher von der weißen, und endlich den 9 Nov. 1805 wurde er zum Admiral von der rothen Flagge ernannt. Er starb in seiner Wohnung in Great Cumberland Place, im Mai 1807.

Ueber die Verbindungen der Engländer mit Tibet.

14.

Schwierigkeit der Reisen in Tibet. Hohes Gebirge. Eis und Schnee. Lebensart des Bergvolkes.

Die unermeßlichen Schwierigkeiten, die den Reisenden und Kaufleuten in den tibetanischen Staaten aufstoßen, und den Handel natürlich sehr erschweren müssen, sind in Turners Reisen mit gräßlichen Farben bezeichnet. Wie gesagt ist das Land von dem höchsten und steilsten Gebirge durchschnitten. Ueberall trifft man auf enge Schluchten und tiefe reißende Ströme. Brücken sind an vielen Orten angebracht, aber höchst gefährliche; denn über die tobenden Gewässer und Abgründe sind in einer abgemessenen Entfernung von einander Ketten gespannt, die im Diameter durch Flechtwerk verbunden und mit kleinen Brettchen belegt sind, auf welchen Menschen und Pferde nur mit einem unsichern und wankenden Tritt zu wandern vermögen. Werden diese Ketten abgelöset, so ist alle Verbindung im ganzen Lande sogleich aufgehoben. Die Brückenköpfe sind an den Grenzen der verschiedenen Provinzen mit Truppen besetzt, welche den Reisenden die Päße adjudiren, untersuchen, und den Zoll erheben.

Das ungeheure Land liefert nur sparsam Lebensmittel; die Kälte, durch den hohen Schnee der Gebirge noch verschärft, macht schon im Oktober dann in den Wintermonaten alle Quellen und Flüsse gefrieren. Kapitän Turner, der Ende Dezembers seine Rückreise antrat, hatte mit seinen Gefährten das Bergnügen, auf zwei zugefrornen Seen bis Chalu, die den Schweizer-Landseen an Größe nichts nachgaben, zum größten Erstaunen der Landesbewohner, sich den Eisbothurn anschnallen, d. i. mit Schlittschuhen auf dem Eise laufen zu können, und zwar in einem Erdstriche zwischen dem 28 und 29 Grad nördlicher Breite, der folglich nach der gewöhnlichen Temperatur des Klimas und seiner geringen Entfernung vom Wendezirkel noch sehr heiß hätte sein sollen.

Das Bergvolk wohnt den Sommer hindurch in Hütten oder Zelten, wo es in den kalten und frischen Nächten großes Ungemach erduldet. Im Winter zieht es den wärmern Thälern zu, und verkriecht sich in die Gebirgsbölen, um bei angezündetem Feuer die strenge Temperatur der Luft zu mildern.

Jedes Bergvolk ist schon von Natur Hirtenvolk. Auch diese Bemerkung bestätigt sich bei den Tibetanern. Ihr großer Reichthum besteht in Vieh. Heerden ersetzen die Kargheit des Bodens. Die Nutzungen davon verschaffen ihnen Lebensunterhalt, Mittel zur Erleichterung des Handels, und endlich den Handel selbst.

Die Gattungen und Arten des Viehes, die in diesem sonderbaren Lande und auf diesen unerreichlichen Höhen einheimisch sind, verdienen vorzügliche Aufmerksamkeit, da ich es möglich halte, daß sie auch in andern hochgelegenen, kalten und an Futter kargen Gebirgsgegenden eingeführt werden könnten, sobald sich nur die Völker durch den Handel einmal hilfreiche Hand bieten wollen.

Digitized by Google

15.

Der Grunzochse. Seine Beschreibung und sein großer Nutzen. Handel mit Ochsenschweifen.

Hierher gehören endlich der Yak, eine Art Büffel, die Linné Bos grunniens heißt, oder den Grunzochsen nennt, weil er nicht zu brüllen pflegt, wie die Stiere, sondern leise grunzt, wie ein Schwein. Diese Büffel nähren sich unter dem Stabe ihrer Aufseher beerdenweis auf den höchsten und kältesten Gebirgen, von dem kurzen und spärsamen Grase, das den Berggipfeln eigen ist. Während dem Winter treibt man sie in die südlichen Thäler, im Sommer wieder auf die nördlichen Höhen.

Zum Ackerbau werden sie nicht gebraucht, aber als Lastthiere sind sie sehr nützlich, ja unentbehrlich. Sie sind stark, haben einen sichern Tritt in den engen Pfaden der Gebirgspässe, und man ladet ihnen große und beschwerliche Lasten auf den Rücken, die sie über die Berge hintragen müssen.

In dieser Eigenschaft sind sie in diesem Lande ein kostbares Eigenthum für einen Stamm wandernder Tartarn, Dukpa genannt, der diese Anhöhen besucht. Die Kühe dieser Grunzochsen geben reichlich Milch, Käse, und vortreffliche Butter, die ihre Besitzer in Schläuchen von Häuten und in Blasen aufbewahren, worin dieselbe bei der Kälte des Klimas ohne Schaden sich erhält.

Die Figur dieser Thiere ist naturhistorisch karakteristisch. Sie haben die Größe von gewöhnlichen starken Büffeln oder Stieren. Die Ohren sind klein, der Vorderkopf ist mit sehr lockigen Haaren besetzt, die Nasenlocher sind ziemlich klein, der Hals kurz, unten und oben ziemlich gleich gekrümmt. Die Schulterblätter sind hoch und gewölbt. Ueber den Schultern erhebt sich ein dicker Buckel oder Muskel, der mit vielen weichen Haaren bedeckt ist, die im Ganzen häufiger und länger sind, als an dem Rücken und gegen dem Schwanze zu.

Die Schultern, der Rumpf und der obere Theil des Körpers sind mit einer Art dicker weicher Wolle besetzt, die untern Theile des Körpers mit geraden, hängenden, bis über die Knie herabgehenden Haaren bedeckt, welche einige Thiere sogar auf der Erde nachschleppen. Die Natur scheint die Bekleidung darauf berechnet zu haben, daß dieser Stier in hohen kalten Gegenden hausen muß.

Was aber den Grunzochsen besonders noch ausser dem ungewöhnlichen Höfer auszeichnet, ist sein Schweif. Er ist mit einer ungeheuren Menge langer, sanfter, glänzender Haare so stark bewachsen, daß man kein Gelenke sehen kann, und er das Ansehen eines vollkommenen Pferdeschweifes hat.

Mit diesen Ochsenschweifen wird ein großer Handel im ganzen Orient getrieben, soweit nur immer Luxus und Prachtliebe Einfluß haben. Sie nehmen sich auch wegen den feinen seidenen Haaren vortrefflich aus, und man findet die schönsten davon in den Händen der ersten Staatsminister der indischen Fürsten, so wie die schlechtern in den Fäusten der Pferdejungen. Man wehrt damit Fliegen und Moskitos ab, oder aber braucht sie zu Zierden für Pferde und Elefanten. Die feinern sogenannten Roßschweife der türkischen Paschen, mit denen sie ihre Würde bezeichnen, sind von diesen Thieren.

Die Farbe der Stiere ist zwar verschieden, aber doch meistens weiß oder schwarz. Aus ihren Haaren kann man Zeuge, Seile und Stricke verfertigen. In den Gebirgen, auf Reisen und Zügen leisten sie vortreffliche Dienste, weil sie dann geduldig und mit voller Sicherheit Bagage tragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Varietäten.

Aus der Schweiz.

— * Nur einige Stellen, in mancher Beziehung lehrreich, aus der vortrefflichen Rede, mit welcher der Hr. d'Affry, Landammann der Schweiz, die diesjährige Tagsatzung in Zrydneg eröffnete:

„Gern liebt ein freies Volk Feierlichkeiten, wenn sie das Gepräge seiner Verfassungen und Sitten tragen. Darum ist die Eröffnung der Tagsatzung für uns wahrhaftes Nationalfest, weil sie mit jener ehrwürdigen Einfalt von Gesinnungen erscheint, die wir dem Vaterlande weihn, oder welche uns die Religion einhaucht. Da finden wir die ganze Geschichte unsers Bundes wieder, verherrlicht durch seines Ursprungs Erinnerungen, einherrd durch die Tuernden, so er gebar, heilig und werth den Schweizern aller Zeiten. Da erneuern wir den Eid der Bruder- und Bundestreue; da schwören wir, den Sinn und das Ehre unserer Altvordern zu bewahren. Eine solche Handlung sittlicher Größe, und in einem Staate, wie der unsrige, erhebt das Gemüth und fesselt die Betrachtung, wie ein Denkmal des Alterthums, welches unter den Erschütterungen einer Welt allein aufrecht stehen blieb."

„Jeder von unsern Kantonen hat seinen eigenthumlichen Geist; Rücksichten, die er nicht verlieren, aber beherrschen soll. Das Kantonsinteresse scheint oft dem allgemeinen zu widerstreben, und widerstredt oft wirklich. Aber durch den treuen Patriotismus jedes Kantons bildet sich ein Mittelpunkt der Wünsche und Kräfte, dessen Ziel nur das Heil des gesammten Vaterlandes ist."

„Die Revolution war einst bis in die Thäler unserer Heimath gedrungen; sie brachte Wirkungen hervor, wie sie zu erwarten waren. Aber der mächtige Mann, der Frankreich sich selber zurückzab, bewies sich auch unserm Lande so wohlthätig, wie er es dem seinigen erwies. Unsere bisherigen Unruhen hatten im Jahre 1802 die Schweiz an den Rand des Untergangs hingeworfen, in welchen wir unmuthsam niederzustürzen drohten. Napoleon, damals erster Konsul, lähmte durch einen eben so schnellen, als für uns wohlthätigen Gedanken, die Wuth des Bürgerkrieges, den der Faktionsgeist erregt hatte. Die Schweiz war weise genug, obgleich noch die Waffen in der Hand, des Warners Stimme zu hören. Die Ruhe kehrte zurück."

„Als einmal die Schweiz ihrem Föderativverfassungen wiedergegeben war, blieb ihr nur noch ein dritter Wunsch übrig: Wiedervereinigung in die Erbschaft des guten Rufes und der Ehre, wie die alte Eidsgenossenschaft einst gehabt. Und ausser jenen Tuenden, welche allein der Republiken dauerndes Glück gründen, Mäßigkeit, Treu und Glauben, Entsagung ehrsüchtiger Anschläge, Anhänglichkeit an Gesetzen, der Frieden und Ordnung der Familie erhalten, hatte sie noch die Klippen zu meiden, welche in den unglücksvollen Präsumsstunden nur allzusichtbar geworden waren. Erinnerungen waren aufzusuchen, die so mächtig das Herz der Menschen bewegen können; Personenen mußten erstickt werden, die, indem sie Brüder entzweien, ihr tödtliches Gift aus den Quellen der Freundschaft selbst zu schöpfen schienen. Man mußte in der Revolution nur ihre traurigen Wirkungen, in den glücklichern Zeiten der Vorwurf nur die Tuenden unserer Väter sehen. Dies war der Obsiegstern und der Bürger schwere Aufgabe. Ein Augenblick der Gegenwart mußte über die ganze Zukunft entscheiden, und wie hingen die Schicksale eines Volkes so unmittelbar von einer Pflicht ab, die durch die Umstände geboten war."

Digitized by Google

„Schließen wir uns denn nun immer fester an unsere Verfassungen. Unter ihrer Herrschaft und Aegide hat der eidsgenössische Bund an fremden Staaten nichts mehr zu bewachen. Unsere wahre Politik findet eben in der Beschränktheit unserer Aussichten, in der Wardirung der Vortheile, die wir genießen, verglichen mit jenen, deren Nachsagen uns verderben würde, ihre Stärke. Möchte diese Wahrheit uns lebhaft durchdringen! Vergessen wir zu keiner Zeit, was wir sein sollen; wagen wir die Hoffnung, immer zu bleiben, was wir sind. Denn wenn es noch etwas gibt, das selbst der Gewalt und Größe imponirt, so ists: stille Innerlichkeit im Schooße glücklicher Mittelmäßigkeit, und Harmonie des Volkscharakters mit seiner Bestimmung.“ u. s. w.

Meteorologische Beobachtungen im Aargau. Mai 1809.

Monatstag.	Barometer.		Thermometer.			Schnee oder Regen.			Thau oder Reif	Winde.		Nebel.	Himmels-Beschaffenheit.	
	Bei Sonnen-Aufgang.	Bei Sonnen-Untergang.	Bei Sonnen-Aufgang.	Nachm. 2 Uhr.	Bei Sonnen-Untergang.	Nachts.	Vorm.	Nachm.		Vorm.	Nachm.		Vorm.	Nachm.
	‴ ‴ 10	‴ ‴ 10												
1	26. 5 9	26. 7 7	+ 5	+ 6	+ 6	Regen	Regen	Regen	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
2	26. 7 4	26. 8 4	+ 5	+ 7	+ 6	—	Regen	Regen	—	W.	W.	—	bewölkt	bewölkt
3	26. 9 3	26. 9 3	+ 5	+ 11	+ 8	Regen	Regen	Regen	—	N. W.	W.	—	bewölkt	bewölkt
4	27. 0 5	27. 1 1	+ 5	+ 10	+ 7	Regen	Regen	—	—	W.	W.	—	bewölkt	bewölkt
5	27. 1 6	27. 0 6	+ 3	+ 12	+ 9	—	—	—	—	W.	W.	Vorm.	heiter	heiter
6	27. 0 8	27. 2 2	+ 3	+ 9	+ 6	Regen	—	—	—	N. W.	O.	—	bewölkt	bewölkt
7	27. 2 8	27. 2 8	+ 2	+ 9	+ 6	—	—	—	—	O.	O.	—	heiter	heiter
8	27. 2 8	27. 2 1	+ 1	+ 16	+ 14	—	—	—	—	O.	O.	—	heiter	heiter
9	27. 2 1	27. 1 3	+ 3	+ 16	+ 12	—	—	—	Thau	O.	O.	—	heiter	heiter
10	27. 1 1	27. 0 5	+ 5	+ 16	+ 12	—	—	—	Thau	O.	O.	—	heiter	heiter
11	27. 0 8	27. 0 5	+ 5	+ 16	+ 12	—	—	—	Thau	O.	O.	—	heiter	heiter
12	27. 0 9	27. 0 9	+ 6	+ 16	+ 15	—	—	—	—	O.	O.	—	heiter	heiter
13	27. 0 9	27. 0 8	+ 7	+ 18	+ 14	—	—	—	Thau	S. O.	O.	—	heiter	heiter
14	27. 0 9	27. 0 9	+ 7	+ 17	+ 14	—	—	—	Thau	O.	W.	—	heiter	bewölkt
15	27. 0 9	26. 9 5	+ 7	+ 18	+ 15	—	—	—	Thau	W.	W.	—	heiter	heiter
16	26. 9 8	26. 9 8	+ 9	+ 19	+ 15	—	—	Regen	—	N. W.	N. W.	—	heiter	bewölkt
17	26. 9 8	26. 9 8	+ 8	+ 10	+ 16	—	—	—	Thau	N. W.	O.	Vorm.	heiter	heiter
18	27. 0 0	26. 9 0	+ 9	+ 21	+ 18	—	—	—	Thau	N. W.	O.	—	heiter	heiter
19	26. 8 6	26. 8 9	+ 10	+ 23	+ 18	—	—	—	Thau	N. W.	N.	—	heiter	heiter
20	26. 9 6	27. 0 7	+ 13	+ 24	+ 12	—	Regen	Regen	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
21	27. 1 7	27. 1 6	+ 10	+ 15	+ 12	Regen	Regen	Regen	—	N. W.	N.	—	bewölkt	bewölkt
22	27. 1 9	27. 1 9	+ 11	+ 13	Regen	Regen	Regen	—	—	N. O.	N. O.	—	bewölkt	bewölkt
23	27. 1 6	27. 1 6	+ 12	+ 16	+ 12	Regen	—	Regen	—	O.	O.	—	bewölkt	bewölkt
24	27. 1 1	27. 0 5	+ 11	+ 16	+ 13	Regen	Regen	Regen	—	N. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
25	27. 0 0	27. 0 1	+ 8	+ 15	+ 12	—	—	Regen	Thau	W.	N. W.	Vorm.	bewölkt	bewölkt
26	27. 0 1	27. 0 1	+ 8	+ 13	+ 12	—	—	—	Thau	N. W.	N. W.	Vorm.	bewölkt	heiter
27	27. 0 1	26. 9 9	+ 8	+ 18	+ 16	—	—	—	Thau	W.	S. W.	Vorm.	heiter	bewölkt
28	26. 9 7	27. 0 0	+ 11	+ 18	+ 17	Regen	—	—	—	W.	S. W.	Vorm.	bewölkt	heiter
29	27. 0 2	27. 0 2	+ 11	+ 19	+ 17	—	—	—	Thau	W.	S. O.	Vorm.	heiter	bewölkt
30	27. 0 1	27. 1 2	+ 12	+ 17	+ 14	Regen	—	—	—	W.	W.	—	bewölkt	heiter
31	27. 1 6	27. 0 9	+ 9	+ 18	+ 19	—	—	—	—	N.	O.	—	heiter	heiter

Anmerkungen.

Erst gegen die Mitte des Monats erwärmte die Atmosphäre; die zurückgehaltene Vegetation beschleunigte ihren Gang. Noch in der Nacht vom 5 — 6 Mai war Schnee auf den Höhen des Jura gefallen. — Der Monat zählte vier Gewitter. Das erste am 14, Abends 6 — 7 Uhr, fern; das zweite den 16, Nachmittags 2 Uhr, nah; das dritte den 25, Nachm. 5 Uhr, fern; das vierte den 29, Abends 9 Uhr, fern. — Der Ostan, welcher am gleichen Tage (29) zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags in Paris, und besonders in der Vorstadt St. Antoine, so viel Verheerungen anstiftete, scheint mit dem Gewitter und dem ihm vorhergehenden Sturm Verbindung gehabt zu haben.

Freundlicher, als die vorhergegangenen Monate, war auch in pathologischer Hinsicht der Mai für die Bewohner Helvetiens; denn kaum die Hälfte der Kranken leidet jetzt mehr die ansteckenden Gefühle, die der eintretenden Frühlingsfeuchtigkeit, jedem zur Empfindung organisirten Wesen erwecke; überall nur etwa noch Nachwehen vorher abgewandter Katarrhalkrankheiten, wie in den kantonen Bern, Solothurn und dem an-grenzenden Aargau bei mehreren Weschreinnen und mit Wurmbanden behafteten Kindern, auf den einzelnen leicht zu affizirenden Organen des Unterleibes eine bedeutende, ehrgeizende und oft zerstörende Rolle spielten. — Mit Gallenfieberchen komplizirte Brustentzündungen waren im kanton Luzern vorhanden, die bei einer einfachen, in sehr schwächenden Behandlungsweise, wo nicht sehr oft mit dem Tode endeten, doch bald in Lungenschwindsucht oder Wassersucht übergingen, und dann Aerzte in der mangelnswollen Beschäftigung erhielten. — Eben diese lokalisirenden, doch — wie die Berichte es sagen — mit mehr nervosem (adhenischem) Karakter, wurden in dem südöstlichen Theil von Bern und im Leman nicht selten beobachtet, und rafften mehrere Menschen weg, bei denen Alter oder empfinl Desorganisationen die Hilfe der Natur unzureichend zur Heilung machte.

Aber beachtenswerth ist es, daß im Kanton Zürich, dem angrenzenden östlichen Aargau und im Kanton Luzern alle Krankheiten sich gern zum intermittirenden Typus neigten; daß überhaupt in diesen Theilen der Schweiz mehr Wechselfieber wahrgenommen wurden, als es seit vielen Jahren der Fall war, und daß den verschiedenen anderwärts oft verwirrten und viel gestrittenen Behandlungsarten, über ihre Handhabung sammerlich verfügt wurde. — Uebelgras waren es Katarrhalhusten und dreier Tonsillorangionen, denen welche eine Menge Beschäftigen und Thränen ins Feld geführt wurden, und zwar mit Klysten!! — Einige Krampfhusten erschienen auch in den Kantonen Bern und Aargau, und wurden nach Autenrieths Methode glücklich behandelt.

G.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 48. — den 17 Juni 1809.

Konrad Amadeus Pfeffel. *)

Er ward zu Colmar im Jahre 1736 geboren. Sein Vater war Stettmeister zu Colmar und Jurisconsulte du roi au département des affaires étrangères (Hofkonsulent), eine Stelle, die man ums Jahr 1718 besonders für ihn errichtet hatte. Er starb, als sein Sohn, der nachmalige Lieblingsdichter Deutschlands, zwei Jahre alt war. Der vaterlose Knabe verlor auch noch die Mutter. Sein kindliches Herz bewahrte ihnen eine dankbare Verehrung. Vaterstelle vertrat bei ihm sein um zehn Jahre älterer Bruder Christian Friedrich Pfeffel, in dem Frankreich und Deutschland einen der ausgezeichnetsten Geschäftsmänner und Diplomatiker schätzten. Die gegenseitige Liebe dieses edeln Brüderpaares kennt jeder Freund der Pfeffel'schen Familie. Zahlreiche Spuren dieser Anhänglichkeit finden sich in den Gedichten unsers Pfeffels. Seine Threnodie auf den im Jahre 1807 erfolgten Tod des geliebten Bruders ist der würdigste Denkstein, den er seinem Andenken errichten konnte.

Pfeffel studirte auf der Universität Halle. Aber schon im zwanzigsten Jahre seines Lebens ward er an den Folgen einer schmerzhaften Augenoperation blind. Diese Operation geschah kurz vor seiner Vermählung mit Margarethe Cleophe Divoux. Pfeffel war ein beglückender und glücklicher Gatte. Ehre und Preis der trefflichen Matrone, die nun in der Erinnerung an schön erfüllte Pflichten Beruhigung und Muth findet! Es war wohl kein gewöhnlicher Beweis von Seelengröße und Liebe, da dieses seltene Weib als blühendes Mädchen den Trauring von der Hand eines Blinden annahm. Sie kannte Pfeffels Werth, weil ihr Herz des seinigen würdig war. Wie zärtlich wurde ihre Liebe erwiedert! Aus der Tiefe des Gefühls flossen Pfeffels Gedichte an Doris.

Mit gleicher Liebe umfing er seine Kinder *), ihre Gatten, seine Enkel, seine Schwägerin, die ihm durch die Anhänglichkeit an seinen Bruder und durch persönlichen Werth gleich theuer war. Wie gern öffnete er sein Herz häuslichen Freuden, welche Feste waren ihm theurer als Familienfeste! Im Anfange dieses Jahres, also wenig Monden vor seinem Tode, feierte er seine goldene Hochzeit. Schmerzlich süße Erinnerungen! — Pfeffel war die Seele seines häuslichen Kreises, ermunternd, belebend, stets besorgt für das Wohl der Seinen, stets bereit sich nützlich zu machen durch Rath und That. Dies war er auch für seine Freunde. Pfeffel, einer der besten Sterblichen, die je lebten, gestand oft mit Wonne, was uns Cicero von Ennius erzählt, daß er die Freundschaft für das Leben des Lebens achte.

Pfeffel war reich an Freunden, denn sein Herz war reich an Liebe. Innig war er verbrüdert mit vielen seiner Zeitgenossen. An seinem Freundschaftsaltare strahlten die unvergeßlichen Namen Bodmer, Breitinger, Gellert, Göckingk, Gotter, Hirzel, J. G. Jacobi, Sophie Laroche, Lavater,

*) Obige biographische Skizze ist nur eine Mosaik von Stellen aus C. Gödeke's so eben bei Künig in Straßburg erschienenen, „Blättern dem Andenken Pfeffels gewidmet", die der achtungswürdige Verfasser dem Sänger der Grazien und Freunde Pfeffels, Hrn. Hofrath Jacobi in Freiburg, widmete.

*) Ein Theil seiner poetischen Weihe ging auf eine seiner Töchter über. Friederike Pfeffel, die mit dem Herzen einer Nationne eine sehr seltene Geistesbildung vereinigt, übersetzte einige Fabeln ihres Vaters in französische Verse; auch stehen mehrere sehr gelungene französische Gedichte von ihr in Jacobi's Iris und in den *Archives littéraires*.

Digitized by Google

Leß, Wilhelmine Müller, v. Nicolai, Salis, Voß. Auch die helvetische Gesellschaft, deren Mitglied Pfeffel war, wendet ihm gewiß ein freundschaftliches Andenken.

Um das Jahr 1773 errichtete er seine Militärakademie, eine Pensionsanstalt, die nur die militärischen Formen hatte, um in der großen Zahl zwölf- bis sechzehnjähriger Eleven Ordnung und Zucht zu halten. Dies Institut blühte lange und mit wohlthätigem Erfolg. Unter den bekannten Zöglingen der Anstalt waren auch der Prinz von Isenburg, nachmals französischer General, der interessante Custine der jüngere, welcher ein Opfer der Revolution unter dem Mordbeil fiel, da das Vaterland die schönsten Hoffnungen von ihm nährte. Die Zöglinge wurden durch Lehrer im Hause, die man Gouverneurs hieß, und durch Lehrer, die in der Stadt wohnten und auch sonstige Aemter bekleideten, unterrichtet. Pfeffel selbst ertheilte Unterricht. Die Gegenstände desselben waren alles dasjenige, was von Künsten und Wissenschaften für Knaben von zwölf bis sechszehn Jahren zu wissen nothwendig und nützlich ist, um in jedem Stande eine Grundlage zur weitern Fortbildung zu besitzen. Als Lehrer dieser Anstalt verdienen unter andern genannt zu werden: Boll, Butenschön, König, Lauth, Luce, Weiland, Wild, und vorzüglich der verstorbene Hofrath Lerse, Pfeffels thätigster Gehilfe.

Die Revolution vernichtete endlich im Jahre 1792 auch diese Pflanzschule ausgezeichneter Männer. Seitdem lebte Pfeffel von dem Genuß seines Erworbenen und von seinen literarischen Arbeiten. Er bekleidete nur zwei Aemter. Er war Mitglied des Direktoriums und General-Konsistoriums der Protestanten Augsburgischer Konfession für die Departemente des Ober- und Niederrheins und der Murthe. In dieser Eigenschaft war ihm hauptsächlich die Leitung der protestantischen Angelegenheiten im oberrheinischen Departemente übertragen. Mit seltenem Eifer unterzog er sich diesem Geschäfte, er der mit Recht in dem Protestantismus das heilige Asyl der Glaubensfreiheit sah. Er war auch Uebersetzer der Präfektur des Oberrheins. So thätig dieses Amt Pfeffels hohen Talenten entsprach, so bewies er doch in demselben eine seltene Berufstreue. Sein Hauptgeschäft in dieser Eigenschaft war, die deutsche Kolonne des jede Woche erscheinenden offiziellen Präfekturblatts zu besorgen. In der glücklichen Erfindung von Wendungen und Wörtern, welche die französische Kanzleisprache ausdrücken, kann er als Vorbild dienen. Außerdem mußte er auch die politischen, wissenschaftlichen und ökonomischen Aufsätze, welche auf Befehl der Regierung gedruckt wurden, übersetzen. So fand ich ihn z. B. vor einigen Jahren mit der Uebersetzung einer Anweisung zum Branntweinbrennen beschäftigt. Keine Mühe war ihm zu sauer. Er las sie, wegen der technischen Ausdrücke, seinen chemischen Freunden vor. Nie hielt er eine Arbeit für vollendet, so lange er noch fühlte, daß er etwas daran verbessern könne, und war dies nicht mehr der Fall, dann durfte wohl auch die Kritik zufrieden damit sein.

Napoleon, der auf eine ausgezeichnete Weise dem Sänger Oberons und dem Dichter der Iphigenie seine Achtung bewies, bezeigte auch unserm Pfeffel seine wohlwollende Werthschätzung, indem er demselben einen lebenslänglichen Jahrgehalt von zwölfhundert Livres aussetzte. Ehre dem Helden, der, von Feinden umringt, die friedlichen Künste der Musen liebt, und ihre Priester schützt! Pfeffel war dieser Huld werth; Europa kennt die Verdienste, die er sich als Gelehrter und Schriftsteller erwarb. Mit rastlosem Fleiße suchte er sich als Jüngling die ausgebreitetsten Kenntnisse zu erwerben, um in reifern Jahren aus der eigenen Fülle wieder für Andere säen zu können. Die ältern und neuern Sprachen, Philosophie, Geschichte, Geographie, wußte er sich in einem hohen Grade anzueignen. Als Belege für seine Kunde beider letztern Wissenschaften nenne ich bloß sein historisches Magazin für den Verstand und das Herz, und seine französische Uebersetzung von den sach- und bänderreichen Erdbeschreibung Büschings.

Frühe schon lernte unser Pfeffel, eingeführt durch seinen Bruder, der mit den bedeutendsten Schriftstellern jener Zeit in Verbindung stand, einen Mann kennen, der sich um die deutsche Sprache, Prose und Poesie, so wie um Tugend und Religion, gleichviel Verdienste erworben hat — den unsterblichen Gellert. Oft hörte ich Pfeffeln mit seliger Rückerinnerung von den Stunden sprechen, die er in dem Umgange mit diesem Trefflichen verlebte. Nie erlosch sein dankbares Andenken. Wie zart empfahl er Schonung für Deutschland einem jungen französischen Krieger, dem Grafen von Custine, um seines Verehrten willen:

Freund, schonest du auf deutsche Wälle
Einst dein Panier mit tapferer Hand,
So denke stets, auch diese Erde
Gehört zu Gellerts Vaterland.

Welchen Einfluß diese Bekanntschaft auf Pfeffels Bildung zum Fabeldichter hatte, sagt er uns selbst in seinem Gedichte Phöbus und der Hirtenknabe, worin er sich als Gellerts Schüler verkündet. Nun läßt sich wohl nicht bestimmen, ob Lehrer oder Zögling der größere Meister sei, da ein jeder auf seinem Wege in den Tempel der Unsterblichkeit eingang. Wahr dürfte es indessen sein, daß Gellerts Fabeln sich vorzugsweise zum unterhaltenden Lehrbuche für die Jugend eignen, während der Mann mit immer neuem Genusse Pfeffels zart empfundene, tief gedachte, schön und rein ausgesprochene Apologeten lesen wird.

Gleiche Verdienste besitzen Pfeffels Erzählungen. Ich berufe mich auf Baharam, Pythagoras, der Leichnam, die Urne, das Gebet, der Perlenkranz, und andere. Dieselbe Auszeichnung gebührt seinen, obgleich in Prosa, dennoch mit der ganzen Wärme, Fülle und Zartheit poetischer Darstellung geschriebenen, romantischen Erzählungen. Der Verfasser einer Mathilde, Klementine, Lina v. Saalen, darf wohl ohne Parteilichkeit an die Seite unserer beiden Erzähler, neben einen Lafontaine, Huber u. s. w. gestellt werden.

Er liebte die Dichtungsart der Romanze, und lieferte in diesem Fache Gedichte, die zu den Vorbildern gehören. Er glaubte mit Bouterwek, daß der Karakter der Romanze und Ballade nicht in mystischem Geschwätze und Gekling, sondern „auf dem altvölkerlich-treuherzigen Styl im Geiste der romantischen Ritterzeit beruhe.“ In diesem Sinne arbeitete er; von ihm geleitet, schrieb er seine Romanzen, Balladen, Legenden, Sagen, die einen nicht unbedeutenden Theil seiner Werke ausmachen.

Auch im dramatischen Fache übte sich Pfeffels Muse. Der Bescheidenheit des Dichters, und dem Hange der Zeitgenossen, das Alte über dem Neuen und das Neue über dem Neuesten zu vergessen, ist vielleicht zuzuschreiben, wenn nur einige Literatoren sich aus Küttner und Meufel erinnern, daß Pfeffel geschrieben habe: der Schatz, ein Schäferspiel; der Einsiedler, ein

Digitized by Google

Trauerſpiel; Philemon und Baucis, ein Schauſpiel; theatraliſche Beluſtigungen, nach franzöſiſchen Muſtern, fünf Sammlungen; dramatiſche Kinderſpiele.

Die idylliſche Dichtungsart wurde von Pfeffel nur ſpärlich ausgeſtattet, was ſich wol am leichteſten aus ſeiner Blindheit erklären läßt. Man muß, um in der deſchreibenden Poeſie etwas Ausgezeichnetes zu leiſten, die Natur gewiſſermaßen täglich in den verſchiedenſten Momenten beobachten; man muß, um mit Kleiſt zu reden, auf die poetiſche Bilderjagd ausgehen können; und dazu wird der Gebrauch aller äußern Sinne, vorzüglich der des Auges erfordert. Dennoch iſt Pfeffels Galathea eine klaſſiſche Ekloge, was die Freunde Theokrits und Geßners gern bekennen werden. Empfindſamkeit und Witz, ſo ſehr ſie auch nach herrſchenden Vorurtheilen einander entgegengeſetzt werden, entſpringen beide aus einer Quelle, aus derſelben Reizbarkeit, aus derſelben Empfänglichkeit, ſchnell eine treffende Verwandtſchaft zwiſchen Gegenſtänden, Begriffen und Gefühlen zu entdecken. Es iſt dieſelbe Seelenkraft, die bei der Zuvreſſe Trauer erweckt und bei dem Affen an den Gecken erinnert. Daher war Pfeffel in dem ſentimentalen, ſo wie in dem ſatiriſchen Sinngedichte und in der eigentlichen Satire, beinahe in gleichem Grade glücklich.

Und dieſer edle Sänger der Deutſchen ſtarb am 1 Mai 1809. Sein Leichenbegängniß war vorzüglich rührend durch die allgemeine Theilnahme. Von mehreren Meilen im Umkreiſe eilten würdige Männer herbei, um verehrt dem Andenken des Trefflichen zu huldigen. An dem ſchwarzen Kreuze auf dem Todtenhügel des Unvergeßlichen ſtehen die wenigen Worte, welche er einſt ſeinem Erſtgebornen widmete:

Seine Seele gehört Gott wohl!

Ueber die Verbindungen der Engländer mit Tibet.

16.

Turner findet zwei Thiere dieſer Art nach England. Ihr Schickſal.

Mit der angegebenen Karakteriſtik werden nun dieſe Thiere vom Kapitän Turner beſchrieben, der zwei Stück von verſchiedenem Geſchlecht an den Gouverneur Haſtings in Bengalen geſchickt hat, nachdem derſelbe bereits Indien verlaſſen hatte. Man ſchiffte ſie darauf nach England ein; allein nur das Männchen oder der Stier kam glücklich in Brittannien an, die Kuh ging zufällig auf der Reiſe zu Grunde.

Man darf annehmen, daß dieſe Thiere aus den kalten Gebirgsgegenden Tibets über die feuchten von Sonnenglut erhitzten Ebenen Bengalens zu Land wandern, und dann zu Waſſer nach England gebracht worden ſind, auf dieſer langen Reiſe durch den Wechſel der verſchiedenen Erdſtriche unendlich gelitten haben müſſen.

Nachdem das männliche Thier in England angekommen war, lebte es einige Zeit nach der Landung in einem ſtarren, matten Zuſtande, bis es ſich nach und nach erholte, und dann wieder zu Kräften gelangte. Es erzeugte nachher mit Landeskuhen mehrere Kälber, die aber ohne Nachkommen ſtarben, ein weibliches Kalb ausgenommen, das von einem indiſchen Stiere beſprungen, ein Junges zur Welt brachte.

Ungeachtet dieſer tibetaniſche nach England verſetzte Stier von Natur aus nichts weniger als ungelehrig war, ſo ward er doch durch unvernünftige Behandlung ſeiner Wärter auf der Reiſe ſehr wild, ſo, daß es am Ende gefährlich war, ihn frei herumlaufen zu laſſen. Beſonders hatte man an ihm eine entſchiedene Feindſeligkeit gegen Pferde bemerkt, denn einmal ſtieß es ein Kutſchpferd des Hrn. Haſtings auf der Waide todt.

17.

Die Bergziege, eine unſchätzbare Thierart. Sie gibt das Material zu den theuern Shawls von Kaſchemir.

Ein anderes Thier, welches bei den Tibetanern einen unſchätzbaren Werth hat, iſt die Bergziege. Sie lebt von dünnen durch die Winde ausgetrockneten Grashalmen, welche die nackten Berge und Felſenritzen bekleiden.

Dieſe Ziegenart iſt die ſchönſte unter allen, und übertrifft noch bei weitem die angoriſchen. Die Thiere ſind von verſchiedener Farbe, weiß, ſchwarz, bläulich, und ſchattirt, bisweilen ſo, wie die Hirſchkälber. Sie erreichen nicht die Größe der kleinſten Schafe in England, und haben gerade Hörner. Unmittelbar auf der Haut haben ſie zarte, feichte, feine, wollige Haare, über denſelben eine grobe Bedeckung von langen Haaren, welche die Sanftheit der untern Wolle ſchützt.

Dies gute Geſchopf dankt die Wärme und Sanftheit ſeines Pelzes ohne Zweifel den hohen, rauhen Gebirgen, auf denen es waidet. Das Koſtbarſte an dieſem Thiere iſt die Wolle, die auf der Haut liegt, und die das Material zu jenen geſchätzten Shawls beraubt, welche in Kaſchemir verarbeitet werden, wovon dann die Elle in Indien ſelbſt oft auf hundert Reichsthaler zu ſtehen kommt.

Turner traf ganze Heerden dieſer Thiere auf den Gebirgen an. Er machte auch Verſuche, mehrere über Bengalen nach England zu bringen; allein ſie konnten weder das heiße Klima von Bengalen ausdauern, noch die Beſchwerlichkeiten der Seereiſe ertragen. Wenn auch einige nach England kamen, ſo waren ſie doch ſo ſehr entkräftet, daß ſie bald darauf ſtarben. Meiſtentheils wurden dieſe Ziegen ſchon in Bengalen krank. Sie verloren unter dem heißen Himmelsſtrich ſehr bald ihre ſchöne Wolle, und eine Hautgeſchwulſt entſtaltete ihr ganzes Fell. Vermuthlich kam dieſer Unfall von der ſengenden Glut der Sonne her, denn man hat die Erfahrung gemacht, daß wenn unſere Schafe z. B. in das heiße Klima von Afrika verſetzt werden, ſo verlängert ſich ihre krauſe Wolle, und artet in grobes herabhangendes Ziegenhaar aus.

18.

Möglichkeit, dieſe Thiere nach Europa zu verpflanzen durch die Kalmukenſtämme.

Indeſſen halte ich es nicht für unmöglich, daß man dieſe nützlichen tibetaniſchen Thiere in die hohen europäiſchen Gebirge verpflanzen könne. Die meiſten Stämme der Kalmuken und Tartarn, die in den ruſſiſchen Steppen wohnen, bekennen ſich zu der lamiſchen Religion. Viele von ihnen machen fromme Züge und Wallfahrten nach Tibeth, und tragen dort ihre Opfer hin, die in Pferden, Kameelen, auch in Silber und andern Waaren beſtehen. Sie werfen ſich vor dem Lama nieder, entledigen ſich ihrer Gelübde, empfangen von ihm den Segen, und kehren auf einem unermeßlichen mühſeligen Wege, ihrer geiſtlichen Wiedergeburt vergnügt, nach Hauſe zurück.

Digitized by Google

So sähen ganze Stämme Menschen, verschieden in Sprache, Klima, Sitten und Religion, geschreckt durch die Dreidämonie *), die ihr schreckliches Haupt aus den Wolken hervorstreckt, einen Mittler zwischen sich und der allgütigen Gottheit; in Europa zu Rom, in Asien zu Teschu Lumbu.

Turner traf dergleichen Horden von Kalmuken in dem Vorhofe des lamischen Palastes an. Sie streckten Stunde lang ihre Arme in die Höhe, und schauten unverwandt nach den Fenstern des Lama. Sobald er sich sehen ließ, warfen sie sich auf den Boden, und ließen mit dem Kopf auf die Erde; dann gaben sie den geistlichen Beamten ihre Geschenke, die in unförmlichen Gold- und Silberklumpen von verschiedenem Gewichte, in 200 bis 300 Pferden, Pelzwerk und bulgarischem Leder bestanden.

19.

Bettler in Tibet. Wunsch an unsere junge Kosmopoliten.

Allein dies sind nicht die einzigen Fremden, die sich am Hofe des Lama versammeln. Man sieht dort, besonders an Festtagen, Haufen von Bettlern in Spalieren auf beiden Seiten, von allen Nationen und Religionen, die in Asien einheimisch sind. Sie flehen in allen Sprachen um Almosen aus Liebe zu Gott und seinem Propheten. Viele, die Turnern ansprachen, waren aus Tunkesian und Koschmire, und er ward oft in persischen und allen Dialekten der indischen Sprachen angeflehet.

Ueber eine solche Versammlung muß man sich nicht wundern, wenn man bedenkt, daß dort, wo die Gaben der Wohlthätigkeit ohne Unterschied und Auswahl ausgespendet werden, sich gleich die Kinder der Armuth und auch der Faulheit zusammen einstellen, so daß sich oft mehr Bittende einfinden, als Mittel sie zu befriedigen. So ist es nun in Asien, wie in Europa.

Allein kein menschliches Wesen geht ungetröstet und unbeschenkt von der Pforte des menschenfreundlichen Lama von Teschu Lumbu weg, wenn es auf seine Mildthätigkeit Anspruch macht. Außer den armen Muhamedanern, die dahin wandern, werden täglich über dreihundert Pilgrime verschiedener Nationen durch die freigebige Hand des Lama gespeiset.

Aus diesem scheint es offenbar zu sein, daß das Land Tibet nicht so geschlossen sei, wie man sich vorstellt, und ich wünschte sehr, daß einer unserer jungen gelehrten Kosmopoliten, dem die ganze Welt Vaterland ist, in der Gestalt eines Arztes, die in Asien am leichtesten fortkommt, oder auch in dem Gewande eines Derwisch, über das kaspische Meer, durch Turkestan, das Land der Usbeken, durch die Bucharei und Kaschmir zum Besten und Frommen der Geographie und Naturgeschichte nach Tibet wanderte. Ein solcher heroischer Wanderzug, der die Züge des Bachus noch bei weitem überträfe, schickte sich allerdings für ein Original-Genie in zerrissenen Hosen, da die Fakirs in diesen Ländern sogar unbekleidet herumwandern.

Die Kalmuken, die man auch Tartarn von Khumbak hieß, und die Turner in Tibet sah, kamen, wie sie sagten, vom Flusse Sullum, der zweiundfünfzig Tagereisen von Teschu Lumbu entfernt war; zwölf englische Meilen auf eine Tagereise gerechnet. Ihre Rückreise war so bestimmt, nämlich von Lumbu nach Lassa zwölf Tage, von Lassa nach Daum zehn Tage, und von da nach Sullum dreißig Tage. Da ich keine gute Karte von Rußland und der Tartarei habe, so kann ich die Lage dieser Orte nicht in der Absicht bestimmen, um den Beweis zu führen, wie nahe sie an Rußland gelegen sind.

20.

Verkehr der Russen mit Tibet.

Daß die Russen mit Tibet Verkehr haben, ist ausgemacht. Turner entdeckte während seinen Unterhandlungen, daß der Ruhm der großen Kaiserin Katharina der Zweiten, und der Handel ihrer Unterthanen mit China über Kiachta am See Baikal, dem Regenten von Teschu Lumbu und seinem einsichtsvollen Minister Supun Lumbu nicht unbekannt waren. Beide Staatsmänner erkundigten sich näher über die Regierung des unermeßlichen russischen Reiches. Auch waren von Seiten Rußlands mehrere Eröffnungen geschehen, den Handel ins Innere von Tibet auszudehnen.

Einige Jahre vorher hatte die Kaiserin den Zaronaut Lama, der näher an den russischen Grenzen wohnt, zu einem Handelsverkehr durch Abgeordnete eingeladen. Sie brachten mannigfaltige Geschenke mit, von denen Turner eine Bibel in russischer Sprache mit Kupfern sah. Zaronaut Lama beförderte die Briefe und Geschenke an Teschu Lama, als den Vormund des Oberpriesters der tibetanischen Hierarchie, um seine Gesinnungen zu vernehmen.

Allein dieser gab den Russen doch nur wenige Hoffnung, und zwar zu einem sehr eingeschränkten Verkehr, welchen sie von Zeit zu Zeit nach Kharta, der Hauptstadt des Zaronaut Lama, mit beträchtlichen Artikeln trieben, vorzüglich mit russischem oder bulgarischem Leder, und kostbarem Pelzwerke, welches einen Hauptgegenstand des Handels ausmacht.

(Der Beschluß folgt.)

*) — — quae caput e coeli regionibus ostendebat
Horribili super aspectu mortalibus instans.
LUCRET.

Varietäten.

Aus Deutschland.

— * Gregoire's Werk über die Gelehrsamkeit und Bildsamkeit der Neger (davon die Mittheilung d. d. n. Weltkunde schon in den Baseler-Blättern Nr 78 des vorigen Jahrgangs Notizen mittheilten) ist nun auch in deutscher Uebersetzung erschienen. Hr. Professor Meiners in Göttingen, welcher bekanntlich die eigentliche ächte Negerrace für eine der untersten Stufen des menschlichen Geschlechts erklärt hat, soll unlängst höhere Geistesbildung, dort im Spritzkloak der Jen. allgem. Literaturzeitung gegen Gregoire eine Apologie seiner Hypothese zu Unsunsten der armen Neger bekannt gemacht. Es wird daraus jede evident hervor, daß Gregoire alle schwarzen und selbst andere gesärbte Menschen unter die Neger zählte, und insofern machte er sich mit ihrer Vertheidigung leichtes Spiel. Hätte er sich aber auf die eigentliche Negerrace aus dem Innern Afrika's beschränkt, so würde die Urtheil über deren Talente, Künste und Wissenschaften sehr dürftig ausgefallen sein.

— * Die Entdeckung des Urstoffs der Schuhblattern an Kühen in der Schweiz, welche Hr. Dr. Reff in Nr. 45 dieses Journals anzeigte, bleibt allerdings sehr wichtig. In den Magdeburg-Halberstädtischen Blättern vom Barkhausen und Jakob, Mai 1801, S. 449, war einmal eine ähnliche Angabe, die so unbestimmt sie auch dort steht, doch vielleicht wieder in Erinnerung gebracht zu werden verdient. Nach Aussage zweier glaubhaften Hausmutter haben sich im Frühjahr 1801 in der Grafschaft Mansfeld und im Fürstenthum Halberstadt ebenfalls Pocken an den Eutern der Kühe gezeigt. Die Symptome dieser hier neuen Krankheit waren stark ulcerirter Euter, Verlieren der Milch, Mangel des Appetits und Fieberhitze. Die Milch fand sich auch nach der Krankheit nicht wieder ein. Einige Kühe sollen an dieser Krankheit gestorben sein. Impfversuche hatte man von diesen Pocken nicht armachet; die Frage bleibt also unentschieden, ob jene Geschwüre eigentliche Kuhpocken, oder eine andre Krankheit waren?

Digitized by Google

Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 49. — den 21 Juni 1809.

Beschreibung der Grotte Zinzanusa, oder des alten Tempels der Minerva, unweit der Stadt Castro in Apulien.

Neapel, im Mai 1809.

Bei der kleinen Stadt Castro befinden sich unter dem steilen Ufer senkrechter Felsen mehrere Grotten, in welche man mit kleinen Kähnen hineinfährt. Unter diesen ist die Grotte Zinzanusa, von welcher alle den Namen haben, und die wegen ihrer zerrissenen Form — indem die Wellen unaufhörlich an ihre Seiten anprellen und sie aushöhlen — mehr einer Menge zerrissener Kleider, als einer festen Masse gleicht.

Gedachte Grotten liegen an einem kleinen Meerdusen, der in Form eines Halbzirkels gegen Morgen eine Art von Hafen bildete. Aus dem Hafen angesehen, erscheint nicht die Grotte, wohl aber sieht man einen Haufen von Steinblöcken, die natürlich so gelagert sind, daß sie den Stufen einer Treppe gleichen. Zu oberst dieser Stufen entdeckt man eine Erhöhung, welche von hundert Säulen aus hartem Stein getragen wird. Innerhalb dieser Säulen befindet sich eine Quelle des süßesten Wassers, und unweit davon zur Seite ein kleiner Felsengang, welcher doppelt gefährlich ist, wegen der Ungleichheit des Bodens, und weil er über einen grausenvollen Schlund, von Meerwasser angefüllt, hinlauft. Ueber diesen Felsengang hinaus entdeckt man eine Grotte von rechtwinkelichter Form, die den interessantesten Theil des bisher entdeckten Umfanges der ganzen Höhle ausmacht. Vier Reihen Säulen theilen und zieren zugleich das natürliche Gebäude. Zwei derselben sind Halbsäulen zum Schmuck der Mauer; die beiden andern sind einzeln freistehende, oder Paarweise zusammengefügte Säulen. Sie sind von gleichem Verhältniß, und theilen den Raum dieses Rektangels in drei Abtheilungen. Inschriften, von welchen diejenigen, die bisher diese Grotte sahen, nicht zu bestimmen wußten, in welcher Sprache sie abgefaßt sein möchten, umgeben die Mauer. *)

Ueberall sieht man in der Mauer kleine Götzenbilder und Statuen, so wie Gestalten von Thieren, besonders das Bild der Nachteule, als Symbol der Minerva oder Athene; eben so Früchte und Blumen, mit verschiedenen Arabesken in hartem Stein und von guter Zeichnung.

In einem dieser Zimmerabschnitte findet sich ein breiter Tisch mit zwei Säulen auf jeder Seite. Die Decke dieses Raumes wird von der Höhle selbst gebildet, an welche das Mauerwerk anstößt. Man sieht an dem etwas gesenkten Gewölbe die niedlichsten Spielformen des glänzendsten Kristalls. Eine ähnliche Verglasung hat sich durch das Tropfsteinwasser den Säulen, wie dem ganzen Innern der Höhle, mitgetheilt, so daß man bei dem Schein von Fackeln alle Zaubereien, welche die Fantasie des Dichters der Höhle der Armide beilegt, hier zu sehen meint.

Die höchsten Säulen haben etwa siebenzig Palm Höhe; ihr Diameter hat etwas mehr als zwei Palm. Viele kleine Oeffnungen, welche mit ihren Steinen zum auf- und zumachen versehen sind, führen auf die Seiten hinaus in kleinere, minder merkwürdige, aber auch sehenswerthe Höhlen. Ueberall kennt man den künstlich gemachten Weg. Reste von Aschen und Kohlen ver-

*) Die letzten Nachrichten über diese Grotte kamen von einem Arciprete, Namens Aquafredda, welcher in Gesellschaft zweier mailändischer Chirurgen, die auf ihrer Reise nach Aegypten im Jahre 1802 bei Castro strandeten, diesen in naturhistorischer wie in antiquarischer Hinsicht gleich merkwürdigen Ort besuchten. Die Namen der beiden Chirurgen waren Martina und Braschi.

Digitized by Google

rathen, daß hier Menschen wohnten; auch findet man Gebeine und Gräber. In einer dieser dunkeln Höhlen ist ein Ziehbrunnen. In einer andern eine Säule von noch beträchtlicherer Höhe, als jene des Tempels; eine noch nicht aufgerichtete liegt noch auf dem Boden.

Der Umfang, den die sämmtlichen bisher entdeckten Höhlen einnehmen, wird auf eine Miglie geschätzt. Die größte derselben, welche nach der großen rechtwinkelichten folgt, ist noch nicht untersucht worden. Wegen des in ihr befindlichen Kothes und Gestanke, so wie wegen ihrer Tiefe, hat man es bisher nicht gewagt, hinabzusteigen. In dem ganzen Raum der erforschten Hohlen hat man nur eine einzige kleine Oeffnung entdeckt, durch die etwas Tageslicht hineinfallen konnte.

Der gelehrte Prälat Monsignor Duca, der Bischof in Castro war, sandte an die vormalige neapolitanische Regierung eine kleine Statue und Stücke von Krystallen, die mit vieler Mühe abgelöset worden waren. Er machte den Vorschlag, daß man diese Grotte ganz untersuchen und alles zeichnen lassen möchte, was des Beachtens werth schiene; sodann theilte er seine Ideen über das Alter und die Bestimmung dieser Hohlen mit, aber niemand unterstützte ihn, und so blieb einer der denkwürdigsten Ueberreste des Alterthums in der Vergessenheit begraben.

Ohne Zweifel muß man dies Werk den ersten ursprünglichen Bewohnern der salentinischen Provinz, oder Griechen zuschreiben, die unter dem Japyx oder Idomeneus sich daselbst niederliessen. Beide, die Fabel und die Geschichte, vereinigen sich, diesem Tempel der Minerva ein Staunen erregendes Alter beizulegen, und erzählen wundervolle Geschichten, die ihn bei der Vorwelt berühmt machten.

Diodor im vierten Buche, und Strabo in seiner Geographie, im fünften und sechsten Buche, erzählen, wie Japyx, der von seinem Grossvater ausgesandt wurde, den flüchtig gewordenen Dädalus, den Vater des Japyx, aufzusuchen. Letzterer kam nun auf seinem Zuge nach der Küste des Japygischen Vorgebirges, damals Leuternia genannt, wo Herkules mit Hülfe der Minerva die leuternischen Giganten erschlagen hatte. Daselbst entsprang aus dem Blute der über einander geworfenen ungeheuern Körper ein immer rinnender Brunnen von faulem stinkendem Wasser. Jener Brunnen und die wahrscheinlich undergraben gebliebene Gebeine der Riesen verriethen dem Japyx den Sieg des Herkules und aus religiösem Sinn, oder weil von jeher die Religion das Mittel war, wodurch die Führer wilder Völker die letzten zu zähmen suchten, errichtete er der Minerva einen Tempel.

Zufolge dieser Angabe liesse sich, wofern sie als ächt anzunehmen ist, das Alter des Tempels der Zinzanusa ziemlich genau angeben. Japyx lebte zweihundert Jahre vor dem trojanischen Kriege, und da seit jener Zeit, nach den zu Paros gefundenen arundelischen Marmortafeln, bis zur christlichen Zeitrechnung 1209 Jahre verflossen sind, so kämen bis zu unserer jetzigen Zeit dreitausend zweihundert und sechszehn oder achtzehn Jahre heraus, welche das Alter des erwähnten Tempels ausmachen würden.

Mehrere alte Schriftsteller, namentlich Dionysius von Halikarnaß, Servius, Virgil und andere, kommen darin überein, daß lange vor dem Untergange Trojas ein Tempel der Minerva auf der japygischen Küste gestanden habe, der reich und berühmt gewesen sei. Nach einigen wurde daselbst das vom Ulyß und Diomed den Troern entwandte Palladium der Minerva aufbewahrt. Nach andern weihte Diomed, nach dem Brande von Troja, der Göttin Minerva die goldenen Waffen, welche er dem Glaukus, Sohn des Priams, abgenommen hatte. Virgil benutzt den Ruf, den dieser Tempel hatte, und verpflanzt ihn, indem er den Aeneas von den entgegengesetzten aeroceraunischen oder epirotischen Ufern daselbst landen läßt.

Wir versuchen nach Virgils Beschreibung den Ort, wo der Tempel der Minerva stand, zu bestimmen.

Sobald Aeneas in Epirus gelandet war, wurde er vom Helmus unterrichtet, welche Straße er zu nehmen habe. Unter andern räth er ihm, nicht auf der nächsten, entgegen stehenden Küste zu landen oder zu verweilen:

Proxim: quae nostri profunditur aequoris aestu
Fluge; cauete malis habitantur moenia Graiis.

Aeneas sollte also das adriatische Meer durchschneiden, und da die alte Schiffahrt gern den Küsten folgte, an der salentinischen Halbinsel vorbei, sich nach Sizilien wenden. Zur Nachtzeit sollte er ans Land steigen, und auf dem italischen Ufer opfern, jedoch nach Sitte der Landesbewohner, um nicht feindlich angegriffen zu werden:

Hic et Narycii posuerunt moenia Locri
Et Salentinos obsedit milite campos
Lyctius Idomeneus u. s. w.

Aeneas verreiset, und indem er an dem aeroceraunischen Ufer hinsegelt, wird es Nacht. Er ruht also auf der Küste, welche Italien die nächst gelegenste ist.

Provehimur pelago vicina Ceraunia iuxta
Unde iter *).

Um Mitternacht steht Palinur auf und gibt der Flotte das Zeichen zum Aufbruch, die nun von den aeroceraunischen Felsen nach Italien segelt.

Nec dum orbem medium nox horis acta subibat
Haud segnis ete.

Bei Anbruch des Tages entdeckt Achates zuerst Italien. Anchises steht die Gunst der Götter an, und glückliche Winde führen sie zu dem ihnen nächsten salentinischen Hafen, wo das Kastell und der Tempel der Minerva sich befand.

Cum procul obscuros colles, humilemque videmus
Italiam . . . .
. . . . . portusque patescit
Iam propior, templumque apparet in arce Minervae.

Aeneas beschreibt den Hafen. Er gibt an, daß er gegen Morgen gekrümmt und von Felsen umgeben sei, die ihn von beiden Seiten wie Thürme umschliessen. Der Tempel aber wird nicht mehr gesehen, wenn man im Hafen ist.

Portus ab Eoo tutem curvatur in arcum
Obiectae saxa spumant aspergine cautes
Ipse latet. Gemino demittunt brachia muro
Turrisi scopuli; refugitque a litore templum.

Hier erkennt man deutlich die Beschreibung des Hafens der Zinzanusa, wie wir sie vorher angegeben haben.

Nun folgt das Opfer des Aeneas, das, nach der Vorschrift des Helmus, der Minerva und Juno; alsdann eilt die Flotte weiter.

Die Schiffenden kommen nach Tarent. Sie erblicken von weitem den Tempel der Juno Lacinia. Auch dieses paßt völlig zur Lage der Zinzanusa. Noch mehr, es befindet sich eine Miglie

*) Die Weite von den Aeroceraunen bis zum salentinischen Hafen, konnte etwa vierzig Miglien betragen.

Digitized by Google

weit von diesem Felsen eine Schwefelquelle, deren auch Aristoteles erwähnt.

Wir lassen unentschieden, ob der Tempel der Minerva, der in der Höhle sich befindet, der einzige dort befindliche Tempel der Göttin war. Vielleicht stand auf der Höhe des Felsens ein mit dem Kastell zusammenhängendes Prachtgebäude; vielleicht ging mit dem Tempel der dunkeln Höhle, der so ganz dazu geeignet war, heiligen Schauer einzuflößen, genau zusammen, und den Führern roher Völker mußte alles willkommen sein, was die Gemüther derer, denen sie Sitten geben wollten, binden und ihren wilden Geist zähmen konnte.

In jeder Hinsicht aber verdiente die Zinzanusa die aufmerksamste Erforschung, sowohl des Naturbeobachters, als des philosophischen Alterthumsforschers. Es wäre höchst interessant, zu wissen, ob diese unterirdische Höhlen vom Wasser ausgehöhlt, oder von unterirdischen Feuern oder durch beides zugleich gebildet wurden.

Nicht wahrscheinlich dünkt es uns, daß sich wirkliche Felsenkrystalle in der Höhle befinden, obgleich der gelehrte Prälat, dessen wir oben erwähnten, solches erhärtet, und versichert, jene Krystalle hätten den Glanz und die Härte des Bergkrystalls. Gewiß aber ists, daß die in der Grotte befindlichen Stalaktiten besonderer Aufmerksamkeit werth sind. Man kann übrigens aus der Menge der Höhlen, aus der Nähe einer Schwefelquelle u. s. w. nicht anders als vermuthen, daß ein alter Vulkan oder doch vulkanichte Feuer in jener Gegend statt gefunden haben müssen. Eine nähere Beobachtung des Felsens, wie der umliegenden Gegend, würde darüber Aufschluß geben, und vielleicht manches erklärten, was uns der Erforschung der geheimnißvollen Wirkungen der Natur so leicht entfliehet. Die genauere Beachtung alles dessen aber, worin sich eine Spur von den Menschen, welche jene Höhlen bewohnten, in Bildern oder Schriftzeichen kunten in anderer Hinsicht zu wissenschaftlichen Vermuthungen leiten, da die Entwickelung der Einsichten, der Sitten und Künste der Menschen, immer mit ihrem physischen, moralischen und politischen Zustande zusammenhängt.

Anmerkungen.

Es ist uns nicht unbekannt, daß die Antiquarien von keinem unterirdischen Tempel, weder in Griechenland, noch in Italien, wissen. In den Höhlen sucht man die alten Orakel. Demungeachtet ist nicht zu leugnen, daß die Höhle der Zinzanusa alle Embleme eines Tempels hat, und gewiß ists, daß die Menschen vor der Erfindung der Künste in Höhlen wohnten. Sollten die Menschen in jener langen Zeit, vor Erfindung der Gebäude, keine religiösen Gebräuche gehabt haben? — Die Beobachtung der Höhlen der Diana, der Artemidischen Höhlen nahe bei Benthassan in Aegypten, und andere, lassen uns das Gegentheil vermuthen. Man sehe Rossi's Architettura Egiziana, Cap. 21. Die Nachrichten, die Bermudez und Denon ausgegeben haben, bestätigen dasselbe.

Daß man bis jetzt keine solche unterirdische Tempel gefunden, ist keine Widerlegung der Möglichkeit der Sache. Der berühmte Antiquar Daniele in Neapel sagte, nachdem er die Berichte über die Zinzanusa gelesen hatte: „Gerade diese Entdeckung scheint die bisherige Meinung zu widerlegen.“

Zufolge Nachrichten, die uns aus Gaeta mitgetheilt wurden, soll sich in der Entfernung von ein Paar Miglien vom Molo di Gaeta, nahe bei einer am Meer befindlichen Höhle, ein Tempel von hundert Säulen in der Erde befinden. Die Sache ist gewiß, und man kann nur mit Fackeln diese Antiquität sehen. Es bleibt aber die Frage, ob dieser Tempel ursprünglich in der Erde gestanden habe, und nicht nach und nach versunken oder verschüttet sei.

E. G.

Ueber die Verbindungen der Engländer mit Tibet.

(Beschluß.)

21.

Der chinesische Schutz ist den Lamas höchst lästig. Ihre Furcht und Behutsamkeit vor den persischen Offizieren.

Obwohl der Hof zu Teschu Lumbu, so wie alle Lamas oder Oberpriester des Staates Tibet, nur unter dem Schutz des chinesischen Kaisers stehen, so erzeugt dieses Verhältniß bei den geistlichen Regenten einen Karakter von Furchtsamkeit in ihrem Betragen, der mehr pflichtig-unterworfenen Unterthanen als freien Bundesgenossen angemessen ist.

Die Eifersucht, mit welcher die Regenten von Tibet die Zudringlichkeit der Chineser ansehen, und der Verdruß, den sie darüber empfinden, daß der Hof von Peking eine Garnison in der tibetanischen Stadt Lassa und einen Gouverneur hielt, welcher damals unter dem Namen Gesup Rimbochay bekannt war, verriethen das Gefühl eines unangenehmen Joches, so leicht es auch auf ihnen zu liegen schien. Die tibetanischen Hierarchen behandelten die chinesischen Offiziere mit sichtbarer Zurückhaltung. Sie liessen sie nie innerhalb dem Palast oder Kloster wohnen, und begegneten ihnen mit einer Stimmung, die ein ungewöhnliches Ansehen von Heimlichkeit hatte, damit die chinesischen Beschlshaber ja nichts von ihren innern Angelegenheiten erfahren sollten. Als endlich die chinesischen Offiziere abmarschirten, bemerkte man an den Ministern des Klosters die Empfindungen eines augenscheinlichen Vergnügens.

So erzeugt das Gefühl von Abhängigkeit die gleichförmigen Symptome bei Priesterkönigen, die zu beherrschen gewohnt sind, unter allen Erdezonen, sie mögen nun mit einfachen Mönchskappen, oder mit Kronen geziert sein. Der königliche Priester in Rom befand sich in eben der unangenehmen Lage vor den Gesandten und Heeren Kaiser Karls des Fünften, und Pius der Siebente in unsern Tagen noch schlimmer vor dem fest ausgesprochenen Willen des siegreichen Kaisers Napoleon.

22.

Jüngste Gesandtschaft des russischen Kaisers an den Hof von Peking.

Vor einigen Jahren fertigte der Hof von Petersburg eine zahlreiche Gesandtschaft an den chinesischen Kaiser ab. In ihrem großen Gefolge befand sich der Sohn eines meiner deutschen Freunde als Arzt von vorzüglichen Talenten. Ich hatte Gelegenheit, ihm vor seiner Abreise aus Petersburg eine Note zu übersenden, in welcher ich ihm die Möglichkeit bewies, durch Verbindung mit den mungalischen oder kalmukischen Stämmen, auf welche die Gesandtschaft nothwendig in ihren langen Zügen stoßen müßte,

Digitized by Google

den Grunzochsen und die Bergziege, die ich beschrieben habe, nach Rußland mitzubringen.

Der junge Mann sah selbst die Möglichkeit ein. Wir erhielten Briefe von ihm, die aus Irkuzk am See Baikal und aus Kiachta an der chinesischen Grenze geschrieben waren. Das gesandtschaftliche Gefolge war allerdings auf herumwandernde Horden von Mungalen gestoßen, unter denen es mehrere sogenannte Aerzte dieser Nation antraf, von welchen auch mein junger Freund Moschus, und andere Arzneimittel, die meistentheils aus unbekannten Nüssen, Früchten und Vegetabilien bestanden, einhandelte. Er machte die Anwohner des Seee Baikal und die Mungalen mit der Einimpfung der Kuhpocken bekannt, und ward hierdurch der unvergeßliche Wohlthäter dieser Stämme.

Nachdem sie fast vierzehn Tage in der Steppe über Kiachta hinaus fortgerückt waren, und noch eine Monatreise zur chinesischen Mauer hatten, kamen sie mit den Offizieren, die ihnen der Hof von Peking entgegensandte, in Streitigkeiten über die große Zahl des gesandtschaftlichen Personals, das fast aus 300 Köpfen bestand. So viele Köpfe wollten die Mandarinen nicht passiren lassen. Der russische Gesandte kehrte daher nach Irkuzk an den See Baikal *) zurück, wo er den Winter zubrachte, um die weitern Verhaltungsbefehle von Petersburg abzuwarten. Sie kamen an, und geboten dem Gesandten, seinen Rückweg zur Hauptstadt Rußlands anzutreten.

23.

Beweis der Möglichkeit, die nützlichsten Thierarten Tibets zu verpflanzen.

So ward denn also der Gedanke vereitelt, diese nützliche Thierarten nach Europa eingeführt zu sehen. Aber es bleibt immer thunlich, diesen großen Wunsch zu befriedigen, wenn ihn die russische Regierung ihrer Aufmerksamkeit würdig hält, oder aber, wenn die europäischen Gelehrten, die so oft zu geographischen und naturhistorischen Expeditionen **) von den russischen Monarchen nach der Tartarei abgeschickt werden, sich der Erfüllung annehmen wollten.

Da von dem Orte Karka aus bereits eine Straße zum Verkehr mit Tibet eröffnet ist, so könnte auf diesem Wege die Erwerbung für die europäischen Lande leicht gesordert werden.

Unerachtet ein großer Theil der kalmukischen Nation vor Jahren aus dem russischen Gebiete in das chinesische sich flüchtig gemacht hat, sind doch noch viele kalmukische Horden dem russischen Szepter unterworfen. Der deutsche Gelehrte Bergmann ist mit diesen Kalmuken mehrere Monate in ihren Filzzelten herumgezogen, um ihre Sprache, Schrift, Sitten, Religion und Geschichte kennen zu lernen. Auch kommen jährlich ganze Züge von Kalmuken nach Astrakan, so wie zahlreiche Handelskaravanen aus der großen und kleinen Bucharei.

Sicherte nun das russische Gouvernement, oder sonst ein angesehener Mann — und deren gibt es viele von großen Talenten, Einsicht und Reichthum in dem Reiche — den Kalmuken oder wandernden Kaufleuten eine angemessene Belohnung, so könnte diese Erwerbung ohne großen Aufwand bewerkstelliget werden.

Der Transport würde gewiß gelingen, weil er nordwärts und durch keinen heißen Erdstrich, der diesen Thieren so schädlich ist, geführt wird. Er könnte am leichtesten im Winter, oder am Ende des Winters vorgenommen werden. In Rußland fehlt es nicht an hohen und kalten Gebirgen, wo man die erste Zucht mit diesen Fremdlingen anlegen könnte. Sie sind in ihrem Futter nicht ekel, und zehren in ihrem Vaterlande im Winter von den magern aufgedörrten Grashalmen im Freien.

Von Rußland aus wäre es bald möglich, diese Thiere leicht in die Gebirge des südlichen Europa's überzusiedeln. Bei dem Auftrage, den ich dem nach China reisenden Sohne meines Freundes mitgegeben habe, hatte ich vorzüglich die Schweiz im Gesichtspunkte für eine solche Thierkolonie. Ihre hohen schneebedeckten Gebirge und ihre Thäler hätten zu dieser Anstalt alle klimatischen Eigenschaften

---

24.

Die Schweizergebirge wären die tauglichsten zu dieser Thier-Kolonie.

Da in Tibet fast alle Transporte auf den Rücken der Grunzochsen über die steilen Gebirge gehen, so könnte diese Thierart in der Schweiz bei der Waarenversendung über die Alpen wesentliche und wohl bessere Dienste leisten, als die schwachen Saumrosse, die zu dergleichen Diensten dort gebraucht werden.

Die Wolle der Bergziegen, welche, wie ich gesagt habe, den Stoff zu jenen kostbaren und unvergleichlichen Shawls von Kaschemir hergeben, würden die geschickten Schweizer-Fabriken bald verarbeiten lernen, und vielleicht noch zu einer höhern Vollkommenheit bringen, als die Industrie jener halbgesitteten Völker, unter welche man die Nordindier, Tibetaner und Tartarstämme rechnen kann, zu leisten fähig sind.

25.

Beschließender Wunsch für die Schweiz.

Europa wird schon seit sechszehn Jahren durch andauernde Kriege verwüstet. Ströme von Menschenblut sind geflossen. Bewohner des Erdballs, durch unermeßliche Landstriche getrennt, trugen nach Deutschland ihre feindselige Waffen. Kaum wird es die Nachwelt glauben, daß die gewerbsame, durch ihre Lage und Gebirge zum Sitze des Friedens, zum Asyle der Ruhe geschaffene und sofurte Schweiz die Kinder der Wolga, des Irtisch, des Dniesters in ihren Thälern und auf ihren hohen Gebirgen fechten, und feindseligen Donner gegen südliche und westliche Nationen richten sah.

Möchte der holde Friede auf die Erde wieder zurückkehren, möchten die Väter und Beherrscher der Völker einander wieder freundlich die Hand bieten, freien Handel und Gewerbe unter die Nationen, das innerlichste Band ihrer Eintracht, verbreiten. Dann möchte vielleicht auch der Wunsch noch in Erfüllung gehen, daß die tibetanischen Thiere, die ich aufgezeichnet habe, Bewohner der Alpen werden. Dieses wäre die beschiedenste Entschädigung für die Dransalen, welche das Vaterland der Freiheit so lange und schwer erduldet hat!

---

*) An diesem See kommen, so eben erhaltenen Nachrichten zufolge, fünf Männer auf ein Weib. Woher dieses Mißverhältniß?

**) Den neuesten Nachrichten zufolge wird Hr. Dr. Lanasdorf als Arzt mit einer Handelskaravane durch die Bucharei reisen.

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nr. 7.)

Digitized by Google

Intelligenzblätter
zu den
Miszellen für die neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 7. — den 21 Juni 1809.

Folgende gute Auswahl der vorzüglichsten Werke deutscher Klassiker, die neuesten Originalausgaben, in geschmackvollem englischen Einband, ist bei mir um beigesetzte Preise zu haben:

	Fr. S.	Fr. S.
Göthe's sämmtliche Werke, zwölf Theile, gr. 8. Tübingen	48 —	
Der Einband	7 4	55 4
Jacobis sämmtliche Werke, drei Theile, mit Kupfern, zweite Auflage, gr. 8. Zürich	11 4	
Der Einband	1 16	13 —
Iffland's dramatische Werke, sechzehn Theile mit schönen Kupf. von Böhm und Jury, 8. Leipzig	54 10	
Der Einband	9 10	64 —
Klopstocks Werke, zehn Theile, gr. 8. Lpzg.	29 —	
Der Einband	8 —	37 —
Matthissons lyrische Anthologie, 20 Theile, 8. Zürich	45 —	
Der Einband	12 —	57 —
Pfeffels poetische Versuche, neun Theile, vierte Auflage, 8. Tübingen	12 —	
Der Einband in drei Bänden	2 —	14 —
Schillers Theater, fünf Theile, gr. 8. Tüb.	22 10	
Der Einband	3 15	26 5
— — Gedichte, zwei Theile, 8. Leipzig	7 —	
Der Einband	1 4	8 4
Voß sämmtliche Gedichte, sieben Theile, mit schönen Kupf. auf Schreibp. 8. Königsberg	38 10	
Der Einband	4 4	42 14
Wielands sämmtliche Werke, 44 Theile, 8. Leipzig	80 —	
Der Einband	26 —	106 —
		Fr. 423 7

Diese ganze Sammlung besteht aus 128 Bänden, und macht eine kleine artige Bibliothek aus von bleibendem Werthe; sie ist zur Bildung des Geschmacks und zur Erholung des Geistes mehr als jede andere oder sonstige Romanenlektüre geeignet; und vermögende Personen sollten nicht anstehen zum Besitz derselben zu gelangen. Wer die ganze Kollektion zusammen nimmt, dem überlasse ich sie um 390 Fr. netto. Auch kann ich diese sämmtlichen Werke uneingebunden à 320 Fr. netto liefern, und empfehle mich zu geneigten Aufträgen bestens.

Aarau, 8 Juni 1809.

H. R. Sauerländer,
Buchhändler und Buchdrucker.

Richter, Jean Paul Fr., Doktor Katzenbergers Badereise, nebst einer Auswahl verbess. Werkchen. Zwei Bände. Heidelberg, bei Mohr und Zimmer. 8. Geheftet 3 Thlr. oder 5 fl. 24 kr.

Die kleinen Aufsätze dieses trefflichen Humoristen, der immer reicher zu werden scheint, jemehr er ausgibt, gebören zu den schönsten Blumen seines üppigen Zaubergartens; aber sie verloren sich in den acht Zeitschriften und fünf Kalendern, in welche der Verfasser, belage seiner Vorrede, auslösig ist und wo er sie zuerst ausgestellt hatte. Die vorzüglichsten darunter erscheinen hier — nicht etwa bloß gesammelt, sondern in schöner Vollendung und mit der reichen Lebensfülle ausgestattet. An diese kleinen poetischen Arabesken schließt sich eine Dichtung von größerm Umfange, Dr. Katzenbergers Badereise, welche hier zum erstenmal vor das Publikum tritt. Das Leben erscheint in dieser Reise mehr von seiner scherzhaften als ernsten Seite; eine Menge neuer Karaktere bewegen sich gleichsam dramatisch vor den Augen der Leser; dabei ist alles sinnig gehalten, die Zeichnung ist so wahr, die Gestaltung so treu, das Kolorit so warm und bedeutungsvoll, daß der Verfasser sich auch in dieser Art von Komposition als Meister zeigt, wo er sich durchaus mehr dem ganzen Ton der niederländischen Schule nähern mußte.

Man findet obiges Werk auch bei H. R. Sauerländer in Aarau.

Anfangs künftigen Monats Juli erscheint hier eine für Deutschland und die Schweiz sehr interessante Zeitschrift unter dem Titel:

Schweizer-Bülletin zur Veredlung des Handels, der Fabriken, Manufakturen, Künste, Handwerke und der Landwirthschaft.

Sie wird alles Neueste und Wissenswürdigste in Beziehung auf die benannten Fächer enthalten, und liefert:

1) Beschreibungen der vornehmsten Manufakturen und Fabriken in der Schweiz, in England, Deutschland und Frankreich nach ihren örtlichen, mechanischen und merkantilischen Verhältnissen.
2) Vergleichende Darstellungen der Industrie und des Handels einzelner Städte und ganzer Kantone in der Schweiz.
3) Neue Entdeckungen oder verbesserte Erfahrungen, welche auf das Manufaktur- und Fabrikwesen, auf Künste und Handwerke, so wie auf die Landwirthschaft Bezug haben.
4) Gesetze, welche Beförderung der angeführten Gegenstände bezwecken, mit Prüfung ihrer Vorzüge und ihres praktischen Nutzens.
5) Aufsätze über den Zustand des Fabrikwesens und des Handels, über die Mängel und möglichen Verbesserungen, welche den denkenden Kaufmann und Fabrikanten auf zweckmäßige Spekulationen hinleiten.
6) Handelsberichte von den vornehmsten Handelsplätzen.

Digitized by Google

7) Anfragen und Gutachten über Handlungsstreitigkeiten, wichtige Entscheidungen derselben von Handelsgerichten.
8) Darstellungen des Erfolgs der vornehmsten Messen in der Schweiz und in Deutschland, besonders der Zurlaube, Frankfurter und Leipziger Messen.
9) Bemerkungen über Lücken der Schweizer Nationalindustrie — Vorschläge zu ihrer Verbesserung.
10) Kritiken über Handlungs- und Landwirthschafts-Institute — über Kunst- und Industrie-Schulen.
11) Notizen über Schweizer und Deutsche, welche als Kaufleute, Künstler, Fabrikanten, Handwerker und Landwirthe sich auszeichneten.
12) Belehrungen für Künstler und Handwerker über die neuern Fortschritte ihrer Gewerbe.
13) Beurtheilung der neuesten Schriften über diese Gegenstände.
14) Neueste Ereignisse, welche Kaufleute, Fabrikanten und Landwirthe, wo nicht mehr, doch gewiß eben so viel, als die politischen Weltbegebenheiten interessiren.

Mit dem Schweizer-Bülletin ist zugleich der Ankündiger verbunden. Er liefert Gesuche um Anstellung in Fabriken, Manufakturen, Komptoirs, Anerbieten zu solchen Plätzen, Bekanntmachungen zu verkaufender Waaren, Feilbietungen, gerichtliche Aufforderungen u. s. w. überhaupt alles, was einzelne Kaufleute, Fabrikanten, Künstler, Handwerker und Landwirthe dem Publikum mittheilen wollen.

Für das Bülletin nebst dem Ankündiger kann man bei allen Postämtern, mit 5 Schweizerfranken oder 3 fl. 30 kr. rheinisch für ein jedes halbes Jahr, abonniren. Jedes halbe Jahr ist Ein- und Austritt gestattet. Die Hauptspedition für die Posten hat das Postamt in Aarau übernommen. Alle löbl. Postämter belieben sich mit ihren Bestellungen an dasselbe zu wenden.

Für Einrückungen in den Ankündiger werden von der gedruckenen Zeile 4 kr. bezahlt.

Zweckmäßige Beyträge für das Bülletin können unfrankirt an uns eingeländet werden.

Aarau, den 1 Mai 1809.

Die Herausgeber des Schweizer-Bülletins.

H. R. Sauerländer in Aarau nimmt darauf Bestellungen an.

Gräter, F. D., Gedichte. Mit dem Bildnisse des Verfassers von Lips. Heidelberg, bei Mohr und Zimmer. 8. Schreibpapier (1 Thlr. 8 gr.), 2 fl. Druckpapier (1 Thlr.), 1 fl. 30 kr.

Wenigen Dichtern ist es gelungen, den Geist alter Zeit so rein in sich aufzunehmen, und ohne einen Anstrich des Modernen darzustellen in neuen Formen. Das Süße und Zarte in den schwäbischen Minneliedern; die hohe Glut in den Vaterlandsgesängen; die gewaltige Kraft und der episch-lyrische Ton in den Götterliedern und Schlachtgesängen, und in Freyas Niederfahrt, saubern den Leser in die Vergangenheit zurück, welcher sie angehören, wo die Kunst noch im Leben vorhanden war, und der Dichter nicht dem Fremden sich anschließen mußte, um in der trostlosen Umgebung nicht unterzugehen. Auch in den eigenen Gedichten des Verfassers spiegelt sich ein reiner tröstlicher Sinn, frei von den Einwirkungen der Zeit, und fest ruhend auf sich selbst. Daß Herr Gräter seinen Poesien auch die prosaischen Aufsätze anreihen will, welche so bedeutend sind für nordische Archäologie, wird den Vielen, die sich jetzt mit den Erscheinungen der Vorzeit beschäftigen, eine sehr willkommene Nachricht sein.

Obiges Werk ist auch bei H. R. Sauerländer in Aarau zu haben.

Bei Heinrich Büchsler in Elberfeld ist erschienen und bei H.R. Sauerländer in Aarau zu haben:

Ehrenberg, Fr., Handbuch für die ästhetische, moralische und religiöse Bildung des Lebens. Neue Auflage. gr. 8. 2 Thlr. 20 gr., 3 fl. 20 kr., 2 Thlr. 12 sbr.

Dieses Buch entwickelt die Grundsätze, von welchen die menschliche Bildung überhaupt und die weibliche insbesondere ausgehen muß, so einfach, faßlich, und den weiblichen Bedürfnissen so anarmessen als möglich. Kein Weib, das sich selbst, seine Verhältnisse und seine höchsten Angelegenheiten zu kennen wünscht, wird dieses Buch gern entbehren. Was von den Forschungen der echten Weisheit ins Leben eingreift, was sich dem weiblichen Verstande und Herzen aneignen läßt, und jedem Menschen, der auf Aufklärung Ansprüche macht, zu wissen nöthig ist, findet man hier auf eine anziehende Art dargestellt. Das Schöne, Gute und Heilige sind die Hauptgegenstände, die der Verfasser mit Beziehung auf das Leben erläutert, und worauf er dann das Interessanteste über die Bestimmung und die Würde des Menschen, und die Bildung des Karakters herleitet.

Studien, herausgegeben von C. Daub und F. Creuzer. 4n Bandes 1s Stück. gr. 8. Heidelberg, bei Mohr und Zimmer. (20 gr.) 1 fl. 15 kr.

Daß der erweiterte Plan der Studien dem allgemeinen Interesse förderlich sei, geht schon aus diesem neuen Hefte hervor, welcher drei Abhandlungen enthält. Die erste aber das eleusische Gedicht der Hellenen, von Dr. Konzeltor Schneider, erörtert ihren Gegenstand mit eben so viel Erudition als Scharfsinn, und der noch immer schwankende Begriff der Eleusis läßt sich jetzt ohne Mühe auffassen. Nr. 2, über die Entstehung der altdeutschen Poesie und ihr Verhältniß zur nordischen, von W. C. Grimm, greift tiefer, als irgend sonst geschehen, in den Unterschied zwischen Kunst und Naturphilosophie, und der Verfasser verfolgt seine Untersuchung unter dem zweifachen Erfordernis ausgebreitete Geschichts- und Sprachkunde, und eines jedem Schönen befreundeten Sinnes. Ein Gespräch über die Idee des Staats als absoluter Harmonie von Dresler, wird durch den Reichthum an neuen Ansichten interessiren.

Man findet obiges Werk auch bei H.R. Sauerländer in Aarau.

Bei Heinrich Büchsler in Elberfeld ist erschienen und bei H.R. Sauerländer in Aarau zu haben:

Ehrenberg, Fr., Euphranor. Ueber die Liebe. Ein Buch für die Freunde eines schönen, gebildeten und glücklichen Lebens. gr. 8. Zwei Theile mit Kupfern. Zweite verbesserte und zum Theil ganz umgearbeitete Auflage. 3 Thlr, 5 fl. 24 kr, 3 Thlr 54 sbr.

Ein schönes Gemälde der Liebe in ihren verschiedenen Gestalten und in ihren mancherlei rührenden Erscheinungen, wie wir noch keines besitzen, mit sicherer Hand und reizenden Farben gezeichnet. Wer die Liebe in ihrer Reinheit, in ihrer Stärke und in ihrem beglückenden und veredelnden Einflusse kennen lernen will, der lese diese Schrift. Gewiß wird sie niemand ohne neue Wärme für das Schöne im Leben aus der Hand legen. Sie ist für Jünglinge, Mädchen und Gatten, für jeden

Digitized by Google

gebildeten Menschen, der höhern Lebensgenuß kennt und dem die Verschönerung des häuslichen Daseins und Wirkens wichtig ist, bestimmt.

Murreti, M. A., Scripta selecta, curavit C. Ph. *Koyser*. Accedit F. *Creuzeri* epistola ad editorem. Heidelberg; *Mohrii* et *Zimmeri*, 8 maj. 1 Thlr. 12 gr., 2 fl. 42 kr.

In einer vorangehenden Epistel an den Herausgeber dieser Anthologie hat Herr Hofrath Creuzer den Gesichtspunkt derselben sehr treffend angegeben. Muretus ist der Einzige, welcher die alte Römersprache ein in eine moderne Zeit übertragen wußte, darum dient er billig als Führer dem Jünglinge, der sich dem Kreise der Alten nähern, und zumal mit Cicero vertrautere Bekanntschaft pflegen will. Die Sammlung ist mit der höchsten Zweckmäßigkeit veranstaltet; voran steht, als Einleitung, die treffliche Rede des Benelus, auch Muretus; dann folgen, mit sinnvoller Auswahl seine schönsten Briefe, Vorreden, Reden, die anmuthige Blumenlese unter der Aufschrift: Lectiones variae, die vorzüglichsten Kommentarien und einige Gedichte. So findet der Jüngling hier eigentlich den ganzen Muretus in der Zusammenstellung des Treffichsten, und er wird ihm sogar unentbehrlicher sein, als irgend einer der alt-römischen Prosaisten, wenn er eine längst abgeschlossene Sprache auf neue Ansichten, Begriffe, Sitten und Gewohnheiten, anwenden lernen will.

Obiges Werk ist auch bei H. R. Sauerländer in Aarau zu haben.

Ackermann, I. F., de construendis, cognoscendis et curandis febribus epitome. Vol. I. quod theoriam generalem febrium et febres Splanchnicas comprehendit. Heidelberg, *Mohr* et *Zimmer*. 8 maj. (2 Thlr. 8 gr.) 4 fl. 12 kr.

Selbst die vorzüglichsten unserer neuern Aerzte, welche bis jetzt über die Fieber, diese verwickelten und gefährlichen Krankheitsformen, geschrieben haben, begnügten sich mit einer bloßen Bezeichnung der Symptomen, ohne sich auf Erforschung ihrer charakteristischen Differenzen tiefer einzulassen. Der um die Heilkunde mannigfach verdiente Verfasser vorliegenden Werks wollte diesen Gegenstand streng wissenschaftlich und erschöpfend behandeln, und indem er hiebei von den unbestreitbaren Prinzipien des physischen Organismus ausgeht, und die Erscheinungen auf die höhern dynamischen Gesetze zurückführt: so mußte auch für die von ihm behandelten Krankheitsformen eine hellere und bestimmtere Ansicht gewonnen, und dadurch dem ausübenden Arzte leichter gemacht werden, das gestörte Gleichgewicht zwischen der Kraft und dem Organismus wieder herzustellen, so wie von diesem Standpunkt aus die ganze Heilkunde einer neuen Gestaltung entgegengeht. Der Inhalt des ersten Bandes, den auch ein würdiges Aeußere empfiehlt, bezeichnet schon der Titel. Der zweite wird die pneumatischen Fieber, den Typhus und die übrigen abhandeln.

Man findet obiges Werk auch bei H. R. Sauerländer in Aarau.

Bei Heinrich Büschler in Elberfeld ist erschienen und bei H. R. Sauerländer in Aarau zu haben:

Weissenstein, J., gründliche Unterweisung in der Handlungswissenschaft nach der Darstellung des Herrn Professor Büsch in Hamburg. Zweite ganz umgearbeitete sehr vermehrte Aufl. von Doktor Eleminius. gr. 8. 1 Thlr., 1 fl. 48 kr., 1 Thlr. 12 sbr.

Dieses Buch ist von sehr großer Brauchbarkeit, indem es die Grundsätze des berühmtesten Schriftstellers über die Handlung in der Kürze darstellt, dadurch die Uebersicht der Wissenschaft erleichtert und also ein recht bequemes Hülfsmittel sowohl zur Selbstbelehrung als auch zum öffentlichen und Privatunterreicht wird, daher es schon in mehrern Schulen eingeführet worden ist; jeder, dem es um richtige Begriffe über einen so wichtigen Gegenstand als die Handlung in ihrer verschiedenen für das Wohl der Staaten so wichtigen Geschäfte zu thun ist, wird es mit Nutzen und Vergnügen lesen, und den Lehrern der Jugend können wir es als sehr zweckmäßig empfehlen.

Schlosser, F. C., Leben des Theodor de Beza und des Peter Martyr Vermili. Ein Beitrag zur Geschichte der Zeit der Kirchenreformation. Heidelberg, bei Mohr und Zimmer. gr. 8. 3 fl. 45 kr.

Der Verfasser hat schon in seinem Abklard und Dulcin bewiesen, wie innig vertraut er mit der Literarhistorie und wie trefflich er es versteht, das wissenschaftliche und das gesellige Leben eines Mannes in ihrer Totalität aufzufassen, und dabei zugleich die Wechselwirkung der Zeitalter auf den Menschen und des Menschen auf das Zeitalter zu berücksichtigen. Theodor Beza und Pietro Vermili, deren Verdienste um die Wissenschaft und deren Einfluß auf den Hang der Reformation weniger allgemein erkannt sind, werden hier mit echter historischer Kunst dargestellt, und der Verfasser hat den Geist ihrer Schriften so lebendig ergriffen, und kennt so genau die Quellen ihrer Geschichte, daß der Leser zu ihrer nähern Bekanntschaft zu gelangen keine weitern Hülfsmittel bedarf. Besonders wichtig sind dem Literar- und Kirchenhistoriker die bis jetzt ungedruckten oder selten gewordenen Beilagen, bestehend aus Briefen und andern Aufsätzen dieser beiden Reformatoren.

Man findet obiges Werk auch bei H. R. Sauerländer in Aarau.

Versuch in Fragen bei der Konfirmationshandlung. Heidelberg, bei Mohr und Zimmer. 2 gr., 8 kr.

Das eine Wesentliche, worauf es bei der Konfirmationshandlung ankommt, ist hier in einer kurzen Reihe von Fragen und Antworten aufgesprochen, und diese Blätter umschreiben die Grenze, welche so oft, zum Nachtheil tiefer religiöser Wirkung, überschritten zu werden pflegen.

Bei Fr. Wilmans in Frankfurt a. M. ist erschienen:

Annalen der Wetterauischen Gesellschaft, für die gesammte Naturkunde, 11 Bd. 1s Heft. gr. 8. 2 Thlr.

Gutsmuths Unterhaltungen und Spiele der Familien zu Tannenberg. Mit neunzehn Kupfern 1 Thlr 12 ggr.

Henke (A.) über die Erkenntniß und Heilung der Kinderkrankheiten, gr. 8. 2 Thlr.

Itinéraire de poche de l'Allemagne, de la Suisse, de Paris et de Petersbourg, par *Reichard*. 8. 2 à 3 Thlr.

Niemeyer (H. F.) Vermächtniß an Helene von ihrem Vater. Vierte verb. Aufl mit Kupf. 8. 1 Thlr. 12 ggr.

Dasselbe auf Druckpapier ohne Kupf. 8. 1 Thlr.

Poppe (Dr. J. H. M.) Lehrbuch der allgemeinen Technologie. 8. 20 ggr.

Rheinlandschaften. Nach der Natur von Schütz aufgenommen. In Aqua-Tinta gestzt von Radl.

18 Blatt:	Die Ansicht von St. Goar und Rheinfels.				
26	—	—	—	—	Weimich.
36	—	—	—	—	Koblenz und Ehrenbreitstein.
46	—	—	—	—	Caup und die Pfalz.

Digitized by Google

Zum Pränumerationspreis à 6 Thlr. sächs. netto 4 Thlr. 12 ggr. Pränumeration auf das 5te Blatt 6 Thlr. netto 4 Thlr. 12 ggr.

Le nouveau Robinson, pour servir à l'amusement et à l'instruction des enfans par Mr. *Campe*, traduction revue et corrigée d'après la dernière édition originale; enrichie des notes allemandes et d'un vocabulaire complet, par J. B. *Engelmann*, troisième édition ent. retouchée, 8. 1 Thlr.

Schaul (G.) Conversazioni istruttivi ad uso degli amanti della lingua et letteratura, e delle belle arti, due volumi. Secunda edizione buon mercata. 8vo. 1 Thlr. 12 ggr.

Snell (J. L.) neue unterhaltende Bücher für Kinder. Dritte vermehrte Auflage mit Kupfern. 8. 20 ggr.

Obige Bücher sind bei H. R. Sauerländer in Aarau zu haben.

In der Schüppelschen Buchhandlung zu Berlin sind in der Ostermesse 1809 folgende Bücher erschienen:

Willdenow, D. Carl. Ludov., Hortus Berolinensis, sive icones et descriptiones plantarum minus cognitarum horti regii academici berolinensis. Fasc. VIIIus cum tabulis aeneis XII. coloratis. Fol. maj. 1809. 4 Thlr. 4 gr.

Lanadein, August Friedrich Ernst. Der Sonderling und seine Söhne. Mit Kupfern von W. Jury. 8. 1809. 1 Thlr. 12 gr.

Arnoldi, Wilhelm, Julius von Werden. Komischer Roman; mit einem Kupfer von Lowe. 8. 1809. 1 Thlr. 8 gr.

Obige Bücher sind auch bei H. R. Sauerländer in Aarau zu haben.

Die ausgezeichnete Achtung, die dem Endunterzeichneten gegen den Herrn Johannes Brunner, Schlossermeister in Ballstall, eingeflößt wurde, der durch sein vor einigen Jahren glücklich erfundenes mechanisches Werk zur schnellen Verfertigung steinerner Wasserleitungsröhren sich sehr verdient gemacht hat; und der sehnlichste Wunsch desselben, zur allgemeinen Bekanntmachung dieses Werks durch öffentliche Blätter etwas beizutragen, veranlaßten mich, die auf die untrüglichsten Proben gegründete, und also von jedem Kenner anerkannte Nützlichkeit derselben, allen denjenigen Personen hiermit wieder ins Gedächtniß zurückzurufen, welche Wasserleitungen zu unterhalten haben. Ich kann deßfalls die aufrichtige Versicherung ertheilen, daß sich Herr Brunner aus allen seinen Kräften bemühen wird, den Erwartungen darüber durch die größte Pünktlichkeit und unbegreifliche Schnelligkeit in Ausführung der ihm ertheilten Aufträge mit seltener Gewissenhaftigkeit zu entsprechen, und daß er sich bisher bei allen denjenigen, welche von ihm dergleichen steinernen Röhren bezogen haben, das uneingeschränkteste Zutrauen erworben, und folglich gewiß Jedermann zur gänzlichen Zufriedenheit von ihm bedient werden wird, so daß er in jeder Hinsicht bestens empfohlen zu werden verdient.

Ballstall, im Kanton Solothurn, 7 Juni 1809.

Benedikt von Franz Joseph Feigel.

Ankündigung.

Bis Ende dieses Monats wird bei mir die Presse verlassen, und in allen Buchhandlungen zu haben seyn:

Landwirthschaftliche Blätter von Hofwyl.

Herausgegeben von

Emanuel Fellenberg.

Zweites Heft.

Mit acht Kupfertafeln.

Preis 1 fl. 12 kr.

Aarau, bei H. R. Sauerländer.

Herr Fellenberg setzt in diesem Hefte vermittelst eines ganz einfach und bestimmt gezeichneten Umrisses seiner Zwecke, die Anstalten von Hofwyl in ein neues Licht, das in mancherlei Beziehungen interessiren wird. Die in dem gleichen Hefte vorkommende Deduktion der Studien des landwirthschaftlichen Instituts ist für jedermann lehrreich, aber besonders für den Kenner sehr interessant. Ferner befinden sich mehrere für die Praxis der Hofwyler Bewirthschaftungsart wichtige Angaben, die dem rationellen Landwirth willkommen sein müssen, in dem landwirthschaftlichen Berichte dieses Hefts zusammengedrängt.

Nach diesem Berichte tritt Hr. Fellenberg in eine umständliche Beschreibung der Lokalitäten von Hofwyl ein, ohne die man den unglaublichen Detail vermittelst dessen die Ausführung der Unternehmung von Hofwyl vorbereitet ward, niemals ganz lernen würde.

Diese Beschreibung ist von acht Kupferstichen begleitet. Da das Heft dadurch beträchtlich stärker als das vorhergehende geworden ist, so wird sein Ladenpreis um etwas weniges erhöht.

Am Schlusse dieses Hefts befindet sich Hrn. Fellenbergs Kritik des Hofmannischen Berichts über Hofwyl in einem Brief an Hrn. Thaer. Die Verhältnisse, in welchen diese Männer unter einander stehen, werden dadurch höchst befriedigend beleuchtet.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueſte Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 50. — den 24 Juni 1809.

Einige Szenen aus dem Feldzuge der Franzoſen gegen die ſpaniſche Inſurrektion in Katalonien.

(Vom 5 Juli bis 17 Auguſt 1808.)

Folgende Nachrichten ſind aus dem Tagebuche eines Offiziers, der in der Diviſion des Generals Reille voriges Jahr den Krieg in Katalonien mitmachte. Hiſtoriſche Bruchſtücke ſolcher Art haben wenigſtens das Verdienſt, uns von der Art, wie der ſpaniſche Inſurrektionskrieg geführt wird, mit welchen unerhörten Schwierigkeiten die franzöſiſche Armee zu kämpfen hatte, und wie ſich hier auf eine ſehr unerwartete Weiſe der Karakter des ſpaniſchen Volkes entwickelte, beſſere Vorſtellungen zu geben. Die Aechtheit der nachfolgenden Angaben iſt verbürgt.

Der Herausgeber.

Während ein Theil der franzöſiſchen Armee, verbunden mit der ſpaniſchen, gegen Portugall vorrücken ſollte, führten die politiſchen Faktionen am Madrider Hofe ihren kleinen Krieg, der immer ernſter ward, und ſich zuletzt mit der Auflöſung der bisherigen Dynaſtie endete. Wir wußten längſt vorher, daß die engliſche Faktion nichts Geringeres im Schilde führte, als den Friedensfürſten zu ſtürzen, den König zur Ablegung der Krone zu zwingen, den Prinzen von Aſturien auf den Thron zu heben, und Frankreich zu Verträgen zu nöthigen, die es ſchwerlich eingegangen wäre, wenn nicht ein beträchtlicher Theil der franzöſiſchen Kriegsmacht in Gefahr ſtand, von den Pyrenäen abgeſchnitten und vernichtet zu werden. Wir wußten, daß Edelleute und Mönche das Volk nach ihrer Art bearbeiteten, und zu einem für jeden Nothfall brauchbaren Aufſtand vorbereiteten. Den kommandirenden Feldherrn konnten dieſe Bewegungen nicht entgehen. Sie fühlten die Nothwendigkeit, ihre Verbindungen mit Frankreich durch eine Kette von kleinen Garniſonen im Rücken des Heeres zu unterhalten, als ſtänden ſie in feindlichem Lande. Demungeachtet glaubte niemand an einen Krieg mit den Spaniern, niemand an eine allgemeine Inſurrektion.

Wir lagen damals in Bellegarde, an den Grenzen Kataloniens. Die Inſurrektion brach aus, und plötzlich war alle Verbindung zwiſchen uns und den Beſatzungen in jener ſpaniſchen Provinz abgebrochen. Wir ſahn und hörten von der Höhe von Bellegarde täglich die unaufhörliche Kanonade der Inſurgenten gegen das Fort Figueras, wo ſich die ſchwache franzöſiſche Beſatzung, ungeachtet es ihr an allen Lebensmitteln gebrach, tapfer vertheidigte. Aber alles lag daran, ſie zu unterſtützen, und ſpäte Hilfe wäre keine geweſen.

Der General Reille erſchien, und formirte in aller Eil an den Grenzen ein kleines Korps, welches aus dem Regiment Toskana und aus verſchiedenen franzöſiſchen und ſchweizeriſchen Depotbataillons beſtand. Lebensmittel aller Art, und beſonders eine ganze Heerde Rindvieh, wurden geſammelt, und der Zug konnte in wenigen Tagen ſchon von Bellegarde aus angetreten werden.

Mit Sonnenaufgang am 4 Juli ſetzten wir uns in Marſch nach Figueras. Wir waren ungefähr 3500 Mann ſtark. Der freundliche ſchöne Morgen und die Hoffnung, unſern Kameraden Hilfe zu bringen, belebte uns alle. Froh geſtimmt und rauchend zogen wir die Pyrenäen hinab. Kaum aber waren wir über die ſpaniſche Grenze gekommen, ſo mußten wir uns von Schritt

Digitized by Google

zu Schritt mit den Insurgenten schlagen, die wie Bienen uns in regellosen Haufen umschwärmten, verschwanden und wiederkamen.

Um uns den Marsch nach Figueras noch mehr zu erschweren, hatten sie bei dem Dorfe Pont de Moulin, durch welches wir über eine Brücke gehen sollten, eine Batterie von vier Kanonen auf naher Anhöhe errichtet. Vermöge dieser Batterie beherrschten sie das ganze Dorf, die Brücke und die Straße. Ueberhaupt bemerkten wir bald, daß die Anführer der von uns sogenannten „Brigands“ oft treffliche Dispositionen machten und das Lokal ganz kriegskünstlerisch benutzten. Die meisten dieser Anführer waren wirkliche Militärpersonen.

Es blieb uns also nichts anders zu thun übrig, als links ab zu marschiren, die Straße ganz zu verlassen und das breite Thal entlang zu gehen. Auch hier warf sich uns der Feind entgegen. Wir trieben ihn unaufhörlich vor uns her, und erreichten endlich wieder den Fluß, den wir drei Viertelstunden diesseits Figueras durchwateten. Wir defilirten über die stark mit Kanonen besetzte Straße, zogen uns sodann rechts auf eine Anhöhe, wo wir uns in Schlachtordnung stellten. Wie Wahnsinnige stürzten die Insurgenten gegen uns an, aber nachdem wir sie einigemal chargirt hatten, stoben sie zersprengt in das Gebirge, wo unsere Tirailleurs sie bis zu den höchsten Klippen verfolgten.

Jetzt schlugen wir den geraden Weg nach Figueras ein. Aber wie wir den Marsch in Ruhe antreten zu können glaubten, hatten wir wieder das Flintenfeuer der Insurgenten auf beiden Seiten, die bald in dichten Schwärmen uns den Ausweg zu verrammeln drohten, bald und orter noch in den auf beiden Seiten gelegenen Olivenwäldern verborgen unsern Marsch beunruhigten. Unsere Soldaten, wiewohl die meisten diesen Tag zum erstenmal im Feuer gestanden waren, weit entfernt erschrocken zu sein, wurden gegen die Bauern so ergrimmt, daß wir sie nur mit aller Mühe zurückhalten konnten. Besonders die Schweizer, welche disher die Arrieregarde gemacht, wollten mit den Bauern schlechterdings handgemein werden. General Reille ertrug ihren Muth, und stellte sie nun als Vortrab an die Spitze seines Korps.

Endlich Abends acht Uhr rückten wir in das Fort Figueras ein. Kaum waren die Schweizer durch die Pforten getreten, so vernahmen wir ein erschütterndes Jubelgeschrei der französischen Besatzung. Es war der rührendste Anblick, den ich temals in meinem Leben gehabt hatte. Offiziere und Soldaten umarmten uns, sangen, jauchzten, weinten, tanzten. Die stürmische Freude wollte kein Ende nehmen.

Wirklich war die Besatzung in der äussersten Noth gewesen. Alle Hoffnung zur Rettung war ihr schon verschwunden; sie hatte nur noch für einen einzigen Tag Lebensmittel, das heißt, für jeden Mann waren noch vier Unzen Zwiebak vorhanden, und mit der nämlichen Ration hatte man nun schon seit drei Wochen vorlieb nehmen müssen.

Das Freudenfest der Vereinigung würdig zu begehen, und die tapfern Leute einmal wieder zu erquicken, wurden noch am gleichen Abend unserer Ankunft einige Ochsen geschlachtet.

Das Fort von Figueras, dessen Bau schon von der Prinzessin Barbara, Königin von Portugall, angefangen worden sein soll, ist eins der kostbarsten und prächtigsten Werke der Art, die man in Europa finden kann. Sämmtliche Gebäude, von schweren Quadern aufgeführt, sind bombenfest, geräumig und selbst geschmackvoll. Am Fuße der Höhe, auf welcher das Fort steht, welches, bei gehöriger Verproviantirung, fast unüberlich dem muthigsten und schlauesten Feinde trotzt, ist das Städtchen Figueras gelegen, das eine Bevölkerung von 4000 bis 5000 Einwohnern zu haben pflegt. Die niedlichen Straßen und wohl unterhaltenen Gebäude zeugen für den Wohlstand der Bürger.

Durch unsere Ankunft im Fort war die Blokade desselben aber noch nichts weniger, als aufgehoben. In dem gleichen Augenblicke unsers Einzugs war das Fort wieder von den Insurgenten umzingelt. Besonders hielten sich diese in der Stadt auf, und richteten von da aus ihr Feuer gegen uns. Damit zwangen sie auch uns, auf die Stadt zu feuern. Bei jedem Bombardement zogen sich die Insurgenten bis Alva zurück, einem auf einer Anhöhe gelegenen Dorfe. Benutzten wir ihre Entfernung zu einem Ausfall in die Stadt, um unsern Proviant zu vermehren: so konnten wir auch mit Gewißheit darauf zählen, von den Insurgenten wieder ins Fort zurückgetrieben zu werden. So kam es zuletzt dahin, daß die halbe Stadt zusammengeschossen wurde, und nun erst konnten wir, ohne große Gefahr fürchten zu müssen, ein Bataillon dahin detachiren.

Mittlerweile erhielten wir von allen um uns her liegenden Gemeinden Deputationen, während die einzelnen Räuberrotten ganz verschwanden. Die Abgeordneten bezeugten dem General Reille soviel Sehnsucht nach Ruhe und Frieden, und soviel Freundschaft, daß wir uns in der ganzen Gegend sicher glaubten. Wir erhielten von eben diesen Leuten Anzeigen, daß in der Festung Rosas am Meere beinahe keine Truppen mehr lägen, und es uns leicht sein würde, Stadt und Festung zu besehen. Die Gelegenheit, Meister dieses festen Platzes und der Bai von Rosas zu werden, die von einer Bergkette umgürtet, geräumig genug ist, selbst Kriegsschiffe aufzunehmen, war allzulockend.

Wir marschirten also, nachdem wir noch eine Verstärkung von 300 Mann Franzosen und 130 Schweizern an uns gezogen hatten, geraden Weges nach Rosas. Es war der neunte Juli frühmorgens, da wir ausrückten. In den Dörfern, durch welche wir kamen, befanden sich alle Einwohner wie im tiefsten Frieden. Sie bewillkommneten uns als Freunde, kamen uns mit weißen Fähnlein in den Händen entgegen, und hatten sogar die französischen Kokarden aufgesteckt. Mit gleicher Gefälligkeit empfing man uns in dem Städtchen Castello*), wo man, als Beweis der Redlichkeit, uns sogar die Anzeige machte, daß in den Gefängnissen noch französische Spione lägen, die am folgenden Tage von den Insurgenten dätten gehangen werden sollen. Wir befreiten sie, und lobten die gute Stimmung der Einwohner.

Als wir endlich vor Rosas ankamen, bildete unser kleines Heer einen Halbzirkel zwischen dem Meer und den Bergen. General Reille schickte einen Parlamentair in die Stadt, um sie zur Uebergabe aufzufordern. Er ward zurückbehalten.

Unter dessen hatten unsere Tirailleurs beständig mit den Insurgenten geplänkelt. Aus der Festung ward ein anhaltendes Feuer aus grobem Geschütz auf uns gemacht. Plötzlich entwickelte sich der Feind hinter uns in einer langen Linie, und wie er anfing, seine zwei Kanonen gegen uns spielen zu lassen, war dies das Signal für die Garnison von Rosas. Sie machte einen Ausfall.

Ohne die Geistesgegenwart und die kühnen Dispositionen des Generals Reille wäre es diesmal um uns geschehen gewesen. Rechts hatten wir das Meer, links die schroffen Felsen der Bergkette, vor und hinter uns in überflügelnden Linien den Feind,

*) Vielleicht Castello de Ampurias.

Der Herausg.

Digitized by Google

mit Kanonen versehen. Wir waren eingeschlossen. — Der General befahl, die hinter uns stehende feindliche Linie zu durchbrechen, und die dort befindlichen zwei Stück Geschütz wegzunehmen. Wir marschirten demnach rechts ab, die Tirailleurs vor uns und auf den Flanken. Das erste Peloton der Kolonnen bestand aus den Schweizer Grenadiers, die im Sturmmarsch gegen die erste Kanone rückten, und sie so schnell nahmen, daß die Insurgenten weder zum Laden, noch zum Anspannen, noch zum Vernageln Zeit hatten. Der General benzegte bei dieser Gelegenheit den jungen Schweizern seine lauteste Zufriedenheit.

So war die Linie der Insurgenten schnell genug durchbrochen, und wir traten den Rückzug an, ohne sonderlichen Verlust. Doch betraueten wir den Verlust zweier braven Offiziere, Maffioli's und Blafers, die sich beim Tirailliren zu weit von uns entfernt hatten in der Hitze des Gefechts, und ein Opfer ihres ungestümen Muthes wurden.

Immer und von allen Seiten durch die Insurgenten verfolgt, erreichten wir wieder die Höhe des Städtchens Castello. Hier hatte der Feind einen langen Hohlweg besetzt, durch welchen unsere Straße führte, und worin er ein so gewaltiges Feuer auf uns machte, daß der ganze Weg einem Kanal voller Dampf und Flammen glich. Im Sturmmarsch vertrieben wir die Bauern, die, ohne unsere Bajonette zu erwarten, in wilden Haufen nach dem Städtchen flüchteten. Auch wars ein Glück, daß die Insurgenten immer allzuscharfe Cartouchen hatten und mit ihrem englischen Pulver viel zu hoch schossen. Kein Tschakshut blieb unburchlöchert.

Wir bezogen vor der Stadt ein Lager in Form eines Vierecks. Die ganze Nacht ließ uns der Feind keine Ruhe, und Morgens um drei Uhr wurden wir von allen Seiten mit überlegener Macht und furchterlichem Geschrei angegriffen. Bis gegen acht Uhr mußten wir uns schlagen, ohne an die Verfolgung unsers Rückzuges denken zu können. Erst, da der General eine Eskadron Dragoner auf einen Seitenweg längs den Bergen in den Rücken und die Flanken der Insurgenten detachirt hatte, die in den Haufen derselben ein gewaltiges Gemetzel machte, bekamen wir Luft.

Die Einwohner von Castello, eben die Leute, die uns vorher so freundlich empfangen hatten, standen nun in den Reihen der Insurgenten, hatten, sobald wir in den vorigen Tagen durchgezogen waren, die Brücken über den Llobregat hinter uns abgebrochen, und zwangen uns nun, den kleinen Fluß, an dessen linkem Ufer wir hinzogen, erst eine Stunde hinter Castello zu passiren. In den Dörfern war kein Mensch zu sehen. Männer, Weiber, Kinder, Alles war entflohn; Alles hatte die Waffen gegen uns genommen. Ihre ehmalige anscheinende Freundschaft war verabredete List gewesen, uns zu vernichten.

Es übertrift allen Glauben, wie unversöhnlich erbittert dies Volk gegen uns war, wie es aller Güte, aller Gewalt trotzte, und nur uns zu verderben suchte. Jeder Bauer ist Soldat. Die Flinte auf dem Nacken und die Jagdtasche mit Patronen und einem Stückchen Brod gefüllt, treibt er sich Monden lang umher. Weiber und Kinder nisten in den unwegsamen Bergen. Oft sind die Weiber noch wilder als die Männer. Ein junger Knabe, der als Insurgent in unsere Gewalt fiel, und mit der Frage empfangen ward: „Weißt du, daß du nun sterben mußt? Warum bist du nicht bei der Mutter daheim geblieben?“ antwortete: „Die Mutter hat mich selbst gezwungen gegen euch zu marschiren, sonst drohte sie mir den Kopf zu zerspalten!“ — Es ist diesen Leuten weder um Karl IV, noch um Ferdinand VII zu thun, sondern sie bilden sich ein, für ihre Religion zu streiten, und für die Religion Haus und Habe und Leben aufopfern zu müssen. Es ist umsonst, daß man sie vom Gegentheil überreden will. Ihre Pfaffen haben recht, und sonst niemand.

Wir kamen gegen Abend in Figueras an, nachdem wir noch bei Alva einen harten Stand gehabt hatten, wo die Insurgenten eine weit umher beherschende Höhe mit schwerem Geschütz besetzt hielten. Sie verfolgten uns bis an die Thore des Forts.

Von allen Kriegen, welche Frankreich geführt hat, ist, wenn ich die Feldzüge in Aegypten und Syrien ausnehme, der Krieg in Spanien für den Soldaten vielleicht der allerbeschwerlichste gewesen. Hier stritten nicht reguläre Truppen, sondern alle Städte, Dörfer und Flecken gegen uns, und endeten mit ihrem fürchterlichen Ruin. Der Fanatismus der Menge glaubte mit dem Verlust seines irdischen Gutes dem Himmel süße Opfer zu bringen, und verspottete nur die Humanität der Feldherrn, und zwang unsere Soldaten, die vergebens schonend sein wollten, zur Hartherzigkeit. Der ungetegelte Muth dieser von den Mönchen begeisterten Haufen war ihren eigenen Anführern oft so gefährlich als uns, und sie selbst brachten viele ihrer Vorgesetzten, die vorher ihre augenblicklichen Abgötter gewesen waren, eines bloßen Verdachtes willen um. Aber nicht nur mit diesen überall umherschwärmenden Banden hat der Soldat zu kämpfen, auch mit dem Klima, dessen erschlaffende Hitze zerstörend ist, mit dem Boden, auf welchem man weit umher oft keine Quelle findet, und wo ein einziger Regen alle Wege verdirbt. Die Speisen brennen von Gewürzen; die Weine sind glühend und betäubend, und wecken mehr Durst, als sie löschen. In der That hatten wir mehr von Krankheiten zu leiden, als von Wunden. Die Insurgenten waren immer die elendesten Schützen, und hatten wenig persönlichen Muth, wenn sie nicht meuchelmörderisch aus Hinterhalten auflauren konnten. Nur mit großer Uebermacht wagten sie sich ins freie Feld vor, aber nach einigen Chargen sah man sie jederzeit fluchend davon rennen, oder gegen ihre Offiziere wuthen.

Während unsers Rückzuges von Rosas war der General Guillou mit einer Brigade aus Frankreich angekommen. Auch er hatte sich bis Figueras durchschlagen müssen. Dadurch stärker ward jetzt beschlossen, die bei Alva aufgepflanzte Batterie der Insurgenten wegzunehmen, weil sie uns sehr gefährlich war. In drei Kolonnen marschirten am 11 Juli Nachmittags ungefähr 4000 Mann aus, und nach geringem Widerstand waren wir Meister der Batterie.

Es wächst in Katalonien ein Ueberfluß des schönsten Getraides. Die Bauern pflegen das geschnittene Korn in Garben auf dem Felde Tage lang liegen zu lassen, bis es vollkommen dürr ist, und die Aehren fast von selbst zerspringen. Dann legen sie die Garben auf einen gebäderten Platz, lassen das Korn von Maulthieren austreten, werfen es mit Schaufeln in Schwingen, damit Stroh und Spreu davon fliegen, und die Erndte ist gemacht. — Abgeschnitten von Frankreich, wie wir waren, wollten unsere Beichlshaber die Gelegenheit dieses Ausfalls benuzen, und Korn in die Festung führen. Jeder Soldat mußte dreißig Garben auf den Dreschplatz bringen, mit Befehl, das Korn auszudreschen. Der Befehl war den meisten Soldaten bitterer, als wenn sie sich acht Tage lang hinter einander hätten mit dem Feinde schlagen sollen. Laut murrend und mit vieler Mühe brachten sie über

Digitized by Google

2000 Garden zusammen; da erhob sich, noch ehe sie zu dreschen anfingen, ein Wirbelwind, führte einen Feuerfunken vom Kochplatz der Soldaten in die Garben, und binnen wenigen Minuten war der ganze Gardenvorrath, zur unaussprechlichen Freude der Krieger, die sich ungern in Dreschen verwandeln ließen, von den Flammen verzehrt.

Am 18 Juli erhielten wir Ordre, nach Castello zu marschiren, wo sich die Brigade Guillou zusammenzog und wir die Anhöhe besetzten. Hier ward, wo die Schweizer wieder Gelegenheit hatten, ihren angeflammten Muth gegen die Insurgenten zu zeigen. Jene hatten, 130 Mann stark, die Höhe besetzt, als sie von 400 Insurgenten angegriffen wurden, die, indem sie heranschlichen, früh genug entdeckt wurden, als man eben durchs Perspektiv vier englische Kriegsschiffe in die Bai von Rosas ankommen sah. Ehe noch der General ein Bataillon zur Hilfe senden konnte, hatten die Schweizer ihre Feinde schon getödtet, verwundet, gefangen oder zerstreut.

Wir erhielten in der gleichen Nacht für drei Tage Brod, und mußten nun über Alva nach Gerona marschiren, einer Stadt von mäßiger Größe, die etwa 8000 Einwohner zählt und von fünf Schlössern vertheidigt wird. Die Schwärme der Insurgenten seitwärts in den Olivenwäldern plagten uns unaufhörlich, und hinderten unsern Marsch so sehr, daß wir erst um zwölf Uhr Mittags in den Ebenen des Städtchens Bascara ankamen, wo wir uns mit der aus Figueras abmarschirten Brigade vereinigten.

Hier kam es mit den Spaniern zum förmlichen Treffen. Wir trieben ihre Scharen vor uns her über den Fluß. Aber um gleichen Augenblick fielen uns neue Haufen der Insurgenten in den Rücken und in beide Flanken. Wir bildeten ein Quarré, und drangen im Sturmschritt nach allen Seiten vor. Sobald aber unser Kleingewehrfeuer sie erreichte, zerstoben ihre Rotten und flüchteten in die Berge, wohin wir sie eine Zeit lang verfolgten. Einige Dörfer, einige Schlösser gingen bei dieser Gelegenheit in Flammen auf.

Kaum waren wir in unsere alte Stellung zurückgekehrt, um über den Fluß zu sehen, so hatten sich die Insurgenten auch schon wieder jenseits des Flusses so vortheilhaft auf zwei Hügeln postirt, daß sie von der rechten und linken Seite ein Kreuzfeuer gegen uns richteten. Unsere Lage war so fatal, daß wir mit unsern Felsstücken mitten im Wasser auf sie feuern mußten. Sogleich verschwanden die Banden, wie Gespenster. Wir erreichten nun das Städtchen Bascara. Aber sogleich beim Einrücken donnerten uns aus allen Fenstern und von allen Balkonen Flintenschüsse entgegen. Wir mußten in einem Felde vor der Stadt ein Lager beziehen, wo wir die ganze Nacht um uns her das Plänkeln der Insurgenten hörten. Bascara wurde in Brand gesteckt. Die Flammen der Stadt leckten bis an die Wolken, und bell war's die ganze Nacht weit um uns her, wie am Tage. — Nichts hielt die Insurgenten ab, uns immer weiter zu verfolgen, so gering auch der Schaden war, den sie uns zufügen konnten.

Mit Tagesanbruch setzten wir unsern Marsch fort; aber überall waren die Brücken abgebrochen, immer mußten unsere Sapeurs dieselben erst wieder herstellen, während wir uns damit amüsirten, die Flintenschüsse der ungeschickten Schützen mit gutem Erfolge zu erwiedern. Den ganzen Tag mußten die Tirailleurs auf beiden Seiten, den Feind immer von der Kolonne abzuhalten, in Thätigkeit sein, und so erreichten wir erst Abends um sechs Uhr die Ebene vor Girona, wo wir ein Lager bezogen, während jenseits der Stadt ein unter dem Kommando des Generals Duhesme von Barcellona gekommenes Korps, etwa 15,000 Mann stark, Stellung genommen hatte.

Vor ungefähr hundert Jahren, nämlich im Jahre 1711, eroberte der Marschall Noailles diese Stadt, die von den Kriegsvölkern des Erzherzogs Karl besetzt war, in kurzer Zeit. Eben dieser Marschall hatte sie schon im Jahre 1694 binnen fünf Tagen weggenommen. Wir waren nicht so glücklich. Wir fingen an Schanzen aufzuwerfen, die Stadt und Festung zu beschießen, und bielten sie bis zum 17 August blokirt, ungeachtet wir täglich auf allen Seiten von den „Brigands" angefallen wurden. Allein der Mangel an Lebensmitteln nöthigte uns, die Blokade aufzuheben, und jedes Korps bezog wieder seine vorigen Quartiere; General Reille ging nach Figueras, Duhesme nach Barcellona zurück.

Varietäten.

Aus Deutschland.

— * Ein ungemein schlauer Kopf hat endlich den tief verborgenen Grund der militärischen und bürgerlichen Unruhen in einigen Gegenden Deutschlands glücklich entdeckt. Nicht leicht findet sich zu solchem Räthsel ein feinerer Oedip. Die Leser unsers Journals wissen wahrscheinlich zur Stunde noch so wenig davon, als diese Weisheit selbst dem Herausgeber der Mitzellen fremd war, der doch gerade, weaen einiger schriftstellerischen Jugendarbeiten, die Hauptrolle in dieser Räthsellösung spielen mußte.

Die Hauptquelle, vielleicht die einzige, von dem erwähnten historischen Aufschluß, ist die Berner Zeitung, welche Hr. Dr. Hopfner unter dem Titel: Gemeinnützige schweizerische Nachrichten, herausgiebt; ein gewiß sehr gesittetes Blatt. Darüber lautet es in Nr 91. Dienstags den 13 Jun. 1809, folgendermaßen, und wir lesen die Stelle wegen der Klassizität der Schreibart mit diplomatischer Gewissenhaftigkeit;

„Ein deutsches Blatt macht die Bemerkung, daß Zschokke durch seinen Abälino, seinen Oedipus und andre Schriften gleicher Tendenz große Veranlassung zu dem Taumel und Schwindel vieler junger Leute gegeben habe, und daß die häufige Lektüre der einmal durch Zschokke eingeführten Räuberromane, und sogar ihre theatralische Aufführung nicht wenig erweckt haben, das unter der Asche glimmende Feuer einer überwallenden Jugend noch mehr anzufeuren, daß dieser Brand durch alle Gegenden Deutschlands nun durchwühle, und die deutschlandsen Verbindungen, ungeachtet aller Wachsamkeit, bey der Stimmung des deutschen Volks sehr ausgebreitet, und selbigen vom Erzherzog Carl anbefohlen seyn sollen; obgleich die Hamburger Blätter nun selbigen widersprechen, daß Schill ein österreichisches Offizier-Patent vorweise."

So wäre denn der Schleier hiermit manchem Geheimniß entzogen, und der künftige Geschichtschreiber unsers Zeitalters wird die Berner Zeitung als Quelle benutzen und verehren. Herr Doktor Hopfner ist übrigens, nach Aussage von Reisenden, dem Scheine nach vollkommen gesund.

Zschokke.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 51. — den 28 Juni 1809.

Miszellen aus Berlin.

Berlin, 9 Juni 1809.

Hier hat Schills Flucht manche Veränderung veranlaßt. Einen empörenden Eindruck machte die Nachricht seiner Entfernung auf den König. Bei seiner rechtlichen Denkart glaubte er nicht genug Mittel aufbieten zu können, um hinter die Maschinen und Triebfedern zu kommen, welche dieses in den Jahrbüchern der Zeit einzige Ereigniß veranlaßten. Der Kommandant Chassot mußte sich nach Königsberg begeben, wo er sofort unter Arrest genommen ward. An dessen Stelle ward der General von Kleist, der in Frankfurt an der Oder mit seiner Division stand, als Kommandant hier eingesetzt. Ihm folgte unmittelbar der General Stutterheim, um die Untersuchung der Schillschen Angelegenheit an Ort und Stelle einzuleiten. Er hat zugleich das Gouvernement hiesiger Stadt übernommen, und der brave Lestocq ist einstweilen suspendirt. Man sieht nunmehr diesen biedern 75jährigen Greis in bürgerlichem Kostüm umherwandeln, und mit ruhigem Sinn den Erfolg der gegen ihn statt findenden Untersuchung abwarten.

Friedrich Wilhelm der Dritte verdient gewiß die größte Theilnahme, wenn man bedenkt, daß bei dem Unglücksstern, der ihn verfolgt, und der gleichsam alle seine Größe zertrümmerte, er noch den Herzenskummer haben muß, solchen Karaktern sein Vertrauen zu schenken, die von den seinigen ganz verschiedene Grundsätze begeistert, seine Denkart in einem Zeitpunkt kompromittiren, wo diese allein ihm den Frieden und die Ruhe sichern kann, die zertrümmerten Kräfte seiner ihm verbliebenen Staaten zu sammeln, und ihnen Einheit wieder verleihen zu können. — Schills Benehmen gibt gewiß ein Gegenstück zu Steins Betragen ab, und wenn Friedrich Wilhelms des Dritten Karakter nicht zu allgemein im Rufe der Rechtlichkeit stände, so würde es die gewandteste Diplomatik nicht vermögen, ihn aus der Verlegenheit zu reißen, in welche ihn das Betragen zweier Männer setzte, die er des größten Zutrauens würdigte.

Dem Beobachter war es äußerst interessant zu bemerken, wie das Publikum, dessen Theilnahme die Ereignisse des neu ausgebrochenen Kontinentalkrieges schon in Beschlag genommen hatten, durch Schills Schritt gleichsam auf eine Folter gespannt ward. Alle Klubbs und Gesellschaften waren in den höchsten Grad von einem politischen Fieber versetzt. In dieser Krisis schien alles die eigenen Leiden, die es niederdrücken, zu vergessen.

Denn wirklich werden die Wunden mit jedem Tage tiefer empfunden, die der Krieg dem preußischen Staat geschlagen, und vielleicht nirgend werden sie so sehr gefühlt, als in der Hauptstadt. Diese ist der Sammelplatz der ersten Staatsdiener, des edelsten Theils der Nation. Männer, die durch ihre Kenntnisse und Talente dem Staat dienten, sehen sich jetzt durch die neuen Organisationen und die Einschränkungen, die der Staat treffen muß, täglich in Gefahr, ihrer Stellen oder eines ihrem Stande angemessenen Auskommens beraubt zu werden. Bei der Kammer, bei der Post, bei dem Direktorium sind schon Veränderungen der Art erfolgt, und mancher im Dienst ergraute Staatsdiener, der ein Einkommen von mehreren Tausenden, durch langjährige dem Staat geleistete Dienste, erschwungen, kann sich Glück wünschen, wenn er mit einer kärglichen Pension von einigen hundert Thalern in Ruhestand versetzt wird. Mehrere der ersten Staatsdiener haben auch diese nicht erhalten. Sie können leicht denken, daß dieses Mißmuth, Niedergeschlagenheit und Apathie unter allen Ständen

Digitized by Google

verbreitet. — Den größten Mißmuth beginnt nun aber das Stillschweigen zu erregen, das die Regierung über ihr eigenes Schuldenwesen hegt. Denken Sie, Witwen, Waisen, deren Vermögen der Regierung anvertraut worden, eine große Anzahl Rentiers, die ihr Hab und Gut bei königlichen Instituten belegt, sind jetzt aufs Aeußerste gebracht, da der König ihnen keine Zinsen bezahlt. Es befremdet jeden Patrioten dieser leichte Sinn, der gewiß nicht in dem Gemüthe des Monarchen liegen kann, welcher so ernste Grundsätze trägt, und man murret gegen den Finanzminister, der nicht ein Mittel ausfindig zu machen weiß, diesem Uebel, wo nicht ganz, doch zum Theil abzuhelfen. Die Staatspapiere sinken von Tag zu Tag im Preise, und wer sie aus Noth verkaufen muß, hat keine andere Aussicht, als zu verarmen. Allgemein macht man dem Finanzminister den Vorwurf, daß er einen Mangel an Einsichten verrathe, da der Betrag der Zinsen jährlich durch anderthalb Millionen gedeckt, und diese Summe in einem Staate, der fünf Millionen Menschen zählt, durch ein Finanz-Manöver jährlich aufgebracht werden kann, welches die gute Folge bewirken dürfte, daß die Zirkulation erhöht, der Wohlstand erhalten, und dem Verkehr und Gewerbe eine reichliche Quelle gesichert sein würde. Der König wird von allen Seiten mit Vorstellungen bestürmt. Man glaubt sogar, daß der neue kreirte Magistrat unserer Stadt im Begriff ist, über diesen Gegenstand dem Könige nachdrückliche Vorstellung zu machen.

Der Domänenverkauf scheint auch keinen lebhaften Fortgang zu haben. Die Bedingung, die Hälfte des Kaufpreises in baarem Gelde zu erlegen, mag das größte Hinderniß dabei sein. Es fehlt hier jetzt sehr daran, und seit dem bekannten freien Zinsfuß wird gegen Unterpfand von der besten Staatsrente zu christlichen und jüdischen Wucherern unverschämt ein Zins von achtzehn bis zwanzig Prozent genommen!

Die Silberlieferung und Stempelung hat einen guten und lebhaften Fortgang gehabt. Man glaubt, daß der Ertrag von dieser Operation der Regierung aus dem ganzen Lande ungefähr vier bis fünf Millionen eingetragen habe.

Vor einigen Tagen haben endlich die Stadtverordneten die ihnen übertragene Funktion, einen Magistrat zu wählen, vollendet. Der gewesene Kammerpräsident von Gerlach ist zum ersten Bürgermeister mit einem Gehalt von 4000 Thalern, und der gewesene Stadtpräsident Busching zum zweiten Bürgermeister gewählt worden. Diesen sind noch acht Stadträthe mit Besoldung hinzugefügt worden, so daß der besoldete Theil des Magistrats aus zehn Mitgliedern besteht, die übrigen Mitglieder aber unbesoldet ihre Dienste leisten. Der neue Magistrat wird nun die Stadtverwaltung sogleich übernehmen, so daß das bisher bestandene Comité zum 15 dieses völlig aufgelöset sein wird. Der neue Magistrat will es zuerst seine angelegentlichste Beschäftigung sein lassen, das Schuldenwesen der Stadt in eine gewisse Ordnung zu bringen. Man gibt die Schuld der Stadt auf sieben Millionen an. Es ist nun im Antrag, eine Vermögenssteuer von vier Prozent in der Stadt ausschreiben, womit die zinslosen Stadtschuldscheine eingelöset, und mit Zahlung der Zinsen der eigentlichen Stadtobligationen der Anfang gemacht werden soll. Von der Regierung ist der Stadt, zur Tilgung ihrer mancherlei Ausgaben, vor kurzem zugestanden worden, eine Steuer von zwölf Prozent über die Accise erheben zu dürfen.

Die kurmärkische Regierung ist nun endlich nach Potsdam verlegt, und dieser Tagen wird sie ihre erste Session daselbst halten. Die Offizianten werden daselbst vorerst bei den Bürgern einquartirt, um ihnen Zeit zu lassen, ihre häusliche Einrichtungen mit Bequemlichkeit zu treffen. Durch diese Transplantation erleidet Berlin an seiner Bevölkerung einen Verlust von einigen hundert Familien.

Der Abgang an Militär, der in Berlin durch die Flucht des größten Theils des Schillischen Korps statt fand, ist bereits durch Einrückung anderer Militärs ersetzt.

Wegen der Titel ist auch eine Verordnung in der Arbeit. Der König will ferner keine Titel, als die, welche mit der unumgänglichen Funktion des Amtes verbunden sind, gestattet wissen. Es will verlauten, daß diese Verordnung in den Gemüthern unserer titelsüchtigen Zivildiener manche Gährung veranlassen soll.

Zum Chef der Akademie der schönen Künste und Wissenschaften soll der Staatsrath Uhden, der lange Zeit in Rom gelebt, vom Könige ernannt worden sein. Indeß sollen die Mitglieder der Akademie dieser Ernennung ihre Zustimmung nicht ertheilen wollen. Sie sind vielmehr beschäftigt, für ihr Institut eine neue Organisation auszuarbeiten, und solche dem Könige zur Konfirmation alsdann vorzulegen.

Kaufmännischer Spekulationsgeist, oder politischer Müßiggang nimmt jetzt hier oft Veranlassung, Bulletins und Nachrichten von gelieferten Schlachten zu verbreiten, die ins Gigantische und Lächerliche fallen, und deren Physionomie schon die Spuren von Unwahrheit an sich trägt. Diesem Unwesen zu steuern, hat die Polizei der Börsenkorporation dieser Tagen die gemessenste Weisung zukommen lassen, ihrerseits die geringste Beginn aufzubieten, den Verbreitern solcher lügenhaften Gerüchte auf die Spur zu kommen, um sie für ihren Vorwitz der gemessensten Strafe unterwerfen zu lassen. Die Börsenkorporation hat nun auf diese Weisung die Intention der Polizei an der Börse durch Anschlag bekannt machen lassen.

Die gegen den Kriegsrath von Cölln schwebende Untersuchung ist nun beendigt. Die Akten liegen zum Spruch, und man glaubt, daß die Sentenz gegen ihn schonend ausfallen werde. Vom Könige hat er eine Gratifikation von vierzig Stück Friedrichsd'or erhalten, für ein von seiner Erfindung angefertigtes Gewehr, das er demselben zugeschickt. Gegen seinen Verleger, Gräff, ist jede gerichtliche Untersuchung suspendirt.

Neuerdings ist hier eine gräßliche Mordgeschichte vorgefallen. Ein herrschaftlicher Kutscher redete nämlich seine Geliebte, eine Wittwe, welche von ihm schwanger war, und deren Tochter, ein Mädchen von zehn Jahren; zog sie beide nackt aus, band ihnen Steine an die Arme, und versenkte sie in die Spree. Nach wenigen Tagen ward einer der Körper ans Ufer geschwemmt; die Nachbarschaft, welche die beiden Frauenspersonen vermißte, hegte Verdacht gegen den Liebhaber der Wittwe. Er ward eingezogen, und nach mehrern Verhoren, in welchen er bei einem standhaften Leugnen beharrte, wußte endlich einer der Richter ihn so zu rühren, daß er die That gestand.

An literarischen Neuigkeiten ist die Zeit eben nicht fruchtbar gewesen; desto häufiger vernimmt man die Klagen der Buchhändler und Verleger über die schlecht ausgefallene Leipziger Ostermesse. Sie dürfte es wohl veranlassen, daß unsere Buchdruckerpressen für einige Zeit in Ruhestand versetzt bleiben.

Die Einschränkung, die das Silberabkauf in Verbrauch des Silbers hervorbringt, hat den industriosen Geist eines unserer hiesigen Kunstler, Hrn. Loos, veranlaßt, ein neues Metall zu erfinden, das er kalbarisches Erz (aes calcarium) nennt,

Digitized by Google

an Gewicht und Dauer dem Gold und Silber nahe kommt, und in Farbe dem erstern ähnlich iſt. Ein verarbeitetes Loth dieſes Metalls kommt auf acht Groſchen zu ſtehen, und wird im Bruch wieder für vier Groſchen angenommen. Vorerſt hat der Künſtler davon Löffel verfertigen laſſen, da dieſe ein erſtes Bedürfniß ſind. Indeß behauptet er, daß dieſes Metall in den ſchönſten Formen verarbeitet werden könne. Die Goldarbeiter käſſiren aber auch, das Publikum nach Umſtänden mit Silberzeug zu verſehen. Sie verfertigen nämlich jetzt ſilberne Löffel mit netr gearbeiteten hölzernen Stielen, von denen das Stück höchſtens einen Thaler koſtet.

Die Marabuts, oder muhammedaniſchen Heiligen.

Unerachtet der Islamismus milde Geſinnungen gegen menſchliche Brüder im Allgemeinen predigt, beweiſen ſich doch ſeine Anhänger als die wüthendſten Verfolger aller andern Religionsverwandten. Ihre Unduldſamkeit bricht oft ohne äuſſere Veranlaſſung in unbändige Wuth aus.

Jeder Muhammedaner iſt verbunden, wenigſtens einmal in ſeinem Leben eine Reiſe nach Mekka in Arabien zu dem Grabe des Propheten zu machen. In dieſer Stadt kommen dann jährlich Karavanen aller Nationen zuſammen. Man ſieht hier Abeſſinier, Mohren aus Nubien und Pilger aus dem Innern Afrikans, Bürger von Fez und Marokko, Mitglieder der herumziehenden arabiſchen Stämme, Türken, Tartaren, Perſer und Hindoſtaner.

Durch den Zuſammenfluß ſo vieler Nationen in einem Mittelpunkt eröffnet ſich zugleich ein groſſer Handelsmarkt, auf welchem die natürlichen und Kunſt-Erzeugniſſe von drei Welttheilen gegen einander ausgetauſcht, und groſſe Geſchäfte gemacht werden.

Derjenige Muhammedaner, der eine ſolche fromme Reiſe gemacht hat, bekommt in der Folge den Zunamen Hadgi, d. i. Pilgrim, oder auch Marabut, d. i. Heiliger.

Wenn er in ſein Vaterland zurückkommt, wird er mit beſonderer Auszeichnung empfangen, gilt überhaupt für einen frommen und angeſehenen Mann, und befleiſſigt ſich, die Geſetze ſeiner Religion auf das pünktlichſte zu beobachten.

Allein dieſe Marabuts bezeigen ſich, wenn ſie nicht früher ſchon gute Erziehung genoſſen haben, dann auch als die inſolenteſten Menſchen von der Welt, und erlauben ſich gegen fremde Religionsverwandte nicht nur die gröbſten Beleidigungen, ſondern auch oft Mord und Todtſchlag.

Die indiſchen Fürſten, welche Anhänger des Islams ſind, rüſten jährlich Schiffe aus, auf welchen ſie die Pilgrime durch das rothe Meer oder den perſiſchen Meerbuſen nach Mekka auf ihre Koſten abführen laſſen.

Dieſe Schiffe bringen groſſe Ladungen an koſtbaren Waaren mit, die mit ungeheurem Vortheil in Arabien verkauft werden. Nach ihrer Rückkunft zieht man die Koſten der Ausrüſtung, der Fracht und des Transports ab, dann aber wird der baare Gewinn unter die armen Muhammedaner vertheilt.

Einige der Hadgi oder Marabuts begehen, wenn ſie in die Hafen ihres Vaterlandes wieder einlaufen und auf das Land ſteigen, aus überſpannterm Stolz und religiöſem Wahnſinn, beſonders gegen chriſtliche Religionsparteien, die ihnen zufällig aufſtoſſen, die wildeſten Ausſchweifungen.

Dreiſig holländiſche Matroſen waren zu Surate, wo ein ſolches Pilgrimſchiff eingelaufen war, mit Schöpfen und Eimern von ſüſſem Waſſer für ihre Beburfniſſe beſchäftiget. Ein Marabut, der zurück von ſeiner Wallfahrt zum erſtenmal wieder den vaterländiſchen Boden betreten hatte, ergreift ſeinen Handſchar, rennt auf ſie los, ſticht gleich einige nieder, verwundet viele andere, und würde ſeine Mordluſt noch ſchrecklicher befriediget haben, hätte ihn nicht die holländiſche Schildwache, die bei dem Waſſerplatze auf- und abging, niedergeſchoſſen.

Leider ſtarben viele von den Verwundeten hintennach; denn meiſtens wird in Indien der Handſchar an der äuſſerſten Spitze vergiftet. Dieſes ſchreckliche Mordgewehr iſt von Stahl, ungefähr ſechszehn Zoll lang und drei Zoll breit, und hat auf der innern Seite zwei Bügel von Eiſen, mit welchen es an die Hand feſtgeſchoben wird, ſo daß man es ohne Gewalt und hohe Gefahr dem Bewaffneten nicht wegreiſſen kann.

Faſt hätte auch einſt der berühmte Reiſende Tavernier durch einen ſolchen Rasenden ſein Leben in Indien eingebüßt. Er war zum Könige von Bantam berufen, und wollte ſich eben mit ſeinem Bruder und einem engliſchen Cibirurg nach Hofe begeben, um dort einige Koſtbarkeiten zum Kaufe vorzuweiſen.

Da ſprang von einigen Palmbäumen, jenſeits einer Zaune, ein ſolcher wüthender Marabut hervor, den Mordſtahl an der Hand, der ſich aber zum Glück nur in die Kleidungen der Europäer verwickelte. Tavorniers Bruder zog ſeinen Degen, und ſtieß ihn dem Mörder dreimal durch den Leib. Der Menſch ſank mit dem Tode ringend auf die Erde, und gab unter dem Zulaufe des Volkes, das ſich bei dieſem Vorfall ganz ruhig verhielt, den Geiſt auf.

Noch ehe Tavernier mit ſeinen Gefährten an den Hof kam, war der König ſchon von dem Tode des Marabuts benachrichtigt. Er machte ihnen aber nicht den mindeſten Vorwurf; im Gegentheil, er billigte ihre Handlung als Vertheidigung aus Nothwehr.

Es geſchieht nicht leicht, daß ein Chriſt, der aus dem Triebe der Selbſterhaltung einen ſolchen Rasenden niederſticht, beſtraft werde. Hingegen wird der Marabut, welcher in dergleichen Streit fällt, für einen Heiligen und Märtyrer von ſeinen Religionsverwandten gehalten. Das Volk begräbt ihn mit Ehren unter irgend einen Baum. Man errichtet ihm einen Grabhügel, beſtreut und bepflanzt ihn mit Blumen. Die Frommen verſammeln ſich an dieſer Stelle und verrichten ihr Gebet. Bald darauf ſiedelt ſich dort ein Derwiſch oder Faullenzer in einer Hütte an. Er betet, beſorgt das Grab, empfängt die Geſchenke und Opfer, die an die heilige Stätte gebracht werden. Fallen dieſe reichlich aus, dann baut der Derwiſch über das Grab eine Kapelle. Die frommen Muſelmänner verſammeln ſich zahlreicher, legen ihre Wünſche und Almoſen nieder.

Wachſen die Stiftungen durch die Freigebigkeit der Glaubigen, dann wird die Kapelle erweitert. Man bedeckt das Grab mit Stücken indiſchen Zeuges, oder mit Goldbrokat. Man hängt ſilberne Lampen auf, in denen ein ewiges Licht mit Kokos- oder Seſamöl genährt wird. Die immer zuſtieſſenden Opfer reichen endlich hin, mehrere Derwiſche zu ernähren. Es bildet ſich eine förmliche Derwiſcherei von immer anwachſenden Mitgliedern, die ſich ſelbſt eine innere Haus- und religiöſe Verfaſſung unter einem Obern geben. Sie vertheilen unter ſich die Arbeit, daß einer mit dem andern abwechſelnd, ſowohl bei Tag als bei Nacht, den Koran abliеſet, und wenn er geendigt iſt,

Digitized by Google

wieder von vorn anfängt. So wird dieses Gesetzbuch des Islamismus viel hundertmal im Jahre durchgelesen, obwohl die Derwische (die indischen wenigstens nicht) die altarabische Sprache, in der es geschrieben iſt, kaum verſtehen.

Noch während Davernier ſich am Hofe des Königs von Bantam aufhielt, ſah er, daß der Mörder, von deſſen Anſchlägen ihn ſein Bruder durch eine entſchloſſene Tapferkeit befreit hatte, unter einem Palmbaume ein mit Blumen bepflanztes Grabmal erhielt. Ein Derwiſch betete an demſelben, umringt von frommen Muhammedanern. Bald wuchs der Ort zu einem Hospitium für Derwiſche an, die ſich von den milden Gaben, welche da niedergelegt wurden, in der Folge gemächlich nährten. So weiß der Aberglaube überall, und aus allem, Vortheil zu ziehen!

Varietäten.

Aus Frankreich.

— * Lacretelle der Jüngere hat von ſeiner „Geſchichte Frankreichs während des achtzehnten Jahrhunderts“ ſo eben den dritten Band herausgegeben. Es iſt ein Werk voll Verdienſt und Intereſſe. Der Verfaſſer beſitzt das Talent der Erzählung, Portraits und umfaſſender Ueberblicke zu liefern, in seltenem Grade. Er hat vielleicht minder ausgedehnte Anſichten des Gegenſtandes, als Zeitbruch in der Beobachtung. Seinem Styl fehlt manchmal die gehörige Würde, aber er weiß jedem Umſtand auf die anziehendſte Art hinzuſtellen; er urtheilt parthrlos, ohne mit Freiſtimmt zu ſchreiben. Der hiſtoriſche Theil ſeiner Arbeit ſcheint mir unſtreit beſſer, als der philoſophiſche gerathen zu ſein. Dieſer dritte Band enthält das Gemälde der Literatur und Philoſophie in Frankreich während des achtzehnten Jahrhunderts; das Bild des innern Zuſtandes von Frankreich ſeit 1748 bis 1754, und die Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges.

— Ohne den Zuwachs, welchen das franzöſiſche Kaiſerthum durch die Einverleibung der von den frühern Feſtſtellungen des gewaltigen Kirchenſtaates übrig gebliebenen Provinzen erhalten hat, betrug die geſammte Bevölkerung aller Departemente dieſes mit jedem Jahre mächtiger anſchwellenden Reiches 38.362.000 Seelen, welche ihren Kaiſer in ſechs verſchiedenen Zungen verehren. Seiner Unterthanen, welche die franzöſiſche Sprache reden, waren in den Zählungen vom Jahre 1806 bis 1808 die Mehrzahl, nämlich 28.126,000; nächſt der franzöſiſchen Sprache ſind der Unterthanen in italieniſcher Zunge die meiſten, nämlich 4,079,000; in der deutſchen Sprache gebohren ihm als Regenten 2,704,000 Seelen; flamändiſch ſprechen ſeiner Unterthanen 2,277,000; die Landue bretonne reden 967 000, und die baskiſche Sprache, am Fuße der Pyrenäen, 108,900 Seelen.

Aus Deutſchland.

— Das Königreich Würtemberg, welches ſeine plötzliche Erhebung und Ausdehnung (und noch ſcheinen uns ſeine Grenzen nicht beſtimmt zu ſchloſſen) eben ſo ſehr dem außerordentlichen Umſchwung aller europäiſchen Staatenverhältniſſe, als dem politiſchen Scharfblick und Muth des Monarchen zu danken hat, der jetzt, Herr eines neuen Königthums, jenen Wechſel der Dinge richtig zu würdigen und glücklich zu benutzen wußte, — iſt, dem würtembergiſchen Staatshandbuche vom J. 1808 zufolge, in zwölf Kreiſe getheilt, die wieder in dreiundvierzig Oberämter zerfallen. Die Bevölkerung aller zwölf Kreiſe beträgt 1,181,866 Seelen. In dieſe Volksmaſſe iſt auch die Population von Stuttgardt mit 22,771 Seelen und von Ludwigsburg mit 5890 Seelen begriffen.

König Friedrich der Erſte verewigt mit Feſtigkeit den einmal entworfenen Plan zur Konzentrirung der Staatskräfte, und Auflöſung aller jener der Einheit des Reiches verderblichen Inſtitute und Formen, die dem ehmaligen Zuſtande des deutſchen Reiches angemeſſen waren und ihn entſtammen. So hob er noch neulich durch ein General-Reſcript vom 10 Mai die bisher beſtandene Steuerfreiheit der fürſtlichen und gräflichen Beſitzungen, und durch ein anderes vom gleichen Datum alle Patrimonialgerichtsbarkeiten auf. Es kann nicht fehlen, daß der Egoismus, indem er, wie nicht ohne den Schein des Rechts, den Verluſt ſeiner alten Rechtſame beweint, einen Fürſten verkennt, deſſen Verdienſte um Würtemberg erſt die Nachwelt mit unbefangenheit und dankbar anerkennen wird. Es gibt keine Revolutionen der Reiche ohne Revolution der individuellſten Privatverhältniſſe; es iſt keine Staatsabſonderung dauerhaft, welche nicht tief in die häuslichen Verhältniſſe jedes Bürgers einwurzelt.

Aus Italien.

— * Neapel, 3 Jun. Man gräbt noch immer, wenn gleich nur langſam, in Pompeja. Ein neues Zimmer, worin eine Tänzerin gemalt iſt, iſt gefunden worden. Es iſt die erſte, die Scham an den Füßen trägt. Sie ſind den Schuhen der heutigen Opernſängerinnen nicht ungleich.

Eben ſo wird das Aufrollen der herkulaniſchen Rollen fortgeſetzt. Man iſt noch immer nur einem philoſophiſchen Buche des Epikur beſchäftigt.

Nichts, was die Verſchönerung Neapels betrifft, und kein Zweig der Künſte und Wiſſenſchaften ruht ganz, aber alles geht nur mit dem Schritt eines Kranken vorwärts, weil die dermalige Zeit viel koſtet, und die Kaſſen bis jetzt erſchöpft waren.

Auf der Bühne von S. Carlo glänzt ſich eine Deutſche, Namens Mad. Sutter, als Virtuoſin aus. Sie iſt nicht mehr jung, aber ihre Stimme und ihre Kunſt ſind noch in voller Blüthe.

Der Veſuv ſpeit noch immer, wirwohl nur mäßiges Feuer. Ohne Zweifel wird er bald ganz ruhen, da die neueſte gewaltige Eruption des Aetna in Sizilien alles übertreffen ſoll, was man von neuern Ausbrüchen dieſer beiden Vulkane kennt. Man ſtimmt im weiteſten Kalabrien über die Feuerſäule, welche ſelbſt die Höhe des Berges überſteigen ſoll. Man gibt ihre Höhe, ich weiß nicht mit welchem Grunde, auf ſieben Meilen an. Immer dient dieſe Angabe dazu, den außerordentlichen ſinnlichen Eindruck zu bezeichnen, den dieſe Naturerſcheinung hervorbringen muß.

(Hierzu ein kritiſches Beiblatt.)

Digitized by Google

Kritische Beiblätter

zu den

Miszellen für die neueste Weltkunde.

Zu Nro. 51.

Geschichte der Feldzüge Napoleons gegen Preussen und Rußland in den Jahren 1806 und 1807, oder Gemälde des vierten Koalitionskrieges. Zwei Bände. Zwickau und Leipzig. 1809. 8.

Zuviel wird wohl niemand von einem Buche erwarten, das die Geschichte einer großen und verworrenen Revolution ein Jahr nach der Begebenheit erzählen will; eher, und dies ist ganz verzeiblich, zu wenig. Aber bei geringen Erwartungen, ohne strenge Forderungen, die man sonst wohl dem Geschichtschreiber zu machen berechtigt ist, wird man diese Geschichte der Feldzüge Napoleons gegen Preussen und Rußland als eine für das momentane Bedürfniß berechnete Kompilation aus Zeitungen, Journalen, Tagsschriften und amtlichen Berichten ziemlich brauchbar und nützlich anerkennen müssen. Wie man aus dem Buche selbst sieht, lebte der Verfasser während der ersten Schlachten in Gera, scheint ein sächsischer Unterthan zu sein, ist weder als Staatsmann noch Militär Theilnehmer an jenen großen Ereignissen gewesen, und kannte sie also nur, wie die meisten sie kennen, aus Journalen und politischen Schriften. Diese hat er mit vieler Sorgfalt benuzt, die Thatsachen chronologisch geordnet, und sie einfach, schmucklos, sogar mit Unpartheilichkeit weder zu erzählen versucht, soweit Unpartheilichkeit mit Unkunde der Sachen oder Ursachen verträglich ist. Immer verdient der Verfasser dieses Werkes von seinen Lesern Dank, daß er die wohlthätige Mühe übernahm, das in tausend Blättern Zerstreute aufzufassen, zweckmäßig zu ordnen und in ein Ganzes zu bringen. Noch großern Dank wurde er verdient haben, hätte er zu allen erzählten Thatsachen mit diplomatischer Gewissenhaftigkeit in den Noten die Quellen genannt, aus denen er schöpfte.

Memoiren über meine Verhältnisse zum preussischen Staat und insbesondere zum Herzog von Braunschweig. Vom Obersten von Massenbach. Amsterdam, 1809. 8. 1 Bd.

Memoiren ausgezeichneter Männer, oder solcher, welche Lebens- und Schicksalsgenossen berühmter Personen waren, sind für den Philosophen oft mehr werth, als die dickbändigsten Staats-, Landes- und Weltgeschichten. In diesen sehen wir nur Namen figurirend wie in Schattenspielen vorüberziehen, und Erscheinungen, deren Ursachen der Magister in der Zauberlaterne seiner historischen Kunst verbirgt; dort aber die Menschen, wie sie sind, den Monarchen im Schlafzimmer, den Helden unter vier Augen. Wahrlich es gibt wenig große Männer, die noch groß sind, wenn sie den Zepter oder Feldherrnstab beiseite gelegt haben! Die meisten sind nur glänzende, die das alles den äussern Verhältnissen, blutwenig aber ihrer eigenen Geistes- und Gemüthskraft anzurechnen haben.

Die Massendachschen Memoiren, dem Prinz Wilhelm von Preussen gewidmet, sind mit edler Freimüthigkeit und jener Beredsamkeit geschrieben, deren man schon aus andern literarischen Arbeiten des Hrn. Verfassers gewohnt ist. Für den künftigen Geschichtschreiber Preussens werden sie eine schätzbare Quelle, für den denkenden Geschäftsmann und Soldaten reiche Geistesnahrung sein.

Wir erhalten im ersten Bande vorzüglich interessante Notizen über den Feldzug der Preussen in Champagne und am Rhein in den Jahren 1792 und 1793; manche belehrende Anekdote über den Karakter mehrerer Männer, die damals nambaft wurden, und besonders über den letzten Herzog von Braunschweig, der seine Laufbahn eben so unglücklich endete, als er sie unter glänzenden Erwartungen begonnen hatte.

Es ist kein Wunder; wenn Männer, welche Gelegenheit hatten hinter die Kulissen des politischen Theaters damaliger Zeit zu sehen, auch schon damals den Verfall der preussischen Monarchie mit Bestimmtheit voraussagen konnten. Wie schwach und befangen war der unmittelbare Nachfolger Friedrichs des Großen! — Wie mächtig schworen Egotismus, Unwissenheit und Stolz zum Ruin der Friedrichischen Schöpfungen zusammen! — Wie wenig war der Herzog von Braunschweig, trotz seiner übrigen Einsichten und Talente fähig, sich über das Gewöhnliche zu erheben, und mit Nachdruck zu handeln! — Immer von Bedenklichkeiten umgarnt, durch minutiösen Detailgeist grösseren Unternehmungen entwendet; zwar ruhig und kalt, wie ein Held, wenn die Gefahr vor ihm stand, aber ohne Entschlossenheit und durchgreifende Kraft, wenn er sich selbst zum unumschränkten Herrn der Umstände und Mittel machen sollte, welche allein zu großen Zielen führen können, hatte er nicht einmal diejenigen Talente, welche den Feldherrn ersten Ranges bezeichnen müssen. Lange Gewohnheit unter Friedrichs des Großen alleinherrschendem Geist und Wort hatte dem Herzoge den Glauben an seine eigene Kraft geraubt, und ihn auf immer zur Subalternenrolle verurtheilt; der allzulebhafte Eindruck einzelner Unfälle auf sein Gemüth hatte ihn zu einer sonderbaren Schüchternheit, ich möchte sagen, zu einer abergläubigen Furcht gebracht.

Als ihn z. B. der Hr. von Massenbach einige Tage nach der berüchtigten Kanonade von Valmy fragte: „Da wir Meister der Höhe von La Lune waren, die Feinde in die Ebene von Dommartin wichen, wir im vollen Zuge waren, wir gesiegt hatten, warum ließen uns Ew. Durchlaucht nicht darauf losschen?" — antwortet der Herzog: „Die wahre Ursach wissen Sie: sie liegt in unserer ganzen Lage. Aber nun will ich Ihnen noch eine Ursach sagen, Herr Major! — Kennen Sie die Höhen von Johannisberg bei Rauheim unweit Friedberg? Ich habe da eine scharfe Affäre mit dem Prinzen Condé gehabt. Ich wußte nicht, was hinter den Höhen stand; ich wurde geschlagen. — Die Höhen von Valmy haben eine große Aehnlichkeit mit den Höhen bei Johannisberg. Ich wußte auch nicht, was

Digitized by Google

dahinter stand: — Man wird vorsichtig, wenn man im Kriege Unglück gehabt hat, Herr Major! Und ich habe viel Unglück gehabt! Das, was ich Ihnen hier sage, bleibt unter uns; Sie sprechen niemanden davon. Ich verlasse mich darauf.“ Wer erblickt in solchen Reden des Herzogs nicht den allzuschwachen und eben darum durch einzelne Vorfälle niedergebeugten Geist und Muth des Feldherrn?

„In diesem Karakter des Herzogs,“ sagt Hr. v. Massenbach; „müssen wir die erste und wahre Ursach seines eigenen Untergangs und des Sturzes des preussischen Staates suchen. Es ist ewig zu bedauern, daß mit einem solchen Reichthum von Talenten und Kenntnissen, einem solchen Schatze von Naturgaben und erworbenen Eigenschaften so wenig Karakterkraft verbunden war! — Der Herzog fühlte die Nothwendigkeit an der Spitze der Geschäfte stehen, das Ruder des Staats selbst führen zu müssen; er konnte es nie über sich gewinnen, über den Rubikon zu schreiten, und Cäsar zu sein.“

Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg. Ein biographisches Gemälde dieses Fürsten. Tübingen. 1809. 8.

Nichts weniger, als eine Lebensgeschichte des Herzogs, wo wir ihn mit allen seinen Eigenthümlichkeiten durch die Reihe der Schicksale, durch die Verhältnisse des häuslichen und öffentlichen Lebens, vom Geburtstag (9 Okt. 1735) als ein entjüngtes Volk um seine Wiege jauchzte, bis zum Todestag (10 Nov. 1806) fern vom feindlich besetzten Vaterlande, hinschreiten sähen, sondern mehr eine Darstellung des Karakters und der vortrefflichen Eigenschaften dieses Fürsten im Tone der Elogen. Ein treuer Verehrer des Herzogs schildert diesen erste Erziehung, physische Organisation, sein Temperament, seine Religiosität, intellektuelle Kraft und Regententugend. Die zarten Nuancen in diesem Seelengemälde, die eingewebten kleinen historischen Züge und Anekdoten verrathen in dem Verfasser einen Mann, dem es weder an Zeit noch Gelegenheit mangelte, den Fürsten in der Nähe zu beobachten; die durchherrschende Milde des Vortrags, die Besonnenheit des Urtheils, bezeichnen ihn, als einen edeln und gebildeten Mann.

In diesem Karaktergemälde, worin freilich mit Schonung die kleinen Schwächen des Verewigten nur flüchtig und aus der Ferne angedeutet werden, erscheint der Herzog als ein Mann von lebhaftem Geiste, regem Sinne für alles Schöne und Gute, reizbarer Stimmung und rastloser Thätigkeit. Seine Neigung zur Oekonomie befreite ein verschuldetes Land in kurzer Frist von allen Lasten; sein persönlicher Muth, verbunden mit seltenem Scharfblicke, boden ihn in frühern Jahren in den Rang der ausgezeichnetsten Feldherren; sein Thätigkeitstrieb verursachte daß er, was freilich nicht immer zu den Tugenden weder der Souverains noch Feldherren gezählt werden mag, in alle Details der Geschäfte eindrungen, alles selbst machen wollte. Bescheiden gegen sich selbst, als Mensch, human als Regent, war Ehrliebe der höchste Reiz für sein Gemüth. Tolerant und aufgeklärt in seiner Religion, war er zugleich echt religiös, ein würdiger Schüler des unvergeßlichen Jerusalems. Gutmüthigkeit und Wohlthätigkeit waren Grundzüge seines Karakters. Als gebildeter Mensch waren ihm die Wissenschaften theuer. Er redete und schrieb, ausser der deutschen, auch die französische, englische und italienische Sprache, mit vieler Fertigkeit, und in der Musik, die er mit der ihm eigenen Leidenschaftlichkeit liebte, war er in frühern Jahren selbst Virtuos. Die Violine war sein Lieblingsinstrument.

Seinen und des Heeres Untergang, das er ins Schlachtfeld führte, scheint dieser edle deutsche Fürst, dem Mitwelt und Nachwelt Ehrfurcht zollen werden, geahnet zu haben. Bei der Lebhaftigkeit seiner Empfindungen und seiner Einbildungskraft verläugnete er nicht einen gewissen Hang zu abergläubigen Ideen, die vielleicht mehr als bekannt geworden, auf wichtige und unglückliche Ereignisse seine Lebens Einfluß haben mögten. So sagte der Herzog am Abend vor der Schlacht von Jena in einem vertraulichen Augenblicke zu den anwesenden Offizieren: „Der 14 Oktober ist mehrmals für mich und meine Familie ein unglücklicher Tag gewesen,“ und nannte hierbei die historischen Gründe seiner Aeußerung.

Dem künftigen Biographen des Herzogs wird dieß biographische Gemälde unentbehrlich sein und als eine der vorzüglichsten Quellen gelten.

Kurze Antwort auf die Rüge einer Rüge.

(S. Morgenblatt den 13 Mai 1809, Nro 114.)

Sapienti sat.

Ich habe in Nro 29 (1809) der kritischen Beiblätter zu den Münz. f. d. n. Welkt. den ewigen Musenalmanach, als ein Buch, das der deutschen Jugend gewidmet ist, hauptsächlich wegen seiner politischen Tendenz in Anspruch genommen, und wer dürfte dies nicht in einer Beilage zu einem politischen Journale? kann man von einem Buche nicht in weltbürgerlicher Beziehung sprechen? Ich habe bei dieser Gelegenheit Grundsätze aufgestellt, die alle unvartheiischen Urtheiler der Zeitbegebenheiten für wahr halten; ich glaube aber, daß man sie, so bekannt sie auch dem denkenden Publikum sind, nie oft genug dem Nichtdenkenden vorhalten könne. Ich bin hierüber von einem Herrn H—i in dem oben angezeigten Stücke des Morgenblatts auf eine Art angegriffen worden, die mir verbietet in eine eigentliche Diskussion einzugehen und mit Herrn H—i viele Worte zu verlieren. Es wäre unter meiner Würde. Hr. H—i hat sogar die Naivetät zu gestehen: er wisse nicht, ob das angefochtene Buch in Leipzig oder Berlin erschienen sei. Er hatte also das Corpus delicti nicht einmal bei Handen, als er zu dessen Gunsten sich zum Ritter schlagen ließ oder schlug. Jeder Billige urtheile. Ich lebe unter dem Schutze einer sehr kraftvollen Regierung, und fühle daher sehr lebhaft das Lächerliche des hie niger est, das man mir gegen den Herausgeber des noi-disant ewigen Musenalmanachs aufbürden will. Wo hat sich ein grosser Fürst zu Verfolgungen gegen Subler *) herabgelassen? aquila non captat muscam. Die Note der Redaktion ist in meinen Augen ein Druckfehler. Nur muß ich schließlich bitten, daß man es mir nie übelnehmen möge, wenn mich ein Buch empört, das kannibalische Strophen gegen irgend ein Land, vorzüglich aber gegen mein Vaterland enthält, à tous les coeurs bien nés que la patrie est chère. Diese Satze hat freilich Hr. H—i nicht für gut befunden zu berühren.

D. T.

*) In dem unbegreiflichen Postskriptum dieser Anskrentik des Morgenblatts wird bekannt, daß der berühmte Almanach blos Zusammenstoppelung und Spekulation wäre.

Nachschrift vom Herausgeber. Es gibt keine so schlimme Sache in der Welt, daß sich Herrnwitzen nicht eben so gut ein Für als Wider sagen ließe. Literarische Fehden hatten selten grosse Erfolge, besonders wenn der Gegenstand des Streites selbst schon Gegenstand der Verachtung beider Partheien war. Aus diesem Grunde trat ich eine früher von Tübingen eingesandte Antwort auf die „Rüge einer Rüge“ zurück, worin beinahe al vocem Elegenbauer den Studierenden auf deutschen Universitäten das Wort geredet wurde. Nur der Selbstvertheidigung des Hrn. D. T. glaubt' ich einen offenen Platz in diesen Blättern schuldig zu sein.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 52. — den 1 Juli 1809.

Leben und Kunst in Paris.

(Schreiben eines französ. Gelehrten an den Herausgeber.)

Gobe-Mouches von Paris — Zustand der Musik in Frankreich. — Méhul. Cherubini. Le Sueur. Berton. Dalayrac. Catel. Spontini u. s. w.

Journale, Zeitungen, Tageblätter — das ist heutiges Tages unsere Lieblingslekerei, und zwar seit der Revolution her, als noch das Publikum alles wissen, wenigstens alles lesen wollte. Damals, da die öffentlichen Blätter von politischen Diskussionen, von Phrasen über die Ereignisse des Augenblicks strotzten, gab ihnen schon die allgemeine Gährung der Gemüther eine gewisse Wichtigkeit; noch mehr, man mußte sie lesen, um sein Urtheil bald da, bald hie zu berichtigen, oder um zu wissen, wie man sich etwa zu betragen habe. Jetzt liest man die Zeitschriften noch mit der gleichen Begierlichkeit, aber nicht aus dem gleichen Grunde, sondern aus Langeweile und träger Behaglichkeit. Man will eben doch auch gern das Neueste wissen, und wissen was man davon sagen könne. Man will Stoff für das Gesaalbader am dritten Ort; man möchte etwas gelten, ohne Mühe davon zu haben; man möchte über Literatur und Kunst mitsprechen, ohne die Arbeit des Selbstprüfens. Man wählt sich daher seinen Journalisten, weil man schon ausgebackene Urtheile verlangt; man adoptirt das Urtheil, ohne es zu würdigen; vertheidigt es, ohne zu wissen, warum? und nimmt vielleicht das entgegengesetzte eben so gern an, wenn man einmal ein anderes Journal auswählt.

Unsere Gobe-Mouches oder Fliegenschnäpper — — aber wissen Sie auch, was bei uns in Paris ein Gobe-Mouches heißt? — Es ist ein guter Tropf, der sich auf den Fuß gesetzt hat, alles in der Welt zu glauben, damit er auch alles glauben machen könne; der immer hört, um immer nachsagen zu können; für den jede Neuigkeit äusserst wichtig ist, eben weil es Neuigkeit ist, und der jenem Athemenier nicht ganz unähnlich sieht, welchen Theophrast auf öffentlichem Platze reden läßt, wenn er nicht noch ein wenig närrischer wäre. Diese Leutchen haben beständig alle Hände voller Neuigkeiten, und machen es dann nicht, wie Fontenelle sagte, daß ers machen würde, wenn er die Hand voller Wahrheiten hätte. Sie schliessen nicht einen Finger nach dem andern auf; sondern geschwind überstürzen sie uns mit allem was sie wissen, aus Furcht, ein anderer könnte es früher als sie ausmarkten. Dabei haben diese Männchen gar keine eigene Ideen, haben auch gar kein besonderes Interesse für das, was sie so gewaltig in Athem setzt — ihr großes Geschäft bestehet bloß im Aufschnappen von Gerüchten und Sagen, ohne sich weiter um das Uebrige zu kümmern.

Ein guter Gobe-Mouches der Hauptstadt zuckt mitleidig die Achseln, wenn man ihm etwa nur Zeitungen stiet. Zeitungen sind nach seiner Meinung wenigstens um einen Tag zurück — er springt ihnen vor; sehen Sie, darin bestebt die wahre Ehre, da wachsen Lorbeern! hoc opus, hic labor est! — Die Gobe-Mouches in der Provinz, minder vortheilhaft situirt, sind minder glücklich, aber auch schon bescheidener. Ihr größtes Verdienst, ihr höchster Ehrgeiz ist, die Zeitung eher als der andere gelesen zu haben, und sie dann mit aller Umständlichkeit des Breiten zu kommentiren. Sie machen es ungefähr so, wie ichs einen Mann, übrigens einer der verdienstvollsten Physiker und Mathematiker, machen sah. Ich meine Herrn Le Sage von Genf.

Digitized by Google

Er hatte nämlich die Manie, in allen kleinen Gesellschaften, wohin er des Abends ging, irgend ein kleines Geschichtchen zu erzählen, das er des Morgens erst machte, und in ein dickes Buch einschrieb, welches gewöhnlich auf seinem Pult lag. Eines Morgens kommt voll Mutwillens ein junger Mensch zu ihm, liest verstohlner Weise das eben neugedorne Historchen, lauft damit Abends in alle Häuser, wohin Le Sage zu kommen pflegte, doch diesmal überall früher, als der Mathematiker, und kramt da die neue Anekdote aus. Dem Philosophen, da er feuerfeste nachher auch mit der Geschichte anfangen wollte, rief nun jeder zu: „Nichts! allein wir wissen sie schon!“ — So gehts auch unsern Gobe-Mouches; einer hat notwendig immer den Verdruß, sich von einem andern zuvorgekommen zu sehen.

Als ich Ihnen neulich von den schönen Künsten schrieb, beschränkte ich mich bloß auf die Malerei. Ich muß Ihnen doch auch etwas von der Musik sagen, in welcher seit zwanzig Jahren wirklich Meisterwerke hervorgegangen sind, die ihre Stelle nächst Glucks und Mozarts Arbeiten verdienen.

Die französische Nation scheint für die Harmonie gar übel organisirt zu sein. Erst ein Fremder mußte ihr, nicht die Augen, sondern die Ohren öffnen, und noch zur Stunde zeigt das Publikum in den meisten Urteilen wenig Geschmack. Einen unserer ersten Komponisten, der eben eine seiner Opern, die er selbst für mittelmäßig hielt, mit dem lebhaftesten Beifall gekrönt sah, hörte ich sagen: „Ich möchte fast lieber mit einem Parterre voller Hunde, als mit einem Parterre voller Franzosen zu thun haben.“ — Gewisse Wendungen in einer musikalischen Phrase, angenehme Melodieen gefallen mehr, als kraftvolle, ausdrucksreiche und wahrhaft melodische Musik. Dramatische Zusammenstimmung des Gesangs mit den Worten und der Individualität der Personen ist ein selten beachtetes Verdienst; trotz dem blieb die Musik nicht zurück. Während Malerei und Bildhauerkunst die griechische Schule wieder ins Leben riefen, nahm die Tonkunst einen Karakter, reich an Kraft, Einfalt und Wahrheit, an, der ihr die schönsten Triumphe gewann. Sie zeigte sich Glucks würdig, und der genialische Mann, der den Ruhm seiner Kunst emporstellt, indem er sich selbst der Unsterblichkeit werth machte, war Méhul.

Dieser berühmte Tonsetzer ist von Givet bei Sedan im Ardennen-Departement gebürtig. Schon von den Kinderjahren an weihte er sich dem Studium seiner Kunst mit einer Innigkeit und einem glücklichen Gelingen, daß mans nicht glauben sollte, wenn man nicht die Proben seines glänzenden Genies, die er schon im achtzehnten Jahre lieferte, vor sich sähe. Seine ersten Versuche waren Kirchengesänge, in denen er selbst noch manche Stellen nicht verläugnete, als seine Talente in vollkräftiger Blüte entfaltet prangten. Doch das erste Werk, welches seinen Ruhm gründete und ihn zum allgemeinen Liebling machte, war die Oper Euphrosine und Koradin oder der gebesserte Tirann. Kenner fanden darin seltene Reinheit des Styls, großen Ideenreichthum, mächtigen Ausdruck der Wahrheit. Ein Duett, worin der Tonsetzer die Wuth der Eifersucht zu malen hatte, ergriff und erschütterte die Zuhörer durch die schreckliche, lebendige Natur.

Diesem Werke folgte bald eine Menge anderer, die fast sämmtlich Schönheiten vorzüglicher Art enthalten, und davon einige in den ersten Rang gesetzt werden müssen. Die vornehmsten sind: Phrosine und Melidore, Bion, Horatius Cocles, Adrian, Ariodant, Gabriele d'Estrees, L'Irato u. s. w. Aber nach meinem Gefühl sind seine Stratonice, sein Uthal und Joseph die meisterhaftesten. Diese drei Opern tragen, jede in ihrer Art, das reinste Gepräge der Originalität und eines erhabenen Talents.

Stratonice athmet vom Anfang bis zum Ende die süßeste, lieblichste, seelenvolle Melodie. Das vorzüglichste und seltenste Verdienst davon aber ist die zarte Bestimmtheit, mit welcher der gewandte Tonsetzer den Ausdruck von einander so nahe verwandten Gefühlen, wie die der Liebe, der älterlichen Zärtlichkeit und der reinen Freundschaft sind, darzustellen wußte. Die herrliche Arie, welche der König Seleucus singt, als er seinen Sohn um die Ursache seiner Krankheit befragt: Versez tous vos chagrins dans le sein paternel, hat durchaus nichts mit dem Duett gemein, worin ihn der freundschaftliche Arzt Erasistrate, und noch weniger mit dem Trio gemein, worin Stratonice die Krankheit des Königssohnes zu errathen sucht. Immer spricht sich die Zärtlichkeit zu diesen verschiednen Stellen auf eine andere und jedesmal auf die gelungenste Art aus. Auch nur wenige Opern haben so glänzenden, so dauernden Beifall gewonnen, wie diese.

Uthal hatte keinen so glänzenden Erfolg. Dies war nicht die Wirkung des geringern Verdienstes, sondern der Gattung und Art. Der ernste, strenge, düstere Karakter einer ossianischen Musik konnte unserm Parterre schwerlich behagen; es war gezwungen zu applaudiren, aber es hat sich nicht amüsirt. Méhul suchte im Uthal vorzüglich der Musik, wenn ich mich so ausdrucken darf, eine gewisse Lokalfarbe zu geben. Das Genie ist nie arm an Mitteln. Er hatte die glückliche Idee, die Violons ganz aus seinem Orchester zu bannen, statt deren bloß die Quinten anzuwenden, und so der Musik einen ernsten melancholischen Ton zu geben. Diese Neuerung, durch Glud, Gomelli und andere zwar schon im Kirchenstil gebraucht, war vorher noch nie auf dem Theater gewagt. Méhul wußte dabei den Verlust jener Anmuth, welchen die ersten Violons oft der Melodie leihen, durch die glückliche Benutzung der Blaseinstrumente zu entschädigen.

Joseph steht jenen Meisterstücken in nichts nach. Was war schwieriger, als die Schöpfung eines Tonbilds ganz dem einfachen, frommen Geiste des patriarchalischen Zeitalters entsprechend? Méhul lösete die Aufgabe wunderbar schön, und diese Oper ist das Muster der Reinheit des Stils, verbunden mit Einfalt und Reichthum des Ausdrucks.

Die Art, wie Méhul komponirt, ist sonderbar. Er macht zuweilen seine ganze Oper im Geiste fertig, weiß sie auswendig, ohne noch eine Note davon niedergeschrieben zu haben. Vor kurzem hat er die Gewandtheit seines Talents in einer Gattung Musik dekundet, worin der unsterbliche Haydn fast einzig stand. Er ließ nämlich im Conservatoire de Musique, wovon er Inspektor ist, Symphonien aufführen, die den lautesten Beifall gewannen, und von sonst schwer zu befriedigenden Kennern schon in den ersten Rang gesetzt werden. Er hat im Sinn, deren zwölf zu komponiren.

Méhul hat unter den Franzosen keinen Nebenbuhler. Der einzige Italiener Cherubini hat Meisterstücke gegeben, die mit Uthal, Joseph und Stratonice die Vergleichung aushalten; aber er lieferte sie in weit geringerer Zahl, als Méhul. Was Cherubini leistete, ist durch die glänzende Aufnahme seiner Werke in Wien in Deutschland wohl zu bekannt, als daß ich nöthig hätte, Ihnen davon zu reden. Nur dies noch: Cherubini ist seit langer Zeit von einer Nervenkrankheit befallen, die ihm seinen

Digitized by Google

ganzen Humor raubt; er arbeitet gar nicht, und scheint es bei dem erworbenen Ruhm bewenden lassen zu müssen.

Ausser jenen zwei großen Meistern haben wir noch einige andere ausgezeichnete Komponisten, wie Le Sueur, Kapellmeister des Kaisers, Berton, Dalayrac u. s. w. Mit der Oper die Barden gründete Le Sueur sein Ansehen; vielleicht aber hatte er noch mehr Talent in der Oper la Caverne, besonders in deren kraftvollen Chören entwickelt.

Auch Berton hat recht brave Sachen gesetzt, wie „Montano und Stephanie“, „le Délire“ u. s. w. Er hat Ausdruck und Ideen, aber wenig Harmonie. Sein Baß ist oft vernachlässigt und schwach. — Dalayrac ist angenehm, geistvoll und unbeschreiblich fruchtbar: man hat von ihm eine überschwengliche Menge Opern, und fast alle erndteten ihren Beifall. Seine gefällige, lebhafte, brillante Melodie bezaubert unser Parterre. Aber italienischen Gesang, tiefe Harmonie, muß man nicht suchen. — Catel, ein Zögling vom Conservatoire, und nach guten Grundsätzen gebildet, hat vielliches Talent, und verspricht eine glänzende Entwickelung. Beweise dafür gab er schon in der „Semiramis“ und in seinen „Artistes par occasion.“

Der Italiener Spontini hat mit seiner Oper la Vestale rauschenden Beifall geerndtet; er arbeitet jetzt an verschiedenen, unter andern an einem „Fernand Cortez“, dazu Esmenard, Verfasser des Gedichts la Navigation, die Worte geliefert hat. Einer meiner Freunde, der davon die Repetition hörte, sagte mir, die Oper sei gut geschrieben, ziemlich gut komponirt, nur habe sie einen Fehler, der leider sehr wesentlich ist: das Interesse, im Anfang hoch gespannt, nimmt zuletzt ganz ab. Die erste Szene ist eine Empörung der Spanier, die nach Europa zurückwollen; es ist die lebhafteste des ganzen Stücks; der erste Akt ist am reichsten vom Spektakel, er endet mit dem Brand der Flotte; der zweite Akt hat noch Interesse, aber nichts mehr fürs Auge; der dritte ist traurig und trocken. Was die Musik betrifft, finden Kenner sie gelehrt; sie ist voller Leichtigkeit, Originalität und Anmuth; aber es mangelt ihr an Kraft, an Ausdruck. Sie bietet keinen jener Züge dar, die von tiefer Wirkung sind, und unauslöschliche Erinnerung zurücklassen pflegen.

Noch eins! ich hatte vergessen, Ihnen zu sagen, daß Mehul in diesen Augenblicken eine neue große Oper, „Amphion“ betitelt, in Musik setzt, woran er vielen Fleiß wendet. Ohne Zweifel wird sie einst seines schon erworbenen Ruhmes würdig erscheinen.

Die Auflösung des Kirchenstaates.

Rom, 11 Juni 1809.

Obgleich man alles sehr deutlich voraussah, was erfolgen würde; obgleich viele sogar endlich von Herzen wünschten, daß der quälende Zustand zwischen Sein und Nichtsein aufhören möchte: war es doch wie ein betäubender Donnerschlag in vielen Ohren, als sie die Auflösung aller weltlichen Macht des heiligsten Vaters vernahmen, und der Kanonendonner von der Engelsburg, und der Mund der Herolde auf den öffentlichen Plätzen, und die Proklamationen an den Straßenecken gestern das Ende des mehr denn tausendjährigen *) irdischen Reiches der römischen Hierarchie verkündeten. Dem eisernen Verhängnisse unterwürfig, gehen die Römer ihrem neuen Schicksale mit aller Resignation entgegen, und werfen nur Blicke der rührendsten Theilnahme auf den Papst, der in seinen Zimmern verborgen lebt und selten öffentlich erscheint.

Die Einverleibung der vier dem Papste noch übrig gewesenen Delegationen, Rom, Viterbo, Spoleto und Perugia in das französische Reich, wodurch dasselbe nur einen geringen Zuwachs von 620,000 Seelen auf ungefähr 312 Quadratmeilen erhält, wird von den vernünftigern Römern selbst für eine Wohlthat ihres Landes anerkannt. Es liess sich ahnden, bei der schlechten Finanzwirthschaft, durchaus nicht einsehen, wie die Staatsschulden endlich getilgt, oder auch am Ende nur hinreichend gesichert werden sollten. Und diese Schuldenlast wurde durch das jährliche Defizit immer drückender. Wenn man die Banknoten mit einrechnet, beträgt die Schuld des Monte Pieta über 90 Millionen römischer Scudi. Das Papiergeld steht, wegen seiner Menge und Unsicherheit, in schlechtem Kredit, und mußte beständig noch tiefer sinken. Durch den Verlust der schon früher dem Kirchenstaat entrissenen Provinzen, durch das Ausbleiben aller Dataries, oder Geldsummen, die sonst aus dem katholischen Europa unaufhörlich nach Rom strömten *), waren die sammtlichen Einnahmen des Papstes, als Landesherrn, gewiß auf kaum vier Millionen Scudi zusammengeschwunden, da sie vor der französischen Revolution noch zehn bis zwölf Millionen betrugen. Und doch mußten damit die öffentlichen Beamten und Arbeiten, die Zinsen der Staatsschulden und die päpstliche Haus- und Hofhaltung besorgt werden. So eingeschränkt der Papst wirklich auch lebte, mußte er doch als weltlicher Fürst, als sichtbares Oberhaupt der christlichen Kirche, einen zahlreichen und glänzenden Hofstaat führen, seine Schweizergarden und Haustruppen unterhalten, so gering auch deren Zahl sein mochte, und eine Menge unausweichlicher Ausgaben bestreiten, die mit der weltlichen Herrscherwürde verknüpft waren. Es ist daher nicht zu läugnen, daß in Rücksicht der Finanzen das Loos des Papstes auf das vortheilhafteste verbessert wird, indem ihm eine jährliche reine Einnahme von zwei Millionen Livres und die Abnahme der Staatsschulden zugesichert worden ist, ohne als weltlicher Fürst zu bisherigen Ausgaben verpflichtet zu sein.

Die Priesterschaft, besonders der höhere Klerus, hat mit der Staatsverwandlung am meisten Ursache unzufrieden zu sein. Sie ahnete das Gewitter längst; wenigstens hatte sie Zeit genug, sich auf den Ausbruch desselben gefaßt zu machen. Alle Zivilstellen von nur einiger Bedeutung waren mit Geistlichen besetzt, und selbst die römischen Senatorialfamilien von den höhern Staatsämtern ausgeschlossen. Der Priesterstaat hat ein Ende. Rom wird eine kaiserliche freie Reichsstadt und die Organisation derselben, die in einigen Stücken der alt-römischen nahe kommen soll, wird nächstens publizirt werden. Der römische Adel wird darin wieder eine Rolle spielen; denn die Bürger Roms sind im Durchschnitte zu arm und zu bildungslos, um höhere Ansprüche zu machen. Doch schmeicheln sich die Politiker unter ihnen wenigstens mit Wiedererscheinung der antiken Komitien und Tribunen. Auch ist man schon zufrieden, daß die Einnahmen des Papstes vermehrt sind; daß der heilige Vater das Oberhaupt der Kirche verbleibt; daß Roms kostbare Denkmäler geschirmt werden, und so durch den Zusammenfluß von wallfahrtenden

*) Vermuthlich wenn man seinen Ursprung von P. Stephan dem Zweiten datirt, der im Jahre 753 das griechische Exarchat vom fränkischen Könige Pipin zum Geschenk erhielt. A. d. H.

*) Die Summen, welche jährlich ehmals nur aus Deutschland in die Datarienkasse der römischen Kurie flossen, wurden auf dreihundert Millionen Gulden angeschlagen. A. d. H.

Digitized by Google

Sünden, Künſtlern und Freunden des ſchönen Alterthums und der ſchönen Natur, Rom auch als Reichsſtadt die ewige, unzerſtörbar-herrliche Roma bleibt.

Welche Wirkungen aber dieſe Entkleidung des Papſtes von aller weltlichen Herrſchaft auf ſeine geiſtliche Macht haben werde, iſt nicht zu berechnen. Selbſt der Schatten von ehmaliger Fürſtenmacht hatte ihm, im Mittelpunkt Italiens, in der Nähe zweier Meere und zweier Königreiche, noch Einfluß auf europäiſche Höfe gegeben. Nur dieſem Einfluſſe konnen in Zukunft manche andere Rückſichten verſchwinden.

Wir ſtehen noch lange nicht am Ziel aller der chaotiſchen Bewegungen, die unſern Welttheil umgeſtalten. Die franzöſiſche Revolution macht wirklich, wie einſt ein begeiſterter, politiſcher Schwärmer in Paris prophezeite, ihre Reiſe um die Welt. Je näher wir das Ende der traurigen Verwirrungen wähnen, je mehr entfernt es ſich. War wohl ſeit tauſend Jahren ein Augenblick in der europäiſchen Geſchichte merkwürdiger, als der gegenwärtige? Waren die politiſchen Verhältniſſe Europa's wohl ſeit dem Anfang des Revolutionskrieges jemals verworrener? — Spanien und Portugall in Anarchie, das deutſche Reich aufgelöſet, Preuſſen und Schweden halb zertrümmert; das Reich der Ottomanen in Europa endlich wieder ſeiner Vernichtung nahe; die öſterreichiſche Monarchie im ſchweren Todeskampf; der alles verwüſtende franzöſiſch-engliſche Krieg im Aufflammen ſtärker denn jemals; die weltliche Herrſchaft der Päpſte zerſtört; das ſizilianiſche Königreich ohnmächtig hinkränkelnd — — wen ergreift nicht bei dieſem Hinblick auf das politiſche Chaos ein Grauſen?

Nächſtens hoffe ich Ihnen über den weitern Gang der Dinge bei uns Nachrichten mittheilen zu können. Diesmal nur dies wenige zur Begleitung der Proklamationen und des Dekrets.

Stoff zu Parallelen.

Bekanntlich verfolgte M. Licinius Craſſus, als Prätor, den Spartacus bis an das Vorgebirge Leucopetra, jetzt Spartivento, im diesſeitigen Kalabrien. Der große, rauhe Wald Sila trennte das Heer des Aufrührers von dem des Prätors. Dieſer faßte den ungeheuern Plan, jenen durch einen großen Graben von dem übrigen Italien abzuſchneiden, hinter welchem er eine hohe Mauer mit Thürmen und Bollwerken aufzubauen beſchloß, ſo daß Spartacus ſich gleichſam durch eine Verſchanzung eingeſperrt und ſich ſelbſt aufzureiben genöthiget ſah. „Als Spartacus durchbrechen und auf Samnira losgehen wollte, ſchlug ihn Craſſus zurück; erſchlug am Morgen ſechstauſend Feinde, und ebenſoviel gegen Abend. Er ſelbſt verlor nur drei von den Seinigen, und ſieben wurden verwundet. (Appian. B. R. I. 119.)

Varietäten.

Aus Deutſchland.

— * Frankfurt, den 20 Juni. Wirklich iſt unſere Stadt jetzt geräuſchvoller, als ſie ſeit langer Zeit war. Mehrere Souveräne zogen ſich hieher, um nicht den verwegenen Unternehmungen einzelner Streifkorps in unbewaffneten Gegenden bloß geſtellt zu ſein. Beſonders iſt der liebenswürdige, menſchenfreundliche Monarch der Sachſen ein Gegenſtand der allgemeinſten Verehrung geworden, und nie blickt man ohne Theilnahme auf den Großherzog von Würzburg, der ſich vor den Waffen ſeines Bruders zu uns rettete.

Der Zuſtand des heutigen Deutſchlands mahnt an die Tage des dreißigjährigen Krieges. Es iſt wieder ein Völkerkrieg, und Meinungshaß, weil die Großen ihn dazu machen wollten. Streifkorps, Treffen, Schlachten in allen Gegenden; romantiſch-kühne Züge; kriegeriſche Abenteurer, da und dort, die ihr Glück verſuchen; Anarchie, Inſubordination in Heeren; Verwüſtung und Verarmung überall.

Oeſterreich erfuhr, leider zu ſpät, daß es ſich in der Stimmung der deutſchen Völker irrte. Es ſcheint gewiß zu ſein, wenn es ſeine Fahnen am Innſtrom aufpflanzte, ganz Deutſchland werde für Oeſterreichs Sache in Waffen auftreten. Zum Theil aber berechtet ſchon vor Ausbruch des Krieges kein Funken Zutrauen auf Oeſterreichs Waffenglück, zum Theil ſehnten ſich die erſchöpften, kriegesmüden Völker aufrichtig nach Ruhe. Zwar bemühte ſich eine ganze Kohorte deutſcher Schriftſteller, den deutſchen Geiſt emporzuheben, zu Großthaten zu wecken, u. dgl. m. und brauchte dazu mancherlei Mittel; aber ihre Tendenzen waren zu unbeſtimmt, und nicht die Völker, ſondern die Fürſten machen den Krieg.

Die warme Theilnahme aller Deutſchen an dem franzöſiſch-öſterreichiſchen Kriege entſprang aus ganz andern Quellen, als dem vermeinten Patriotismus. Im Durchſchnitt ſind es mißvergnügte Edelleute, und Prieſter von angeerbtem Haſſe gegen Frankreich, die in einigen Gegenden den Waffen des Wiener Hofes Glück wünſchen, um über Privatrache zu üben; oder Pöbel, der in der Anarchie dann ſich wichtig zu machen und die Reichen plündern zu können hofft. — Und gerade aus eben dieſen Urſachen hegen alle vernünftige Männer, alle wohldenkende, beſonders die Bürger der Städte, Furcht vor Oeſterreichs Glück, und freuen ſich der Fortſchritte der franzöſiſchen Heere, durch welche ſie wenigſtens vor den Greueln der Anarchie, der Bürgerkriege, des Fauſtrechts und der Plünderung geſichert bleiben.

Eben daraus läßt ſich auch erklären, warum die den franzöſiſchen Armeen nachtheiligen Gerüchte ſo leichte Verbreitung finden. Mißvergnügte erfinden, verarbeiten, verbreiten ſie, um doch auch einen kleinen Triumphes zu genießen, und ihre Gegenpartei zu ſchrecken; die Wohlgeſinnten, die ruhigen Bürger, verbreiten ihr gräßliches Mährchen aus Furcht, um durch das Wiedererzählen derſelben Wahrheit oder Troſt zu gewinnen.

Soviel erſieht bei dieſer widerſprechenden Stimmung in Deutſchland jeder Unbefangene ein, daß — wären Oeſterreichs Entwürfe gelungen — das arme Deutſchland gewiß in blutigen Bürgerkriegen untergegangen und die Verderbniß noch nach einem Jahrhundert nicht verſchmerzt worden ſein würde.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 53. — den 5 Juli 1809.

Ein Jahr in Spanien.

(Beschluß.)

Theater.

Die Thaten der Vorzeit und die Sitten der Völker wandeln über die Bretter der Bühne. Der Spanier liebt in seinen großen Stücken das hohe Tragische, und weiß in „Oedips Söhnen“ die Stelle trefflich gut zu deklammren: „Ein König falle nur mit seinem Throne“. Cienfuegos und auch andere, aber keiner mit so vielem Glück, wie dieser, haben angefangen, aus dem Sarazenen-Alter große Karaktere und Begebenheiten auszuheben, durch welche jene Periode, der Muse mit dem aufgelösteten Haar und mit dem stillen Blick der Resignation, so reichen Stoff zur Dichtung liefert. Auf diesem Wege wird auch Spanien früher oder später sein Theater denjenigen der kultivirtern Nationen an die Seite stellen. Indessen aber ist das Haus doch nie so gedrängt voll, als wenn ein Stück voll Wunder spielt, worin Verwandlung auf Verwandlung folgt, die Hölle mit dem Himmel mühsam um die arme Seele des Verführten kämpft, bis denn zuletzt ein frommer Erzbischof den Ausschlag gibt, das Zauberschloß beim Krachen eines fürchterlichen Donners auseinander springt, das Innere einer Kirche sich im frommen Lampenschimmer dem erstaunten Auge darstellt, und der Böse in Gestalt des Magiers, vor dem Bilde des Gekreuzigten, zernichtet in den Abgrund sinkt.

In der Regel folgt das Nachspiel oder sogenannte soynete. Hier erscheint der Spanier aus den untern Klassen, wie er leibt und lebt; so ernsthaft komisch, voller Salz und Witz und unbeschreiblich heiterer Laune; ein phlegmatischer Alkalde, kurz und dick mit langem Stabe; sein verbuhltes jungeres Weibchen und ein hagerer Schreiber, gut zur Rabenscheuche, treten auf. Der wohlbestellte Sekretarius ist sportelnüchtig; er fordert von dem dicken Manne die Pflege der Gerechtigkeit; doch dieser stellt gelassen seinen Stab zur Erde, und sagt: „Ei nun, so lasse sie sich pflegen.“ So geht das Ding in gleichem Ton noch eine Weile fort, bis endlich auf dem Lieblingstheater Silens ein halb bezechter Bote anlangt, und das Karneval verkündet. Eine Truppe junger schwarz bemäntelter Studenten folgt dem vollen Zuge, und bietet sich zum Singen an; das finstere Gesicht der Frau Alkaldin heitert sich bei ihrem Anblick merklich auf: ihr kalter Ehrerer halgt sich im Taumel seiner Freude brüderlich mit einem ganz total besoffenen Scheerenschleifer, welcher den Franzosen macht, aus einer Kurbisflasche nippt, und kauderwelsche Dinge schwatzt. Zwei große Andalufer, deren Waffen ihren unternehmenden Gewerb verrathen, sprechen nur von Mord und Brand und abgeschnittenen Ohren; schalkhaft necken diese zwei ganz allerliebste Müllermädchen, die der Knebelbart mit sammt der Goliaths-Gestalt und alle Unverschämtheit der Galeeren-Kandidaten nicht erschreckt. Die Szene endet singend, — ernsthaft reißt der Scheerenschleifer das erhaltene Musikbrett entzwei, und gibt dem Nachbar, welcher keines hat, die andere Hälfte. Jeder Zug und jedes Wort in einem solchen Nachspiel ist karakteristisch, und der Beifall meistens ungetheilt.

Ich sah auch einmal Kotzebue's Menschenhaß und Reue auf das spanische Theater bringen; aber solche Kinder einer leichten Laune kommen nicht auf diesem Boden fort, und der naive deutsche Peter mit der pudelnassen Exzellenz ist hier ein Panza von der traurigen Gestalt.

Digitized by Google

Was die Bretterwelt Iberiens verklärt, das sind die seelenvollen Tänze, welche als ein wesentlicher Theil derselben angesehen werden: der „Fandango“ und „Bolero“. Ersterer ist uns aus Italien der bekannter, als der letztere; beide gehören zum Geschlecht der Contretänze. Der Bolero füllt gewohnlich einen Zwischenakt aus; rasch und Freude fordernd rauscht die volle Musik im Orchester, und ein allgemeiner heiterer Enthusiasmus faßt die glänzende Versammlung; jede Falte schwindet von den Angesichtern, und jede Nerve wird elektrisirt. Der Bolero tanzt sich bald zu einem Paar und bald zu zweien. Wenn die Tänzer jetzt in aller Ueppigkeit der Landestracht und höchst vollendet schöner Körperformen, feurig, Liebe und Verlangen glühend, schlank und ideal auf das Theater fliegen, schlüpft ein leises „Ah!“ von jeder Lippe; jedes Herz erkennt und fühlt die Macht der Schönheit und der Grazien; die „castanetas“ klappern lieblich in den Rosenfingern. Unvergleichlich ist das Spiel der zarten Glieder; in dem Tänzer spricht sich Männlichkeit und Vollkraft aus; die Tänzerin erscheint als Weib, das die Natur zur Liebe schuf; doch keusche Scham hält sie zurück und zweimal waren sich die Durstenden schon nahe, zweimal öffneten die Arme sich, die Augen schwammen zweimal in der Thräne des Entzückens, zweimal klopften sich die Pulse wild entgegen, Erd' und Himmel schwanden sichtbar um die Trunkenen — doch eine unbekannte feindliche Gewalt riß beidemal die schon fast Vereinten unerbittlich auseinander; immer fällt die Musik rascher ein, der Töne Strom und eigene Empfindung treibt sie vorwärts. In den Logen athmet jeder Busen schwer und tief, der Hauch der Wollust schwebt wie eine schwule Wolke über allen, bis die Seligen sich endlich in die Arme stürzend, dicht verflochten, angenehm erschöpft, den Zustand höchster Wonne in der Gruppe des befriedigten Verlangens weisen — und der Vorhang fällt.

Real Instituto militar Pestalozziano.

Die Einführung von Pestalozzi's Lehrmethode in Spanien, in dem vorgeblich finstern Spanien, ihr schneller Fortschritt daselbst, und die thätigen, kraftvollen Versuche, welche die Regierung damit anstellte, zu einer Zeit, wo in aufgeklärtern Ländern Europens bloß noch theoretisch für und gegen den Werth dieser neuen Erscheinung am Himmel der Menschheit gestritten wurde — hat wie billig die Aufmerksamkeit denkender Zeitgenossen erregt, und diese werden nicht ungern einige Hauptepochen der Geschichte dieses Instituts, von einem Augenzeugen flüchtig hier beruhrt erblicken. Mir selbst erscheint jetzt die Erinnerung an jene früh verwelkte reiche Aussaat, wie das weiche, schwermuthsvolle Angedenken auf den stillen Aschenhügeln meiner Lieben.

Der ehmalige Feldprediger in spanischen Diensten und nachherige Kaplan von Sarmenstorf im Kanton Aargau, Herr Döbeli, trug eigentlich den ersten Keim der Pestalozzischen Erziehungsweise von Burgdorf aus nach Madrid, und errichtete bereits zwei Jahre früher, als Voitel, eine Privat-Elementarschule daselbst. Indessen war der einfache Geistliche nicht gewandt genug, um auf dem schlüpfrigen Boden des Hofes das Gebäude der Methode haltbar und imponirend aufzuführen. Die kantabrische Gesellschaft, an ihrer Spitze der Herzog von Frias, wies ihm zu seinem fernern Wirkungskreise das Seminarium von San Ander an, und der aufgeglimmte Funke schien in Spaniens Hauptstadt ganz verloschen, bis Don Francisco Amoros, von Don Juan Andujar aufgemuntert und bestimmt, den Friedensfürsten auf die Resultate der Regimentsschule Voitels in Tarragona aufmerksam machte, dieser vielseitig gebildete Staatsmann in der sie erzeugenden Lehrart ein Beförderungsmittel der Kultur seines Vaterlandes ahnete, und dieselbe darin einzuführen beschloß. Voitel wurde also nach Madrid berufen, und die Leitung des Unterrichts von Anfangs dreißig Kindern unbedingt in seine Hände gelegt. Don Francisco Amoros erhielt den ökonomischen Theil der werdenden Anstalten. Die sämmtlichen Auslagen wurden aus einer Kasse bestritten, die sich nach der Seeschlacht von Trafalgar durch freiwillige Beiträge der Nation zu Kriegsrüstungen gegen England gebildet hatte, deren ursprünglich bestimmte Verwendung jedoch unterblieben war, und nun von der Willkühr des Fursten abhing.

Die erste öffentliche Prüfung im Winter 1806 rechtfertigte die Erwartungen der Beförderer des Unternehmens, und entkräftete alle Gegenwirkungen seiner Feinde. Die Zahl der Kinder wurde bis auf hundert vermehrt, und dem Institut eine Schule von funfzig beobachtenden Zöglingen (discipulos observadores) aus allen Ständen zugegeben, stärkere Einkünfte nebst einem angemessen Lokal angewiesen, mehrere Lehrerstellen, ein königlicher Schild, so wie die Zensur aller Werke über die Methode zugestanden und die frohesten Aussichten für die Zukunft eröffnet. Absichtlich entzog auch der Fürst die Anstalt der gewöhnlichen Direktion des Erziehungswesens dadurch, daß er solche unter seine eigene persönliche Protektion nahm, und indem er sie zu einem „militärischen“ Institut ernannte, wollte er ihr den gesammten Wehrstand gleich von Anfang zum Freund und zum Beschützer geben. Eine Junta, von dem Fürster eingesetzt, beobachtete genau den Gang des Unterrichts und stattete jeden Monat motivirte Kommissionalberichte darüber ab; dieser dann umfaßte den damals ausgebildeten Elementartheil der Methode in Sprache, Zahl, und Form und Maas, und deren nächste Anwenden auf Reden, Lesen, Rechnen, Schreiben, Zeichnen, Messen u. s. w.

Obschon die Zöglinge nur einige Stunden des Tages in der Anstalt zubrachten, äußerte sich dennoch der Einfluß derselben sehr bald in doppelter Hinsicht bei ihnen: eine humane Behandlung erzeugte Gefühl menschlicher Würde, Achtung für sich selbst und Sinn für Recht und Wahrheit. Diese neue Schöpfung ihres innern Menschen sprach sich auch in ihrem häuslichen Benehmen gegen Aeltern und Verwandte aus; ein Geist der Liebe und des Frohsinns drang durch alle. — Ferner: was die Kinder lernten, faßten und begriffen sie; es war kein Galimathias, kein Heidelberger-Katechismuszwang; sie übersahen den Zusammenhang der Kette ihres Wissens; die schöne Morgenröthe der Erkenntniß trat erleuchtend, nicht verblendend in die jungen Seelen, und ein recht lebendiges Gefühl erhöheter Kraft belohnte das Erstiegen jeder neuen Stufe.

So geschah es bald, daß Abgeordnete aus den verschiedenen Provinzen Spaniens kamen; daß sogar Havannah auf der Insel Cuba seinen Deputirten sandte, und daß, nach Schmellers treffender Bemerkung, kein Kesselflicker mehr in Madrid war, der nicht in seinem Leben wenigstens auch einmal „Pestalozzi“ gesagt hätte. Freilich nistete sich auch mancher Strohkopf, mancher Egoist und mancher Schmarotzer ein, der durch seine Theilnahme ein Steckenpferdchen des Fürsten zu schmeicheln und bei der weitern Ausdehnung der Sache eines jener bequemen

Digitized by Google

Aemtchen zu erhaschen hoffte, die der selige Pfeffel in seinem Nachtwächter beschreibt:

Für Sitt, die auf Polstern ruht,
Und Sold bezieht, um nichts zu thun.

Don Francisco Amoros hatte durch Verwendung seines Einflusses auf den Fürsten das meiste zu Gründung der Anstalt beigetragen, und ließ sich in der Folge die Erhaltung seiner Schöpfung angelegen sein. — Vielleicht allzusehr Höfling, um rein menschlich von dem Geiste der Methode angesprochen zu werden, sah er in ihr nicht die erhabene Göttin, sondern die Gelegenheitsmacherin, und da sein eigenes Interesse mit dem glücklichen Fortgang der Sache genau verflochten war, so trieb er die werdende Pflanze nach außen, und rang nach Erfolg und nach Glanz. Ihm war die Lehre des Zürcherschen Sokrates Mittel, nicht Zweck.

Kaum waren in der ersten Hälfte des Jahres 1807 einige Zöglinge so weit gereift, um in einer nähern Prüfung mit Ehre bestehen zu können, so bewerkstelligte Amoros eine Vorstellung derselben vor des Königes Majestät. Georg Burgermeister, der ältere der beiden Zöglinge, die Boitel aus Tarragona mitgebracht hatte, machte den Anfang; sein Gedächtniß wurde mit einer beträchtlichen Anzahl arithmetischer Probleme befrachtet; sein Auge, so wie seine Hand hatten bereits eine fertige Uebung erlangt. In Sommeruniform des Instituts, den Haberfack mit inbegriffen, fuhr er mit Amoros nach Aranjuez hinaus, und wurde dem Landesvater in Gegenwart des Fürsten zum Examen vorgestellt. Die Resultate fielen wirklich überraschend aus; zufrieden und stolz sagte der Fürst: „Wenn ich etwas unter meine Protektion nehme, so ist es gut!“ und der huldreiche Monarch forderte Boitels Schüler auf, sich eine Gnade zu erbitten. „So bitte ich Eure Majestät, daß ich als Soldat dienen darf!“ war die Antwort des Genügsamen. — „Willst du nicht lieber Offizier sein?“ fragte Karl der Vierte. „Nur Soldat!“ erwiderte Georg. — Man war entzückt, und fuhr nach Hause.

Acht Tage später wurden drei Zöglinge des Madrider Instituts präsentirt. Vier Offiziers-Brevets an die Vorgestellten und der allerhöchste Befehl, den Infanten Don Francisco de Paula nach Pestalozzis Lehrart zu unterrichten, war die Folge dieser Auftritte. Einen Monat später erschien ein königliches Dekret, durch welches Hr. Amoros zum ersten Direktor en chef aller gegenwärtigen und zukünftigen Pestalozzischen Schulen in Spanien, und zum Prinzen-Erzieher mit Obersten-Rang ernannt wurde. Ein bisher an diesem Horizont nie erblickter Stern, der Oberstlieutenant Don Gregorio de Castilla, ward als zweiter Chef ins Institut berufen; die Adjutanten erhielten verstärkte Besoldung, und der bisherige Direktor Boitel wurde als — Lehrer (maestro) beibehalten, jedoch mit dem Grad eines Oberstlieutenants dotirt. Die brevetirten vier Zöglinge folgten dem Prinzenerzieher nach den Lustschlössern, als Unterrichtsgefährten des Infanten; der zweite Direktor, außer diesem Amt ein würdiger loyaler Mann, zog bei uns ein. An die Tagesordnung traten Pestalozzisch-militärische Exercitia, Tagesbefehle, Pestalozzisch-militärisch-geometrische Zeichnungsstunden, Gymnastik, und ein pädagogisch-babylonischer Thurmbau, neben den Fleischtöpfen Aegyptens.

Boitel zog sich privatisirend zurück, und betrat keinen Lehrsaal weiter. Er hatte dem Fürsten über das Unwesen schriftlich reines Wasser eingeschenkt, und Amoros natürlich suchte seine Rechtfertigung im Erfolge gewandter Vertheidigung. Es bildeten sich zwei Parteien. Der Großadmiral stand ruhig über der Verwirrung, ließ den neuen Direktor debütiren, und versicherte den alten seiner Gnade. Andujar stand da, wie die weinende Tugend an der steinernen Urne des Edeln; Schmeller begrub seinen Georg an dem Fuße der Guadaramas — ein Faulfieber raffte den Hoffnungsvollen in seiner frühsten Blüthe von der Seite seines königlichen Gespielen weg, und die Bruchstelle rezitirend verschied er in den Armen des herbeigerufenen verlangten Lehrers.

Den Neujahrstag 1808 füllte eine öffentliche Generalprüfung der hundert Kinder aus. Polyhistormäßig wurde eine ungeheure Reihe Elementar-, wissenschaftliche und Kunst-Erkenntnisse und Fertigkeiten aufgeführt. Das Bildniß des Fürsten schmückte den Saal; die Boden brachten vom Gedränge der Anwesenden. In vier Stunden war alles vorbei, und der rasche Gang der Szenen ließ dem Beobachter zur Beobachtung keine Zeit.

Aber achtzehn Tage später erschien ein königliches Dekret, durch die Motive begründet: „Andere kultivirte europäische Staaten hätten, dem Vernehmen nach, die Pestalozzische Methode noch nicht bei sich eingeführt; ihre Unfehlbarkeit sei noch nicht erwiesen, und die Zeitumstände erlauben die Fortsetzung der beträchtlichen Unterstützung nicht, welche die Unterhaltung des Instituts erfordere. Dieses sei also vorerst und von nun an aufgehoben; die an demselben arbeitenden Offiziere sollen sich unverzüglich zu ihren Korps begeben, und die fremden Gehilfen eine Gratifikation erhalten; zur Heimreise (para los gastos del viage).“ Während diese Ukase vor dem versammelten Personale verlesen wurde, besetzte ein Detaschement Soldaten die Hausflur, und den Zöglingen wurde am Schlusse verdeutet, wegzugehen und nicht wiederzukommen. Bestürzung faßte die Unvorbereiteten, und viele der Kleinen mußten zum Hause hinaus gedrängt werden. Diese Aufhebungsart war in mancher Hinsicht derjenigen eines Jakobinerklubbs ähnlich, obschon ich glaube, daß die Männer, welche sie betraf, wohl eine würdigere Behandlung verdient hätten. Ewig unvergeßlich wird mir aber der Nachmittag dieses merkwürdigen Tages bleiben, denn beinahe auf jeder Straße begegnete ich Gruppen von Kindern mit verweinten Augen, die im stummen Schmerz an ihren Lehrern hingen; eine große Familie war heute zur Waise geworden.

Mit der ausgezeichneten und lukrativen Stelle eines Beisitzers des Rathes von Indien belohnt, verschmerzte Amoros sehr leicht den Fall des Instituts.

Der Friedensfürst schrieb an Pestalozzi: „Staatsmänner können nicht immer ihrem Herzen folgen. Undankbarkeit und Unwissenheit haben sich gegen das Institut erhoben; ich war genöthiget, es abzudanken. Aber was ich als Privatmann thun kann, soll geschehen. Ich lasse zwölf verwaiste Offizierskinder in meinem Palast nach der Methode unterrichten“ u. s. w. — Dieses lehrere Versprechen war auch wirklich Ernst, denn bereits wurde das verzeichnete Lokal eingerichtet; und als Boitel dem nächsten Kurtage vor den Fürsten stellte und Abschied nehmen wollte, um nach der Disposition des Aufhebungs-Dekrets zu seinem Regiment zurückzukehren, sagte dieser: „Bleiben Sie auf mein Gehelß noch hier, damit Sie Pestalozzi einst als Augenzeuge sagen können, wie ich ihn und seine Lehrart ehre.“ Er fügte ferner bei: „Ich bin zufrieden mit den Diensten, die

Digitized by Google

Sie mir und meinem Vaterlande geleistet haben; wer Ihnen etwas anders sagt, der lügt.“

Zwei Wochen später traten die bekannten schrecklichen Begebenheiten ein, die eine Dynastie vom Thron in den Privatstand riefen — mich in meine Berge.

St.

Varietäten.

Aus Frankreich.

— Herr Lechenaud, einer von jenen Naturforschern, welche den Kapitän Baudin auf seiner Expedition nach Südindien begleiteten, hatte von den Inseln Java und Borneo eine beträchtliche Quantität Extrakts von einer Pflanze mitgebracht, die von den Javanern Upas tianteh genannt und zum Vergiften ihrer Pfeile gebraucht wird. Lechenaud wird diese Pflanze, die er dem Geschlechte der Strychnos verwandt findet, und auf die Apocynum's folgen läßt, noch besonders beschreiben.

Unterdessen haben die Herren Magendie und Delille über die Wirkungen dieses Pflanzensaftes viele Versuche angestellt, und kürzere las am 24 April dieses Jahres dem Institute von Frankreich eine Abhandlung vor, in welcher er alle über diesen Gegenstand gemachten Erfahrungen sammelt.

Um dem Verfahren der Insulaner beim Vergiften ihrer Waffen ganz gleich zu thun, benetzten sie die Spitze eines Holzes, von der Größe und Form einer Schreibfeder, mit dem Safte vom Upas. Als das Gift vollkommen getrocknet war, stachen sie mit dem Holze einem Hunde in die Muskeln der Lenden. Drei Minuten lang schien das Thier nicht mehr, als von einer gewöhnlichen Wunde zu leiden, dann aber hieb der Schmerz. Fast alle Muskeln zogen sich konvulsivisch zusammen; der Kopf schlug immer rückwärts, der Rückgrat krümmte sich heftig.

Diese Konvulsionen dauerten einen Augenblick; doch nach einigen Sekunden Ruhe begannen sie wieder heftiger; der Odem ging schnell und schwer; die Abwechslungen von ruhigen Momenten und Zuckungen wiederholten sich, nur wurden die letztern bei jedem neuen Anfall stärker, und endeten zuletzt in entsetzendem Krampf. Der Hund fiel auf die Seite; die vordern und hintern Pfoten wurden steif, hinterwärts gestreckt; der Odem hörte fast ganz auf; Zunge und Zahnfleisch wurden blau. — Von den ersten Symptomen der Wiederkunft des Giftes, bis zur letzten krampfhaften Verzuckung, in welcher das Thier starb, waren nur sieben Minuten verflossen. Selbst während der heftigsten Konvulsionen schienen die Funktionen seines Gehirns ungeschwächt, ausgenommen wenn der Krampf fast gänzlich den Odem unterdrückt.

Die gleiche Erfahrung ward an sechs Hunden, einem Pferde und drei Kaninchen wiederholt. Je stärker und kräftiger das Thier, je heftiger und zahlreicher waren die Zuckungen. Bei Oeffnung dieser getödteten Thiere fand man das Fleisch, mit welchem das Gift in der Wunde unmittelbar in Berührung gekommen war, braunlich-grün gefärbt, die Lungenäste vom Blute angeschwellt, das Blut dunkel schwarz.

Verdächtlich langsamer wirkte das Gift, wenn man mehr oder weniger Tropfen in Wasser auflöste, und so erst in die Wunde des Thieres gebracht hatte, oder wenn man es erst durch einen langen Uebergang vermittelst der Zirkulation auf das Nervensystem wirken ließ. Hingegen ein starkes Pferd, dem man dreißig Tropfen des Giftes in die Halsader brachte, fiel sogleich in Krämpfe, und starb nach drei Minuten.

Mehrere am Rückenmark, während der Vergiftung, gemachte Versuche beweisen, daß der Saft vom Upas, wie man auch immer verfahre, um das Gift in den Körper zu bringen, vorzüglich auf das Rückenmark einwirke; und daß die durch Upas vergifteten Thiere an einer Asphyxie sterben, die eben so schnell eintritt, als der Krampf die Muskeln in der Brust erpreßt.

Wenn der Upas-Extrakt in sehr kleiner Dosis in Wunden gebracht, oder unter Nahrungsmitteln genossen wird, tödtet er nicht, sondern bringt nur Bleichsucht hervor, die aus jeder andern erlebten Excitation des Rückenmarks entstehen könnten. Es ist die Frage, ob man das javanische Pflanzensalz nicht mit Nutzen bei Krankheiten anwenden könnte, die vielleicht aus Schwäche oder Unthätigkeit dieses Körpertheils entstehen. Diese Aufsatze wollen die Herrn Magendie und Delille durch neue Erfahrungen zu lösen suchen.

Aus Rußland.

— Durch die russisch-kaiserliche naturforschende Gesellschaft zu Moskwa und auf ihre Kosten wird gegenwärtig eine neue Untersuchungs- und Entdeckungsreise nach Sibirien veranstaltet, welche drei Jahre dauern soll, und am 9 Februar dieses Jahrs wirklich schon ihren Anfang genommen hat.

Die Reisegesellschaft besteht aus dem durch seine Beschreibung von Pflanzen bekannten Botanisten und Orykognosten Tauber, Professor Adjunkten an der Universität zu Moskwa; dem ebenfalls durch seine praktischen Kenntnisse und vielen Reisen in Deutschland, Frankreich, Schweden und England bekannten Oryktognosten J. Mohr, und dem Botanisten und Chemiker Heim, der auch schon mehrere neue Pflanzen und chemische Analysen beschrieben hat. Die drei genannten Gelehrten werden von zweien ihrer Zöglinge, Kotorof und Desliuskof, begleitet, und sind nicht nur mit allem, was zu einer solchen Unternehmung erfordert wird, mit Büchern, Karten, physikalischen und anatomischen Instrumenten, einem chemischen Apparate u. s. w. hinlänglich ausgerüstet, sondern es ist ihnen außerdem auch ein geschickter Zeichner, nebst noch mehreren Personen zu Hülfeleistungen aller Art, wie zum Ausstopfen von Vögeln, Thieren u. s. w. zugegeben worden.

Im ersten Jahre soll die Expedition, im zweiten die Altaische, und im dritten die Daurische Gebirgskette der Gegenstand ihrer Untersuchungen sein; auch werden sie, wenn es je die Umstände gestatten, Kamtschatka besuchen. Die Gesellschaft selbst, unter deren Auspizien diese Unternehmung veranstaltet worden ist, glaubt sich von dieser in desto größern Erwartungen berechtigt, da die drei genannten Männer sich nicht bloß durch ihre Kenntnisse und ihren Eifer für die Sache selbst auszeichnen, sondern auch überdies durch die Bande einer vertrauten Freundschaft mit einander verbunden, und überdem durch Partikular-Beiträge darauf bedacht sind, die Gesellschaft in ihren numerarischen Anstrengungen zu erleichtern.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 54. — den 8 Juli 1809.

Ueber den jetzigen Zustand der Juden in den kultivirtesten Ländern Europa's.

Ein Blick im Allgemeinen auf die Schicksale der Juden.

Die Geschichte von den Schicksalen der Anhänger des mosaischen Gesetzes ist die Geschichte von der Schande des menschlichen Geschlechtes. Nur ein Menschenfeind wird sie einst mit Wurde schreiben können. Denn welcher Mann von Gefühl könnte sein ganzes Leben den Untersuchungen und Darstellungen einer Geschichte weihn, die einen Zeitraum von mehr denn vier Jahrtausenden, die Schicksale von hundert noch vorhandenen oder längst verschwundenen Nationen dreier Welttheile, und alles Ekelhafte und Grausenvolle umfaßt, was menschlicher Aberglaube Vorurtheil, Fanatismus, und die Barbarei der Priester, Fürsten und des Pöbels jemals von Verbrechen übten?

Die mosaische Religion ist vielleicht die älteste des Menschengeschlechts, und zugleich die verfolgteste von allen. Christen und Türken schöpften aus ihren Quellen, und hatten deren Freunde mit der beispiellosesten Unversöhnlichkeit. Die sonst berühmten Hauptverfolgungen der Christen waren nur Spielerei gegen die Verfolgungen der Juden, welche sie vorzüglich durch Christen erduldeten durch alle Jahrhunderte.

Und was war das Verbrechen dieser Unglücklichen? — Daß sie der ältesten Religion des Menschengeschlechts, dem Glauben ihrer Väter, getreu blieben, ohne andere zwingen zu wollen, diesen Glauben anzunehmen; — daß in ihrer Hauptstadt einst, durch den Richterspruch eines Fremden, der Stifter des Christenthums zum Tode verurtheilt ward, eine That, an der das ganze jüdische Volk, damals aus etwa sechs Millionen Seelen bestehend, weder Theil nahm, noch Theil nehmen konnte; — daß sich dies Volk nicht unter Roms Universalmonarchie sklavisch beugen wollte, sondern für seine Freiheit so lange mit heldenmüthiger Verzweiflung kämpfte, bis seine meisten Städte und das ewige Jerusalem selbst in Schutthaufen verwandelt, und die Einwohner derselben auf den Marktplätzen von Terebinth und Gaza um den Preis, wie die Pferde, in alle Welt verkauft waren. Ueberwinden ließ sich dies kleine, energische Volk nicht von den damaligen Weltverheerern, den barbarischen Römern; — es mußte zerstreut, es mußte aus seinem vaterländischen Boden gerissen und in alle Welttheile auseinander geworfen werden. Und doch ward es nicht vernichtet. Es blieb ein Volk, ohne Vaterland, ohne Oberhaupt und Staatsgesetz; lebte Jahrtausende als Fremdling unter den verschiedensten Nationen, ohne sein Blut mit denselben, ohne Sitte, Sprache und Glauben mit ihnen zu vermengen, rein, selbstständig, standhaft. Alle Schandflecke der europäischen Völkergeschichte, alle Greuel der Religions- und Bürgerkriege, Bluthochzeiten, Drazonaden, sizilianische Vespern, Fußladen, Novaden, Guillotinaden, findet man in der Geschichte des mehrlosen jüdischen Volks unter andern Namen wieder beisammen. Und doch bestand dies Volk, einzig in seiner Art, bis auf den heutigen Tag. Die ganze Weltgeschichte kennt kein ähnliches Beispiel, diesem politischen Wunder gleich.

In jenem Zeitpunkte, da das jüdische Volk im Orient den Gipfel seiner Große erreicht hatte, unter David und Salomo; in jener Zeit, da es erobernde Heere bis Aegypten sandte, Despotär aller Kenntniß der uns bekannten ältesten Welt war, also, wie Schlözer es hieß, ein mächtiges, ein kultivirtes,

Digitized by Google

ein Hauptvolk der Welt war, beſtand es aus nicht mehr denn etwa fünf Millionen Seelen. Die jetzt unter mancherlei Druck in vier Welttheilen zerſtreuten Juden machen gewiß zuſammen eine Population von beinahe acht Millionen Seelen aus.

Und von dem Augenblick ihrer Zerſtreuung an wurden dieſe beklagenswürdigen Fremdlinge, wohin ſie auch kamen, von allen Nationen als unverbeſſerliche Andersgläubige gehaßt, wie Sklaven verachtet, und zurückgeſtoßen. Umſonſt ſprach für ſie die Stimme der Menſchlichkeit und das hohe Gebot der Liebe aus Chriſtus Munde; umſonſt waren ihnen Talente und Tugenden, Wiſſenſchaften und Reichthümer — was ſie umfaßten, ſchien den fanatiſchen Völkern glanzlos und entheiligt zu ſein. Bald mußten ſie, um ſogleich erkannt zu werden, gelbe Hüte tragen, bald einen gelben Ring von Tuch an dem Obertheil des Kleides, bald ein Horn an ihrer Mütze, bald ein anderes entehrendes Kennzeichen. *)

Der Stand einer zweitauſendjährigen Erniedrigung und Verworfenheit konnte endlich ſeine Wirkung nicht verfehlen. Die zur Sklaverei Herabgewürdigten mußten endlich wohl Sklavendenkart annehmen, und auch für den menſchlich Denkenden Gegenſtände der Verachtung werden. Erſt nachdem die frommen Anhänger des Evangeliums oder des Korans dies Volk moraliſch dreikippeck hatten, zweifelten ſie an der Möglichkeit von deſſen Regeneration und Veredlung, und betrachten es als eine Abart des Menſchengeſchlechts. Selbſt Voltaire, der ſo gern mit ſeiner Toleranz prunkte, und ſich auf ſeine philoſophiſche Paradoxie ſo viel zu gut that, verſank hier in die Vorurtheile des Pöbels und ſeines Jahrhunderts. Die Päpſte ſelbſt waren toleranter als er.

Als Ferdinand der Katholiſche mit abſcheulicher Frömmigkeit im März 1492 durch einen einzigen Federzug 70,000 jüdiſche Familien und einen Reichthum von dreißig Millionen Dukaten aus Spanien vertrieb, öffnete Papſt Alexander der Sechste ihnen ſeine Staaten. Klemens der Sechste machte Avignon zu ihrem Aſyl, als ſie in allen Gegenden Europa's mit Feuer und Schwerd verfolgt wurden. Viele andere Päpſte mahnten die Regenten und Völker von den Grauſamkeiten gegen die Juden ab, und manche nannten ſich öffentlich Schutzherrn der Israeliten in der chriſtlichen Welt.

Freilich dieſer Gedanken war nicht das Erbtheil aller Mönche. Als Philipp der Dritte, König von Spanien, ſo erzählt man, einem Auto da Fe beiwohnen mußte, konnte er ſich der Thränen nicht enthalten, da er eine junge Jüdin und einen mauriſchen Knaben, fünfzehn oder ſechszehn Jahre alt, zum Scheiterhaufen wanken ſah. Der Großinquiſitor aber machte die ſchöne Thräne des Mitleids auf der Wange eines Königes zum Verbrechen, das nur mit dem königlichen Blute auszuſöhnen war. Dem Monarchen mußte zur Ader gelaſſen werden, und dann ward das Blut — verbrannt.

Selbſt der Reformator Martin Luther war mit unausſprechlichem Haß gegen die Juden erfüllt, wiegelte die Fürſten gegen ſie auf, predigte, daß der Chriſt nächſt dem Teufel keinen erbittern Feind habe, als den rechten Juden, und gab ſogar den fanatiſchen Rath, „daß man ihre Synagogen mit Feuer anſtecke, und was nicht verbrennen will, mit Erden überhäufe und beſchütte, daß kein Menſch einen Stein oder Schlacken davon ſehe ewiglich.“

Die Verfolgungen der Juden dauerten noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, da ſie im Jahre 1744 ohne Urſache, vermuthlich bloß in gottfeligem Eifer, aus Böhmen vertrieben wurden. Die Regierung erkannte inzwiſchen ihre Unſchuld, bereute ihre barbariſche Handlung, und rief die Verbannten ſchon im folgenden Jahre wieder zurück.

*) Vortreffliche Materialien zur frühern Geſchichte dieſes Volkes enthält die hiſtoriſch-politiſche Unterſuchung über die ehmalige und jetzige Lage der Juden in Deutſchland von Hrn C. W. Spitler (Hannover bei Hendel) 1809. 8. ein Werkchen, das laut empfohlen zu werden verdient, und aus welchem obige Abhandlung viele intereſſante Thatſachen ſchöpfte.

Jetziger Zuſtand der Juden in England, Frankreich und Oeſterreich.

Erſt unſer Zeitalter, wahrhaftig ſonſt nicht als das menſchlichſte zu preiſen, begann menſchlicher gegen das unglückliche Volk zu denken und zu handeln. England gab hier den übrigen ziviliſirten Nationen das erſte Beiſpiel. Eine Parlementsakte vom Jahre 1753 gewährte den Juden das Bürgerrecht, doch nicht damit ſchon das Recht zu allen Staatsämtern. Sie geſtattete ihnen freien Handel und das Recht Ländereien zu kaufen.

Frankreich folgte. Ludwig XVI befreite im Jahre 1784 die Juden von der Entrichtung des ſchändlichen Leibzolls, welcher die Juden mit dem Vieh in eine Klaſſe ſetzt, und die Menſchheit erniedrigt. Napoleon aber that mehr. Am 28 Juli 1806 verſammelte ſich zu Paris auf ſein Gebeiß der große Sanhedrin, unter dem Vorſitz des ehrwürdigen portugieſiſchen Juden Furtado von Bordeaux. Seitdem genieſſen die Juden des franzöſiſchen Reiches die völligen Bürgerrechte, und es iſt in dieſer Hinſicht kein Unterſchied mehr zwiſchen Juden und Chriſten. Viele Juden bekleiden in verſchiedenen Fächern öffentliche Aemter; ſie dienen als Soldaten und Offiziere bei der Armee, und werden ohne Rückſicht auf ihre Religion zu höhern Stellen im Heere befördert, wenn Talente und Tapferkeit ſie dazu eignen.

Früher noch, als Ludwig XVI und Napoleon in Frankreich, verbeſſerte der edelmüthige Kaiſer Joſeph II das Schickſal des jüdiſchen Volks in den öſterreichiſchen Staaten. Ohne Rückſicht auf ihre Religion nationaliſirte er die Verehrer des moſaiſchen Geſetzes zu Bürgern ſeines Reichs durch Dekrete vom J. 1781. Er befreite ſie von allen beſondern Abgaben, die ſie auf eine herabwürdigende Weiſe von andern chriſtlichen Inſaſſen unterſchied; nahm ihnen ihre beſondere Jurisdiktion, gab ihnen Normalſchulen unter Aufſicht der chriſtlichen Schuldirektion; geſtattete ihnen eigene Buchdruckereien; öffnete ihnen alle inländiſche Univerſitäten zum Studium jedes Zweiges der Gelehrſamkeit; gab ihnen frei alle Künſte und Handwerke, alle Arten des Handels und der Fabriken, eben ſo auch den Ackerbau zu treiben; doch müſſen ſie ſich überall jüdiſcher Glaubensgenoſſen zu Arbeitern bedienen, ſo viel als möglich.

Durch dieſes Dekret traten drittehalbhundert tauſend Seelen aus der politiſchen Sklaverei in die bürgerliche Freiheit über, und der Erfolg bewies, daß die Hirngeſpinnſte und Vorurtheile des Pöbels gegen die Juden — Jungengeſpinnſt und Vorurtheil waren. Freilich, der Geiſt, welchen ein mehrtauſendjähriges Joch tief niedergebeugt hatte, konnte ſich nicht eben ſo ſchnell zur Veredlung erheben, als dies Joch durch die Hand des philoſophiſchen Kaiſers zerſchmettert war — aber wenige Jahrzehende

Digitized by Google

reichten hin, um zu beweisen, daß der Mensch in seiner Freiheit taufer, redlich, weise und arbeitsam sein könne, er möge das Gesetz Moüs oder Christi verehren. In allen Gegenden der österreichischen Monarchie zeichneten sich jüdische Bürger vortheilhaft aus. Moses v. Hönig ward in den Freiherrnstand erhoben — wer hätte vormals an einen jüdischen Baron gedacht? — Die Leinwand- Cotton- und Zitzmanufakturen der Juden in Böhmen gehörten bald zu den ausgezeichnetsten des Landes, und die ersten Fabrikarbeiter, als Koloristen, Modelstecher u. s. w. sind Juden. Alle diese Manufakturen aber sind erst seit acht oder zehn Jahren, also lange nach Josephs Dekreten, entstanden. Die Juden wurden seitdem beim Militär, wie im Zivilwesen, angestellt, und können ohne Ausnahme alle bürgerliche Gewerbe treiben, selbst Freiherrn, Grafen und Landstände werden.

Der Zustand im nördlichen Deutschland. — Preussen. — Harter Druck derselben in Sachsen.

Oesterreich hat also unter den polizirten Staaten Europens den Ruhm, der erste gewesen zu sein, welcher in Rücksicht der jüdischen Religionsgenossen richtige Grundsätze, wie Vernunft, Menschlichkeit und Klugheit sie diktiren, aufgestellt und geübt hat. Joseph that nicht weniger, als Napoleon nach ihm. Joseph hatte zu seiner Zeit noch mit großern Schwierigkeiten zu kämpfen, und handelte, vielleicht gerade aus dieser Ursache, gerüstloser als Napoleon, aber darum nicht minder durchgreifend und wohlthätig.

Im nördlichen Deutschland, wo man von jeher gewohnt war, mehr zu schreiben und zu philosophiren, als zu handeln, oder vielmehr wo die Arbeiten großer Schriftsteller den wenigsten Einfluß auf die Bildung der Fürsten und den Geist ihres Kabinets hatten, fand sich kein einziger Fürst, der Josephs Beispiel nachzuahmen Karakter genug gehabt hätte. Und doch war in der neuern Weltgeschichte kein Land, welches einen so seltenen Reichthum ausgezeichneter Gelehrten und Künstler jüdischer Religion aufzuweisen hatte. Nicht England, nicht Frankreich, nicht Oesterreich prangte mit so berühmten Namen, als Preussen. Dort lebte kein Mendelssohn, kein Bendavid, kein Markus Herz, kein Salomon Maymon u. s. w. Umsonst erhoben ein Schlözer, ein Dohm, ein Herder und zahllose andere der vortrefflichsten Geister, ihre Stimmen für die Freiheit der mosaischen Religionsgenossen. Das höchste, so erreicht ward, war die Aufhebung des schändlichen Leibzolls, den Preussen, Braunschweig, Mekklenburg, Hanover, Anhalt, Baden, Würtemberg, Salzburg, u. a. m. vernichteten.

Dies ist die ungeheure Gewalt des mit der Muttermilch eingesogenen Vorurtheils und der Gewohnheit, daß auch Fürsten, die den glänzenden Ruhm der Aufklärung genossen oder liebten, weder menschlich genug sein konnten, einer durch die Barbarei der fanatischen Vorwelt verdammten Klasse ihrer Unterthanen die Rechte der Menschheit und freier Unterthanen zuzugestehen, noch klug genug sein mochten, von den Talenten und Kräften eines Theils ihrer Unterthanen den höchsten Gewinn für den Staat zu ziehen. Sogar heutiges Tages noch streiten hy. norddeutschen Schriftsteller für und wider die bürgerliche Freiheit der Juden, nachdem Joseph der Zweite und Napoleon der Erste schon die grossen Ideen realisirt haben, an deren Ausführbarkeit die Engherzigkeit jener Menschen noch zweifelt.

In den preussischen Ländern ist das Loos der Unterthanen mosaischer Religion zwar einigermaßen gemildert worden, aber noch immer sind sie verachtete, unterdrückte Stiefkinder des Staates. Weit entfernt, in bürgerlichen Rechten andern Einwohnern des Landes gleich gestellt zu sein, müssen sie, eben weil sie mosaischer Religion sind, zum Theil besondere, zum Theil schwerere Abgaben zahlen, als die Christen, können weder sich niederlassen, wo sie wollen, noch Geschäfte und Handwerke aller Art treiben, oder sich in Zivil- und Militärämtern erheben. Es schien eine Zeit lang, als sei Friedrich Wilhelms des Dritten Humanität geneigt, die bürgerliche Verbesserung der jüdischen Kolonien seines Reiches zu unternehmen; aber der Ruin seines Königreichs durch den Krieg mit Frankreich hemmte die Ausführung der angekündeten edeln Entwürfe.

Noch betrübter ist der Zustand der Juden im Königreiche Sachsen. Hier sind sie in mancher Hinsicht noch Leibeigenen ähnlich, von allen bürgerlichen Gewerben ausgeschlossen, und im entehrendsten Druck. Sie müssen die schwersten Abgaben zahlen, und dürfen sich ohne kostbare Pässe von keiner Stadt des Landes zur andern bewegen. Ausländische Juden, die ausser den Messzeiten Sachsen zu durchreisen genöthigt sind, müssen jeden Tag die Luft verzinsen, die sie einathmen. Sachsen ist wahrscheinlich noch das einzige Land in Europa, wo der für die Bekenner der mosaischen Religion lästige, für den Staat schimpfliche Leibzoll entrichtet werden muß! — Denn selbst das bigotte Spanien hatte eine solche Abgabe nie eingeführt. Nur erst seit kurzem, auf Verwendung des Kasseler Hofes, sind westfälische Unterthanen jüdischer Religion, wenn sie die Leipziger oder Naumburger Messen bereisen, aber auch nur diese, von Entrichtung des Leibzolles frei.

Verhältniß der Juden in Baiern, Baden und den reimatischen Ländern.

Nur die verderblichen, alles Gute im Keim verderbenden Kriege hinderten die Vollziehung menschenfreundlicher Entwürfe für die jüdischen Unterthanen des Königreichs Baiern. Schon ein kurfürstliches Edikt vom 26 Jänner 1802 bereitete auf die Verbesserung ihres Schicksals vor; der Friede einst wird unfehlbar den Wunsch der Menschheit erfüllen.

Der Großherzog von Baden hat schon durch ein Reskript vom 20 Jänner 1804 alle einheimische und fremde Juden von Leibzoll, Judengeleit, Passiergeleit und ähnlichen Erfindungen ehmaliger christlich-fanatischer Finanzmänner befreit; und durch die Verordnung vom 4 Juli 1808 sind die badenschen Unterthanen mosaischer Religion zu erbfreien Staatsbürgern erklärt. Jeder Jude, welcher sich ausweisen kann, daß er eine mit den Christen gleichförmige Nahrungsart treibe, erhält das Ortsbürgerrecht; so lange ist er nur Schutzbürger.

Daß in den Staaten des Fürst Primas der Juden-Leibzoll verschwunden sei, bedarf wohl keiner Erwähnung. Er vernichtete dies Ueberbleibsel eines barbarischen Zeitgeistes schon im J. 1804, und gab seitdem auch der Judenschaft von Frankfurt am Main, die sich daselbst im J. 1807, mit Einschluß fremder Mägde und Bedienter, auf 4270 Seelen belief, eine edlere Organisation, die zum Theil Aehnlichkeit mit den Napoleonischen Verfügungen hat, aber durch Lokalverhältnisse eigene Beschränkungen empfing. In Frankfurt können nicht mehr als 500 jüdische Familien ansäßig sein, die das Stadtrecht oder wenigstens

Digitized by Google

den Schutz erlangt haben. Wer in die jüdische Gemeinde eintritt, muß als Inländer fünfzehn Gulden, als Ausländer fünf Prozent von seinem Vermögen bei der Aufnahme zahlen. Um Befreiung vom Nationalwachtdienst zu haben, entrichtet die gesammte Judenschaft jährlich 22,000 Gulden. Jeder Jude kann Handwerke erlernen und treiben, Fabriken und Manufakturen anlegen, wie jeder andere Bürger; nur der Handel mit Münzen, Waffen, neuen ausmärts gemachten Mobilien, Kleidungsstücken, mit Wein, Getraide, Fourage, Brennholz, mit Material- und Spezereiwaaren ist den christlichen Bürgern der Stadt Frankfurt ausschließlich vorbehalten.

(Der Beschluß folgt.)

Meteorologische Beobachtungen im Aargau. Juni 1809.

Monatstage.	Barometer.		Thermometer.			Schnee oder Regen.			Thau oder Reif.	Winde.		Nebel.	Himmels-Beschaffenheit.	
	Bei Sonnen-Aufgang.	Bei Sonnen-Untergang.	Bei Sonnen-Aufgang.	Nachm. 2 Uhr.	Bei Sonnen-Untergang.	Nachts.	Vorm.	Nachm.		Vorm.	Nachm.		Vorm.	Nachm.
	″ ‴ ⁗ 10	″ ‴ ⁗ 10												
1	27. 0 7	26. 8 8	+ 9	+ 16	+ 15	—	—	Regen	Thau	O.	O.	Vorm.	heiter	heiter
2	26. 8 6	27. 1 6	+ 12	+ 10	+ 10	—	Regen	Regen	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
3	27. 2 3	27. 1 9	+ 10	+ 19	+ 16	—	—	—	—	O.	O.	—	heiter	heiter
4	27. 1 7	27. 1 0	+ 10	+ 19	+ 15	—	—	Regen	Thau	W.	W.	Vorm.	heiter	bewölkt
5	26. 9 0	27. 0 0	+ 10	+ 19	+ 12	Regen	—	—	—	W.	W.*	—	heiter	heiter
6	27. 0 5	27. 1 3	+ 11	+ 19	+ 11	—	—	Regen	—	W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
7	27. 2 5	27. 2 2	+ 11	+ 16	+ 13	Regen	—	—	—	N. W.	W	—	bewölkt	bewölkt
8	27. 2 4	27. 1 4	+ 9	+ 16	+ 13	Regen	Regen	Regen	—	W	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
9	26. 9 5	26. 9 6	+ 11	+ 13	+ 12	Regen	Regen	Regen	—	S. W.	W.	—	bewölkt	bewölkt
10	26. 9 7	26. 9 8	+ 9	+ 15	+ 2	Regen	—	—	—	W	N. W.	—	bewölkt	heiter
11	27. 0 7	27. 1 9	+ 8	+ 14	+ 12	—	—	—	—	N. W.	W.	—	bewölkt	heiter
12	27 2 4	27. 3 6	+ 8	+ 13	+ 11	Regen	Regen	—	—	S. W	W.	—	bewölkt	heiter
13	27. 3 5	27. 2 8	+ 7	+ 17	+ 14	—	—	—	Thau	N. W	N. W.	Vorm.	heiter	heiter
14	27. 2 5	27. 1 6	+ 13	+ 18	+ 16	—	—	—	—	N. W.	W.	—	heiter	heiter
15	27. 1 3	27. 0 1	+ 10	+ 20	+ 16	—	—	—	Thau	N. W.	W.	Vorm.	heiter	bewölkt
16	27. 0 2	27. 1 5	+ 15	+ 13	+ 13	Regen	Regen	Regen	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
17	27. 1 5	27. 1 4	+ 10	+ 17	+ 15	—	—	—	Thau	W.	N. W.	Vorm.	heiter	heiter
18	27. 0 5	26. 9 4	+ 9	+ 18	+ 15	—	—	—	Thau	W.*	W.*	—	heiter	heiter
19	26. 9 5	27. 0 2	+ 12	+ 15	+ 13	—	—	—	—	N.*	N. W *	—	heiter	heiter
20	27. 0 2	27. 1 1	+ 9	+ 16	+ 13	—	—	—	Thau	N.	W.	—	heiter	heiter
21	27. 2 4	27. 2 5	+ 8	+ 18	+ 17	—	—	—	Thau	N. W.	O.	—	heiter	heiter
22	27. 2 6	27. 2 6	+ 12	+ 19	+ 17	—	—	—	Thau	O.	O.	—	heiter	heiter
23	27. 2 7	27. 2 6	+ 9	+ 18	+ 16	—	—	—	Thau	O.	O.	—	heiter	heiter
24	27. 2 6	27. 2 7	+ 11	+ 18	+ 15	—	—	Regen	Thau	O.	N. W.	—	heiter	bewölkt
25	27. 3 0	27. 3 0	+ 12	+ 18	+ 16	—	—	—	—	O.	N.	—	bewölkt	heiter
26	27. 2 7	26. 2 5	+ 12	+ 18	+ 15	—	—	—	—	N. O.	O.	—	heiter	bewölkt
27	26. 1 8	27. 1 4	+ 11	+ 16	+ 16	—	—	—	—	O.	N. W.	—	heiter	bewölkt
28	27. 1 4	27. 1 3	+ 9	+ 16	+ 15	—	—	—	—	N. W.	N. W.	—	heiter	heiter
29	27. 1 4	27. 0 7	+ 9	+ 19	+ 17	—	—	—	Thau	N. W	N.	Vorm.	heiter	heiter
30	27. 0 7	27. 0 6	+ 13	+ 13	+ 15	Regen	Regen	Regen	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt

Anmerkungen.

Dieser Monat naß und endlich den lange vermißten Frühling in ganzer Schönheit. — Nur ein Gewitter streifte am 4 des Nachmittags 4—5 Uhr in der Nähe vorüber.

— Die Wechselfieber, die unerwohnt häufig im Reuß- und Limmatthal sich gezeigt hatten, verbreiteten sich über den Kanton Luzern und gegen Bern. Sie waren, wie die mehrsten vorgekommenen Krankheiten, mit Affektionen der Leber verbunden.

Pneumonien wurden in den Kantonen Zürich, Luzern, Aargau, besonders aber in Solothurn häufig, und jetzt mit mehr Glück, als vor mehreren Wochen, behandelt. Neben diesen werden Katarrhalkrankheiten von jeder Form und jedem Grade, vom einfachen Schnupfen bis zum ausgebildeten Katarrhalfieber häufig, beinahe in allen Kantonen, doch selten rein, beobachtet. Hervorstechend tritt in Luzern, Aargau und Bern die Leber und die Gallen- Ab- und Ausleerung. Erbrechen, mit baldiger Normalstellung der abnorm veränderten Funktionen, oder Diarrhoen die nur selten erleichternd, mehrentheils offenbar schwächten, und die Rekonvalen- der Rückenden Kurmethode nachtheilig machten, waren die Folgen dieses Leidens, welche sehr häufig, namentlich bei Weibern anzutreffen waren, die mit Landarbeit sich beschäftigten.

Bei den mehr sensiblen Konstitutionen waren Affektionen des Nervensystems vorherrschend; Nervenfieber, doch selten rein nervös, meistens in Gruppirung mit gestörten Funktionen des sympathischen, gastrischen und bronchialen Systems, wurden bei diesen behandelt, die bei Kindern häufig zu Wurmkrankheiten sich anbildeten.

Rein gastrisch oder gastrisch fanden sich die Zustände wenig in Fieberform, sondern meistens mit nur bloß örtlichen Abweichungen einzelner Funktionen, wie z. B. Erbrechen, Diarrhoe u. dgl.

Uebrigens war die Anzahl der behandelten Kranken im Durchschnitt sehr gering, so daß in dem Tagebuche manches sonst stark beschäftigten Arztes die dem Lampenplatz am ähnlichen beschäftigten Krankheiten — die chronischen Leiden, oder dann auch zufälligen Uebel, von allen Umgebungen befreit, vorrett aufzufinden sich aufzuthürmen.

S.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueſte Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 55. — den 12 Juli 1809.

Ueber den jetzigen Zuſtand der Juden in den kultivirteſten Ländern Europa's.

(Beſchluß.)

Zuſtand der Juden im Königreich Weſtfalen.

Soweit Napoleons Zepter herrſcht, es läßt ſich kaum bezweifeln, werden auch die humanen und klaaksklugen Grundſätze deſſelben in Betreff der Bekenner des moſaiſchen Geſetzes herrſchen. So wird der Jude, wie der Proteſtant, einſt freie Wohnſtatt in allen Gegenden Italiens, Portugalls und Spaniens haben, wie in Holland und im weſtfälliſchen Königreich. Es wird nicht an Widerſachern dieſer Adoption der lange mißhandelten Streſtinder fehlen. Aber Gewalt wird Anfangs ſie beſchirmen, Gewohnheit ſie befeſtigen, und wohlthätiger Erfolg ſie den Enkeln heiligen. Dies iſt die Geſchichte aller nützlichen Reformen, Erfindungen und Wahrheiten. Der Menſch iſt von Natur ein träges Thier; bloße Maſchine ſeiner Gewohnheiten. Die Nothwendigkeit treibt ihn allein aus den gewohnten Straßen ſeiner Bedürfniſſe und ſeines Lebens auf beſſere Wege hinüber. Und eben dieſe neuen Pfade, welche er oft mehr als den Tod fürchtet, vertheidigt er einſt wieder mit Blut und Leben.

Es iſt immer unendlich leichter und gefahrloſer für den Regenten, große Reformen, die allen bisherigen Ideen und Uebungen widerſprechen, in einem Reich auszuführen, welches aus irgend einer gewaltſamen Revolution oder betäubenden Kriſis erſt hervorgegangen iſt, als bei einem Volke, welches in friedlicher Stille nach gewohnten Formen glücklich dahin lebt. Hier ſind auch die kleinſten Neuerungen anſtößig, und die zarteſten Wunden ſchmerzen, während ſie dort nach der allgemeinen Ermattung kaum empfunden und als Folgen der ſchmerzlichen Verwandlung willig mit in den Kauf genommen werden.

Alle Länder Europens vom atlantiſchen Ozean bis zum Rhein und der Elbe ſind als revolutionirt anzuſehen. Alle werden die Verbürgerung des Israeliten, die Verbrüderung mit ihnen, als eines der geringſten von den erduldeten Uebeln betrachten, und nach fünfzig oder hundert Jahren diejenigen europäiſchen Völker Barbaren ſchelten, welche nicht die Grundſätze der Duldung üben, wie ſie.

„Es iſt mein und der Konſtitution meines Landes Wille,“ ſagte zu den Deputirten der Judenſchaft Hieronymus König von Weſtfalen, „keinen Unterſchied zu machen unter allen meinen Unterthanen, ſie ſeien von welcher Religion ſie wollen.“

Durch ein Dekret vom 27 Jänner 1808 gab er den jüdiſchen Bewohnern ſeines Reichs alle Rechte und Freiheiten, deren die chriſtlichen Unterthanen genieſſen, ohne Bedingung, ohne Einſchränkung. Einer der achtungswürdigſten Israeliten Deutſchlands, Hr. Jacobſon von Braunſchweig, geheimer Finanzrath, ward Präſident des weſtfäliſchen Konſiſtoriums moſaiſcher Religion.

Seitdem ſind die Juden Bürger des weſtfäliſchen Königreichs, und tragen als Bürger willig alle Laſten, wie ſie zugleich auf alle öffentliche Aemter Anſpruch machen können. Beim Einſchreiben der jungen Leute in die Konſkriptionsliſte fand ſich die ſämmtliche waffenfähige Mannſchaft der Juden pünktlich ein. Viele andere erlernen Handwerke und Künſte bei chriſtlichen Meiſtern. Ein jüdiſcher Einwohner von Minden, Hr. Iſaak Levi Lindenheim, ward zum Kriminalrath ernannt; der bisherige Oberbofagent, Hr. Moſes Joſeph Büding von Kaſſel, wurde

Mitglied des Municipalraths, in der Oberst der königlichen Garden du Corps selbst ist ein Jude. Er heißt Wolf, und war schon als französisch-kaiserlicher Offizier rühmlich ausgezeichnet durch Tapferkeit; dafür redet sein Ritterkreuz der Ehrenlegion. Eben so ist der Regimentsquartiermeister der westfälischen Garde jüdischer Konfession.

Und in Schweden, Dänemark, Rußland.

Selbst im nördlichen Europa gehört der Israelit nun nicht mehr, wie einst, zu der tief verachteten Menschenklasse. Schweden beginnt sogar schon seit geraumer Zeit die Juden, fordert ihnen keinen Leibzoll mehr ab, und räumt ihnen große Freiheiten ein. In Dänemark ist bis auf den gleiche Fall, und am 16 Sept. 1803 wurde auch in den deutschen Staaten des Königs von Dänemark der Leibzoll für ewige Zeiten abgeschafft. Sie haben hier nicht nur die Erlaubniß, alle bürgerliche Handwerke und Gewerbe zu treiben, sondern um sie vollkommen zu nationalisiren, bildete sich schon seit mehrern Jahren zu Kopenhagen eine Prämiengesellschaft zur Unterbringung der jüdischen Jugend bei Handwerkern und Künstlern. Bei ihrer Generalversammlung am 21 Dez. 1807 befand ihr Kapital in 6894 Thalern 48 Schillingen. — Mit nicht geringerem Edelmuth nahm sich der liebenswürdige Alexander von Rußland der israelitischen Familien seines Reiches an. Ohne Rücksicht auf ihre Religion gewährte er ihnen die Rechte des Menschen und des Bürgers. Nicht mehr als Verstoßene, sondern als freie Theilnehmer an der öffentlichen Glückseligkeit, tragen sie nun zur Vermehrung des Wohlstandes in diesem unermeßlichen Reiche bei.

Details reichen in der Schweiz.

Ich habe vergessen, der Schweiz zu erwähnen. Die Juden leben hier nur in geringer Anzahl, und zwar bloß in den beiden Gemeinden Endingen und Lengnau des Kantons Aargau. Ehmals, das heißt im dreizehnten Jahrhundert, fand man sie noch in allen Hauptstädten der Schweiz, in Bern, Zürich, Schafhausen, Basel u. s. w.; eben so waren sie in den Municipalstädten Winterthur, Zofingen u. s. w. ansäßig, bis sie unter den gräßlichsten Verfolgungen der Pöbelwuth, durch Aufwiegelung fanatischer Geistlichen, überall verschwanden. In jenen Gemeinden nur blieb ein kleiner Ueberrest, der in allem gegenwärtig 600 — 700 Seelen betragen mag.

Schon im Jahre 1798 trugen einige aufgeklärte und menschenfreundliche Mitglieder der gesetzgebenden Räthe der helvetischen Republik darauf an, ihnen das schweizerische Bürgerrecht einzuräumen; aber das Vorurtheil der Menge siegte, und sie blieben nur wie Fremdlinge im Schutze des Staates. Ihr Loos war niemals hart; selbst vor der Revolution der Schweiz schon hatten sie weit geringere Abgaben, als andere Landleute ihrer Nachbarschaft, damals Unterthanen der Stände Zürich, Bern und Glarus. Für die Erneuerung eines Schutzbriefes zahlten sie alle sechszehn Jahre vierhundert Gulden, und von jedem Hausse jährlich zehn Gulden Abgabe, die den Aermsten sogar noch immer erlassen ward. Zu allem waren sie den bürgerlichen Gesetzen unterworfen, so daß auch ihre Rechnungen, Anleihen u. dgl. vor christlichen Beamten geferiget werden mußten. Man kann leicht glauben, ihr Zustand verschlimmerte sich seitdem nicht, wiewohl sie immer noch nicht als Schweizerbürger angesehen und als solche behandelt werden.

1

Doch eben daß ihnen die Rechte des Staatsbürgers nicht gewährt sind, daß sie sich, im Verhältniß ihrer Anzahl auf einen so engen Wirkungskreis ohne Handwerke, Künste und Landbau, nur mit Handel und Schacherei, beschränken müssen, zwingt sie, in ihrer sittlichen Verwilderung zu bleiben, und alle Untugenden der Armuth und Noth zu treiben, zum Nachtheil der benachbarten durch jüdischen Wucher oft ruinirten Landleute. Es ist überall grausam, wenn der Gesetzgeber sich begnügt, Strafen für ein Uebel zu ersinnen, wenn er es schon in den Quellen zu vernichten Macht besitzt.

Uebersicht der in den meisten Ländern zur Nationalisirung der Juden angewandten Mittel.

Alle Verbrechen, alle Laster, welche man, oft nicht mit Unrecht, der Mehrheit des jüdischen Volkes anrechnete, Meineid, Betrug, Diebstahl, Wucher, Vorurtheil, Unsittlichkeit, Christenhaß, waren Wirkungen der vernunftlosen, barbarischen Behandlung dieser Unglücklichen. Ich zweifele keinen Augenblick daran, daß alle diese Laster auch die Mehrheit des Christenvolkes karakterisiren würden, wenn es zerstreut und unter ganz ähnlichen Verhältnissen, wie bisher die Israeliten, unter herrschenden jüdischen Nationen seit zwei Jahrtausenden hätte das Sklavenleben führen müssen.

Daß endlich die zivilisirten Nationen unsers Welttheils zur Menschlichkeit gegen die Anhänger der ältesten Religion zurückkehren, ihnen die Rechte der Menschheit und des Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft zurückgeben, gehört zu den glänzendsten Zügen unsers Zeitalters, die einst der philosophische Geschichtschreiber nicht ohne Entzücken der ewigen Nachwelt überliefert.

Wahr ist es, daß plötzliches, unvorbereitetes Freimachen eines in langer Sklaverei entarteten und verderbten Volkshaufens und unbedingte Nationalisirung desselben, für manchen Staat nachtheilige Wirkungen haben könnte. Aber fast überall bemerken wir, daß die Weisheit der Gesetzgeber den Gebrauch glücklich wertete, indem sie, wie nach schweizegender Berabredung, fast überall die gleichen Maasregeln wählte.

Es ist lehrreich, die vorzüglichsten derselben kennen zu lernen.

1. Jeder jüdische Familienvater muß, wie z. B. im Königreich Westfalen, in den primatischen Ländern u. s. f. dem Namen, unter welchem er bekannt ist, einen andern Namen beifügen, der, wie bei den Christen, der unterscheidende Familienname wird. Die Taufnamen der Juden dienen künftig, wie bei Christen, nur zur Bezeichnung der Individuen der Familie. Doch durfen sie in Westfalen keinen Namen von einer Stadt, oder einer schon bekannten Familie wählen. Mit diesen Geschlechtsnamen werden sie öffentlich behandelt; sie müssen ihn bei Unterschriften gebrauchen; er erbt auf ihre Kinder u. s. w.

2. Die Juden sind künftig ohne alle eigene Gerichtsbarkeit, sondern stehen mit den Christen unter gleichem Gesetz, vor gleichem Tribunal. Sie können ihren religiösen Glauben für sich haben, aber dürfen kein besonderes Volk, kein Staat im Staate sein. Ihr Rabbi hat keine richterliche Frugen mehr zu entscheiden; ihr Gesetz, ihr Talmud, ihre Traditionen und Gebräuche haben keinen bürgerlichen Rechtswerth. Ohne Vorzeigung eines Kopulationsscheins darf kein Rabbi irgend eine Ehe einsegnen. Ohne vorherige Anzeige bei der christlichen obrigkeit-

Digitized by Google

lichen Behörde darf keine Beschneidung vorgenommen werden. Es darf niemand beschneiden, ohne vom Kreisphysikus geprüft, und nachher bestätigt zu sein. Alle Kontrakte, Handlungsbücher und Schriften, die jemals vor Obrigkeiten in Prozessen u. s. w. erscheinen können, müssen deutsch oder in Landessprache geschrieben sein; das Hebräische oder Jüdisch-Deutsche hat vor Gerichten keine Rechtsgültigkeit. In Frankfurt hat die jüdische Gemeinde einen Verwaltungsrath für ihre äussern und innern Angelegenheiten. Sie wählt denselben aus zwölf ihrer achtbarsten Familienväter; und der Landesherr fügt zu diesem einen Kommissarius und einen Gemeindsschreiber, beide christlicher Religion. Der letztere ist zugleich einziger Notarius der jüdischen Gemeinde und führt in den Versammlungen das Protokoll.

3. Die Schulen stehen unter der Aufsicht des christlichen Schulraths; sie werden in Rücksicht der Methode und Einrichtungen den besten christlichen Schulen gleich gemacht. In Oesterreich sind sie vollkommen wie die dortigen Normalschulen eingerichtet. Alle Schulbücher müssen, wie bei den Christen, deutsch abgefaßt sein. Nur in Religionsbüchern, so wie in den Synagogen, ist das Hebräische geduldet. Doch selbst religiöse Bücher der Juden stehen in sofern unter Zensur, daß darin nichts Aberglaubiges und den Forderungen der gesunden Vernunft Widerstrebendes enthalten sein darf.

4. Alle bürgerliche Gewerbe, Handwerke, Künste stehen den Juden frei zu treiben; christliche Meister sind gehalten sie in die Lehre zu nehmen. Sie sind dabei um Oesterreichischen keinen andern Gebräuchen unterworfen, als die Christen. Nach überstandener Lehrzeit erhält der Ausgelernte einen ordentlichen Lehrbrief vom Handwerk. In Dänemark wird diese Ausdehnung des Gewerbsfleißes der Juden durch die schon erwähnte Prämiengesellschaft befördert. Wer Lust hat, Landbau zu treiben, darf es, aber er muß sich überall jüdischer Arbeiter bedienen, keiner christlichen. In Oesterreich hat er jedoch das Recht, in den ersten Paar Jahren zum Anlernen der jüdischen Arbeiter christliche in Dienst zu nehmen. — Kein Jude ist vom Militärdienst ausgeschlossen; Talent und Tapferkeit befördert ihn, wie den Christen.

5. Alle entehrende Gebräuche und Anordnungen für die Juden sind abgeschafft. Der Jude, welcher höhere Militärstellen bekleidet, oder eine Manufaktur, eine Fabrik, oder auf eigene Rechnung, ein besonderes Handwerk, eine Kunst betreibt, hat unverweigerliche Ansprüche auf Orts- und Staatsbürgerrecht; er steht den Christen dann in allem gleich. Nur wer den gewöhnlichen jüdischen Kleinhandel und das Hausiren treibt, ist in einigen Ländern vom Bürgerrecht ausgeschlossen; ist bloß Schutzjude, einem Fremden gleich gehalten.

Odessa.

Aus einem Schreiben vom Febr. 1809 an Hrn. Ch. Pictet in Genf.

Alles, was in der Monarchie des russischen Reiches die Fortschritte der Gesittung, des Gewerbfleißes und der Bevölkerung bezeichnet, verdient wohl die vorzüglichste Beachtung.

Odessa, an den Ufern des schwarzen Meeres, eine der ersten russischen Handel-Städte, war vor zehn bis fünfzehn Jahren noch allen Geographen ein unbekannter Ort; keine Landkarte nannte sie. Und da, wo vor zwanzig Jahren noch wilde Tatarnstämme zuweilen ihre Zelte aufschlugen in der Einöde, prangen jetzt ganze Straßen von massiven Gebäuden in europäischem Styl, Gewölbe mit allen Bedürfnissen des Luxus angefüllt, Hospitäler, Tempel, Schauspielhäuser und Casinos. Keine neuere Stadt, wie Odessa, kann als Zeugin der hohen Macht des Handels gelten, welcher einst ein Palmyra in den Wüsten, ein Samarcand in Tatarensteppen, ein Amsterdam und Venedig in Sümpfen gründete.

Das schwarze Meer war seit dreihundert Jahren die ausschließliche Domäne der Turken gewesen. Und wie sie in die Beherrschung desselben getreten waren, verschwanden alle Wohlthaten, welche der Kommerz über die Ufervprovinzen gestreut hatte. Beständige Kriege, Härte und Unverständigkeit der Regierung, Plünderung der Begüterten, zerrütten die Bevölkerung und den Anbau des Landes in solchem Grade, daß man zuletzt an den Nordküsten des Meeres nur noch einzeln umherschwärmende Räubernomaden erblickte.

Ehe Katharina die Zweite diese Provinzen eroberte, waren jene unermeßlichen fruchtbaren Ebenen unbewohnte Wildnisse, nur von herumirrenden Tataren belebt, die kaum genug Nahrung für ihr Vieh fanden. Jetzt blüht dies herrliche Land unter einer wachsenden Volkszahl immer mehr auf, und der Boden zeugt einen Ueberfluß der ersten und nothwendigsten Bedürfnisse.

Der Friede zu Kutschuk-Kajnardschi am 21 Juli 1774, welcher die Unabhängigkeit der Krimm, und die Vereinigung von Kjow, Kinburn, das Land zwischen dem Dnieper und Bug mit Rußland, so wie die freie Schiffahrt der Russen auf dem schwarzen Meere festsetzte, verwandelte plötzlich das bisher traurige Loos dieser Gegenden. Um die Schiffahrt des schwarzen Meeres benutzen zu können, mußte ein Hafen zur Sicherheit der Kriegsschiffe und des Handels vorhanden sein. Er fehlte. Darum fing man im Jahre 1778 den Bau der Stadt Cherson am rechten Ufer des Dniepermündung an, ungefähr siebenzehn Stunden weit von dessen Mündung entlegen.

Die Kaiserin bewilligte dieser jungen Stadt mehrere Privilegien, die bald eine große Zahl von Fremdlingen und einen beträchtlichen Handel dahin zogen. Cherson setzte sich sogleich in merkantilische Verbindungen mit Konstantinopel und dem Archipel, endlich auch mit Marseille, Triest und andern Plätzen. Die Handelsartikel aus dem Innern kamen meistens auf dem Dnieper; die fremden Kauffahrteischiffe fuhren den Strom aufwärts, doch nicht immer ganz bis Cherson.

So vortheilhaft auch die Lage dieser Stadt zu sein schien, hat sie doch bald genug eine Menge von Unbequemlichkeiten dar. Die Schiffe des schwarzen Meers konnten nicht alle bis zur Stadt gelangen. Gingen sie über sechs Schuh im Wasser, mußten sie bei Glubow, einem Dorfe sieben Stunden unterhalb der Stadt, anhalten. Schon im Oktober fährt der Dnieper Eisschollen, und er erstarrt von denselben oft bis im März. Der Handel ließ sich also von dieser Seite kaum sieben Monate des Jahrs mit Sicherheit machen. — Von der andern Seite verursachten die Kataraktе des Dniepr außerordentliche Verzögerungen des Waarentransports. Man mußte die Waaren bei den Wasserfällen umladen, siebenzig Werste zu Lande verführen, und dann erst wieder nach Cherson einschiffen. Man fand selbst die Luft von Cherson nicht gar gesund.

Digitized by Google

Indeß die Sache ließ sich nicht abändern. Weil der Bug die Grenzlinie beider Staaten machte, konnte man keinen tuchtigern Platz auswählen. Der Handel aber stieg doch sichtbar mit jedem Jahre, und gewann durch den russischen Kommerztraktat mit der Pforte vom 10 Juni 1783 neue Sicherheit und Kraft. Denn kaum war dieser Traktat bekannt, so wollte Oesterreich die gleichen Begünstigungen auf dem schwarzen Meere genießen, und erhielt sie auch durch den Vertrag vom 24 Februar 1784.

Jetzt empfing der Handel einen mächtigern Schwung. Ueber zweihundert russische und österreichische Fahrzeuge beförderten den Waarenvertehr von Galatz durch die Donau, von Cherson durch den Dniepr, und selbst von Caffa. Denn auch Caffa war an Rußland gefallen, da der Khan Chain Geray 1783 die ganze Krimm, mit Einwilligung der Pforte, an Katharinen abgetreten hatte.

Aber der Krieg von 1787 zwischen den drei Kaiserreichen lähmte plötzlich den Handel wieder. Der Friede zwischen der Pforte und Oesterreich im Jahre 1790 den 27 Juli belebte ihn nur sehr schwach wieder; erst nach dem Frieden Rußlands mit der Pforte im J. 1792 erhob er sich in die alte Kraft zurück und ward mehr als er jemals war.

Denn eben dieser Friede hatte Rußlands Grenzen vom Bug nun bis zum Dniester vorgeschoben, und dann gab die letzte Theilung Polens im J. 1793 dieneuen Provinzen des zerstückelten Königreichs an Rußland, welche dem schwarzen Meer am nächsten lagen.

Jetzt waren nun auch die frühern Hindernisse schnell genug verschwunden, welche die Auswahl eines vortheilhafter gelegenen Handelsplatzes erschwert hatten. Noch mehr, man mußte für die Produkte der neuerworbenen Provinzen Polens eine bequemere Niederlage ausfindig machen, als Cherson bisher war. Dazu fand man vor allen das tatarische Dorf Kodjabey am geeignetsten. Die Bai desselben liegt zwölf Stunden westwärts von den Dniepermündungen, und neun Stunden ostwärts vom Ausflusse des Dniesters, unter dem 46 Grad 35 Minuten nördlicher Breite, und 29 Grad 20 Minuten östlicher Länge, Pariser Meridians.

(Der Beschluß folgt.)

Variet äten.

Aus der Schweiz.

— * Am Beispiel der Regierung des Kantons Luzern ist eine „Verfassung der dokumentirten Darstellung der sinnalten Vorsälle im Gotteshause St. Urban u. s. w.“ im Druck erschienen, davon das erste Heft schon Anfangs dieses Jahres (1. Quartal. Nr. 7 dieser Zeitschrift) erschien, und wegen ihres hiſtorischen Interesse bemerkt wurde. — Diese Nachträge enthalten nur Empfehlungsschreiben des gewesenen Herrn Landammanns Rüttimann, dessen humane Denkart sich auch hier edel ausspricht, gegen der Regierungen von Bern und Solothurn zu Gunsten des Hrn. Abts Karl Ambros. Die Regierung von Luzern beantwortete diese Vorstellungen ganz im Gefühl der Gerechtsame ihrer Sache, welche sie mit nonnamem verfolgte.

Da aber auch Hr. Mousson (Kanzler der Eidsgenossenschaft) in diesen Streit zwischen dem Stande und Abte auftrat, indem er in einem Zeitungsblatte die Maasregeln der Regierung nicht ganz ohne Partheilichkeit und zu Gunsten des Hrn. Abts darstellte, derohalb die Regierung, denselben vor das Stadtgericht von Luzern zur Verantwortung zu ziehen, weil er als Bürger, als Einwohner der Stadt Luzern, und nicht in der Qualität eines eidsgenossischen Kanzlers gefehlt habe. Dieser, von Sr. Exz. dem Hrn. Landammann in Schutz genommen, glaubte als Beamter der Eidsgenossenschaft nicht dem Zivilgerichte eines einzelnen Kantons Rede stehen zu können. Durch die Vorstellungen des Hrn. Landammanns d'Affry bewogen, gab Hr Mousson endlich freiwillig, und um ein Geschäft zu enden, dessen weit ausſehende Folgen nicht zweifelhaft waren, der Regierung von Luzern eine genugthuende Erklärung, indem er selbst wieder seinen in der Sache des Abtes gethanen Schritt als Ueberraschung missbilligte, die Regierung von Luzern widerrief darauf ihren Beschluß, indem sie „stets geneigt, die Mitte der Strenge vorzuziehen“ den Einwürfen seines Privatsekretärs von der Verantwortung und Vorladung vor dem Stadtgericht von Luzern erließ. Diese Art der Verzeihung, wie wohl immer den Verhältnissen gemäß, in welchen sich eine souveraine Regierung zu einem simpeln Staatsbürger ansehen mußte, war für den Kanzler der Eidsgenossenschaft allerdings krankender, als kaum ein eidterlicher Spruch hätte sein können. Eben so schmerzhaft mußte sie für den nunmehrigen Landammann der Eidsgenossenschaft sein, welcher das schöne Geschäft eines ausgleichenden Mittlers übernommen hatte. Er sah der Regierung den Mangel seiner Zutrauenbeut in einem Schreib vom 4 März 1809 zu erkennen, und Hr. Kanzler Mousson überlassen alten Regierungen der Schweiz eine Erfahrung neuen Vergewaltigungsschluß des kleinen Rathes von Luzern, der, in der Sprache des Rechts, dem ernstesgemeinten Brandzeugnisse gleicht. Doch die Neuerung von Luzern hatte es unter ihrer Würde, mit einer „Privatperson“ über diesen Gegenstand weiter einzutreten.

Man bemerkt in dieser öffentlich gewordenen Angelegenheit ohne Mühe, daß, während von der einen Seite eine souveraine Landesregierung ihre Hoheitsrechte mit republikanischer Strenge geltend zu machen suchte, von der andern Seite nur Humanität und freundschaftliche, auch wohl persönliche gefällige Anschauten in Anbetracht genommen wurden.

Die Mousssonsche Angelegenheit deutete vorsichtig auf eine vorhandene wichtige Lücke des obern schweizerischen Staatsrechts, nämlich auf den Mangel einer Bestimmungen hin, in welchem Verhältniß ein Beamter der helvetischen Konföderation in Fällen der Verantwortlichkeit als Privatmann, und als pflichtlicher Beamter, zur Eidsgenossenschaft stehe. Weil solche Bestimmungen gesetzlich fehlten, entstand die Widersinnigkeit der Meinungen. So wenig ein einzelner Kanton seine individuellen Grundsätze als Grundsätze für die gesammte Konföderation aufstellen konnte, eben so wenig ließ sich von der andern Seite die Handlung eines Beamten der Konföderation, welche rein Privatmann beging, le als in einer Sache der Eidsgenossenschaft erheben. Der Mangel eines Gesetzes machte folglich jede legale Entscheidung der Mousssonschen Angelegenheit unmöglich, und der ehrwürdige Ebel der helvetischen Konföderation, indem er für diesen Fall vermittelnde einstrat, endete das Geschäft auf einer der Sache angemessene und seiner Weisheit ehrenvolle Art.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 56. — den 15 Juli 1809.

Odessa.

(Beschluß.)

Auf dieser Stelle befand sich, wie gesagt, nur das Dörfchen Kodiabey, und ein elendes tatarisches Fort. Aber schon immer hatten alle Schiffe des schwarzen Meeres während der Stürme oder des Winters hier ein Asyl gefunden.

Dieser nichtige Punkt Landes in dem unermeßlichen Umfang ihres Kaiserreiches ward nun für Katharinens großen Geist ein Lieblingsgegenstand. Sie stattete ihn mit reichen Privilegien aus, und gab ihm im Jahre 1796, in ihrem Todesjahre, den Namen Odessa. Es konnte nicht fehlen, Handel und Population zogen sich von allen Seiten dahin.

Doch seit dem Tode Katharinens bis zur Thronbesteigung Alexanders machte Odessa nur geringe Fortschritte; die Ansichten der Regierung, vielleicht auch ihre Mittel, waren wenig begünstigend. Es dauerte bis zum Frieden von Amiens 1801, dem der Friede Frankreichs mit der Pforte folgte, wodurch die französische Nation, gleich einer der begünstigtsten, ebenfalls freie Schiffahrt auf dem schwarzen Meer erhielt. Bald nachher genossen endlich auch Engländer, Preußen, Spanier, Neapolitaner, Raguſaner, Holländer und Siebeninseler der gleichen Gunst. So ward dies Meer vom türkischen Despotismus frei, ein offenes Gemeingut, und der Zentralpunkt der weitläuftigsten Handelsspekulationen. Odessa aber war der Ort, wo sich alle zu ihren Zielen vereinten.

Der lebendige Aufschwung des Handels an den südlichen Küſten ihres europäischen Reiches lenkte den Blick der russischen Regierung auf diese Gegenden mit unwiderstehlicher Gewalt. Sie suchte ihn zu befördern nach Kräften, und es geschah vorzüglich, indem sie, gleich Katharinen, in allen Häfen des schwarzen Meeres die 25 Prozente für Aus- und Einfuhrzölle nachließ. Odessa ganz besonders, als der vornehmste Hafen, gewann Kaiser Alexanders Interesse. Er machte im J. 1803 daselbst den Herzog von Richelieu zum General-Gouverneur mit ausgedehnten Vollmachten. Neunhundert Schiffe waren dieses Jahr ins schwarze Meer gekommen, und 536 kamen von diesen gen Odessa, meistens nur mit Ballast, doch einige auch mit spanischen, französischen, italienischen und levantischen Waaren. Alle luden Korn, der einzige Artikel, der gerade damals die meiste Nachfrage hatte, und der einzige, den Odessa auch liefern konnte; denn die Handelsverbindungen mit dem Innern Rußlands waren noch nicht gehörig angeknüpft. Man bezog dies Korn aus Podolien, Volhynien, der Ukräne und Cherson. Die drei ersten Länder brachten ihr Getraide auf der Achse nach Odessa, hingegen Cherson den Dnieper abwärts auf Kähnen.

Schlägt man jede Schiffsladung Getraide im Durchschnitt auf 1200 Tschewerts an, so exportirte man in diesem einzigen Jahre 643,200 Tschewerts,*) zu 6 1/2 Rubel an Bord geliefert; welches eine Summe von 4,020,000 Rubel macht, die im Lande blieb. Man kann kühn versichern, daß die Hälfte dieser Summe baar in holländischen Dukaten und spanischen und türkischen Piastern bezahlt ward.

Wo solche Geschäfte gemacht werden, darf man auf eine ansehnliche Population rechnen. Odessa hatte im Jahre 1808 wirklich schon beinahe 8000 Seelen; aber — es war noch nicht

*) Der Tschewert ist nicht ganz so stark, als ein Pariser Setier (Scheffel).

Digitized by Google

einmal eine Stadt vorhanden; alles ſtand noch in ſchönen Zeichnungen auf dem Papier; man wohnte noch in erbärmlichen, flüchtig hingeflickten Hütten; man hatte noch keine Waarenmagazine, keine öffentliche Anſtalten u. ſ. w. Die Umgegend war noch unangebaut, und beinahe zwanzig Stunden weit in der Runde bloße Einöde. Dieſe Iſolirung ſchwächte alle Handelsverbindungen. Die Leute in der Stadt, wenn man dieſe Hütten- und Baralengruppen Stadt nennen darf, hatten freilich an den nothwendigſten Bedürfniſſen Ueberfluß, aber keine Früchte, kein Gemüſe und andere Annehmlichkeiten. Sogar nicht einmal des ſüßen Waſſers war genug vorhanden zur Tränke des Viehes, das nach Odeſſa Korn brachte.

Aber Alexander ließ die junge, intereſſante Kolonie nicht aus den Augen. Er hatte ihr ſchon die Einnahme von der Pacht des in Odeſſa konſumirten Branntweins und den Zehnten vom Ertrag der Zölle geſtattet. Er wies ihr neue Fonds für die nothwendigſten Ausgaben an; gab dem Verwaltungsausſchuß der Stadt andere Summen zur Dispoſition, die derſelbe zu ſechs Prozent Zinſen an Einwohner ausleihen konnte, welche neue Häuſer bauen wollten, u. ſ. w. Wirklich erſtanden nun auch in kurzer Zeit ganze Reihen bequemerer und anſehnlicher Gebäude. Die Stadt ihrer Seits ließ die Arbeiten zur Verbeſſerung des Hafens anfangen, legte eine neue, geräumigere, für die öffentliche Geſundheitsſicherheit wie für die Bequemlichkeit des Handels zweckmäßige Quarantaine an; legte den Grund zu einer ruſſiſchen und katholiſchen Kirche, zu einem Gymnaſium, Hospital, Theater — kurz zu allen öffentlichen Gebäuden, die nun wirklich vollendet ſind, und Odeſſa auch im Aeußern andern großen Städten Europens gleich ſtellen.

Die Einöde rings um die Stadt ſollte aber auch noch belebt werden. Die Adminiſtration von Odeſſa etablirte daſelbſt mehrere Kolonien Bulgaren, Ungarn, Slavonier und Deutſche, die freiwillig ihr Vaterland verließen, um ſich in Rußland ein ruhigeres und beſſeres anzubauen; die Kolonien wurden nationenweiſe auf das Land vertheilt; denen, die nichts hatten, machte man Vorſchüſſe mit Vieh, Ackergeräthe u. ſ. w. Die Vorſchüſſe müſſen binnen zwanzig Jahren zurückgezahlt werden, vom zehnten Jahr ſeit Ankunft des Kolonisten an gerechnet.

Mitten in dieſen wichtigen Unternehmungen erneuerte ſich abermals im J. 1803 der Krieg zwiſchen Frankreich und England. Doch die Adminiſtration von Odeſſa verzagte nicht. Das Intereſſe und die Bedürfniſſe Europens und die Schifffahrt der Neutralen ſchienen immer noch hinreichend, das Leben dieſes Platzes zu erhalten. Sie irrte nicht. Das Jahr 1804 erfüllte alle Hoffnungen.

Der Krieg in Italien, die Unruhen in Aegypten und der Barbarei, die Verbote gegen das Korn aus Ungarn hatten die Kornkammern Europens verſchloſſen oder erſchöpft. Nur Odeſſa blieb für dies große Bedürfniß der Völker offen, und wirklich erſchienen im Jahre 1804 im Hafen von Odeſſa 449 Schiffe, um Getraide einzuladen. So wurden alſo, eine Schiffsladung zu 1200 Tſcheweris gerechnet, 538,800 Tſcheweris Getraide exportirt, die eine Summe von 3,367,500 Rubel abwarfen.

Der Wohlſtand ſtieg; die begonnene Gebäude ſtiegen über den Boden empor; Künſtler und Handwerker ſammelten ſich in der werdenden Stadt; der Pflug des Landmanns verwandelte den jungfräulichen Boden; ungeheure Ebenen, in denen man vorher keine Hütte, keinen Baum entdecken konnte, fingen an, ſich mit anmuthigen Dörfern und Obſtgarten zu ſchmücken; die Kultur des Maulbeerbaums ward eingeführt und begünſtigt, und die inländiſche Schafzucht mit fremden, zartwolligen Racen veredelt. Durch die verwandelte Einöde zogen ſich neue Straßen, um die Verbindung Odeſſa's mit dem Handel des feſten Landes zu erleichtern. Die Regierung, um Odeſſa's Flor und den Ertrag Neurußlands gleichzeitig zu heben, ſuchte beider Intereſſen dadurch zu verknüpfen, daß ſie den Herzog von Richelieu im Jahre 1805 zum General-Gouverneur der Gouvernements von Ekaterinoslaw, von Tauris oder der Krimm, und von Cherſon machte.

Der Kornhandel von Odeſſa nach Spanien und andern Ländern hatte im Jahre 1804 ein Benefiz gewährt von achtzig Prozent im Durchſchnitt. Natürlich lockten ſo glänzende Vortheile nun zu immer größern Unternehmungen im Jahre 1805, wo 643 Schiffe einliefen. Dieſer Zufluß von Begehrenden ſteigerte den Preis des Getraides über acht Rubel, an Bord geliefert, ſo daß 771,600 Tſcheweris, die exportirt wurden, ungefähr 5,772,800 Rubel eintrugen; der holländiſche Dukaten im Kurs von R. 3 = 65 bis 70, und andere Münzſorten in gleicher Proportion.

Allein Europa's politiſche Verhältniſſe im Jahre 1806 wurden der Schifffahrt der Neutralen wieder äuſſerſt ungünſtig. Daher kamen in dieſem Jahre nur 279 Schiffe nach Odeſſa. Hingegen was hier verloren ging, erſetzte nun der levantiſche Handel, da die alten Wege deſſelben ſämmtlich geſperrt waren, wodurch alſo Odeſſa in neuen Verbindungen gewann, das bei einer immer ſtärker anſchwellenden Population und bei den Nachfragen aus dem Innern des ruſſiſchen Reichs, beträchtlichen Abſatz fremder und beſonders levantiſcher Waaren verſchafte. Als aber gegen das Ende vom Jahre 1806 Rußland mit der Türkei brach, fiel endlich auch der Kommerz mit der Fremde ganz hinweg. Nun entſchädigte ſich Odeſſa bloß durch den ſteigenden Preis der in ſeinen Magazinen aufgeſchichteten Waaren, und die Beſetzung der Wallachei und Moldau von den ruſſiſchen Armeen bot ein neues Feld zu guten Spekulationen dar.

Der Zilliter Friedensſchluß führte auch einen Waffenſtillſtand mit der Pforte herbei, und ſogleich fing man an, es war ſchon im September 1807, mehrere Schiffe mit Getraide und andern Artikeln nach Konſtantinopel zu ſchicken. Die Witterung war dem neu erwachenden Handel in den drei letzten Monaten von 1807 beſonders hold. Man ſchiffte im Winter ſo ſicher über das ſchwarze Meer hin, wie in der ſchönſten Jahrszeit. Auch berechnet man den Handel Odeſſa's in dieſem einzigen Vierteljahr mit neunzig Schiffen auf beinahe drei Millionen Rubel. Die Ausfuhrartikel beſtanden weniger in Korn, als in Talg, Butter, Kerzen, Caviar u. dgl.

Der Krieg zwiſchen Rußland und der Pforte, und die Aufhebung aller Verhältniſſe zwiſchen beiden Reichen hatte gegenſeitig große Bedürfniſſe gezeugt. Die Türkei beſonders, in der Entbehrung von Unſchlitt, Butter und Getraide, ſo es vormals aus der Moldau und Wallachei bezog, litt den größten Mangel daran. Da die Dardanellen blokirt waren, konnte kein Korn von Morea nach Konſtantinopel kommen; Anadoli lag in Anarchie; Aegypten hatte mit der Hauptſtadt des osmaniſchen Reiches faſt gar keine Verbindung mehr.

Dieſe auſſerordentlichen Urſachen, nebſt manchen andern noch, beſchränkten Konſtantinopel, Smyrna und die übrigen Plätze der Levante faſt einzig auf die Reſſourcen, welche

Digitized by Google

ihnen die russischen Küsten am schwarzen Meer gewährten; und darum war das Jahr 1808 das glänzendste Jahr in den Handelsannalen der jungen Stadt Odessa. Man denke nur: Odessa allein empfing oder expedirte 329 Schiffe, die an levantischen Artikeln für Rußland ungefähr 5,000,000 Rubel einführten, und an Transitwaaren ungefähr für zehn Millionen! Man rechnet, daß sie für ungefähr sechs Millionen russischer Waaren, z. B. Korn, Unschlitt, Butter, Kerzen, Caviar und viele andere bisher im Handel noch nicht bekannte Exportationsartikel Rußlands ausführten. — Nun scheint es zwar, daß die Handelsbilanz, wegen der ungeheuren Ueberlegenheit der Einfuhrartikel, zum Nachtheil Odessa's sei; aber wenn wachsende Bevölkerung und immer kräftiger aufblühender Landbau die sichersten Bürgen für den Wohlstand eines Landes sind: so sind sie auch zugleich ein Beweis für die Unrichtigkeit des Systems der Handelsbilanzen.

In eben diesem Jahre, da alle Umstände so tödtlich auf das Leben anderer Plätze wirkten, hingegen immer zum Vortheil Odessa's, blühte hier auch ein neuer Zweig für den Handel an, nämlich der Transit der Baumwolle und anderer levantischen Artikel für Europa, die nach Odessa kommen, von da über Brodi nach Wien gehen, und so umgekehrt. — Doch darüber künftig einmal mehr.

Odessa ist wie durch Zauberei dahin geschaffen. Wer hier vor fünf Jahren war, und sich der Einöde und Dürftigkeit erinnerte, oder der Tatar, der hier vor zwanzig Jahren umherzog, und jetzt diese Stadt, diesen Prunk, diese öffentlichen Feste, diese Abendgesellschaften sieht, muß an Wunder glauben. — Die Straßen der Stadt sind breit und schnurgrade; die Häuser sind massiv, meistens zwei Stockwerke hoch, in europäischem Styl; der Magazine sind soviel, daß sie über dreimalhunderttausend Scheffel Getraide fassen; die Population Odessa's beträgt achtzehn bis zwanzigtausend ansässiger Einwohner. Nach den jährlichen Listen sind der Geburten doppelt mehr, als der Sterbefälle. Die Luft ist rein und sehr gesund. Man zählt zwanzig Stunden in der Runde um Odessa fünfzig bis sechzig Dörfer, mit fünfunddreißig bis vierzigtausend Seelen bevölkert.

Das Land liefert der Stadt nicht nur Gemüse im Ueberfluß, sondern auch schon Handelsartikel, wie Butter, Unschlitt, Wolle, Bohnen, Erbsen, Erdäpfel und über hunderttausend Scheffel Arnautenkorn. Die Maulbeerpflanzungen bringen den Eigenthümern schon Gewinn. Die Veredlung der Wolle ist schon so weit gediehen, daß ein einziges Etablissement, etwa zwanzig Werste von Odessa gelegen, sich anheischig gemacht hat, der Regierung binnen zwei Jahren dreitausend Schafe und Widder von feiner Wolle abzulassen, die hernach an verschiedene Eigenthümer in leichten Zahlungsterminen vertheilt werden sollen. Die Arbeiten im Hafen sind bald vollendet. Das Gymnasium ist schon seit drei Jahren in Thätigkeit, und begreift, außer den öffentlichen Klassen, ein Pensionat von achtzig Zöglingen in sich.

Seit zwei Jahren hatte man in Odessa ein provisorisches Theater, auf welchem man Schauspiele in russischer, polnischer und deutscher Sprache gab. Das neue Schauspielhaus wird nach einem vortrefflichen Plan gebauet. — Menschlichkeit und gute Ordnung forderten ein Krankenhaus; seit einem Jahre schon steht es vollendet.

Noch sind die Straßen dieser neuen Stadt nicht gepflastert; damit aber doch die Fußgänger nicht im Koth waten müssen, sind Trottoirs angelegt. Auf öffentlichen Plätzen und in einigen großen Straßen sind Alleen gepflanzt. Gegenwärtig wird auch ein öffentlicher Garten eingerichtet, wozu die Stadt besondere Fonds gibt.

In wenigen Jahren wird Odessa zu einer der wichtigsten und ansehnlichsten Städte Europens gezählt werden, während sie selbst wie ihr Name erst seit dreißehn Jahren existiren.

Stoff zu Parallelen.

Die Jugend der Großen.

Fast alle ausgezeichnete große Männer, besonders Regenten, die den Beinamen der Großen empfangen haben, hatten eine traurige, mühselige, stürmische Jugend. Unglück und Gefahr mußten ihr Genie entwickeln, ihnen die Geistesgegenwart, den Muth, den Unternehmungsgeist, die Behartlichkeit geben, wodurch sie nachher groß wurden. Die Bemerkung gabe ein interessantes Kapitel zur Lehre von der Fürstenerziehung.

Moses, der erste Gründer des israelitischen Reichs, mußte als Flüchtling in die Wüsten ziehn, wo er nomadisch mit andern Hirtenfamilien umherschwärmte vierzig Jahre lang. — Muhammed, Stifter einer neuen Religion, verlebte seine Jugend in Dürftigkeit und bei Karawanenzügen, bis ihn die reiche Witwe Kadidschah heirathete. — Alexander der Große ging schon als Jüngling von zwanzig Jahren in den Krieg und endete die Kriege nur mit seinem Leben. — Cyrus wurde auf Befehl seines Großvaters Astyages in die Wildniße ausgesetzt, von Hirten gerettet, und nur heimlich in dürftigen Verhältnissen erzogen. — Pompejus der Große lebte schon als Knabe in den Gefahren der Kriege, und im dreiundzwanzigsten Jahre übernahm er schon selbst ein militärisches Kommando. — Julius Cäsar war vom Sulla zur Hinrichtung bestimmt, und begnadigt; fiel den Seeräubern in die Hände, mußte sich ranzioniren, und fing damit an, auf eigene Kosten den Seeräubern den Krieg zu machen. — Konstantin der Große seufzte unter den heimtückischen Verfolgungen des Galerius, flüchtete zu seinem Vater, und blieb von dieser Zeit an in Kriegen verwickelt. — Theodosius der Große wurde, wie sein Vater, vom Valens mißhandelt; der Vater ward endlich sogar enthauptet, Theodosius flüchtete in die Einsamkeit nach Spanien, bis ihn Gratian an seinen Hof nahm. — Die Jugendgeschichte Karls des Großen ist nicht bekannt; die freundlichste mag sie wohl nicht gewesen sein, wenn man an die Barbaren damaliger Zeiten und an die wilden Szenen denkt, die in der Geschichte seines Hofes und spätern Lebens erschienen sind. — Peter der Große lebte während seiner Minorennität in den unangenehmsten und gefährlichsten Verhältnissen; sein Leben schwebte in den Faktionen der Euvansky und Galitzin oft in Gefahr. Seine eigene Schwester Sophie war gegen ihn verschworen. Vor dem mörderischen Anschlage der Streltzen mußte er verschiedenemal in Klöster flüchten. Er war unter Noth, Verfolgung und Nachstellungen zum großen Mann gereift. — Heinrich der Vierte wurde dort erzogen; seine Nahrung waren grobe Speisen, seine Kleider schlecht; er ging immer in bloßem Kopfe, kletterte mit seinen Kameraden und Gespielen an Felsen und Bergen umher, nach Sitte des Landes und der Zeit. Bei Rochelle war er in Gefahr, zu ertrinken; bei der gräßlichen Bluthochzeit in Gefahr, ermordet zu werden. Schon im sechszehnten Jahre war er in der Schlacht von Jarnac. — Mit welcher Strenge Friedrich der Große erzogen

Digitized by Google

ward, wie unangenehme Jugendjahre er verlebte, die Streitigkeiten mit seinem Vater, seine projectirte Flucht nach England, Katts Tod u. s. w. ist jedem bekannt.

Seltsamkeiten.

Julius Cäsar hatte die fallende Sucht; Muhammed desgleichen; doch waren beide sehr genialische Menschen. Luther scharmuzirte mit Dintefässern gegen den Teufel, und Newton, den Voltaire das grösseste Genie nannte, welches je auf Erden lebte, schrieb einen Kommentar über die Apokalypse, worin er bewies, der Papst sei der Antichrist, und Rom die babylonische Hure. — Der Kardinal Richelieu hatte, troz alles seines Geistes, oft entschiedene Anfälle von Narrheit. Er bildete sich bisweilen ein (so erzählt es wenigstens die Prinzessin Elisabeth Charlotte von Baiern, Schwägerin Ludwigs des Vierzehnten, in ihren 1807 herausgekommenen Mélanges historiques), er bildete sich ein, er sei ein Pferd. Dann galoppirte der Herr Kardinal um den Billardtisch herum, schlug links und rechts mit den Beinen aus gegen die Domestiken, wieherte und machte oft Stunden lang einen fürchterlichen Lärmen. Darauf brachten ihn seine Leute ins Bett, deckten ihn warm zu, er schlief ein und gerieth in starken Schweis. Wenn er aufwachte, wußte er kein Wort von seinen Galopaden und Courbetten, und nichts von allem, was vorgefallen war.

Warnung für Geschichtschreiber.

Noch eine Anekdote aus den Mélanges historiques der Prinzessin Elisabeth Charlotte von Baiern: „Die Geschichte liefert eine Menge Beispiele von grossen, von schönen Handlungen, die bald aus Politik, bald aus thörichtem Ehrgeiz, bald aus irgend einem andern erhabenen Grund, gethan worden sein sollen, und wirklich doch nur eine elende Bagatelle zur Ursache hatten. Was hat man nicht alles über die Ruhmbegier Ludwigs des Vierzehnten gesagt und geschrieben! War's nicht allgemein angenommen, er wollte sich zum Herrn von ganz Europa machen? Behauptete man nicht, bloß deswegen hätte er den Krieg gegen Holland angefangen? — Wohlan, ich weiß ganz positiv, daß der erste Anlaß zu diesem Kriege nichts anders war, als die Eifersucht des damaligen Staatsministers, Hrn. de Lionne, gegen den Prinzen Wilhelm von Fürstenberg, der in des Ministers Frau verliebt war. Der Minister wußte es, und um den Prinzen wegzuschaffen, spann er die Mißhelligkeiten an, die zuletzt mit einem Kriege endeten."

„Man hat behauptet, der verstorbene König (Ludwig XIV nämlich) habe, nachdem er seine ganze Macht gegen Holland geworfen, alle seine Vortheile wieder aus bloßem Edelmuth aufgegeben. Ich aber weiß, so gut ich den Namen weiß, den ich trage, daß der König aus keiner andern Ursache nach Paris zurückging, als um die Frau von Montespan wiederzusehen und bei ihr zu sein."

Varietäten.

Aus Deutschland.

— * Einer der scharfsinnigsten politischen Schriftsteller jetziger Zeit in Deutschland, Hr. Friedrich Buchholz in Berlin, sagt, in seinem neuesten Werk: „Ueber einer arithmetischen Staatskunst" bei Anlaß der Stockholmer Revolution vom 13 März dieses Jahres, welche Gustav Adolf den Vierten von Schwedens Thron stieß, eine Uebersicht von den schwedischen Thronrevolutionen, die eben so auffallend ist, als die Idee paradox ist, aus welcher Buchholz sie alle deducirt. In dieser Hinsicht verdiente die Stelle hier aufgezeichnet zu werden.

„Keines europäischen Reiches Geschichte" sagt er „beschreibt so viele Thronrevolutionen, wie die des schwedischen Reiches; denn allenthalben herrscht sie von Entthronungen, Ermordungen, Verstossungen, Entsetzungen und Einsargungen der Könige. Man konnte behaupten, daß die verschiedenen Dynastien, welche in Schweden vom elften Jahrhundert an regiert haben, nur darin gewetteifert hätten, die größere Zahl von verunglückten Regenten darzustellen. Unter den Königen aus dem Hause Stenkil bemerkt man zwei Ermordete, Erich VII und Erich VIII; beide in einem und demselben Jahre. Unter den Königen aus dem Hause Sverker sind man drei Gestürzte, nämlich Sverker I, Karl VIII und Sverker II. Unter den Königen aus dem Hause Bonde wurde Erich IX, dessen Regierung zwischen der des Königes Sverker I und der des Königes Karls VIII fällt, im Jahre 1161 enthauptet und im J. 1254 kanonisiet. Unter den Folkungischen Königen wurden die Entsetzungen üblich, und solche trafen Waldemar I (im J. 1275), Birger (im J. 1321), Magnus II (im J. 1363), Hako II (in demselben Jahre), Albert von Mekelnburg (im J. 1389). Unter den Königen der vereinigten drei nordischen Königreiche wurde Erich, der Schwester-Enkel der Königin Margarethe, welche die Union von Calmar getroffen hatte, im J 1439 entsetzt; Christian I aus dem Hause Oldenburg im J. 1464 verjagt; und dasselbe Schicksal hatten Johann I im J. 1501, und Christian II im J. 1521. Unter den Königen aus dem Hause Wasa wurde Wasa's nächster Nachfolger entsetzt und verbannt, Elofsmund entsetzt, und, um von Gustav Adolf des Grossen Tode gar nicht zu reden, die Königin Christine zur Entsagung vermogt. Unter den Königen aus dem Hause Pfalz-Zweibrücken starben Karl Gustav und Karl XII eines gewaltsamen Todes. Endlich unter den Königen aus dem Hause Oldenburg oder Holstein-Gottorp hatten Gustav III und Gustav Adolf IV die Schicksale, deren Augenzeugen wir gewesen sind. Hiernach muß man annehmen, daß die Thronrevolutionen in Schweden wenigstens eben so dargebracht sind, wie im türkischen Reiche. Welche allgemeine Ursache aber soll man für diese Erscheinung aufsinden? Unstreitig hat die schwedische Verfassung sehr viel zu verantworten; allein die Verfassung kann wiederum nur als die Ausgeburt mangelhafter Ideen von der Natur der Gesellschaft betrachtet werden. Und so kommt ich darauf zurück, daß von allen diesen Thronrevolutionen keine einzige Statt gefunden haben würde, wenn Schweden — jemals ein gutes Finanzsistem gehabt hätte. (!) Dies Reich wird noch sehr viele Thronrevolutionen erleben, aber keine wird das leisten, was sie eigentlich leisten sollte, weil für Schweden ein gutes Finanzsistem beinahe unmöglich geworden ist. — Schwedens Könige — doch ich will die Kühnheit des Gedankens nicht zu weit treiben, und was ich über diesen Gegenstand noch sagen könnte, lieber ersatzen lassen."

Was haben unsere Philosophen, ihrem System zu gefallen, nicht schon alles aus der Welt, aus der Geschichte und aus dem Menschen gemacht!

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 57. — den 19 Juli 1809.

Reise der englischen Gesandtschaft von Gibraltar und Tanger nach Fez, im Jahre 1801.

Folgendes ist der Auszug aus dem Reise-Journal des britischen Wundarztes James Curtis, welcher die englische Gesandtschaft im Frühjahre 1801 zum Kaiser von Marokko begleitete. Hr Curtis, welcher sein Tagebuch schon vor einigen Jahren in England bekannt gemacht hat, lieferte nach dem, was wir schon früher durch Stuarts, Chardonnes und besonders durch des dänischen Justizraths Höst Geschichten und Reisen, von jenem Gegenden erfuhren, wenig Neues. Wir finden jene durch die Natur so hoch begünstigten und vom Menschen so ganz verwahrlosten Länder fast noch in demselben Zustande, wie sie der genau und sorgfältig beobachtende Däne in den Jahren 1760 bis 1768 gesehen hatte. Inzwischen werden auch die kleinen karakteristischen Züge, welche der Britte zu dem Gemälde des immer noch zu wenig gekannten afrikanischen Staates in unsern Tagen auffaßte, vielen unserer Leser anziehend sein.

Am 12 Mai (1801) schifften wir uns zu Gibraltar ein, und landeten bald an Afrika's Küste, in der Bai von Tanger. Die Stadt macht von der Seeseite einen angenehmen Eindruck. Malerisch erheben sich die Gemäuer des alten Schlosses, welches durchaus so gelassen ist, wie es ehmals von den Portugiesen bebauet war; denn die Mauren bessern nie alte Gebäude aus. Einige Soldaten, von armseliger Gestalt, sind die einzigen Bewohner der weitläuftigen Burg.

Von innen aber ist die Stadt gar nicht so reizend, wie sie sich dem Meere entgegen darstellt, sondern unreinlich im höchsten Grade, wie das in allen mauriſchen Orten zu sein pflegt. Die Straßen sind eng und kothig, haufig, stinkend. Die Mauren sind so träge, daß sie truppweise ganze Stunden in der Straße vor ihren Häusern dasitzen können, ohne auch nur ein Wort zu sagen oder sich von der Stelle zu bewegen. — Die Dächer sind flach und terrassenförmig; alles Wand- und Mauerwerk ist inwendig und auswendig mit gröster Sorgfalt geweißet, theils um die Insekten zu tödten, theils um die Gebäude frisch zu erhalten. Daher hat Tanger in der Ferne etwas Blendendes, und kündet Reinlichkeit an; aber eben daher entstehen auch, durch die von den weißen Mauern zurückprallenden Lichtstrahlen, die vielen Augenkrankheiten der Einwohner. Von zehn Personen, rechnet man, hat gewiß eine den Staar.

Die Population schätzt man 15,000 Seelen stark. Jeder Mann ist Soldat, und immer bereit, die Winke des marokkanischen Kaisers zu vollstrecken. Sein Wille sei noch so grausam, er wird blindlings vollzogen. Religion und Gewohnheit des Sklaventhums seit einem Jahrtausend erstickt jede Idee von Freiheit. Die Unterthanen sind willenlose Werkzeuge bald der Usurpation, bald der Unterdrückung, bald der bürgerlichen Zwietracht. Sie gebrauchen ihre Kräfte nur, um die Ketten ihrer Sklaverei fester schmieden zu helfen.

Der Gouverneur von Tanger ist ein Maure, und im Vergleich anderer seines Ranges schlecht besoldet. Er hat ein Korps von 2000 Mann unter seinem Befehl, das man aber nur zwei- oder dreimal des Jahrs unter den Waffen sieht, nämlich wenn die Löhnung ausgezahlt wird. Der Reiter bekommt ein für alle mal sein Roß; er muß es ernähren; man setzt voraus, es sei unsterblich. Die Soldaten können alle Gewerbe treiben, und selbst die Offiziere, vom Geringsten bis zu dem, der tausend Mann kom-

Digitized by Google

mandirt, machen gar kein Bedenken daraus, in den Häusern der Europäer die niedrigſten Dienſte zu verrichten. Die Leute halten es vielmehr für die größte Ehre, vorzugsweiſe vor andern in den Häuſern der Konſuln zu dienen; denn dieſe ſind in ihren Augen Weſen einer höhern Art.

Die Feſtungswerke ſind ganz im Verfall. Die gewaltig hohe Stadtmauer iſt von unzähligen Störchen bewohnt, die ich anfangs für Soldaten hielt. Das Schloß ſoll von ſechszehn Kanonen und einem Mörſer vertheidigt werden; das Geſchütz aber iſt gar nicht einmal in Batterien aufgerichtet.

Der Handel von Tanger beſchränkt ſich lediglich auf Lebensmittel für Gibraltar, Portugall und Spanien. Die beiden wöchentlichen Markttage, der Donnerstag und Sonntag, haben viel Leben und ungeheuren Ueberfluß von Lebensmitteln aller Art und Schlachtvieh. Die Handwerker ſchlagen Zelte auf den Marktplätzen auf, um öffentlich zu arbeiten; aber es ſind auch die zwei einzigen Tage der Woche, an denen ſie arbeiten. An Taſchenſpielern und Zauberern fehlts dann auch nicht. Das Volk iſt unwiſſend, daher auch ungemein leichtgläubig, und begierig dergleichen Wunderdinge zu ſehen. Wir waren Zeuge, wie einer dieſer Tauſendkünſtler eine große Schlange in Gegenwart zahlreicher Zuſchauer und unter deren lautеſten Beifall hinunterſchluckte. Die Mannfakturen von Tanger ſind alle von der gröbſten Gattung.

Die Landſchaft rings um die Stadt her iſt ausnehmend ſchön, und mit Dörfern und Garten überſäet; doch geht dies nicht weiter, als fünf bis ſechs engliſche Meilen. Dann verſchwinden die feſten Wohnplätze. Die Araber wohnen nur unter Zelten, und wenn deren zwanzig beiſammen ſind, ſo nennt mans einen Douwar.

Tanger iſt die Reſidenz aller europäiſchen Konſuln beim Kaiſer von Marokko. Ihre Häuſer ſind ziemlich gut gebaut; eben ſo ſind ihre Landhäuſer recht anmuthig. Nichts lieblicheres als die Garten des engliſchen, des amerikaniſchen und des ſchwediſchen Konſuls auf dieſen Küſten Afrika's! Die Mannigfaltigkeit von Blumen und Gebüſchen; und die Boskets von Orangen ſind ein wahres Eloſium, wenn man aus dem unſaubern Tanger kommt.

Ich machte am 16 Mai einen Spazierritt, um die Gegend zu beſehen. Ich kam an einem gar ſonderbar gebauten Hauſe vorbei; mein Führer erzählte mir, es ſei die Wohnung eines Heiligen. Trotz aller Abmahnungen des Führers ſtieg ich doch ab und ging hinein. Eine Lampe hing oberwärts vom Gewölbe herab, und der Körper des Heiligen war in einen eiſernen Käfig verſchloſſen. Mein beſorgter Führer trieb mit Seelenangſt, daß ich mich entfernen ſollte. Mein Unglaube würde, ſagte er, müßte ich ſterben, oder Muhammedaner werden, ſo ſpricht das Geſetz gegen die Ungläubigen, die einen heiligen Ort entweihen.

Die Mauren haben vor ihren Heiligen mehr Ehrfurcht, als vor Gott ſelbſt. Einer dieſer Heiligen lebt jetzt noch zu Tanger, wo man ihm die grenzenloſeſte Ehrerbietung und unbeſchreiblichſtes Vertrauen bezeugt. Während der letzten Peſt verlor auch der Kadi eine ſeiner Lieblingsgemahlinnen an dieſer ſchrecklichen Krankheit. Der Heilige ließ den Leichnam wieder ausgraben, und um zu zeigen, wie er der Peſt trotzen könne, ließ er ein Stück des Leichnams braten und aß es auf. Dieſe Handlung vermehrte die Hochachtung des Volkes nicht wenig, und der Heilige kann nun alle ſeine Grillen und Launen befriedigen.

Am 17 Mai machte ich dem Gouverneur einen Beſuch. Der Vizekonſul begleitete mich, und ich nahm einige Zeuge, Thee, Zucker und eine Uhr als Geſchenke mit zu ihm. Der Gouverneur iſt ein ziemlich hübſcher Mann, von olivenfarbenem Geſicht. Der Saal, in welchem er uns empfing, war parfümirt; nur wenige Sklaven ſtanden zur Bedienung bereit. Er empfing uns ſehr artig, aber verließ ſeinen Sitz auf dem Teppich nicht. Er ließ uns Thee reichen, ein Beweis ganz beſonderer Aufmerkſamkeit bei den Mauren, die übrigens zu allen Stunden des Tages Thee trinken. Weil es aber eben Mittag war, hatte ich keine Luſt zum Trinken, und ſchlug es aus. Mein Geſchenk ſchien ihm ſehr angenehm zu ſein, und er wünſchte uns gute Aufnahme bei ſeinem Monarchen.

In der Stadt iſt eine Moſchee, die durch ihre Reinlichkeit und Eleganz merkwürdig iſt. Wände und Fußboden ſind mit Teppichen bedeckt. In allen Moſcheen ſteht man einen Springbrunnen, in deſſen Becken die Muhammedaner, ehe ſie ihre Gebete im Tempel verrichten, Hände und Füße waſchen; die gottesdienſtlichen Verrichtungen üben ſie immer barfuß. Fünfmal wird des Tages gebetet; dazu mahnt, ſtatt der Glocken, ein Mann, der von den Zinnen der Moſchee herabſchreit, daß man ihn eine gute Viertelſtunde weit dort; zugleich wird droben eine weiße Fahne ausgeſteckt. An manchen Tagen pflanzt man eine blaue Fahne auf; dann werden die Thore verſchloſſen.

Die Weinberge um Tanger tragen die reichſten Trauben; man könnte den edelſten Wein daraus verfertigen; aber man wagt das nicht, wegen des Weinverbotes für Muhammeds Anhänger. Trotz dem trinken jedoch die Muſelmänner ihre Gläſchen Weins gern verſtohlen, ſo wie auch gebrannte Waſſer. Der zu Tanger fabrizirte Sorbet beſteht aus einem ungegohrnen Traubenſaft.

Wer lange inner Gibraltars Mauern leben mußte, dem wird dieſe Stelle Afrika's ein wahres Paradies. Die Getraideernten lieferu überſchwengliche Fülle; das Gras wird funf bis ſechs Schuh hoch; die Luft iſt von Wohlgerüchen durchwürzt. Hier iſt ein Land, wo Milch und Honig fließt.

Ich hatte mich am 18 Mai auf einem Spazierritt ungefähr zehn engliſche Meilen von Tanger entfernt, ſiehe da ſprengte mit verhängten Zügeln ein Trupp Reiter gegen mich an. Ich glaubte anfangs, man wollte uns angreifen; gerade umgekehrt, es war bloße Hofſtichkeit. So oft gen ſich die Mauren zu benehmen, wenn ſie jemanden die höchſte Achtung bezeugen wollen. Dies Manöuvre iſt für die Zuſchauer ſehr unterhaltend. Die Pferde ſtampfen und werfen ſich voller Ungeduld, ehe ſie fortkönnen. So wie das Zeichen gegeben iſt, ſtürzen ſie mit Vogelſchnelle davon. Sobald aber mit den Flinten eine Salve gegeben iſt, ſtehen ſie mit einemmal ſtill.

Je tiefer ich ins Land hinein kam, je mehr wurde ich von der Schönheit deſſelben bezaubert. Die Fruchtbarkeit des Bodens iſt unbeſchreiblich üppig.

Man hatte mir immer geſagt, wie elend die Europäer im Lande der Berbern leben müßten. Als ich aber am 25 Mai bei dem däniſchen Konſul in Geſellſchaft des ſchwediſchen, ſpaniſchen, portugieſiſchen und engliſchen Konſuls ſpeiſte, erkannte ich aber die Herrlichkeit des Gaſtmals. An dem gleichen Tage kam ein Kavallerieкorps, das uns eskortiren ſollte, Maulesel, um unſer Gepäck zu tragen, ſechs Kamele, um die zu einer reitenden Artillerie gehörigen Feldſtücke fortzubringen, welche mit zu den Geſchenken gehörten, die dem Kaiſer beſtimmt waren. Das

Digitized by Google

Ganze war durch den Hagig-Hage, den Gouverneur von Tetuan, kommandirt. Bei seiner Ankunft machte er dem Gesandten ein Geschenk mit zwei von tetuanschen Früchten schwer beladenen Maulesein. Er sagte, wir müßten den folgenden Tag abreisen, und nicht weit von der Stadt kampiren, damit man jedem Maultiertreiber die ihm anvertrauten Sachen kennen lehre, weil es ausserdem täglich zwischen diesen Leuten Händel geben würde.

Wir reisten am 26 Mai ab. Die verschiedenen Konsuln, der Gouverneur von Tanger, und ein Detachement Kavallerie begleiteten uns. Die Fahne des Gouverneurs von Tetuan ward beständig vor dem Gesandten hergetragen. Am folgenden Tage machten wir nur drei englische Meilen, und hielten zu Swanen an, wo man der Gesandtschaft ein Nachtessen bereitet hatte. Aber so ausgesucht auch die Gerichte waren, konnten wir nur mit Widerwillen davon etwas hinunterbringen, denn alles war Knoblauch und Knoblauch.

Aber das Land, welches wir am zweiten Tage durchzogen, war von ausserordentlicher Schönheit. Alles schien mit großer Sorgfalt angebauet zu sein; die Erndten sind unbeschreiblich ergiebig. Nahe bei dem Kap Spartella passirten wir zwei Ströme; einer derselben ist sehr breit, und könnte ganz gut schiffbar gemacht werden, denn die Flut tritt tief in das Land hinein. Am jenseitigen Ufer ist ein zehn Meilen weiter Landstrich, der gar nicht angebauet ist, und doch versprecht sein schwarzer Erdboden viel Fruchtbarkeit. — Ausser einem kleinen Dorfe und einigen Araberzelten sahen wir den ganzen Tag keine Wohnungen; aber dafür desto mehr umherschwärmende Heerden, oft 500 bis 1000 Stück Viehes beisammen, die gewöhnlich nur ein kleiner Knabe führt. Will er die Thiere zusammendringen, so pfeift er auf eine besondere Art; sie verstehen ihn und kommen gehorsam herbei; des Morgens pfeift er auf eine andere Art, und sie zerstreuen sich wieder über die Wiesen.

Der Kaiser hatte den Gouverneurs der Provinzen, durch die wir kamen, Befehl ertheilt, uns unterwegs mit allem Nöthigen zu versorgen. Diese Befehle wurden mit einer Genauigkeit vollzogen, die oft unser Erstaunen erregte. Die uns begleitenden Araber beobachteten gewissenhaft auch auf der Reise ihre religiösen Pflichten. Der Alkade, oder Gouverneur von Tetuan, war von einem Talb oder Unterpretiser begleitet, der richtig zu den Stunden des Gebets auf arabisch schrie: „Gott ist groß; es ist kein Gott, als Gott, und Muhammed, sein Prophet, ist gen Himmel gefahren!“ Dann wandten alle Mauren ihr Antlitz gegen Osten, und küßten dreimal die Erde.

Den 29 begegneten wir des Morgens einer ansehnlichen Karawane von Maultieren und Kameelen, die mit Kaufmannsgütern von Fez nach Tetuan ging. Der Alkade ließ den Führer der Karavane kommen. Dieser Mann, der ungefähr hundert eigene Maultiere besaß, hatte versprochen, bis zum 27 in Tanger zu sein, um den Alkade zum Kaiser zu begleiten, widrigenfalls hatte er sich anheischig gemacht, sich hängen zu lassen. Der Alkade machte also Anstalt, ihn hängen zu lassen, und der arme Maultiertreiber kaufte sein Leben nur mit einem großen Theil seines Eigenthums zurück.

Das Land, welches wir diesen Tag durchreiseten, ist reich und sehr wohl angebauet. Der Boden ist schwarz und tief; das Korn stand vortrefflich. Der Alkade versicherte, die Pest hätte 80,000 Einwohner, besonders Kinder und Weiber, weggerafft. Der Priester hingegen versicherte mich, seit fünfzig Jahren habe man im Lande der Berbern von keiner Pest gehört, und an allem, was man davon erzähle, sei gewiß kein wahres Wort.

Ein Schwarm Reiter, vom Alkade der Provinz Kelout kommandirt, begegnete uns. Er begrüßte uns mit gewohnter afrikanischer Politesse; das heißt, der ganze Haufe sprengte mit verhängtem Zügel gegen uns an, schoß dann in Schußweite dreimal mit Pulver über uns hin, und unsere Eskorte erwiederte den Gruß auf die nämliche Weise.

Wir kamen durch unermeßliche Strecken ungebauten Landes. Die Pest hatte doch wirklich das Land verheert. Des Abends um sechs Uhr erreichten wir den Ort, wo wir am Ufer des Flusses Wadam die Nacht im Freien zubringen mußten. Die Zelte wurden aufgeschlagen; es war ein liebliches, heiteres Wetter; die Landschaft malerisch reizend. Unserm Lager gegenüber erhob sich der Berg Atlas majestätisch mit seinen Gipfeln bis in die Wolken.

Den folgenden Tag kamen wir bis zur Stadt Alkasar. Der Alkade des Orts an der Spitze einer bewaffneten Menge kam uns entgegen. Wir bekamen auch hier das landesübliche Kompliment; beim Absteigen stürzten ein Paar Mann todt zu Boden; aber man achtete dessen gar nicht; solche Zufälle sind bei diesen Höflichkeiten eben nicht ungewöhnlich; man fuhr darin so lustig fort, als wenn gar nichts geschehen wäre. — An dem gleichen Tage sahen wir eine Exekution, zu welcher eben so viel Hartherzigkeit gehörte. Der Alkade ließ einem Kameeltreiber, über den er mißvergnügt war, die Bastonade geben. Sechs Mann streckten den armen Teufel auf die Erde hin, schlugen ihm Rücken und Fußsohlen mit dicken Prügeln; dann stand der Büßende auf, und war wieder fromm und gut.

In unserm Lager empfingen wir Besuche vom Gouverneur und den vornehmsten Einwohnern Alkasars. Die Gegend ist ungemein anmuthig und reich an den verschiedensten Erzeugnissen. Von 20,000 Einwohnern soll die Stadt nach der Pest nur noch 10,000 behalten haben. Die Alkasaren sollen etwas diebischer Natur sein. Ich bemerkte, daß die umherschwärmenden Araber beiweitem nicht so viel von Augenkrankheiten leiden, als die Stadtbewohner. Die Araber behandeln die Engländer günstiger als andere christliche Nationen. Es geht unter ihnen die Sage, die Engländer würden sich endlich zum Glauben Muhammeds bekehren. Der Kaiser von Marokko hatte eben die Siege der Britten in Aegypten erfahren; man glaubte, die Bekehrungsepoche könne nicht mehr weit sein, da Gott den Engländern erlaubt habe, die Anhänger des Koran zu beschützen.

Alkasar ist noch von den Portugiesen erbauet. Die Stadt ist von einer sehr hohen Ringmauer umgeben, denn die Mauren repariren, wie gesagt, kein Gebäude.

Am 31 Mai schlugen wir das Lager bei einer heißen Quelle von Schwefelwasser auf. Die Gegend, durch welche wir jetzt zogen, war ein Theil der Provinz Siffiana. Wir sahen hier ganze Felder mit Heuschrecken bedeckt; man erinnerte sich nicht, jemals solche Menge gesehen zu haben. Das Land, worüber sie gegangen waren, sah wie verbrannt aus. Da diese Insekten aber diesmal später als gewöhnlich gekommen waren, konnten sie dem Getraide, das schon ziemlich reif war, keinen Schaden mehr thun. Die Mauren brauchen allerlei Künste, um sie zu vertreiben, aber meist allemal mit Glück. Ich sagte zu einem

Digitized by Google

Araber, es gäbe doch wohl auch noch bessere Gegenmittel. „Oh!“ rief er lächelnd, „wir sind nur Dummköpfe; wir haben keinen Menschenverstand. Aber die Alkaden werden euch versichern, sie allein hätten alle Weisheit und alle Wissenschaft der Nation inne.“ Diese Satire ward mir bald durch den Anblick von 50,000 Acres des schönsten Bodens in dieser Provinz bestätigt, die unangebaut und verwahrlost dalagen.

(Der Beschluß folgt.)

Varietäten.

Aus Frankreich.

— Ein Freund des in der mörderischen Schlacht bei Aspern und Eßling am 21 Mai tödtlich verwundeten Marschall Lannes, Herzogs von Montebello, theilt in den französischen Blättern einige Züge aus dem Privatleben dieses Helden mit, die ihn als einen der liebenswürdigsten Menschen bezeichnen.

So furchtbar Lannes in den Tagen der Schlacht dem Feinde war (und gewiß nicht umsonst gab ihm die Armee den Namen des Rolands von Frankreich), eben so häuslich, sanft, und, man sollte fast sagen, kindlich gut war er, wenn er auf seinem Landgute in Maisons im Schooße seiner Familie lebte. Er war ganz Landmann; sein Gut ward eines der schönsten, da es vorher bei der Uebernahme fast einer Wildniß glich. Besonders hegte er auf Schafzucht einen Werth. Er hatte eine Heerde von reinen Merinos angelegt, die eine der schönsten ist, welche man gegenwärtig in Frankreich nur finden kann.

Dieser einfache, innige Sinn für das Ländliche, dieser Hang für das Stillleben in der Zurückgezogenheit, ging soweit, daß auch schon der Anblick irgend eines Fremden ihn dann genirte. Schrecklich auf den Schlachtfeldern, hatte er daheim die Schüchternheit eines Kindes. Sein durch die Welt verbreiteter Ruhm setzte niemanden mehr in Verlegenheit, als ihn selbst.

„Als der Marschall“ so erzählt sein Freund Guillard, „nach den Bädern von St. Sauveur reiste, um sich von den Folgen der in der Schlacht von Jena empfangenen Wunde zu erholen, nahmen wir unsren Weg nach Lestour in Cevs-Departement, des Marschalls Geburtsstadt. Schon in Alais fand er eine Ehrenwache, die seiner seit acht Tagen geharrt hatte, und einen prächtigen Triumphbogen mit Inschriften aller Art. Mich rührete der Anblick dieser Ehrenbezeugungen, die er so sehr verdient hatte; ich erbebte ihm davon; er aber war in der sichersten Verlegenheit. Da wir von Meile zu Meile immer neue Ehrenpforten sahen, konnte er sich nicht länger halten, und sagte, er wolle erst Nachts in Lestour ankommen. So dachte er dem glänzenden Empfange auszuweichen, den man ihm in seiner Vaterstadt bereitete. Aber seine Bescheidenheit ward getäuscht. Er fand des Nachts die ganze Stadt illuminirt, die Ehrenwachen unter den Waffen, und die Magistratspersonen ihn erwartend, da er aus dem Wagen trat.“

„Er war außerordentlich bewegt. Ich war allein mit ihm. Die erste Person, welche er in seinen Armen empfing, war sein ehrwürdiger Vater. Er stellte mich ihm vor, und des Greises Thränen benetzten meine Wangen. Mit Entzücken betrachtete ich die wahrhaft himmlische Freude des guten Vaters, die ihm der allgemeine, durch die Ankunft seines Sohns erregte Freudenumlauf der Stadt verursachte.“

„Wohl war Lannes der zärtlichste Sohn. Das Andenken seiner Mutter ehrte er mit einer Art religiöser Frömmigkeit. Nie sprach er von ihr, daß ihm nicht Thränen in die Augen traten. Aus mütterlicher Zärtlichkeit für ihn war sie gestorben. Er war damals in Aegypten. Eine schmerzliche Zeitung hatte seinen Tod mit schrecklichen Nebenumständen erzählt. Die Mutter bekam das Blatt in die Hände. Sie konnte die falsche Nachricht nicht widerlegen. — Wenn ich an meine Mutter denke, dann — sagte der Marschall oft — ach, dann ist mir all mein Glück gleichzeitig; sie kannte ja nicht mehr leben: o, sie wäre allzugünklich gewesen!“

Ein solches gefühlvolles Herz, wie Lannes trug, war bei fremder Noth gewiß nicht gelassen. Er war der Wohlthäter vieler seiner Kriegsgefährten; er zahlte für viele Soldatenkinder die Pensionen aus seiner Tasche, für die er doch leicht von der Regierung Unterstützung ausgewirkt haben würde. Aber auch dies war ein Charakterzug von ihm: er wollte lieber zahlen, als sich Gnaden anbitten.

Seine Feirmüthigkeit im Reden, seine Offenheit war zum Sprichwort geworden. Bei einer wichtigen Gelegenheit, umringt von den Häuptern der Armee, und unter den Augen des Kaisers, hatte er seine Meinung allein, und behauptete sie mit jener männlichen Festigkeit, die ihm eigen war. Seine Meinung drang wirklich durch. „Maréchal, je vous aime comme cela!“ sagte Napoleon zu ihm mit einer Herzlichkeit, die es bewies, wie sehr des Monarchen Seele mit der des Helden im Einklang war.

Er liebte seine Gattin mit seltener Treue. Er war der glücklichste Gemahl. Fünf Kinder vermehrten den Reiz dieser Ehe. Zu hoch, um die Größe ihres Verlustes zu fühlen, werden sie erst aus der Geschichte den hohen Ruhm des Namens erfahren, den sie tragen.

Aus der Schweiz.

— * Im Mittelpunkt des ungeheuren Kriegstheatres, welches nun den Umfang des ganzen Europa's hat, blieb nur die Schweiz von der Fluth des Universalkrieges verschont. Zwar ihr alter Wohlstand ist dahin, und noch lange hat sie an den Wunden zu heilen, die ihr Revolution und Schlachten fremder Heere schlugen. Aber dankbar erkennt sie das Glück der Ruhe, und den erhabenen Wohlthäter, der es ihr gewährte, Napoleons Name wird, wie von den Vätern des Volkes im Kreise der Tagsatzung, in allen Thälern des Landes wie der Name eines Schutzgottes geehrt. — Inzwischen scheint es, Helvetien, wie es noch vor wenigen Jahren der Gegenstand allgemeinen Mitleidens war, fange nun für manchen unaufrichtigen an, ein Gegenstand der Beneidung zu werden. Man scheint ihm diese Ruhe zu mißgönnen, der es kaum noch ward, und nicht es durch gewaltsame Aufstürmungen zu verdächtigen. — So heißt es in schwäbischen Blättern, die Vorarlberger und Tiroler hätten einen Aufstand im Monat Juni verschoben, weil die aus der Schweiz erwartete Munition nicht eingetroffen sei; eben so, der Kornmarkt der Inlagenten in Bregenz sei am 30 Juni mit Ueberfluß versehen gewesen, da doch die von Schwaben und Baiern verhaßte enge Sperre keine beträchtliche Zufuhr möglich machte. Aber aus der Schweiz ist noch weniger, als aus Schwaben und Baiern, beträchtliche Kornzufuhr für die Rebellen möglich, theils weil die Schweiz selbst keinen Ueberfluß daran hat, theils wegen des langs den Grenzen gezogenen, mit Strenge wachenden Cordons. Es ist möglich, daß, wie in Schwaben und Baiern, auch wohl hin und wieder in der Schweiz ein verdächtiger Geist Goethe und Verordnungen zu umgehen sucht — aber schwerlich würde es ihm gelingen, dem Auge der Beobachter und seiner Strase zu entschlüpfen, wenn er nicht die Wildnissen, unwegsamsten Gebirge zu der verbrecherischen Kommunikation wählen wollte. Und selbst daß die Rebellen den aus der Schweiz erwarteten Munitionsvorrath nicht erhielten, wenn anders das Fahnen seine Richtigkeit hat und nicht bloßes Geschwätz ist, beweist die Wachsamkeit der Obrigkeiten und der ausgestellten Gemstruppen. — Es ist wahrlich nicht zuviel, ein seinen Pflichten treues Volk durch Verdächtigungen und Verläumdungen des öffentlichen Zutrauens berauben und boshafter Weise in Gefahren auflisten zu wollen, deren Folgen nicht zu berechnen sind.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 58. — den 22 Juli 1809.

Reise der englischen Gesandtschaft von Gibraltar und Tanger nach Fez, im Jahre 1801.

(Beschluß.)

An den Grenzen der Provinz Alad-Jama empfing uns der Alkade derselben. Am 3 Juni stiegen wir über das Gebirge des Atlas; der Weg war abscheulich. Hier traten wir in die Provinz Sheragan, deren Einwohner in den Wäldern wohnend, große Räuber und gute Soldaten sein sollen. Sie sind vom Kriegsdienste ausgenommen: nur wenn der Kaiser selbst zu Felde geht, dann sind sie die ersten, die aufgeboten werden.

Als wir am folgenden Tage einen breiten Fluß, Namens Sahw, passiren mußten, fanden wir Schiffe bereit, die uns übersetzen sollten; das Wasser war aber gar nicht tief, und so ritten wir lieber auf unsern Pferden hindurch. Weil die Bergbewohner hier berühmte Spitzbuben sind, ward auch unsere Eskorte verdoppelt; trotz dem stahl man uns, ohne daß es jemand bemerkte, eins unserer schönsten Pferde weg. Die Provinz Alad-Jama ist kultivirter, als andere benachbarte Gegenden; aber der Anbau des Landes ist auch weder kostspielig noch mühsam. Statt den Boden zu pflügen, macht man ihn nur mit einer großen Egge wund, säet das Korn und eggt es wieder unter.

Am 5 stiegen wir über eine andere Gebirgskette des Atlas. Von der Höhe herab sahen wir die Stadt Fez in einer weiten Ebene vor uns liegen, rings von Bergen umkränzt. Die Wege waren so schlecht, daß wir uns in mehrere Haufen vertheilen mußten. Sobald wir den Fuß des Gebirges erreicht hatten, ließen wir dem Kaiser unsere Ankunft melden. Wir bekamen Befehl, unser Lager in einer geräumigen Ebene aufzuschlagen, eine halbe Stunde vor der heiligen Stadt.

Es währte nicht lange, so sahen wir ein Detaschement der kaiserlichen Garden, einige Großoffiziere des Staats mit der Fahne des Kaisers, und den Gouverneur von Fez daherkommen, um uns abzuholen. Auch der Staatsschatzmeister, welcher bei solchen Anlässen den Gesandten sein Haus einraumt, begleitete uns. Die afrikanischen Komplimente, nämlich Kavallerieevolutionen und Salven mit dem kleinen Gewehr, dauerten bis nahe vor der Stadt, wo uns eine unzählbare Menge Volks entgegenströmte. Als wir in die Nähe von den Wohnungen der Heiligen kamen, mußten wir so lange, bis die Priester ihr Gebet verrichtet hatten, Halt machen; hingegen die Juden vom Gefolge des Gesandten einen Umweg nehmen. Sie dürfen gar nicht in der Nähe der Heiligthümer athmen. Auch Ebensten dürfen den heiligen Boden selbst nicht betreten.

Unterwegs machte sich ein Verrückter an uns, dessen Gebete wir anhören sollten. Die Mauren verehren die Narren, wie Inspirirte; die Soldaten wagten nichts dagegen einzuwenden. Als er endlich fertig war, ließ das Volk ein mächtiges Geschrei aus, und ließ uns weiter ziehn.

Man gab dem Gesandten vier weitläufige Zimmer mit der Aussicht in einen großen voller Früchte hängenden Garten. Im Hof war ein Bad mit zwei Springbrunnen. Das Haus war mit Teppichen u. s. w. orientalisch meublirt; wir brachten dagegen unsere Feldbetten an.

Der Kaiser ließ uns sogleich zehn Schüsseln mit einem Gericht Cus-cu-sow bringen, das ist, einem Gemenge von Hammelfleisch, Geflügel und Früchten, nebst sechs Körben voll Birnen,

Digitized by Google

Aepfel, Pflaumen u. dgl. Ein Paar Augenblicke nachher kamen schon wieder sechs ungeheure Schüsseln Cus-cu-sow, davon einige zentnerschwer waren. Wir vertheilten sie an die Kameelführer und Maulthiertreiber.

Nach so ermüdenden Reisen hofften wir, endlich einmal der süßen Ruhe recht pflegen zu können; aber man konnte vor dem Geschrei der ungeheuren Menge Frösche und Kröten, davon das Land wimmelt, kaum einschlafen. Vom Abend bis zum Morgen dauert das Koaxen, und unser Bad war immer von den Thieren voll. Ich wollte den andern Morgen einen Mauren nöthigen, unser Bad von dem Ungeziefer rein zu machen, und uns davon überhaupt zu befreien. Aber er antwortete, diese Thierchen ständen unter Protektion des Propheten; es könnte ihm eine schwere Krankheit zuziehen, wenn er es thäte. Zum Glück war einer unserer Juden weniger bedenklich. Für ein Paar Realen schaffte er uns Ruhe vor dem Geschmeiß; aber die Mauren waren so aufgebracht gegen ihn, daß er den unmittelbaren Schutz des Gesandten gegen ihren frommen Zorn anrufen mußte..

Der Alkade Haghy-Haghe bekam am 6 Juni einen schriftlichen Befehl vom Kaiser, dafür zu sorgen, daß dem brittischen Gesandten nichts fehle, und bei dieser Gelegenheit alles zu übertreffen, was man sonst bei ähnlichen Anlässen gethan. Er küßte den Brief; alle die den Brief sahen, küßten denselben voller Ehrfurcht. Haghy-Haghe war durch den Brief von des Kaisers Hand ein Gegenstand des öffentlichen Neides, aber auch eben durch ihn über alle seines Gleichen erhoben.

Ich war beauftragt, bei der Aufstellung der mitgebrachten Feldstücke, die man vor der Stadt auf einem großen Platz, in der Nähe eines kaiserlichen Gartens gelassen hatte, die Aufsicht zu führen. Ich hatte eine Eskorte von sechs Soldaten, und wurde bald von einer Menge Volks umringt, die mich gar nicht wieder verließ. Die Leute examinirten meine Kleidungsstücke und besonders meine Stiefeln mit ausserordentlicher Neugier. Als man hörte, ich sei Arzt, bezeugte man mir noch mehr Ehrfurcht und Aufmerksamkeit. — Das Volk bewunderte besonders die Räder an den Feldstücken.

Fez ist beträchtlich größer als Marokko. Weil Muhammed auch einmal in Fez gewohnt haben soll, heißt es die heilige Stadt. Die Straßen sind sehr enge, fast ganz mit Arkaden bedeckt; haben im Sommer einen Schuh hoch Staub, im Winter einen Schuh hoch Koth. Man muß sich gar nicht wundern, wenn in solchen stark bevölkerten Städten, wo Menschen auf Menschen gebaut sind und vergiftete Luft einathmen, ansteckende Seuchen grassiren. Schlägt man den Mauren vor, sie sollen Häuser und Straßen rein halten, und der Luft mehr Kreislauf verschaffen, so erwiedern sie ganz devot: „Wenn einmal die Pest kommen soll, so kommt sie doch, und wir müssen daran sterben!“

Alle Städte werden mit einem Thore gegen Abend geschlossen; jede Straße der Stadt Fez wird ebenfalls durch ein ähnliches Thor verschlossen. Man geht selten nach Sonnenuntergang aus, weil dann Räuber und Mörder ihr Wesen treiben; man steht dagegen früh auf, und macht seine Geschäfte ab, ehe die Sonne zu heiß brennt.

Die Stadt Marokko ist ganz öde. Die Pest hat da 300,000 Einwohner weggerafft. In 27 Tagen der mittlern Sterblichkeit kamen täglich 3500 Menschen um. Wer zehn bis zwanzig Dukaten zu bezahlen hatte, ließ seine Verwandte wenigstens begraben. In Fez aber warf man die Kadaver nur in die benachbarten Berge, und deckte sie, wenn ihrer drei bis viertausend beisammen lagen, mit Sand zu. Gute medizinische Polizei! — Fez hat durch die Pest 170,000 Einwohner verloren, besonders junge Leute beiderlei Geschlechts.

Die reichen Frauenzimmer gehen nie aus, als auf ihre Terrassen. Ich stieg den Tag nach unserer Ankunft auf das Dach unsers Hauses, und sah auf den benachbarten Terrassen viele prächtig gekleidete Damen, die mit den Fingern, auf meinen Kopf deutend, Bewegungen machten. Sie wollten mit zu verstehen geben, wie ich verfuhr, ich solle mir die Haare nach maurischer Art abscheeren lassen. Sie kleiden sich ganz griechisch, aber tragen einen Turban von ganz besonderer Form; Pantoffeln, aber keine Strümpfe, und kurze Röckchen. Um den Leib haben sie einen goldenen oder silbernen Gürtel mit Schnallen, die gewöhnlich mit kostbaren Steinen besetzt sind. Die Mauren glauben ihre Weiber nie genug ausschmücken zu können; sie haben deren immer soviel, als sie zu ernähren im Stande sind, doch nie mehr als vier gesetzliche Gattinnen. Ohne daß der Bräutigam die Braut gesehen, ohne daß man diese um ihre Einwilligung gefragt hat, arrangiren die Väter jede Heirath. Der Gemahl, falls er die junge Frau nicht behalten will, macht sich zur Auszahlung einer gewissen Geldsumme pflichtig; die Heimsendung muß aber, nach Muhammeds Gesetz, in den ersten acht Tagen geschehen, und tritt der Fall ein, so ist dies für den Ruf des Frauenzimmers gar nicht nachtheilig.

Es ist nur Zufall, wenn man einem Frauenzimmer irgendwo begegnet. Sind die Damen bei einander zum Thee, so richten es die Männer im Hause so ein, daß sie abwesend sind; umgekehrt, haben die Herrn Besuch, so bleiben die Schönen in ihren Gemächern.

Der Kaiser ließ unserm Gesandten am 7 Juni sagen, er würde ihm am folgenden Tage um zehn Uhr Morgens Audienz geben. Wir bereiteten uns also zur großen Zeremonie vor. Was sich, nach Sitte des Landes, von den für den Kaiser bestimmten Geschenken in Seidentücher einschlagen ließ, ward darin gewickelt. Die feinen Tücher wurden in einzelne Stücke geschnitten, groß genug, um Silams daraus zu machen. Der Silam ist ein Mantel mit einer Kapuze und Silberfangen; die Minister und vornehmsten Offiziere tragen ihn, und sind sie zu Pferde, werfen sie ihn queer vor sich über den Sattel.

Den folgenden Morgen also machten wir uns auf den Weg zum kaiserlichen Palast mit allen Geschenken. Diese bestanden aus den Feldstücken nebst Munition, aus Thee, Zucker, breiten Tüchern, einer Flinte mit Gold eingelegt, einer goldenen mit Diamanten besetzten Uhr, und einem prächtigen Kristallleuchter für den kaiserlichen Palast.

Um dem Gedränge des Volkes auszuweichen, mußten wir, dem Befehl des Kaisers zufolge, einen großen Umweg um die Stadt machen. Trotz dem drängte sich, und aller Vorsicht der Hofbeamten ungeachtet, eine ungeheure Volksmenge von allen Seiten gegen uns. Ja ein Kerl stürzte gegen den Gesandten los und wollte ihm eins versetzen mit einem Streitkolben. Die Garden entwaffneten ihn aber, und nun schimpfte der Bursche aus Leibeskräften gegen die ganze Gesandtschaft.

Nachdem wir vor dem Palast des Monarchen angekommen, die kaiserlichen Garden in zwei Reihen gestellt waren, erschien auch der Kaiser. Er war zu Pferde, und hatte kein anderes

Digitized by Google

Unterscheidungszeichen seiner Würde, als den Sonnenschirm, den man ihm über dem Korse trug. Zwei Mann mit Lanzen gingen vor ihm her; neben ihm zwei Jünglinge, die ihm die Fliegen abwehrten. Die Minister und der Gouverneur von Fez folgten in gewisser Entfernung.

Der Alkade von Haghy-Haghe präsentirte uns dem Kaiser. Der Gesandte hatte den Vizekonsul Dolmetsch auf seiner Rechten, mich neben sich auf der linken Seite, die Geschenke hinter uns her. Fünfzig Schritte noch vom Kaiser mußten wir die Hüte abnehmen und uns verbeugen. Dann mußten wir näher treten; abermalige Verbeugung; dann ließ uns der Kaiser ganz heantreten, dritte Verbeugung.

Der Gesandte überreichte nun den Brief seiner großbrittannischen Majestät, den der Kaiser unmittelbar seinem Schatzmeister übergab. Darauf sagte er zum Gesandten, er zweifele gar nicht, daß Fürst Georg der mächtigste Fürst der Erde und Protektor des muselmännischen Glaubens sei. „Mogen doch" setzte er hinzu, „die andern Nationen eifersüchtig werden auf meine Gnengtheit für die Engländer; sagt eurem Fürst Georg, daß er alles haben solle, was mein Reich hervorbringt." Der Gesandte antwortete etwas Schickliches, und überlieferte die Geschenke, nebst einer erklärenden Note, dem Schatzmeister. Der Kaiser befahl diesem Minister, uns in die Stadt zu begleiten, und uns das Schloß zu zeigen. Darauf verließen die Garden in aller Unordnung ihre Reihen, und drängten sich herbei, um die Geschenke zu begaffen, ohne weitere Achtung für ihren Souverän. Dieses interessirten die Kanonen am meisten. Er hätte sie gern abschießen hören; das mußte aber für den folgenden Tag verspart werden, weil das Pulver noch nicht ausgepackt war.

Der Schatzmeister führte uns auf eine Höhe an der Westseite der heiligen Stadt, wo wir sie ganz überseben konnten. Sie hat einen Umfang von sieben bis acht englischen Meilen, und soll ungefähr 300,000 Einwohner haben.

Ein Priester von Fez gab mir über diese Stadt folgenden Detail. Es sind darin 121,452 waffenfähige Männer, 982 Moscheen, 530 Brunnen, 249 Bäder, 137,610 Häuser, 567 Herbergen, 11,496 Kramladen ohne die Brodladen, 80 Kornmühlen, 1305 Bäckereien, 19 Seifensiedereien, 14 Gerbereien, deren jede über 4000 Arbeiter gebraucht, 32 Bleichen, 86 Färbereien, 245 Notarien, 800 Malerwerkstätten.

Es ist nicht möglich, schönere Garten, als die des Kaisers von Fez zu sehen. Sie sind die Schöpfung eines Gärtners von Lissabon. Alle liegen sie auf Anhöhen, welche die Stadt beherrschen, belebt durch die schönsten und mannigfaltigsten Wasserfälle und Springbrunnen.

Gegen Mittag gab der Gesandte dem Schatzmeister zu verstehen, es wäre besser, wenn man die Besichtigung der übrigen Sehenswürdigkeiten auf eine andere Zeit verschobe. Aber vergebliche Mühe. Der Schatzmeister sagte, es wäre des Kaisers Befehl, wir sollten die ganze Stadt sehen, und da helfe nichts, wir müßten gehorchen. So mußten wir nun in den brennendheißen Straßen dieser Hauptstadt, von unzähligem Volk umringt, Buße thun, indem wir mit kleinen Schritten weiterzogen. Wir besahen auch eine Porzelanmanufaktur, die freilich kein chinesisches Porzelan liefert, obschon sie ihm nachahmt. Diese grobe Fabrikation ist inzwischen für die Bedürfnisse der Mauren hinreichend, deren Hauptgeräth immer eine Art großer Schüssel ist, für ihren Ragut, den sie Cus-cu-soo nennen.

Bei unserer Rückkunft sahen wir den Kaiser wieder, der aus der Moschee kam. Er soll einer der gelehrtesten Männer seines Reiches sein, der darauf ausgehet, Hoherpriester zu werden. Er verrichtet täglich seine zwölf Gebete. In der Kleidung ist er von den übrigen Mauren eben nicht verschieden, nur trägt er feinere Zeuge. Er ist ein Mann von angenehmer Physiognomie, groß und stark. Dem Landesgesetz zufolge hat er vier rechtmäßige Gemahlinnen, alle auf der kaiserlichen Familie; die Zahl seiner übrigen Lebensgefährtinnen ist unbeschränkt; er hatte deren ungefähr sechzig.

Mit seinen Unterthanen ist er beständig im Kriege, weil sie oft die Abgaben verweigern. Kurz vor unserer Ankunft in Fez hatte er eine Kriegssteuer verlangt, die beim Volk heftiges Murren verursachte. Ich fragte einen Mann, der sich bitterlich darüber beklagte, daß ihn die Auflagen ganz zu Grunde richten würden, wieviel er denn zahlen müsse im Jahr? „Ach," seufzte er, „zwölf Blankins!" — Also ungefähr zehn Kreuzer oder drittehalb Groschen.

Herrliche Unterthanen seid ihr Mauren, dacht' ich, euch sollte man nach Europa verpflanzen!

Stoff zu Parallelen.

Seltsame Lobrede auf einen König.

Der Adel von Armenien im fünften Jahrhundert war über die Anschweifungen des armenischen Monarchen, der damals noch christlicher Religion war, so empört, daß man sich lieber unter perrische Herrschaft begeben wollte. Die Edelleute suchten auch den Beifall des armenischen Erzbischofs Isaak für ihren Entschluß zu gewinnen; dieser aber (wie uns der Geschichtschreiber Moses von Chorene, B. 3, Kap. 63, meldet) antwortete heiligen Eifers voll: „Wahr ists, unser König ist den ausschweifenden Freuden der Welt ergeben, aber — er ist in den heiligen Wassern der Taufe gereiniget worden. Wahr ists, er liebt die Weiber nur allzusehr, aber — er betet doch nicht das Feuer an und die Elemente! Er verdient euern Tadel und den Vorwurf des schlechten Lebenswandels, doch ist er ein treuer, unzweideutiger katholischer Christ, und mogen auch seine Sitten schändlich sein, ist doch sein Glaube unbefleckt. Nie willige ich ein, daß meine Schafe der Wuth reissender Wölfe preis gegeben werden. Ihr selbst würdet nur zu früh den leichtsinnigen Tausch bereuen, die glänzenden Tugenden eines Heiden den Schwächen eines Gläubigen vorzuziehen!"

Tatarische Staatsmaxime.

Als die Mogolen China's nördliche Provinzen erobert hatten, hielten sie Kriegsrath, was mit Land und Leuten anzufangen sei? Tschingis, der Kaiser der Mogolen, hörte die Vorschläge seiner Räthe ruhig an, und die allgemeine Stimme vereinigte sich dahin, daß man alle Einwohner dieses volkreichen Landes vertilgen solle, um für die mogolischen Viehherden Platz genug zur Weide zu finden. Die Eroberer behandelten vorzeiten die Völker wie Bäume; man verpflanzte sie, oder rottete sie aus, oder verschenkte und verkaufte sie nach Wohlgefallen.

Da trat ein ehrwürdiger Mandarin Yeluchusan vor den Staatsrath, und rettete durch Standhaftigkeit sein Vater-

Digitized by Google

land, indem er zu Dschingis sprach: „Deinen unüberwindlichen Waffen, Sohn der Sonne, sind die vier Provinzen Petcheli, Kantong, Kanfi und Leaotong unterworfen. Werden dir Viehheerden oder arbeitsame Menschen in ihnen mehr Gewinn einbringen? Siehe diese vier Provinzen liefern alljährlich unter einer milden Verwaltung 500,000 Unzen Silbers, 400,000 Maas Reiß und 800,000 Stück Seide. Tragen deine Heerden größern Nutzen?“

Dschingis ließ sich das Argument gefallen, und ward — sehr menschlich; er war es sonst eben so wenig, als in spätern Zeiten Timur oder Tamerlan, den sein Geschichtschreiber Eberefeddin Ali den Großen hieß.

Dieser berühmte Tatarkhan ließ, in seinem Lager vor Delhi, 100,000 indische Gefangene, die bei der Annäherung der Armee ihrer Landsleute gelächelt hatten, ohne Umstände niedermachen. — Ein theuer bezahltes Lächeln!

Schmähschriften.

Friedrich der Große ließ die gegen ihn geschriebenen Pasquille, wenn sie an den Mauern zu hoch angeschlagen waren, tiefer hängen, damit die kleinen Leute sie bequemer lesen könnten. — Joseph der Zweite ließ die Schmähschriften zum Besten der Armen verkaufen. — Mazarin machte es noch anders. Man ließ abscheuliche Sachen gegen ihn drucken. Er that sehr aufgebracht darüber; im Grunde machte es ihn aber gar nichts daraus. Eines Tages gab er Befehl, man solle alle Exemplare, soviel man deren nur von den ärgerlichen Schandschriften habhaft werden könne, auftreiben und einbringen. Verbrennen wollte er sie, sagte er. Man bekam einen ziemlichen Vorrath. Als er sie hatte, ließ er sie — verkaufen, aber ganz unter der Hand; das brachte ihm an zehntausend Thaler ein, und gab ihm viel zu lachen. „Die Franzosen“ pflegte er oft zu sagen, „sind herrliche Menschen; ich lasse sie singen und schreiben, und sie lassen mich machen was ich will.“

Varietäten.

Aus Deutschland.

— * Unter Protestantismus dachte man sich bisher Freiheit des Geistes von allem willkührlichen Glaubenszwang — er war das Entgegengesetzte vom Papstthum. So meinten es Luther, so Zwingli, so Calvin. Durch Umstände aller Art verleitet, fingen die Nachfolger dieser Reformatoren an, den Protestantismus in den engen Kreis symbolischer Bücher einzubannen, ganz dem bestimmten Sinn der Reformatoren entgegen. Der Widerbruch von symbolischen Glaubensfesseln und dem Protestantismus mußte wieder zum Untergang der einen oder der andern führen. Die seelere und gründlichere Untersuchung der heiligen Schriften ward der Symbolik nachtheilig. Der ächte Protestantismus erhob sich wieder in angefochtener Freiheit.

Seit einiger Zeit erscheinen in Deutschland ein Paar Journale für den Protestantismus. Man erblickt darin zuweilen die seltsamsten Tendenzen, und einer derselben („Für die protestantische Kirche und deren Gesellschaft“. Lpz. 1809, zweites Heft) bringt als das natürlichste und wirksamste Mittel, die eigentlichen Religionszwecke zu erreichen, in Vorschlag, die bei den katholiken übliche Hierarchie, Erzbischöfe, Bischöfe u. s. w. in die deutsche protestantische Kirche einzuführen. Dadurch, meint man, werde Religiosität und Tugend am besten befördert werden. Dem Erzbischof wünscht man ein reiches Gehalt, Pracht zur Ehre der Kirche, Einfluß und hohes Ansehen. Er investirt die Bischöfe, die ökonomischen Angelegenheiten der Geistlichkeit, präsidirt in der Versammlung der Bischöfe u. s. w. — Dem Bischof wünscht man wenigstens 4000 Thaler Gehalt, Currentlaune über Superintendenten und Pfarrer, Recht die Geistlichen zu ernennen, zu examiniren, zu suspendiren, ihres Amtes zu entsetzen u. s. w.; er besorgt nur an hohen Festtagen pontifical den Gottesdienst in seiner Kirche mit großer Feierlichkeit, und wacht darüber, daß an der protestantischen Glaubenslehre nichts geändert werde.

In Dänemark und Schweden haben die Protestanten eine ähnliche Hierarchie, darum sollen dort die Menschen religiöser und tugendhafter sein, als in Deutschland. In England wären zwar auch protestantische Erzbischöfe, Bischöfe u. s. w. aber, daß die Leute dort nicht so fromm sind, hat gewiß andere Ursachen, heißt es. — Woher man aber wisse, daß die Dänen und Schweden viel tugendhafter und religiöser als die Deutschen seien, wird nicht angegeben. — Hinge aber das ächte Christenthum von äußerer Kirchensucht und Hierarchie ab, so müßten die Katholiken die tugendhaftesten Leute von der Welt sein, denn sie haben diese Formen schon seit mehr als tausend Jahren.

Alles Disputiren und Formenwerk, kirchlicher Prunk und Autoritätenwesen in Glaubenssachen, kann wohl zu äußerer ehrbarer Zucht und ordentlichem Schein, nie aber unmittelbar zu wahrer Religiosität, zu ächter Tugend leiten. Es würde nicht sein, selbst wenn alle protestantische Erzbischöfe der ganzen Welt wieder unter einem höchsten Bischof oder protestantischen Papst ständen.

Dem Verfasser jenes seltsamen Vorschlags über zum Glück in Deutschland nicht sobald realisirt werden wird, weil die Fürsten ihr Geld für die verarmten Unterthanen nothwendiger als zur Stiftung fetter Bisthümer und Erzbisthümer gebrauchen) ist es mit seinem Projekt vollkommen Ernst. „Ihr erhabenen Stellvertreter der Gottheit!“ — so apostrophirt er zuletzt die deutschen Fürsten — „In euren Händen liegt nun die bessere Zukunft, das Heil eurer Völker! Erdauet euch der Menschheit, die zu euch aufschreit — rettet, o rettet für sie auf dem Schiffbruch der Zeiten (?) ihren köstlichsten Seelenschatz — Religion.“ Das heißt mit wenig Worten: gebt der protestantischen Kirche katholische Formen mit einträglichen Bisthümern!

Wenn man in unsern Tagen das freie Streben vieler hohen katholischen Geistlichen mit der Sehnsucht mancher protestantischen Geistlichen vergleicht: so sollte man fast glauben, die katholische Welt hätte sich protestantisch, und die Protestanten hätten Lust katholisch zu werden.

Aus Preussen.

— Das den Keimen der Saatfelder in Ostpreußen im Herbst vorigen Jahres so unermein schädlich gewordene Insekt, welches der essten unvollkommenen Beschreibung nach für die Maikäferlarve gehalten wurde (Mitgetheilt s. d. n. Vertik. 1808, S. 404), ist nach einer dagegen von Hrn. L. v. Baltz in Königsberg erschienenen Erklärung die Raupe der Saatule, Noctua segetum. Ihre Verheerung und die dadurch entstandene große Verwüstung der Saatfelder muß allerdings die Aufmerksamkeit der Naturforscher, noch mehr die Oekonomen, auf dies gefährliche Insekt ziehen.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueſte Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 59. — den 26 Juli 1809.

Der Marſchall Macdonald.

Schon längſt ward Macdonald unter den vorzüglichſten Feldherrn der franzöſiſchen Armee genannt. Militäriſcher Scharfblick und Bravour hatten ihm vorzüglich in Italien einen Namen erworben. Die blutige Schlacht an der Trebia, in welcher er drei Tage lang mit geringen Kräften Suworows Kriegsglück zweifelhaft machte, hatte ihn mit Wunden und Ruhm bedeckt, und, wiewohl er überwunden worden war, ſein großes Feldherrntalent beurkundet. — Würdig in dem glänzenden Rang der erſten Heerführer Frankreichs zu ſtehen, begrüßte ihn ſein Kaiſer nach der Schlacht von Wagram, die Oeſterreichs Schickſal entſchied, auf dem Siegesfelde als Marſchall des Reichs.

Stephan Jakob Joſeph Alexander Macdonald, von ſchottiſcher Herkunft, wie ſein Name bezeugt, aber in Frankreich geboren, trat als Jüngling in die Kriegesdienſte ſeines neuen Vaterlandes, da der Generallieutenant Graf von Maillebois im Jahre 1784 von ſeinem Hofe nach Holland geſchickt ward, um die antioraniſche Partei gegen den Erbſtatthalter und Preußen zu unterſtützen. Er ward mit Lieutenantsrang in der Legion Maillebois angeſtellt, und im J. 1787 beim 87 Linien-Infanterie-Regiment. In dieſer ſubalternen Rolle weihte er ſich mit ſeltenem Eifer dem Studium der Kriegskunſt, in welcher er ſich einſt verewigen wollte. Frankreich war damals viel zu ſehr mit ſeinen verworrenen Finanzen beſchäftigt, um ſich in Kriege zu verwickeln. Macdonald ſtudirte die Schlachten der Alten, bis einſt der große Tag erſcheinen würde, welcher ihm ſelbſt die blutige Heldenbahn aufſchloſſe. Nur zu früh für das Glück der Welt kam dieſer Tag mit dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution.

Die werdende Republik, von vielen ihrer vorzüglichſten Land- und Seeoffiziere verlaſſen, ſchuf neue Armeen, und ſtellte ohne Unterſchied die talentvollſten Männer an die Spitzen der kaum gebildeten Brigaden. Macdonald, welcher der Republik treu blieb, und für welchen ein ſchon zehnjähriger Militärdienſt ehrenvoll ſprach, wurde im J. 1793 zum Brigadegeneral ernannt und mit dem Anfange des Jahres 1794 der Nordarmee zugetheilt, welche Pichegru über die lorbeerreichen Schlachtfelder von Cortryk, Tourcoing, Tournay und Herzogenbuſch eroberend nach Holland führte. Bald ſtand Macdonald bei dem Vortrab, bald vertraute ihm Pichegru das Kommando eines detaſchirten Korps an. Er hatte am Ruhm ſeines Oberfeldherrn keinen geringen Theil. Er ward, durch deſſen Schlauheit und Muth der Weg durch Flandern oft gebahnt ward; er ward, der die Poſten von Cammines-Nord, von Warneton und Warvik wegnahm, und nachmals die Einnahme von Oſtfriesland befeſtigte. Dieſe zwei Jahre voller Ruhm und Thaten galten ihm ein langes Dienſtalter. Im J. 1796 ſchon wurde er zum Diviſionsgeneral erhoben.

Als ſolcher kommandirte er anfangs zu Düſſeldorf und Köln, kam dann zur Rheinarmee, und ward endlich der Armee in Italien zugegeben, wo Napoleon Bonaparte, ſelbſt kaum ſeit einigen Jahren Feldherr, den Glanz der Alten vernichtete, und eine Schule neuer großer Heerführer bildete. Auch Macdonald drängte ſich zu den Fahnen des Eroberers von Italien, und gewann ſeine Aufmerkſamkeit, bald ſein Vertrauen. Er blieb auch nach dem Frieden von Campo Formio in Italien, und kommandirte bei der Einnahme von Rom und dem Kirchen-

Digitized by Google

staate unter Berthiers Anführung. Es ist bekannt, wie gleich nach Besetzung des Kirchenstaates im Februar 1798 das Vollziehungsdirektorium Rom revolutionirend in eine Republik verwandelte, und den Papst aller weltlichen Herrschaft beraubte. Macdonald empfing das Kommando von Rom und leitete die politischen Operationen des römischen Konsulats, dessen Name nur an die schönsten Tage des Alterthums zu mahnen schien, um die Versunkenheit dieser einst weltgebietenden Stadt desto auffallender darzustellen. Der französische General arbeitete mit verzehrlichen Anstrengungen, dieser Schattenrepublik Kraft und Wesen zu geben. Aufwiegelerische Priester drohten sie mit fanatischen Predigten zu vernichten, Macdonald ließ die Geistlichen entfernen; ohne Finanzen, ohne Kredit, ohne Hilfsquellen drohte der junge Freistaat von selbst nahen Einsturz, Macdonald erzwang den Umlauf römischer Assignate; ohne eigene Heere und Bewaffnung war Rom dem Spott und Drohen Neapels ausgesetzt, Macdonald ordnete die Bildung römischer Milizen an.

Doch bald ward er für immer aus diesem Wirkungskreise gerissen. Neapel rüstete den Krieg. Der österreichische General Mack, dessen Unglück und Schande ihn berühmter, als seine flüchtigen Siege gegen Rom, gemacht, war an der Spitze von 50,000 Neapolitanern im November 1798 gegen den schwach besetzten Kirchenstaat vorgedrungen. Der französische Obergeneral Championnet sammelte die durch Italien zerstreut stehenden Truppen seiner Republik. Auch Macdonald mußte Rom verlassen und sich mit ihm vereinigen. Sobald Championnet stark genug war, seinem Gegner die Spitze zu bieten, marschirte er ihm entgegen. Bei Trento, Monterosi und Baccano wurden die Neapolitaner geschlagen; bei Calvi und Civita Castellana wurden zwei ihrer Armeekorps aufgerieben, und Macdonald zog schon am 14 Dezember in der Folge seiner Siege wieder in die Thore Roms ein, nachdem er die Stadt kaum drei Wochen verlassen hatte. — Die Zerstörung der neapolitanischen Armee, die Gefangennahme Macks, die Flucht des Hofes von Neapel nach Sizilien, die Verwandlung des Königreichs Neapel in eine ephemere parthenopeische Republik waren die Folge der schnellen Siege, welche man allgemein weniger dem Obergeneral Championnet, als der Klugheit des unter ihm kommandirenden Macdonald zuschrieb.

Wirklich hatte Championnet schon bei Fleurus, bei der Einnahme von Würzburg, und bei vielen andern Gelegenheiten, als Divisionsgeneral große Talente gezeigt; dennoch schien er Macdonalds überlegene Geisteskraft zu fühlen, und die Armee, wie die Regierung, erkannten das Verdienst Macdonalds laut an. Auch empfing dieser, nach Championnets Absetzung, im Frühjahr 1799 den Oberbefehl über die französische Armee zu Neapel.

Während er sich noch gegen den Kardinal Ruffo und die Kalabresen Meißer vom ganzen untern Italien zu machen suchte, hatten im obern Italien der schreckliche Suworow mit seinen Russen, und Melas, Obergeneral der österreichischen Armee, die Hälfte von Bonaparte's Schöpfungen zerstört. General Scherer war schon bei Magnano geschlagen, Serrurier hatte bei Caffano die Waffen strecken müssen, Mailand, selbst Turin fielen in die Hände von Frankreichs Feinden, und nur Moreau der Zauderer rettete durch kluge löwenhafte Vertheidigung noch Frankreichs eigene Grenzen. — Zu spät hatte Scherer die neapolitanische Armee zu Hilfe gerufen; aber beim ersten Ruf machte sich Macdonald mit seinem Heere auf, und durchzog im Flug die ganze Halbinsel Italien. Auf seinem Marsche nahm er alle französische Truppen, wo er sie fand, an sich; aber als er Nordtalien erreicht hatte, sah er sich überall durch den Feind abgeschnitten. Moreau erwartete nur ihn, um dann mit doppelter Kraft gegen Suworow und Melas vorrücken zu können; aber diesen lag alles daran, die Vereinigung unmöglich zu machen.

In der That ward Macdonald schon für verloren gehalten; es herrschte schon allgemein der Glaube, er sei umringt, als er mit unglaublicher Kühnheit plötzlich durch Toskana hervorbrach, und mit seinem kleinen, von langen Märschen ermüdeten Heer sich gegen den linken Flügel der Alliirten warf, indem er denselben im Rücken angriff. Diese That geschah am 12 Juni 1799 im Angesichte der Stadt Modena. Die Oesterreicher unter Hohenzollerns Befehl wurden von ihm geschlagen; dann marschirte er am 14 auf Parma, und wagte es, der vereinten seggewohnten Macht Rußlands und Oesterreichs den Kampf zu bieten. Er wollte mitten durch sie sich den Weg bahnen zur Vereinigung mit Moreau.

Suworow und Melas, als sie Macdonalds verwegenen Plan erkannten, warfen sich schnell mit aller Macht auf ihn. Bei S. Giovanni stand er, unweit Piacenza, am Strom der Trebia. Der Kampf begann am Morgen des 17 Juni; die Deutschen und Russen zweifelten nicht bei ihrer Uebermacht am baldigen Siege. Der Abend kam; das Schlachtfeld war mit tapfern Todten besäet, aber Macdonald stand unerschüttert. Die Schlacht wurde am folgenden Tage fortgesetzt; der Streit noch ergrimmter, die Nacht trat ein, ehe er endete, und Macdonald stand noch unerschüttert. Selbst Suworow fing an zu verzweifeln. Der dritte Tag mußte die Schlacht erneuern, und nun erst an Kräften erschöpft räumte die französische Armee den Siegern das blutige Feld, und zog sich aus Toskana zurück. Macdonald selbst war in dieser Schlacht mehrmals verwundet; und mit Wunden, die er schon vorher bei Modena erhalten hatte, war er in diesen schrecklichen Kampf getreten.

Er verließ, wie gesagt, Toskana, aber nicht wie ein besiegter Feldherr, sondern wie ein Krieger, der den beiden greisen Heerführern der Alliirten Ehrfurcht eingeflößt hatte. Muthig und ungehindert überstieg er mit dem Reste seiner Tapfern die Appenninen, und erreichte glücklich die gemeinschaftliche Meeresküste, wohin sich Moreau gezogen hatte.

Um sich von seinen Wunden zu erholen, ging er nach Frankreich. Bonaparte war aus Aegypten zurückgekommen, und diesem Helden getreu, vereinte sich Macdonald mit ihm zur Revolution vom 18 Brumaire (9 Nov. 1799). Macdonald kommandirte in diesen Tagen zu Versailles, unterdrückte die dortigen Jakobiner, hob ihren Klubb zu Versailles auf, und trug kräftig zur Gründung des französischen Konsulats bei.

Bonaparte, als erster Konsul, behielt den tapfern und gewandten General im thätigen Dienste. Ihm übertrug er 1800 das Kommando der Reservearmee in Graubünden, mit welcher er mitten im Winter (6 Dez.) über die tief beschneiten Alpen des Splügen zog, und durch das Valtelin vordrang. Der Friede von Luneville gab aber bald darauf den Waffen Ruhe.

Macdonald empfing nun (Ende März 1801) als bevollmächtigter Minister Frankreichs eine der wichtigsten Missionen am dänischen Hofe. England, welches keines Neutralen achtete, hatte auch dies nordische Königreich in den Strom der allgemeinen europäischen Revolution gerissen, und durch die Schlacht vor Kopenhagen (2 April 1801) bewiesen, wie gewaltsam es,

Digitized by Google

des Völkerrechts spottend, die Maximen seines Despotismus geltend machen könne. — Macdonald blieb einige Jahre am dänischen Hofe. Er kam im Jahre 1803 zurück, und Napoleon Bonaparte erhob ihn in den Rang der Großoffiziere der Ehrenlegion.

Wie er, unter dem Oberbefehl des Vizekönigs Eugen, den rechten Flügel von dessen Armee führend, von Italien bis Ungarn vordrang, seine Theilnahme an den Waffenthaten des Feldzugs vom Jahre 1809 in den österreichischen Staaten, ist noch in zu frischem Andenken, um hier erwähnt zu werden.

Zur Sittengeschichte der heutigen Araber.

(Nachtrag zum Artikel: Die Marabuts u. s. w. in Nr. 51 dieser Zeitschrift.)

Bei vielen Stämmen der ächten Araber, die Anhänger des Islamismus sind, ist weit besser für die Erziehung gesorgt, als man es sich vorstellt. Ein Schulzelt ist für die Kinder ein Hauptbedürfniß des Stammes. In diesem Zelte sitzen die Knaben auf dem Boden mit unterschlagenen Füßen, und lernen Buchstaben nachschreiben und den Koran lesen. Die Marabuts sind es, die den Kindern Unterricht geben. Für Reisende, so selten sie auch, Handelsleute ausgenommen, in dies Land kommen, ist es oft sehr auffallend, mitten in den Wüsten auf ein solches Schulzelt zu stoßen, und die Stille dieser ungeheuern Einoden durch die monotonen Wiederholungen arabischer Sentenzen, welche die Kinder mit lauter Stimme hersagen, unterbrochen zu hören.

Diese Marabuts wandern dann in Afrika bei Gelegenheit meistentheils südlich, und stoßen auf die Negerstämme, die der Abgötterei und dem Fetisch-Dienste ergeben sind. Auch dort errichten sie ihre Lese- und Schreibeanstalten, nur mit dem Unterschiede, daß in diesen Ländern die Schulen nicht in Zelten, sondern unter dem Affenbrodbaum (Adansonia digitata), dem hochgebietenden Riesen im Pflanzenreiche, gehalten werden. In seinem hohlen Stamme, den ein Dutzend Männer mit ausgestreckten Armen nicht umspannen können, nehmen ganze Familien ihre Wohnung. Seine schattenreiche Aeste dehnen sich so weit aus, daß die Bevölkerung eines zahlreichen Dorfes unter ihnen Versammlungen für ihre Angelegenheiten hält.

Die Neger am Senegal und Niger und an der Guineaküste sehen es sehr gern, daß ihre Kinder bei den Marabuts Unterricht nehmen; denn sie glauben, daß die Europäer nur deswegen ihrer Nation an Verstand, Einsicht und Künsten überlegen seien, weil sie lesen und schreiben können. Auch bedürfen sie der arabischen Sprache zum Handelsverkehr mit den maurischen Karavanen, die von Fez, Marokko und Algier her bis nach Tombuktu im Innern Afrika's ziehen, um Goldstaub, Elfenbein und andere Waaren einzutauschen.

Auf diese Weise verbreitet sich die arabische Sprache bis unter die Neger, die man Madingos und Fideher nennt; und mit der Sprache verbreitet sich der Islamismus oder der Glaube der Muhammedaner an einen einzigen Gott. Im Geiste des Islamismus, der allerdings die Pflichten der Humanität predigt, findet zugleich eine reinere Moral bei dem Volke Eingang, wenn auch wohl der Aberglaube unter der Hand sein Spiel mittreibt, wie es nach der Beschaffenheit des menschlichen Geistes fast nicht zu vermeiden ist.

Eigennutz verleitet die Marabuts, auf Zettelchen verschiedene Verslein des Korans zu schreiben, welche die Neger theuer bezahlen, und als Amulete oder sichere Verwahrungsmittel gegen Schaden, Krankheiten und Gefährlichkeiten des Lebens auf dem Leibe tragen. Diese heiligen Formeln heißen in der Landessprache Grisgris. Die Marabuts treiben damit einen schändlichen Handel.

Bruce auf seiner Wanderung, die er durch das nördliche Afrika, kurz vor seiner Reise nach Abyssinien, machte, fand bei einem arabischen Stamm im Gebiete von Tunis einen angesehenen Marabut, der ein großer Wohlthäter seines Volkes ward.

Er hatte nämlich dem Stamme, bei dem er sich befand, auferlegt, kein anderes Fleisch als Löwenfleisch zu essen. Dieses nöthigte nun seine Stammsverwandten, fleißig auf die Löwenjagd zu gehen. So wie sie sich mit der gefährlichsten aller Unternehmungen fast täglich abgaben, blühten sie zu gleicher Zeit ihren Muth in Gefahren, und sicherten gegen den Angriff der wildesten Raubthiere ihre Heerden von Schafen, Kameelen und Pferden, die eigentlich den Reichthum dieses Volkes ausmachen.

Das sonst despotische Gouvernement von Tunis verlieh diesem herumziehenden Stamme vollkommene Befreiung von allen Abgaben, und beförderte durch solche Nachsicht seinen innern Wohlstand. Dem berühmten Wanderer Bruce, den dieser Stamm unter seinen Zelten aufnahm, stellte man Löwenfleisch, als Speise auf. Er fand es nicht unangenehm, nur etwas süß, vermuthlich aber auch mürbe; denn diesen Geschmack sollen alle Thiere in den afrikanischen Wüsten haben, die unter das Katzengeschlecht gehören, unter welches der Ritter Linné, nach karakteristischen Kennzeichen, den Tiger, die Leoparden und Löwen mit Recht klassifizirte.

Im nördlichen Europa haben wir kein Beispiel, daß in den entsiedelnden Jahrhunderten, wo noch alle Wälder voll von Bären, Wölfen und Luchsen waren, ein christlicher Einsiedler oder Marabut den Genossen seines Glaubens, die sich um ihn sammelten, die Ausrottung schädlicher Thiere zur Pflicht gemacht hätte. Diese frommen Männer lebten von Opfern und fremden Wohlthaten, die sie gegen Gebete für Lebendige, und Seelenmessen für Todte eintauschten.

Don Felix d'Azara.

Dieser verdienstvolle Mann, der nun seine Reisen in das südliche Amerika hat drucken lassen *), ist der größten Aufmerksamkeit der Zeitgenossen würdig. Er ist der Bruder des im J. 1803 zu Paris verstorbenen spanischen Gesandten Don Nikolaus d'Azara. Sein Hof ernannte ihn zum Ingenieur, um die Grenzen der portugiesischen und spanischen Besitzungen in Südamerika nach dem Vertrage von St. Ildefonso festzusetzen. Nachdem diese wichtige Arbeit durch den Fleiß von zwei Jahren beendet worden war, erhoben sich neue Streitigkeiten über die Grenzlinie. Dies war Ursache, daß Azara's Heimberufung verschoben ward. Nun be-

*) *Voyage dans l'Amérique méridionale, par Felix d'Azara etc.* herausgegeben von C. A. Walkenaer nach dem Manuskript des Verfassers, begleitet mit Noten von Cuvier; die Uebersetzung der Naturgeschichte der Vögel von Paraguay und La Plata ist von Sonnini. Paris, 1809. 4 Theile in 8. mit Kupfern.

Digitized by Google

nutzte er die Muße zu Entwerfung einer geometrischen Aufnahme aller der ungeheuern Länder, deren Grenzen er angegeben hatte. Mit den unbeschreiblichsten Mühseligkeiten und Hindernissen, mit den Elementen, mit den ersten Lebensbedürfnissen, mit den Wilden und selbst mit der Bosheit oder Trägheit der spanischen Beamten kämpfend, und unter den größten Aufopferungen von Geld, Genussen und Kräften, bereitete er jene Länder volle dreizehn Jahre lang, und beendete die Riesenarbeit glücklich.

Nicht zufrieden mit astronomischen Beobachtungen, geodesischen Operationen, Beschreibungen der Länder, Völker und Sitten von Paraguay, lieferte er noch die Beschreibung von einer ausserordentlichen Menge vierfüßiger Thiere und Vögel, deren Vaterland und Klima er sorgfältig studirt hatte. Viele der von ihm mit höchster Sorgfalt beschriebenen Geschöpfe sind noch ganz, andere zum Theil unbekannt gewesen; viele Irrthümer Buffons und anderer Zoologen wurden von ihm berichtigt.

Endlich, erst im Jahre 1801, rief die spanische Regierung ihn vom Platastrom und aus Paraguay zurück, wo er seit 1781 meistens in Wildnissen gelebt hatte. — Sein Werk ist ein Schatz für die Literatur, für die Naturgeschichte, für die Länder- und Völkerkunde, auf welches wir die Freunde derselben aufmerksam machen.

Varietäten.

Aus Deutschland.

— Der Hr. Geheimerath Dr. Heim in Berlin macht neuerdings auf eine der merkwürdigsten und unerklärlichsten Erscheinungen in der menschlichen Natur aufmerksam, wo nämlich ganz gesunde Personen einen temporären Verlust des Bewußtseins und der Empfindung leiden. Er führt davon in „Horns Archiv für praktische Medizin und Klinik" 6 Bd. 1 Heft, mehrere auffallende Beispiele an; z. B. daß der Scharfrichter Brand zu Berlin ihm versichert hat, unter hundert Personen, an denen er die Todesstrafe vollzogen, wären kaum zehn gewesen, die kurz vor der Exekution noch ein vollkommenes Bewußtsein und Empfindung gezeigt hätten, und daß, während die Kopfe und Leiber der von ihm des Verbrechs wegen gebohrten Pferde, Ochsen, Schweine, alles Federvieh, gleich nach dem Tode noch merkliche Zuckungen äußerten, der vom Kopf getrennte Körper des Menschen nie die allergeringste Bewegung bemerken ließ, so daß die dem Tode geweihten Delinquenten schon ehe noch Hand an sie gelegt worden, als dem Tode nahe oder Halbtodte zu betrachten waren. Einen der auffallendsten von ihm angeführten Beispiele der Bewußt- und Empfindungslosigkeit eines gesunden Menschen ist aber wohl folgendes:

„Unter der Regierung des russischen Kaisers Paul reisete der Leinwandhändler Löhnig, aus Greifenberg in Schlesien gebürtig, in Handlungsgeschäften nach Petersburg. Hier wurde er von einem hamburgischen Kaufmanne bei dem Kaiser angeklagt, daß er die dort im Hafen befindlichen Schiffe in Brand stecken wolle. Diese Denunziation war hinreichend, um ihn sogleich in Verhaft zu nehmen, und ihn zu einer Strafe von 175 Knutenhieben zu verdammen. Der folgende Tag wurde angesetzt, um diese Strafe an ihm vollziehen zu lassen. Löhnig, der ein sehr robuster und fetter Mann war, wurde mit acht andern Personen, die eine gleiche Strafe zu erwarten hatten, an den Ort der Züchtigung geführt. Der erste derselben, der in Gegenwart der übrigen die Strafe erhielt, bekam 25 Knutenhiebe; der zweite 30, wobei es seinen Geist aufgab. Löhnig sah ihm sterben und rode wegschleppen. Der dritte bekam 40 Hiebe, und Löhnig erinnerte sich noch genau, daß dieser in einem dem Tode ähnlichen Zustande von denen, welche die Knutenhiebe austheilten, mit den Füßen weggestossen wurde. Jetzt kam Löhnig an die Reihe. Dieser bekam 175 Hiebe, und nachdem dies geschehen war, wurden ihm mit einem glühenden Eisen nicht blos beide Nasenlöcher eingerissen, sondern ihm auch auf der Stirn ein griechisches Π eingebrannt; die gebräuchliche Bezeichnung eines Spitzbuben. Ungeachtet dieser Martern kam er doch mit dem Leben davon, erholte sich vollkommen, und kehrte bald darauf, nachdem er noch eine Zeit lang in Sibirien hatte zubringen müssen, in sein Vaterland zurück. Im Jahre 1802 besuchte mich dieser Mann, und erzählte mir zu meiner nicht geringen Verwunderung die Geschichte seines Aufenthalts in Petersburg und der an ihm vollzogenen Strafe. Nachdem ich mich nach allen Umständen genau erkundiget hatte, fand ich, da er seinen Körper entblößte, seinen ganzen Rücken voll Narben, seine Nasenlöcher aufgeschlitzt, an seiner Stirn das eingebrannte griechische Π. So seltsam es mir schien, daß dieser Mann eine so fürchterliche Strafe, ohne ganz zu unterliegen, habe ertragen können; so fand ich doch in dem Umstande, daß dieser Mann einen sehr fetten Körper hatte, schon einige Erklärung. Er erzählte mir jetzt, daß er von dem Augenblicke an, wo er den dritten Züchtling wie halb todt mit den Füßen habe wegstoßen sehen, sein Bewußtsein und Gefühl gänzlich verloren habe. Daß man ihn in die Lage der Züchtigung gebracht, daß er 175 Knutenhiebe erhalten, daß man ihn dann gebrandmarkt und mit einem glühenden Eisen ihm beide Nasenlöcher aufgerissen habe, von allem diesem habe er schlechterdings nichts gefühlt. Wie er in sich gekommen sei, habe er sich sitzend befunden, wobei er deßhalb sind der Nase gedrückt, habe überall in seinem Blute gesessen, und nicht glauben wollen, daß er die Knutenstrafe schon überstanden habe. Er setzte hinzu, daß er bald darauf nebst mehreren andern, unter denen sich auch der Hr. von Koyenne befand, nach Sibirien transportirt worden, und daß sein zerschlagener Rücken erst nach 25 Wochen wieder heil geworden sei."

Aus Italien.

— Der Ehrkönig von Italien hat die Kirche del Joppone zu Mailand in ein italienisches Pantheon verwandelt, worin die Großbeamten des Reichs, die Minister, Senatoren und Staatsräthe, die während der Ausübung ihrer Funktionen sterben, ferner die verdienstvollen Zivil- und Militärpersonen, so wie überhaupt diejenigen Burger begraben werden sollen, welche ihr Vaterland durch Verdienste und Kunst und Wissenschaft verherrlicht haben. Dieser Tempel erhält nun eine vergrößerte Eingangspforte, mit zweckmäßiger Inschrift, und Pflanzungen von Zypressen werden einzelne die Zugänge beschatten. Das Dekret des Vizekönigs Eugen, welches diese Stiftung anordnet, ist vom 22 Juni 1809, auf seinem Hauptquartier bei Comoen in Ungarn datirt.

Die ersten Todten, welche die Ehre des Pantheons empfangen sollen, sind der General Theulie, der im Jahre 1805 vor Koiserg durch eine Kanonenkugel getödtet wurde, der gelehrte Cesarotti und der Dichter Pettinelli.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueſte Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 60. — den 29 Juli 1809.

Miszellen aus Berlin.

Lage Berlins im Juli. — Steigende Verarmung. — Wunſch für Königsberg. — Langſamer Gang der Reorganiſation.

Der Friede von Tilſit freilich iſt längſt geſchloſſen, wir aber leben noch immer im Kriege, und zwar in der fürchtbarſten Periode deſſelben: in den Nachwehen eines unglücklichen Krieges! Die alte Kraft iſt dahin — man empfindet es, und vermehrt die peinliche Ohnmacht durch Muthloſigkeit, durch Unentſchloſſenheit. Keiner weiß ſeine Parthei recht zu nehmen. Es iſt ein widerliches Schwanken der Menſchen zwiſchen Selbſtſucht und Hochherzigkeit, zwiſchen Egoismus und altvaterländiſchem Gemeingeiſt. An Karakter fehlt es faſt allen. Stoff genug wäre vorhanden, aus der preuſſiſchen Nation auf ihrem halbodden Boden noch Vieles, Alles zu machen; aber ſie muß dazu elektriſirt werden; der Krieg hat ihre Nerven gelähmt. Wer darf, wer will in einer Monarchie das Beſſere vom Volk her erwarten? Da müſſen alle gute Gaben von oben herab kommen. Jeder fühlt das, jeder rufts dem andern zu. Was Wunder, wenn dieſe Stagnation der Kräfte und Ordnungen endlich moraliſche Seuchen, fieberhafte Träumer und Unholde gebiert? Ach mein liebes, mein gutes Vaterland!

In Berlin wird über den großen Ausgang der Weltangelegenheiten, wie überall, was rechts gekannegieſſert. Regelmäßig gaben bisher der franzöſiſche, dann der öſterreichiſche Geſandte die Bulletins aus, die ſie vom Hauptquartier ihrer Souveräns bekamen. Darüber ward dann geſtritten und geſalbadert in hohen und niedern Zirkeln. Die guten Leute! ſie ſahen dem Brande des Nachbarhauſes zu, während ſie den Schutt ihrer eigenen in Aſche verwandelten Hütte aufzuräumen hatten. Von Schills Donquixotiaden ſchweigt man; über ſeine Spiesgeſellen iſt noch kein Urtheil bekannt. Die Schildbürger behaupten noch ſteif und feſt, Schill ſei am Leben, und hoffen auf ſeine Wiedererſcheinung irgendwo, wie die Portugieſen auf die Rückkehr ihres Königes Sebaſtian, oder jetzt vielleicht ihres Prinzen von Braſilien. Wenn ihnen das Mährchen wohlthut, nun wohl ihnen!

Von Königsberg her vernimmt man jetzt nichts, ſpricht auch gar nicht mehr von einer Rückkehr des Hofes. Man erſchöpfte ſich in Muthmaßungen über die Urſachen, welche den König verhindern möchten, Berlin wiederzubeſuchen, und errieth doch nichts. Ich mag auch nichts muthmaßen, wohl aber wünſchen, daß Königsberg die Hauptſtadt der preuſſiſchen Monarchie, und die vornehmſte Reſidenz der königlichen Familie bleibe! — Nur wegen ſeiner Paläſte, nur wegen ſeines Reichthums an bequemem Lokal, kann Berlin noch Anſpruch auf dieſe Ehre machen; nicht wegen ſeiner Lage mehr. Die Zeiten ſind vorüber. Berlin, im entlegenen Winkel des preuſſiſchen Staats, an den Grenzen des großen weſtlichen Reiches, fremden Feſtungen gegenüber gelegen, fern vom Meere, würde bei jedem Kriegesausbruch mit allen Archiven, Schätzen und Vorräthen in den erſten Paar Tagen des Feldzuges die wohlfeile Eroberung eines Feindes ſein. Wer zweifelt daran? Wer kann wünſchen, daß die Kleinodien einer Monarchie unter den Kanonen fremder Feſtungen aufbewahrt werden? — Spandau iſt doch wohl für Berlins Schutz zu wenig. — Hingegen Königsberg, belnade im Mittelpunkte des Staats und der Bevölkerung gelegen, faſt gleich weit von den Hauptſtädten des Reiches, nahe am Meere, fern von den Grenzen, hat den Beruf zur Reſidenz und Haupt-

Digitized by Google

ſtadt. Es fehlt noch an Gemächlichkeiten; ſie ſind leichter geſchaffen, als die für Berlin verloren gegangenen Umgebungen und Schutzwehren.

Und was würde aus Berlin werden? Ein Palmyra in den märkiſchen Sandſluren? — Beſſer eine ſchöne Stadt, als ein ſchönes Land verſäumen. Es gibt noch manche Mittel, die geſchmolzene Population dieſer Stadt wiederherzuſtellen; freilich auf den alten Glanz muß Verzicht gethan werden. Aber es war, aufrichtig geſprochen, auch nur Glanz! Berlin hat ganz die Phyſiognomie deſſen, was ſonſt die preuſſiſche Monarchie im Großen war. Hier und dort alles nur ein gigantiſches Produkt der Kunſt, ohne Zuratheziehung deſſen, was Natur leiſten konnte — eine bewundernswürdige Treibhauspflanze, ohne Rückſicht auf das Klima. Darum muß es anders werden. Die Natur fordert überall ihre Rechte!

Man kann es ſich nicht vorſtellen, wie auffallend Berlins Glanz ſchon jetzt von Tag zu Tag abnimmt. Am merklichſten iſt es ſelbſt dem Fremden auf den öffentlichen Spaziergängen, wo beiweitem nicht mehr Eleganz und Pracht vor den Augen der ſchauluſtigen Welt wetteifern, wie in der alten guten Zeit. Der Kämpertſche Garten, weiland der Sammelplatz der Welt von Ton, wird zwar auch jetzt noch häufig beſucht, beſonders an Sonntagen, und die Menſchen drängen ſich regelmäſſig mehrere Stunden in den Gängen auf und ab. Allein ein gewiſſes Etwas fehlt, das dieſem Getümmel ſonſt den eigenen Reiz und Zauber gab.

Auch Charlottenburg, einer der Plätze, wo die Berliner ſonſt täglich karavanenartig hinſtrömten, wird öder. Im Schloß und Garten ſieht es noch ſo wüſte aus, wie im vergangenen Jahre, und man ſpürt noch keine Ermunterung aller der eingeſchlummerten Ordnung und Heerlichkeit, die ſonſt beim Aufenthalt des geliebten Königspaares dort zu walten pflegen. Einige Aufmerkſamkeit erregt dies Jahr beim Publikum der ſogenannte Geſundbrunnen, eine vor ungefähr hundert Jahren eine halbe Meile von Berlin entdeckte mineraliſche Quelle, die bisher ganz vernachläſſiget war. Jetzt hat ſie ein hieſiger Apotheker, der Aſſeſſor Flittner, erkauft oder gepachtet, ſie reinigen laſſen, ſie mit Bequemlichkeiten verbunden, die ſelbſt dem Luxus Genüge thun ſollen, und ihr auch, denn der Name thut doch viel in der Welt, einen von allen Berlinern geliebten Namen, den der Königin beigeleget. Sie heißt der Louiſenbrunnen.

Aber auch ein Goldbrunnen thäte Noth, denn die Spuren der Verarmung gehen täglich heller hervor. Des Geldes zirkulirt immer weniger, und wenn der Hof nicht wieder zurückkehren ſollte, werden ſich der Großen immer mehr entfernen. Vor einigen Tagen benachrichtigte auch der greiſe Feldmarſchall Möllendorf das Publikum in den Zeitungen von ſeiner Abreiſe aus Berlin nach einem ſeiner Güter, und nahm dabei den herzlichſten Abſchied von einer Stadt, wo er in einer langen Reihe von Jahren als Gouverneur die größten Beweiſe der Achtung und des Zutrauens genoſſen. — Hätte Berlin wenigſtens nur eine blühende, zahlreich beſuchte Univerſität, ſo würde dem Mittelſtande etwas geholfen, und neue Summen kämen in Umlauf. Aber auch davon iſt nun alles fort geworden, und der lebhafte Verfechter des Plans, in Berlin eine Univerſität zu errichten, der Geheimerath Schmalz, iſt interimiſtiſch beim Oberappellationsſenat angeſtellt worden. Die Militärperſonen werden richtig zur Hälfte ausgezahlt; die Zivilpenſionärs gehen indeſſen noch immer leer aus.

Bei dem Mangel des baaren Geldes überall ſieht man ſich vergebens nach Hilfsquellen um. Alle Bewohner Berlins werden jetzt wieder zu baaren, zinsloſen Anleihen aufgefordert, um den Bedürfniſſen der Stadtverwaltung Genüge leiſten zu können; allein die Erndte dürfte, aus den eben angeführten Gründen, wohl nicht ergiebig ausfallen. Einen Beweis dafür ſcheint die ſchon mehrmals in den Zeitungen von hieſiger Zudenſchaft eingerückte Notifikation zu ſein, daß ſie, unter ſehr vortheilhaften Bedingungen für den Darleiher, ein Kapital aufzunehmen gewungen ſei. Der neu gewählte Stadtmagiſtrat von Berlin iſt erſt am 5 Juli förmlich inſtallirt worden. Es geht ſehr langſam, traurig in allem; im Einzelnen, wie im Ganzen.

Die Reorganiſation der verſchiedenen Verwaltungszweige rückt auch nur gemächlich fort. Nur die Noth hat Flügel an den Füßen.

Die Wiederherſtellung des preuſſiſchen Staates muß auf eine durchgreifende Reform des Ganzen begründet ſein, wenn ſie dauerhaft, wenn ſie heilbringend werden ſoll. Einzelne Ausbeſſerungen helfen nicht, und fordern zuletzt immer andere Ausbeſſerungen nach. Preuſſen iſt erſchüttert und zerrüttet genug, um eine Total-Landesreform mit Gelaſſenheit, ja ſogar mit entſchiedenem Wohlgefallen zu ſehen, indem das alte Glücksgebäude verſunken iſt, und man ein einfacheres aber bequemes Haus jedesmal den Anniſſungen zwiſchen Ruinen eines alten Palaſtes vorzieht.

Unſer Staat hat das Glück, kein Militärſtaat mehr ſein zu können. Tauſend zu Wachtparaden gemiethete Arme werden jetzt durch Gewerbsthätigkeit dem öffentlichen Wohlſtand nützen müſſen. Ein Truppenkorps von 20,000 bis 30,000 Mann iſt hinreichend für die Handhabung der öffentlichen Ordnung, Sicherheit und innere Ruhe. Dafür werde jeder Bürger in gewiſſem Alter unloskäuflich Soldat, und ſonntäglich in Waffen und Evolutionen geübt, wie in andern Ländern. — Die Aufhebung der verderblichen Monopolien und Privilegien, Freiheit im Handel und Wandel, Verminderung der Abgaben u. ſ. w. werden dem Staat ein Vaterland geben, was er gern, was er mit Enthuſiasmus vertheidigen wird. Iſt das Vaterland bloß Geburtsland, und findet der Einwohner ſeine Exiſtenz in andern Staaten eben ſo gut und leicht, wohl beſſer: ſo iſt das Vaterland bloße Chimäre, und alles Anrufen dieſes heiligen Namens — gewöhnliche Deklamation, bei der man ehrenhalber mit dem Kopf nickt, und in der Stille das Seinige denkt. — Einzelne, die da verlieren, werden anfangs ſchreien; das Ganze der Nation wird zuletzt jauchzen. So jammert jetzt die ſogenannte Elbſchiffergilde, wegen der von der Regierung jedem Schiffoerrn zugeſtandenen Freiheit, von der Oder aus die Elbe befahren zu können. Sie ſieht damit ihre alten Rechtſame zerſtört, und hat eine Deputation an den König geſandt. Soll das Ganze beſtehen, muß das Glied ſich wohl opfern laſſen.

Ueberhaupt war die Maſchine des preuſſiſchen Staates offenbar zu künſtlich und vielfach zuſammengeſetzt; überall ſtieß man auf ein Heer von Beamten, von Rechten, Privilegien, Monopolen. Als der Staat noch im Jahre 1800 eine Revenue von 35 Mill. Thalern hatte, gebrauchte er davon bloß zu Hebungskoſten der Einkünfte 2,100,000 Thaler. Welche Oekonomie! — Wir haben das Recht, einer beſſern Zukunft in einer einfachern Organiſation entgegenzuſehen, und zu glauben, unſer Friedrich Wilhelm der Dritte wird der Schöpfer einer ſolidern Größe Preuſſens werden, als die ehmalige war. — An patrio-

Digitized by Google

tischen Wünschen, Vorschlägen, Träumen und dergleichen politischen Geisterseherein fehlts nicht. Aber der Himmel bewahre uns vor den Rathschlägen allen und ihrer Volksführung. Eine gute Organisation stamme von einer Hand, und sei ein Guß. Ein einziger Mann von Kraft und Willen leistet mehr, als ein Conseil von hundert politischen Genies.

Trajans Brücke und Marsch über die Donau.

Man verglich in den Tagesberichten des französischen Heeres die auf Napoleons Befehl über die Donau gebauten Brücken mit ähnlichen Arbeiten Trajans, des herrlichen Kaisers von Rom, der mit den Talenten eines Generals alle Tugenden des Bürgers verband. Man gab in der Vergleichung, nicht ohne Weihrauch streuen zu wollen, der Schöpfung Napoleons den Vorzug vor der Trajanischen, weil der Kaiser Frankreichs das im Zeitraum weniger Wochen beendete, wozu dem Kaiser Roms ein Jahr vonnöthen war. Aber Trajan baute ein dauerhaftes Werk von Stein, um in allen Zeiten den Gang über die Donau zu behalten, welche bis in seinen Tagen die Grenzscheide der römischen Welt gegen Dacier, Sarmaten und Scythen gewesen war; Napoleon baute von Holz, um für das Bedürfniß des Moments den Uebergang seines Heers zu entscheidender Schlacht bewirken zu können. — Trajans Brücke erhob sich auf zwanzig Pfeilern von gehauenem Stein, jeder 170 Schuh hoch, 60 Schuh dick, mit 21 Bogen, die sich darüber wölbten, und hatte eine Länge von ungefähr 3400 Schuh. Auch stand sie beiweitem mehr unterhalb der Donau, da wo dieser gewaltige Strom seine Stärke und Wassermenge schon durch viele einfallende Ströme bereichert hat; nämlich bei Czernetz, zwischen dem heutigen Vetislaw und Severin (Szöreny) unterhalb Orsowa, folglich im Innern der heutigen Wallachei.

Die Brücken Trajans und Napoleons liefern noch zu manchen andern Vergleichungen Anlaß. Ein französischer Gelehrter benutzte sie zu einer historischen Abhandlung (im Moniteur Nr. 192 dieses Jahrs), größtentheils aus den Berichten des Dio Cassius geschöpft, die sehr anziehend ist. Ohne den weitläuftigen antiquarischen Untersuchungen desselben zu folgen, will ich meinen Lesern den Feldzug Trajans über die Donau erzählen, der mit dem Feldzug Napoleons gegen das Haus Oesterreich so viel Verwandtschaft hat. Die Aehnlichkeiten zwischen beiden zu finden, überlasse ich billig dem Scharfsinn unserer Leser.

Der weitläufige Strich Landes, welchen die Nieder-Donau, die Theyß, der Dniester und das schwarze Meer umfangen, also alles was zum heutigen Ungarn, Siebenbürgen, zur Moldau und Wallachei gehört, war in Trajans Zeiten das dacische Reich. Daciens Monarch, Decebal gebietsen, stolz auf die unerschöpflichen Hilfsmittel seiner Staaten, trotzte unverschämt allein der Majestät Roms. Er wollte als Nebenbuhler Trajans gelten, und rüstete den Krieg, indem er nie an seinem Glück verzweifelte.

Trajan, mehr um den Stolz Daciens zu beugen, als diese Macht gänzlich zu zerstören, ging und begann den ersten Krieg gegen Decebal. In Eil sammelte er eine starke Heeresmacht, und flog mit demselben Ungestüm zum Angriff der dacischen Heere, wie er kurz vorher mit so großem Erfolg im Kriege gegen die Deutschen gethan hatte. Während er mit der Hauptmacht am linken Donauufer entlang streifte, operirte Lucius, einer seiner vorzüglichsten Generale, der ihn fast in allen vorigen Kriegen begleitet hatte, auf dem rechten Ufer. Es kam zur Schlacht; sie war blutig und entscheidend. Sie öffnete dem Kaiser den Weg und den Einzug in die Hauptstadt des dacischen Reichs (Sarmategete oder Jermigegethusa). Lucius, der seinerseits ebenfalls glücklich gefochten hatte am rechten Ufer der Donau, konnte sich erst mehrere Tage nach der Schlacht mit dem Kaiser vereinigen. Dieser aber, ohne dem Feinde Zeit zur Besinnung zu lassen, verfolgte ihn, schlug ihn wiederholt, und in dem Augenblick, da die Vernichtung Daciens nicht mehr zweifelhaft sein konnte, erschienen Abgeordnete des unglücklichen Monarchen, die um Waffenstillstand und Frieden baten. Trajan willigte ein, doch unter den Bedingungen, der König der Dacier solle seine Armee auseinander lassen, seine Verschanzungen zerstören, und keine andere Freunde und Feinde erkennen, als die des römischen Volkes.

Trajan ließ einen Theil seiner Armee in den eroberten Provinzen stehen, und ging nach Rom zurück, um sich mit Regierungsangelegenheiten seines Reichs beschäftigen zu können. Aber kaum war ein Jahr verflossen, als er erfuhr, daß der dacische Monarch, uneingedenk der Verträge, von neuem Truppen warb, Kriegesrüstungen veranstaltete, die Mißvergnügten und Feinde Roms bei sich aufnahm, und in furchtbarerer Stellung sei, denn vorher. In der That hatte dieser Fürst nur einen sehr kleinen Theil seiner Staaten verloren; es waren ihm noch Hilfsmittel genug übrig geblieben. Er hatte nur den Frieden geschlossen, um Zeit zu gewinnen, seine zertrümmerten Armeen wieder herzustellen, und schon vom gleichen Tage an, da er den Frieden mit Rom unterzeichnet hatte, machte er Anstalten, ihn wieder brechen zu können.

Zwar auch Trajan hatte wohl gedacht, daß der Friede nicht lange währen könne; aber doch bot ein Krieg seinem Staate so wenig Vortheile, so außerordentliche Gefahren an, daß er ihn nicht für so unklug hielt, er werde die Feindseligkeiten gleich nach Jahresfrist wieder erneuern wollen. Für alle Fälle, da er von Decebals drohenden Zubereitungen hörte, ließ er eine beträchtliche Armee sammeln, und befahl, mit den alten Legionen, welche die Länder bewachten, die Truppen der Alliirten (darunter befanden sich Bataver, Deutsche und Völker von den Ufern der Weichsel) zu vereinigen. Sobald der dacische Monarch diese Truppenzusammenziehungen bemerkte, griff er die Grenzprovinzen des römischen Reiches an.

Mit dem Ausbruch der Feindseligkeiten verließ Trajan im Frühling des Jahres 103 Rom, eilte zur Armee, entschlossen, sich des gefährlichen Gegners auf immer zu entledigen. Er wollte das dacische Reich vernichten; darum war er diesmal in seinen Operationen langsamer als gewöhnlich, um desto sicherer zu gehen. Darum, wie er an die Donau-Ufer kam, ließ er eine dauerhafte Brücke errichten, die gleich fest gegen die Eisschollen des Winters und gegen die anschwellenden Fluten des Sommers, beständige Kommunikation mit beiden Ufern sicherte, und seinen Soldaten Bürgschaft gab, daß sie nie abgeschnitten werden könnten. Auch sah ers wohl ungern, sagt Procopius, daß ein Strom es wagte, dem Reiche Grenzen vorzuzeichnen, das keine Grenzen kennen sollte. Die Erbauung der Brücke hinderte freilich den schnellern Fortschritt der Armee; aber sie ward ein dauerhaftes Werk, würdig der Größe Trajans, der schon so manche Prachtbrücke gebaut hatte, daß ihn die römischen Witzlinge im Scherz den wahren Pontifex Maximus hießen, ein

Digitized by Google

Wortspiel, das die pontifikalische Würde des Kaisers und zugleich den größten Brückenmacher bedeuten konnte.

Während an der Brücke gearbeitet wurde, benutzten die Dacier die Zeit, sich selbst fester zu sehen. Angriffe folgten dabei auf Angriffe. Die römischen Truppen hatten auch am linken Ufer der Donau Stellungen genommen.

Inzwischen lief der Kaiser während dieser Zeit große Gefahr, bald von den Daciern im Rücken genommen zu werden, bald alle Kommunikation mit seiner Hauptstadt zu verlieren. Man mußte sich ringsum auf allen Seiten schlagen. Trajan verfolgte bei dem allen mit unerschütterlicher Ruhe seinen einmal entworfenen Plan. In einer fehr befestigten Stellung, umringt von einer treuen Armee, verachtete er die Eitl und die einzelnen Invasionen des Feindes, und dachte nur an den Hauptschlag, welchen er führen wollte.

Kaum war der Bau der Brücke vollendet, so setzte sich Trajan in Marsch, um ausser dem Theil der dacischen Staaten, die schon erobert waren, noch den Ueberrest des Reichs vom unglücklichen Decebal anzugreifen. Die römische Armee focht jetzt nicht mehr allein; sie war durch die Allianz mit den Jazygen und Sarmaten vergrößert, ja sogar durch einen Theil von Daciern selbst.

Jetzt sah der dacische Monarch, der sich in die Berge zwischen Siebenbürgen und der Wallachei zurückgezogen und verschanzt hatte, die Gefahr des vollen Unterganges nahe. Er schickte Abgeordnete an den Kaiser, um einen Frieden zu unterhandeln; aber zu spät. Trajan rückte vor, schnitt dem Feinde durch ein geschicktes Manövre den Rückzug in die Wallachei und Moldau ab, und schloß ihn im Gebirge ein, wo er gegen die verschanzten Lager förmliche Belagerungen anordnete. Drei Desileen sind noch die einzigen Zugänge, um in das Innere der langen Bergkette einzudringen, die sich von Orsowa bis in die Bukowina ausdehnt; man nennt sie die Päße von Wolkan, Rothenthurn und Bolza. Hier vermutlich war, wo die römische Armee angrif. Mit gewohnlichem Ungestüm griff sie stürmend die Felsenmauern und Schanzen des Feindes an. Römer und Deutsche, Dalmatier und Lustanier kletterten leichtbewaffnet die steilen Bergwände hinauf.

Der dacische Monarch und seine vornehmsten Offiziere, voll Verzweifelung ihre Ohnmacht empfindend, verbrannten mehrere ihrer eigenen Städte, und gaben sich selbst den Tod, oder kamen auf Schlachtfeldern um. Trajan, nun Meister des weitläufigen Reiches, schloß neue Bündnisse mit den Nachbarstaaten, entschädigte sich in den Schätzen des entthronten Fürsten für die Kriegskosten, vertheilte an die Tapfern seiner Armee militärische Ehrenzeichen, und gab den Verdienstvollsten Ländereien in den eroberten Provinzen als Belohnung zum Eigenthum.

Varietäten.

Aus Afrika.

— Noch immer herrschen über die Existenz des berühmten Landeinhorns, dessen Mosés (4 B. Mos. 23, 22), Hiob (39, 9), David (Ps. 22, 22. 29, 6. 92, 11 u. f.) unter dem Namen Reem erwähnen, welches Plinius (8, 21.), wenn gleich etwas abentheuerlich, doch aber immer als ein afrikanisches Thier unter dem Namen Monoceros beschrieben hat, die widersprechendsten Urtheile. Dem Plinius ward dies Geschöpf als eine Fabel aufgebürdet, und aus der Bibel ward es kunstgerecht hinwegexpurirt. Erst in den neuesten Zeiten, da man sich wieder an das Wunderbare zu gewöhnen anfängt, hat das Einhorn Vertheidiger gefunden. Zwar kein einziger reisender Europäer hat es bisher gesehen; fast jeder aber davon aus den Sagen der Hottentoten Sagen nach Europa gebracht, und ein Hr. Cloete lieferte aus solchen Sagen sogar eine naturhistorische Beschreibung des Thiers (neueste Nachrichten vom Einhorn, mitgetheilt von K. L. Reis, in Voigts Magazin für das Neueste der Physik, Bd. 10, St. 3, S. 63). Den vorzüglichsten Beweis für diese noch jetzt vorhandene, im Innern Afrika's lebende fabelhafte Thierart nahm man aus den Felsen, welche man in den Höhlen und an den Felsen der Buschmänns in Südafrika abgebildet entdeckte. In England, in Frankreich, in Deutschland, wo selbst Kant die Existenz des Einhorns sehr wahrscheinlich fand, erhoben sich darüber literarische Streitigkeiten.

Zu so fern mag auch für die Geschichte des Einhorns die Stimme eines der neuesten Reisenden, des englischen Schiffslieutenants Jakob Grant (Entdeckungsreise nach Nordafrika in den Jahren 1800 bis 1802, in Ehrmanns Bibl. der neuesten Reisebeschreib. Bd 33) darüber angehört werden. Er sagt: „Selbst solche Leute, welchen man die genaueste Kenntniß des Landes zutrauen kann, und mit welchen ich hierüber zu sprechen Gelegenheit hatte, verweisten auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung die Existenz dieses Thiers. Das Elennthier (Coudon, Cedio, Canna), die Hottentote nennen es Bounte-Bok, dessen Hörner mit dem, welches man an den eingebildeten Einhörnern wahrnimmt, eine auffallende Aehnlichkeit haben, weil sie ganz nahe bei einander stehn und fast gar nicht divergiren, gleicht offenbar, wenn es von der Hand eines ungeschickten Künstlers abgebildet wird, dem Einhorn. Dies bemerkt man vom öftern an den Stöcken, die die Hottentotten verfertigen, und worauf sie verschiedene Thiere kerben. Auf diese Art lassen sich die Jäuren in den Höhlen der Buschmänns, welche man als Beweis für die Existenz des Einhorns aufgestellt hat, sattsam erklären."

Man darf nur die Naturgeschichte des Condon (antilope oreas L.) lesen, oder seine Abbildung sehen, um sehr leicht für J. Grants Meinung eingenommen zu werden.

Aus Frankreich.

— Am 30 Juni 1739 zu Marseille, und von seinen Eltern zur Zeichenkunst angehalten, gewann er schon als Jüngling durch seine seltenen Talente die Bewunderkammer der Professoren an der Akademie zu Marseille. Ein Vierteljahr lang genoß er zu Avignon die Anweisung des in seiner Kunst berühmten Balechou; kam dann als zwanzigjähriger Jüngling nach Lyon, und endlich nach Paris, wo die Meisterwerke Poussins, Berghems, Lauterburgs u. a. seinen Grabstichel mit vorzüglichem Glück übten. In Poussins Sündfluth, der Frucht seiner letztern Jahre, entwickelte er die ganze Reife seiner Anlagen. Am meisten aber exzellirte er in der Landschaft und in Thierstücken; diese waren es auch, durch welche er seinen Ruhm am meisten begründete.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 61. — den 2 August 1809.

Miszellen aus Rom.

Rohige Stimmung des Volks. — Comité zur Erhaltung der alten Monumente. — Palmaroli's Erfindung. — Micali's und der Römerin Dionigi antiquarische Arbeiten.

Rom, 14 Juli 1809.

Nichts ist schwerer, als Gegenstände zu zeichnen, von denen man wie umdrängt ist, und aus einem nahen Standpunkte demjenigen, das nur in der gröbern Ferne richtig in Verhältniß zum Ganzen gefaßt werden kann, seine Stelle anzudeuten. Wer will urtheilen über das, was die Zeit will? Wer kann selbst nur das angeben, was geschehen ist, wenn er alles aus seinen tiefern Quellen fassen, nach seinen letzten Tendenzen bestimmen wollte!

Erwarten Sie, mein Freund, unter diesen Umständen kein Zeitgemälde von mir, wie es aus dieser Gegend wünschenswerth wäre, und eben so wenig Umrisse von interessantem Detail, so lange dieses dem Ganzen sich noch nicht gehörig anzupassen weiß. Bis jetzt kann man diese Zeit, mit allem was sich in ihr ereignet, nur wie einen Traum nehmen wollen, aus welchem man erwacht, die Augen auffchlagend, die man dann wieder schließt, entweder weil es noch Nacht ist, oder man noch nicht den Morgen sehen mag, bis der goldene Sonnenstrahl glänzt.

Und wo glänzt dieser? Ach, theurer Freund, nur matt schimmert er erst von den hohen Eiszipfeln Ihrer Alpen über die europäische Welt hin. Der Friede der glückseligen Schweiz läßt auch andern Nationen einmal wieder die Möglichkeit ihres Friedens glauben.

Die Natur ist überall wohlthätiger gegen die Menschheit, als der Mensch selbst. So gehören auch diese Gegenden Italiens noch zu den glücklichern. Die Felder, Garten und Weinberge strotzen von dem Po bis zum Arno und zur Tiber, und so über den Guarigliano hinaus, vom Ueberfluß eines gesegneten Jahres. Dieser Ueberfluß scheint auch den Menschen eine friedliche Stimmung einzuflößen; und was auch das Gerücht in die Ferne getragen haben mag — obgleich Rom öfters nur eine Besatzung von fünfhundert Mann hatte, und obgleich die Britten mit hundert und zwanzig oder sechzig größern und kleinern Segeln sich an Neapels Küsten sehen liessen — doch blieb das Volk überall ruhig. Seit einer langen Zeit sind in Rom nur zwei Exekutionen gewesen: die eine gegen einen jungen Transteveriner, der gegen die Patrouille, welche über die Erfüllung der Ordre, nach zwei Uhr in der Nacht (9 oder 10 Uhr) Laternen zu tragen, zu wachen hatte, das Messer gezogen haben soll, und die zweite gegen einen Sbirren, der bei Anlaß einer angesehenen Arrestation — — einen Kelch gestohlen hatte. Jetzt nimmt man sogar den Schnellgalgen weg, der wirklich zum Scheusal der schönen Stadt in dem Corso stand; ein Zeichen, daß die neu einzuführende Justiz und Polizei keiner solchen einen alten Barbarism ahnenden Schreckensmittel bedürfen wird.

Gewiß ist es, daß wir in einer großen, ungewöhnlichen oder ausserordentlichen Zeit leben, in welcher die Geschichte Jahrhunderte, wie eine Seite, umschlägt; aber wer mag entziffern, was auf den Rollen geschrieben steht, welche die Sybille nicht aufgewickelt hat? — Die Beobachtung der Geschichte aller Zeiten und Völker sagt uns nur dies, daß es nie einen Stillstand in dem Gewühl der Völker gibt; aber die Resultate der Bewegung

Digitized by Google

hat noch nie ein Sterblicher in allem ihrem Umfang im Voraus errathen.

Hält man sich an größern Gesichtspunkten, aus welchen alle tief liegenden und alle noch so getrennt scheinenden Ursachen und Wirkungen cohärirend erscheinen: wie klein dünkt einen dann das Geschrei und Weissagen der Einzelnen, die bei Ereignissen des Augenblick's entweder rufen, „der letzte der Tage ist gekommen", oder „Saturnus goldene Zeiten sind im Anzuge!" In solchen Zeiten lernt man die Lehre alter Weisen fassen, die das Nichts bewundern und das Nirgends verzweifeln empfiehlt.

Man lebt in allen Zeiten so ziemlich gleich, wenn man sich in die Zeit zu schicken weiß, und das lernt man eben durch die Zeit selbst. Deswegen leben auch hier noch unzählige Menschen, von denen es hieß, sie müßten bei einer Veränderung zu Grunde gehen. Es ist auffallend, daß sich die Klagen vermindert zu haben scheinen, obgleich das, worauf man sie stützte, in seinem Gang weiter vorwärts gegangen ist, und das bestätiget eben wieder eine alte Erfahrung: daß nämlich nicht sowohl der Wechsel der Dinge, als vielmehr der Augenblick furchtbar ist, wo man von allen vorigen Punkten abkommt, und noch nicht die neuen ergriffen hat.

Mögen aber immer über Italien und besonders über Rom günstige Sterne schweben! — Gingen nicht von jeher die schönern Blumen aus diesem glücklichen Himmelsstrich? — Die Hoffnung liegt in Aller Herzen, daß Rom nie aufhören wird, Rom zu sein, und selbst in dieser im Ganzen den Künsten nicht günstigen Zeit hören der Meisel und der Pinsel nicht auf, Werke der Beachtung werth zu schaffen, und selbst diejenigen, die ein Kunstwerk, das sie bisher vielleicht gering achteten, besitzen, lernen in dem, was einst die Freude ihrer Vorfahren ausmachte, wieder ihre Laren und Penaten finden.

Nie hat man gewußt, welch ein Schatz von Kunstsachen noch immer in Rom verborgen ist, als seit das Museum Pio-Clementianum sich wie ein durch magisches Wort herbeigerufener Schatz der Fabelzeit emporgehoben hat. So ließen in dieser Zeit sehr viele Privathäuser gute alte Gemälde mit Sorgfalt nachsehen, nicht um sie zu verkaufen, sondern um sie zu erhalten. Die neue Consulta in Rom, die sich mit der Einrichtung der neuen Verfassung beschäftiget, hat eine besondere Comité ernannt, die über die Erhaltung der alten Monumente, besonders aber über die der Luft ausgesetzten Rafaelischen Gemälde wachen soll.

Ganz besondere Sensation macht das zu neuem Leben erstehende, ganz verdorben gewesene berühmte Gemälde Daniel Volterras, in der zerfallenen Kirche von Trinita di Monte. Mit neu erfundenem Geheimniß hat ein gewisser Palmaroli, ein Römer und Restaurator alter Gemälde, für die französische Regierung, der schon früher jene Kirche gehörte, die abfallenden fast in Staub aufgelösten Farben jenes Bildes wieder zu fixiren und das Ganze so geschickt von der Mauer abzulösen gewußt, daß es nun in der Dicke eines Messerruckens auf eine frische Leinwand gezogen wird. Die Freude der Kunstliebhaber, dies Bild, das selbst die alten Meister, Michel Angelo und Rafaels Schüler bewunderten, ist unbeschreiblich.

Selbst die Literatur liegt wenigstens nicht ganz darnieder. Erst seit wenigen Monaten erscheint ein Journal, il mese litterario di Roma, das größtentheils Rezensionen fremder interessanter Werke, oder Auszüge daraus, enthält. Es arbeiten unterrichtete Personen daran, und es bringt unter der Klasse der Gelehrten mancherlei Interessantes in Umlauf.

Mehr aber noch scheint im Toskanischen ein sich wechselseitig entflammender Geist unter den dortigen Gelehrten zu walten. Ein Journal, das schon seit einer Reihe von Jahren herauskommt, il Giornale Pisano, enthält viele schätzbare Sachen, besonders physikalischen, medizinischen, agrarischen und antiquarischen Inhalts.

Mit dem neuen Jahre soll ein seinem Titel und seiner Inhaltsanzeige nach merkwürdiges und durch eine wesentliche Lücke in der Bearbeitung jener Zeitgeschichte hervorgerufenes Werk erscheinen, Italien vor der Herrschaft der Römer. Es wird in fünf Theile zerfallen, und mit einem Atlas von etwa sechszig Blättern begleitet sein, an denen hauptsächlich die Gebrüder Riepenhausen in Rom, der Künstler Tardieu in Paris u. a. gearbeitet haben, geographische, topographische und noch nie herausgegebene Monumente enthaltend.

Der Verfasser, Namens G. Micali, ist ein Florentiner, und hat fünfundzwanzig Jahre an diesem Werke gearbeitet und Italien in allen seinen Theilen bereiset. Das Werk setzt nach der Angabe seiner Hauptkapitel eine ungeheure Belesenheit in den Werken der Alten voraus, wie etwa die Reise des jungen Anacharsis, deren Verfasser bekanntlich auch beinahe dreißig Jahre lang den Stoff dazu sammelte und zusammentrug. Entspricht des Werk des Hrn. Micali dem Rufe, der sich davon verbreitet, und hat er zu dem Fleiße, der sich bei dem so schwierigen Unternehmen und dem was davon gesehen worden ist, nicht bezweifeln läßt, philosophischen Scharfsinn und Tiefblick zu vereinigen gewußt, so mußte es allgemeines Aufsehen erregen.

Selbst eine Dame tritt als Beleuchterin des Alterthums auf; dies ist eine Römerin, Namens Dionigi, die Mutter einer Dichterin gleichen Namens. Erstere bereitet die Ausgabe eines Kupferwerks vor, das die Alterthümer der ältesten Städte des alten Latiums, Anagni, Ferentino, Alatri, Atine und Arpinos (beide letztere in Abruzzo) enthalten soll. Die mehrsten Kupfer werden nach den eigenen Zeichnungen der Dame, oder nach Zeichnungen von Architekten, die von ihr beauftragt wurden, durch Hrn. Gmelin oder unter seiner Leitung gestochen. Unter andern wird es viele Fragmente und Ausmessungen der sogenannten cyklopischen Mauern enthalten. — Wenn es so genau ist, als es elegant werden soll, so dürfte man sich darauf freuen. Der Preis wird zwölf Scudi betragen.

Die Kosaken.

(Nach Petri's neuestem Gemälde von Lief- und Ehstland.)

Was bei der Anzeige von Petri's neuestem Gemälde von Lief- und Ehstland über den ersten Theil desselben in unserer Zeitschrift gesagt wurde, gilt auch von dem so eben erschienenen zweiten Theil, welcher nicht minder reichhaltig und ausführlich ist. Er beschäftigt sich vorzüglich mit der Darstellung des Handels, der Polizei und der Justiz, liefert noch einige Nachträge über das russische Militär und über die russische Religionsfeste der Raskolniken. Indem der Hr. Verfasser die russische Justiz schildert, welche freilich nicht überall die empfehlenswürdigste sein möchte, und wo noch fast alle Gerichtshöfe

Digitized by Google

mit Perſonen vom militäriſchen Stande beſetzt ſind, erzählt er auch folgenden Umſtand von den ruſſiſchen Tribunalien.

„In einer jeden Gerichtsſtube muß auf dem mit einem rothen Tuche von Scharlach bedeckten Tiſche ein Gerichtsſpiegel ſtehen. Dieſer iſt eine dreiſeitige Pyramide, welche auf einem niedrigen Fußgeſtelle ruhet und herumgedreht werden kann. Auf jeder Seite derſelben iſt jenes berühmte Geſetz von Peter dem Erſten aufgeſetzt, welches allen Richtern beſtiehlt, gerecht zu richten. Er verordnete ſelbſt, daß dieſes Geſetz jeder Richter bei der Führung ſeines Amtes täglich vor Augen haben ſollte, und daß es auf dem genannten Poſamente als ein Regentenſpiegel in allen Gerichtsſtuben mitten auf den Tiſch geſtellt werden müſſe, damit jeder beſtehende Richter daran eine ſichtbare Erinnerung an ſeine heiligſte Pflicht haben möchte. Dieſe Erfindung, ſo einfach ſie iſt, zeugt von dem großen Geiſte dieſes unſterblichen Monarchen, der immer die glücklichſten Mittel zu ſeinen Verbeſſerungen und zur Erreichung ſeiner Zwecke zu treffen wußte. Dieſer Regenten- oder Gerichtsſpiegel iſt hernach zum Heiligthum geworden; bis auf den heutigen Tag ſind im ganzen ruſſiſchen Reiche alle Gerichtsſtriche damit geziert, und keine Gerichtshandlung iſt gültig, wobei nicht dieſes Symbol den Richtern vor Augen geſtanden hat.“

Vorzügliches Intereſſe aber muß für uns in dieſen kriegeriſchen Zeiten Petri's Schilderung vom gegenwärtigen Zuſtand der Koſaken ſein. Wir theilen dieſelbe im Auszuge und mit des Verfaſſers Worten mit, welches zugleich zur Empfehlung dieſes eben ſo lehrreichen als unterhaltenden Werks dienen möge.

„Die Wohnſitze der Koſaken ſind am Don, Ural, dem ſchwarzen Meere und der Wolga, wo ſie in Stanitzen, d. h. Städten, Flecken und Dörfern, leben. Ihr Name kommt wahrſcheinlich von dem tatariſchen Worte Kaſak her, d. h. freie, unanſäßige, herumſtreifende Leute, die leicht bewaffnet ſind, und vom Rauben und Kriegen leben. Sie ſind noch jetzt ein muthiges, kühnes und ungemein wohlberittenes Volk, das von jeher Rußland in ſeinen Kriegen ſehr viele und weſentliche Dienſte geleiſtet hat. Sie leben von Landgrundſtücken, welche ſie als ein von allen Abgaben und Dienſten völlig freies Eigenthum beſitzen. Dagegen müſſen ſie, ſobald ein Aufgebot erfolgt, wohin ſie kommandirt werden, im Auslande ſo gut wie im Vaterlande, Kriegesdienſte thun, ſich dazu ſtets fertig und beritten halten, ſich auf ihre Koſten kleiden und bewaffnen. Die im Dienſte ſtehenden Koſaken erhalten monatlich einen Rubel Sold und eine Ration Heu und Hafer für ihr Pferd. Sie wählen ſich ihre Beſehlshaber ſelbſt, und haben überhaupt ihre eigene Kriegsverfaſſung. Das ganze marſchfertige Korps der Donſchen Koſaken, ungefähr 25,000 Mann ſtark, beſtehet aus Pluks (Regimentern), welche von Pokulnik's oder Atamans (Hetmans) kommandirt werden. Jeder Plok iſt wieder in mehrere Sots (Kompagnien) eingetheilt, welchen Sotniken (Hauptleute) vorgeſetzt ſind. Ein Sot iſt hundert Mann. Die Stanitzen, oder befeſtigten Ortſchaften, liegen längs den großen Flüſſen ihres Landes, und enthalten fünfzig bis zweihundert, einige auch mehr Wohnungen. Die größte iſt Tſcherkaſk am Don, mit 3000 Häuſern und 10,000 Einwohnern. Auſſer dieſer ihrer Hauptſtantze ſind noch 112 in dem ganzen Gebiete der Donſchen, und etwa 50 im Lande der übrigen Koſaken. In den meiſten dieſer Orte hat ein Sot oder eine Compagnie mit ihrem Sotnik ihren Wohnſitz; in manchen leben aber auch mehrere Sots zuſammen. Jeder Ort hat noch ſeinen Ataman, welcher unter dem Ataman des Regiments ſteht. Alle dieſe ſtehen dann wieder unter dem Ataman oder Hetman der ganzen Völkerſchaft, welche Stelle aber ſeit des Fürſten Potemkin Tode niemand wieder erhalten hat.“

„Das Genie dieſes Volkes übertrift alles, was man ſich nur von einem rohen Volke vorſtellen kann. Eine Sache ſehen, ſie faſſen und nachmachen, iſt ſelbſt bei ſchwerern Kunſtprodukten für ſie das Werk einer kurzen Zeit, und es fehlte dieſem Volke, ſo wie der ruſſiſchen Nation überhaupt, zeither nur an Schulen und Normen, um alle fremde Künſtler und Handwerker zu entbehren.“

„Eine der herrſchenden Leidenſchaften dieſes Volkes iſt die Liebe zum Gelde, welche eine Folge ſeiner Verſchwendung und des Hanges zum Vergnügen und Wohlleben iſt, dem ſie alles aufopfern, und im Rauſche des Branntweins, den ſie höher als alles ſchätzen, ſich dem größten Muthwillen und Frevel zu überlaſſen.“

„Spiel, Muſik, Geſang und Tanz, der in Deutſchland zu bekannt iſt, als daß er einer Beſchreibung bedürfte, ſind in ihren Geſellſchaften zu Hauſe, und enthalten die Karakteriſtik dieſes Volks ſehr zeichnend. Alle ihre Leidenſchaften ſind heftig, und werden von einem gewiſſen kriegeriſchen Anſehen, das ſelbſt in der Aeuſſerung der Liebe und Zärtlichkeit ſie nicht verläßt, begleitet. Allenthalben folgt ihm der Stolz des Mannes und des Kriegers, der ſogar in dem erſten Liebesantrag etwas Erniedrigendes fühlt, ihn, dem Koſtüm aller Völker entgegen, von weiblicher Seite erwartet, und dann noch, nach Art unſerer ehmaligen Spröden, Schwierigkeiten afektirt, die erſt nach Verlauf einer gewiſſen Zeit das verliebte Spiel — hier zum Vortheil des Mädchens, ſo wie bei uns zum Vortheil des Liebhabers — endigen.“

„Die kleinruſſiſchen (maloroſſiſkiſchen) Koſaken, welche meiſtens in der Ukräne wohnen, nähren ſich vom Ackerbau und der Viehzucht, mitunter aber auch von Raub und Plünderung. Man darf ſie nicht mit den Zaporogiſchen Koſaken verwechſeln, welche ein wildes, grauſames, räuberiſches und blutdürſtiges Volk ſind.“

„Von Jugend auf zu Gefahren im Waſſer, bei wilden Pferden erzogen, an den Gebrauch der Waffen gewöhnt, und durch Erzählung der Thaten ſeiner Väter angefeuert, folgt der Koſak blindlings dem kühnſten Unternehmen, wobei freilich mehr Mangel an Kenntniß der Gefahr als Tugend die Grundlage iſt. Vor der Schlacht bei Chotim lagerte das ruſſiſche Heer unter dem Fürſten Gallitzin dem türkiſchen gegenüber, und wurde durch die Kühnheit einiger arabiſchen Spahis (Reiter), die ſich von den ruſſiſchen Vorpoſten einen Kopf nach dem andern holten, beunruhigt. Sobald brachte den General, der dieſem Spiel lange zugeſehen hatte, die Unverſchämtheit eines Arabers, der in kurzer Zeit dreizehn Ruſſen die Köpfe abgehauen hatte, nicht wenig auf. Er befahl daher einem Koſaken-Oberſten, ihm einen gekannten und gut berittenen Koſaken kommen zu laſſen. „Du,“ ſagte Gallitzin, „ſiehſt du den dort herumſchwärmenden Reiter? Du ſollſt ihn, dem Kerl den Kopf herunter hauen, und mir ihn bringen!“ — „Gut!“ antwortete der Koſak. — „Bringſt du mir ihn aber nicht, ſo koſtet es dir auf der Stelle den Beſitzen!“ — „Karaſcho, karaſcho!“ (gut, ſchon gut!) war die Antwort des Koſaken, der endlich, nach einem langen und zweideutigen Geſechte unter den Augen der Armee, ſich des ihm aufgetragenen Geſchäfts durch Ueberbringung des Kopfs entledigte.“

Digitized by Google

„Nicht alle Kleinrussen führen den Namen Kosaken, sondern nur die in Kriegsdiensten stehenden; die übrigen machen verschiedene Stände aus, als Edelleute, Geistliche, Kaufleute, Bürger und Bauern. Folglich ist das Wort Kosak nicht der Name eines Volkes, wie viele fälschlich glauben, sondern es bedeutet ein Landheer, eine bewaffnete und berittene Landmiliz. Der Kosak muß sein eigenes Pferd, seine Waffen und alle zur Bewaffnung erforderlichen Geräthe haben, und immer zum Dienste bereit sein, sobald er Befehl dazu von seinem Oberhaupte erhält. Sie besitzen eigene Ländereien, und genießen in Ansehung des Kaufs und Verkaufs derselben gleiche Rechte mit dem Adel. Abgaben entrichten sie nicht, und außer dem Kriegsdienste wird nichts von ihnen gefordert. Im Felde bekommen sie (einen geringen) Sold, im Frieden aber leben sie von ihren Einkünften, die sie sich durch den Ackerbau, die Viehzucht, die Jagd, Handthierungen und Gewerbe verschaffen."

„Die Kosaken sind durchgängig mehr von mittlerem als großem Schlage. Sie tragen kurze Knebelbärte und abgeschnittenes Haar. Ihr Anzug besteht aus einem langen und weiten Kleide nach Art der Asiaten, langen und weiten, bis auf die Füße herunterhängenden Beinkleidern, Stiefeln oder Stiefeletten ohne Sporen, und einer Filzmütze oder rundem Hute. Ueber dieser Kleidung haben viele noch einen Filzmantel, dessen sie sich nicht selten auch vermittelst eines Paars untergeschnürter Stangen als ein Obdach bedienen, zumal in ihren Feldzügen. Ihre Waffenrüstung ist sehr stark und besteht aus einer Pike, einem Säbel, Karabiner, zwei Pistolen und einem großen Streitmesser. Ihr vornehmstes Waffenstück, woran man sie gleich erkennt, ist die zehn bis zwölf Fuß lange Pike, welche an der Spitze mit Eisen beschlagen ist, und am untern Ende einen lebernen Ring hat, in welchem, so wie in dem Steigbügel seines Pferdes, der Kosak mit dem rechten Fuße steht. Damit sie beim Reiten nicht zu sehr hin und her schwanke, ist sie mit einem gelbledernen Bande an einen Brustknopf befestiget, von dem er sie zur Zeit des Angriffs losmacht, und mit der rechten Hand, so wie vermittelst des lebernen Ringes, in welchem er mit dem Fuße steht, mit dem Leibe seines Pferdes in gerade Richtung bringt, und ihr dem Zuschießen mit dem rechten Fuße den Nachdruck gibt. Auf der linken Seite hängt ein langer Säbel, queer über den Rücken der Karabiner, ein Feuergewehr, das gewöhnlich eine Kugelbüchse ist; vorn in einem Gurte oder in zwei Halftern, ein Paar Pistolen und ein gewaltiges Messer oder Dolch, das in einer Scheide oder einem Futteral steckt, ungefähr wie das, worin bei uns der Infanterist das Bajonet verwahrt. Außer diesen Waffen hat er noch einen Kantschu in der Hand, eine kleine kurze Peitsche, mit welcher er sowohl sein Pferd, als den überwundenen oder wehrlosen Feind züchtiget. So reitet er gewöhnlich einher, ohne eben allemal genau Reihe und Glied zu halten."

„Bei einigen Kosaken sieht man statt des Schießgewehrs noch Bogen und Pfeil. Außer dem Kantschu haben sie zuweilen noch eine Schlinge, durch deren Hilfe sie die Gefangenen fortschaffen, oder feindliche Schildwachen aufheben und mit sich fortschleppen. Ihre Pferde sind unansehnlich, klein, aber lebhaft, schnell, und zu Mühseligkeiten abgehärtet. Nie reiten sie gerade aus, sondern galoppiren in verschiedenen Richtungen, wodurch ihr Angriff gefährlich wird, besonders gegen regelmäßige Kavallerie. Jedes Regiment hat zwei, auch wohl mehrere seidene Fahnen; aber Pauken, Trompeten, überhaupt Feldmusik, Bagagewagen, Artillerie, und Zelte, haben sie nicht."

(Der Beschluß folgt.)

Varietäten.

Aus Frankreich.

— Hr. Etienne Quatremere in seinen *recherches critiques sur la langue et la littérature de l'Egypte* (Paris 1808) hat mit hoher Wahrscheinlichkeit dargethan, daß die Sprache der alten Aegypter nicht ganz verloren sei, daß sie noch unter der Regierung der Ptolomäer aufgeboten und geschrieben ward, daß die Bibel daein übersetzt worden, und daß die koptische Sprache, besonders zur Zeit der römischen Kaiser, mit der altaegyptischen verschmolz. Die altägyptische Schrift befand noch in der Mitte des dritten Jahrhunderts; denn Capitolinus erzählt, daß beim Tode des Kaisers Gordian die römischen Soldaten ihm an den Grenzen Persiens ein Mausoleum errichtet haben, mit einer Inschrift, in griechischer, lateinischer, persischer, südischer und ägyptischer Sprache, *ut ab omnibus legeretur*. Die koptische Sprache hörte erst im zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung auf, Sprache zu sein in Unterägypten; im obern Aegypten aber, fern von der Residenz der Araber, ward sie noch im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert gesprochen. — Ausser dieser mit vieler Gründlichkeit bearbeiteten Geschichte der ägyptischen Sprache findet man in Quatremere's Werk arabische, syrische, griechische, koptische Texte u. s. w. abgedruckt, unter andern auch einige Kapitel des Propheten Jeremias ins Baschmurische, oder wie es Quatremere nennt, ins Oasitische übersetzt, welches ein minder bekannter Dialekt der koptischen Sprache, als das Saidische war.

Bei dieser Gelegenheit verdient noch bemerkt zu werden, daß Friedrich Schlegels im vorigen Jahr zu Heidelberg herausgekommenes Werk „Ueber die Sprache und Weisheit der Indier" im Anhange, nebst Adam Smiths „Versuch über die Bildung der Sprachen" vom Professor Mangrt in Lausanne ins Französische übersetzt und so eben herausgekommen ist.

Aus Holland.

— Unter den neuern holländischen Dichtern zeichnet sich ein Herr M. J. F. Helmers aus. Er hat erst vor kurzem eine neue Sammlung seiner Gedichte herausgegeben, welche in seinem Vaterlande viele Verehrer finden. Seine Sprache ist edel und warm. Liebe, Kunst und Natur begeisterten ihn. Besonders glücklich ist er in der beschreibenden Poesie. — Minder gefiel ein anderer junger Dichter van Loghem junior, dessen Gedichte schon zu Ende vorigen Jahres zu Amsterdam herausgekommen waren, und ohne durch Genialität für die Sünden gegen den guten Geschmack zu entschädigen, mit dem großen Haufen die Sterbe der Vergessenheit wandern.

Willem Bilderdyk bleibt noch immer der König der holländischen Dichter, von unzähligen nachgeahmt, von keinem erreicht. Seine im vorigen Jahr erschienene Elegie über das unglück von Leyden „Leydens Rang" ist ein meisterhaftes Gemälde, voll Adel und Kraft. — Eine gelungene Uebersetzung von Bilderdyks auserlesensten Poesien würde für die deutsche Literatur eine wesentliche Bereicherung sein, auf welche wir aber noch lange Verzicht thun müssen; denn nur Dichter können Dichter übersetzen.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 62. — den 5 August 1809.

Fortgesetzte Nachrichten zur Geschichte der Fellenbergschen Anstalten zu Hofwyl.

1.

Einleitung zu den nachfolgenden Aktenstücken.

Die Fellenbergschen Anstalten, so manches „Für und Wider" dieselben auch schon ergangen ist, dauern nicht nur in ihrer alten Kraft fort, sondern gewinnen von Jahr zu Jahr neuen Schwung durch die rastlose Thätigkeit ihres Stifters.

Einer der weisesten und wohlthätigsten Lehrsätze des Zend-Avesta spricht zu den Persern: „Derjenige, welcher das Land mit Treue und Sorgfalt anbauet, erwirbt sich eine höhere Stufe heiligen Verdienstes, als die Wiederholung von zehntausend Gebeten ihm verschaffen kann." — Auch bei unsern frommen Europäern scheint endlich die Periode des Betens folgen zu wollen. Und es thut eben Noth damit, da nach so vielen, langen und zerstörenden Kriegen überall der öffentliche und Privatwohlstand der meisten Länder zu Grunde gerichtet ist. Das tief gefühlte Bedürfniß sprach für Fellenbergs Angelegenheit so laut vor den Thronen weiser Fürsten, als die Güte seiner Anstalten. Der Pflug ernährt die Monarchie, darum ehre der Monarch den Pflug. Joseph der Zweite, dieser Unvergeßliche, führte ihn einst in Gesellschaft der ihn begleitenden Prinzen durch einen mährischen Acker, der in diesem Augenblicke vielleicht vom Blute der Edeln gedüngt ist, die für die Trümmer seines Reiches stürzten. Und einer der geist- und karaktervollsten Fürsten Germaniens, König Friedrich I von Würtemberg, besuchte selbst die Felder und Werkstätten des schweizerischen Agronomen, um sich von ihrem Zweck und Werth und dem Nutzen zu überzeugen, der aus ihrer Anwendung seinen Unterthanen werden könne.

Bekanntlich vertnüpfte Fellenberg mit seinen Agrikulturanstalten auch eine ausgedehnte Erziehungsanstalt. Dieser widmet er jetzt ganz vorzüglichen Fleiß. Es ist ohne höhere Kultur des Geistes keine höhere Kultur des Bodens möglich. Der nie zum Nachdenken angeleitete Landmann vegetirt nur, wie seine Pflanzen; befolgt nur, was denkende Väter erfonnen hatten; kann nur nachäffen, nie selbst schaffen, oder das Heilsame fremden Bodens dem Seinigen anpassen mit Würdigung der veränderten Verhältnisse, die bei jeder Verpflanzung einer Idee oder Erfindung statt finden müssen.

Die Schulmeisterbildungsanstalt in Hofwyl wird am 15 August daselbst eröffnet. Aus mehrern Kantonen finden sich Schullehrer ein. Die verbesserte Landwirthschaft wird auf diese Weise am schnellsten verbreitet. Nach dem Enthusiasmus zu urtheilen, mit welchem die Sache in Hofwyl gegenwärtig betrieben wird, soll diese interessante Stiftung in Rücksicht der Volkserziehung einst nicht weniger leisten, als im Landwirthschaftlichen. Sogar ein eigenes pädagogisches Journal, welches bei Cotta in Tübingen in kurzem erscheinen soll, ist daraufhin berechnet.

Folgende Aktenstücke, und besonders der Beschluß der Tagsatzung, ermunternd und belohnend für den gemeinnützigen Bürger, beurkunden, daß Fellenbergs Sache endlich auch in ihrem Vaterlande den Sieg gewinnt. Denn wo wird jedesmal das Verdienst sonst lieber und leichter verkannt, als da, wo es geboren ist? Die dem Stifter der Anlagen von Hofwyl durch die Tagsatzung des eidsgenössischen Bundes gewährte Ehre ist

Digitized by Google

eine der höchſten Belohnungen, die einem noch lebenden verdienſtvollen Mitbürger in Republiken widerfahren kann.

Die hiſtoriſchen Anmerkungen zu beiden Aktenſtücken ſind mir von einem Sachkenner mitgetheilt, der in Hofwyl ſelbſt die Fellenbergiſche Agrikulturmethode ſtudirte.

Heinr. Zſchokke.

2.

Schreiben an des Herrn Landammann von Affry Excellenz, zu Handen der hohen Tagſatzung der neunzehn Kantone der Schweiz.

Meine Dankbarkeit für die Theilnahme, welche Euer Hochwohlgebohren den landwirthſchaftlichen Anſtalten von Hofwyl bei verſchiedenen Gelegenheiten zu erweiſen geruheten, vereinigt ſich mit der Würdigung ihres innern Gehalts, die aus der von Hochdenſelben gebotenen Unterſuchung hervorgegangen iſt, um mir es zur Pflicht zu machen, Euer Hochwohlgebohren des guten Fortgangs dieſer vaterländiſchen Anſtalten zu verſichern.

Die Vervollkommnung unſerer Ackergeräthſchaften und Landbeſtellungsmethoden ſchreitet ununterbrochen fort. 1)

Eine hinlängliche Anzahl vorzüglicher und auf die Dauer mit mir vereinigter Gehilfen ſetzt mich in den Fall, der übernommenen Aufgabe von Tag zu Tag beſſer genug zu thun. 2)

Vor dem Ausbruch des obwaltenden Kontinentalkriegs waren in Hofwyl bereits ſechszig Plätze für Zöglinge aus den verſchiedenſten Theilen von Europa beſtellt. Durch den leidtragenden Gang der öffentlichen Begebniſſe iſt freilich die Hälfte davon abgehalten worden, ſich bei uns einzufinden; aber dieſe vorübergehende Stockung war uns vielmehr günſtig, als nachtheilig, weil wir bis dahin nicht Platz gehabt hätten, eine größere Anzahl von neuen Ankömmlingen einzuquartieren. 3)

Indeſſen ſpricht ſich nicht allein das Intereſſe der Privaten, ſondern auch daſjenige der Regierungen immer mehr und mehr für die Sache von Hofwyl aus. 4)

Es haben mehrere derſelben, ſo wie einige angeſehene Gemeinden, Abgeordnete zu mir geſandt, um meine Anſtalten zu benutzen 5), und ich bin von vielen Behörden von großem Belange durch mehr oder weniger bedeutende Beweiſe von Theilnahme zu der gänzlichen Vollführung meiner Unternehmung aufgemuntert worden 6). Zugleich werden immer mehr Zöglinge von Hofwyl unter den vortheilhafteſten Anerbietungen verlangt, um unſere Bewirthſchaftungsart in verſchiedene Länder einzuführen. 7)

Die Ackergeräthſchaften dieſes Platzes verbreiten ſich desgleichen mit einem Erfolge, der meine Erwartungen weit überſteigt. 8)

In dieſen Umſtänden würde zwar eine wirkſame öffentliche Unterſtützung die Anſtalten von Hofwyl ſammt ihren Reſultaten weit ſchneller zum höchſten Flor emporheben, als meine Privatanſtrengung es zu thun vermag; aber man darf jetzt gleichwohl auch ohne eine ſolche Unterſtützung den fernern Erfolg meiner Unternehmung unbeſorgter abwarten, als es früherhin vorauszuſehen war.

Ich darf übrigens alles, was auf dem Wege von Hofwyl und von denſelben aus zum Vortheil des gemeinſchaftlichen Vaterlandes aller Eidsgenoſſen anzuordnen ſein mag, um ſo viel zuverläſſiger von der landesväterlichen Weisheit ihrer höchſten Bundesbehörde erwarten, je mehrere ihrer verehrlichen Mitglieder ſich bereits von dem, was bei mir für unſer gemeines Beſte geſchieht, durch eigene Anſchauung überzeugt haben.

Die hohe ſchweizeriſche Tagſatzung wird mir es daher zu gut halten, daß ich ſo frei bin, Sie hiermit ehrerbietigſt zu bitten, ſo bald wie möglich in reife Betrachtung zu ziehen, was Hochdieſelbe in Folge des Berichts der zur Unterſuchung der Anſtalten von Hofwyl im vorigen Jahr zu mir geſandten eidsgenöſſiſchen Kommiſſion und in Folge des ſeitherigen Fortgangs dieſer Angelegenheit zur Beförderung der gemeinnützigen Endzwecke meiner Unternehmung zu beſchlieſſen haben möchte.

Genehmigen Euer Exzellenz mit dieſer Bitte zugleich meine ehrerbietigſte Empfehlung ſammt der ehrfurchtsvollen und dankbaren Ergebenheit, mit der ich die Ehre habe zu verharren, u. ſ. w.

Fellenberg.

3.

Beſchluß der Tagſatzung in Aruburg vom 6 Juli 1809, zu Gunſten Herrn Em. Fellenbergs in Hofwyl und deſſen landwirthſchaftlichen Anſtalten, ſo wie er mit großer Mehrheit angenommen und von einigen löblichen Ständen ad ratificandum genommen ward.

Die eidsgenöſſiſche Tagſatzung hat, in Folge des Berichtes der auf das Anſuchen des Herrn Em. Fellenberg in Hofwyl zur Unterſuchung ſeiner landwirthſchaftlichen Anſtalten ernannten eidsgenöſſiſchen Kommiſſarien, und nach Anhörung des von Hrn. Fellenberg unterm 19 Brachmonat 1809 an den Landammann der Schweiz zu Handen der Tagſatzung erlaſſenen Schreibens, beſchloſſen:

1. Dem Herrn Em. Fellenberg wird das Wohlgefallen und der Dank der oberſten Bundesbehörde, für ſeine der Aufnahme der Landwirthſchaft und der Kultur des vaterländiſchen Bodens auf eine ausgezeichnet ruhmvolle Weiſe geleiſteten Dienſte, bezeuget.

2. Aus dem Berichte der eidsgenöſſiſchen Kommiſſarien ergibt ſich ganz unzweideutig der hohe Werth der Anſtalten in Hofwyl, theils als Mittelpunkt lehrreicher Verſuche und Erfahrung für eine fortgeſetzte Verbeſſerung der Landwirthſchaft und der Ackergeräthſchaften insbeſondere, theils als Lehranſtalt für angehende Landwirthe. Die Tagſatzung ſteht daher nicht an, den ſämmtlichen hohen Ständen der Bundesgenoſſenſchaft die Aufmerkſamkeit auf jene Anſtalten, und die Benutzung und Anwendung derſelben, nach Maasgabe ihrer verſchiedenen Lage und Verhältniſſe, zu empfehlen. 9)

3. Mit dieſer Empfehlung verbindet die Tagſatzung den Ausdruck der Theilnahme, welche ſie an dem fernern glücklichen Fortgange der Anſtalt und an dem Gelingen deſjenigen nimmt und jederzeit nehmen wird, was darin für die Vervollkommnung des Ackerbaues geſchieht, in welchem ſie eine der weſentlichſten Grundlagen des vaterländiſchen Wohlſtands erkennt.

4. Es ſoll dem Herrn Fellenberg durch die eidsgenöſſiſche Kanzlei Kenntniß gegeben werden von dem Erfolg der vorjährigen Einladung an die löblichen Stände, zu der ſeinem Inſtitute für eine beſtimmte Anzahl Jahre zuzuſichernden ausſchließlichen Fabrikation der neuen oder verbeſſerten Ackergeräthſchaften, und es ſoll eben dieſe Einladung, deren Hauptzweck dahin gerichtet iſt, die ſchlechten und unbrauchbaren Nachahmungen jener Geräthſchaften zu verbindern, an diejenigen löblichen Stände, welche derſelben bis dahin nicht entſprochen haben, wiederholt werden. 10)

Digitized by Google

5. Um einen, den reinen und uneigennützigen Absichten des Herrn Fellenberg angemessenen und seinen den eidsgenössischen Kommissarien eröffneten Wünschen entsprechenden, Thatbeweis ihrer Theilnahme an den landwirthschaftlichen Anstalten in Hofwyl zu geben, bevollmächtigt die Tagsatzung Sr. Exzellenz den Landammann der Schweiz, die Summe von hundert Louisd'or dem Herrn Fellenberg in der Meinung zu übergeben, daß er solche unter diejenigen seiner Gehilfen und Mitarbeiter, deren Treue, Fleiß und Geschicklichkeit er der Auszeichnung werth achtet, als Geschenk und Aufmunterung nach eigenem Gutfinden vertheile. 11)

Den eidsgenössischen Kommissarien zur Prüfung der Anstalten von Hofwyl, den Herren Heer, Trub, Tobler, Meyer und Hunkeler, bezeugt die Tagsatzung ihren Dank und ihren Beifall für die einsichtsvolle Weise, womit sie ihren Auftrag erfüllt, und für die treffliche Arbeit, durch welche sie die Kenntniß und die Würdigung der dem Vaterland zur Ehre gereichenden Anstalten von Hofwyl wesentlich befördert haben.

Anmerkungen zu beiden vorhergehenden Aktenstücken.

1) Ganz neulich ist die Säemaschine zu runden Körnern in Hofwyl so sehr vervollkommnet worden, daß sie jetzt gar nichts mehr zu wünschen übrig läßt. Vermittelst einer höchst einfachen Vorkehrung dient nun das gleiche Instrument für alle Größen von Körnern, und verwahrt die Saat zugleich gegen verschiedene wesentliche Schwierigkeiten der bisherigen Reihenkultur. Auch die Vervollkommnung der andern Säemaschinen schreitet jetzt wieder vorwärts; desgleichen diejenige des Häufelpflugs (buttoir). Es ist ferner nun auch um bessere Hegel- und Dreschmaschinen zu thun. Von sehr bedeutenden Fortschritten in der Kultur zeugt das zweite Heft der landwirthschaftlichen Blätter von Hofwyl. — So wird, obschon unvermerkt, doch immer mehr und mehr und auf allen Punkten, mit der Ausführung des großen Plans fortgeschritten, welcher der Unternehmung von Hofwyl zum Grunde liegt, und dessen Resultat eine vervollkommende Revision unsers gesammten Erziehungswesens, von seinen ersten Elementen hinweg, bis zur vollendeten Berufsbildung, sein soll. Es versteht sich wohl von selbst, daß hier die Berufsbildung in ihrem allgemeinsten Spielraum auf Erden zu verstehen ist. Deswegen umfassen die Anstalten von Hofwyl auch die mechanischen Hilfsmittel des Landbaues, vom einfachsten Spaden an bis zum komplizirtesten landwirthschaftlichen Instrumente, mit dem gleichen Bestreben, ein jedes wie ihre Gesammtheit auf den großen Endzweck zu beziehen, der den verschiedenen Zweigen der Unternehmung von Hofwyl als Verknüpfungspunkt, und dem Ganzen drei jedem seiner Fortschritte als Leitstern dient.

2) Die Elementar-Erziehungsanstalt zählt gegenwärtig vier, und die Berufsbildungsanstalt drei Lehrer, von welchen ein jeder seinem Fache mit großer Vorliebe obliegt. Auch das Sekretariat ist beträchtlich vermehrt worden.

3) Dieser Platz wird nun durch zwei an Hofwyl anstoßende große Gebäude vermehrt, welche die Regierung von Bern dem landwirthschaftlichen Institut auf zehn Jahre abgetreten hat.

4) Zu mehr oder weniger gründlichen Untersuchungen haben viele Regierungen Kommissarien nach Hofwyl abgeordnet. Mehrere von diesen machen einen ganzen Kurs mit, wie die Kantonsräthe Tetsch und Küenzle, zwei würdige, alte und sehr erfahrne Landwirthe, welche die Regierung von St. Gallen nach Hofwyl gesandt hat; ferner die württembergischen, badischen und nassauischen Kommissarien.

5) Unter den Gemeinheiten, welche die Hilfsmittel von Hofwyl benutzen, zeichnet sich die Stadt Zürich aus, die ihre Spitalgüter und einen Theil ihres Gemeinguts nach der neuen Methode kultiviren läßt. Die eine dieser Unternehmungen leitet unter andern der berühmte Landwirth Herr Tobler von der Au, einer der zur Untersuchung von Hofwyl abgeordnet gewesenen eidsgenössischen Kommissarien, mit dem Hrn. Stadt-Seckelmeister Heß, der auch mehrere mal in Hofwyl gewesen ist. Die Spitalgüter werden von einem sehr geschickten Landmann Hrn. Pfister besorgt, den die Zürcher Spital-Direktion in Hofwyl hat ausbilden lassen.

6) Wer kennt nicht die Reisen des Königs von Würtemberg, des Kronprinzen von Baiern und mehrerer anderer fürstlichen Personen, nach Hofwyl? — Auch dasjenige, was von Frankreich, Italien und Spanien aus zur Aufmunterung der dasigen Anstalten geschah, ist hinlänglich bekannt.

7) Professor Dödelin brachte die Hofwyler Agrikulturmethode und Hilfsmittel nach Spanien; Pictet von Genf theilte sie der Krimm mit; Maas aus Mecklenburg dem nördlichen Deutschland, u. s. w. Es ist zuverlässig, daß sich das Verlangen nach dieser Kultur über die mehrsten europäischen Länder verbreitet hat. Die italienischen, spanischen, englischen, holländischen und russischen Zeitungen empfehlen sie um die Wette mit den deutschen und französischen Blättern. Was Wunder also, daß Hofwyl als ein vortrefflicher Anwartschaftsplatz zu vortheilhaften Anstellungen zu betrachten ist.

8) Es haben in den letzten Zeiten unter andern auch Versendungen nach Slotdeck, Mögelin bei Berlin, und nach St. Petersburg statt gefunden. Die sechs Feuerarbeiter und sieben Holzarbeiter, welche gegenwärtig die Werkstätten in Hofwyl besehen, reichen nicht hin, den immer zunehmenden Beiellungen zu begegnen. Es ist daher nun darum zu thun, neue Werkstätten zu errichten, wozu die Direktion der Anstalt bereits eine bedeutende Vermehrung geschickter Arbeiter bestellt.

9) Mehrere Kantone sind dieser Einladung zuvorgekommen, wie Bern, St. Gallen, Freiburg, Solothurn, Zürich, Basel, Thurgau, Luzern u. s. w.

10) Fellenberg hat sich dieses Privilegium ausser dem Kanton Bern wiederholt und bestimmt verbeten; da aber die Kommissarien der Tagsatzung darauf beharrten, den Nachtheilen einer fehlerhaften Nachahmung der Hofwyler Geräthschaften vermittelst dieser Garantie zuvorzukommen, so unterzieht er sich nun derselben, bis die erforderlichen Arbeiter in den Werkstätten von Hofwyl gebildet sein werden, um die Fabrikation der Industriemittel dieses Platzes auch anderswo mit zuverlässigem Erfolge zu betreiben.

11) Fellenberg hatte erklärt, daß er für seine Person durchaus keine Belohnung annehmen werde, seine wackern Gehilfen hingegen nach Verdienst ausgezeichnet zu sehen wünsche. Die von der Tagsatzung angewiesene Prämie soll nun bei dem nächsten landwirthschaftlichen Feste vertheilt werden.

Digitized by Google

Die Kosaken.

(Beſchluß.)

Zu Hauſe iſt das Anſehen der Offiziere und der Gehorſam der Gemeinen nicht groß; aber im Felde findet ſtrengere Disziplin ſtatt. Vergehungen werden mit Geldſtrafen an die Regimentskaſſe, noch häufiger aber mit Peitſchenhieben geahndet; mit Stockprügeln läßt der Kosake, als ein freier Menſch, ſich nicht beſtrafen. Wegen der Abneigung der Kosaken gegen jede Art disziplinirter Einrichtung regulärer Truppen, hat man ſie bis jetzt noch nicht dahin bringen können, eskadronweiſe zu manövriren. Ihre Taktik und Art zu fechten im Felde beſteht vorzüglich darin, daß ſie ſich in kleine Haufen abtheilen, mit ſolchen auf allen Seiten, unter einem lauten, faſt dem Geheul ähnlichen Geſchrei, mit gefällten Piken in der fürſten Carriere angreifen; ſobald es gelingt, durch den wüthenden Anfall den Feind zu theilen, dann die Pike fallen laſſen und vermittelſt des Riemens nachſchleppen, aber an deren Statt ſich der Piſtolen oder lieber des Säbels bedienen, und eben dadurch Niederlagen anrichten. Man läßt ſie auch den Feind auf der Flucht verfolgen, und dann werden ſie ihm durch ihre Schnelligkeit und Angriffsart gefährlich. Einem Korps, das ſolche Menſchen auf dem Nacken hat, fällt es bei dem beſten Willen unmöglich, ſich wieder zu ſammeln. Finden ſie hingegen Widerſtand, und keine Hoffnung zum Eindringen, ſo zerſtreuen ſie ſich augenblicklich wieder, ziehen an einen beſtimmten Sammelplatz zurück, ſetzen ſich daſelbſt wieder in kleinen Haufen, und verſuchen ſo lange neue Angriffe, bis der durch öfteres vergebliches Nachſehen abgemattete Feind zur Flucht genöthigt wird, worauf ſie ihn ſo weit als möglich verfolgen, immer mehr zerſtreuen, und Gefangene zu machen ſuchen.

Alle Kosaken ſind unter einander völlig gleich, und heißen Brüder; ſie laſſen daher keinen Unterſchied des Standes, namentlich keinen Erbadel, unter ſich zu. Sie können Fremden keine größere Ehre erweiſen, als wenn ſie ihn unter ihre Brüderſchaft aufnehmen. Dabei ſind ſie ſehr gaſtfrei und von einer faſt immer heitern Gemüthsart, obgleich ſtets ein gewiſſer Ernſt über ihre Sitten ausgebreitet iſt. Munterkeit und Treue, Liebe zum Tanz und Geſang, Erfindſamkeit und grenzenloſe Freiheitsliebe karakteriſiren ſie deutlich. Die letztere Tugend vermochte ſie oft zu Empörungen gegen ihre Herren, wenn ſie von ihnen zu ſehr gedrückt wurden. Die ruſſiſche Regierung weiß dies gar wohl, daher ſie dieſe Völker auch bei ihrer freien Verfaſſung ſchützt, und manche Vorrechte genieſſen läßt. Daher iſt 1) kein Kosak leibeigen, welches doch alle Bauern in Rußland ſind. 2) Keiner bezahlt die Kopfſteuer, die doch alle Unterthanen (mit Ausnahme des Adels und der Geiſtlichkeit) geben müſſen. 3) Keiner bezahlt von ſeinem Landeigenthum Grundſteuer, ſondern ſie genieſſen in vielen Gegenden noch dazu freie Jagd, freie Fiſcherei, das Recht für ſich Salz zu machen, Branntewein zu brennen, u. ſ. w. 4) Sie machen einen eigenen freien Staat aus, und regieren ſich ſelbſt, durch die aus ihrer Mitte gewählten Oberhäupter oder Hetmane.

Nach den neueſten Zählungen, die aber nie ganz genau noch zuverläſſig ſind, beläuft ſich die Anzahl der wirklich dienſtfähigen und ſtreitbaren Männer unter den Kosaken auf 800,000 Mann, wovon ſie zu jeder Zeit ungeſäumt 200,000 auf die Beine bringen können. Die Donſchen Kosaken ſtellen allein auf erforderlichen Fall 100,000 Mann, die ein furchtbares Korps ausmachen, das, wegen der beſondern Art zu fechten, im Stande iſt, der disziplinirteſten Armee die Spitze zu bieten. Ehmals hörte man bei Aufgeboten noch ſehr ſtarke Debatten und lebhafte Widerſprüche, jetzt wenige oder gar keine. Dieienigen Korps, an denen die Reihe iſt, welche ſich ohnehin immer marſchfertig halten müſſen, gehen ſogleich zur Armee ab. Andere halten erſt Verſammlungen in der Stanitze, dann rücken ſie auſſer derſelben zuſammen, und treten ihren Zug an. — In Kriegszeiten müſſen die Koſakiſchen Völkerſchaften folgende Kontingente auf den erſten Wink liefern:

Die Donſchen Kosaken . . .	45,000	Mann.
Die Orenburgſchen, Uralſchen u. ſ. w.	16,000	—
Die Aſtrachanſchen	6,000	—
Die in und bei Tobolsk u. ſ. w. .	16,500	—
Zuſammen	84,100	Mann.

Variétäten.

Aus Frankreich.

— Lyon, in der Nähe Italiens, über einem Boden von üppiger Fruchtbarkeit, unter einem freundlichen Himmel, lockte einſt von allen Städten Galliens vorzüglich die Römer an, die ſich hier mit ihrem Luxus anſiedelten. Daher iſt vielleicht keine Stadt des heutigen Frankreichs ſo reich an eigenthümlichen römiſchen Antiquitäten.

Als Napoleon die Thränen dieſer unglücklichen Stadt trocknete, erhob ſie nicht nur ihre zerſtörten Mauern wieder mit friſcher Pracht, ſondern ſie fing auch an, die in ihrem Schooſe vorhandenen Denkmäler des Alterthums aufzuſammeln und daraus ein Muſeum zu formen, welches jetzt zu den lehrreichſten in Frankreich gehört. Hr. Artaud, ein junger Lyoneſe von ſeltenen antiquariſchen Kenntniſſen, ward zum Direktor dieſes *Conservatoire des arts de la ville de Lyon* ernannt, und ſchon haben wir ihm eine Beſchreibung der Alterthümer und Gemälde des Lyoner Muſeums (Lyon 1808. 8.) zu danken. Seitdem aber ſind ſchon viele andere Antiquitäten ausgegraben worden, von denen manche von großem Werthe für die Freunde der römiſchen Vorwelt ſind, beſonders die neulich entdeckten Moſaiken. In einer derſelben, die Hr. Mayors, Apotheker zu Lyon, fand, ungefähr zwölf Fuß ins Gevierte groß, ſcheint der Künſtler den Augenblick dargeſtellt zu haben, wo Meleager, von der Jagd heimkehrend, Atalanten die Haut des kalydoniſchen Ebers überreicht. Die Figuren, von einer edeckigen Umfaſſung eingeſchloſſen, haben drei Fuß Höhe. Eine früher geründete, 15 Schuh 6 Zoll lange, 9 Schuh 6 Zoll breite Moſaike, die Spiele im Circus vorſtellend, hat Hr. Artaud im J. 1806 im Kupferſtich nebſt Beſchreibung herausgegeben.

Auſſer jenem Muſeum befinden ſich in Lyon noch viele ſehenswürdige Kabinete von Antiquitäten bei Privatverſonen; die vorzüglichſten, welche der Aufmerkſamkeit der Fremden würdig ſind, gehören den Hrn. Mayors, Artaud, Profeſſor Revoil, Mäter Richard und der Mademoiſelle de la Valmondiere, die den intereſſanten Sarkophag beſitzt, welchen Millin in ſeiner Reiſe durchs ſüdliche Frankreich Bd. 1, S. 535 beſchrieben hat.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueſte Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 63. — den 9 Auguſt 1809.

Großbrittanniens Nationalreichthum unabhängig vom Handel.

Eine Doppelanſicht.

Immer müſſen wir wieder von den Schlachtfeldern der Kontinentalkriege den Blick auf Frankreich und England zurückwenden. Denn die Intereſſen dieſer beiden Mächte, des Roms und Karthago's unſerer Welt, des militäriſchen und des merkantiliſchen Erobererſtaates, ſind die Achſe, um welche ſich die Intereſſen aller übrigen Reiche ſchwingen, und ihre Schickſale der Zeitgeſchichte. Die Verwandlungen der Schweiz, Hollands, Venedigs, Genua's, Roms, ganz Italiens und Deutſchlands, der Sturz Oeſterreichs, Preußens, Portugalls, Spaniens, Schwedens ſind nur Epiſoden des Hauptkampfes.

Dieſem Hauptkampfe iſt ohne vollendete Lähmung, das heißt ohne Untergang der einen oder der andern Macht, kein Ende abzuſehen. Er muß fortdauern, bis entweder Frankreichs ungetheilte Herrſchaft wieder zerfallen iſt, oder Englands Univerſalhandel und Meerbeherrſchung aufgehört hat. Beide können neben einander nicht beſtehen, weil Englands Alleinhandel das franzöſiſche Reich dependent von Londons Politik und Reichthum machte, oder weil durch Frankreichs Herrſchaft über die Küſten und Märkte der bevölkertſten Länder Europens der brittiſche Handel und Englands Exiſtenz in jeder Stunde zum Problem werden kann. Bis zur Auflöſung dieſes furchtbaren Widerſpruchs ſind alle intereſſimiſtiſche Friedensſchlüſſe nur Waffenſtillſtände — der Krieg wird und muß fortdauern. Selbſt Veränderungen des Perſonals auf den Thronen von Frankreich und England können im Weſen der Sache nichts ändern, denn es iſt kein Zwiſt der Perſonen, ſondern Zwiſt der Nationalintereſſen.

Bisher war man ziemlich allgemein des Glaubens, Großbrittanniens Univerſalherrſchaft über die Meere und Küſten des Erdballs beruhe auf ſeiner koloſſaliſchen Macht, die Macht aber auf dem Reichthum, und der Reichthum zuletzt auf der unbeſchränkten Ausdehnung ſeines Handels. Nicht nur wir übrigen Europäer, ſondern die Britten ſelbſt waren dieſer Meinung; nicht nur das Volk, ſondern ſelbſt Gelehrte und die erſten Staatsmänner Englands. Daher konnte man ſich in London nicht die Möglichkeit eines dauerhaften Friedens mit Frankreich, wie es jetzt iſt, denken, oder Großbrittanniens Wohlſtand ohne Handel.

Ganz der allgemeinen Meinung entgegen trat nun in London ſelbſt ein ſcharfſinniger Kopf auf, und behauptete zum Erſtaunen der Britten, Englands Größe ſei ganz unabhängig von ſeinem Handel. Dieſer Mann war William Spence. Seine Schrift: *Britain independent of commerce*, worin er das Paradoxon aufſtellte, erlebte binnen kurzer Zeit fünf Auflagen nach einander; ein Beweis, welche Senſation ſie erregt hat. *)

Die merkwürdige Anſicht dieſes Mannes muß allerdings für jeden Staatsmann und philoſophiſchen Beobachter der Weltereigniſſe anziehend ſein. Ich will verſuchen, ſie einfach in ihrem vollen Zuſammenhange darzuſtellen. Neben ſeiner Anſicht ſtehe dann eine zweite, welche doch auch nicht bloßer Traum ſein kann.

Der Herausgeber.

*) Nach der fünften Auflage vom Jahre 1808 iſt ſo eben eine deutſche Ueberſetzung ans Licht getreten: „Brittanniens unabhängig vom Handel, oder Beweis, daß Nationalreichthum und Nationalwohlſtand nicht aus äußern, ſondern aus innern Quellen abgeleitet werden müſſen.“ Berlin, 1809. 8. — Die Ueberſetzung iſt vom Hrn. Prof. Friedr. Wolff in Berlin, und Se. Maj. Friedrich Wilhelm dem Dritten, König von Preußen, zugeeignet.

Digitized by Google

1.
William Spence's Ansicht.

Die wahren Quellen des brittischen Nationalreichthums.

Vor allen Dingen, worin besteht Nationalreichthum? — Im Ueberfluß an Kapital und angebautem, ergiebigem Lande, oder an Dingen, denen man großen Werth beilegt. Eine Nation ist daher arm, wenn nur wenig Einwohner Vermögen besitzen, das Land nur schlecht angebauet ist, und dem Eigenthümer wenig Einkünfte abwirft. So sind Spanien und Italien arm im Verhältniß zu Großbrittannien.

Der Handel mit dem Auslande besteht in Ausfuhr und Einfuhr.

Durch Einfuhr kann der Nationalreichthum nicht vermehrt werden, denn für alles, was eine Nation einführt, bezahlt sie demjenigen Lande, von welchem es gekauft wird, den Werth. Führt ein Kaufmann z. B. Zucker ein, wofür er 1000 Pfund Sterling bezahlt hat in Geld oder Waaren: so ist damit der Nationalreichthum nicht vermehrt; denn gerade soviel, als das allgemeine Vermögen zugenommen hat durch den eingebrachten Zucker, hat es verloren an den aufgeführten Geldsummen oder einheimischen Waaren. Es ist nur ein Artikel, sein Name an die Stelle des andern getreten. — Verkauft nun der Kaufmann seinen Zucker im Lande um 2000 Pf. Sterling, statt um 1000, so gewinnt er freilich daran 1000 Pf. Sterl.; aber der Nationalreichthum wird nicht vermehrt, sondern bleibt derselbe. Denn was der Kaufmann gewinnt, verlieren die Käufer. Es kam kein neues Geld ins Land, sondern es ging im Lande nur aus einer Hand in die andere.

Auch die Ausfuhr vermehrt den Nationalreichthum nur unbedeutend. Brittannien, welches mehr Waaren ausführt, als irgend eine andere Nation, schätzt seine jährliche Ausfuhr auf höchstens 50,000,000 Pf. Sterling, von welchen etwa 10,000,000 gewonnen werden, eine wahre Kleinigkeit für eine Nation, die beinahe sechsmal soviel in Auflagen bezahlt! *)

Gold und Silber (Geld) sind nur Stellvertreter des Reichthums, nur Werthzeichen, nicht die Substanz des Reichthums selbst. Papiergeld ist nur der Stellvertreter des Geldes, in manchen Fällen nur Schatten des Schatten. Niemand wird behaupten, daß Gold und Silber der Reichthum von Großbrittannien sind, weil ein jeder weiß, daß diese Metalle nicht den zehnten Theil der zirkulirenden Werthzeichen ausmachen. Nicht also Metall- und Papiergeld sind Nationalreichthum, (Spanien ist arm bei allem Gold und Silber!) sondern sind nur Repräsentation des Reichthums, der vorhanden ist; und der Kredit ist dessen öffentliche Anerkennung.

Die Landwirthschaft in England ist nur durch den Einfluß der Fabriken emporgekommen, und dieser Einfluß muß zunehmen, wenn der Ackerbau ferner Fortschritte machen soll. Denn der Anbau des Bodens kann nur wachsen durch vergrößerte Nachfrage nach den Produkten, und diese ist nur möglich, wenn die Klasse der Fabrikarbeiter zunimmt. Man rechnet, daß in England noch 22,000,000 Acres unbebautes Land **) vorhanden sind. Wenn dieser unkultivirte Boden jetzt schon mit Nutzen angebauet werden könnte, würde er gewiß von den Pächtern, die so eifrig Anwendung ihres Kapitals suchen, eiligst in Besitz genommen werden. Gegenwärtig aber ist der Preis des Landes, oder der vom Anbau öde gelegener Grundstücke bleibende Gewinn verhältnißmäßig zu niedrig; noch tragen Kapitalien auf andere Art höhere Zinsen. Englands Nationalreichthum kann also steigen, mit dem Wachsthum seiner Bevölkerung, welcher die Nachfrage nach den Produkten und damit den Werth des öden Landes erhöht; obgleich übrigens gar nicht zu läugnen ist, daß eigentlich mehr allgemeiner Wohlstand herrschen würde, wenn die 73,000,000 Acres Land, welche Großbrittannien enthalten soll, unter die zwölf Millionen Einwohner dieser Insel in gleichen Schnitten vertheilt wären.

So sind denn Landwirthschaft und Fabriken die beiden Haupträder der großen Maschine, wodurch Nationalreichthum erzeugt wird. Denn bloß reine Konsumenten, Leute die nichts produziren, sondern bloß verzehren helfen, Leute die ihr Dasein dem Staate gar nicht bezahlen, den Nationalreichthum nicht vermehren, sondern nur vermindern, sieht wohl jeder ein.

Aufwand und nicht Sparsamkeit der Kapitalisten oder großen Landeigenthümer befördert den Nationalreichthum. Denn der Aufwand der Kapitalisten für wirkliche oder eingebildete Bedürfnisse beschäftiget die Fabriken; je mehr diese Geld gewinnen, je stärker werden sie sich vermehren; je zahlreicher diese sind, je größer ist die Konsumtion der Landesprodukte. Die steigende Konsumtion erhöht den Preis der Produkte; der wachsende Preis lockt zum stärkern Anbau des Bodens. Die Produkte vervielfältigen sich, folglich das Vermögen, oder der Nationalreichthum. — Sparsamkeit der Kapitalisten wirkt rückgängig und zu ihrem eigenen Schaden; verkleinerter Absatz der Fabriken mindert die Zahl derselben; je weniger Fabrikarbeiter, um so geringer die Nachfrage nach den Produkten des Bodens; mit dem Mangel der Nachfrage fällt der Werth des Landes im Preise, und wo der Boden werthlos ist, hat das Kapital keinen Zins.

Alle Auflagen, wie sie auch immer erhoben werden, werden am Ende immer aus dem reinen Ertrage des Bodens bezahlt. — Denn der reelle Reichthum des Landes stammt ja nur daher. Erträgt der Boden nichts, so müssen die Einwohner verhungern. Erträgt der Boden nur so viel, daß die Einwohner satt zu leben haben, so ist zwar Wohlstand, aber Abgaben sind unmöglich, ohne daß mehrere verhungern müssen, deren Antheil in Abgaben verwandelt ist. Erträgt der Boden einen Ueberschuß von dem, was die Eigenthümer und Andauer desselben verzehren, so entsteht Reichthum, und Auflagen werden möglich.

Ackerbau und Fabriken sind demnach die einzigen wesentlichen Industriezweige, durch welche Nationalreichthum hervorgebracht und angehäuft werden kann. China hat sich bloß dadurch den größten Nationalreichthum erworben, ohne auswärtigen Handel. Japan desgleichen, obwohl nur eine Insel von nicht größerm Flächenraum als Großbrittannien.

Jetzt frage ich: trägt auch der Handel zur Vergrößerung des Nationalreichthums bei, oder dankt ihm Großbrittannien wohl gar seine eigentliche Größe?

---

*) Der Werth der Ausfuhr, bei der Mauth, betrug, laut dem Parlament vorgelegten Rechnungen, im J. 1803 nur 24,953,000 Pf. Sterling.

**) Der Acre beträgt 160 rheinl. Quadratruthen.

Der Handel mit dem Auslande trägt nichts zu Großbrittanniens Reichthum und Macht bei.

Schon oben ist gesagt worden, daß der Einfuhrhandel dem Nationalreichthum keinen Zuwachs bringt. Was eine Nation

Digitized by Google

auf fremdem Markte ankauft, bezahlt ſie mit einem angemeſſenen Theil ihres Vermögens. Sie vertauſcht alſo nur eine Art des Reichthums mit der andern, ohne den eigentlichen Beſtand deſſelben durch eine neue Schöpfung zu vergrößern. Wenn man aus China ein Quantum Thee für 1000 Pf. Sterling kauft, ſo ſteigt der Werth deſſelben, durch Transport, Zoll und andere Unkoſten, ehe er in England verkauft wird, auf 1500 Pf. St.; die 500 Pf. St. Mehrwerths ſind aber kein Zuwachs zum Nationalreichthum, ſondern nur Gewinn für Schiffseigenthümer, Kaufmann, Aſſekuranz und Regierung. Haben aber nicht die Konſumenten des Thees den Gewinn hergeben müſſen? Würden letztere nicht genau um eben dieſelbe Summe ärmer, um welche ſich der Reichthum der andern vermehrte? — Blieb ſich folglich nicht die Summe des Nationalreichthums ſo vollkommen gleich, wie ſie es bleibt, wenn ein Spieler, welcher geſtern vielleicht keinen Schilling hatte, heut durch Gaunerkniffe 30,000 Pf. St. einigen Thoren abnahm? — Die drei oder vier Millionen, welche die Staatseinkünfte durch die Gefälle gewinnen, die von den durch oſtindiſchen Handel eingeführten Waaren erhoben werden, und derentwillen man den Werth des oſtindiſchen Handels ſo ſehr preiſt, ſind Gefälle, welche von den Konſumenten des Thees bezahlt werden. Sie wären eben ſo gut im Stande, dieſe Summe zu bezahlen, wenn ſie den Thee auch nicht dafür tränken.

Der Ausfuhrhandel hingegen kann Vermehrung des Nationalreichthums gewähren durch den Gewinn des Fabrikanten und des ausführenden Kaufmanns, ſo für die exportirte Waare auf dem fremden Markt bezogen wird.

Großbritannien hat in den glücklichſten Handelsjahren für ungefähr fünfzig Millionen ausgeführt. Schlagen wir den reinen Gewinn des Fabrikanten und des exportirenden Kaufmanns zu zwanzig Prozent an: ſo iſt dies der Wahrheit wohl nicht zu entfernt; der jährliche Gewinn Englands vom Ausfuhrhandel beträge mithin zehn Millionen Pf. Sterling. Wie höchſt unbedeutend aber iſt dieſe Summe neben den öffentlichen und Privateinkünften des Landes! Wie kann man alſo den Handel, durch welchen ſie gewonnen wird, als die Hauptquelle von Englands Nationalreichthum anſehen? Beinahe das Dreifache muß an Zinſen für die Nationalſchuld bezahlt werden!*) Mehr als ſechsmal ſoviel muß man als Abgaben an die Regierung entrichten! — Und wenn der Staat höchſtens von dieſem durch den Ausfuhrhandel bezogenen Gewinn an Auflagen von den Kaufleuten, an Ausfuhrzöllen u. ſ. f. vier Millionen Einkünfte hätte: woher kommen denn die ſechzig übrigen Millionen, welche jährlich an Auflagen bezahlt werden? Offenbar aus einer weit ergiebigern Quelle, als dem Ausfuhrhandel — und dieſe Quelle iſt der reine Ertrag des Bodens. Denn der Einfuhrhandel kann, wie wir geſehen haben, den Nationalreichthum nicht vermehren; und im Lande ſelbſt verkaufte Fabrikwaaren mehren ihn eben ſo wenig.

Aber unterſuchen wir die Wirkungen des Ausfuhrhandels noch gründlicher, ſo werden wir überzeugt ſein, daß Brittannien dadurch nicht den mindeſten Zuwachs an ſeinem Nationalreichthum erhält.

Sind die Tabellen richtig, welche der Generalinſpektor jährlich dem Parlament vorlegt: ſo geht daraus hervor, daß in hundert Jahren, d. i. vom J. 1700 bis 1800, der ganze Betrag, um welchen die Ausfuhr die Einfuhr überſtieg, dreihundert und achtundvierzig Millionen Pfund Sterling betrug. — Rechnet man zu dieſen Summen das Geld noch, was ſchon vor dem Jahre 1700 in England vorhanden war, ſo müßten weit über 400 Millionen Gold und Silber in England ſein. Jedermann weiß aber, daß davon nicht der zwanzigſte Theil vorhanden iſt. Dies Mißverhältniß fiel ſchon Foſtern auf; er nimmt an, daß dieſer ganze Ueberſchuß zur Bezahlung fremder Völker, zum Unterhalt unſerer Armeen, zu Subſidien an die Alliirten, und zu andern Ausgaben, welche ein Kontinentalkrieg mit ſich bringt, verwendet worden ſind. — Hätte Foſter recht, ſo hätte ein hundertjähriger Ausfuhrhandel den Nationalreichthum um nichts vermehrt.

Es iſt aber alle Wahrſcheinlichkeit vorhanden, die ſich ſogar auf Thatſachen gründet, daß der Werth der ein- und ausgeführten Waaren bis etwa auf 100,000 Pf. Sterl. ſo ziemlich einander gleich iſt. Denn es gibt ohnedin in der Staatswirthſchaft keinen aufgemachten Satz, als den: „daß Ein- und Ausfuhr einer handelnden Nation im Durchſchnitt von einigen Jahren einander das Gleichgewicht halten müſſen, ſobald dieſelbe ſoviel Gold und Silber erworben hat, als für die Zirkulation und für Befriedigung der Nachfrage nach Silbergeſchirr erfordert wird.“ Denn wenn eine Nation, hinlänglich mit Gold und Silbergeſchirr verſehen, in einem Jahre für zehn Millionen mehr ausführte als einführte, und den Ueberſchuß in baarem Gelde erhielte; ſo würde, auſſerdem daß dieſer Zuwachs an Gold und Silber überflüſſig wäre, der Preis dieſer Metalle fallen, und der Banquier ſich genöthigt finden, die überflüſſige Menge auszuführen. Da aber das baare Geld nicht ausgeführt wird, ohne dafür eine dem Werth entſprechende Menge Waaren dafür einzuführen: ſo wird die Einfuhr die Ausfuhr überſteigen, und das Gleichgewicht wieder hergeſtellt werden.

Hält nun unſere Einfuhr, nach dieſen Erfahrungsſätzen, der Ausfuhr das Gleichgewicht, ſo, daß für den Ueberſchuß der Ausfuhr kein Gold oder Silber, ſondern andere Waare eingeführt wird: ſo kann dieſe Waare ſogar von einer Beſchaffenheit ſein, daß ſie den Nationalreichthum um nichts vermehrt. Es gibt nämlich auch ſehr vergängliche Waaren, die, einmal gebraucht oder genoſſen, keine Spur mehr von ſich zurücklaſſen. Wenn wir die Artikel unſerer Einfuhr durchgehen, ſo finden wir, daß die Hälfte des Werthes aller nach England eingeführten Waaren Artikel von ſehr vergänglicher Natur ſind. So führen wir z. B. jährlich für eine Summe von vier bis fünf Millionen Pfund Sterling Thee ein. Der eingeführte Zucker und Kaffee zu unſerm eigenen Gebrauch beträgt noch mehr, und Wein, Rum, Branntewein, Tabak, Früchte u. ſ. w. welche wir verzehren, können auf acht bis zehn Millionen angeſchlagen werden. So bezahlen wir demnach zwanzig Millionen und mehr für Dinge, die nach Jahresfriſt gar nicht mehr exiſtiren. Wo iſt denn nun bei dieſem Handel ein reeller Zuwachs des Nationalreichthums. Wird denn der Praſſer, welcher ſeines Kapitals Zinſen jährlich verſchwauſet und vertrinkt, reicher? Er wäre es geworden, hätte er mit den Zinſen Waaren bleibenden Werthes, Ländereien, Häuſer u. ſ. w. angeſchafft. Wir verſehen z. B. Amerika's Bewohner mit Zeugen, mit Metallwaaren, Töpferwaaren und mit tauſend andern Artikeln der größten Nothwendigkeit und der größten Dauerhaftigkeit. Was bekommen wir zum Erſatz für dieſe Wohlthaten? — Nichts als ein Unkraut, das Tabak heißt. Eine Vermehrung des Nationalreichthums, der in kurzer Zeit verzehrt wird! Wir verſehen andere

*) Die Nationalſchuld betrug im Jahre 1801, laut Rechnungsablage vor dem Parlament, 567,010,606 Pf. Sterling.

Digitized by Google

Nationen mit dauerhaften Waaren, nöthig zur Bequemlichkeit, zum behaglichen Daſein. Wir bekommen dafür in Wahrheit köſtliche Dinge, z. B. Thee, der uns ſchwächt, ohne einen Atom Nahrung zu gewähren, Wein, Rum, Branntewein, wodurch das Leben eines großen Theils unſerer Mitbürger verkürzt wird!

(Die Fortſetzung folgt.)

Meteorologiſche Beobachtungen im Aargau. Juli 1809.

Monatstage.	Barometer.		Thermometer.			Schnee oder Regen.			Thau oder Reif.	Winde.		Nebel.	Himmels-Beſchaffenheit.	
	Bei Sonnen-Aufgang.	Bei Sonnen-Untergang.	Bei Sonnen-Aufgang.	Nachm. 2 Uhr.	Bei Sonnen-Untergang.	Nachts.	Vorm.	Nachm.		Vorm.	Nachm.		Vorm.	Nachm.
	″ ‴ 10	″ ‴ 10												
1	27. 0 7	27. 0 3	+ 12	+ 19	+ 16	Regen	—	Regen	—	S. W.	O.	—	bewölkt	bewölkt
2	27. 0 8	27. 0 8	+ 12	+ 19	+ 16	—	—	—	—	S. W.	N. W.	—	bewölkt	heiter
3	26. 9 3	27. 0 2	+ 14	+ 17	+ 14	—	—	Regen	Thau	W.	N. W.	Vorm.	bewölkt	bewölkt
4	26. 8 6	27. 0 2	+ 12	+ 10	+ 11	—	Regen	Regen	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
5	27. 0 2	27. 0 1	+ 10	+ 13	+ 13	—	—	Regen	—	N. W.	N. W.	Vorm.	heiter	bewölkt
6	27. 0 6	27. 0 4	+ 11	+ 18	+ 16	Regen	—	—	—	N. W.	O.	Vorm.	heiter	heiter
7	27. 0 0	26. 9 3	+ 13	+ 21	+ 18	—	—	—	—	O.	O.	—	heiter	heiter
8	27. 0 2	27. 0 1	+ 17	+ 22	+ 14	—	—	Regen	—	O.	S. W.	—	heiter	bewölkt
9	27. 0 4	27. 0 3	+ 13	+ 20	+ 13	Regen	—	Regen	—	W.	W.	—	heiter	bewölkt
10	27. 0 0	27. 0 0	+ 11	+ 17	+ 13	Regen	Regen	Regen	—	S. W.	W.	—	bewölkt	bewölkt
11	27. 0 2	27. 0 2	+ 12	+ 18	+ 14	Regen	—	Regen	—	W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
12	27 1 1	27. 1 4	+ 13	+ 19	+ 17	—	—	—	—	W.	O.	—	bewölkt	heiter
13	27. 1 4	27. 1 8	+ 12	+ 19	+ 17	—	—	—	Thau	O.	N. W.	Vorm.	heiter	heiter
14	27. 2 1	27. 2 4	+ 11	+ 18	+ 17	—	—	—	Thau	N. W.	N. W.	Vorm.	heiter	heiter
15	27. 2 4	27. 1 9	+ 11	+ 19	+ 17	—	—	—	Thau	O.	N. W.	—	heiter	heiter
16	27. 1 8	27. 1 1	+ 11	+ 19	+ 17	—	—	—	Thau	N. W.	N. W.	—	heiter	heiter
17	27. 0 9	26. 9 9	+ 12	+ 19	+ 16	—	—	—	—	N.*	N. W.*	—	heiter	heiter
18	26. 9 7	27. 0 1	+ 13	+ 18	+ 11	—	Regen	Regen	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
19	27. 0 4	27. 1 5	+ 10	+ 13	+ 12	Regen	—	—	—	W.	N.	—	bewölkt	bewölkt
20	27. 2 3	27. 2 5	+ 7	+ 16	+ 13	—	—	—	Thau	N.	N.	Vorm.	heiter	heiter
21	27. 2 4	27. 1 4	+ 9	+ 17	+ 16	—	—	—	Thau	N. O.	O.	Vorm.	heiter	heiter
22	27. 0 8	27. 0 2	+ 9	+ 19	+ 17	—	—	—	Thau	N. O.	O.	—	heiter	heiter
23	27. 0 2	27. 0 2	+ 14	+ 21	+ 16	—	—	—	Thau	O.	N. W.	Vorm.	heiter	heiter
24	27. 0 3	26. 9 8	+ 12	+ 21	+ 19	—	—	—	Thau	N. W.	N. W.	Vorm.	heiter	heiter
25	26. 9 5	26. 9 6	+ 13	+ 17	+ 16	—	Regen	—	—	W.	S. W.	—	bewölkt	heiter
26	27. 0 0	26. 9 9	+ 12	+ 20	+ 16	—	—	Regen	Thau	N. W.	N. W.	Vorm.	bewölkt	bewölkt
27	26. 9 9	26. 9 9	+ 13	+ 18	+ 17	Regen	Regen	—	—	S. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
28	26. 9 9	27. 0 1	+ 14	+ 17	+ 15	—	Regen	Regen	—	N. W.	W.	—	bewölkt	bewölkt
29	27. 0 6	27. 1 0	+ 14	+ 17	+ 15	Regen	Regen	—	—	W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
30	27. 1 0	27. 0 3	+ 13	+ 17	+ 16	—	—	—	—	N. W.	W.	—	heiter	heiter
31	27. 0 3	27. 0 0	+ 13	+ 20	+ 17			Regen	—	W.	S. W.	—	heiter	bewölkt

Anmerkungen.

Im Ganzen war die Witterung des Monats mild und ſehr feuchtbar, dabei aber der Wechſel der Temperatur oft erſchütternd. Während das Queckſilber des Thermometers an warmen Tagen bis 20° ſtieg (in den wärmſten Tagen erhob es ſich Nachmittags im Schatten + 24° und in der Sonne + 31°), geſchah es, daß es am unmittelbar darauf folgenden Tage ſich Mittags noch nicht über + 13° erheben konnte. — Wir zählten nur ein nahes Gewitter, am 30 Abends von 4 — 7 Uhr; ſechs ferne: am 1 Ab. 6—7 U.; am 7 Vb. 9 U.; am 8 Nachm 4—5 U.; am 9 Nachm. 4—5 U.; am 20 Nachm. 4 U.; am 26 Nb. 9 U. — In der Nacht vom 7—8 Juli empfanden wir heftigen Sturm bei heiterm Himmel. Er wiederholte ſich Abends um 5 Uhr, worauf um 9 Uhr Nachts ein Gewitter ſein leuchtete. Es war der gleiche Tag, die gleiche Stunde, da in Piemont ein verheerender Sturm wüthete, von einem Hagel begleitet, der Menſchen und Vieh erſchlug, die Saaten vernichtete, Bäume entlaubte, Fenſter und Dachziegel zerſtörmmerte. Manche Hagelſteine hatten daſelbſt eine Schwere von 3 bis 4 Pfund. In der Schweiz litten die Kantone Bern, Baſel und Aargau (Freiſtaat) von dem gleichen Sturm und Hagelwetter. Wenigſt Tage nach dieſem Phänomen bildete ſich ein Höhenrauch, der jedoch nur zwei Tage (12 u. 13) dauerte.

Wie der letztvorhergegangene Monat dem medisinischen Beobachter eine nur ſehr traurige Ernte verſchonte, ſo war dieſer um ſo freudiger; denn die beſtandene Witterung, in vielfacher Hinſicht dahin geeignet, ſogenannte Erkältungskrankheiten, beſonders da hervorzurufen, wo man ſich gegen ihre Wärmeänderung mit dem gleichen Mittel, mit welchem der Schweißerhote gegen das kalte Fieber zu Felde ziehet, mit Spinnewoben, waffnet, brachte dieſes Uebelſein nur in vielfacher Form, ſondern, je nach der Verſchiedenheit der konkurrierenden individuellen Momente und der individuellen Diſpoſition der Organe, auch in allen Gebilden des menſchlichen Organismus hervor. Nach dem Zeugniß der am mehrſten beſchäftigten Aerzte wurden vorzüglich oft die Organe des gaſtriſchen Nervoſitäts-Syſtems, und dieſe hervorſtechend intenſiv dürfen als im vorigen Monate, dann die der Reſpiration, und endlich das urtikale und ſenſible Syſtem von dieſen Krankheiten ergriffen. Oefters gingen die Affektionen dieſer letztern Syſteme in die typhos-nervoſe Fieberform über, in welcher ſie ſchnell verderbend wurden; die der erſtern aber hatten noch immer den gallichen Karakter zu ihrem treuen Begleiter.

Gallicht-katarrhaliſche, gallicht-nervoſe, rheumatiſche Fieber, oft in Mittelform der Ruhr, Koliken, Diarrhöen, die in genannte Gallenruhr und und Durchreiſen, waren dieſem zufolge die mehrſten Krankheiten, die in den Kantonen Bern, Solothurn, Baſel, Zürich, Luzern und Aargau behandelt wurden, und, wenn auch nicht leicht tödtlich, doch ſehr anreigt waren, in die nervoſe Form übergwandten oder ſehr langſam ſich zu rekonſtituiren. Vorzüglich ſchwer und häufig wurde das Exazerbiren der Irritabilität in der Senſibilität bei ſonſt gallichten Fiebern oder auch Ruhren in dem Kanton Waadt und im Breisgau beobachtet, wo nervoſe Gallenfieber eine ſehr bedeutende Rolle ſpielte und in epidemiſcher Form fortzuſchreiten drohen.

G.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 64. — den 12 August 1809.

Großbrittanniens Nationalreichthum unabhängig vom Handel.

(Fortsetzung.)

Beantwortung einiger Einwürfe.

Noch einigen Einwürfen muß ich begegnen, die mir gemacht werden können.

„Der Handel" sagt man, „hat einen indirekten Einfluß auf die Erweiterung der Landwirthschaft, indem mit Vermehrung der Fabrikanten, folglich auch der Konsumtion, der Ackerbau steigen muß, folglich auch dessen reiner Ertrag, oder der Nationalreichthum."

Ich antworte: Aber es ist nicht der Handel, der den Ackerbau belebt, sondern es sind die einheimischen Konsumenten, die, lüstern nach ausländischen Artikeln, den Handel beleben. Die Konsumenten würden, wenn sie, statt für fünfzig Millionen ausländische Artikel zu kaufen, darauf Verzicht thäten, mit eben diesen fünfzig Millionen die Waaren kaufen können, welche jetzt die Fabriken zur Ausfuhr beschäftigen, und ausgeführt werden.

Man sagt: „Wo sollte die Menschenmenge Beschäftigung und Nahrung finden, die jetzt vom Handel lebt, wenn er nicht wäre?" — Wie groß ist denn die Menschenmenge in England, die von und für auswärtigen Handel lebt? Sie besteht aus noch keiner halben Million! — Aus den im J. 1801 in Großbrittannien über die Beschäftigung der verschiedenen Volksklassen angestellten Untersuchungen ergab sich, daß 2,136,726 Personen für Fabriken und Handel beschäftigt waren. Nun aber ist es gleichfalls bekannt, daß mehr als zwei Drittheile der am stärksten ins Ausland gehenden Artikel im Lande selbst verbraucht werden; es müssen folglich 1,500,000 Personen abgezogen werden, welche mit Verfertigung der zum inländischen Gebrauch nöthigen Waaren beschäftigt sind. Dann bleiben nur noch 600,000 Menschen, aber darunter sind zahllose Kaufleute und Krämer, die gar nicht ins Ausland handeln. Wäre es möglich, die Sache auf den Grund zu erforschen, ich bin fest überzeugt, man würde nicht mehr als 300,000 Individuen finden, die für den ausländischen Handel beschäftigt sind. — Und womit diese beschäftigen? Sollten wir nicht unsere Armee zur Sicherheit des Vaterlandes um 100,000 Mann vergrößern? Liegen nicht noch 22,000,000 Acres in Großbrittannien unkultivirt?

Man sagt: „Ohne Handel hätten wir keine Marine." — Warum nicht? Der zur Unterhaltung einer Land- und Seemacht nöthige Reichthum stammt nicht, wie wir gesehen haben, aus dem Handel her. Wir haben Matrosen, haben Schiffe. Den Küstenhandel würden wir als Insulaner doch immer beibehalten müssen. Wir müssen auch ohne Handel eine Kriegesflotte, und bei dem jetzigen Zustande Europens selbst im Frieden künftig eine stehende Seemacht haben, die indessen, bis zum Ausbruch eines Krieges, auf irgend eine Art beschäftigt werden muß.

Die Ursachen von Großbrittanniens Reichthum und Macht liegen offenbar also in ihm selbst, und keine äußere Umstände haben darauf Einfluß. Es ruft jährlich aus seinem Boden einen reellen Schatz von 120 Millionen Pfund Sterling Werth hervor; dazu braucht es von 12,000,000 seiner Einwohner nicht mehr als den sechsten Theil, die nicht unmittelbar für die Hervorbringung ihrer Nahrung zu sorgen haben.

Digitized by Google

Je ſtärker der Verbrauch der im Lande verfertigten Luxusartikel im Lande ſelbſt iſt, je mehr werden Bevölkerung, Fabriken, Landwirthſchaft ſteigen. Würde man unabläſſig im Geiſte dieſes Syſtems handeln, ſo wären für Großbrittanniens Reichthum keine Grenzen angebbar; er würde nach und nach immerwährend ſteigen, bis die heutige Bevölkerung Großbrittanniens und Irlands von ſechzehn auf ſechzig Millionen gelangt, und jeder Morgen Landes, in beiden Inſeln, wie ein Garten angebauet wäre.

Vorboten von der Nähe des brittiſchen Handelsverfalls.

Unſer Handel alſo mag fallen; ja es iſt die Zeit des Unterganges ſeiner viel beneideten Größe wohl nicht mehr fern: aber Brittannien wird darum nicht minder reich, nicht minder mächtig bleiben.

Wodurch gewann der engliſche Handel das Uebergewicht über den Handel der andern Nationen?

Durch die Größe unſerer Fonds, durch die Güte unſerer Maſchinen konnten wir die Waaren wohlfeiler auf den Märkten verkaufen, als unſere Nebenbuhler. Aber dieſe Vortheile ſind jetzt vermindert durch den hohen Arbeitslohn, der ſchon zu Adam Smiths Zeit *) ſo beträchtlich war, daß die engliſchen Fabrikanten klagten, ſie könnten mit fremden Fabrikanten kaum Preis halten. Mit iſt es wahrſcheinlich, dieſe erhöhten Preiſe aller Bedürfniſſe müſſen unſerer ungeheuern Nationalſchuld zugeſchrieben werden. Wäre dies der Fall, ſo werden die Preiſe künftig noch mehr ſteigen, da die Schuld, dem gegenwärtigen Anſchein der Dinge in Europa zufolge, wohl noch vermehrt werden möchte. Und wäre auch dies nicht: ſo treten viele andere Urſachen ein, die unſern Kommerz verderben.

Frankreich fabrizirt ſchon jetzt ſoviel, als es zu eigenem Verbrauch beharf. Treten einmal ſeine 5 — 600,000 Soldaten in den Ruheſtand, ſo vermehren ſie natürlich die Gewerb treibende Klaſſe. Auch Deutſchlands Fabriken werden in Friedenszeiten die vorige Wichtigkeit wieder erhalten. Spanien und Portugall werden unter thätigern Regierungen bald aufbören, unſere guten Kunden zu ſein, da ſie in ſich ſelbſt Ueberfluß an Fabrikſtoffen haben. Wie Rußlands Kultur unaufhaltſam fortſchreitet und die Fabriken ſich dort mehren, wird man unſerer Fabrikate daſelbſt immer weniger begehren. Blieben uns auch die Märkte in den übrigen Welttheilen offen: ſo werden wir in Friedenszeiten eine Menge Mitbewerber erhalten, die alle ihre Waaren, wegen ungleich kleinern Arbeitslohns, wohlfeiler verkaufen können. Unſere Maſchinen werden nach und nach verrathen, und ſind es zum Theil ſchon.

Man hält, ungegründet genug, unſere Kolonien für Quellen unſers Reichthums. Sie ſind es nicht; aber wahrſcheinlich werden wir dieſe ſein ſollenden Quellen nicht lange mehr benutzen können. — Amerika riß ſich los. St. Domingo gab andern Sklaven ein noch gefährlicheres Beiſpiel. Gelingt es den Schwarzen auf St. Domingo, ſich gegen Frankreich in Freiheit zu behaupten, ſo werden ſie, bei einer geordneten Regierung, durch ihre Handelsverbindungen in kurzer Zeit bald zivilisirt und mächtig werden. Oſtindien iſt ein unſicherer Beſitzſtand. Es werden ſich dreißig bis vierzig Millionen Eingeborne daſelbſt, umringt von eiferſüchtigen Mächten, die ihre verlornen Ländergebiete bei jeder Gelegenheit wieder zu erhalten ſuchen, und unterſtützt durch die militäriſche Einſicht unſerer europäiſchen Feinde, nicht lange die Unterwerfung unter einigen tauſend Engländern gefallen laſſen. Die Vermehrung des brittiſchen Nationalreichthums durch den Handelsgewinn von Oſtindien iſt ohnehin, wie wir geſehen haben, gering. Reeller Gewinn würde es ſein, wenn man die von den Bewohnern jener Gegenden erhobenen Abgaben nach England ſchicken würde. Aber man weiß nur zu gut, daß die Koſten der oſtindiſchen Kompagnie weit den Betrag der Abgaben überſteigen, die ſie aus ihren ungeheuern Beſitzungen zieht; ſo daß ſie jetzt ſchon eine Schuldenlaſt von 30,000,000 Pfund Sterling aufgehäuft hat, welche die Nation wohl in kurzem auch auf ihre eigenen Schultern wird laden müſſen!

Aber verlieren wir auch den Handel mit dem Auslande, und büßen wir auch die Kolonien ein: England ſchöpft ſeinen Reichthum nicht aus ihnen, ſondern aus ſich ſelbſt — England wird dennoch unerſchütterlich groß und mächtig bleiben.

2.

Eine andere Anſicht des wichtigen Gegenſtandes.

Ein Paar Vorbemerkungen.

Es wird, glaube ich, niemand läugnen, daß William Spence's Behauptung: England könne ohne auswärtigen Handel beſtehen, eben ſo neu, als ſcharfſinnig und klar iſt. Er geht darin von Thatſachen aus, die in England allgemein bekannt ſind. Ich habe ſeine Gründe in aller ihrer Stärke, in ihrem vollen Zuſammenhange darzuſtellen geſucht, ohne irgend etwas Weſentliches zu überſpringen.

Hätte William Spence die Wahrheit auf ſeiner Seite: ſo wäre der beiſpielloſe, greuelvolle Krieg, welchen das brittiſche Miniſterium für den Handel Englands führt, und worin es alle europäiſche Völker verfechten hat, die gräßlichſte aller Thorheiten, die man je erlebte. England könnte die Hand zum Frieden bieten, ſeine Kolonien verſchenken, ſeinen Univerſalhandel aufopfern, ohne von ſeinem Reichthum und ſeiner Macht einzubüßen. Es hätte ſich nur für einen politiſchen Irrthum geſchlagen.

Aber trotz der Richtigkeit der Grundſätze, die der Scharfſinn des brittiſchen Politikers aufſtellt, und ungeachtet ich ſelbſt die Wahrheit der von ihm angegebenen Thatſachen anerkennen will, glaube ich doch: nicht das Miniſterium des Königs von England, ſondern William Spence ſei im Irrthum. Es mag allerdings gewagt ſcheinen, wenn ein Mann, am Fuße der Alpen lebend, einem wohlunterrichteten Engländer über die Intereſſen des Nationalreichthum ſeines Vaterlandes widerſpricht. Ich werde mich aber in der Darſtellung meiner Anſichten der höchſten Klarheit befleißen, und mit Spence's Grundſätzen und Thatſachen zu ganz andern Reſultaten gelangen. Ein Gegenſtand, für eines ganzen Welttheils Wohl und Weh ſo wichtig, als dieſer, verdient von allen Seiten beleuchtet zu ſein.

*) Das dieſe alſo, gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts; denn dieſer berühmte Verfaſſer des Werks über die Natur des Nationalreichthums, welches in den ſiebenziger Jahren erſchien, ſtarb zu Edinburg den 17 Jul. 1790. Anm. d. H.

Digitized by Google

Die Quellen des Nationalreichthums bei allen Völkern.

Nationalreichthum beſtehet in hinreichenden und vielfach benützten Anlagen und Eigenthümlichkeiten des Landes und ſeiner Bewohner, wodurch Ueberfluß von ſolchen Dingen entſteht, die zur Nothdurft und Verannehmlichung des Lebens aller Bürger gehören. Portugall, der Kirchenſtaat, Sizilien u. ſ. w. waren arm, weil weder die herrlichen Talente des Volks noch die üppige Fruchtbarkeit des Bodens benutzt wurden, den es bewohnte. Kaum daß die Einwohner dieſer Länder einigen Wohlſtandes genoſſen, daß heißt, daß ſie die dringendſten Bedürfniſſe des Lebens mit Leichtigkeit befriedigen konnten. Der Geibhals iſt bei unbenutzten Schätzen, und der einſame Robinſon im Beſitz eines Eldorado dürftig.

Jedes Gut erhält ſeinen Werth, oder das, wodurch es erſt zu einem Beſtandtheil des Reichthums werden kann, entweder durch den rohen Stoff, den die Natur produzirt, oder durch die Form, welche der Menſch dem Stoffe gibt. Die rohen Eiſenerze z. B. wären, ohne ihre Verarbeitung zu Werkzeugen und Geräthen, ein unbrauchbares, d. i. kein Gut.

Die Urquellen des Nationalreichthums ſind alſo Produkte des Bodens, und Fabrikate von Menſchenhand. Der kleine Staat von Genf hatte während ſeiner Freiheit im achtzehnten Jahrhundert faſt gar keinen Boden, nur einen Flächenraum von kaum zwei geographiſchen Quadratmeilen, und dennoch wirklichen Reichthum. Genf bezog jährlich aus Frankreich für gemachte Anleihen 8,000,000 Livres, und für Anleihen aus Holland und England über 13,000,000 Livres jährlicher Zinſen. Den ganzen Reichthum dieſer kleinen Republik dankte ſie ihren Fabriken.

Eine andere Quelle des Nationalreichthums iſt die Zueignung fremden Eigenthums, ohne dafür Erſatz zu geben. Geſchieht dieſe Zueignung mit Gewalt, ſo iſt ſie Räuberei; geſchieht ſie durch gegenſeitiges Einverſtändniß, ſo iſt ſie Handelsgewinn. Von der erſtern Art gab Rom das Beiſpiel, welches einen ungeheuern Reichthum aufthürmte, indem es die ganze Welt ausplünderte; von der andern Art gab Venedig das Beiſpiel, welches anfangs ohne Boden, ſich nur auf den Lagunen des adriatiſchen Meerbuſens kärglich ammiſend, ohne Manufakturen und Fabriken, bloß durch Frachtfuhren und Zwiſchenhandel, zu einem der reichſten und erſten Seeſtaaten erhob.

Mehr Wege zum Nationalreichthum, als die eben genannten, ſind nicht vorhanden. Das Volk tritt in Wohlſtand und Reichthum entweder durch die Menge ſeiner Produkte oder Fabrikate, ferner entweder durch Gewinn vom Handel oder vom Raube. — — Produkte aber wie Fabrikate, Gewinn vom Handel, wie vom Raube, ſind die Zinſen von den Talenten des Bodens oder ſeiner Bewohner.

Ueber die Sicherheit der Quellen des Nationalreichthums.

Das ſolideſte Kapital des Nationalreichthums iſt unſtreitig der ergiebig produzirende Boden. Denn die Zinſen deſſelben, Produkte, machen erſt das Daſein der Fabriken, des Kommerzes und Raubes möglich. Faſt alle Länder Europens, nur die im äußerſten Norden ruhenden nicht, haben dieſe Baſis des Nationalreichthums in höherm oder geringerm Grade. Kein Krieg, kein veränderter Gang der Fabriken, kein Umſchwung des Handels vernichten dieſe Grundlage.

Minder geſichert iſt der aus Fabrikaten entſpringende Nationalreichthum. Ein bloß fabrizirender Staat, ohne Landwirthſchaft, fällt in Nichts zurück, ſobald den Manufakturen die Stoffe fehlen, oder den Fabrikaten der Abſatz. Seine Exiſtenz hängt alſo an zwei Vorausſetzungen: am Vorrath von Stoffen, und am Handel; und iſt vernichtet, wie einer oder der andere aufhört. Können die Zinſen der Induſtrie in einem Manufakturſtaate nicht in Landeigenthum verwandelt werden: ſo iſt ſelbſt der Reichthum nie reell, ſondern nur repräſentirt vorhanden. Aller Reichthum aber kann, wie die Verhältniſſe Europens gegenwärtig ſind, mit Metall- oder Papiergeld repräſentirt werden. Da nun aber die Repräſentanten des Reichthums ihren Werth durch das öffentliche Zutrauen erhalten; die Revolutionen in menſchlichen Meinungen aber eben ſo unvermeidlich als häufig ſind, ſo folgt daraus: daß der Nationalreichthum eines bloßen Manufakturſtaates höchſt unſicher und zahlloſen Gefahren Preis gegeben ſtehe.

Genf blühte bis zum Jahre 1790; allein die Zerrüttung der franzöſiſchen Finanzen, die Schöpfung der Aſſignate zerſtörte einen großen Theil von Genfs Kapitalien und Einkünften. Revolutionen und Kriege ringsumher brachten Stockung in die Fabriken, vernichteten den Abſatz, und Genf ſank plötzlich verarmt in die hilfloſeſte Lage.

Der Nationalreichthum des bloßen Handelsſtaates iſt eben ſo wandelbar, wenn nicht der erworbene Induſtrie-Zins in Landeigenthum verwandelt, und die Baſis des Reichthums damit auf immer befeſtiget werden kann. Der Handel hängt in dieſem Falle von Produkten und Fabrikaten der Fremde ab; aber um zu dauern, ſetzt er voraus, daß glücklichere Nebenbuhler ihn nicht durch wohlfeilere und beſſere Waare von den Märkten verdrängen. Das weiland glänzende Samarcand und der Glanz Venedigs, Genua's und der Hanſen verſchwand, als Vasco de Gama zufällig den Weg um Afrika's Südkap zu Oſtindiens Reichthümern gefunden hatte. Holland verdrängte die Portugieſen und Spanier; Großbrittannien wieder die Holländer von den Märkten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Marſchall Oudinot.

Wie Macdonald ſich in der furchtbar-unvergeßlichen Schlacht von Wagram, da der Glanz des alten Hauſes Habsburg blutig unterging, durch Wunder des Muthes und der Beſonnenheit den Marſchallsſtab gewann: ſo auch Graf Oudinot. Das Dorf Wagram mit ſeinem Schloſſe, einem Majoratgute der Grafen von Engl, in einer fruchtbaren Ebene gelegen, war wechſelsweiſe der Stützpunkt beider kämpfenden Heere. Dreimal war dies Dorf ſchon genommen und wiedergenommen, beinahe eine halbe Million Menſchen, beinahe anderthalb tauſend Stück ſchweren Geſchützes hatten ſeit Sonnenaufgang wider einander gewüthet, bis Macdonald im Sturmſchritt, an der Spitze ſeiner eiſernen Kolonnen, den Mittelheil der öſterreichiſchen Armee zurückwarf. Doch noch einmal ſammelte ſich Oeſterreich. Sein Heer lehnte noch feſt auf Wagram, und fand hier wieder Haltung und Stütze. Da drang Oudinot gegen Wagram durch, eroberte den Schlüſſel des Schlachtfeldes, und die erſchütterten Truppen Oeſterreichs, von jedem feſten Punkte losgebunden, flohen in muthloſer Verwirrung vor dem Blitzbrahl der gallichen Adler.

Digitized by Google

Oudinot, unter Frankreichs Feldherrn einer der sinnvollsten und geübtesten in der Verwaltung und Leitung der Militärangelegenheiten des Heers, denn lange sah man ihn vorzüglich als Haupt eines großen Generalstabs seine Talente glänzend entfalten — Oudinot, einer der tapfersten Krieger unter den Tapfern, denn wer weiß nicht, wie Napoleon für ihn die Phalanx neuer Art, das Korps der Grenadiere, zu den kühnsten Unternehmen sammelte — Oudinot ist einer von jenen Generalen des neuern Frankreichs, die ihre kriegerische Laufbahn von der untersten Stufe anfingen.

Er ist zu Bar in Lothringen geboren. Die Revolution unterbrach die glücklichen Studien des Jünglings. Er ward Soldat, und durch Geist und Muth General. In dieser Eigenschaft erschien in dem denkwürdigen Feldzuge der Rheinarmee im Jahre 1796 sein Name zum erstenmal. Aber erst in dem schicksalsvollen Jahre 1799 ward er berühmter, da er unter Massena's Oberbefehl in der Schweiz zur Vertheidigung dieses Landes mächtig mitwirkte. Im Treffen vom 25 Mai zwischen Winterthur und Frauenfeld schlug er den General Hotze, ohne die Früchte eines Sieges ernoten zu können. Massena's Heer war zu schwach, und mußte erst in den starken Stellungen vom Fuße der Alpen längs dem Zürichsee bis zum Rhein Unterstützungen aus Frankreich erwarten. Aber wie diese erschienen waren, reichte das Werk eines Tages bei Zürich hin, die verlorne Hälfte der Schweiz wieder zu erobern.

So wie Massena im Anfange des Jahrs 1800 nach Italien ging, verließ auch der Divisionsgeneral Oudinot die Schweiz, in welcher er manche ehrenvolle Wunde davon getragen hatte, und ward von Napoleon Bonaparte, ersten Konsul der französischen Republik, als Chef des Generalstabs bei der Armee von Italien angestellt. Auf diesem wichtigen Posten, wo er die Siege seines Heers vorbereiten half, blieb er einige Jahre. *)

Während des nachfolgenden kurzen Friedens genoß Oudinot im Schoose seines Vaterlandes der Ruhe und der öffentlichen Achtung, die er so sehr verdient hatte. Er präsidirte auch im Spätjahr 1803 den Wahlkollegien des Maasdepartements. Seine Mitbürger ernannten ihn einstimmig zu einem ihrer Kandidaten für das gesetzgebende Korps, wohin ihn dann auch kurz nachher der Senat berief.

Als General Junot, nachmaliger Herzog von Abrantes, zur Einnahme von Portugall abgeschickt worden war, empfing Oudinot im April 1804 den Oberbefehl der Grenadiere bei der Reservearmee von Boulogne an Junots Stelle, und wenige Tage nachher schmückte ihn das Großkreuz der Ehrenlegion.

Beim Ausbruch der Feindseligkeiten mit Oesterreich im J. 1805 empfing Oudinot das Kommando einer Division. Er war einer der ersten, welcher über den Rhein ging; einer der ausgezeichnetsten Helden in den blutigen Tagen bei Wertingen und Amstetten; wie er sich in den Schlachten, ehrte ihn wieder der Kriegsbericht der Armeen. Zwar ward er im Treffen bei Hintersdorf am 16 Nov. 1805, da Murat über Bagrathion obsiegte, verwundet; aber bald in Oesterreichs eroberter Kaiserstadt von seinen Wunden genesen, kehrte er ins Schlachtfeld zurück, wo er den Befehl der Grenadiere wieder übernahm, welchen er noch in den Feldzügen der Jahre 1806 und 1807 in Preußen und Polen führte.

*) Aus ich zu dieser Zeit die Reorganisation der schweizerischen Kantons Lugano und Bellinzona übernommen hatte, und wovon der Administration dieser Länder mit dem General Oudinot in amtlichem Briefwechsel stand, trug er nicht wenig als Chef des Generalstabs zur Erleichterung der Kriegslasten in den mit anvertrauten Gegenden bei.

Anmerk. des Herausgebers.

Variétäten.

Aus Frankreich.

— Unter den verdienstvollen Männern, deren Tod das Reich der Wissenschaften betraut, gehört nun auch Johann Senebier, der in seiner Vaterstadt Genf, wo er im J. 1742 geboren war, am 22 Juli 1809 starb. Von einem schmerzlichen Gichtfluß gequält, der die Amputation seines linken Arms nothwendig gemacht hatte, überlebte er diese Operation nur 20 Tage. Eben so bescheiden, als kenntnißvoll, gütig, human und hilfreich, war ihm durch seine Tugenden die Liebe aller seiner Mitbürger geworben. Wie sein berühmter Freund de Saussure hatte auch Senebier die Naturgeschichte und Physik mit mehreren interessanten Werken bereichert; denn die Theologie, der er als Geistlicher zu Genf huldigen mußte, fesselte ihn minder, und seine Thesis waren die Wirbelwerke, welche er im J. 1764 drucken ließ, sind wohl nur das einzige ärgerere theologische Produkt von ihm. Dagegen haben seine mit Spallanzani in verschiedenen Zweigen der Naturgeschichte unternommenen Arbeiten, seine Pflanzenphysiologie, seine zahlreichen Versuche über die Gasarten u. s. w. ihn unter den Naturforschern unserer Zeit einen ganz vorzüglichen Rang gegeben. Auch als Bibliograph machte er sich in seiner Bibliothekarstelle bei der aus 40,000 Bänden bestehenden Büchersammlung der Stadt Genf ein bleibendes Verdienst durch seinen raisonnirenden Katalog der daselbst befindlichen Manuskripte. Er war unermüdlich arbeitsam, und weihte den gewöhnlichen Vergnügungen, zu welchen sein Stand und sein Vermögen ihn einluden, nur die wenigsten Augenblicke.

Aus der Schweiz.

— „Kupferstiche sind von mir viele" schreibt einer aus unsrer beerwigte Johannes von Müller dem Herausgeber dieser Blätter; „aber sie sind eben nicht glücklich ausgefallen. Meine Physiognomie ist unbedeutend; ausser etwa in Ausarbeiten der Erratation; die aber einen sympathisirenden Maler erfordern. Im Lowe'schen Kupferstich soll der obere Theil meines Gesichts recht gut sein, der untere weniger." — Ein schweizerischer Künstler hat jetzt nach Schadows Büste von Joh. v. Müller einen neuen kupferstich geliefert, welcher in Rücksicht der Aehnlichkeit wohl der gelungenste sein dürfte, da selbst der Bruder des großen Verewigten, der Hr. Prof. Müller in Schaffhausen, dem Künstler über die Zeichnung dieses Bildes schreibt: Es freuet mich, Ihnen sagen zu können, daß es ganz vortrefflich gerathen, und das getroffenste Bild ist, das ich von ihm gesehen habe. Die ganz kleinen Verbesserungen, die Sie auf meinen Rath angebracht, haben die Kenntlichkeit sehr vermehrt." — Den Freunden und Verehrern Müllers wird diese Nachricht und Erklärung über den neuesten Kupferstich von seinem Bilde nicht anders als willkommen sein. Der Winterthurer Künstler hat es in Medaillonsform, auf ein Folioblatt, in punktirter Manier geliefert.

Berichtigungen.

In den Variétäten von Nr. 61 S. 5 v. u. lese man: „Lepdens Ramp" In Nr. 62, Sp. 1 Z. 14 v. u., soll es heißen: scheint endlich die Periode des Arbeitens auf die Periode des Betens folgen zu wollen.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 65. — den 16 August 1809.

Der General Lasalle.

Unter den Helden, deren Tod in den Blutfeldern an der Donau das Erobervolk unserer Tage beklagt, ruht auch der tapfere Graf Lasalle.

Er war den 10 Mai 1775 zu Metz geboren, Sprößling eines adelichen Geschlechts dieser Stadt. Er trug als Knabe schon die Waffen, und, nicht sein Verdienst, sondern Herkunft und Verwandschaften gaben ihm schon in seinem eilften Jahre, nämlich 1786, eine Offizierstelle im Regiment Elsaß. Aber die Revolution seines Vaterlandes änderte den gewöhnlichen Lauf der Dinge, und neue Vorurtheile schwangen sich an die Stelle der alten. Sein Adelsbrief, der ihn vorher über Tausende erhob, ward jetzt sein Anklagebrief. Darum verläugnete er seinen Namen, aber nicht seinen Beruf zu den Waffen. Er ward gemeiner Soldat im dreiundzwanzigsten Regiment der reitenden Jäger, und erwartete alles nur von seinem Muthe.

Bald schloß sich die Gelegenheit auf, durch Verdienst wieder zu erobern, was seine Herkunft ihm nicht mehr gewähren konnte. Sein Regiment diente bei der Nordarmee, wo er den bescheidenen Rang eines Fouriers bekleidete. An der Spitze einiger Chasseurs seiner Kompagnie griff er eine feindliche Batterie an und nahm sie. Seine That kam zu den Ohren des Oberbefehlshabers. Dieser wollte den jungen Lasalle sehen, und machte ihn zum Offizier.

Als er in Italien eines Tages mit achtzehn Mann Reiterei auf einen Trupp von hundert feindlichen Husaren ließ, bedachte er sich nicht lange, und griff an. Die Deutschen, erst erstaunt dann erschreckt durch die Verwegenheit der kleinen Schaar, flohn auseinander. Lasalle, hingerissen von seinem Ungestüm, verfolgt sie, und wird plötzlich von vier Husaren umringt, die sich gegen ihn stürzen. Er kämpft, verwundet alle vier, und kommt wieder zu seinem Häuflein zurück, das ihn schon für verloren gehalten hatte.

In der Schlacht von Rivoli vollbrachte er unter den Augen des Feldherrn Napoleon Bonaparte eine ähnliche Heldenthat. Der Feind hielt eine Berghöhe besetzt, welche die Ebene beherrschte. Die Berghöhe mußte dem Feinde entrissen werden. Bonaparte wählte den wackern Lasalle zu der Unternehmung, deren Gefahr so groß, als ihr Ruhm war. Von Position zu Position wird nun der Feind gedrängt; der bescheidene Sieger, mit Lorbeern und Fahnen bedeckt, kehrt heim und legt sie zu den Füßen seines Generals nieder. „Ruhen Sie auf diesen Fahnen, Lasalle“ sprach Bonaparte zu ihm; „Sie haben wohl verdient.“

In den heißen Kämpfen auf Aegyptens und Syriens Boden erwarb er sich Oberstes-Rang; dann in Italien wieder und im Feldzuge vom J. 1805 gegen Oesterreich den Rang des Brigadegenerals.

In dem Kriege gegen Preussen im J. 1806 ward der General Lasalle, der an der Spitze zweier Kavallerieregimenter Stettin zu berennen wagte. Der glückliche Erfolg rechtfertigte die Verwegenheit seines Schrittes. Die Festung öffnete ihre Thore. Eine 6000 Mann starke Garnison streckte vor ihm das Gewehr, und gegen hundert Kanonen fielen in seine Gewalt.

Bei der Schlacht von Heilsberg war Lasalle überall an der Spitze der leichten Reiterei. Durch eines jener unerklärbaren aber gewöhnlichen Ereignisse des Krieges ward der Großherzog von Berg, jetziger König von Neapel, von zwölf feindlichen

Digitized by Google

Dragonern umzingelt. Lasalle ſieht, hat weder Zeit, zu überlegen, noch Befehle zu geben, ſtürzt ſich allein, wie er iſt, auf den fechtenden Haufen, ſchmettert den feindlichen Offizier zu Boden, und ſprengt die eilf andern auseinander. — Ein Paar Stunden ſpäter hat Lasalle das Schickſal deſſen, den er befreit hatte. Hingeriſſen vom Ungeſtüm ſteht er einzig im dicken Haufen der Feinde. Der Großherzog von Berg ſieht die Gefahr ſeines Retters, eilt ihm zu Hülfe, befreit ihn, und ſagt, indem er ihn umarmt: General, wir ſind wett miteinander.

Der Feldzug in Spanien ſchloß dem General Lasalle eine neue Bahn der Ehren auf. Mit einem Korps von 6000 M. Infanterie und 500 Mann Reiterei ſchlug er bei Torquemada eine ſpaniſche Armee 27,000 Mann ſtark, und eroberte alle Kanonen derſelben. Seinen Sieg verfolgend gewinnt er ein zweites Treffen bei Palencia, und dieſe Stadt, umſonſt von einem Fluſſe und zahlreicher Garniſon beſchützt, muß ſich ihm ſo gut ergeben, als Valladolid. Beauftragt nun mit der Adminiſtration der ſpaniſchen Provinzen, die er erobert hatte, machte er die neue Regierung dem Volke eben ſo ſchätzbar, als er ihre Waffen furchtbar gemacht. Jetzt war er nicht mehr der Schreckliche, wie man ihn noch eben in den Schlachtfeldern geſehen; ſondern die Ueberredung floß von ſeinen Lippen; Seelengüte malte ſich in ſeinen Mienen; Zartgefühl und Ehre waren die Richtſchnur ſeines Betragens, das ihm alle Herzen gewann.

Der zweimal geſchlagene Cuesta und Blake, der nach dem Ruhm dürſtete, Frankreichs Adler vor ſich her zu treiben, hatten ein Heer von 40,000 Mann zuſammengebracht. Nur 12,000 M. hatte ihnen der Herzog von Istrien entgegenzuſtellen. Da begann das ſchreckliche Gemetzel zu Medina del Rio Seeco. Lange war des verzweifelungsvollen Kampfes Ausgang unentſchieden, bis General Lasalle den Sieg entſchied. An der Spitze des zehnten und zweiundzwanzigſten Regiments der reitenden Jäger hieb er in die erſchütterten Heerſäulen der feindlichen Macht ein, und zertrümmerte ſie. Wenige Tage nach dieſer Waffenthat ward er zum Großoffizier der Ehrenlegion ernannt.

Beim Rückzuge der franzöſiſchen Armee nach Vittoria mußte Lasalle den Nachtrab befehligen. Er that es mit meiſterhafter Klugheit, und hielt den Feind durch die Gewandtheit ſeiner Manövres in ehrfurchtsvoller Ferne. Der Oberbefehlshaber und alle unterrichtete Offiziere zollten ihm lauten Beifall.

Endlich erſchien der Kaiſer ſelbſt in Spanien. Alles wich vor der unbegreiflichen Macht des Heerführers der Helden. Während Napoleon in eigener Perſon die faſt unzählbare Armee von Kaſtilien ſchlug, griff Lasalle mit ſeinen zwei Jägerregimentern Burgos an, und eroberte den Platz, wo eine ganze feindliche Diviſion verſchanzt lag. Zwölf Kanonen und ſiebenzehn Fahnen waren die Frucht dieſes neuen Sieges. Eben ſo, von ſeinen treuen Jägern begleitet, eroberte er bei Villariezo ſiebenzehn Stück ſchweren Geſchützes und vier Fahnen, und im Treffen bei Medelin war es, der an der Spitze des vierten Küraſſierregiments die feindlichen Reihen durchbrach, zerſtörte und das Schickſal dieſes Tages entſchied.

Napoleon rief ihn nach Deutſchland. Aber hier erwartete ihn zwiſchen den Lorbeern der Tod. In der ewig denkwürdigen und entſcheidenden Schlacht bei Wagram ward er am 6 Juli durch eine Flintenkugel getödtet.

Großbrittanniens Nationalreichthum unabhängig vom Handel.

(Fortſetzung.)

Einfluß der Fabriken auf den Nationalreichthum.

Die einzige dauerhafte Urquelle des Nationalvermögens iſt alſo der ergiebig produzirende Boden des Landes; er allein iſt im Stande, ſeine Bewohner ohne fremde Hilfe mit den Bedürfniſſen des Lebens zu verſorgen. Das Fabrikweſen und der Handel ſind von ihm abhängig, und ohne ihn nichts.

Die rohen Produkte des Bodens, ohne weitere Zubereitung, reichen jedoch ſelten weiter aus, als den Bewohner zur höchſten Nothdurft einfach zu nähren, zu kleiden und gegen die unfreundliche Witterung zu ſchirmen. Viele Produkte ſind ohne Verarbeitung unbrauchbar, folglich ſo gut als nicht vorhanden. Erſt der Kunſtfleiß verwandelt das Geſpinnſt eines Wurms, oder die Faſern der Pflanzen des Hanfs, des Flachſes u. ſ. w. in geſunde Bekleidung, die Erze in Werkzeuge, die Häute und Federn der Thiere in Bedeckungen des menſchlichen Leibes, die Salztheile der Quellen in edles Gewürz, die Stoffe der Erden, Thiere und Vegetabilien in heilſame Arzeneien.

Indem alſo die Fabriken unzähligen rohen Produkten erſt Brauchbarkeit und Werth geben, vermehren ſie reell den Nationalreichthum. Daher ſind die Nationen von England, Frankreich, Deutſchland reicher, als die Nationen in den üppigen Gefilden am Fuße des Kaukaſus oder der Andes, welche die rohen Erzeugniſſe ihres Bodens unbenutzt liegen laſſen müſſen.

Ohne Fabrikweſen iſt mithin kein hoher Nationalreichthum möglich. Die Vergrößerung des Nationalvermögens ſteigt, je mehr todt und werthlos vorhandene Produkte des Bodens durch Bearbeitung ein Gut, das iſt, ein integrirender Theil des allgemeinen Reichthums werden. Quesnay, Marquis de Mirabeau und alle Anhänger des phyſiokratiſchen Syſtems irrten folglich auffallend, wenn ſie nur die Landeigenthümer ausſchließlich für die einzig produktive Klaſſe der Staatsbürger erklärten, und glaubten, nur dieſe vermehren die Summe des Reichthums durch die Schöpfung eines Stoffes, der vorher nicht da war. Der Berg- und Hüttenmann, wenn er aus Erzen ein Metall ſcheidet, aus Waſſern ein Salz, oder wer aus den Pflanzen Zucker, Linnen, Arzenei, Papier u. ſ. w. zieht, iſt ſo gewiß der Schöpfer eines neuen Stoffes, als der Landmann, welcher aus dem Samenkorn eine Aehre oder einen Baum zieht.

Die fabrizirende Klaſſe vermehrt demnach den Nationalreichthum auf direkte Art; aber auch indirekte, indem ſie zu größerer Kultur des Bodens reizt, mithin zur vervielfältigtern Erzeugung oder Hervorſuchung rohrer Stoffe.

Den wenigſten Nationalreichthum findet man bei Hirtenvölkern. Die Heerden bedürfen zu ihrer Nahrung eines weitläufigen Raumes, der nicht anders als zur Weide benutzt werden kann. Aus dieſer Urſache leben die Menſchen vereinzelt, und der verhältnißmäßig geringe Zuwachs der Lebensmittel beſchränkt das ſchnellere Anwachſen der Bevölkerung.

Ackerbau treibende Nationen finden hingegen auf einem kleinern Flächenraum reichlichere Hilfsmittel zur Stillung ihrer Bedürfniſſe; daher iſt bei ihnen jederzeit größerer Wohl-

Digitized by Google

ſtand und ſtärkere Bevölkerung. Der Ackerbau erfordert mannigfachere Geräthe und Werkzeuge, als die Viehzucht. Es entſteht zwiſchen den Anbauern des Landes und den Verfertigern der bequemern Geräthe und Einrichtungen ein Tauſch mit Produkten gegen Fabrikate. Die fabrizirende Klaſſe vermehrt ſich, je reger bei der produzirenden das Bedürfniß mancher Annehmlichkeiten des Lebens wird. Das Talent leitet, als die phyſiſche Kraft, ſetzt ſeine Schöpfungen in höhern Preis, als die Werke mechaniſcher Arbeit. Die Konſumtion der rohen Produkte wird vergrößert durch die zahlreicher werdenden Fabrikanten; die Anbauer des Landes, da ihre Produkte im Werthe ſteigen mit der Bevölkerung, verdoppeln die Kultur des Bodens und die Erzeugung der rohen Stoffe. Die Wechſelwirkungen ſteigern den Nationalreichthum; das heißt: das zinstragende Kapital des Bodens und der Kräfte wird beſtändig erweitert.

So unklug es iſt, in einem Staate die Wichtigkeit der Landwirthſchaft, der Urquelle des Nationalreichthums, zu verkennen, und wohl gar Verfügungen zu ihrem Nachtheil zu treffen, um Fabriken und Manufakturen ausſchließlich zu begünſtigen; eben ſo verderblich iſt es, alles Heil vom Landbau allein zu erwarten, und darüber die Fabriken durch mancherlei Beſchränkungen zu Grunde gehen zu laſſen. Nur durch den Flor des Landbaus gedeihen die Fabriken; aber auch nur durch ſteigende Konſumtion oder Zugutemachung roher Produkte erblüht in wohlthätiger Wechſelwirkung die Landeskultur.

Einfluß des Handels auf den Nationalreichthum.

Wenn von Vermehrung des Nationalreichthums durch den Handel geſprochen wird, iſt es ſehr unnütz, eine Unterſcheidung zwiſchen Einfuhr- und Ausfuhr-Handel zu machen. Denn beide haben auf die Maſſe des Geſammtvermögens den gleichen Einfluß und durchaus einerlei Verhalten.

Der Ausfuhrhandel vermehrt und vermindert das große Güterkapital ſo viel und ſo wenig, als der Einfuhrhandel.

Führt Großbrittannien jährlich für 50,000,000 Pf. Sterling Waaren aus, ſo vermindert es ſeinen Reichthum nicht, weil es für eben ſoviel Werth anderer Art, oder Gold und Silber einführt, die es gegen jene eingetauſcht hat. Eben ſo wenig vermehrt es die Vermögensmaſſe damit, weil es um die 50 Millionen gewonnener Waaren des Auslandes eine Lücke in den einheimiſchen Produkten und Fabrikaten von gleichem Werthe bekam.

Auf gleiche Weiſe verhält es ſich mit dem Einfuhrhandel. Entweder bezahlt es die angekauften Waaren mit einheimiſchen Artikeln, oder mit baarem Gelde; beides iſt wieder der vorige Tauſch. Es wird den Einfuhrhandel enden müſſen, ſobald die dagegen gegebenen inländiſchen Waaren, oder der Geldeswerth in England köſtlicher, als die dagegen bezogenen ausländiſchen Artikel geworden ſind. Es iſt nicht möglich, daß mehr ausgeführt als eingeführt werde, es wäre denn, Großbrittannien wolle ſeine ausgeführten Waaren zum Theil verſchenken. Es iſt nicht möglich, daß mehr eingeführt als ausgeführt werde, es wäre denn, daß andere handelnde Nationen den Britten Geſchenke machen, oder ihnen mehr anvertrauen wollten, als ſie Kredit geben dürfen. Beides mag nicht leicht der Fall ſein.

Daher ſind alle Kalkuls, welche ſich auf die Bilanz der Ausfuhr und Einfuhr gründen, ſehr nichtig und grundlos. Es gibt, in Bezug auf den Nationalreichthum, keinen Ueberſchuß und kein Defizit durch das Verhältniß der Ausfuhr zur Einfuhr. Der von den Artikeln des Auslandes im Inland erhaltene Gewinn iſt kein Ueberſchuß, keine Vermehrung der großen Gütermaſſe, ſondern nur Gewinn der Individuen von ihren Mitbürgern. Die für tauſend Guineen im Ausland erkauften Waaren ſind im Inlande nur Erſatz der fortgegangenen tauſend Guineen. Gewinnt der Kaufmann fünfhundert Guineen an den Waaren, indem er ſie ſeinen Mitbürgern verkauft: ſo verlieren andere dieſe fünfhundert Guineen. Es iſt nur Zirkulation, partielles Anhäufen des Vermögens im Lande, kein Größerwerden des vorhandenen allgemeinen Vermögens der Nation.

Inſofern alſo trägt der Handel (Ausfuhr und Einfuhr) überhaupt nichts zur Vermehrung des Nationalreichthums bei; aber wohl auf indirektem Wege geſchieht es; und dieſen Weg hat William Spence viel zu wenig beachtet.

Wo Ausfuhr iſt, da iſt nothwendig ein Ueberſchuß von Waaren, oder ein Plus, das nicht im Lande konſumirt werden kann. Ein unbenutzbarer Theil von Gütern aber iſt todtes Gut, und ſoviel als kein Gut. Dagegen können dem Lande hundert andere Bedürfnißbefriedigungen fehlen; inſofern leidet das Land Armuth. Es gibt nun das von ihm ſelbſt nicht verbrauchbare oder todte Gut für die nothwendigen Waaren des Auslandes hinverwandelt Nichts in Etwas, oder Brauchbares: und der Nationalreichthum hat reellen Zuwachs. Liegen z. B. in brittiſchen Magazinen Vorräthe von Zinn- und andern Metallwaaren, welche für die Nation Ueberfluß, das heißt unbenutzbar ſind; es fehlt aber an Hanf, an Bauholz: ſo verwandelt der Umtauſch des Ueberfluſſes gegen das Nothwendige todtes Gut in Lebendiges, das Nichts in Etwas.

Noch auf eine andere Art wird der Handel ein Vermehrungsmittel des Nationalreichthums. Wir haben den Einfluß der Fabriken auf die Landwirthſchaft unzweifelhaft gefunden. Eben ſo unzweifelhaft iſt der Einfluß des Handels auf die Fabriken.

Denken wir uns ein bloß Ackerbau treibendes Volk, ohne alle Manufakturen, ohne Handel: ſo denken wir uns ein Volk von Landeigenthümern und Bauern, die natürlich nicht mehr Boden urbar machen, als ſie Produkte konſumiren können. Die Konſumtion iſt gering. Setzen wir zu den Landwirthen eine Kolonie von Fabrikanten, deren Fabrikate gar nicht von der Nation, ſondern von dem Auslande verbraucht werden. Dieſe Kolonie vergrößert nothwendig die Konſumtion der Produkte des Landbaus, und erweitert den Landbau durch den größern Abſatz, vermehrt mithin den Nationalreichthum, das heißt das zinstragende Kapital. Ohne Fabriken hätte die größere Konſumtion der Produkte, und ohne auswärtigen Handel die Exiſtenz der Fabrikanten nicht ſtatt gefunden. Nun iſt es gewiß, daß Großbrittanniens Wollen- Baumwollen- und Metallwaaren-Fabriken mehr Gut liefern, als die Nation ſelbſt bei dem ausgedehnteſten Luxus davon verbrauchen kann. Mithin iſt das Daſein dieſer, für das Bedürfniß der Nation entbehrlichen, Fabriken nur durch den Handel möglich; und das Daſein der Fabriken macht durch vergrößerte Konſumtion der Produkte die Erweiterung des Landbaus möglich.

Der engliſche Aus- und Einfuhrhandel aber iſt beiweitem noch nicht ſo ausgedehnt, als der Zwiſchenhandel dieſer thätigen Nation. Der Gewinn, welcher aus dieſem in das Land fließt, übertrifft allen Gewinn der Aus- und Einfuhr, und läßt ſich nicht wie jener in den Mauthregiſtern berechnen. Er

Digitized by Google

iſt die Seele des brittiſchen Kommerzes, und trägt direkte zur Vermehrung des Nationalreichthums bei. Ihn hat William Spence ganz unberührt gelaſſen, und gerade dieſer iſts unſtreitig, wodurch Venedig, Genua, Holland, und nachher Großbrittannien ihre merkantiliſche Größe empfingen.

Ein Kaufmann empfängt in Indien, ſei es auf Kredit, oder gegen Unterpfand, oder Tauſch, für 500,000 Pfund Sterling Kolonialwaaren. Er ſetzt dieſe auf europäiſchen Märkten mit einem reinen Gewinn von 100,000 Pfund Sterling ab: ſo zahlt er den Kolonien das Kapital des Waarenwerths, und ſteigert den Reichthum ſeines Vaterlandes mit einem Gute von 100,000 Pf. Sterling. Hier iſt alſo unmittelbare Vermehrung des Nationalreichthums durch den Handel: Schöpfung eines neuen Stoffs.

Holland konnte durch den bloßen Eigenhandel (durch Ausfuhr und Einfuhr) nicht die Höhe von Reichthum und Macht erſchwingen, die es einſt beſaß; weder ſeine Produkte noch die Maſſe ſeiner Fabrikate reichten dazu hin. Aber der unermeßliche Waarentransport im Großen, der Zwiſchenhandel, welchen es bei allen Nationen unterhielt, leitete den Reichthum anderer Völker in ſeinen Schoos, bis England die holländiſchen Flotten zerſtört und die wichtigſten Kolonien dieſes Staats erobert hatte.

Wie geſagt, Venedigs, Genua's und Hollands Größe beruhte nicht auf dem Abſatz eigener Fabrikate und Produkte, oder auf dem Ausfuhr- und Einfuhrhandel, ſondern auf der Erſtens ſeines Zwiſchenhandels. Eben ſo wenig kann geläugnet werden, daß Großbrittanniens Flor erſt begann, da es mit Holland Rivalität im Zwiſchenhandel anfing, und Kolonien bekam. Jetzt, da alle andere Handelsnationen geſtürzt ſind, da Englands Flotten despotiſch allein herrſchen auf den Meeren, da England den Handel der Welt ausſchließlich in Händen trägt, wer kann jetzt die Summen berechnen, die durch den Zwiſchenhandel aus allen Welttheilen den brittiſchen Häfen zuſtrömen als reiner Gewinn?

Bloß Ackerbau treibende Nationen, ohne Aktivhandel, können wohlhabend, nie reich werden. Denn die Produkte des Bodens, ohne Mühe und Talent gewonnen, ſind gegen die Werke des Genies, des Talents, d. i. gegen Fabrikate, verhältnißmäßig immer in geringem Preiſe. So wie in einem einzelnen Staate zuletzt die Fabrikanten wegen höhern Preiſes ihrer Arbeiten immer reicher ſein werden, als die Bauern, wenn beide mit gleichem Kapital zu arbeiten anfangen: ſo wird eine fabriſirende und handelnde Nation jedesmal die bloß ackerbauende an Reichthum übertreffen müſſen. Daher ſind Polen und Spanien, ohne Handel, ohne Fabriken, beſtändig an Nationalreichthum induſtriöſen Völkern nachgeſtanden.

(Die Fortſetzung folgt.)

Varietäten.

Aus Afrika.

— Der berühmte deutſche Reiſende A. F. Seetzen, der immer mehr zum Stolz ſeines Vaterlandes emporreift, hat im Februar 1808 zu Kahira eine Abhandlung über das Ophir der Alten geſchrieben, welche ſein Freund, Hr. von Zach, im diesjährigen Aprilſtück ſeiner monatlichen Korreſpondenz mittheilte.

Ophir, das Eldorado der Alten, das Indien des alten Tyrus, wurde ſchon in den verſchiedenſten Weltgegenden geſucht; und doch lag es vielleicht näher, als man glaubte. Seetzen findet es im ſüdlichen Theile der Halbinſel Arabien und zwar im Lande Oman wieder.

Schon das graueſte Alterthum erkannte von dem unerſchöpflichen Reichthum Südarabiens, und deſſen unermeßlichen Handel. Von daher kam die Königin der Orientaler Balkis, aus dem reichen Saba zu Salomon. Agatarchides, Strabo und Plinius ſchildern den Luxus und Reichthum der Sabäer. Noch jetzt findet man dort die deutlichſten Spuren vom vormaligen Handel der Phönizier; noch jetzt uebervefte der von ihnen dort gegründeten Kolonien, ein anderes Tyrus oder Sur, ein anderes Emeſſa oder Hâmâ von ihrer Hand erbaut, daß in der Fremde ſie an die geliebte Heimath erinnern ſollte. Alles, was einſt die phöniziſch-jüdiſchen Flotten aus dem Lande Ophir mit ſich brachten (1 Buch der Könige 9, 26—28. 10, 11. — 2 Chron. 9, 10—21), konnte ſich nur da ſo leicht vereint finden. Bei den meiſten Städten Omans am perſiſchen Meerbuſen ſind noch jetzt Perlenfiſchereien, Südarabien produzirt Carneole, Achate, Onyxe; nach ältern Reiſenden bringt Jemen ſelbſt Rubinen hervor, Jaspis und Kryſtalle. Der Handel mit Indien lieferte die ſüdlichen Edelſteine. — Das zweite Naturprodukt des alten Ophir waren Affen. Südarabien wimmelt noch jetzt, nach Niebuhrs Beſchreibung, von dieſen Thieren. — Die Küſten von Oſtafrika lieferten Gold, Elfenbein, Ebenholz u. ſ. w. Auf dieſer ganzen Küſte findet man arabiſche Kolonien, deren Gründung ſich im tiefſten Dunkel der Urgeſchichte verliert. Die ſchlauen Handelsleute Omans verheimlichen vielleicht den Phöniziern ferner Kolonien Exiſtenz, und gaben vor, das Gold in eisernem Lande bei ihrer Stadt Ophir zu finden. Daher ward Ophirs Name berühmt. — Dieſe Stadt iſt noch jetzt, nach Scherif Edriſi, vorhanden, welcher ihren Namen El-Ophir ſchreibt. Sie liegt im Diſtrikt Terna oder Alſchua im Wady el Dhelbh.

Alle dieſe Umſtände zuſammengenommen, beſtehen Seetzens Muthmaßung mit hoher Wahrſcheinlichkeit. Selbſt daß die Flotten von Tyrus nach Ophir drei Jahre unterwegs geweſen ſein ſollen, kann den Werth dieſer hiſtoriſchen Hypotheſe nicht ſchwächen, wenn man weiß, daß die Fahrt der Küſtenbeſucher im rothen Meere noch jetzt äußerſt langſam geht, weil ſie ſich nie von den Küſten entfernen, und jeden Abend vor Anker legen.

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nr. 8.)

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueſte Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 66. — den 19 August 1809.

Großbrittanniens Nationalreichthum unabhängig vom Handel.

Fortſetzung, oder Rüge des Irrthums, der Handel könne in manchen Fällen den Nationalreichthum vermindern.

Indem ich vom Einfluſſe des Handels auf den Nationalreichthum rede, habe ich mich begnügt, bloß vom Handel mit dem Auslande zu ſprechen, ohne des Handels im Innern zu erwähnen, indem dieſer nur im Umtauſch der vorhandenen Produkte und Fabrikate beſteht, alſo direkte den vorhandenen Nationalreichthum nicht vermehrt. Wenn er indirekte, durch Beförderung der Population, der Zirkulation des Vermögens u. ſ. w. den Landesanbau erweitern hilft, hat er in dieſer Hinſicht den indirekten Einfluß auf Landwirthſchaft, wie die Fabriken, davon ich oben ſprach.

Allein von einem für den Nationalreichthum wichtigern Gegenſtand darf ich nicht ſchweigen; es iſt der von William Spence und von vielen der heutigen Staatsökonomiſten adoptirte Irrthum: der Handel könne in manchen Fällen den Nationalreichthum vermindern, wenn nämlich dauerhafte Waaren gegen verzehrbare, vergängliche Waaren, die nach dem Gebrauch gar keine Spur des Daſeins mehr hinterlaſſen, ausgeführt werden.

Ohne Zweifel ward dieſer Irrthum dadurch veranlaßt, daß man das Geſchäft einer Nation mit dem Geſchäfte des einzelnen Menſchen verglich.

Man ſagt: „Wenn der Einzelne ſein baares Geld für Wein und Speiſen ausgibt: ſo iſt der Verkäufer der Nahrungsmittel im Beſitz eines dauernden Gewinns; der Käufer aber, ſobald er ſeine angekauften Artikel verzehrt hat, beſitzt nichts mehr. Wenn England den Ausländern jährlich zwanzig Millionen bezahlt für Thee, Zucker, Kaffee, Wein, Rum u. ſ. f. die nach Jahresfriſt gar nicht mehr exiſtiren, weil ſie verzehrt ſind: ſo iſt England offenbar um zwanzig Millionen ärmer geworden, und das Ausland um ſo viel reicher, weil es dafür dauerhafte Artikel, Geld, Metallwaaren u. dgl. empfing. So kann ein Partikular das Seinige verpraſſen und bankerot werden; ſo kann eine Nation bei dergleichen nachtheiligem Handel endlich verarmen.“

Ich will verſuchen, das Irrige dieſer Behauptung evident zu machen. Ich wiederhole zu dem Ende meine vom Nationalreichthum anfangs gegebene Erklärung: „Er beſteht in hinreichenden und vielfach benutzten Eigenthümlichkeiten des Landes und ſeiner Bewohner, wodurch Ueberfluß an ſolchen Dingen entſteht, welche zur Nothdurft und Verannehmlichung des Lebens aller Bürger gehören.“ — Jene Eigenthümlichkeiten des Landes (Größe, Fruchtbarkeit des Bodens, Reichthum an Mineralien, vortheilhafte Lage des Landes u. ſ. w.) jene Eigenthümlichkeiten der Bewohner (Kunſtfleiß, Talente aller Art) ſind alſo die Baſis, das Kapital des Nationalreichthums. Der aus dieſen benutzten Eigenthümlichkeiten erwachſende Ueberfluß iſt der Zins. Metall- und Papiergeld, habe ich ferner geſagt, ſind nur Repräſentanten des Zinſes (der Lebensbedürfniſsbefriedigungen aller Art). Der Zins kann in Kapital verwandelt werden, wenn man ihn in Landeigenthum verwandelt. Ausſtehende Geldkapitalien ſind eigentlich nur angehäufte Zinſe, die man, für ſeinen Antheil, vom Kapital des Nationalreichthums beſitzt.

Je mehr Ueberfluß ich in einem Lande an allem finde, was das Leben verschönert, je mehr Zinse wirft der Nationalreichthum ab. Die Größe der Zinsen läßt mich mit Recht auf die Größe des Kapitals, das heißt, auf die vortrefflichen, vielfach benutzten Anlagen des Bodens und der Bewohner, auf blühenden Landbau, Kunstfleiß und Handel schließen.

Man begreift wohl ohne Mühe aus dem bisher Gesagten, daß die Basis des Nationalreichthums nie von Menschen konsumirt werden kann, sondern nur der Zins. Ein Volk kann weder seinen Boden verzehren, auf dem es wohnt, noch seine Talente. Es kann beide aber vernachlässigen; in diesem Fall trägt ihr Kapital desto weniger Zins. Wenn Erdbeben den Boden verschlingen, Menschen nicht arbeiten wollen: so hören freilich Kapital und Zins auf. Von solchen Naturerscheinungen ist aber hier nicht die Rede, sondern von den Wirkungen des Handels auf den Nationalreichthum.

Der Handel verwandelt die Produkte und Fabrikate eines Landes in Produkte und Fabrikate anderer Art, die das Inland selbst nicht hervorbringt. Eine bloß ackerbauende Nation besteht übel, wenn sie nichts als Brod zu essen hat. Sie will Geräthschaften, Bequemlichkeiten, Weine u. s. f. Indem sie nun einen beträchtlichen Theil ihres Getraides für jene Bedürfnisse umtauscht, ist es eben dasselbe, als wenn sie selbst Metalle, Wein, Gewürz u. s. w. auf eigenem Boden erzeugt hätte. Sie hat durch den Handel die Einartigkeit des Zinses vom Kapital ihres Nationalreichthums vielartiger gemacht.

Gesetzt nun, England produzirte nur Metalle, Wollen- Baumwollenzeuge und andere dauerhafte Artikel, durchaus aber keine verzehrbare Waare, wäre folglich gezwungen, den größten Theil von den Zinsen des Bodens und Kunstfleißes in Nahrungsmittel aller Art zu verwandeln: würde England endlich bei diesem Handel verarmen? — Unmöglich, denn es kann nicht mehr verzehrt werden, als der jährliche Zins vom Kapital des Nationalreichthums. Das unverzehrbare Kapital wirft jährlich denselben Reichthum von Zinsen ab, und ob diese in Thee, Tabak, Wein u. s. w. oder in Leder- Gold- und Holzwaaren oder dergleichen verbraucht werden, ändert den Bestand des Nationalreichthums nicht. *)

Gesetzt aber, die Engländer wollten nach William Spence's Vorschlag keinen Wein, Thee, Tabak und andere leicht vergängliche Waaren mehr einführen, und dafür ihre dauerhaften Metallwaaren behalten, in der Hoffnung, ihren Nationalreichthum zu vermehren: was würden die Folgen sein? — Verminderung des Nationalreichthums.

Denn entweder legen sie den vormals gegen Konsumtibilien veräußerten Ueberfluß metallischer Waaren unbenutzt auf die Seite (benutzen können sie ihn nicht, weil er Ueberfluß, folglich mehr ist, als im Lande verbraucht werden kann), — in diesem Fall haben sie muthwillig einen Theil von den Zinsen ihres Nationalreichthums verloren; oder sie hören auf, soviel Metallfabrikate zu schaffen, als sie können, — in diesem Falle benutzen sie das Kapital des Nationalreichthums um so viel minder; folglich fließen auch weniger Zinsen, und ist minder Reichthum.

Diese Sätze sind so einfach, als unwidersprechlich. Der Vertauscht dauerhafter Artikel gegen Konsumtibilien kann mithin den Nationalreichthum nie vermindern, sondern nur relativ vermehren; denn ein unbenutztes Kapital ist wie keines, oder der Armuth gleich.

Die Geschäfte und Verhältnisse der Nation sind also von denen des Particulars sehr verschieden. Der Particular kann durch Konsumtibilien sein Vermögen verzehren, weil Geldkapitalien nur Repräsentanten seines Antheils an den Zinsen des Nationalkapitals sind; hingegen das Kapital des Nationalreichthums kann wohl vernachlässigt, nie aber verzehrt werden. Mithin ist jeder Vergleich dieser Art und jede Folgerung daraus falsch. Hätte Genf die Zinsen seines Fleißes, statt sie anzuhäufen und als Anleihen an Frankreich, England und Holland auszugeben, in Erweiterung seines Territoriums verwandeln können: so wäre sein Nationalreichthum gesicherter worden. So sicherte das gewerbsfleißige Zürich einst seinen Zins durch Ankauf einzelner Herrschaften und Länder in den mittlern Jahrhunderten, und vermehrte die Basis seines Reichthums.

*) Ich trete hier in seine hypothetische Fälle ein, um nicht weitläufig zu werden. Wenn ein Land z. B. seinen Produkten und Fabrikaten keinen Absatz verschaffen kann, und es doch Konsumtibilien für Geld einführt: so entsteht allerdings Verminderung des Nationalreichthums. Aber diese Verminderung rührt nicht von den Konsumtibilien, sondern vom Mangel des Absatzes eigener Waaren, folglich vom Todtliegen der Zinsen mithin auch des Kapitals her. Die Ausfuhr des Geldes kann nicht lange dauern; die Nation muß andere Wege hervorsuchen, ihr Kapital einzutragen zu machen. Bei einer Nation, deren Reichthumskapital Landeigenthum ist, kann nicht leicht der absolute Verarmungsfall eintreten.

Wann ist England unabhängig vom Handel?

Nachdem ich nun erwiesen zu haben glaube, daß der Handel durch Beförderung der Bevölkerung, der Fabriken und des Landbaus die Basis des Nationalreichthums indirekte, und durch den Zwischenhandel direkte vermehre, sie aber durch Ausfuhr dauerhafter Waaren gegen Konsumtibilien nicht vermindern könne — nähere ich mich der Beantwortung der Hauptfrage: Wann ist Großbrittannien unabhängig vom Handel? oder was eben dies sagt: Wann läßt sich in Großbrittannien die Basis des Nationalreichthums nicht mehr durch auswärtigen Handel vermehren?

Offenbar erst dann, wann die Bevölkerung und der Anbau des Landes, der Werth und die Mannigfaltigkeit aller Fabrikate im Lande selbst, so sehr gestiegen ist, daß Großbrittannien, ohne fremde Beihilfe, die Produkte und Fabrikate aller fünf Welttheile in seinem eigenen Schoos erzeugt, und durch den Umtausch inländischer Produkte und Fabrikate gegen ausländische keine neue, keine bessere Mittel zur Erhaltung und Verannehmlichung des Lebens, so wie zur Erhaltung und Verannehmlichung der Nationalexistenz gewonnen werden können.

Dieser Zeitpunkt, in welchem Großbrittannien die Fichte'sche Idee von einem geschlossenen Handelsstaate zu realisiren im Stande wäre, ist ein unmöglicher. Der brittische Boden kann nicht mehr Arten der Produkte liefern, als sein Klima gestattet, und England, bloß auf diese eigenthümlichen Produkte beschränkt, würde wenigstens auf die Hälfte aller Mittel Verzicht thun müssen, durch welche es die gegenwärtige Höhe von Reichthum, Macht und Ansehn erstieg.

Wären selbst die Britten heroisch oder patriotisch genug, jenen Idee zu gefallen dem Wein, Rum, Branntewein, Thee und Tabak, den Musselinen und Baumwollenzeugen aller Art, der Seide und dem Golde abzuschwören: so würden unzählige Talente brittischer Künstler und Fabrikanten brach liegen. —

Digitized by Google

(Minderung eines Theils der Basis des Nationalreichthums!) Mit dem Verſchwinden unzähliger Fabriken würde die gegenwärtige Bevölkerung in gleichen Verhältniſſen abnehmen; ein neuer Verluſt, der vielleicht dann nur weniger wichtig für England ſein dürfte, wenn mit der Idee des geſchloſſenen Handelsſtaates zugleich St. Pierre's Idee vom ewigen Frieden realiſirt wäre. Mit der Abnahme der Population würde zugleich ein Ueberfluß inländiſcher Erzeugniſſe, der unmöglich in England ganz allein verbraucht und daher jetzt noch von der Nation mit Vortheil ausgeführt wird, unbenutzt ruhen. (Todtliegen des Kapitals, wie der Zinſen!)

Ich fürchte meine Leſer zu einem Gelächter zu berechtigen, wenn ich einen Einfall, der zu den ſcherzhafteſten gehört, mit aller Feierlichkeit des Ernſtes beſtreiten wollte. Man könnte allenfalls noch ſagen: Englands Handel dürfte ſich höchſtens auf die allerunentbehrlichſten Bedürfniſſe beſchränken. In dieſem Fall müßte das britiſche Volk noch einvernommen werden, was es für unentbehrlich halte? Vermuthlich würden wir die ſämmtlichen Artikel des Auslandes der Reihe nach wieder erſcheinen ſehen, wie ſie gegenwärtig in den britiſchen Mauthregiſtern ſtehen. Aber auch in dieſem Fall wäre die ſtolze Behauptung, Großbrittannien ſei unabhängig vom Handel, nur Fanfaronade.

Und wäre endlich auch der Zeitpunkt möglich, in welchem England mit ſeinen einheimiſchen Produkten und Fabrikaten ſich ſelbſt genug ſein, und fremde Hilfe zu ſeinem Reichthum, zu ſeiner Macht unnütz werden könnte: ſo iſt er entſchieden noch lange entfernt.

Er iſt ſo lange entfernt, als Großbrittannien noch unter der Laſt einer Nationalſchuld von beinahe ſechshundert Millionen Pf. Sterling ſeufzen muß. Dieſe Nationalſchuld iſt in jeder Hinſicht ein Deficit, ein zehrender Wurm am Wohlſtand des Volks. Die Zinſen, welche für fremde Kapitalien dem Auslande zufließen, ſind reiner Verluſt für den Staat; denn die dafür angeliehenen Kapitalien ſind längſt verſchwunden in Kriegen, in Staatsoperationen aller Art, und tragen den Britten direkte keine Zinſen mehr. — Eben ſo verhält es ſich mit den Kapitalien oder Anleihen, welche die Nation ihren eigenen Bürgern ſchuldig iſt; auch ſie ſind größtentheils verſchwunden, denn die Regierung hat ſie nicht in bleibendes Landeigenthum verwandeln können. Sie tragen folglich unmittelbar keine Zinſen mehr. Ihre verſchwundenen Summen exiſtiren nur noch im Kredit, deſſen die Nation durch ihre Fabriken, ihre Kolonien, ihren Handel, ihren Reichthum genießt. Dieſen Kredit verzinſet die Nation ſich ſelbſt. Er kann in unglücklichen Kriegen und mit dem Verluſt des Handels und der Kolonien vergehn!

Ob nun gleich die Schuld, welche die Nation ſich ſelbſt verzinſet, keine unmittelbare Minderung des Nationalreichthums zur Folge haben kann, indem, was aus den Händen verzinſender Britten geht, wieder in die Hand zinsbeziehender Britten zurückkehrt: ſo wirkt ſie doch keineswegs wohlthätig, ſondern eher nachtheilig auf den allgemeinen Wohlſtand. Die Zinſen für die Nationalſchuld ſind für uns in ihrer Natur allen andern Abgaben gleich, doch mit dem Unterſchiede, daß durch ſie die Kraft der Regierung, oder Nation, nicht erhöht, ſondern nur aufrecht erhalten wird. — Auſſer dieſem Nachtheil vermindern ſie, wie alle andere Abgaben, den Gewinn der Individuen von ihrem Fleiße, den Gewinn vom Landbau oder Kunſttalent; vermindern folglich den Zins vom Kapital des Nationalreichthums. Alle Auflagen fallen zuletzt immer laſtend auf die erſte Klaſſe derjenigen Arbeiter zurück, welche neue Erzeugniſſe, Produkte oder Fabrikate, hervorbringen. Mit der Vertheurung der Tagelöhne ſteigen die Fabrikate im Preiſe, und fremde Nationen können die ihrigen endlich rivaliſirend in gleichen, vielleicht noch wohlfeileren Preiſen auf den Markt führen.

Der Zeitpunkt, in welchem England ohne auswärtigen Handel und Kolonien ſich ſelbſt genug ſein kann, iſt noch ſo lange entfernt, als noch 22,000,000 Acres unfruchtbaren Bodens in Großbrittannien liegen. Warum liegen dieſe öde? weil es den Produkten dieſer Landſtriche noch an Abſatz fehlt, der die Mühe des Andaues belohnt. Warum fehlt es an Abſatz? weil es an Konſumenten gebricht, und die Population noch für die Größe und Fruchtbarkeit des Bodens die volle Zahl nicht erreicht hat. Wenn aber Fabriken und auswärtiger Handel von England verſchwinden: könnte ſolche Revolution die Volkszahl vermehren oder vermindern? — Syence meint zwar, man ſoll dann die Armee mit 100,000 Individuen vergrößern, die jetzt vom Handel und Fabrikweſen leben; aber ſind dieſe 100,000 nicht ſo gut als verloren für die Fortpflanzung oder Vergrößerung der Volkszahl? — Er meint, man könne die 22 Millionen Acres oden Landes zum Anbau vertheilen; aber wird der Anbau dieſes Bodens dann die Mühe beſſer belohnen, wenn die Bevölkerung weniger ſchnell ſteigt, da ſchon jetzt der Mangel gewinnvollen Abſatzes das Land zum Brachliegen verdammt?

Der Zeitpunkt, da England, unabhängig vom Handel, reich und mächtig ſein könne, fordert alſo eine größere Population — er fordert aber auch eine Totalreform des Innern. England hat gegenwärtig unter allen Nationen des Erdbodens die Landwirthſchaft zwar am vorzüglichſten einer gewiſſen Vollendung nahe gebracht; aber dieſe Vollendung ſteht nur im Verhältniſſe Englands, als eines Handelsſtaates, zu andern Reichen, von denen es die ihm mangelnden Bedürfniſſe eintauſchen kann. Man findet in der innern Kultur des Landes einzelne Theile mit höchſter Sorgfalt, andere hingegen nachläſſig beachtet, wo der Handel mit dem Auslande leichter nachhelfen konnte. Brittannien hat Kupfer, Blei und Zinn, aber Eiſen ſchon ſeltener. Es hat Getraide, Obſt, Farbematerialien und Viehzucht; aber es fehlt am Hanf, am Bauholz u. ſ. w. Wollte England ſich ſelbſt genug ſein, ſo würden alle Zweige der Oekonomie unter einander verhältnißmäßiger betrieben, ſo würden z. B. große Strecken Landes, die jetzt Aehren tragen, wieder zu Waldungen umgeſchaffen werden müſſen. Der Raum, welchen Waldungen und Viehweiden dem Ackerbau entziehen, ſteht der Population neue Grenzen, und Großbrittannien, im kalten Norden gelegen, vom Ocean umzäunt, hat folglich, um ſich vollkommen ſelbſt genug zu ſein, weder die Anlagen China's noch Japans. England, durch ſein beſchränktes Territorium gezwungen, Manufaktur- und Handelsſtaat zu ſein, müßte ohne Manufakturen und Handel wieder in die dürftigen Verhältniſſe zurückſinken, wie vor der Königin Eliſabeth Zeiten.

Beſchluß.

Es iſt nicht zu läugnen, England könne ohne Handel und Kolonien beſtehen; aber eben ſo unwiderſprechlich iſt es, daß es dann auf ſeine gegenwärtige Macht, auf ſeinen jetzigen Glanz und Reichthum Verzicht thun müßte, der nur das Reſultat der Induſtrie, des Handels, der Benutzung jener

Digitized by Google

fremden Quellen ist, die außer dem Umfange des Inselstaates liegen.

Es mag auch sein, daß in England Wohlstand, sogar Reichthum, größere Bevölkerung und blühenderer Anbau des Bodens statt finden könnte, wenn es, mehr auf seine innern Kräfte beschränkt, nur einen geringern auswärtigen Handel führen würde; aber es ist gewiß, daß diese Verminderung des Handels nur stufenweise eintreten darf im Lauf eines oder mehrerer Jahrhunderte. Ein plötzlicher Umschwung der Dinge würde für Großbritanniens Macht und Reichthum nothwendig der Tod werden.

Es mag sein, daß die brittische ungeheure Nationalschuld dem Nationalwohlstande weniger gefährlich ist, als man vielleicht glaubt; aber es ist gewiß, daß nichts den Kredit der Nation schwächen darf, weil dieser allein der Repräsentant der verschwundenen Anleihen geworden ist. Es ist gewiß, daß die breite Basis dieses Kredits die Ueberlegenheit der brittischen Industrie, des Handels und Kolonialbestandes ist; aber eben so gewiß, daß diese Basis in ihrem Innersten tief erschüttert sei, und, nach den Geständnissen der erfahrensten Staatsmänner Englands, ihrer Auflösung entgegeneile. — Nicht vergebens seufzte Pitt in der Todesstunde: „O mein Vaterland!“ Er kannte sein Vaterland.

Napoleon kann den Ozean nicht bezwingen; aber er richtet seinen zerstörenden Blitz gegen die Basis des brittischen Nationalkredits. Indem er durch den furchtbarsten Krieg den brittischen Weltbandel lähmt, zwingt er die englische Nationalschuld immer stärker anzuschwellen, bis endlich die Last derselben unverhältnißmäßig zu der mürben Grundlage, auf der sie lehnen soll, mit ihrem Gewicht die Nation erdrückt.

Es mag sein, daß Großbrittannien den Kampf gegen Frankreich noch lange bestehe; aber es ist gewiß, daß dieser Kampf nicht ohne Untergang der Größe Albions, oder ohne Untergang der französischen Kontinentalherrschaft enden könne. Es ist kein Krieg der Personen, sondern unaussöhnbarer, feindseliger Nationalinteressen.

Der französisch-brittische Krieg dauert nun sechszehn Jahre; beide Mächte sind noch unerschöpft. — Der erste römisch-karthagische Krieg dauerte vier und zwanzig Jahre. In drei solchen Kriegen stritten aus ähnlichen Interessen Rom und Karthago während eines ganzen Jahrhunderts und länger. Aber Karthago mußte fallen, oder Rom.

Heinr. Zschokke.

Varietäten.

Aus Frankreich.

— Es gibt gewisse Erscheinungen, auf welche der Blick des Naturbeobachters wiederholt geleitet zu werden verdient, ungeachtet sie weder zu den ganz neuen, noch zu den seltenen gehören. Von dieser Art ist folgende, von welchem alle französischen Blätter seit kurzem wiedertönen.

Eine 72jährige Kaufmannswittwe zu Montagne, ohnweit Nienzon, ward am 3 Juni dieses Jahrs, des Morgens, in der Nähe ihres Feuerherdes ganz zu Asche verbrannt gefunden. Nur die Knochen ihres Kopfes, ihr linkes Bein und die Spitze ihres rechten Fußes waren nicht in Asche verwandelt. Von den übrigen Theilen ihres Leibes war nur ein stinkender Staub, eine Art leichter, schwammigter, brüchiger Kohle übrig geblieben. Sobald man nun noch weiß, daß diese Dame Laurent seit langer Zeit dem Trunk ergeben war, daß sie kurz vor der Brandstunde noch ihre Bouteille Kleschwasser zu sich genommen, daß ein Feuerschein zwischen ihrer Liche und dem Herde lag: so wird man nur die alte, vielfache Erfahrung abermals wiederholt finden, daß sie, von einer äußern Ursache angezündet, ein Raub der Flamme ihres Innern ward, indem alle Theile ihres Körpers von alkoholisirten Elementen durchdrungen geworden, die stark genug waren, bei der Entzündung den ganzen Körper in Asche umzuschaffen.

Wie gelagt, die Erscheinung der unwillkührlichen Selbstentzündung und Verbrennung von Personen, welche sich dem Trunk ergeben hatten, ist nichts seltenes. Die acta Hafniensia, das Annual Register von 1763 und 1773, die Memoiren der Londner königlichen Societät, das Journal de médecine Tom. 59, und andere Schriften, führen mehrere ähnliche Thatsachen, und alle stimmen darin überein: diese Art der Selbstverbrennung geschieht oft durch Berührung des Körpers mit einer äußern Flamme; findet nur bei Weibern statt, welche mit Unmäßigkeit starke Getränke liebten; ist ein sehr schneller Prozeß; wird durch aufgeschüttetes Wasser nur beschleunigt; läßt oft die nah am Körper liegenden Kleider unversehrt, und läßt eine schmierige, durchdringend stinkende Asche zurück.

Aus Amerika.

— Nach der im J. 1793 in Neuspanien gemachten Volkszählung, die Humboldt mittheilte, betrug die Population des spanischen Nordamerika 4,483,529 Seelen. Die Bevölkerung in diesem Lande, wo durch den leichten Erwerb der Nahrung die Heirathen so leicht sind, geht nach Humboldts Beurtheilung so reißenden Schritts vorwärts, daß sie sich allzuhäufig um 150,000 Menschen vermehrt, folglich alle neunzehn Jahre verdoppelt, wenn keine besondere ungünstigkeitsfälle eintreten. Nach seiner Berechnung beträgt die Population Neuspaniens im Jahre 1808 schon an 6,100,000 Seelen.

Nach der Verzeichnung der von mehreren Ländern bekannten Thatsachen in Ansehung des Verhältnisses der Geburten zu den Verstorbenen, kommen in Frankreich 100 Verstorbene gegen 110 Geborne, in England 100 gegen 120; auf die gleiche Anzahl oder auf 100 Verstorbene kommen in Schweden 130 Geborne, in Finnland 160 Geborne, im russischen Reiche 166, in Westpreußen 180, im Gouvernement Tobolsk 210, in mehreren Gegenden der Hochebene von Mexiko 230, in Neu-Jersey in Nordamerika 300.

Die schnellen Fortschritte der Population Neuspaniens werden freilich durch schlechte Staatsverwaltung oft gräßlich gestört. So starben in Neuspanien im J. 1784 an den aus der Hungersnoth entstandenen ansteckenden Krankheiten 300,000 Menschen.

Ueberhaupt hatte die altspanische Regierung noch immer barbarische Maximen gegen die Indianer oder ursprünglichen Eingebornen des Landes befolgt; schon einmal war in den Jahren 1781 und 1782 eine blutige Insurrektion der Verzweifelnden Folge davon. Die Anzahl der Weißen oder Spanier beläuft sich in Neuspanien vermuthlich kaum auf 1,200,000 Seelen, mit Inbegriff der Kreolen. — Die Bonaparte'sche Dynastie auf Spaniens Thron wird — wer hofft es nicht gern? — über das blühende, fruchtbare Neuspanien den Segen milderer und weiserer Grundsätze führen.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 67. — den 23 August 1809.

Miszellen aus Berlin.

Der Geburtstag des Königs. — Steuern auf preussisches Vermögen in Warschau. — Handels- und Fabrikwesen.

Berlin, im August 1809.

An dem diesjährigen Geburtstage des Königes, den 3 August, hat sich der Berliner Patriotismus für die Zeit entschädigt, in welcher es ihm versagt war, allen Empfindungen für seinen Landesvater freien Spielraum zu lassen. Oeffentliche und Privat-Festlichkeiten waren von allen Ständen veranstaltet. Abends war die Stadt erleuchtet; an mehrern Orten wurden Feuerwerke abgebrannt, und mehrere Bälle gehalten. Sie können sich freilich nicht jene Pracht bei den für diesen Abend veranstalteten Festivitäten denken, wie wir sie vormals zu sehen gewohnt waren; an Fülle der Empfindungen stand indessen Berlin an diesem Abend der Vorzeit gewiß nicht nach. Das Kärgliche, das dem Landesvater gespendet ward, kam aus freiwilligem Gefühl der Anhänglichkeit an ihn.

Von Königsberg aus erfährt man, daß zur Feier des Geburtstags des Königes ebenfalls alle Anstalten getroffen werden. Indeß wird der König sich gegen denselben von dort entfernen, und sich nach Wehlau begeben, wo eine Musterung über ein dort versammeltes Truppenkorps gehalten werden soll. Bekanntlich ist Friedrich Wilhelm der Dritte kein Freund vom huldigenden Gepränge, und das mag wohl mit eine Veranlassung sein, daß er seinen Geburtstag in der Entfernung von seiner jetzigen Residenz zubringt.

Obgleich man mehrere Gerüchte über die Reise des Königes nach Berlin verbreitet hat, so sind sie doch alle grundlos gewesen. Die politischen Verhältnisse Preussens schienen damals noch nicht die Festigkeit gehabt zu haben, wie man zu ahnen wähnte, und besser Unterrichtete sind der bestimmten Meinung, daß hierüber der Ausgang der österreichischen Angelegenheiten erst etwas Festes kund werden lassen wird.

Was für diese Ansicht spricht, ist die sich verbreitende Nachricht, daß nun die Garden in einigen Tagen in Berlin einrücken würden; eine Begebenheit, aus welcher viele auguriren wollen, daß auch der König selbst uns unerwartet überraschen werde. Daß die Verhältnisse Preussens mit Frankreich jetzt harmonirend seien, beweiset die Theilnahme, mit welcher der hiesige französische Gesandte den Geburtstag des Königes gefeiert hat. Er gab ein Frühstück, und sein Hotel war illuminirt.

Am wenigsten dürfte von Abtretungen die Rede sein, die von Preussens Seite erfolgen sollen, da täglich neue Arrangements und Organisationen erfolgen, die keine ungewisse Okkupation wenigstens für unsere Gegend andeuten. Die hiesige Münze ist jetzt sehr stark beschäftigt, und es werden von dem abgelieferten Silber, welches nach näher eingegangener Erkundigung ungefähr drittehalb Millionen betragen soll, lauter Thalerstücke geprägt, die in Fässer geschlagen werden, und auf weitern Befehl liegen bleiben.

Die Suspension, in welche der alte Lestocq, bei der eingeleiteten Untersuchung über die Flucht des Schillschen Korps, von seinen Gouvernementsgeschäften versetzt war, ist vor kurzem wieder aufgehoben worden. Der verdiente Greis ist völlig losgesprochen und wieder in Amt und Würde eingesetzt worden. Man glaubt, daß auch der vormalige Kommandant Chazot seinen Posten wieder antreten wird.

Digitized by Google

Vor kurzem sind sechs Batterien von hier nach Schlesien aufgebrochen. Sie werden in die verschiedenen Festungen daselbst vertheilt. Unsere Artillerie erhält jetzt, wie die französische, Gewehre, und die Mannschaft erwählnter Batterien hat solche vor ihrem Abmarsch von hier bereits empfangen.

Seit acht Tagen ist der Prinz von Oranien, aus dem österreichischen Hauptquartier kommend, hier angelangt. Er zeigt sich überall mit der österreichischen Uniform.

Eine große Sensation macht jetzt hier das seit einiger Zeit verbreitete Gerücht, daß der Sequester, mit dem das im Herzogthum Warschau belegene Vermögen der preußischen Unterthanen belegt worden ist, aufgehoben werden wird. Durch ein zwischen dem Kaiser Napoleon und dem Könige von Sachsen abgeschlossenes Convention sind letzterm alle Forderungen der Preußen am Herzogthum Warschau cedirt worden. In Folge derselben ist allen herzoglichen Schuldnern aufgegeben, preußischen Unterthanen zukommende Kapitalien und Zinsen dem Warschauer Kronschatz abzureichen. Man berechnet diese Schuldenmasse, inbegriffen, was Banko, Seehandlung, Wittwenkasse, eine große Anzahl Institute und ein ganzes Heer von Privatleuten dahin ausgeliehen, auf sechzig Millionen. Durch die Zurückhaltung einer so bedeutenden Summe an Kapital und Zinsen ist eigentlich zum Theil die große Verlegenheit entstanden, in welcher Preußen jetzt sich befindet.

Napoleon, der Gerechte, der es oft laut genug öffentlich erklärt, daß Privateigenthum von ihm nicht gefährdet werden soll, kann wissentlich einen solchen Mißgriff nicht veranlaßt haben. Dieser Ueberzeugung vertrauend haben auch alle Behörden öffentlich Protestationen gegen das Verfahren der Warschauer Regierung eingelegt. Man darf erwarten, daß durch diese sowohl Kaiser Napoleon als der sächsische Monarch veranlaßt werden dürfte, über diese Angelegenheit eine ihrer Würde angemessene, gerechte Maasregel zu treffen. Und man will bestimmt wissen, die Unterhandlungen darüber seien bereits so weit gediehen, daß der Sequester aufgehoben werden wird.

Diese Aufhebung könnte auf unsere Staats- und ständischen Papiere, die sich noch immer in sehr wankendem Zustande befinden, einen sehr glänzenden und wohlthätigen Einfluß haben.

Jüngst hatte Berlin eine patriotische Feierlichkeit eigener Art. Der vormalige Gesundbrunnen ward von seinem Besitzer unter dem Namen Louisenbad eingeweiht. Es ging dabei, soweit es das Lokal und der Raum gestatteten, sehr decent her, und es wurden alle Künste aufgeboten, dem süßen Namen der Fürstin zu huldigen, die jetzt dem Bade ihren Namen gibt. Dichter, Sänger, Tonkünstler, Bildhauer, Decorateurs waren gegenseitig beschäftigt, freilich nur im Kleinen, die Gefühle des Publikums zu erheben. Das Fest ward mit einem tüchtigen Mahle, woran mehrere hundert Gäste Theil nahmen, mit einem gesellschaftlichen Tanz, der tief bis in die Nacht dauerte, und einem geschmackvollen Feuerwerk geschlossen.

Vor kurzem ist, wie gewöhnlich, zu Frankfurt an der Oder die Margarethenmesse abgehalten worden. Obgleich der Absatz nicht unbedeutend war, so erlitten doch die Fabrikanten und Verkäufer großen Verlust, weil kurz vor der Messe die Garne, durch die Zufuhr der amerikanischen Schiffe von diesem Artikel, um fünfzig Prozent im Preise fielen, und jeder Fabrikant und Verkäufer daher um jeden Preis seine fertige theure Waare loßschlagen mußte.

In dem preußischen Fabriken-System dürfte bald eine sehr bedeutende Reform geschehen. Man ist auf dem Wege, gegen eine Abgabe von 8 2/9 Prozent allen auswärtigen Fabrikwaaren den Eingang zu gestatten. Für Ost- und Westpreußen ist dieser Satz schon geltend; doch scheint man noch nicht damit ins Reine zu sein, ihn auch auf die Mark auszudehnen. Zum wenigsten streiten sich die verschiedenen Parteien, die Anhänger des Industrie- und die des Agricultur-Systems, in unsern Zeitungen sowohl als in Pamphlets, ihre gegenseitige Ansichten geltend zu machen. Es läßt sich über das Raisonnement jeder dieser Parteien viel dafür und dawider sagen. Die Folgen der wirklichen Anwendung der verschiedenen Grundsätze der politischen Oekonomie lassen sich gar nicht vorher genau bestimmen. So viel ist ausgemacht, daß bei der jetzigen Lage Preußens das Fabriksystem nicht in dem Grade adoptirt werden kann, wie vormals. Veränderungen müssen dabei vorgenommen werden. Welche Folgen dies haben kann, läßt sich gar nicht praduiren. Soviel wird sich gewiß erhärten, ob Preußen überhaupt jemals in seinem Fabrikwesen eine reelle Industrie gerstegt. Was in dieser Industrie reelles vorhanden war, wird sich gewiß bei aller Konkurrenz erhalten. Das übrige schendar Vollkommene mag immer untergehen. Es war doch nur eine Schmarotzerpflanze, die beim üppigen Ertrag des Staats, wegen der Frische, die er dem Boden gab, erhalten werden konnte, jetzt aber, beim kärglichen Ertrag des Staats, den heilsamen Pflanzen die Pflege entziehen wurde.

Die diesige Bürgergarde lebt jetzt mit dem Schützenkorps in Streit. Jener, welche nach und nach alle Bürger in Reihe und Glied zu ziehen bemüht ist, um sich den beschwerlichen Stadtdienst zu erleichtern, suchen sich die reichen und ansehnlichen Bürger, um des Wachtdienstes überhoben zu sein, durch den Eintritt ins Schützenkorps zu entziehen, wo der Dienst zwar kostbarer, aber bequemer ist, indem jedes Mitglied höchstens alle vier Wochen zu einem reitenden Patrouillen-Dienst aufgefordert wird. Diesem Unwesen will der Generalstab der Bürgergarde zu steuern suchen, und hat die Eingriffe des Schützenkorps in ihre Gerechtsame beim Könige zur Sprache gebracht.

Die Ausfälle, welche jetzt bei der Einnahme der Stadt sich zeigen, zu decken, sollen mehrere Gegenstände und Branchen, als die Straßenerleuchtung, das Holzfahren u. s. w. verpachtet werden.

Gemälde vom heutigen Lissabon.

(Nach dem Englischen.)

Zwar ich habe nicht das Glück gehabt, die wunderherrliche Lisboa, diesen „Rubin unter den Städten der ganzen Welt“, wie eine Portugiesin sie nannte, während der Königszeiten, in den Tagen der reichen Friedensfülle, zu sehen; Vergleichungen zwischen Vergangenheit und Gegenwart lassen sich also nicht leicht machen; aber jeder ehrliche Bürgersmann spricht davon, und beinahe mehr von dem, was war, als von dem, was ist. Ich kann mirs denken, welche Figur diese Hauptstadt damals machte, der an Frömmigkeit und Ueppigkeit, an Liebe zum Herkömmlichen und Unordentlichen, an Demuth und Luxus wenig Städte gleich gekommen sein mögen.

Lissabon sieht jetzt einer revolutionären Bürgerstadt nicht unähnlich, wo das Faust- und Militärrecht über alles gilt, und

Digitized by Google

der Ehrgeiz des reichen Demagogen mit den Hefen der Pöbelmaſſe feſt zuſammenkittet, inzwiſchen der rechtliche Mann vom Mittelſtande vorſichtig die Segel einzieht und nach feſter Ordnung ſeufzt. Vormals muß Liſſabon einer wahren Prieſterſtadt geglichen haben, ſeiner Königsſtadt; denn vom Pöbel ward in den letzten Jahren faſt nichts wahrgenommen. Den Prinzen von Braſilien bekam man nie zu ſehen; er war nur Figurant; die Königin, bei ihrer Geiſteskrankheit, war noch unſichtbarer. Aber Prieſter und Mönche und Nonnen ſah man damals auf allen Plätzen, Straßen und Balkonen ſo häufig, wie heutiges Tages die Militäruniformen.

In dieſen alten guten Zeiten Liſſabons glichen die Paläſte Klöſtern, und die Klöſter Paläſten. Ueber fünfzig ſolcher geiſtlichen Kaſernen ſind in allen Vierteln der Stadt zerſtreut, und wahrhaftig kein Monarch hätte Urſache zu erröthen, wenn ihm das Auguſtinerkloſter S. Domingos Graça zur Reſidenz angewieſen werden ſollte. Wenn der Patriarch von Liſſabon an Feiertagen das Hochamt hielt, war ſelbſt der Pomp des Papſtes zu St. Peter in Rom nicht ſo reich. Nur zur Ausſchmückung ſeiner Kathedralkirche ſollen die Schätze von drei Silberflotten erſchöpft worden ſein. Das iſt jetzt nicht mehr halb ſo, wie ehmals, beſonders ſeit dem erſten Einrücken der Franzoſen. Die Heiligen machen Mienen, wie zwei Stunden vor Anbruch des jüngſten Tages.

Welches auch am Ende Portugalls Schickſal ſein möge, es wird zu den unglaublichſten Veränderungen durch die heftigſten Gährungen ſeines Innern vorbereitet und eigentlich reif gemacht. Wiewol auch der Prieſter zwiſchenein kreuzigen und ſegnen mögen: das Umrollen der Portugieſen mit fremden Völkern, fremden Intereſſen, fremden Ideen war ein Funke ins Pulver, ein Licht ins Finſtere; das Alte iſt ſchon jetzt verſtoben, und das Neue treibt niemand wieder aus. Dieſe Revolution hat freilich manche Thräne, manchen Blutquell gekoſtet und manchen wohlhabenden Mann auf die Straße geworfen; aber ſie hat auch eine ganze Nation zum Erwachen, zu einer ſeit Jahrhunderten ihr unbekannten, ihr ſelbſt unglaublichen Thätigkeit gebracht, und für die Aufklärung mehr geleiſtet, als alle Akademien zu Coimbra, Evora und Lisboa, Santaren und Thomar ſeit Jahrhunderten leiſteten, trotz des prächtigen Denkſpruchs, den jede führte: „Reſtituet omnia.“

Kommt ein Fremder nach Liſſabon, ſo hat man es auf der Stelle mit zwanzig ungeſchlachten Tagdieben zu thun, die ſich des Reiſerads bemächtigen, um es in den Gaſthof zu transportiren. Sie zanken ſich um die Ehre, tragen dein Gepäck dahin, ohne dich nur um Erlaubniß zu bitten. Mit behenden Beinen laufen ſie durch die verſchiedenen Stadtviertel, über die Plätze, die Alleen entlang, durch Quergaſſen, dann Stegen auf, Stegen ab, ohne ſich drum zu bekümmern, ob der Fremde auch nachkommt. Endlich machen ſie vor einem Gaſthofe Halt, der ihnen eben beliebt, das heißt, wo ſie am beſten dafür bezahlt werden, wenn ſie Fremde hinführen. Nun keucht der Fremdling odemlos daher, ihnen nach, ohne Zeit gehabt zu haben, zu fragen, wohin? Genug, er iſt gern oder ungern an Ort und Stelle.

Man denke ſich unter einer Liſſabonner Hoſteria ſein Londner Hotel. Das erſte, was uns gleich gewöhnlich übel behagt, iſt das Zimmer, das wir bekommen. Da haſt du gelb geräucherte Wände, einen fettigen beſchmierten Tiſch, noch ſchmutzigere Stühle, und Betten — noch ärger, denn alles zuſammen. Die Küche gibt die keine Entſchädigung; tritt nicht hinein. Das Küchengeſchirr würde dir Ekel und die Toilette des Kochs keine Eſſluſt machen. Man deckt die den Tiſch oft mit einem Tuche, das ſchon acht Tage Dienſt gethan; gibt die trübe, ſchartige Teller, eiſerne Gabeln vom Roſt benagt, mit Fett zart überzogen. Die Suppe iſt gewöhnlich ſelten mehr als Waſſer mit Salz; das Fleiſch, ſtatt gebraten, hart gedorrt u. ſ. w.

Der Fremde hältſ ſelten länger als eine Nacht aus; er ſucht ſich Wohnung in Privathäuſern.

Am ſchnellſten kommt man in der winkelichten, unebenen Stadt zu Fuße fort, die mit Rom nur durch ſieben Hügel, auf denen ſie gebaut iſt, Aehnlichkeit hat. Das Fuhrwerk, deſſen man ſich gemeinlich in der Stadt bedient, iſt von der traurigſten Art. Zwei Bänke auf zwei Schwanzbäumen der Kutſche; ein Paar Mauleſel davor und ein Kutſcher dazu, den man nie für kürzere Zeit als einen halben Tag miethen kann, wenn man auch nur eine halbe Viertelſtunde weit zu fahren hat. Inzwiſchen wie die Stadt nun einmal gebauet iſt, thun dieſe Miethkutſchen oft gute Dienſte, beſonders zur Regenzeit.

Im Herbſt und im Winter regnet es auſſerordentlich, denn Kälte hat man nur äuſſerſt ſelten; ſelten nur folgt auf den Regen ein leichter Froſt. Aber die Feuchtigkeit der Atmoſphäre iſt unausſtehlicher, als rechte Winterkälte; man weiß nicht, wohin? auch die Häuſer ſind feucht, und Feuer wird in den Zimmern faſt nirgends angemacht. Die Portugieſen ſetzen den Fuß auf einen Teppich, wickeln ſich feſter in ihren Mantel, und da haben ſie's nach ihrer Art trocken und warm genug.

Fällt nun ſtarker Regen, ſo ſprengt er oft durch die Waſſermenge die unterirrdiſchen Kanäle. Dann werden die unterhalb am Abhange der Hügel gelegenen Straßen wahre Bäche, in denen von allen Seiten Nebenſtröme niederrauſchen. Die untere Stadt iſt überſchwemmt, das Waſſer dringt in die Hausgänge, in die Magazine, und macht alle Zimmer feucht; draußen watet man im Koth.

Am ärgſten iſt es in der alten Stadt, das heißt, in demjenigen Theil Liſſabons, der noch von dem weltberühmten Erdbeben übrig geblieben iſt. Die Straßen derſelben ſind ſo enge, finſter und krumm, daß es genug iſt, darin zu wohnen, um melancholiſch zu werden. Aber die Gewohnheit übt auch hier ihre Rechte und ihre Wunder. — Freundlicher und ſchöner iſt der neuere Theil Liſſabons. Da laufen die Straßen in heiterer Breite, zwiſchen zierlichen Gebäuden, meiſtens nach der Schnur gezogen. Die Straße längs dem Tago-Ufer iſt von allen die längſte und zierlichſte.

Aber ſelten findet man bei den Häuſern einen Hofraum. Alles iſt auf das heiße Klima berechnet. Man verrammelt ſich vor jedem Sonnenſtrahl. Die Entree der Häuſer iſt dunkel; die Treppen ſind irregulär und ſchlecht beleuchtet, und in manche Gemächer dringt kaum das Tageslicht.

Die Fußboden der Wohnzimmer ſind bei gemeinen Leuten elend getäfelt. Alle acht Tage werden ſie gewaſchen, dann mit Sand beſtreut, damit ſie bälder trocknen. Waſſer ſpart man eben bei dieſer Wäſche nicht; denn es lauft von ſelbſt in kleinen Höhlungen oder Kanälen ab, die im Boden angebracht ſind, zum Balkon hinaus auf die Straße. Wer unten vorbeigeht, muß ſich ein wenig in Acht nehmen.

Ich laſſe es mir ſchon gefallen, daß die Südländer ihre Wohnungen wie Höhlen bauen, in denen ſie zur Noth der Kühle

Digitized by Google

genieſſen können, weil der herrliche Himmel drauſſen und die ewig blühende Natur ſie ins Freie locken ſollte. Aber in Liſſabon ſcheint man für Promenaden und Genuß der Natur keinen ſonderlichen Reiz zu haben. In der Stadt iſt eigentlich nur ein öffentlicher Spaziergang, der aller Welt zugänglich iſt; doch ſelten ſieht man ihn überfüllt. Er iſt ſo klein, kaum dreihundert Menſchen könnten da mit Bequemlichkeit promeniren. Die Plätze in dem neuern Theil der Stadt, denn im ältern Theil gibt es keine öffentlichen Plätze, ſind doch aber an ſchönen Abenden ziemlich lebhaft. Des Mittags denkt kein Menſch ans Auswandern. Die Hitze iſt auch zu groß. Sie fängt ſchon mit dem April an, und dauert ſteigend bis im September fort. Nur des Abends ſtrömt immer eine exquiſende Luft aus Norden her, welche den glühenden Himmel abkühlt. Uebrigens kömmt in Liſſabon wirklich darauf an, wo man geht und ſteht, um über die Temperatur der Luft zu urtheilen. Während man in den Straßen, die ſich von Oſten nach Weſten ziehen, umkommen möchte in der erſtickenden Hitze, kann man oft in den Straßen, deren Richtung von Norden nach Süden geht, recht empfindlich kalten Luftzug haben. Ich will damit nicht geſagt haben, daß das ſehr geſund ſei; aber doch leiden die Liſſaboner mehr Krankheiten noch durch ihre Unreinlichkeit.

Neben allen dieſen Unbehaglichkeiten, die aber dem Portugieſen gar nicht unbehaglich ſind, herrſcht der größte Luxus. — Die Vornehmen aber entfalten ihre Herrlichkeit beſonders in einer zahlreichen Dienerſchaft. Die Häuſer der „Fidargos“ oder Edelleute wimmeln von Domeſtiken aller Art; die Population eines ſolchen Hauſes wäre für ein ganzes Dorf genug. Da hat jeder geſtrenge Herr ſeine Secretairs und Major-Domos, ſeine Gardes-Ropa oder Kammerdiener, ſeine Köche, Küchenbuben, Hausgeiſtliche, Kutſcher, Poſtillions, Stallknechte, Waſſerträger, die zugleich alle Arbeiten auſſer dem Hauſe verrichten, Tafeldecker, Lakaien, die nur der Kutſche folgen, nie ins Haus treten, Vorreiter, und wie der Troß weiter heißt.

Dann kommen die weiblichen Domeſtiken, Zofen aller Gattung für die häuslichen Verrichtungen, Kammerjungfern und Putzmacherinnen. Die letztern, als Künſtlerinnen, welche durch ihr Genie die Reize ihrer Gebieterinnen erhöhen müſſen, haben einen gewiſſen Rang. Sie ſpeiſen nicht etwa mit den übrigen Domeſtiken, ſondern an einem beſondern Tiſche, wo andere Bediente ihnen aufwarten müſſen. Auch bilden ſie ſich nicht wenig ein, und die Impertinenz dieſer „Criadas graves“ iſt bekannt. Sie äffen ihren Herrinnen nach; mit ihrer Wichtigkeit, die ſie ſich geben, kontraſtirt dann ihr linkiſches, affektirtes Weſen bitterlich.

Das Prangen mit großer Dienerſchaft iſt bei den Liſſabonern eine Sucht, die bis in die wohlhabendere Bürgerklaſſe dinabſteigt. Ein Kaufmann, ein portugieſiſcher Rathsherr, der eine Frau und zwei Kinder hat, muß ſchlechterdings auch ſeinen Koch und Kutſcher, Stallknecht und Waſſerträger, muß ſeine zwei Lakaien für den Wagen, zwei andere bei Tiſch, zwei oder drei Kammerdiener, und für die „Senora“ auch ein Paar Kammerjungfern haben, wenn nicht gar noch eine „Duena“ hinzukommt, welche die Schritte, Tritte, Mienen, Seufzer, Blicke, Gebete und Träume der jungen und ſchönen Frau vom Hauſe bewachen muß, Namens des eiferſüchtigen Haus- und Ehe-herrn.

Denn dieſe alte widerliche Sitte exiſtirt noch immer. Abwechſelnd Franzoſen oder Engländer werden endlich doch europäiſche Zivilſation in die Manieren der Portugieſen bringen, und vielleicht auch der Portugieſinnen.

(Der Beſchluß folgt.)

Variétäten.

Aus Deutſchland.

— * Berlin, im Auguſt. In litterariſcher Hinſicht iſt bei uns eben keine erfreuliche Ausbeute vorhanden. Ein kleines Scherzchen: Ueber den Parteigang des Herrn von Schill, iſt hier einige Tage häufig geleſen worden. Es iſt darin nichts Geſchichtliches über den Vorgang mit Schill verhandelt, ſondern der Titel iſt gemacht, um zum Leſen der Schrift einzuladen, die übrigens bloß die Tendenz hat, jede gegen die Neutralität Preußens hin und wieder laut gewordene Stimme zum Stillſchweigen zu bringen. — Sendſchreiben eines patriotiſchen Bürgers an die neuen Stadtverordneten, iſt ein anderes Schriftchen, das in Umlauf gekommen. Der Verfaſſer hat ſehr Recht, daß er die neuen Stadtverordneten auf das Fehlerhafte in der von dem vormals beſtandenen Comité geſchehenen Vertheilung der Abgaben nach dem Bauwerth der Häuſer aufmerkſam macht; da es doch gewiß billiger geweſen wäre, die Abgaben von jedem Gebäude nach dem Ertrag deſſelben zu erheben. Indem dieſer Ertrag, vorzüglich in einer großen Stadt, nach Verhältniß der beſſern Lage eines Gebäudes und einer frequenten und lebhaften Gegend, ſich gegen den von andern in abgelegenern Gegenden belegenen Häuſern verdreifacht und vervierfacht.

Zu kurzem wird im Verlage der Dunker und Humblotſchen Buchhandlung das Leben der verewigten Schick, vom Hrn. Profeſſor Devrient bearbeitet, erſcheinen.

Das Schauſpiel hat ſeit kurzem nichts Beſonderes und Neues gegeben. Von Kotzebue iſt ein neues Stück: die kleine Zigeunerin, mir eben nicht ſehr viel Beifall gegeben worden. Die am Geburtstage des Königs aufgeführte Oper Anakreon ſcheint auch keinen ſehr großen Erfolg gehabt zu haben. Letztern Sonnabend nach franzöſiſchem Schauſpiel von einigen aus Rußland nach Frankreich zurückkehrenden franzöſiſchen Schauſpielern gegeben. Es iſt nichts Rühmliches darüber laut geworden.

Aus der Schweiz.

— * Da unvermuthet mein Urtheil über Hrn. Ritters von Winterthur Portrait meiner ist Bruders, Joh. von Müller, gedruckt erſcheint, ſo erſuche ich Hrn. Ritter, es mir nicht übel zu nehmen, wenn ich es nochmals nur auf die Zeichnung einſchränke, die ſehr gut war, aber ja nicht von dem Kupferſtich gelten laſſe, ſo daß er nichts weniger als „das gelungenſte Bild von J. v. M.“ iſt. — Dies als Note zu jenem Artikel in den Variétäten in Nr 64 der Miszellen für die neueſte Weltkunde.

Schaffhauſen, 16 Aug. 1809. Müller, Prof.

— Der bekannte Deklamator Hr. von Sydow hält ſich ſeit einigen Monaten ſchon in der Schweiz auf, und fand in mehrern Städten für ſeine Kunſt freundliche und verdiente Theilnahme.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueſte Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 68. — den 26 Auguſt 1809.

Cienfuegos.

Don Nicaſio Alvarez de Cienfuegos, ſpaniſcher Dichter und unſer Zeitgenoſſe, von jedem gebildeten Spanier gekannt, ſcheint es in Deutſchland noch wenig zu ſein; noch waltet bloß jenſeits der Pyrenäen der Ruf ſeines Namens, diesſeits derſelben kennen nur wenige Einzelne den Werth ſeines Geiſtes, die Lieder des Sängers und ſeine Werke der Bühne.

Cienfuegos ſtudirte die Rechte auf der hohen Schule von Salamanca; dieſe einſt und vorzüglich im ſechszehnten Jahrhundert ſo berühmte Univerſität iſt heut zu Tage den auswärtigen Gelehrten beinahe fremd, und doch war ſie ſtets der wohlthätige Lichtquell des Wiſſens für Spanien. Sie entwickelte die Anlagen der beſſeſten Geiſter der Nation; ſie war die Wiege Melendez-Anakreons; auf ihren Altären brannte heilig und keuſch die Opferflamme der Muſen, und dort fand Cienfuegos die ſeinige.

Nach vollendeten Jahren der Lehre ward der Dichter während einigen folgenden mit der Redaktion des „Mercurio de España“ beauftragt: einer Monatsſchrift politiſchen und wiſſenſchaftlichen Inhalts; ſpäterhin dann mit derjenigen der Gazeta de Madrid, und nach bewährter Tüchtigkeit mit der vertrauten, ehrenvollen Anſtellung eines Redaktions-Chefs im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, in welcher Eigenſchaft auch der ſpaniſche Hofalmanach vom J. 1808 noch ſeiner erwähnt.

Seine Göttin iſt die Ernſte, Stille, Hohe, die „den Menſchen erhebt, wenn ſie den Menſchen zermalmt;“ — ſein Talent für das Tragiſche entſchieden. Seine Arbeiten ſind gehaltvoll und würdig: Reinheit und Eleganz bezeichnet ſeine Diktion; Hoheit und Schwung die Gefühle, die er ausſpricht. Die Einheit der Handlung, der Zeit und des Ortes, iſt ſorgſam beachtet, wie die Horaziſche Vorſchrift:

Et exemplaria graeca
Nocturna versate manu, versate diurna.

Seiner gelungenſten Stücke eines iſt aber unſtreitig die „Condeſa de Caſtilla“. — In des Mittelalters thatenvoller Gährung roher Kräfte holte ſich der Dichter reichen Stoff zum Meiſterwerk, und formte ihn zum ſchönen Bild des Ganzen.

Almanzor, der Beherrſcher des mauriſchen Reiches Cordoba, bekriegte den Conde de Caſtilla, der überwunden auf dem Schlachtfelde fiel. Aber Almanzor, dem barbariſchen Karakter ſeines Zeitalters entwachſen, betrachtet den Krieg, auch den glücklichen, nicht als Zweck, ſondern als Mittel des Friedens, den er wünſcht. Den Weg der Unterhandlung zu erleichtern, ſendet er der troſtloſen Witwe des Erſchlagenen Leichnam ehrenvoll nach ihrer Hauptſtadt Burgos, und um zugleich des Feindes Lage zu erforſchen, begibt er ſich verkleidet mit dem Trauergefolge ſelbſt dahin. Aber unendliche Liebe ergreift ihn beim Anblick der ſchönen Verwaiſten, und Himmel und Erde vergeſſend miſchen ſeine Thränen mit den ihrigen ſich, und gemeinſam verflucht er mit der Rachegluhenden in dem Mörder ihres Gatten ſich ſelbſt. Unerkannt kehrt er zurück. Auch die Condeſa hat das Feuer ergriffen, das den vorgeblichen „Garnia“ verzehrt, und er nimmt das Geſtändniß ihrer Leidenſchaft mit ſich.

Auf den Thron des Vaters ſteigt ſein Erbe Sancho, ſtolz und hart und unzugänglich. Dieſen für den Frieden zu gewin-

Digitized by Google

nen, begibt Almanzor sich zum zweitenmal nach Burgos, diesmal unter dem Namen Zayde, als Gesandter Almanzors, mit seinem Waffengefährten Muley.

Brav und treu, doch roh und wild, gleich seinem Säbel, mißbilligt Muley seines Fürsten, seines Freundes Mäßigung. — Cienfuegos führt die beiden in des ersten Aufzugs erstem Auftritt redend ein:

Muley.

Schmachvolle Stunde! mußt' ich sie erleben!
Auch ich, — auch ich, in dieser herben Sendung,
Soll das Gedächtniß ew'ger Schand' erbaun?
Und du, Almanzor, statt, getreu dem Ruf
Des Glücks, zu kämpfen, statt zu siegen, statt
Triumphe an Triumph zu knüpfen bis
Die Räder deines Wagens die Castilla,
Die Sklavin, schleifen, willst du um die Magd
Zum Buhler werden, kaufen ihre Gunst
Um Gold — um deines Ruhmes hohen Preis —
Ach, um die Lorbeern all, die wir uns wanden
Im heissen, blut'gen Feld der Schlachten? — —
Verlieren sollen wir sie alle? Opfern
Dem Feinde nun in schwer errungnen Burgen
Des Doppelfeldzugs Lorbeerreis und Frucht,
Und zweier Jahre Schweiß, und, Fürst, den Tod
Der Helden, die für dich im Kampf erblaßten?

Almanzor.

Was frommt zuletzt des Krieges grause Aussaat,
Wenn nicht aus ihr der Völker Fried' erblüht,
Der Fürsten Freundschaft?

Muley.

Frommen uns? was frommen?
Des Reiches Wohlfahrt stehet nirgends fest,
Bis in des Kreuzes Trümmern fest sie wurzelt
Und in der Christen Blut. Das Vaterland
Wird unerrettbar fallen, wenn Hispania
Den stolzen Nacken nicht in unser Joch beugt!
Drum Fehd' ihr ohne Ruhe, Knechtschaft, Tod ihr!
Dies sei, Almanzor, unser Eid und Ziel.
Nicht Freundesbund dem Feinde! Er soll fallen,
Er oder wir!

Almanzor.

Zuviel! — Zielloses Rasen!
Würd' unser Feind, wie du, unsühnbar, ewig
Sein Heil nur suchen in der Rache Kühlung,
Den Erdball würden wir entvölkern.

Muley.

Sei es.
Das Weltall stürze! Forderts unser Ruhm,
So forderts unser Wohl.

Almanzor.

O Muley, schnell
Verwelkt der Lorbeer über Blutesströmen.
Doch das ist Ruhm, das ächtes Heldenthum:
Im Kampfe schonen, und im Siege retten;
Dies adelt, oder nichts, des Schwerdtes Werk.

Aber nur zu bald wird dem Conde die Gegenwart Almanzors verrathen und seine Leidenschaft für die Gräfin. Ungroßmüthig verhaftet er beide Gesandte, und alles Völkerrecht höhnend, beschließt er den Tod des Fürsten von Cordoba. Doch der Freunde Edelmuth hindert die Entdeckung; denn auch Muley will Almanzor sein, und immer fester schürzt der Knoten sich.

„So sollen sie denn beide sterben, die Betrüger!“ ist der Ausspruch des wüthenden Sancho, seine Antwort auf das vergebliche Flehen der Condesa, die er dem Kloster weiht, und verzweifelnd verläßt. Da überwältigt fürchterlich die Geliebte die Mutter: sie vergiftet den Becher des Sohnes.

Der Dichter malt uns die Verzweifelung der Unglücklichen, ihren Kampf und ihr Verbrechen.

Dritter Akt. Vierte Szene.

Condesa.

Halt ein, Barbar! — halt ein! vernimm mich! .... Ha!
Der Rächer droben schleudert keinen Donner
Auf dies verruchte Haupt? — Auf, Freunde, Diener,
Auf, jaget, fliegt ihm nach, verfolgt ihn,
Errettet vom Verderben meinen Liebling! —
Wie? rühret sich kein Fuß? Hat die Verzweiflung
Die ganze Welt betäubt, gelähmt? — O Jammer,
Sie schleppen ihn dahin — sie schleppen ihn
Mit grauenvollem Pomp zum Blutgerüst
Durch das Gewühl des zügellosen Pöbels. . . .
Verblendete! — die Tugend selber wirft
Ihr Schild vor seine Brust. Ich will ihm nach.
Die Liebende soll den Geliebten schirmen.
Ach — weh mir — lauter rauscht des Volkes Grimm.
Dort schwankt er hin — schwankt zum Schafot —
Schon blitzt des Henkers Schwerdt — —
Es fällt der Todesstreich. — — —
O nein, nicht er, — nein, Sancho ist Verbrecher,
Ihm gilt der Mordstreich — — Sancho ist mein Sohn nicht!
Ein Tiger ists, der meines Herzens Blut leckt.
Erbarmen! — Almanzor stirbt! er stirbt! — Halt ein,
Du Wüthender, und zittre meines Zorns.
Almanzor lebe. Ja, ich wills, er lebe,
Er liebe mich, wie ich ihn ewig liebe —
Ihn ewig! — ach, vergessen kann ich nicht.
Wie? was denn? Sancho, der Entsetzliche,
Mein Sohn? — Mein Sohn, der so die Mutterliebe,
Die Schmerzen der Geburt mir lohnt? O Wahnsinn,
Was ist Verwandtschaft, wenn die Seelen sich
Feindselig fliehn? — Der Unhold ist mein Sohn nicht!
Er, seines Vaters Mörder, und mein Mörder, nein
Er war mein Sohn nicht! — Immer war er
Der Tugend feind. Rebell in Gottes und
Der Menschen Reich, wird er am Ende noch
Der Würgeengel meines frommen Volks.

Digitized by Google

Denn ſterb' er! — ſterben muß er; dieſe Hand
Erhöht wiederum von ſolchem Unterdrucke
Die bange Welt — da, Nachbecher, gib
Ihm Tod! — — —

Dieſes iſt der ſchwache Nachhall einiger Töne aus der großen Harmonie des Dichters, der Erſtlingsverſuch einer Ueberſetzung ſeiner Werke, deren Studium mit täglich neue Schätze des Geiſtes, des Herzens und der Sprache eröffnet. Anſpruchslos lege ich ſie dem Urtheil kompetenter Richter vor.

Studer.

Gemälde vom heutigen Liſſabon.

(Beſchluß.)

Wenn ein Frauenzimmer von einigem Wohlſtand ausgehet, läßt es ſich immer einige Weiber, in große Wollmäntel gehüllt, nachfolgen. Hat es keine eigene Domeſtiken, ſo miethet es ein Paar, die ihm hinten nachgehen. Eine Dame thut keinen Schritt aus dem Hauſe, ohne ſolch Gefolge, beſonders an Feſttagen. Es gibt immer Negerinnen oder Mulattinnen, die den Ehrendienſt für ein Paar „Pintains“ verrichten. Nichts drolligers zu ſehen, als ſo vier vermummte Weiber, die hinter einem Frauenzimmer feierlich einherſchreiten, und deſſen Gang ſorgfältig nachahmen.

Aber Damen, die auf Ton Anſpruch machen, gehen überhaupt ſelten aus, und niemals erſcheinen ſie an öffentlichen Plätzen. Es gibt viele, die nicht viermal des Jahrs aus dem Hauſe treten; manche verlaſſen es in zwölf Monaten nur einmal, um das heilige Sakrament in der Pfarrkirche zu nehmen. Man hat, damit die Weiberchen nicht ihrer Sittſamkeit willen zu wahren Heidinnen werden, in allen guten Häuſern eine Betkapelle, wo an Feſttagen Meſſe geleſen wird. Auch im Hauſe ſind ſie unſichtbar für den Fremden, aber darum weder unſichtbar für den Fremden noch für den allfälligen Liebling, wenn er ſich nur bemühen will, die Straße auf und ab zu ſpazieren.

Da ſtehen die Damen gewiß drei Viertel oder zwei Drittel des Tages an den Fenſtern, auf den Balcons, unverſchleiert, es ſei noch ſo kalt. Im Winter haben ſie ein Mäntelchen von dickem, wollenem Zeuge über den Schultern. Sie haben nichts Beſſeres zu thun, als zu ſehen und ſich ſehen zu laſſen. Womit die Langeweile vertreiben, da ſie ganz ohne Geſchäfte ſind? Werden ſie endlich des Draußenſtehens müde, ſo werfen ſie ſich gähnend aufs Sofa hin, oder auf den Stuhl, oder — ſie kauern am Boden nieder nach orientaliſchem Brauch. Unter Frauenzimmern von Erziehung iſt dieſe Sitte freilich ziemlich in Abgang; aber bei den Domeſtiken und gemeinen Leuten iſt das Orientaliſchſitzen noch ſehr gewöhnlich.

Um die Faſtenzeit iſts der Müde werth, am Fenſter zu ſtehen; denn da wimmelts von Späßen und Prozeſſionen auf allen Gaſſen. Die Karnavalstage ſelbſt ſind eben nicht die luſtigſten; hingegen in den Tagen kurz vor Faſten haben die Damen eine wunderliche Ergötzung auf ihren Balcons. Sie beſchütten und beſpritzen nämlich alle Vorübergehende mit Waſſer aus Bouteillen, Vaſen, Spritzen u. ſ. w. Neptun muß dann manchmal die Stelle der Iris vertreten, und ein weit geſandter Strahl von parfümirten Waſſern mahnt oft den Glücklichen, nach den Quellen emporzuſehen.

In der Faſtenzeit ſind in der Regel wenigſtens acht große Prozeſſionen. Leute von allen Ständen in lang herabhängenden weißen, rothen, violetten oder blauen Mänteln, mit Kapuzen daran von gleicher Farbe, in der Hand einen langen Stab, in Form einer Wachskerze, wandern ohne Ordnung der Bildſäule des Heiligen nach. Dieſe fahren auf einem Wagen; Banden von Muſikanten und Sängerinnen begleiten den Zug. In der Prozeſſion des Paſſos trägt man ein Chriſtusbild, das ſogar Wunder thut, größere, als Chriſtus je ſelbſt verrichtet hat. Das Volk ſchreit und betet tauſendſtimmig durch einander. Alle Fenſter ſind voll gedrängt von ſchauluſtigen Schönen. Die der Prozeſſion folgenden jungen und alten Herrn, und die Mönche dazu, beten, lachen, plaudern abwechſelnd, und muſtern ohne Scheu lüſternen Blicks die Damen an den Fenſtern, die ſich recht zur Muſterung hinpflanzten.

Eine portugieſiſche Prozeſſion zu ſehen iſt auch wahrhaftig mehr werth, als ein portugieſiſches Theater. Kann man ſich etwas elenderes und poſſenhafteres denken? Da ſich auf der Bühne keine Frauenzimmer zeigen dürfen, müſſen die Weiberrollen von Männern geſpielt werden, ſelbſt im Ballet. Zarte Prinzeſſinnen und holde Schäferinnen gerathen da oft in wahren Grenadierſchritt, und von den geprieſenen Roſenlippen tönt mitunter die ſolideſte Baßſtimme. Noch widerlicher iſt es im Ballet. Die weiblich gekleideten, roſenwangig geſchminkten Tänzer, die bald Nymphen, bald Hirtinnen vorſtellen ſollen, ſehen wie Furien aus mit ihren ſchwarzen Bärten.

Nichts vom Hofe! Liſſabon hat keinen Hof, keinen Königspalaſt; ſondern die Reſidenz war zu Quelus, einem Dorfe bei der Hauptſtadt. — Es war ein Hof ohne König; ein Regent ohne Willen; ein Adel, reich, glänzend, und doch ohne Würde; ein Schwarm brillirender Höflinge, ohne Geſchmack, ohne Meinung, ohne feinere Bildung. Wer die perſonifizirte Niederträchtigkeit ſehen wollte, mußte dahin gehen; mußte dieſe aufgeblaſene eitele Geſchöpfchen ſehen, wie ſie, was der Prinz wollte, göttlich, was die Miniſter dekretirten, unübertrefflich fanden, allzeit fertig, den miniſteriellen Despotismus zu krönen und ſubalterne Tyrannen zu beweihrauchen.

Der Prinz von Braſilien, als Regent, that kaum mehr, denn ſeinen Namen unterzeichnen. Wahrhaftig, ein Volk iſt immer übel daran, wenn ſein Fürſt ſich nicht ſchämt, zu klein zu ſein, oder wenn er den Einfall hat, zu groß ſein zu wollen. Ein Fürſt, der alles ſelbſt thun, ſelbſt prüfen, ſelbſt beurtheilen will, und ein anderer, der in elender Schlafheit alles ſeinen Dienern anvertraut, und nichts als Figurant ſeiner Stelle ſein will, werden beim beſten Willen gleichviel Uebels thun. Der Prinz war nicht geliebt. Die Miniſter regierten, und die Geiſtlichkeit herrſchte.

Nichts beurkundete die Schlechtigkeit der Regierung des Hauſes Braganza ſo ſehr, und machte ſie ſo allen Abſcheues werth, als das zahlreiche Heer von unterhaltenen Spionen. Dies Ungeziefer, gewöhnliche Begleitung des Despotismus und des Aberglaubens, wimmelte überall in Liſſabon umher. Die Spione waren über alle Plätze, in allen Straßen vertheilt; drangen in die Buden, in die Wirthshäuſer, in die Börſe, in

Digitized by Google

die Theater, in die Privathäuſer, in die Bureaux der Kaufleute, und profanirten durch ihre ſchändliche Gegenwart die Heiligthümer der Juſtiz und die Tempel der Gottheit.

Doch genug davon. Es iſt vorüber. Jetzt ſieht man nur Zerſtörung. Man erwartet das Beſſere; der Himmel weiß, von wem es kommen wird.

Varietäten.

Aus Rußland.

— Ein Reiſender gab vor einigen Monaten in einem der vorzüglichſten deutſchen Journale (Bertuchs geographiſcher Ephemeriden), worin er ſeine Reiſe durch Sibirien nach Petersburg erzählt, auch über den gegenwärtigen Zuſtand der nach Sibirien Verbannten Auskunft, die dort als Kolonisten unter dem Namen der Sſilotſchnie Poſelitſchiki leben.

Die ruſſiſchen Bewohner Sibiriens, von frühern unter den alten Zaaren geſchehenen Niederlaſſungen abſtammend, ſondern ſich, unter dem Namen der Staroſchilſi, ſorgfältig von den Erſtirten ab. Die letztern werden leider, wie oben erwähnter Reiſende meldet, wegen ihrer großen Verbrechenheit bisweilen mit dem Schimpfnamen Wenlaſi (Hunde) bezeichnet. Sie ſind aber warrn wenigſtens eines Theils alle mehr oder weniger Verbrecher. Nie ſollte man — dieſer Menſchen wegen, die aus Drang widriger gebietender Umſtände, und auch aus natürlicher Immoralität und verdorbenen Neigungen, oft unthätig und ſtuchtig wie Kain in Wäldern herumtreiben, ſich dem Trunke ergeben, Diebe, ja sogar Mörder werden — in Sibirien ohne Bedeckung reiſen. Andere denken beſſer, verheirathen ſich, zeugen Kinder und werden anſäßig im Lande, oder werden auch Dworniki (Hausbotmeiſter), Lehrer, Bediente, Schreiber in Städten und auf dem Lande, Poſtalter u. ſ. w. Wieder andere, wie z. B. Fürſt Gortſchakow, leben bequemer auf dem Lande von ihren Renten und dem Einkommen, das Unverwandte ihnen übermachen. Noch andere, welche Fähigkeiten, Erziehung, Luſt und Talente haben, treten in Kronsdienſte und bekommen öffentliche Aemter, wodurch ſie ſich entweder den Weg zu einem ſichern guten und ehrenvollen Auskommen, oder gar zu ihrer endlichen Rückberufung bahnen. Andere Hunderte und Tauſende, die Verbrechen halber verwieſen ſind, arbeiten in Bergſchlöſſ und andern Bergwerken freier oder in Ketten und Eiſen geſtmmelter. Dieſe letztern ſind indeſſen, in ſo fern ſie unverheirathet ſind und ohne Kinder ſterben, für Sibiriens ſtärkere Bevölkerung verloren; ein ſcheinbarer, keineswegs reeller Verluſt, weil jede Gattung nur immer ihres Gleichen hervorbringt. Diejenigen, die ſich der häuslichen Oekonomie und dem Landbau widmen, deren Anzahl größer iſt, als man denkt, und von denen ich in Jekuzk an einem Polen von Stande u. ſ. w. Beiſpiele antraf, kommen beſſer fort. Sie ſind meiſtens verheirathet und haben Kinder, wirthen für eine mäßige Summe Geldes ein Stück Land, erhalten es auch wohl unentgeltlich, bebauen es mit Gemüſe, Kartoffeln und andern Früchten, die ſie verkaufen, und ſich ſo ernähren; mehrere vermiſchen ſich mit den ältern Kolonisten, heirathen Ruſſinnen oder Ausländerinnen, und gelangen ſo durch gute Oekonomie zu einem gewiſſen Wohlſtande. So ſind allmählig alle Gouvernements, Kreisſtädte, Dörfer und Oerter in Sibirien entſtanden. Tauſende und abermals Tauſende von Kolonisten, die aber freilich nicht dem zehnten Theile nach geblieben ſind, ſind ſeit der Zaren Iwan Waſiljewitſch Zeiten, oder ſeit ungefähr dritthalb hundert Jahren, nach Sibirien gewandert. Unter Pauls und anderer Kaiſer und Kaiſerinnen Regierung ſollen Transporte von zwanzig und mehrern Tauſenden Exilirter mit einem Male verſchickt worden ſein; eine Sache, die bei der großen Menge Abenteurer, welche Rußland mit ſo viel Güte aufnahm und aufnimmt, bei der großen Irrthümlichkeit unſerer Zeiten, die von Vaterlandsliebe und Pflichten gegen den Regenten und die Obrigkeiten nichts wiſſen wollen, und bei der wandelluſtigen und unglücklichen Neuerungsſucht, welche vor Kurzem noch ſtrafbare Verbrechen erzeugte, auch wohl glaublich iſt. Ich ſelbſt traf auf dieſer meiner letztern Reiſe kleinere und größere Transporte ſolcher unglücklichen an, die mehr oder weniger von Schuld frei ſein wollten, und mich um Almoſen anſprachen. Die Sſchiſchonnie Poſelitſchiki (Kolonisten auf Rechnung der Krone) haben vor den andern oder den Sſilotſchnie Poſelitſchiki noch das voraus, daß ſie unentgeltlich beſtimmte Ländereien erhalten, auf jeden, fünfzehn und zwanzig Jahre von allen Abgaben frei ſind, ja Geld auf Vorſchuß und ſogar Werkzeuge zum Arbeiten bekommen.

Aus Italien.

— Durch die Fürſorge des Vicekönigs von Mailand beſonders für die Fremde der Naturkunde einen neuen Schatz gewonnen. Man weiß nämlich, daß ſchon vor geraumer Zeit mehrere Striete von großen Land- und Seethieren, deren Heimath gegenwärtig nur die heiße Zone zu ſein pflegt, im Piacentiniſchen, in Hüterin, oberhalb Caſtel Arquato bei Firenzuola, gefunden worden ſind. Der Biſchofmia hat die ganze koſtliche Sammlung der in jenen Gegenden gefundenen Gerippe, dieſer hiſtoriſchen Zeugen früher, unabeurer Revolutionen unſers Weltballs, angekauft. Sie iſt gegenwärtig einſtweilen unter Aufſicht des Profeſſors Brocchi, General-Inſpektors der Bergwerke, aufgeſtellt worden.

In den bemerkenswerthesten, wenigſtens auffallendſten Stücken dieſes Kabinets gehört das Gerippe eines Wallfiſches von ungefähr ſieben Meter Länge, welches ziemlich wohl erhalten iſt. Dies Knochengebäude gehörte einem Rachein nach einer *balena musculus Linn.*; ferner das Bruchſtück eines andern Seethiers von noch beträchtlicherer Größe, dem aber der Kopf und das Schwanzende fehlt; desgleichen auch gigantiſche Theile des afrikaniſchen Elefanten; das Gerippe eines afrikaniſchen Nashorns nebſt dem Kopfe, u. ſ. w.

Alle dieſe und mehrere andere Gerippe von Land- und Seethieren fremder Zonen ſind, wie geſagt, auf den piacentiniſchen Hügeln bei Firenzuola gefunden worden. Die Landthiere befanden ſich in einem kalkartigen Flugſande, die Seethiere in einem ſchichtenweiſe gelagerten Leimen; alles mit Conchilien reichlich durchſäet, aus welchen die angehäuften Hügel jener Gegend faſt ganz und gar beſtehen und zuſammengeſetzt ſind.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 69. — den 30 August 1809.

Blick in das Innere Paraguay's.

(Nach Don Felix de Azara.) *)

Afrika's unermeßliches Innere nicht allein ist für uns Europäer eine fremde Welt; auch die unbekannten von ewigen Wäldern umschatteten Gegenden des innern Amerika's sind es noch. Mit Neugier und Erstaunen vernehmen wir die Erzählungen eines Humboldt aus jenen Regionen, der mit dem philosophischen Blick eines Buffon dessen Anmuth und Würde der Darstellung vereint, wie selten, vielleicht nie, ein Reisender vor ihm; oder die Erzählungen eines Azara, der dreizehn Jahre in den Wildnissen des La Plata-Stroms der geflitten Welt und ihrer Reize vergaß, um sie mit seinen Entdeckungen bereichern zu können.

Wer folgt im Geiste nicht gern diesem weisen Spanier in die Einöden, die ihn so lange beherbergten, und studirt mit ihm den Sinn und die Sitte der Naturvölker, die noch auf den untersten Stufen der Gesittung stehen? Wenigstens gewährt der Blick auf jene Wildnisse und ihre Bewohner eine wohlthätige Zerstreuung von der Trauer über das lange Elend der Völker, die auf den höchsten Staffeln der Kulturleiter zu stehen wähnen, und ihren Ruhm, nur mit veränderten Namen, in den gleichen Grausamkeiten suchen, wie jene.

Es dehnt sich im südlichen Amerika ein ungeheurer Strich Landes zwischen Peru, Brasilien und den magellanischen Ländern aus, von Gebirgen, Wäldern und undenannten Strömen durchzogen. Dies ist das Land Paraguay, eine von Spaniens Provinzen, deren Schätze ihren europäischen Beherrschern selbst noch Geheimnisse sind.

Als Diaz de Solis, einer der größten Seefahrer von Kastilien, diese unermeßliche Region im J. 1515 zuerst entdeckte, ward er mit seinen meisten Gefährten von den Urbewohnern erschlagen, die einige Jahre später, um den ihnen bereiteten Fesseln zu entgehen, die Portugiesen eben so behandelten, welche von Brasilien herüber kamen. Sie wollten ihre Wildnisse lieber mit Tigern, Löwen und Füchsen theilen, als mit den weißen Menschen, die von Morgen kamen mit Kreuz, Dolch und Kette, um Gold zu suchen und Sklaven zu machen.

Damals war Paraguay von einer Menge kleiner Völkerschaften bewohnt, die getrennt durch Sitten, Gesetze und Sprachen, alle frei, wild und kriegerisch waren. So ist es seit drei Jahrhunderten noch bis zum heutigen Tag. Von einander geschieden durch weite Wüsten, durch undurchdringliche Wälder oder große Seen, vermischen sie sich selten oder nie untereinander; noch reiben sie einander politischer Systeme wollen in ewigen Kriegen auf. Azara hat achtundzwanzig dergleichen Völker gezählt, die, ohne feste Wohnplätze, nomadisch umherziehen. Die Zahl wäre noch größer geworden, hätte er alle die kleinen Horden für eigene Völkerchen rechnen wollen, die, zu keiner Nation gehörend, im Innern der Länder zerstreut für sich wohnen. Es hat deren jede eine eigene Sprache, wenn man gewissen Kehltönen, oder ausgestoßenen Schreien, oder Worten fast ganz aus Konsonanten gemacht, die kein europäischer Mund nachsprechen kann, Sprache nennen darf. Eben so zeugt die Verschiedenheit der Gestalt, Farbe, Gesichtszüge, Gliederformen u. s. w. jedes Stammes für die Originalität seiner Abkunft.

*) Wir zeigen hier auf die in Nr. 59 der Miszellen f. d. n. Weltkunde über Azara gegebenen Nachrichten zurück.

Die merkwürdigſte unter Paraguay's Nationen, die tapferſte, den Spaniern furchtbarſte, welche auch nie, weder mit dem Kreuz noch mit dem Schwerde bat gezähmt werden können, iſt die Nation der Tſcharruas. Eben ſie iſts, unter deren Streitkolben und Pfeilen im Jahre 1516 Diaz de Solis fiel, und ſeit dieſem Jahre führt ſie unverſöhnlich gegen Spanien den faſt dreihundertjährigen Krieg bis zur jetzigen Stunde. Sie wohnt noch immer an den Ufern des Urugay.

Die unzähmbaren Tſcharruas ſind noch in erſter reiner Wildheit und Kraft; im Karakter ſchwankend zwiſchen Beſtie und Menſch; edel in allem, wie es die Natur ſelbſt zeugte; nur verkrüppelt durch das, was ihr armſeliger Geiſt erfand. — Sie ſind behend, gelenk, wohlgegliedert; im Wuchs voller Ebenmaas, obgleich nicht groſſer als Spanier, doch ſtärker und beſſer geformt. Ihren Kopf tragen ſie beſtändig aufrecht, wie voll Trotzes und herriſchen Stolzes; ihre Phyſiognomie iſt offen, wie ihre Stirn, und ſehr regelmäßig. Die Farbe der Haut iſt ſchmärzlich, ohne Beimiſchung von Röthe. Ihre Hände, ihre Füße ſind kleiner, aber ſchöner gebildet, als die unſrigen; ihre Zähne, ſchneeweiß, wie eine Perlenſchnur, fallen nie von ſelbſt aus, auch im ſpäteſten Alter nicht. Ihre Augen haben Leben und Feuer, doch ſind ſie klein und faſt immer nur halb offen. Trotz dem ſehen ſie ſehr beſtimmt in die Ferne. Weit ſchärfer, als der Europäern, iſt überhaupt ihr Blick und Gehör. Wiewohl ſie weder Bart- noch Hautbaar haben, und ihre Augenbraunen nur ſchwach beſetzt ſind, fällt ihnen doch ein langes, dichtes, ſchwarzes, glänzendes Haar über Nacken und Schultern vom Haupt herab. Den Weibern flattert das Haar des Kopfes tief über den Rücken; die Männer binden es auf dem Haupte knotenförmig; abgeſchnitten wird es nie; gekämmt nur mit den Fingern. Jünglinge haben das Recht, den Haarknoten mit weißen Federn zu ſchmucken.

Aber dieſe Menſchen leben in tiefſter Unreinlichkeit. Sie ſind voller Ungeziefer. Mit einer Art Wolluſt ſuchen es die Weiber ſich ab, um es eine Zeit lang auf der vorgeſtreckten Spitze ihrer Zunge kriechen zu laſſen, dann es zu zerknirſchen mit den Zähnen und zu ſpeiſen. Dieſe ekelhafte Gewohnheit iſt überhaupt bei Indianerinnen und ſelbſt bei Mulattinnen und armen Leuten in Paraguay herrſchend. An Flöhen mangelts ihnen auch nicht; ſie verzehren ſie eben ſo.

Die Weiber — merkwürdig genug — ſcheinen ohne Eitelkeit zu ſein; ihrer natürlichen Reize ſicher, kennen ſie keinen andern Schmuck. Auch die Männer bemalen ihren Körper nicht, wie wohl andere Wilden pflegen. Aber an dem Tage ihrer erſten monatlichen Reinigung pflegt man den jungen Töchtern drei blaue Striche ins Geſicht zu machen; einer geht in gerader Linie von der Naſenſpitze hinauf bis zum Haarwuchs über der Stirn; zwei andere gehen über die Schläfen. Dieſe Streifen ſind unauslöſchlich in die Haut eingegraben, und das Mädchen iſt durch dieſe Feierlichkeit dem Stande der Jungfrauen einverleibt.

Auch der Mann empfängt ſein Nationalzeichen. Er wird „bartdurſtet“. Bald nach des Knaben Geburt nämlich durchſticht ihm die Mutter die Unterlippe bei den Zahnwurzeln, und ſteckt durch das friſche Loch ein kleines Holzlein, vier bis fünf Zoll lang, zwei Linien dick. Dies iſt der Barbote. Nie ziehen ſie ihn wieder heraus, ſelbſt nicht wenn ſie ſchlafen wollen. Nur wenn das Holzchen zerbricht, erſetzen ſie es durch ein anderes. Damit es nicht herausfallen könne, machen ſie es von zwei Stucken. Das eine, am obern Ende breit, womit es das Zahnfleiſch beruhet, ragt kaum aus der Lippe hervor, iſt dort geſpalten, und ein dunneres Stäbchen wird in den Spalt gewaltſam eingeklemmt.

Einfach und leicht, wie bei allen Naturvölkern, die noch in nomadiſcher Freiheit ſchwärmen, ſind ihre Hütten. Zweige, von grünenden Bäumen gebrochen, werden mit den untern Enden in die Erde gefleckt, daß ſie auf dem Boden einen weiten Halbkreis bilden, oben mit den Gipfeln zuſammenrühren. Eine Kuhhaut vertritt die Stelle des Dachs; und das Wohnhaus der Familie iſt vollendet. Auf allen Vieren kriechen ſie in das niedere Zelt; da ſchlafen ſie ohne Unterſchied durch einander auf einer Haut. Hausgeräthe kennen ſie nicht; Keiner von ihnen treibt beſonderes Gewerbe und Kunſt. Ihre Bedürfniſſe ſind zu einfach; ihr Weſen iſt zu träg und roh.

Die Männer gehen nackt einher von der Ferſe zum Scheitel. Können ſie ſich aber ein „Poncho“ oder einen Hut verſchaffen, ſo tragen ſie ihn gern, doch nur wenns kalt iſt. Aus dem gleichen Grunde machen ſich einige aus weichen Fellen ein feſt anſchließendes Leibchen ohne Aermel, das kaum auf die Hüften reicht. — Der „Poncho“ iſt ein Zeug von grober Wolle, ungefähr vier Schuh breit, acht Schuh lang, hat in der Mitte ein Loch, um den Kopf durchſtecken zu können. So iſts ein Mantel.

Die Weiber pflegen ſich ebenfalls mit einem Poncho zu bedecken, oder mit einem Baumwollenhemd ohne Aermel; doch dies nur, wenn ihnen ihre Männer eins verſchaffen oder rauben können. Wäſche wird damit nie gehalten; ſelbſt ihren Körper waſchen ſie nie, auch die Hände nicht einmal. Nur bei der groſſen Hitze ſuchen ſie das Bad.

Sie leben nur vom Fleiſch der Ziegen, die in ihrer Gegend zahlreich umherirren. Auf einen holzernen Stab geſpießt braten die Weiber dies Fleiſch ungeſalzen am Feuer. Man iſt, wann man will. Nach dem Gaſtmahl gibt Quelle und Strom den Trunk dazu.

Von Tanz, Muſik, Spielen und andern Luſtbarkeiten findet man bei ihnen keine Spur. Ihr Geſicht iſt beſtändig ernſt; keine Leidenſchaft malt ſich darin. Nie hört man ſie laut ſachen; nur an einem leichten Oeffnen der Lippen verräth ſich ihr Lächeln. Nie lärmen, nie ſchreien ſie; ſelbſt nicht, wenn man ſie tödtet. Beſtändig reden ſie mit halblauter Stimme zu einander. Wer einem Fernſehenden etwas zu ſagen hat, erhebt ſeine Stimme darum nicht mehr, ſondern lauft lieber zu ihm.

Ob ſie Ahnung eines höhern Weſens haben, läßt ſich nicht erkennen. Man nimmt wenigſtens keine auf einen Gottesdienſt deutende Gebräuche bei ihnen wahr. Eben ſo wenig ſcheinen ſie etwas von Geſetz und bürgerlicher Ordnung zu wiſſen. Der Stärkere iſt Gebieter. Hat einer Streit mit dem andern, ſo raufen beide in aller Stille mit einander; niemand achtet weiter darauf. Iſt die Balgerei abgethan — denn Waffen anderer Art, als die bloßen Fäuſte, werden beim Duell nicht gebraucht — dann iſt wieder Friede. Blutig zwar ſind dieſe indianiſchen Ordalien oft, doch ſelten kommt jemand dabei um.

Mit dem Anbruch der Nacht treten die Häupter der Familien zuſammen, beſtimmen, wer die Nachtwachen haben ſoll, und wo. Am Morgen zerſtreuen ſich die Familien; man jagt und ſchmauſet und ſchläft.

Digitized by Google

Nur der Krieg bringt unter dies wildfreie Volk die ersten Spuren bürgerlicher Ordnung und Kultur. Niemand besitzt ein Hausgeräth, jeder Krieger aber seine eilf Schuh lange Lanze, vorn mit einer Eisenspitze bewehrt. Das Eisen erhalten sie von den Portugiesen. Sie haben keine Viehzucht, aber eine Art Stuterei, welche ihnen Pferde verschafft, die sie im Kriege ohne Sattel reiten und ohne Zaum. Man bindet nur des Rosses Unterkinnbacken mit einem Riemen, woran zwei andere befestigt sind, die statt der Zügel dienen. So kann das Pferd unabgezäumt, auch während des Marsches bequem weiden.

Gehts nun zu Felde, so verstecken die Krieger ihre Familien in die Wälder, und schicken wohlberittene Auspäher stundenweit voran, um den Feind zu rekognosziren. Vorsichtig und langsam umschleichen diese den Feind, dem sie nie gar nahe kommen. Ihr scharfes Auge beobachtet ihn genau aus der Ferne, während unter ihnen das Roß graset. Wird es Nacht, so binden sie die Pferde an, schleichen zum Feinde heran, umkriechen sein Lager auf allen Vieren, und erspähen seine Stärke oder Schwäche. Haben sie die Rekognoszirung vollbracht, fliegen sie mit Vogelschnelle zu den Ihrigen zurück. Werden sie beim Spioniren entdeckt, so zerstreuen sie sich nach denjenigen Gegenden hin, die auf der ganz entgegengesetzten Seite ihres Heeres sind.

Gewöhnlich mit der Morgendämmerung greifen sie den Feind an, auch wohl, wenn dieser Furcht äußert, oder nicht in gehöriger Verfassung zum Widerstande ist, bei hellem Tage. Sie erheben ein Geschrei, indem sie sich wiederholt auf den Mund schlagen, stürzen mit Blitzesschnelle auf ihre Feinde, tödten, was ihnen vorkommt, und schonen nur der Weiber, so wie der Kinder unter zwölf Jahren. Sie verstehen sich auf die Kunst falschen Angriffes, oder verstellter Flucht. Sie wissen ihren Hinterhalt anzulegen, und den Feind irre zu führen. Selten sind sie unglücklich, weil sie schlau und gewandt beginnen, und die Behendigkeit ihrer Pferde sie rettet.

Was jeder Beute macht, behält er; sie theilen nie. Die Gefangenen schleppen sie mit sich, und lassen ihnen volle Freiheit. Gewöhnlich bleiben ihnen diese treu, verheirathen sich unter ihnen, und kehren, der angebundenen Lebensart froh, nicht zu den Ihrigen heim.

Dieses kriegerische Volk hat den Spaniern schon mehr zu schaffen gegeben, als einst die Armee der Incas. Man wird sich vielleicht einbilden, die Tscharruas bilden eine zahlreiche Nation? Nichts weniger als das. Diese furchtbare Nation kann gewiß kaum eine Schaar von vierhundert Kriegern aufstellen. Man hat schon oft mehr als tausend Mann gedienter Soldaten, bald in einzelnen Haufen, bald in Masse, gegen sie geschickt. Die Tscharruas blieben die sie waren. Das Feuergewehr schreckt sie nicht. Nur so lange man in geschlossenen Gliedern feuert, und einzeln Feuer gibt, scheuen sie den Angriff; feuert die ganze Truppe mit einemmal, so ist sie verloren. Ehe der Soldat wieder laden kann, ist er mit unbegreiflicher Schnelle niedergestochen.

Die Liebe, welche sonst allen Wesen sanftere Stimmung gibt, scheint bei ihnen die ewigen Rechte verloren zu haben, und erst dann zu erwachen, wann der Gegenstand der Liebe verschwunden ist. Seltsam genug.

Ehelos bleibt nicht einer; wer will, kann mehrere Weiber nehmen. Das Paar, will es sich scheiden, tritt wieder aus einander. Doch selten ist die Ehescheidung, besonders wenn erst Kinder da sind.

Findet der Ehelustige ein Mädchen nach seinem Geschmack, so fragt er die Eltern desselben um Einwilligung zur Heirath. Und wie diese gegeben ist, führt er das Mädchen auch auf der Stelle fort; die Ehe ist geschlossen, und der Ehemann nimmt nun seinen Platz unter Familienhäuptern ein. Für einen Ehebruch, auf der That ertappt, gibts ein Paar Faustfüße, und damit gut. Den Kindern wird nichts verboten; kein Unterricht gegeben. Man läßt sie wild aufwachsen, thun und treiben, was ihnen wohlgefällt; die Leute wissen nichts vom Teufel, noch von der Erbsünde, und meinen, jeder sei durch seinen eigenen Willen selig.

Hingegen stirbt ein Gatte, oder ein Vater, dann scheint die Liebe erst rege zu werden. — So gleichgültig das Mädchen ist, wenn es Weib werden soll, ob der Gemahl schön oder häßlich, jung oder alt sei: so häßlich ist der Gattin Trauer um den Tod des Mannes. Der Leichnam wird auf einem gewissen Platze begraben, sammt seinem Waffen, Kleidern und was er sonst hatte. Oft tödtet man noch über dem Grabe das Lieblingspferd des Verstorbenen. Die ganze Familie weint bitterlich um den Todten. Die Töchter oder Schwestern desselben, wenn sie verheirathet sind, so wie sein Weib, schneiden sich ein Glied von einem ihrer Finger ab. Beim kleinen Finger wird mit dieser Traueroperation der Anfang gemacht. Wieviel europäische Damen möchten für ihren Mann ein Glied des kleinen Fingers hinopfern? Doch dabei bleibts nicht. Sie stoßen sich das Messer oder die Lanzenspitze des theuren Todten durch die Arme, durch die Seiten, in die Brust. „Ich habe es selbst mit angesehen,“ erzählt Don Azara, „und habe kein einziges mannbares Frauenzimmer gefunden, das seine Finger noch vollständig, oder nicht Narben von Lanzen gehabt hätte.“ Ob aber die Thränen der Trauer, die dabei vergossen werden, mehr dem Todten, oder dem kleinen Finger zu lieb geweint werden, das sagt Azara nicht.

Der Mann trauert nicht um sein Weib, der Vater nicht um die Kinder. Diese hingegen, doch nur die Erwachsenen, verbergen sich, beim Tode eines Vaters, klagend und nackt zwei Tage lang in ihrer Hütte, und dürfen nichts, als höchstens Eier und Fleisch von Rehhühnern, essen. Am Abend bitten sie einen andern Indianer um den Trauerschmuck, und dieser ist folgender. Er nimmt das Fleisch ihres Armes, durchbohrt es mit einem spannelangen Dorn- oder Binsenstück, welches, auf beiden Seiten hervorragend, stecken bleibt; und so wird, vom Knöchel an, den ganzen Arm hinauf, bis zur Schulter, einen Zoll weit von einander, ein Binsenstück ums andere durch das Fleisch gebohrt. Also gespickt steht der Wilde, ein schauerlicher Anblick, in seiner Trauer da; er tritt aus der Hütte; fliegt, einen mit Eisen beschlagenen Stab in der Hand, zum Walde; gräbt sich im Boden ein Loch, worin er dann die ganze Nacht bis an die Brust eingescharrt steht. Erst morgens verläßt er diesen Platz, geht in eine für Trauernde bereitete einsame Kabane, zieht die Binsenstücke aus den Wunden und legt sich zur Ruhe nieder. Zwei Tage lang nimmt er weder Speise noch Trank. Nachher erst bringen die Kinder der Nation ihm Reh-

Digitized by Google

huhn oder Eier des Rebhuhns, doch in geringer Quantität. Sie legen es fern von ihm nieder, und laufen wieder davon, ohne ein Wort zu ſagen. Dies dauert zehn bis zwölf Tage; dann erſt kehrt der Leidende wieder zu den Hütten ſeines Volkes heim.

Eigentlich iſt kein Menſch zu dieſer barbariſchen Trauerſitte verpflichtet, und doch unterläßt ſie keiner. Wer ſie nicht beobachtet, wird bloß für ſchwach gehalten; das iſt die ganze Strafe. Aber auch dieſe Meinung von ihm thut ihm gar keinen Schaden in der Geſellſchaft, deren Mitglied er iſt. — Wunderbare Allmacht der Gewohnheit!

Nicht alle Völkerſtämme des innern Paraguay's ſind ſo roh, ſo ungezähmt, als die kriegeriſchen Tſcharruas, die Spartaner dieſer wilden, iſolirten Republiken. Unendlich milder ſind die Sitten der Guana's, ein Volk von ungefähr 8000 — 10000 Seelen.

Die Guana's wohnen ſchon in einzelnen Dörfern oder Gauen beiſammen; jeder Gau hat ſein beſonderes Oberhaupt, dem alles Gehorſam zollt. Sie haben auch Verbindung mit den Spaniern, ohne aber ihre Einſamkeit und Freiheit den ſanften Feſſeln höherer Kultur opfern zu mögen. Sie verlangen von den Spaniern nichts zu lernen, am wenigſten aber deren alleinſeligmachende Religion, worüber die Miſſionäre mit allem Recht höchlich betrübt ſind.

Auffallend iſt es in der Republik der Guana's, daß darin jederzeit mehr Weiber als Männer gefunden werden. Dies Mißverhältniß iſt kein Werk der Natur; es iſt ein Werk — der Mütter und ihrer Politik. Damit die Weiber immerdar geſucht und hochgeſchätzt werden, wenigſtens wegen ihrer Seltenheit, vernichten die Mütter ſelbſt die meiſten Kinder weiblichen Geſchlechts nach der Geburt. Ihren Zweck erreichen ſie denn auch. Die Wilden lernen Galanterie, und ganz der Sitte anderer Indianer entgegen, ehren dieſe das ſchöne, ſeltene Geſchlecht. Daher werden hier die Mädchen ſchon ſpäteſtens im neunten Jahre verheirathet. Die Spanier haben alles Mögliche verſucht, dieſen abſcheulichen Gebrauch abzuſchaffen; aber es iſt ihnen noch nicht gelungen.

Einen andern paraguaniſchen Volksſtamm bilden die Mbaya's, wild und zügellos, wie alle übrige. Sie kennen kein Geſetz, keine Strafe, keine Belohnung. Nur die Stärke behauptet ſich, und wehe dem, den die Natur nicht mit Kraft ausrüſtete, oder wen Krankheit und Alter ſchwächten: Er iſt der Gegenſtand ewiger Mißhandlung, ohne Zufluchtsort, ohne Schutz, ohne Hülfe, bis ihn der Tod erlöſet.

Die Mbaya's ſind vielleicht das ärmſte und ſtolzeſte Volk der Welt. Die gewöhnliche Größe eines Mannes beträgt fünf Schuh acht Zoll. Da nun die Spanier im Allgemeinen weder ſo groß, noch ſo ſtark und kräftig, noch ſo ſchön und voller Ebenmaas in den Körperformen ſind, als die Mbayas, ſo bezeugen dieſe nur Verachtung und Mitleiden gegen die europäiſche Race, wie eine ungleich niedrigere in der Schöpfung, und halten ſich für das edelſte, großmüthigſte, wackerſte und tapferſte Volk der Erden.

„Als der große Geiſt“ ſo erzählen die Weiſen unter den Mbayas, „alle Nationen in der Menge erſchaffen hatte, wie ſie jetzt ſind, ſo vertheilte er unter dieſelben alles Land der Welt. Nachher fiel es ihm ein, auch einmal als Meiſterſtück einen einzigen Mbaya und ſein Weib zu erſchaffen. Da er aber den andern Nationen ſchon alles Land vertheilt hatte, und ihm keine Spanne Bodens mehr zu vergaben übrig blieb, befahl er dem Vogel Caracara, den Jüngſtgeſchaffenen zu ſagen, wie leid ihm ſei, für ſie kein Land mehr zu haben. Darum habe er aber auch nur zwei Mbayas gemacht, und er befehle ihnen, immerdar Krieg zu führen gegen alle Völker, alle Erwachſene männlichen Geſchlechts zu tödten, und die Kinder und Weiber derſelben bei ſich aufzunehmen, ihre Zahl zu vergrößern.“

Wirklich erfüllen ſie den Rath ihres großen Geiſtes mit ſchrecklicher Genauigkeit; und ohnedem wäre auch ihr Volk ſchon längſt von der Erde verſchwunden. Denn ihre Weiber haben ebenfalls die grauſame Gewohnheit, alle ihre Kinder, bis auf das jüngſte, zu tödten; ja ſie verſtehen die abſcheuliche Kunſt, Geburten abzutreiben. Ohne Adoption fremder Kinder, die ſie rauben, wären die Mbayas nicht mehr vorhanden.

Von ihren Waffen bedienen ſie ſich nur des Pfeils zum Fiſchfang und zur Jagd. Im Kriegsgefechte aber ſchwingen ſie die lange Lanze und die „Macana“, einen zolldicken drei Schuh langen Prügel von ſehr hartem und ſchwerem Holze. Wollen ſie angreifen, ſo rücken ſie auf ihren ſchlechteſten Pferden an; am Zügel führt jeder ſein Schlachtroß. Gewandt in allen Künſten des Krieges, unerſchrocken und grimmig, wie der reiſſende „Yaguarete“ ihrer Wälder, ſchlau und hinterliſtig, machen ſie den Angriff bald in Reihe und Glied, bald in überfliegender halbmondförmiger Stellung, bald in vereinzelten Parthien. Sie haben ſich auf ihre guten Roſſe geſchwungen, und die ſchlechten einſtweilen ihrem Schickſal überlaſſen.

Das Gewehrfeuer ſcheuen ſie gar nicht. Sie bleiben immer in Schußweite. Sie ſenden nur Einzelne ab, die den Feind necken, oder eine Yaguarhaut ſchütteln müſſen, um die Roſſe des Feindes zu ſchrecken, oder in Unordnung zu bringen. Gelingt ihnen dies, oder auch nur die gegen ſie geſandten ſpaniſchen Truppen zu vereinzeln, oder ſie zu einer Generalſalve aus dem Gewehr zu verleiten: ſo haben ſie geſiegt. Mit der Eil des Blitzes ſtürzen ſie herbei, und zermalmen alles. Bleiben die europäiſchen Soldaten geſchloſſen, feuern ſie nur einzeln, ſo nahen ſich die Mbayas nicht.

Nach jeder Expedition kehren die Mbayas heim, zufrieden, wenn ſie nur einen Vortheil erfochten haben. Sie verſtehen nicht, ihre Siege zu benutzen. Wäre dies, ſo würde heut kein Spanier mehr in Paragnay, kein Portugieſe in Cuyaba noch vorhanden ſein.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 70. — den 2 September 1809.

Der Spanier, aus verschiedenen Geschichtspunkten.

Er scheint mir, in Hinsicht seiner physischen Organisation und der daraus hervorgehenden sittlichen Anlagen, Neigungen und Fähigkeiten, zwischen dem Europäer und dem Afrikaner mitten inne zu stehen, so wie er seiner geographischen Lage nach gleichsam zwischen beiden wohnt. Auch finden sich unläugbar in seiner Körperbildung noch viele Ueberreste maurischer Eigenthümlichkeiten: aufgeworfene Lippen, dicke Ohrenläppchen, öblig sammtne Haut und starkes schwarzes Haar. Im Allgemeinen dann erreicht der Wuchs des Spaniers mittlere Höhe; sein Gliederbau ist wohlgemacht, und unter sich in sehr harmonischem Verhältnisse, gleich fern von holländischer Plumpheit, von dem Porter- und Pudding-Wanst des Engländers, und von der spindeldürren Winzigkeit französischer Perükenmacher; sein Blick ist stark, sein Auge schwarz und feurig, seine Züge sind scharf gezeichnet; sein Gebehrdenspiel ist abgemessen, gravitätisch und gesetzt, gleich wie sein Gang und seine Sprache. Allein sein Teint ist nicht der frische Teint des Franken und des Deutschen, nicht die blühende Gesundheit auf den vollen Wangen, sondern schwärzlicht (moreno). Stirn und Mund umzieht ein stiller Ernst; das Ganze spricht den Ungewöhnten etwas hart und widrig an, und fordert Studium des innern Menschen, um den ersten Eindruck seines Aeussern zu verdrängen. Denn wenn ein ächtes spanisches Gesicht unter der „montera“ des Kastillaners steckt, oder unter der rothen Wollenmütze des Katalaners, und allenfalls ein Paar Pistolen obendrein im Gürtel, so steht „Caballino“ lebend da. Auch ist die italienische National-Physiognomie die einzige, die sich vielleicht noch unter der spanischen verlieren könnte; die Individuen aller übrigen Völker aber zeichnen sich durch Farbe, Bildung, Blick und Ton unverkennbar aus.

Der Spanier hat sehr warmes Blut; es sprudelt aber nicht, wie das des Franzmanns, sondern fließt in dichterer Masse langsam; er hat auch äusserst fein gestimmte Nerven, reizbar und beweglich. Dieses Blut und diese Nerven bilden diese Karaktere, und der sorgenlosen äussern Ruh; sie begünstigen den Hang zur Schwärmerei, zur Andacht und zum Abenteuerlichen, in welcher Hinsicht jeder Spanier eine Ader von dem Ritter aus der Mancha hat, in dessen Bild Cervantes seinen Narren malte, sondern seine Zeitgenossen, wie sie theils noch heute sind: Seifenblasen fassend, als ob's Zentnerlasten wären, weil sie der Bodensatz des dicken Blutes zur Melancholie hinneigt, und ihre rege Fantasie den Gegenständen starke Farben aufträgt.

Des Spaniers vorzüglichste Tugenden bestehen in Gelassenheit, im Festhalten des Durchdrungenen, in Mitleid gegen Unglückliche, in Aufopferungskraft ohne Anmaßung. Diese letztere mag hier ein kleines Beispiel belegen.

Ein Kanonikus, und jetziges Mitglied des Inquisitionstribunals, verlebte mehrere Jahre in Mexiko. Ohne daß er noch im geringsten an seine Rückkehr dachte, befand er sich eines Tages in dem Hause eines Handelsmannes, den er heut zum erstenmal sah. Der Mann war als rechtschaffen, als wohlhabend und glücklich bekannt; dennoch lag ein stiller Ausdruck ungewohnten Kummers auf seinem Wesen. Der Kanonikus bemühte sich, den Grund desselben in einer offenherzigen und traulichen Unterredung zu erfahren. Der Kaufmann hatte sein ganzes Vermögen auf eine Spekulation gesetzt, und ihre Verunglückung war unvermeidlich, weil er auf den abfahrenden Schiffen keine

Gelegenheit finden konnte, seinem europäischen Korrespondenten durch die Umstände erforderlich gemachte neue Verhaltungsbefehle mit Schnelligkeit und Sicherheit direkte zukommen zu lassen.

„Machen Sie Ihren Brief fertig," sagte der Kanonikus, „in einer Stunde reise ich ab."

Er hielt Wort, und als er nach einer glücklichen Ueberfahrt zu dem Freund des Geretteten ins Zimmer trat, bat er sich ganz unbefangen komisch einen Stuhl aus, um etwas auszuruhen, weil er von Mexiko käme. Er übergab seine Depesche so leicht hin lächelnd, als hätte er sie aus Gefälligkeit bloß etwa zwei Meilen weit mitgenommen, und sprach auch in der Folge nur gar nichts mehr von der ganzen Sache.

Einen traurigen aber sprechenden Beweis der spanischen Karakterfestigkeit liefert im Großen die gegenwärtige Insurrektion. So sehr auch dieselbe durch englische Aufhetzung und durch den Einfluß der Bigotterie genährt sein mag, so würden diese Hebel dennoch längst ermattet sein, wenn den Anstrengungen und dem unverdrossenen Dulden aller Uebel eines schauderhaften Krieges nicht ein fester eigener Wille unterläge.

Die unzählige Menge von Hospitälern, in welchen jeder Kranke ohne Unterschied aufgenommen und sorgfältig verpflegt wird, die frommen Stiftungen aller Art, die Findelhäuser, die Zufluchtsörter für verschämte reuige Magdalenen, das Gesetz, das jedes ausser der Ehe geborne Kind als Eigenthum des Staats mit den Vorrechten des Edelmanns ausstattet, und noch mehr die gelassene Schonung, mit welcher der Spanier seine Untergebenen behandelt, für die Ruhe ihrer alten Tage sorgt, und menschliche Verseben mild und schonend rügt, — zeugen von Menschlichkeit und Mitgefühl, und nur dem höllischen Einflusse schadenfroher Pfaffenkunst auf das reizbare Gemüth dieses Volkes, aber nicht den natürlichen Anlagen desselben, sind die barbarischen Greuel der Scheiterhaufen und die Grausamkeiten des amerikanischen Unterjochungskrieges zuzuschreiben.

Im Dulden und Entbehren grenzt der Spanier an den Indianer. Der spanische Soldat behilft sich Tage lang mit einer Zwiebel und mit Wasser, ohne Murren; er ist so genügsam, wo der Deutsche nimmer satt wird, und so still ergeben in dem größten Leiden, daß es rührend ist.

Freilich artet auf der andern Seite die Gelassenheit in Indolenz und Schlaffheit aus. Im zerlumpten braunen Mantel, gelbschwarz, ungekämmt und ungewaschen, stehen Männer in der vollen Kraft der Jahre, dumpf und stier am Frühlingsstrahl und sonnen ihre Faulheit auf Kosten ihrer Magen. Sie stehen eben so moralisch in den Lumpen ihrer Vorurtheile, ohne Ahnung einer möglichen Verbesserung, und brüten lieber leidend über alten Uebeln, als daß sie ihren Zustand durch entschlossenen Kraftaufwand veränderten. Ach! das schöne Klima, die paradiesischen Gefilde Spaniens, und die Gold- und Silberminen Mexiko's und Peru's, machen seine Eingebornen faul, und von der mütterlichen liebenden Natur so hoch begünstigt, versäumen sie die Bildung zur Humanität durch Kunst, und herrliche Talente bleiben unentwickelt — roher Stoff! — Indessen ist es wieder wahr, daß selbst der Eichbaum deutschen Fleißes in Andalusien verwelken müßte, weil das heiße Klima ihn erdrückend auf die Regsamkeit des Körpers lagert, und überdies die reichen mühelosen Erndten die Erfordernisse dieses Lebens um ein Spottgeld Arbeit liefern.

Im Umgang ist der Spanier unter Freunden äusserst froh und frei und voller Witz; da ist er Sancho Pansa, wie im ernsten Leben dessen Herr.

„Tertulias" heißen die eigentlichen geschlossenen Abendgesellschaften, wo sich eingeladene Gäste beiderlei Geschlechter unter dem Präsidium der Frau vom Hause versammeln. Da erscheinen die Damen mit ihren „Cortejos". Anfangs unter etwas steifen Komplimenten, läßt man sich im Saale nieder. Zuerst wird Limonade, Glace, Confiture umgeboten, später kalter Punsch; ein Guitarrenspieler setzt sich mit dem allgemein gelieben Instrument in des Zimmers Mitte auf die kühlige estera an den Boden, und stimmt irgend eine rührende Romanze an. Vor diesen Tönen fliehen nach und nach die Falten der Konvenienz; die wohlgebauten Füßchen werden lüstern nach dem zärtlichen „Bolero"; zwei, drei Paare tanzen — nach und nach tanzt alles, und im Donnerrausch des National-Entzückens aufgelöset, werden die erschöpften Frauenzimmer, lieblich schmachtend auf die niedern Sessel hingegossen, fliehend von der Männerschaar bedient. In diesen Gruppen schwindet jeder Zwang der angenommenen Regeln; nur Kinder der Natur und Liebe treten auf, und südlich leicht und froh verfliessen Stunden, Augenblicken gleich. Doch ist es schwer für Fremde, Zuschauer und Mitspieler einer ächten Tertulia zu werden, wenn sie sich nicht durch Aneignung der Sprache, Lebensart und Sitten sowie nationalisirt haben, daß sie der engere Kreis ihrer Bekannten als ihres gleichen in die Mysterien des zwanglosen Umgangs einzuführen würdig glaubt.

Dank sei es meinem freundlichen Gestirn, daß ich Spanien nicht verließ, ohne seine Eingebornen auch in diesem Verhältniß im Negliger erblickt zu haben.

Eine simplere gesellschaftliche Erholung der meisten Stände ist der ländliche Ausflug auf die erste beste Schattenstelle an dem Manzanares, oder selbst unter einen Feldbaum rings um Madrid. Eine ganze Haushaltung mit allen ihren nähern Freunden, und in der Begleitung eines schwer bepackten Korbes Viktualien und Manchawein und Liqueurs, dringt zusammen einen Nachmittag in schäferlichem Frohsinn zu. Da wird gegessen und getrunken, geschergt, gelacht, getanzt, geküßt; da werden Geschichtchen hererzählt und Pfänder ausgespielt. Nie ist der Spanier seliger, als wenn er in solchen Zirkeln seine Laute schlägt, sein Mädchen schwingt, sein dampfendes Cigarro raucht, und ganz den Augenblick der Gegenwart genießt; nicht selten schließt sogar ein rascher deutscher Walzer diese heitern Landpartbien.

Der Spanier ist stolz — stolz, weil er sein Land mit dessen auswärtigen Besitzungen als das reichste, schönste, als des Himmels Liebling anerkennt; daran hat er nicht ganz unrecht; — stolz, weil er sich selbst eine hohe Menschenwürde, Großmuth und Treue zuschreibt; auch darin ist er nicht durchaus zu tadeln. Er fordert eine edle, menschliche Behandlung, und besteht darauf, auch wenn es seine Existenz kosten sollte. Kein Musketier und kein Bedienter, seine schmutzige Ventera läßt to mit sich umgehen, wie mancher preußische Offizier mit seinem Wachtmeister, mancher deutsche Chef mit seinem Angestellten umgehr. Der Spanier ist stolz, weil er sich in historischer und politischer Hinsicht vorzüglich alt und mächtig glaubt; — stolz, weil er glaubt, die Wissenschaften und die Künste werden auf dem Erdball nirgends mit so hellem Geist, so scharfem Sinn, und mit soviel Geschick gebildet und geübt, als wie in Spanien. Darin

Digitized by Google

aber iſt er dem Chineſen ähnlich, der ſein China als ein großes Viereck anſieht, woran die andern Länder bloß als zugegebene kleinere geometriſche Figuren hängen. Allein auch dieſer Stolz äußert ſich nicht durch ein übermüthiges Wegwerfen fremden Verdienſtes, ſondern vielmehr durch ein enthuſiaſtiſches Anerkennen deſſelben, und durch ein ernſtes Beſtreben, es ebenfalls zu erwerben; nur daß ſtets im Hintergrunde der ſpaniſche Gedanke ſteht, dieſes Verdienſt werde erſt unter ſeinen Händen den höchſten Grad möglicher Vollkommenheit erreichen.

Ahnenſtolz oder Reichthumsſtolz, und dergleichen kleinſtädteriſche Schellenkappen und Teufeleien, kennt der Spanier nicht. Sein Edelmann ſchreitet nicht wie der Elefant in der Menagerie umher, und ſeine Edeldamen glauben nicht, daß des Eſelstreibers Frau von einem andern Gott aus einem andern Stoff geſchaffen ſei, als ihre hochwohlgeborenen Näschen. Der Adel allerdings genießt das Vorrecht ſeines Ranges, läßt ſich wohl ſein, fährt in Kutſchen, trinkt Burgunder und Champagner, wenn er deſſen hat, bekleidet Aemter, wird Geſandter u. ſ. w. — aber Mesalliance kennt er nicht, und von Peitſchenhieben auf die Buckel leibeigener Bauern ſchweigen die Annalen ſtill, und der Herzog heißt den Tiſchlermeiſter ſo gut „Señor“ als dieſer jenen, und der Aſturier ſagt es dem Könige gerade in den Bart: Ich bin ſo gut ein Edelmann als du! Auch ſind alle die vornehmen Herrn und Damen gar nicht zu vornehm, alle Sonntage Nachmittags in das hospital general zu fahren, und Pflichten des Johanniter-Ordens gegen bürgerliche Kranke mit eigenen hohen Händen auszuüben.

Es beſteht ein Gerücht, als ob der Spanier eiferſüchtig wäre. Ich weiß nicht, ob er's jemals war; aber wenn man die unbedingte Unterwürfigkeit wahrnimmt, mit welcher er unter dem Pantoffel ſeiner ſchönern Hälfte ſteht, — die unverſtellte Höflichkeit, mit welcher er den Freund vom Hauſe behandelt, und den freien Umgang, den ſich verheirathete Weiber mit jungen Männern erlauben: ſo wird man bald ein Vorurtheil ablegen, das nur in einer verjährten, allgemein irrigen Meinung gegründet iſt.

Die Spanierin, aus verſchiedenen Geſichtspunkten.

Immer bleibt das Mädchen die ſchönſte Roſe im Kranze des Jünglings — nach Jean Paul; und das Weib die Krone der Schöpfung — nach Rouſſeau.

Nennt doch ſelbſt der derbe Deutſche ſeine andere Hälfte die „ſchöne“, und der Koſak am Ufer des Don prügelt ſein Liebchen aus Zärtlichkeit alle Feiertage wenigſtens einmal; nirgends aber ſteht das Reich des lieblichen Geſchlechts wohl feſter, als in Spanien, wo das Klima Liebe und Genuß zum unentbehrlichſten Bedürfniſſe macht, der Rittergeiſt den Mann zur Huldigung verpflichtet, und Weiberluſt und Pfaffenkniffe eng verbrüdert durch das Leben wandeln.

Der Wuchs der Spanierin iſt klein, aber jedes ihrer Glieder wie gedrechſelt, fein und zart, im ſchönſten Ebenmaaſe; ihre Haltung iſt vortrefflich; voll und hoch ihr Buſen; ihre Hüften rund und ſchöngewölbt. Ihr Gang iſt einzig, leicht und ſtolz und ſchwebend; die Franzöſin ſelbſt erſcheint wie eine Docke, plump und unbehülflich neben ihr. Sie tanzt einher, des Siegs gewiß, und die Bewegung jeder Muskel ſpricht Reiz und Hoheit aus; nicht bloß Naturanlage, ſondern die frühe Erlernung und leidenſchaftliche Uebung des Bolero und Fandango, den durch alle Klaſſen jedes Mädchen von zwölf Jahren fertig tanzt, tragen, wie ich glaube, das Weſentlichſte zu dieſer graziöſen Körperhaltung bei. Ihr Auge iſt ſchwarz und feurig, voller Glut — nur ſelten eine Blonde — ihre Farbe iſt ziemlich die der Männer, und die ächte Geſichtsform der Spanierin oval: aber in ihrer Stimme fehlt der reine melodiſche Silberton nordiſcher Mädchenkehlen; ſie iſt rauh und männlich, unzart und gebieteriſch, ſo wie ihr Geberdenſpiel ſtets heftig.

Ein gewiſſer Schriftſteller geſteht den Männern Karakter zu; den Weibern Temperament. Die Spanierin iſt ſtolz, eigenſinnig, allanmaßend; liebend aus Bedürfniß, treu aus Selbſtachtung; die Tyrannin ihres Geliebten, der ein Sklave ihrer Launen iſt, und ſelbſt den Muth verliert, die Feſſeln ſeiner Knechtſchaft zu zerbrechen — ach ſie ſind ſo ſüß! — aber ſo wie ſie den Liebling ihres Herzens gänzlich in Beſchlag nimmt, gibt ſie ihm auch alles, und folgt ihm, wenn es Noth thut, ſelbſt im bloßen Unterröckchen übers ſtille Meer.

Ihrer Natur nach iſt ſie ferner äuſſerſt intrigant, und Eine ſteht für Alle, Alle ſtehen für Eine, wenn es darauf ankommt, eine angeſponnene Intrigue durchzuführen. Die Kirchen ſcheinen vorzüglich der Tummelplatz ihrer verliebten Abentheuer zu ſein. Das wollüſtige Dunkel, das in derſelben herrſcht, vom Schein der Kerzen magiſch erhellt; die friſche Kühlung, die durch dieſe hohen Hallen webet; die gewürzreichen Rauchwerke, die dort dampfen: alles trägt zum Sinnentrauſche bei, bis auf den feierlichen Choral, der vom verſteckten Chor her tönt. Die Einrichtung, daß alles wie im Reiche der Gleichheit auf der Bodendecke niederkniet, begünſtigt zärtliche Zuſammenkünfte unter dem Schleier der Andacht.

Die Spanierin liebt das Schauſpiel, die Stiergefechte und Prozeſſionen; aber wahrlich nicht ſowohl um der Sache willen ſelbſt, als weil ſie dadurch Gelegenheit erhält, ſich in den Logen und auf dem Balkon zu zeigen. Eiferſüchtig iſt ſie, wie die Italienerin, und rächt verſchmähte Liebe; ſie iſt beim bloßen Anſchein einer Untreue ihrer nicht mehr mächtig.

Der Conde von L.* liebte die Marquesa von S.* und die Marquesa von S.* liebte den Conde von L.* Er war glücklich in ihren Armen, aber ſie hatte ihn im Verdacht, als ſähe er die Herzogin von M.* auch gern. Als ſie einſt mit ihrem Geliebten durch den Prado fuhr, und dieſer der begegnenden Herzogin bloß einen Gruß zuwarf, ließ ſie ſogleich halten, riß den Wagenſchlag auf, faßte den Conde beim Arm und trat ihn im eigentlichen Sinn des Worts zur Kutſche hinaus, mit den Worten: „da gehe zu deiner Duquesa“. Weder ſein Orden, noch ſeine Oberſtenuniform, noch ſeine Liebe, ſchützten ihn vor dieſer Behandlung im Angeſicht mehrerer Tauſende; er ſah die Marquesa nicht wieder.

Die Spanierin iſt ſehr bigott. Die Banzen Iberiens verſtehen den Vortheil, die Blumen ihres Bodens für ſich zu ziehen. Im Beichtſtuhl trägt der Glaube an ihre Unfallibilität Früchte aller Art, und die Geheimniſſe der Familien liegen

Digitized by Google

aufgeſchloſſen vor ihren geweihten Blicken, durch das früh gepflanzte, ſorgfältig gepflegte, religiöſe Gefühl der weiblichen Welt.

Als Gattin iſt die Spanierin nicht ſonderlich zu empfehlen, wenn man nämlich von den Freuden der Brautnacht abſtrahirt. In ihrem Weſen liegt nicht das Reine, Edle, Keuſche, das im Buſen eines deutſchen Weibes wohnt, und Häuslichkeit und Wirthlichkeit ſind dieſen Dingen Worte ohne Sinn. Von einem Tage zum andern werden alle Lebensmittel eingekauft; da wo keine männliche Bedienung in dem Hauſe iſt, macht der Mann den Einkauf, kommt zurück, und trägt das Frühſtück ſeiner Frau vors Bett. Sich kämmen, woran ſie einen beſondern Genuß zu finden ſcheint; in die Meſſe gehen und auf den Prado; im Winter mit ausgebreiteten Beinen über dem Brasero ſitzen: kurz, mit einem Worte, Nichtsthun iſt das häusliche Geſchäft der Spanierin. Wehe dem Fremden, der eine dieſer zauberiſchen Sirenen heirathet, und das Recht des Ehemanns an ihr bewähren, Herr im Hauſe ſein will! Erlaubt er ſich wohl gar einen ſauern Blick, ein hartes Wort, über die allzuhäufigen Beſuche des Beichtvaters, ſo kann bald ein Vergehen ausgemittelt werden, das den „bruto“ von „maridu“ einige Jährchen auf die Galeeren bringt; unter der letzten Regierung um ſo eher, da die Königin den verjährten Rechten ihrer Schweſtern die entſchiedenſte Proteklion zugeſtand.

Ein Schweizer Soldat rächte ſich aber auch unlängſt auf eine ungalante Weiſe für ein ähnliches Machwerk an ſeiner Sybille. Sie hatte ihn auch richtig auf ſechsunddreißig Monate mit Hilfe des Gerichtsrathes zum Gaſſenkehren befördert. Er hielt ſeine Strafzeit geduldig aus, und kehrte, ein reuiger Sünder, zu den Füßen der Verſöhnten zurück. Er muß ſeine Rolle gut geſpielt haben, denn er vermochte ſeine wohlhabende Gattin bald hernach, ihr Vermögen zu verſilbern und ihm in ſein Vaterland zu folgen. Als ſie aber jetzt auf den Höhen der Pyrenäen ankamen, bei dem Marksteine, da warf der Wolf den Schafspelz ab, und ſagte der Ueberliſcherin ſeines Herzens in einem ziemlich barſchen Tone: „Du haſt mich gelehrt, was Weiberrecht ſei in Spanien, jetzt will ich dir zeigen, was Männerrecht iſt in Deutſchland“. Somit maß er ihr eine tüchtige Tracht Schläge auf, und verſprach ihr eben ſo viel in die Zukunft, ſo oft ſie ſich unartig betragen würde. Er ſtellte ihr hierauf frei, vollends mit ihm zu gehen, oder aber mit einem Theil ihrer Habe zurückzukehren. Sie wählte das letztere, und lebt noch vor zwei Jahren in Madrid als Hetäre.

Was die Spanierin ungefähr als Mutter ſein mag, geht aus dem Geſagten von ſelbſt hervor; ſo wie die Beſchaffenheit ihrer eigenen Erziehung und der Zuſtand ihrer Geiſtesbildung. Alles dieſes aber beſtreitet keineswegs die Thatſache, daß Spanien und beſonders ſeine höhern Stände äuſſerſt edle kultivirte Weiber aufzuweiſen haben. In ihre Reihe gehört beſonders die Herzogin von Frias, der ihr Gemahl die Sorge für Land und Leute ſeiner Staaten mit Fug und Recht überlaſſen hat.

Varietäten.

Aus der Türkei.

— Der Gebrauch des Opiums, um den Nerven neuen Ton zu geben, ſcheint in manchen Gegenden Europa's unter den Schwächlingen Mode werden zu wollen. Man ſcheint zu glauben, der Genuß deſſelben ſei ohne Nachtheil, und in der That etwas ſehr Alltägliches, weil er bei den Weinen Stellvertreter ſein müſſe. Th. Thornton, in ſeinem *present state of Turkey*, beiehrt uns eines andern. „Diejenigen,“ ſagt er, die ſich mit Opium berauſchen, bekommen den Schimpfnamen Teriaki. Die erſte Wirkung des Opiums iſt gemeiniglich, daß er ſehr erheitert, dann aber erſchlafft und entkräftet er die, welche ſich ſeiner täglich bedienen. Eine vorzeitige Abjetzung, eine Art Stumpfſinn, wird ihr Loos. Die Gewohnheit macht ihnen zuletzt den Gebrauch des Opiums zur Nothwendigkeit, und der Monat Ramazan, während deſſen ſie nur des Nachts Zuflucht dazu nehmen können, legt ihnen eine peinliche Enthaltſamkeit auf. Ein Türke erzählte mir, aber ich will ſeine Ausſage nicht verbürgen, daß dieſe Opiumſchlucker, um ihr Leiden zu erleichtern, dann, anſtatt der gewöhnlichen Morgenſuppe (Chunn) eine gewiſſe Zahl anderer Pillen verzehren, die ſie in Papier wickeln, und mit dem Papier in den Magen bringen. Dieſes treiben ſie gar künſtlich. Sie wickeln nämlich jene Pillen verhältnißmäßig in zwei Papierhüllen, die eine in mehr, die andere in weniger, als nach der auflöſenden Kraft ihres Magens nöthig iſt, daß keine Pille eher aus dem Papier hervorgeht und wirkt, bis eben die Stunde kommt, da ſie hätte genommen werden ſollen.“

Aus England.

— Zwei brittiſche Schriftſteller erhoben ſich zu gleicher Zeit im J. 1807 gegen das Handelsmonopol der oſtindiſchen Kompagnie, und bewieſen, was leicht zu beweiſen war, die Nothwendigkeit und die Vortheile eines freien Handels mit Oſtindien. Bei dieſer Gelegenheit wird eine Thatſache angeführt, die allerdings ein noch viel höheres Intereſſe hat, nämlich daß der Nordamerikaner Handel mit Indien und China den Handel Großbrittanniens mit dieſen Weltgegenden weit überſteige. — „Die vereinigten Staaten“ heißt es, „haben hundert und fünfzig Schiffe, die beſtändig nur zu dieſem Handel verwendet werden. Die fremden Märkte geben ihnen immer den Vorzug. Sie benutzen unſere Kapitalien; ſie betreiben ihre Geſchäfte mit mehr Oekonomie; ſie wiſſen die Größe ihrer Zahrzeuge ſehr geſchickt der Natur des Handels anzupaſſen; den ſie unternehmen; ſie haben als Neutrale keine Kriegsverſicherungsprämien zu zahlen; ſind keinem unpolitiſchen Zwange unterworfen; betragen ſich wie kluge Kaufleute, die auf jeden Markt nur ſolche Artikel bringen, welche Nachfrage haben; approviſionniren ihr eigenes Land; amerika und ganz Oſtindien; bekommen da Gold und Silber, das ſie nach Indien und China führen, und bringen wieder Waaren aller Art zurück, welche der Occident begierig fordert. Der einzige Artikel Thee war im J. 1791 für die vereinigten Staaten nur ein Gegenſtand von 743,100, und im J. 1804 betrug er ſchon 10,519,000.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 71. — den 6 September 1809.

Die Feste des vierzehnten, fünfzehnten und sechszehnten Augusts.

Rom, 17 Aug. 1809.

Das neue Rom hat seine ersten Feste gelebriren gesehen, und wenige Wochen haben das erste wichtigste Werk der neuen Umgestaltung, die Einrichtung der Tribunale oder Gerichtshöfe, begründet. Vieles war geschehen, das in der Inauguration der neuen Behörden eine günstige Aussicht für die Zukunft eröffnete. Die bisherige weitläufige und verwickelte Rechtspflege, wobei Geistliches und Weltliches auf verwirrende Weise vermischt wurde und zahllose Mißbräuche sich eingeschlichen hatten, war abgeschafft, der Erbadel und alle Prärogative einzelner Personen oder Stände aufgehoben, und die fähigsten Köpfe, besonders aus den Advokaten, für die neuen drei Tribunale (der ersten Instanz, des Kriminalhofes und des Gerichtshofes der Appellation) erwählt worden, — als das Fest des vierzehnten seinen Anfang nahm. Sämmtliche neuerwählten Mitglieder begaben sich in ihrem neuen Kostüm — welches in schwarzem Talar mit schwarzem Käppchen, das ein goldenes Band hat, oder in schwarzem Talar mit rothem Mantelkragen und rothem Streif neben dem goldenen Bande des Käppchens besteht — nach dem Kapitol. Der Zug begann in Kutschen, vor dem Palaste des Generalgouverneurs Miollis (er wohnt im Palast Doria), begleitet von Militärsymphonien, dem Donner der Kanonen und vielem Volke. Bei der Treppe des Kapitols bildete sich die Reihe der feierlich in das Kapitol einziehenden neuen Behörden. Der Senat war erst ganz kürzlich ernannt worden, und noch nicht in diesem Zuge einbegriffen. Dem unbefangenen Zuschauer mußte dieser Anblick einer der seltsamsten sein, die die neueste Zeit herbeigeführt hat. Während die Ueberreste der ehmaligen Römergröße noch auf jedem Schritte aus den Trümmern hervorblicken, und nachdem durch lange Jahrhunderte hindurch nur das geistliche Kreuz sich über das alte Rom erhoben hatte, sah man einen neuen Adler, mit dem Bildnisse Napoleons, zurückgekehrt. Zu seiner Rechten standen die Worte: AETERNITATI IMPERII; zur Linken: ROMAE AETERNAE.

Die Eingänge zu dem großen Saale, genannt der Horazier und Kuriazier, waren mit mehrern Inschriften versehen, darunter die mehrsten das Lob des Kaisers aussprachen.

Quod triumphatis ubique hostibus, terrarum orbe legibus armisque composto Capitolium urbemque Romam in imperii aeternitatem consociaverit.

Ferner:

Quod urbem Romam imperiali nuncupatione ac libertate insignitam IN SPEM ANTIQUAE MAIESTATIS erexerit.

Im Grunde des Saales las man:

AUCTORITATE AUG.
SEX. MIOLLIO PRAESIDE V. C.
SALICETO, DEGERANDO, IANETO, PUTEO
QUINQUEVIRIS REIPUBLICAE ORDINANDAE
IUDICES DESIGNATI MAGISTRATUM INEUNT
PRIDIE FAUSTISSIMAE SOLEMNITATIS

Als alle Mitglieder des neuen Magistrats und zahllose Zuschauer in dem Saale versammelt waren, wurden die Namen der erwählten Magistratspersonen verlesen, und sämmtlich schworen sie den Eid des Gehorsams gegen die Konstitution des Kaiserreiches und die Treue gegen den Kaiser.

Digitized by Google

Hierauf begann der Generalgouverneur mit einer Rede, in welcher sich besonders die Worte bemerkbar machten: Sonza giustizia imparziale il ministero il più augusto, e il più benefico altro non è che un dilitto .... und die ideenvolle Bemerkung: daß vom Kapitol jene trefflichen Gesetze ausgingen, welche aus der ganzen Welt (dell' universo) nur eine Familie machten.

Ihm folgten die Reden der verschiedenen Präsidenten der Tribunale. „Größer als Cäsar in seinen Tugenden," sagte der Präsident des Appellationstribunals, „und ohne Cäsars Mängel, brachte Napoleon zu Stande, was Cäsar kaum unter seine Pläne aufzunehmen wagte: eine neue Gesetzgebung." — Der Präsident des Kriminalgerichts bemerkte, das Gesetz werde nicht mehr der Willkühr, noch einzelnen Klassen u. s. w. dienen, sondern die Aegide des Menschen sein. — In der dritten Rede wurden die wichtigen Verbesserungen und Zusätze bemerkt, wodurch der Codex Napoleons die ursprüngliche, aber wie es natürlich war zunächst auf eine andere Zeit sich beziehende römische Jurisprudenz wieder herstelle. Alle schlossen mit Ausdrücken der Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen die Consulta, und mit Ausrufungen zum Lobe des Kaisers. Nachdem diese Reden gehalten waren, erklärte Miollis die Organisation dieser Gerichtshöfe vollendet. — Am Abend, nach Sonnenuntergang, kündigten die Kanonen des Forts St. Angelo das Fest des folgenden Tages, oder des Geburtstages des Kaisers, an.

Am 15, welcher zugleich ein Fest der Madonna war, ertönte mit Tagesanbruch Glockengetön und Kanonendonner. Ein Programm zeigte an, was alles an diesem Tage auf einander folgen würde. Man las darin, daß in der Kirche des heiligen Ludwigs von Frankreich ein feierliches Te Deum gehalten werden würde. Anfänglich sollte eine öffentliche Anzeige es von allen Kirchen gesagt haben. — Gegen Mittag begab sich der Generalgouverneur Miollis, nebst andern Generalen und Offizieren, wie auch die sämmtlichen neuen Mitglieder der Magistrature, in mehr als hundert Kutschen, nach gedachter Kirche, wo ein alter Prälat oder Geistlicher die Messe las und das Te Deum sang, zu welchem die Kanonen von St. Angelo abgefeuert wurden. Die Straßen, vom Hause des Generalgouverneurs bis zur Kirche, waren mit doppelter Reihe Soldaten besetzt, unter denen sich sechs Kompagnien römischer neuerrichteter Bürgerwachen, in ihren dem französischen Militär fast ganz ähnlichen Uniformen, besonders vortheilhaft auszeichneten. Viele (besonders neapolitanische) Kavallerie und französische Gendarmes begleiteten den Zug der Kutschen. Das Fest zeichnete sich dadurch insonderheit aus, daß es von den gewöhnlichen geistlichen Kirchenfesten, bei welchen Schwaaren von Geistlichen, Mönche, Madonnen- und Heiligenbilder, Fackeln u. dergl. zu sehen sind, ganz abwich. Nach der Kirche begaben sich gegen zweihundert Offiziere in höchster Eleganz zum Generalgouverneur, welches einen schönen Anblick gewährte. Eine Tafel von mehr als sechszig Couverts, bei welcher der Generalgouverneur als Toast die Gesundheit des Kaisers und Königes ausbrachte, machte den Beschluß.

Um halb sieben Uhr Abends sah man die Kuppel von St. Peter erleuchtet, und zugleich, was sonst bei dieser Beleuchtung nicht der Fall war, die Façade, die Zwischenräume zwischen den hohen Säulen, und die Arkaden oder sogenannte Colonata, mit Laternen beleuchtet. Starke Truppenkorps sorgten für die allgemeine Sicherheit, und in einer vorgeschriebenen Zeit durfte kein Wagen fahren. Vieles Volk versammelte sich. — Um 1 Uhr in der Nacht wurde der über alle Beschreibung imponirende Effekt ins Werk gerichtet, wenn in einer halben Minute alle Laternen vor hellflammenden Fackeln verschwinden. Nie hatte man eine stärkere Fackelbeleuchtung von St. Peter gesehen, und diese sonst nur in der Regel am St. Peterstage gewöhnliche, jetzt in mehreren Jahren ausgebliebene Beleuchtung versinnlichte an diesem Kaiserfeste die große Katastrophe, in deren Folge das gewaltige Werk Michael Angelo's als Denkmal der alles, ja sich selbst besiegenden Zeit dastand. Mußt ertönte indeß auf dem Platze von St. Peter und vom Kastell, und die Stimmen der Gassenkoche Frittaroli, und derer, die Stühle oder Bänke auf erbauten Gerüsten für dieselben feilboten, welche bequemer das Feuerwerk sehen wollten, schrieen um die Wette — Erinnerungen des alten Roms zurück. — Um 10 Uhr wurde auf dem Kastell ein prachtvolles Feuerwerk abgebrannt, das mit der berühmten Girandola, die in vielen tausend Raketen u. s. w. besteht, endigte. Man gab sonst die Kosten eines solchen Feuerwerks auf 3000 Scudi an. Bemerkenswerth war im brennenden Feuer der kaiserliche Adler mit der Krone, und eben so der Stern des Ordens der Ehrenlegion mit seinem Bande. Nach dem Feuerwerke fanden noch auf mehreren Plätzen der Stadt kleine Beluſtigungen, aufsteigende Ballons u. dergl. statt, und ganz Rom war erleuchtet. Vorzüglich zeichnete sich die Beleuchtung vor dem Hause des Generalgouverneurs aus. Die Säulen an den drei Eingängen des Palastes waren mit weißem Papier und Kränzen umwunden. Festons schlangen sich von einem Fackelfuße zum andern, und ein goldenes N glänzte über jeder Thür.

Am 16 wurde um 5 Uhr Nachmittags eine Revue des verschiedenen in Rom anwesenden Militärs gehalten. Unter diesem war eine oder mehrere Kompagnien fliegender Artillerie, französische und neapolitanische Infanterie und Kavallerie, worunter auch die Gendarmes sich befanden. Das größere Interesse für die Zuschauer erregten die Kompagnien der römischen und aus Landleuten in den umliegenden Gegenden errichteten Bürgerwachen. Ungeachtet nur erst seit ein Paar Wochen von Errichtung einer solchen Miliz die Rede gewesen war, und immer nur von den Schwierigkeiten gesprochen wurde, welche die Sache fände, so standen doch plötzlich diese aus Römern, Albanesern, Velletranern u. s. w. bestehenden Truppen da. Die Landmilizen waren zum Fest in die Stadt berufen worden, und jeder erhielt eine tägliche Vergütung von vier Paul. Jedermann war erstaunt über den militärischen Anstand und über das in wenigen Tagen bereits gelernte Exerzyren dieser Truppen. Selbst der General Miollis hatte bei der ersten Revue in den schmeichelhaftesten Ausdrücken seine Zufriedenheit bezeugt, indem er den Bürgersoldaten eine Anrede hielt, welche Alle mit dem Ausruf: Es lebe der Kaiser! oder: Viva Napoleone! erwiederten. Der Generalgouverneur erschien auch bei dieser zweiten Revue von dem General der Gendarmes Rabet, und andern Generalen und Offizieren oder Adjutanten der Generale, begleitet. Die Villa war mit zahllosen Zuschauern angefüllt. Am Abend war bei dem Generalgouverneur großes Konzert und zahlreicher Ball, der bis um drei Uhr des Morgens dauerte. So endigte sich dies dreitägige Fest, das jedem unbefangenen Zuschauer merkwürdig sein mußte, als auffallende Erscheinung einer andern Zeit, in welcher sich gleichsam eine neue Reihe von folgendem Wechsel der Dinge anfündigte.

Zu frühe wäre es, den Schleier über das Detail über Kampf und Widerstreben im Einzelnen, Stimmung im Ganzen, Aussichten für die Zukunft u. s. w. aufheben zu wollen. Die Gerüchte

Digitized by Google

tragen ſich mit Sagen oder Lügen, die Leidenſchaften der Menſchen mit Wünſchen, die größere Noth vieler Einzelnen, welche wenigſtens augenblicklich jede Veränderung begleiten muß, mit Klagen unüber. Vieles künftige Verbeſſerungen an, noch mehreres läßt ſich hoffen; vieles iſt geſchehen, unendlich vieles bleibt übrig. Des Beobachters Blicke ſind hauptſächlich darauf gerichtet, wie der alte Geiſt der Geiſtlichkeit, der von jeher den Neuerungen feind war, ſich zu dem, was die Zeit oder die Umſtände einmal fordern oder zu fordern ſcheinen, ſich fügen wird, und welche Maasregeln ferner wie bisher Ruhe und Ordnung erhalten und die neue oder noch zu erwartende Ordnung der Dinge begründen werden.

Aus einem Briefe aus Rom, vom 18 Aug.

Schon vor dem Feſte erbeiten die ſämmtlichen Generale der verſchiedenen geiſtlichen Orden Befehl, ſich nach Paris zu verfügen, wohin bereits mehrere in Wagen, die ſie auf ihre Koſten miethen, von Militär begleitet, abgegangen ſind. Ihre Beſtimmung iſt unbekannt. Aus allem läßt ſich erwarten, daß noch bedeutende Dinge im Werke ſind.

In dieſen Tagen verreiſen die Deputirten der verſchiedenen Behörden, um dem Kaiſer ihre Dankſagung abzuſtatten. Ihre Päſſe ſind aufs Generalquartier ausgeſtellt; es iſt daher wahrſcheinlich, daß ſie nach Wien gehen. Nach andern Nachrichten ſollen ſie von dem Prinzen Borgheſe in Turin empfangen werden.

Zu großem Leidweſen für die Freunde der Kunſt und der immer mehr verſchwindenden Kunſtſammlungen des alten Roms ſind nun auch ſchon die beſten Stücke der Gallerie Borgheſe eingepackt. Die ganze Gallerie iſt von dem Prinzen Camillo Borgheſe der Mutter des Kaiſers überlaſſen worden. Mit dem lebhafteſten Schmerz trennen ſich die Künſtler Roms beſonders von den herrlichen Dominichinos, und dem über allen Ausdruck herrlichen Bilde der Grablegung Chriſti von Rafael. Rafael malte das Bild in Florenz, im einundzwanzigſten Jahre ſeines Alters, und hat mit goldenen Buchſtaben ſeinen Namen darunter geſetzt. Dieſes Bild war es, welches Rafaels Ruhm gründete, und veranlaßte, daß er nach Rom berufen wurde, um darauf die berühmten Arbeiten in den Logen und in den Stanzen zu übernehmen.

Die hieſige franzöſiſche Akademie hat in dieſen Tagen ihre jährliche Ausſtellung gemacht. Man bemerkt wegen ihres ſeltenen Fleißes einige ſehr feine Grabſtichelarbeiten und Kopien in Aquarel aus den Logen von Rafael, von einem Niederländer, Namens Meilenmeſſer. Auch befindet ſich bei dieſer Ausſtellung ein Portrait des Königes von Baiern, von einem jungen Tiroler Bildhauer, Namens de Carlis, und die ſchon durch anderweitige Anzeigen vortheilhaft bekannte Muſe, die ſich liebend zu dem Genius hinneigt, von dem verdienſtreichen baieriſchen Bildhauer Herrn Eberhard, welcher dieſe Statue für den Kronprinzen von Baiern in Marmor ausführt.

Daß die gegenwärtige Zeit den Künſten nicht günſtig iſt, weil der allgemeine Geldmangel das Intereſſe von den Künſten faſt gänzlich hinwegzieht, iſt leicht zu erachten. Indeſſen ſieht man doch von Zeit zu Zeit eine Ankündigung neuer Werke oder auch neuer Kupferſtiche. So erſchien in dieſen Tagen das erſte Blatt von einer Reihe von ſechs in Folio geſtochenen Blättern nach Pouſſin, Claude und Salvator Roſa, von Nicola de Antoni und Pietro Pardoni. Den Subſkribenten wird jedes Blatt um einen Scudo geliefert; nachher wird der Preis fünfzehn Paul ſein. Die Blätter werden von ſechs zu ſechs Monaten erſcheinen. Das erſte, nach Pouſſin, hat Beifall gehabt. Man adreſſirt ſich in Rom an die Handlung von Francesco Santis, Kunſthändler, in via de' Greci, Nro. 142, und von Nicola de Antoni, via Frattina, Nro. 3.

In dieſen Tagen hat man eine Menge deutſcher Soldaten, die bei Landshut und Regensburg gefangen wurden, hier durchgehen geſehen. Manche derjenigen, die aus Unwiſſenheit oder Leidenſchaft ſelbſt den wichtigſten Nachrichten von den Siegen der franzöſiſchen Armeen keinen Glauben beimeſſen wollten, ſind beſtürzt, ſelbſt aus dem Munde dieſer Fremdlinge, die doch am beſten wiſſen ſollten, was an der Sache geweſen, die Beſtätigung deſſen zu hören, was den Unterrichteten längſt bekannt iſt. So erzählte z. B. ein Böhme, daß fünf deutſche Regimenter von zwei baieriſchen bei Landshut gefangen worden ſeien, weil ſie faſt keine Offiziere gehabt und nicht gewußt hätten, was ſie thun ſollten. — Anſtatt ihre Verluſte zu verringern, geben ſie ſie faſt noch größer an, als ſie in den Bulletins angezeigt waren, und ihr Reſpekt für die überwiegende Macht, die Feldherrntalente und das Glück Napoleons iſt ſo groß, daß ſie, ohne es vielleicht ſelbſt zu wiſſen, ihm den Namen des Einzigen geben, indem ſie treuherzig verſichern, daß die andern alle Nichts gelten. Auch dieſe, die in ihren dürftigen Kitteln von der Donau kommend, nun nach Kalabrien wandern, gehören zum Detail des großen in ſeinem Ganzen unüberſehbaren Gemäldes der Zeit.

Variétäten.

Aus der Schweiz.

— * Ein ſtilles, glückliches Eiland ruht die Schweiz im ſtürmiſchen Ocean des europäiſchen Landerkrieges. Die vielbeneideten Einwohner, einſt Gegenſtand des allgemeinſten Mitleidens, kamen emsig wieder den zerrütteten Wohlſtand an, und ſegnen den mächtigen Vermittler, deſſen Huld ihnen dieſe Ruhe im Schirm der Neutralität gönnte. *Deus nobis haec otia fecit.* Der Neutralitäts-Cordon an den Grenzen, beſonders gegen Tirol und Vorarlberg, bewachte ſeine Pflichten mit lobwürdiger Strenge ſo, daß ſelbſt der Verläumdung kein Fleckchen übrig blieb, den nagenden Giftzahn anſetzen zu können. Auf den leiſeſten Verdacht hin wurden an den Grenzen Verhaftungen und Inquiſitionen vorgenommen, und mit einer Strenge betrieben, welche beweiſet, wie hoch die Schweiz das Glück der Neutralität achtet; und wie gewiſſenhaft ſie die Pflichten derſelben erfüllt. Nicht nur wurden alle Kornprodukte von einiger Wichtigkeit mit unverbrüchlicher Strenge bewacht, ſondern, vorzüglich auf der Grenze von Graubünden, ſogar Schweizern unterſagt, ihre auf deutſchem Boden angrenzenden Güter zu beſuchen, um jeden Verdacht zu meiden; ſelbſt die Einfuhren von Korn und Salz aus inländiſchen Gegenden, ja ſogar ein bekannter Arzt aus dem Vorarlberg zurückgewieſen, als er von einem ſeiner Patienten in Graubünden

Digitized by Google

um Hilfe ersucht worden war. Mit grösserer Selbstverläugnung kann kaum ein Staat seine Neutralität beobachten.

Unter verschiedenen Arrestationen, welche, bloß aus Argwohn gegen vermeinte Pulverausführung, vorgenommen wurden, machte die Besetzung des Klosters St. Luzi bei Chur das meiste Aufsehen. Es sollte nämlich von da aus Pulver ins Enadin verschickt worden sein, um es aus diesem Thale den Insurgenten zukommen zu lassen. Wirklich ward ein solcher Pulvertransport angehalten; die Mönche des Klosters, selbst der Bischof von Chur, unter dessen Diözese das Tirol steht, gerietben in Verdacht. Das Kloster und selbst die Stadt Chur wurden sogleich mit Truppen belegt, und die strengste Untersuchung veranstaltet. Es ergab sich zuletzt, daß die ganze Handlung von einem jungen, unerfahrnen Studenten im Kloster geschehen war, ohne daß seine unmittelbaren Obern, noch weniger der Klugt und gemäßigte Fürstbischof, darum wußten. Obgleich das Pulver, wie man sagt, nicht einmal für das Tirol, sondern für die Feierlichkeit eines fürstlichen, hohen Festes bestimmt gewesen, entlief dennoch der durch die militärischen Anordnungen in Schrecken gesetzte Student, und der Stadtmajestat von Chur, dem zuletzt die Untersuchung übertragen worden war, hat ihn nach aller Strenge contumaciaiter zitirt.

Eben so wurde ein österreichischer Offizier, Kommandant der Insurgenten des Vorarlbergs, der als geborner Bündner zum Besuch in sein Vaterland zurückgekehrt war, verhaftet, und nur erst entlassen, nachdem er sich durch Vorweisung der Pässe des k. k. österreichischen Gesandten in der Schweiz legitimirt hatte.

Diese und viele andere ähnliche Züge beweisen, mit welcher Behutsamkeit und Treue der eidgenössische Neutralitäts-Cordon seinen Zweck erfüllte; Züge, welche sowohl dem eidgenössischen Generalquartier, als auch der Landesregierung vom Kanton Graubünden zum wahren Ruhme gereichen, und die namentlich gegen Graubünden ausgestreuten Gerüchte beschämend widerlegen.

Im Innern der Schweiz herrscht die wohlthätigste Ruhe. Regierungen und Privatgesellschaften wetteifern, durch nützliche Anstalten die vaterländische Wohlfahrt zu erhöhen. Die Regierung des Kantons St. Gallen hat ein öffentliches Gymnasium, verbunden mit einem Pensionat, vorzüglich und zunächst für die Ausbildung der katholischen Jünglinge ihres Kantons gegründet, welches den 16 Oktober eröffnet werden soll, als am Erinnerungstage des heiligen Gallus, des Ueberers des Landes, der Bevölkerung und des sittlichen Zustandes in diesen Landesgegenden. — In Zürich hat die rühmlichst bekannte Hilfsgesellschaft ein Institut für arme Blinde errichtet, worin diese unentgeltlich für die menschliche Gesellschaft brauchbar gemacht werden sollen. Die Anzahl dieser unglücklichen beläuft sich im Kanton Zürich gegenwärtig auf 261 Personen. Die ganze Anstalt beruht auf freiwilligen milden Beiträgen von verwöhnenden Bürgern, und so oft die Hilfsgesellschaft bei ihren ruhmvollen Unternehmungen auf das Herz und den menschenfreundlichen Karakter der Zürcher zählte, hat sie noch nie fehlich gerechnet.

Aus England.

— Unter den seit den letzten Jahren in England verstorbenen merkwürdigen Gelehrten verdienen einige in diesen Blättern Erwähnung.

Dahin gehört I. B. Georg Savillo Carey. Er war der Sohn des Dichters Harry Carey, des Verfassers von dem weltberühmten Volksliede der Britten: *God save the King*. Der Mann, dessen Lied an allen Küsten, auf allen Weltmeeren erklang, lebte und starb arm, wie ein — Dichter. Man fand ihn einst Tages todt in seiner Wohnung zu London, und er hinterließ nichts, als einen einzigen „Halfpenny", den er in der Tasche hatte. Man preise doch also die Großmuth der Britten gegen ihre beliebten Dichter und Schriftsteller nicht allzusehr.

Sein Sohn Georg Savillo erbte die Talente seines Vaters, und dessen Armuth. Er war der berühmteste unsäglicher lyrischer Komposizionen, und verschiedener, nicht ohne Beifall auf den Londner Bühnen gearbeiteten, Schauspiele. „The Inoculator" und „the Cottagers", zwei Lustspiele, erschienen von ihm schon im Jahre 1766; aber „a Lecture on Mimicry" machte im J. 1776 auf den Bühnen die meiste Sensation. Einen großen Theil seiner vermischten Schriften hatte er schon im Jahre 1721 in zwei Bänden, unter dem Titel: „Analects in prose and verse" herausgegeben. Er starb im Sommer vorigen Jahres, vier und sechzig Jahre alt, am Schlagflusse, um einen Halfpenny ärmer, als sein Vater. Durch eine Subskripzion, welche seine Freunde zusammenbrachten, wurden die Begräbnißkosten für ihn gewonnen!

Im gleichen Jahre, zu Ende des Novembers, verlor England den Nestor seiner Literatoren, den Dichter James Brooke Esq. Er war noch einer der Genossen des schönen Zeitalters und der persönliche Freund eines Johnson, Garrik, Churchill, Wilkes, Lloyd, Murphy u. s. w. gewesen. Er hatte, nachdem Wilkes den „North Briton" aufgegeben, dies Journal redigirt; war ein Mann von ausgezeichneten literarischen Talenten, Kreuzzüger unsäglicher politischer Broschüren, Gesänge, Prologen und Epilogen u. s. w., die er aber niemals gesammelt hat. Er starb nach einer kurzen Krankheit, in seinem achtzigsten Lebensjahre.

Auch einen seiner fleißigsten Geschichtschreiber hat England im Juli des Jahres 1808 einzubüßt, nämlich den gelehrten Charles Mac Cormick, der zwar in Irland im Jahre 1742 geboren wurde, aber seit seinem achtzehnten Jahre größtentheils in England lebte. Mac Cormick ist Verfasser oder Uebersetzer vieler Werke, die jedoch meistens anonym erschienen. Von seinen plitorischen Arbeiten erwarben ihm „the History of Charles II" und „the Reign of Georg III", welches bis zum Jahre 1780 geht; ferner, die Fortsetzung von Rapins Geschichte von England, das Leben von Edmund Burke, der beredte Cicero u. a. m. einen rühmlichen Namen in der literarischen Welt seines Vaterlandes. Er hatte noch sehr interessante Materialien zu einer Historie von Irland gesammelt, die er in seinen späten Alter, unter Begünstigung vom Lord Moira, schreiben wollte. Unglücklicherweise bekam er die Wassersucht. Er starb 66 Jahre alt.

Unter den neuen Produkten der englischen literatur ist keines, welches besonders hervorragend wäre. Forens „History of the Reign of James II" beschäftigt noch immer vorzugsweise die Leserwelt. Alle Londner Journale, wenn sie gleich oft die Nachtäßlichkeit des Stils tadeln, stimmen doch darin zusammen, daß dieses Werk der Erwartung des Publikums und dem Ruhme des großen Staatsmanns, der es schrieb, vollkommen entspreche, wiewohl es bei Forens Tode noch nicht ganz zur Presse reif gewesen zu sein scheint.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 72. — den 9 September 1809.

Die Gesangbildungslehre, nach der Erfindung des Herrn Pfeiffer zu Lenzburg.

Schon seit geraumer Zeit wurden die Freunde der Tonkunst auf eine neue Erscheinung aufmerksam gemacht, welche durch den ehrwürdigen Pestalozzi, und noch mehr durch den als Tonseher und Künstler ruhmvoll bekannten Hans Georg Nägeli von Zürich, angekündigt worden war. Es betraf die von dem genialischen Künstler Hrn. Pfeiffer zu Lenzburg gemachte, und durch Erfahrung wirklich über jeden Zweifel erhobene, wichtige Erfindung einer Gesangbildungslehre nach Pestalozzischen Grundsätzen. Zwar nicht die Theorie der Gesangbildung selbst in ihrem ganzen Umfange, aber doch eine vorläufige Darstellung derselben, ist so eben von Pfeiffers kunstgelehrtem Freunde, dem trefflichen Nägeli, erschienen *), und diese gibt uns Anlaß, in diesen der Kulturgeschichte unserer Tage geweihten Blättern, über den Gegenstand selbst ein Wort zu sprechen.

Wie Pestalozzi einst im Unterwaldner Waisenhause zu Stans durch sein Unterrichten zahlloser, halbverwilderter Kinder auf die naturgemäße und darum einzig richtige Methode, Kinder reden und denken zu lehren, geleitet ward: so lernte der sinnreiche Künstler Pfeiffer zu Lenzburg beim musikalischen Unterricht der Jugend die Gebrechen der bisherigen Methoden kennen. Geführt durch Pestalozzi's Ideen, bahnte auch er sich einen neuen, einfachen und glücklichen Weg, und gelangte damit zu neuen und fremden Ansichten der Tonkunst selbst.

Solch ein Unternehmen ist der Aufmerksamkeit eines großen Theils aller gebildeten Zeitgenossen würdig. Pfeiffer wollte, wie Nägeli sich ausdrückt, eine Kunst, die in unserm Zeitalter ihre Wirksamkeit unter den mannigfaltigsten Formen und Verhältnissen so allgemein verbreitet, zu einem wichtigen allgemeinmenschlichen Bildungsmittel erheben.

Man kannte bisher keine andere Eintheilung des Gebietes der Musik, als diejenige in Melodie und Harmonie; keine andere Elemente der Tonkunst, als Melodie und Harmonie. Die Schöpfer der neuen Gesangbildungslehre sagen nun: Rhytmus und Melodie sind die Elemente der Tonkunst; Harmonie hingegen ist nur die Vervielfachung von beiden, also schon vermöge ihres Begriffs nicht elementarisch, sondern kombinatorisch.

Aber auch die beiden Elemente Rhytmus und Melodie müssen von einander gesondert, und dasjenige muß von beiden zum Ersten gemacht werden, vermittelst dessen das Kind bei seinem reinsinnlichen Leben pädagogisch aufgefaßt werden kann. Nicht daß das Kind sogleich mit voller Seele in der Musik schwebe und schwimme, ist die Absicht der schweizerischen Musiklehrer, sondern sie greifen vielmehr anfangs nur in sein Fleisch und Blut ein; sie bemeistern sich zuerst seiner Pulsschläge, ehe sie aufs Herz zielen. Ihre erste Aufgabe ist die bloße Erhöhung des Lebensprozesses, — das Wort in dem ganz flachen Sinn genommen, in welchem es z. B. in Hufelands „Kunst das menschliche Leben zu verlängern“ häufig vorkommt. Dies erste Ziel erreichen sie durch einen besondern Kurs, den sie mit dem Zögling in den rhytmischen Tonverhältnissen machen. — Jeder unserer

*) „Die Pestalozzische Gesangbildungslehre nach Pfeiffers Erfindung kunstwissenschaftlich dargestellt im Namen Pestalozzi's, Pfeiffers und ihrer Freunde von Hans Georg Nägeli.“ (Zürich 1809, bei dem Verfasser. 8. 76 S.)

Digitized by Google

Leſer, welcher nur eine oder alle von den bisherigen Muſiklehren durchblättert hat, wird von der Neuheit dieſes Verfahrens vollkommen überzeugt ſein.

Noch mehr, auch die bisherige Elementarlehre der Melodik an ſich betrachtet, war nicht ächt elementariſch. Sie beging mehrere Fehler zugleich, woraus der Uebelſtand hervorging, daß den meiſten jungen Sängern das Reinſingen ſehr erſchwert wurde.

Da es in dieſen Blättern nur darauf ankommt, das hiſtoriſch Wiſſenswürdige und wiſſenſchaftlich Neue, das die Tagesgeſchichte darzubieten hat, wo nicht beurtheilend vorzuführen, doch zur Beurtheilung hinzuſtellen: ſo müſſen wir Kenner und Liebhaber der Tonkunſt auf Nägeli's Proemium zur Pfeifferſchen Geſanglehre ſelbſt zurückweiſen, um zu erfahren, durch welche einfache Mittel die ſchweizeriſchen Muſiklehrer jene Fehler der Aeltern glücklich vermieden.

Da ſie nun alſo durch feſte Scheidung der Elemente das Kind von unten hinauf, und vom allereinfachſten an, bilden, ſo mußte es ihnen auch heller als andern Lehrern werden, welchen Werth die Muſik ſchon auf der unterſten Stufe habe, wo ſie nur noch wie ein Beſchäftigungsmittel einzelner Kräfte, auch der körperlichen, erſcheint? — Dies nennen ſie die niedere Gymnaſtik, oder die Tonkunſt unter dem Geſichtspunkt genommen, wie ſie gleichzeitig die Sinne des Geſichts, des Gefühls und Gehörs in Anſpruch nimmt.

„Rückſichtlich des Geſichtsſinnes" ſagt Nägeli, „könnte man uns einwenden, die Notirungskunſt, das zu Papier getragene Tonkunſtwerk, ſei etwas bloß ſchematiſches. Das iſt es auch. Es führt aber äſthetiſche Wirkungen mit ſich von ganz beſonderer Art. Unſere moderne, im Allgemeinen geſprochen, zu einer glücklichen Vollkommenheit gediehene Notirungskunſt ſtellt ein in der Zeit weit ausgebreitetes Tonkunſtwerk in einem engen Raume dar. Was nun der Muſikverſtändige ſo auf einer Blattſeite in einer Viertelsminute vollſtändig überſchaut, ſieht er nicht bloß; er ſchaut es innerlich an als repräſentirt durch den Gehörſinn. So ſtellt er ſich das Muſikwerk, ſelbſt ein Allegro, in zehnmal, ja zwanzig- bis dreißigmal kürzerer Zeit vor der innern Anſchauung dar, als es ausgeführt zu werden pflegt, oder der phyſiſchen Möglichkeit nach ausgeführt werden kann. Das iſt aber noch nicht alles. Er kann, indem er das Kunſtwerk auf dem Papier anſchaut, ſchnelle vielfache Vor- und Rückblicke thun, und ſo das Werk nach ſeinen kleinern und größern Theilen, nach ſeiner Eurhythmie, überſchauen. Daraus läßt es ſich erklären, wie der Muſiker — und dahin muß auf unſerm Wege überhaupt der Bildung auch kommen — an der Beſchauung der Partituren einen ſo unvergleichlich hohen Kunſtgenuß findet. Er befindet ſich in einem Zuſtande der Kontemplation, indem er an den künſtlich-verſchlungen durcheinander laufenden Rhythmen und den ſphäriſchen Melodien — was Vogler ſehr ingeniös Geſangſchweifung nennt — ſein Seelenauge weidet, welche würdig iſt, derjenigen verglichen zu werden, die bei einer äſthetiſchen Anſchauung des Firmaments das Gemüth des Gebildeten erhebt."

„Betrachten wir beim Geſange die Beſchäftigung der Stimmwerkzeuge (des Mundes, der Zunge, der Kehle) als Gefühls-Beſchäftigung, ſo müſſen wir uns überzeugen, daß dieſe Beſchäftigung ſehr mannigfaltig iſt, und wenigſtens indirekt-äſthetiſche Wirkungen mit ſich führt. Beim Spiel der Inſtrumente, am meiſten der Harfe, ſind die Wirkungen in hohem Grade äſthetiſch. Die Organiſation erſpielt ſich an ihren äußerſten Enden, den Fingerſpitzen, im Elemente der Muſik, gleichwie ſich der Baum an ſeinen äußerſten Enden, den Zweigen, im Elemente der Luft erſpielt."

„Wir wollen indeß annehmen, nur die Beſchäftigung des Gehörſinnes führe direkt-äſthetiſche Wirkungen mit ſich, wollen auch abſtrahiren von den indirekten Wirkungen der beiden übrigen, deren Beſchäftigung alſo lediglich als eine mechaniſche betrachten. Nichts deſtoweniger kommen wir auf ein wichtiges Reſultat. Weil drei Sinnen fortdauernd beſchäftigt werden, ſo erhält die Anſchauung des Bildlings überhaupt um ſo mehr Spielraum, und die Urtheilskraft wird beſonders aufgeregt. Er hört beim Abſingen der Noten von der Tafel oder vom Blatt, ob er richtig (die Tonfiguren und Verhältniſſe) geſehen habe; er fühlt — nicht etwa bloß als Spieler in den Fingern, ſondern auch als Sänger in der Kehle — ob er richtig geſehen und gehört habe; was er ſieht, hört und fühlt, muß coincidiren; entſteht augenblicklich eine Diverſion, wird in der Funktion eines Sinnes gefehlt, ſo geſchieht die Berichtigung alſobald vermittelſt der beiden übrigen. Kurz, in dieſer dreifachen Sinnenbeſchäftigung liegt die Quelle mannigfaltiger Selbſtanſchauung, Selbſtübung, Selbſtprüfung, ſo mannigfaltig, daß, wenn der höhern Gymnaſtik auch die Hilfsmittel der niedern zu Statten kommen, Muſik als Kunſtausübung von kaum zu berechnender Wichtigkeit iſt."

Der Mangel an wahrer Elementarbildung hatte zur Folge, daß die Bildung zur Tonkunſt bisher verworren, weitläufig, immer unvermeidlich einſeitig war, und faſt jederzeit individualiſirt zu werden pflegte. Was man ſchulmäßig lehrte ſeit Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag, der taktloſe Choralgeſang, verdient kaum den Namen einer Kunſtlehre, und diente wegen ſeiner Plumpheit und Unreinheit eben ſo oft dazu, den Sinn für die Tonkunſt zu erſticken, als ihn zu wecken. Neun Zehntheile aller diejenigen, die Muſik gelernt haben wollten, ſelbſt unter Meiſtern, waren bis jetzt dazu verdammt, ihre Kinder von ſchlechten Meiſtern individuell unterrichten zu laſſen, die weder vom Weſen der Kunſt, noch vom Weſen der Erziehung einen richtigen Begriff hatten. Daß es ſich ſo verhält, weiß die ganze Welt. „Nicht ſelten bringen ſie" ſagt Nägeli von dieſen Muſikmeiſtern, „noch durch ein wenig Modegurgeln und etwas mehr Scheinkunſt dieſen und jenen rechtlichen Kantor oder Organiſten, der nicht mehr ſcheint und ſcheinen will als er iſt, um ſeinen Kredit. Und doch weiß man hinlänglich, wie ſolche Erzieher ihre Kinder bilden. Ungeſchickter Anfang, verkehrter Fortgang, Verwirrung der Begriffe, Mißbrauch der Mittel, abgeſchmackte Wahl des Stoffes, leere Sichtung, leere Gefühlskultur, kein Endzweck — ſo iſt es überall. Anſtatt zu unterrichten, richten ſie ab; anſtatt zu beleben, belaſtigen ſie. Und was noch das heilloſeſte iſt, für den ſchlechten Unterricht, damit er nicht langweilig werde, wollen ſie immer nur entſchädigen durch frühzeitigen Genuß, durch den Genuß, der ohne Anſtrengung erlangt wird, durch den Genuß, der der Trägheit und Ueppigkeit ſchmeichelt. So ſind ſie die frühzeitigen Verführer und Verderber der Kindernatur. Solche Muſiker gehören ins Bierhaus — höchſtens ins Theater."

Als Gegenſatz verdient nun aber auch erwähnt zu werden, daß dasjenige, was beſonders Pfeiffer mit einer beträchtlichen Anzahl von Kindern in Lenzburg nach ſeiner Methode leiſtete, nach dem Urtheil der Kenner und Nichtkenner an Außerordentliche grenzt. Und die ſchweizeriſchen Geſangbildungslehrer ver-

Digitized by Google

dürfen daher nicht zweifeln, wenn sie sagen: „Unsere Behandlung der Rhythmik führt nebst andern Vortheilen den Vortheil einer solchen Genauigkeit im Ein- und Zusammentreffen mit sich, daß wir mit gleicher Leichtigkeit eine größere Anzahl Sänger, wie eine kleinere beschulen. Ja wir würden uns getrauen, mehrere Hundert zusammen in Einem Kurs mit Erfolg zu bilden, wenn unsere kleinen Schweizerstädte im Umfange des Alters von etwa drei (neun bis zwölf) Jahren eine solche Anzahl darbieten würden. Wir möchten thätige Erzieher und edle Künstler aufmuntern, den Versuch mit unserer Methode gleich bei ihrer Erscheinung an zahlreichen Klassen zu beginnen. Bei wöchentlichen drei Singstunden wird höchstens ein Vierteljahr verstreichen, bis sie die ersten Früchte unserer Methode vernünftlich genießen können. Künstler von unverfälschtem Sinn und keuschen Sitten können obnedin in keiner edlern Praxis leben, als indem sie um sich her einen Sängerkreis bilden, der ihnen die Genieprodukte ächter hoher Vokalkunst würdig aufführt. Jeder, der so der bildsamen Jugend seine Kräfte weiht, wird sich überschwenglich belohnt finden. Dann erst lernt er die Macht und Würde der Tonkunst ganz kennen, wann er dahin gelangt ist, den Chorgesang in seinen beiden Hauptgattungen, der polyphonischen (contrapunktischen) und der deklamatorischen, auszuüben. Er wird, wenn er noch nichts ähnliches kennt, über die Wirkung erstaunen, die eine Fugette von der Dauer einer Minute genau und richtig — oder die Chorstelle eines Rundgesangs von der Dauer einer halben Minute, rein und kräftig von seiner jungen Sängerschaar vorgetragen, hervorbringt. Mit Kindersinn wird er sich an ihnen erfreuen, und mit männlicher Lust wird er sie von Stufe zu Stufe bis zum Gipfel der Kunst hinaufführen."

Mit Begierde erwartet das musikalische Publikum also das Lehrbuch selbst, wodurch es allgemein möglich wird, daß überall die Kinder in Menge und gut unterrichtet werden können, und daß jedermann seine Kinder gut in der Musik zu bilden im Stande sei. So etwas Unerhörtes auch in diesem Verhreichen liegt, gibt das, was man in der Kinderwelt von Zürich und Lenzburg wahrnahm, doch den Muth, auch dies Ungewöhnliche mit Vertrauen zu erwarten.

Nicht minder wichtig für das musikalische Publikum ist eine andere Verheißung der schweizerischen Reformatoren der Gesanglehre, daß sie nämlich Schätze, die der Welt noch unbekannt sind, unvergleichliche Schätze deutscher Kunst, erst durch den Mund der Kinder der Welt schenken werden.

„Jene erste der beiden Hauptgattungen" — noch einmal führen wir hier die schweizerischen Kunstlehrer selbstredend ein, — „der polyphonische Gesang (worin die Stimmen im doppelten Contrapunkt selbstständig behandelt sind), hat schon vor mehr als einem halben Jahrhundert, zu einer Zeit, da die Poesie noch in der Wiege lag, zur Zeit der Gotschedianer, wo für Poesie galt, was jetzt nicht mehr dafür gilt, seine höchste Ausbildung erhalten; und wenn etwas den verehrungswürdigen, großen, ja riesenhaften Chorkomponisten jener Zeit an noch höherer Steigerung ihrer Kunst hinderlich war, so war es eben der embryonische Zustand der Poesie. Rhythmik der Poesie war damals noch gar nicht vorhanden, und die Reimkunst — allenfalls auch als Anklang der Rhythmik betrachtet — war durchgängig von der Beschaffenheit, wie sie sich in den zweihundertjährigen Liedern des lutherischen Gesangbuchs findet."

„Aber der Genius der Tonkunst hatte über den Vätern zum Heil ihrer Kinder so gewaltet, daß ihre Produkte auch noch auf die Bildung einer gebildeten Nachwelt unendlich großen Einfluß gewinnen mußten. Unsere Väter fanden die Lyrik da, wo auch wir ihren weltgeschichtlichen Ursprung herleiten, in der Bibel. Sie verteilen auf den Modettenstyl. Ihre Kirchenjahrgänge sind menschliche Großthaten. Das war eine herrliche Zeit, als so mancher deutsche Kantor oder Organist Jahr aus Jahr ein wöchentlich seine Domenica versertigte, um sonntäglich sein künstlerisches Priesteramt mit immer neuem Geiste zu verwalten! Mit welcher Weihe und Würde viele von ihnen jeden lyrischen Bibelspruch, jede Psalmstelle, in das Gewand der Musik, man möchte sagen wie eine Himmelsbraut kunstleideten, wird die Nachwelt, wird nun unser Zeitalter erfahren, wenn ihre erhabenen Werke endlich ins Leben übergehen. Und dafür werden wir sorgen. Wir werden unter den Schätzen deutscher Kunst, die uns zu Gebote stehen, dasjenige wählen, was nur das Zeitalter des neunzehnten Jahrhunderts, das nun so glücklich ist, in den Besitz einer Rhythmik zu kommen, auch von Seite des Wortausdrucks befriedigt, oder von uns so verändert werden kann, daß es befriedigt. Wohl können wir hier von Schätzen deutscher Kunst sprechen. Verehrt, gefeiert sind unsere Bache, weltberühmt unser Händel. Aber mancher ihrer Zeitgenossen wird erst durch uns, erst durch die Verbreitung der Gesangskultur, als Kunstgenie vom ersten Range der Welt allgemein bekannt werden. Unsere Ueberlegenheit über andere Nationen ist hier vielleicht größer, als in irgend einem andern Gebiete der Kunst oder Wissenschaft. Wie unendlich weit wir diejenige Nation, die uns am nächsten kommt, hinter uns zurückgelassen haben, hätten die deutschen Kunstgelehrten schon seit einem halben Jahrhundert sagen können, und vielleicht gern gesagt, wenn sie sich nicht gescheut hätten, ein eingewurzeltes Vorurtheil bei seiner Wurzel zu ergreifen. Was einzelne, in ihrer Kunstansicht übrigens unter sich sehr ungleiche Kunstgelehrte, z. B. Forkel, Schulz, gesagt haben, ist zu schüchtern ausgedrückt. Die Wahrheit lautet so: Marcello's Fugenkunst ist nur Stückwerk, Pergolese's Innigkeit monoton, Jomelli's Feuer nur ein Flackern, in Vergleichung mit der Gediegenheit, Kraft und Lebendigkeit, die in den Meisterwerken unserer Klassiker herrscht. Und wenn jemand glauben sollte, diese Meisterwerke wurden das Gepräge des frühern Zeitalters so tragen, daß zwar Gediegenheit und Größe unverkennbar, aber auch mit Gothizismus, mit Ueberladung und Schwerfälligkeit gepaart sei: so versprechen wir ihm nichts Geringeres, als daß er auch hier, was er am wenigsten sucht, die wahre Gratie kennen lernen wird. Denn wir besitzen solche klassische Gesänge, so fein und so zart, so lieblich und zierlich, daß er gestehen wird, nichts Graziöseres zu kennen, als ein fugirtes Allegro in syllabischem Gesang, oder eine melismatische Fugette aufgelöst in Kinderjubel."

„Wir betrachten noch die andere Hauptgattung des Chorgesanges, den wir den deklamatorischen nennen. Seine Eigenthümlichkeit besteht darin, daß der Hauptausdruck der Worte in die Oberstimme gelegt, die Mittelstimmen nur als Füllstimmen behandelt sind, und der Baß nicht selbstständig-cantabel, sondern nur die Harmonie begründend fortschreitet; wo mithin die Oberstimme auch allein durchgehends die Melodie führt. Auf diese Weise kann ein ganzes ausführliches Poem textgemäß — wie man zu sagen pflegt, deklamatorisch-richtig — in Musik wiedergegeben werden; was bei selbstständiger Behandlung der Stimmen, wo eine wie die andere die Melodie zu führen hat, kaum denkbar ist. Die Ausbreitung der Poesie kommt also dem Komponisten hier eben so sehr zu Statten, als sie ihm dort hinderlich wäre; ja sie

Digitized by Google

würde den Motettenstyl aufheben. Besonders aber erweitert die Rhytmik der Poesie dem Komponisten das Feld. Wie diese emporzublühen begann, mußte auf gleiche Weise auch die Vokalkunst neue Blüthen zeigen. Ein Blick auf die Geschichte beider Künste bestätigt dies; ihre Entwicklung ist hier gegenseitig verflochten. So trafen zuerst Ramler und Graun zusammen; so ist das Zeitalter Klopstocks und Voß's zugleich das Zeitalter Schulzens, Reichardts und Kunzens. Eine künstlichere, organischere Fügung der Worte mußte auch eine künstlichere und organischer accentuirende Betonung der Sprache herbeiführen; mußte Produkte der Dichtungs- und Gesangs-Einheit erzeugen, die man vorher nicht kannte."

Doch wir schließen diese Anzeige, der wir nur darum einige Ausführlichkeit gaben, weil der Gegenstand derselben für einen großen und achtungswürdigen Theil unserer Leser, wie für die Tonkunst überhaupt, von seltener Wichtigkeit ist. Es ist genug geschehen, wenn damit den Unternehmern der Reform in der Gesangslehre größere Aufmerksamkeit gewonnen worden ist. Mögen sie nun selbst bald auftreten, und die hohen Erwartungen rechtfertigen, die sie durch ihre Verheißungen anzuregen wußten.

Meteorologische Beobachtungen im Aargau. August 1809.

Monatstage.	Barometer.		Thermometer.			Schnee oder Regen.			Thau oder Reif.	Winde.		Nebel.	Himmels-Beschaffenheit.	
	Bei Sonnen-Aufgang.	Bei Sonnen-Untergang.	Bei Sonnen-Aufgang.	Nachm. 2 Uhr.	Bei Sonnen-Untergang.	Nachts.	Vorm.	Nachm.		Vorm.	Nachm.		Vorm.	Nachm.
	″ ‴ 10	″ ‴ 10												
1	27. 0 3	27. 0 3	+15	+20	+18	Regen	Regen	—	—	S. W	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
2	27. 0 2	27. 0 8	+15	+16	+15	Regen	Regen	Regen	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
3	26. 9 8	26. 9 2	+14	+17	+15	Regen	Regen	—	—	W.	W.	—	bewölkt	heiter
4	27. 0 1	27. 0 2	+10	+15	+11	Regen	R. Hag	—	—	S. W	N. W	—	bewölkt	bewölkt
5	27. 1 5	27. 1 1	+10	+17	+15	—	—	—	—	W.	N. O.	—	bewölkt	bewölkt
6	27. 0 4	26. 9 4	+ 9	+17	+15	—	—	—	Thau	S. W.	N. W.	Vorm.	heiter	heiter
7	27. 0 2	27. 0 3	+11	+14	+11	Regen	—	Regen	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
8	27. 1 1	27. 1 8	+ 9	+16	+15	—	—	—	—	W.	O.	—	bewölkt	heiter
9	27. 2 0	27. 1 5	+ 9	+17	+15	—	—	—	—	N. O.	O.	Vorm.	heiter	heiter
10	27. 1 9	27. 1 0	+10	+16	+ 5	—	—	—	—	O.	O.	Vorm.	heiter	heiter
11	27. 0 8	26. 9 2	+11	+21	+18	—	—	—	Thau	N. O.	W.	Vorm.	heiter	heiter
12	27. 0 6	27. 1 4	+14	+17	+15	Regen	—	—	—	N. W.	N. W.	—	heiter	heiter
13	27. 2 2	27. 1 8	+11	+20	+16	—	—	—	Thau	N. W.	O.	—	heiter	heiter
14	27. 1 7	27. 1 4	+13	+16	+15	—	Regen	—	—	W.	N.	—	bewölkt	heiter
15	27. 1 9	27. 2 1	+13	+16	+15	—	—	—	—	S. W.	W.	—	bewölkt	heiter
16	27. 2 4	27. 2 3	+12	+19	+16	—	—	—	Thau	N.	N. W.	Vorm.	heiter	heiter
17	27. 2 4	27. 1 9	+12	+20	+17	—	—	—	Thau	W.	W.	Vorm.	heiter	heiter
18	27. 2 0	27. 1 1	+12	+22	+18	—	—	—	Thau	W.	W.	Vorm.	heiter	heiter
19	27. 2 0	27. 2 5	+14	+23	+19	—	—	—	—	S. W.	W.	—	bewölkt	heiter
20	27. 2 6	27. 2 5	+15	+20	+17	—	—	Regen	Thau	W.	W.	—	heiter	heiter
21	27. 2 9	27. 1 4	+14	+19	+17	Regen	—	—	Thau	N.	N.	Vorm.	heiter	heiter
22	27. 2 2	27. 1 2	+14	+20	+16	Regen	Regen	Regen	—	W.	W.	—	bewölkt	bewölkt
23	27. 0 4	26. 8 2	+ 3	+15	+13	Regen	Regen	Regen	—	W.	W.	—	bewölkt	bewölkt
24	27. 0 0	27. 0 8	+11	+14	+13	—	—	—	—	W.	W.	—	bewölkt	heiter
25	26. 9 7	27. 0 6	+ 9	+11	+ 8	—	Regen	Regen	—	W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
26	27. 1 8	27. 2 9	+ 9	+14	+10	Regen	—	—	—	W.	N. W.	—	bewölkt	heiter
27	27. 2 7	27. 2 9	+ 7	+16	+13	—	—	—	Thau	W.	W.	Vorm.	heiter	heiter
28	27. 2 4	27. 2 1	+11	+17	+13	Regen	—	—	—	W.	W.	—	bewölkt	heiter
29	27. 2 9	27. 3 0	+11	+16	+12	—	—	—	Thau	W.	O.	—	heiter	heiter
30	27. 3 1	27. 2 3	+ 9	+14	+13	—	—	—	Thau	O.	O.	—	heiter	heiter
31	27. 2 0	27. 0 0	+10	+17	+15	—	—	—	—	O.	O.	Vorm.	heiter	heiter

Anmerkungen.

Die größte Hitze in diesem Monat war am 19. Das Quecksilber des Barometers stieg Mittags, frei an der Sonne hangend, + 36°. — Wie hatten im Anfang sehr Gewitter. Nämlich am 1 Morm. von 10 bis 11 Uhr nachts; Abends 9 U. fern. Den 11 Nachts von 9 — 11 U. nachts das Quecksilber des Barometers fiel vor und während dem Gewitter von 27″ 9‴10‴″ auf 26″ 9‴10‴″ hinab. Den 18 Abends 7 — 8 U. fern. Den 19 Abends 8 — 10 U. fern. Den 20 Nachmittags und Abends nah. Den 21 Abends fern. Den 22 Nachm. 4 — 6 U. nah.

*** Immer weiter und weiter entwickelten sich in diesem Monat die Abnormitäten, die im vorhergegangenen so deutlich bezeichnet, das Charakteristikum der Irritabilität in der Reproduktion ergaben. Die da gesehenen Diarrhöen bildeten sich immer stärker aus, und dauren höres, jetzt nicht nur beim kindlichen Alter, sondern auch bei mehr bejahrten Personen, störet in wahre Ruhe über. In der ganzen Schweiz hörte man daher, doch nirgends allgemein, Klagelieder über diese Krankheiten ertönen, und besonde durchstehends, besonders im östlichen und südlichen Theil derselben, wurde allgemein beobachtet, daß die Organe der Gallenabsonderung leicht in Mitleidenschaft gerathen, oder daß vorhandene Gingeweidewürmer, wenn auch nicht eine gesährliche, doch eine die Heilung sehr verzögernde Verwicklung des Uebelbefindens bildeten, wobei also nur solchanzte abführende und wurmwidrige Mittel sich hilfreich zeigten, und die manchen Hellkünstler, der noch vor wenigen Jahren der Erregungstheorie unbedingt huldigte, jetzt wohl dahin führen könnte, ein eben so unbedingter Anhänger von Stolls Lehre zu werden, weil er nur dieselben Kuren jetzt zu behandeln Gelegenheit hat, die dieser, ein Zimmermann u. s. o vorrerflich und beschrieben.

Doch will man auch, und namentlich im südlichen Theil der Schweiz bemerkt haben, daß da, wo man vorhandene Diarrhöen zu wenig beachtete, oder zu sehr schwächend behandelte, sehr bald, und namentlich bei Kindern, die Sensibilität in vorzügliches leiden geriert, und wo demnach von keiner weniger, als von der austerenden oder schwächenden Methode, Hilfe erwartet werden konnte.

Neben diesen nationalen Krankheiten wurden in den Kantonen Bern, Solothurn, Luzern und Aargau mehrere Scharlachfrieseln, an diesen Leiden affen auch ein einfaches Friesel, im Kanton Schwyz und Unterwalden mehrere Wechselfieber, und in ganz Helvetien, doch nur sporadisch und meistens erst nach dem in der Mitte dieses Monats eingetretenen Regenwetter, Entzündungen des Halses, der Brust, der Augen, und Rheumatismen beobachtet.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 73. — den 13 September 1809.

Ein Spazlergang in den Alpen der südwestlichen Schweiz, im Sommer 1809.

(An den Herrn Geheimen-Rath von Jttner, Kurator der Universität Freiburg im Breisgau.)

Bülle. — Trappisten und Karthäuser. — Gegnostischer Bau der Schweiz.

— — Auser einem Duc de Corigliano, der von Bern bis Bevay alle Wirthshäuser mit uns theilte, begegneten wir diesen Sommer wenig fremden Reisenden in der Schweiz. Die reichen Engländer, nach denen sich die Uferbewohner des schönen Genferlees so lange schon vergebens sehnten, sind noch immer vom Kontinent verbannt; die Franzosen, welche heutiges Tages en masse von einer Zone zur andern reisen, haben keine Zeit, an Promenaden in den Alpen zu denken, und den armen Deutschen ist bei der Menge der Gäste, die sie zu bewirthen haben, die Luft vergangen, selbst Gäste zu werden. Sogar die sonst zahlreichen Wallfahrten nach Yverdun und Hofwyl haben sich dies Jahr vermindert. Unser Duc übrigens schien auch nicht zur Zahl der Eintreffenden zu gehören; denn er sah, so lange wir ihn beobachten konnten, ausser den vier Wänden seiner Kutsche nichts, als die vier Wände seines Speise- und Schlafzimmers.

Das Städtchen Bülle im Kanton Freiburg, welches vor einigen Jahren fast ganz niederbrannte, erhebt sich, schöner als vorher, wie ein Phönix, aus seiner Asche. Aber noch liegen ganze Häuserreihen, halbe Straßen in Asche und Schutt. Wir hatten einige Versuchung, von hier aus Val Sainte, den stillen Zufluchtsort der Trappisten, zu besuchen, oder in La Part Dieu die Strenge der Karthäuser zu bewundern. Aber was man von ihnen erzählte, erregte mir so ehrfurchtsvolles Grausen, daß der Abstecher unterblieb. Man rühmte inzwischen überall ihre Wohlthätigkeit, ihre Frömmigkeit, und das benachbarte Landvolk scheint ihnen sehr zugethan.

Tadeln wir diese Heiligen nicht, die an den Quellen dürsten, und um der Zukunft willen voll sklavischer Gelassenheit den Seligkeiten des Lebens entsagen. Ach, mein Lieber, was thut der Mensch nicht seiner Idee willen!

Das Thal von Bülle, unter günstiger Beleuchtung, ist ein großes lebendiges Bild voller Milde, Anmuth und sanfter Erhabenheit. Die weit hinauf kultivirten Höhen senken in mannigfaltigen Abstufungen ihren grünen Teppich bis zu den steinigen Ufern des Jaun und der Sarine nieder. Im nahen duftigen Hintergrunde schweben die Gebirge von Greiers, und pyramidalisch steigen die Massen des Molisson in die Wolken. Und dort ruht, von finstern Tannenwäldern umringt, am Fuße des Molisson La Part Dieu, einsiedlerisch-kalt den freundlichen Dörfern gegenüber. Ungerührt vom ewigen Zauber der Schöpfungen Gottes, verschlossen in ihren öden Zellen, beten die Bewohner des Klosters, entbehren und leiden. Pulvis et umbra sumus! wie Ihr Mann mit der Dose sagte. — Es sollte mich gar nicht wundern, wenn in unserm unglückseligen Zeitalter voll Kriegsflammen und Barbarei die halbe Welt in die Karthause flüchten möchte; aber im stillen, heitern Thal von Bülle sollte sich jede Zelle in ein blühendes Heitersheim verwandeln.

Wenn ein Regenschauer gegen die Fenster unserer Kutsche schlug, und die Aussicht verschleierte, unterhielten wir uns über den Gebirgsbau der Schweiz. Die Hypothesen Rudolf Meyers von Aarau und Ebels wurden uns auf unserer Reise mannig-

Digitized by Google

faltig bestätigt. Als noch der Erdkern, eine unermeßliche Granitmasse, und nichts als dies, in dicker kometischer Atmosphäre unter seinen ungeordneten Elementen durch das Urändliche hinschwamm; als noch keine spätern Niederschläge von Kalklagern das Gerippe des Erdballs inkrustirt hatten; war der Punkt der Welt, welchen wir heutiges Tages die Schweiz heißen, ein großes granitisches Becken, ein Thal von ungeheurer Breite und Tiefe zwischen der hohen Alpenkette Graubündens und Wallis und dem Urgebirge des Schwarzwaldes. Auf den festen granitischen Boden senkten sich die Niederschläge des Flötzkalkes so sanft, wie der Schnee eines ruhigen Wintertages, daß sie alle Formen der darunter liegenden Urfläche, wie ein anschmiegendes Gewand, zwar verhüllten, aber nicht unkenntlich machten. Ich fand zwischen dem ältern Jurakalk und dem Alpenkalkstein des Molisson die auffallendste Aehnlichkeit. Aber alle diese Kalklager füllten das gewaltige Thal noch nicht aus. Es geschah durch den von den Wogen eines Weltmeers niedergewälzten Bergschutt, durch die Niederschläge von Thon- und Mergel- und Sand- und jüngern Kalkschichten, durch die ungeheure Masse dessen, was wir aufgeschwemmte Gebirge nennen.

Die Strömungen jenes Weltmeeres gingen bestimmt vom Süden gegen Norden. Dafür scheinen mir am lautesten die angehäuften Gebirgsmassen von Nagelfluе oder Geschieben zu zeugen, welche die ganze Nordseite der Alpenkette begrenzen, und zu immer kleinkörnigerm Sandstein werden, je mehr sie sich vom Urgebirge hinweg dem Halbmond des Jura nähern. Zwar bemerkt man auch an der Südseite der Alpen ihn und wieder Nagelfluеformation, jedoch in weit geringerer Masse. Eben so habe ich nie auf der Südseite des Jura anhaltende oder mächtige Lager von Nagelfluе oder Breccie aus Jurakalk, wohl aber häufig dergleichen auf der Nordseite des Jura wahrgenommen, wenn gleich nicht in solcher Mächtigkeit, wie zu den Füßen der weit colossalischern Alpen. Welch eine Zeit war dies, als noch das Weltmeer die Rippen unserer Gebirge wusch, die jetzt tief im trockenen Lande der Halbinsel Europa hervorragen; da der Ozean den Bernstein, welchen er seit einigen Jahrtausenden erst an den Gestaden der Ostsee absetzt, noch im Innern der Schweiz in den Schlamm der juraischen Mergellager einsprengte, wo ich ihn, bei Anlegung eines Stollens am Jura, ohnweit Aarau in den Flözen fand, 70—100 Schuh unter der Oberfläche der Erde!

Am Genfer-See.

Ich sage Ihnen kein Wort von dem blendenden Prachtbilde des Genferfees, umgeben von dem silber-grünen Kranze savoischer Gletscher und Alpen, und wie es sich immer wunderreicher vor uns entfaltete, je weiter wir gegen Vevay hinabstiegen. Wir flohen, so schnell wir konnten, das durch Rousseau's Heloise weltberühmte Städtchen, wo uns die Wirthstafel des besten Gasthofes den Duft fauler Krebse gewährte, da uns doch Edels Handbuch „treffliche Krebse aus dem See de Bray“ versprochen hatte.

Der See, alle Farben schillernd, ging hohl und hoch. Wir wandelten wohlgemuth gen Villeneuve, am malerischen Schlosse Chillon vorüber. Die schäumenden Seewellen brauseten an Felsen und Mauern empor, und schlugen oft über das Gemäuer und die Landstraße hin. Längs den entnebelten Alpen zog eine einzelne Regenwolke über den See, und goß, von der Abendsonne bestrahlt, seine Tropfen nieder, die uns Meillerie und St. Gingoulph, am jenseitigen Ufer, wie durch einen golddurchwirkten Schleier nur halb sichtbar werden ließen. Alles war, wie ein maiestätisches Traumbild, aus Jean-Paulischer Fantasie geboren; es rauschten aus dem Schlage der Wellen uns alle Töne, es strahlten alle Farben; alles war Bewegung, Leben; See, Gebirge und Wolken wandelten wunderbar durch einander. Eine reichere Vegetation grünte zu unsern Füßen. Wir waren in dem Lande, wo Rosmarin und Lorbeer will gedeihn; über uns von den Felsen herab rauschten Mahalebzweige, und das schöne Land des Ahorns mit Opulusblättern (acer opulifolium).

Es war wohl schon spät, als wir das Städtchen Aigle erreichten, und ein widerlicher Sprung aus dem herrlichen Tempel der Natur in ein schmutziges Wirthshaus, das sich mit dem Zeichen des Leidens Christi schmückte; aus dem Epos der Schöpfung in die platte prosaische Menschenwelt. Ein gemeiner Gaukelspieler, vermuthlich ein Savoiard, der die Gabe hatte, in Zungen zu reden (er sprach weder deutsch, noch italienisch, noch französisch, und doch verstanden ihn zur Noth alle drei Nationen), hatte das schaulustige Publikum von Aigle in einer geräumigen niedern Stube um sich her versammelt. Von Zeit zu Zeit erdröhnte das Haus von wiederndem Gelächter. Seine junge Frau tanzte geschickt, doch ohne Grazie, den Eiertanz, während er bald ein volles Glas im Reif schwang, bald mit Tischen und Stühlen equilibrirte.

Die Salinen von Ber. — Die Gips- und Salzlager der Schweiz.

Der Weg von Aigle nach Ber ist einer der anmuthigsten Spaziergänge. Oft beschatteten hohe Burgunder-Eichen (quercus cerris) unsern Fußsteg, die Suter in seiner Flora Helvetiens zu nennen vergaß. Dieser Eichbaum hat die Größe und Stärke der gemeinen Eichen, aber auch die Trägheit ihres Wachsthums. Ich zweifele gar nicht, daß er, forstmäßig in den Thälern der nördlichen Schweiz angebaut, sehr wohl gedeihen würde, ungeachtet er gegenwärtig daselbst nur, wie in Deutschlands Norden, in Gartenanlagen als Zierbaum prangt.

Das Unglück wollte, daß ich meinen Freund, den ehrwürdigen, kenntnißreichen Herrn Professor Struve von Lausanne, in Ber nicht fand, der die Stelle eines Generalinspektors bei den dortigen Salzbergwerken bekleidet. Er war schon seit acht Tagen auf einer mineralogischen Wanderung abwesend; Einige sagten zum Montblanc, Andere zum St. Gotthard. Wieviel verlor ich durch seine Abwesenheit! Inzwischen besuchten wir doch die Salinen und das Bergwerk; ehrenvolle Denkmäler von Berns Staatswirthschaft. Mit unnachläßigem Eifer läßt die Regierung des Waadtlandes noch immer den koldaren Bergbau fortsehen; denn die Salzquellen drohen von Jahr zu Jahr mehr Abnahme. Statt daß sonst an 20,000 Zentner Salz gewonnen wurden, erhält man gegenwärtig nur etwa noch 14,000 Zentner. Auch schien mir das Salz an Schönheit verloren zu haben. Die Abdampfung geschieht zu schnell; das Salz schießt daher nicht in regelmäßigen Krystallen an, sondern wird blättrig. Es kommt jetzt nur darauf an, wie es scheint, in kurzer Zeit viel Salz zu liefern.

Auf dem Heimgang von den Salinen machte ich zu Devens die Bekanntschaft des Herrn Thomas, des geschickten Pflanzenforschers, der schon mit dem großen Haller die Thäler und

Digitized by Google

Alpen des Hochgebirges durchzog, als dieser es unternahm, die Pflanzengeschichte seines Vaterlandes zu beschreiben. Sein Sohn widmete sich ganz der Botanik. Dieser hat zu Devens eine kleine, aber durch den Reichthum seltener Pflanzen merkwürdige Gartenanlage, worin jedoch, ungeachtet der Alpennähe, die eigentlichen Alpenpflanzen so gut kränkeln, als bei mir daheim im Garten. Sie sterben am Heimweh nach ihrer schönen, stillen Heimath.

Ich empfehle Ihnen die Herbarien des jüngern Hrn. Thomas. Sie sind mit schönen, wohl konservirten Exemplarien angefüllt. Von den seltenern der bei ihm verkäuflichen Schweizerpflanzen hat er einen Katalog drucken lassen. Das Hundert getrockneter Gräser, oder Moose, oder Kräuter u. s. w. kostet vierundzwanzig französische Livres. Ausserdem verkauft er auch Schlinge von Lärchtannen (Pin. Lar.), das Hundert zu fünf Liv., von Arven (Pin. Cembra) und Legföhren (Pin. Mugh.) oder deren Samen, das Pfund zu 6 Livres. Desgleichen liefert er die schweizerischen Gebirgspflanzen, die man zeitig bei ihm bestellt, im Herbst lebendig, von krautartigen Gewächsen das Stück zu 6, von holzartigen Gewächsen das Stück zu 12 Sous.

Es ist wohl möglich, daß die Gipslager bei Bex, in deren Nähe die gesalzenen Quellen aus der Thonschieferformation hervorgehen, eine gröbere Ausdehnung haben, als man glaubt. Sie sehen bestimmt nach Nordosten durchs Saanenland und Simmenthal bis zum Thuner See fort, wo sie in der Sandformation verschwinden. Verlängert man aber diese Linie in gerader Richtung, so stößt man wieder auf die Gipslager im Jura, bei Baden, Schinznach, im Sulzthal und auf der Stafelegg bei Aarau. Vielleicht sind selbst die gesalzenen Quellen, welche man bei Bex wie in den gipshaltigen Bezirken des Jura findet, von gleichem Salzstock stammend, der in unermeßlicher Tiefe, unter Kalklagern und aufgeschwemmten Gebirgen vergraben, der Nachlaß des Oceans sein kann, welcher einst die ungeheure Granitwanne zwischen den hohen Alpen und dem Schwarzwalde erfüllte. Ausser Salins im Jura, wo die Quellen alljährlich noch immer über 28,000 Zentner des schönsten Salzes liefern, ist nur die Quelle im Aargauischen Sulzthal daurwürdig, die dort, 127 Schuh über dem bei Laufenburg zu Tage gehenden Granit erhaben, aus Kalkklüften hervorbricht. Freilich gewährt diese, jetzt noch mit süßen Wassern stark vermischt, nur ein halb Prozent Kochsalz; aber doch hat man berechnet, daß aus ihr alljährlich gegen 8000 Zentner Salz in den Rhein fliessen.

Eintritt in die Alpen. — Verschiedenheit des Hirtenlebens in den französischen und deutschen Alpen.

In der Sonntagsfrühe, vom heitersten Himmel angelacht, stiegen wir an den Ufern des wilden Avençonstromes den Alpen entgegen. Der Weg führt durch eine reizende Wildniß, bis wo der Avençon über Felsstücke und Klippen einen malerischen Wasserfall bildet. Hier ruhten wir lange; ein siebenfarbiger Regenbogen strahlte unter unsern Füßen in dem aufsteigenden Gewolke vom Wasserstaub des Stromfalles. Einer unserer Führer erzählte, wie hier ein Mann aus dem Strom errettet ward, der, hinabgefallen, durch die Wuth des Wassers eine Viertelstunde weit fortgerissen war. Der Mann lebt noch, aber seine Errettung aus diesen Wogen und Klippen gleicht einer Fabel.

Dann gelangten wir durch einen schattigen Wald, wo von einem Felsenblocke die schwarze Lonicere, als sechs bis acht Schuh hohes Gesträuch, herabnickte, und die Salix dostata baumförmig sechszehn bis zwanzig Schuh hoch am Wasser wuchs, in der untern Alpen eine, Pondenens geheißen. Im Schatten der Tannen, vor den Sennhütten, hielten wir unser frugales Mittagsmahl, wie es uns diese gaben. Es ist ein heiteres Alpthal, unaufhörlich vom einförmigen Brausen des Avençon erfüllt und von hohen Felswänden umzäunt; neben und die schroffe Felsenwand des Grand Moveran, dessen Krone Schnee und Eis sind; rechts die kalte Säule vom Dent rouge, links der Berg Orchad, über welchen wir emporstiegen durch die Region der schönen Rhododendren in die Alp Lavara.

Hätte Rousseau jemals achtundvierzig Stunden lang in den Alpen gewohnt, er würde seine Einsiedelei während der Sommertage nirgends anderswo gesucht haben. In dieser stillen Welt wohnt der ewige Friede. Hier ist das feierliche Schweigen des Tages so erschütternd und begeisternd, wie in den Thälern das Schweigen der Nacht. Der Himmel glänzt mit dunklerer Bläue, die Erde mit tieferm Grün; die Luft ist leichter und reiner, der Odem der Pflanzen balsamischer; die Natur überall ernster, maiestätischer, rührender, einfacher, und doch nicht schmuckloser. Unser Fuß geht über streifenden Gewölken hin; unsere Hand pflückt Blüten an den Grenzen des ewigen Schnees. Hier quillen uns nicht die Menschen mit ihren wichtigen Kleinigkeiten; wir hören nichts von der Barbarei der Leidenschaften, und von dem Wahnsinn der Völker, die sich wechselsweise verderben und morden. Man wandelt dem Himmel nahe, der Erde entrückt, und die Einfalt und Stille der Natur durchdringt das Gemüth, daß es wird, wie sie.

Nicht, wie gewöhnlich in den deutschen Alpen, liegen hier im welschen Lande die Hütten und Ställe der Sennen zerstreut umher, sondern eng beisammen in einzelnen Gruppen, wie ein kleines Dorf. Noch mehr überraschte es mich, in diesen hohen, wilden Regionen, wo nur ein kurzer Sommer zwischen Stürmen und Schneegeklober lächelt, ganze Hirtenfamilien, Weiber, Töchter und Kinder, bei einander zu finden. Diese besorgen, wie daheim, die kleine Haushaltung, während Männer und Knaben den Tag über sich mit den Heerden in den weiten Einöden zerstreuen, oder Wildheu von den Felsen mähen, oder in den Hütten die Geschäfte der Alpenwirthschaft betreiben.

„Nicht halb so eifersüchtig sind bei uns die Männer in der deutschen Schweiz“ sagte ich zu einer Aelplerin, deren Hütte uns gastfreundlich aufnahm; „sie lassen die Weiber ohne Kummer daheim im Thal.“ — „Wir sind eben nicht schön genug, um Eifersucht zu erregen,“ antwortete sie mit schalkhaftem Lächeln, „aber die Männer lieben vielleicht auch plus de tendresse qu'en Allemagne.“

Die weißen Blumen der Dryas octopedala zitterten über dem dunkeln Grun des Alpengrundes, welchen, je höher hinauf wir an den Felsen über dem Hirtendorf umherklimmten, die meißen nordischen Weiden durchkrochen; die schöne Kleeweide (Sal. reticulata) mit dem runden Laube an purpurfarbenen Blattstielen; die alle Felsblöcke freundlich umspinnende Quendelweide (Sal. retusa) mit den schmalen, glänzenden Blättchen u. s. w. Nur einige Gentianen, Rhododendern und Alpenstrauchweiden (Sal. arbuscula) erhoben sich über die niedrige Vegetation. — Warum, mein Lieber, fehlten Sie mir?

Die ewigen Gletscher Savoiens strahlten rosenfarben aus Süden herüber. Schon längst lagen die Dörfer und Städte der

Digitized by Google

Thalwelt in nächtlichen Dämmerungen versunken; dann erst schied der letzte Sonnenblick von den Felszacken über unsern Häuptern. Wir kehrten zur gastfreundlichen Alphütte, wo uns die lodernde Flamme des Heerdes um sich versammelte.

Beim ländlichen Abendmahl tönte aus mäßiger Ferne Musik zu uns herüber. Hörner ließen sich hören und Klarinetten, und einer Pauke dumpfer Anschlag bezeichnete den Rhythmus. Wir erriethen es bald, das Konzert ward uns zu Ehren gegeben, und fast alle Einwohner des Alpendörfchens hatten sich um das Orchester zwischen den Felsen versammelt.

In den Alpen der französischen Schweiz belebt man fast überall die Einsamkeit schöner Sommerabende durch Musik und Gesang. Aber der Gesang dieser Aelpler und Aelplerinnen ist fast mehr als kunstlos, und auch aus zehn Kehlen meistens einstimmig. Auch sind es hier nicht, wie in den deutschen Alpen, die hohen, gewaltigen, tief aus der Brust hervorgerissenen Stimmen, welche den Wiederhall der Felsen so wunderbarschön zu wecken pflegen und vom Gebirge hinüber zum Gebirge klingen, sondern nur, wenn ich mich so ausdrücken darf, die gewöhnlichen Konversationstimmen. Der Hirtengesang in deutschen Hochgegenden, gewissermaßen den erhabenen Umgebungen verwandter, ist daher unendlich reizender. — Bei näherer Betrachtung des kleinen Orchesters entdeckten wir statt der Pauke einen Ankenkübel (Butterfaß), der, von Zeit zu Zeit auf die Erde geschoben, den dumpfen Paukenton ziemlich treu nachahmte. — Fröhlich zogen mit ihrer kleinen Belohnung die jungen Tonkünstler ihren Hütten zu.

Der Mond ging über die Firnen des Gebirges. Die Gipfel der Felsenthürme weit umher verschwebten in der glänzenden Dämmerung; die Gestirne hingen zwischen ihnen herab, wie funkelnde Blumenkränze. Das Alpenthal Lavara glich einer halbdunkeln unermeßlichen Säulenhalle, in der von Zeit zu Zeit, wie ein Geist, an den Felsen ein fahler Nebel entlang schlich.

Tradition in der Aly Boulaire. — Johannes Müllers literarischer Nachlaß, aus einem Schreiben von ihm.

Wir kamen in der Morgenfrühe zum Creux de Boulaire, der Vertiefung eines Alpenthals, reich an Pflanzenschätzen. Hier, so geht in diesen Gebirgen eine Sage, die wir aus dem Munde unserer Führer vernahmen, liegen die Leichname vieler Walliser begraben, welche in uralten Zeiten über die Alpen her ins Thal von Bex gestiegen waren, und die Heerden des romanischen Volks mit sich hinweggeschleppt hatten. Ihr Anführer war ein Zauberer, der auf einem grauen Maulthier, an der Spitze des Raubzuges voran, laut jauchzte, da Boulaire erreicht war. „Wer wird uns nun anfechten?“ rief er. Und in dem Augenblicke ward er vom Arm der Rache getroffen. Die Leute von Bex waren den Räubern nachgeeilt über das Gebirge, hatten ihnen, auf kürzern Wegen, den Paß verrent, und sie umzingelt. So wurden die Walliser alle erschlagen, und im Creux de Boulaire vergraben. Noch jetzt findet man dort zuweilen menschliche Gebeine.

Ich höre gern dergleichen Traditionen; die Schweiz hat ihrer in den verschiedensten Gegenden noch viele. Warum konnte Joh. Müller nicht seinem größesten Berufe, dem des Geschichtschreibers, ganz leben, und die sich vorgezeichnete Bahn im Vaterlande selbst vollenden! Viele jener Sagen, die nie sein Ohr vernahm, werden nun auch für die Nachwelt verloren gehen. Seine Geschichten der Eidsgenossen bleiben ein ewiger Torso, und werden es bleiben, trotz aller Ergänzer, deren sich genug finden dürften. Es ist eine vergebliche Hoffnung auf seinen Nachlaß. Mehr, als den fünften Band hat er nicht vollendet.

Da ich einmal von dem mir so theuren Mann rede, und jetzt die Erwartung auf den Nachlaß seiner Schriften so sehr gespannt ist, will ich eine Stelle aus einem seiner Briefe abschreiben, den er mir kurz vor seiner Reise von Berlin nach Kassel schrieb. Eine Epistole der Art werden Sie gern verzeihen.

„Nach der Erscheinung des fünften Bandes“ (der Geschichten der Eidsgenossen) schrieb er nämlich, „muß ich eine Pause machen, weil Manuskripte, die ich hier (in Berlin) nicht haben kann, mir nothwendig sind. Indeß werde ich, weil man das große Kleinod Preußens, den Ruhm Friedrichs, nicht vernachlässigen soll, meinen Auftrag in diesem Betreff erfüllen; oder wenn es jetzt nicht sein könnte, oder ich mich entfernte, meine Vorstellung der allgemeinen Weltgeschichte überarbeiten. Ich glaube, daß dieses Geschäft fünf Jahre erfordern wird. Die Fortsetzung der Geschichten der Schweiz wird davon abhängen, ob ich früher oder später die Möglichkeit finde, acht oder zehn Monate in der Schweiz selbst zuzubringen. Beides, diese und die allgemeine Weltgeschichte, möchte ich bis auf uns führen, aber die letzten zwanzig Jahre nicht bei meinem Leben erscheinen lassen. Experpirt habe ich in diesem Jahre (1807) mehr als je, um mich von der Gegenwart in die Vorzeit hinzuzaubern, das denn auch vortrefflich gewirkt hat. Nichts ist über einen festen Plan, einen großen Zweck; er füllt alle Stunden, zerstreut von allem und bringt bei allem Hin- und Herwerfen der Umstände ins Leben Einheit. Unser Reich, liebster Freund, ist glücklicher Weise nicht von dieser Welt; in so fern kann der Fall von Staaten an sich uns nicht afficiren.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Variétäten.

Aus Rußland.

— * Kasan, 23 Jul. Die dieser neue Universität in der nahen Heimath der Tataren ist zunächst noch dazu bestimmt, Lehrer für die zu der Universität gehörigen Gymnasien und Normalschulen zu bilden. Geht man von dem Gedanken aus, daß hier erst alles im Werden ist, so hat man Ursache, mit dem, was bisher geschah, sehr zufrieden zu sein, besonders da dem Unterricht auf den Vorbereitungsanstalten zur Universität noch vieles an Vollkommenheit abgeht. Am wenigsten ist dies jedoch der Fall mit der Mathematik. Drei Studium wird noch unter allen am meisten kultivirt. Vor ungefähr neun Monaten werden Sie in einigen deutschen Literaturzeitungen eine kurze und treue Uebersicht vom Etat der hiesigen Universität gefunden haben. Die Zahl der Professoren hat sich seitdem noch um einige vermehrt. Hr. Renner aus Göttingen ward Professor der angewandten Mathematik, Bolgt Professor der Philosophie, Wurtia Adjunkt der Chemie und Technologie, Müller Adjunkt der Geschichte. Erwartet wird noch Fink, Prof. der Jurisprudenz aus Göttingen.

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nr. 9.)

Digitized by Google

Intelligenzblätter
zu den
Miszellen für die neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 9. — den 13 September 1809.

Bei H. R. Sauerländer in Aarau hat die Presse verlassen, und ist in allen Buchhandlungen nun zu haben:

Landwirthschaftliche
Blätter
von
Hofwyl.

Herausgegeben
von
Emanuel Fellenberg.

Zweites Heft.
Mit acht Kupfertafeln.

Preis 1 fl. 12 kr.

Herr Fellenberg setzt in diesem Hefte vermittelst eines ganz einfach und bestimmt gezeichneten Umrisses seiner Zwecke, die Anstalten von Hofwyl in ein neues Licht, das in mancherlei Beziehungen interessiren wird. Die in dem gleichen Hefte vorkommende Deduktion der Studien des landwirthschaftlichen Instituts ist für jedermann lehrreich, aber besonders für den Kenner sehr interessant. Ferner befinden sich mehrere für die Praxis der Hofwyler Gewirthschaftungsart wichtige Angaben, die dem rationellen Landwirthe willkommen sein müssen, in dem landwirthschaftlichen Berichte dieses Hefts zusammengedrängt.

Nach diesem Berichte tritt Hr. Fellenberg in eine umständliche Beschreibung der Lokalitäten von Hofwyl ein, ohne die man den unglaublichen Detail, vermittelst dessen die Ausführung der Unternehmung von Hofwyl vorbereitet ward, niemals ganz lernen würde.

Diese Beschreibung ist von acht Kupferstichen begleitet. Da das Heft dadurch beträchtlich stärker als das vorhergehende geworden ist, so wird sein Ladenpreis um etwas weniges erhöht.

Am Schlusse dieses Hefts befindet sich Hrn. Fellenbergs Kritik des Hofmannischen Berichts über Hofwyl in einem Brief an Hrn. Thaer. Die Verhältnisse, in welchen diese Männer unter einander stehen, werden dadurch höchst befriedigend beleuchtet.

Anzeige für Jagdliebhaber und Militärs.

Da es der Wunsch mehrerer Liebhaber ist, aus der größern Beschreibung der Feierlichkeiten, welche den 6 und 7 Okt. 1808 zu Weimar und Jena statt fanden, die beiden kolorirten Abbildungen der Hirschjagd auf dem Ettersberge bei Weimar, so wie der Ansicht des Napoleonsberges am 7 Okt. 1808 bei Jena besonders zu besitzen: so zeigen wir hierdurch an, daß wir dies Verlangen erfüllt haben, und jedes dieser Kunstblätter nebst einer besonders gedruckten Erläuterung zu 2 Thlr. sächs. Kurrt. oder 3 fl. 36 kr. rhein., bei uns zu haben ist. Das größere Werk kostet 8 Thlr. sächs. Kurt. oder 14 fl. 24 kr. rhein. und ist in jeder guten Buchhandlung zu haben.

Weimar, im Juli 1809.
H. S. pr. Landesindustriecomptoir.

Bei Friedrich Wilmans in Frankfurt ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu 20 gr. oder 1 fl. 30 kr. zu haben:

Dr. F. H. M. Poppe
Lehrbuch
der
allgemeinen Technologie,
oder
Anleitung zur Kenntniß aller Arbeiten, Mittel, Werkzeuge und Maschinen in den verschiedenen Handwerken, Künsten, Manufakturen und Fabriken.

Das erste Lehrbuch der allgemeinen Technologie von einem Meister in seinem Fache, welcher den Beruf zu einem solchen Werke durch seine frühern Schriften hinlänglich erprobt hat. Ein Werkchen, das bei keinem Privatunterrichte und in keiner zweckmäßigen Lehranstalt in Zukunft wird fehlen dürfen.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Arnoldi, W., Julius von Werden. Ein komischer Roman, mit einem saubern Titelkupfer von Löwe. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Wildenow, D. C. L., Hortus berolinensis, sive icones et descriptiones plantarum minus cognitarum horti regii academici berolinensis. Fasc. VIII^us, cum tabulis aeneis XII coloratis, fol. maj. 4 thlr. 4 gr.

Schüppelsche Buchhandlung in Berlin.

So eben ist in unserm Verlage erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Der Held des neunzehnten Jahrhunderts, eine Apokalypse des siebenzehnten, od. die erfüllteste Weissagung neuerer Zeiten. Kommentirt und erläutert. 8. geh. 8 gr.

Digitized by Google

Der Leser, welchem es weniger um die Befriedigung einer frivolen Neugierde (obwohl auch diese hier keinesweges leer ausgeht), als um die Ansicht des Zeitgeistes im Großen zu thun ist, wird in diesem ausgezeichneten literarischen Produkte mit Vergnügen das sonderbarste Zusammentreffen der Fantasie mit der spätern Wahrheit selbst bis in die kleinsten historischen Züge, bemerken und nicht anstehen, dasselbe für ein ächt lusitanisches Bruchstück aus alter Zeit zu erkennen. Ueber die geistvolle Behandlung und Anwendung des Textes in dem beigefügten Kommentar erfahren wir uns hier der Lobsprüche, wenn wir gleich den ... Verfasser nicht nennen, sondern nur errathen lassen dürfen.

W. Heinrichshofens Buchhandlung in Magdeburg.

Bei Fr. Esslinger in Frankfurt ist in der letzten Messe erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Eschenmeyers, Dr. C., Lehrbuch über das Staats-Oekonomie-Recht 1r Theil. 8. 5 fl.

Friedrich, G., lyrische Gedichte mit Musik 8. 2 fl.

Folgende in obiger Verlagsbandlung erschienene Bücher werden bis zu Ende dieses Jahrs um den dabei bemerkten herunterqesetzten Preis erlassen, wofür sie durch alle Buchhandlungen zu bekommen sind. Nachher tritt der gewöhnliche Ladenpreis wieder ein.

Düperon, A., über Oktindiens neueste Handelsverhältnisse mit Europa und dem Französischen von J. C. Schedel. Zwei Theile. 8. sonst 4 fl. jetzt 2 fl. 45 kr.

Fischer, G., das Nationalmuseum der Naturgeschichte in Paris von seinem ersten Ursprunge bis zu seinem jetzigen Glanze. 2 Theile mit Kupfern. 8. 1803 sonst 7 fl. jetzt 5 fl.

Gruner, J., Versuch über Sicherungsinstitute. 8. 1802. sonst 1 fl. 45 kr. jetzt 1 fl.

Hefte, entomologische, oder Beiträge zur Kenntniß der Insektengeschichte. Zwei Hefte mit illuminirten Kupfern. 8. 1803. sonst 2 fl. 45 kr. jetzt 2 fl.

Herrenschwand, J. F. v., Abhandlung von den äusserlichen Krankheiten, zum Gebrauch junger Aerzte und Wundärzte. 4. 1802. sonst 5 fl. 30 kr. jetzt 3 fl. 30 kr.

Jakobs, A., ökonomisches Handbuch zur Beförderung des frühen Anziehens der Gemüse und Obkarten in Mistbeeten 8. 1797. sonst 2 fl. 30 kr. jetzt 1 fl. 48 kr.

Lefebure Abhandlung über die Augenentzündung mit Kupfern. 8. 1802. sonst 3 fl. jetzt 2 fl.

Magazin der neuesten merkwürdigen Kriegsbegebenheiten mit Beispielen aus der ältern Geschichte. 7 Bände. 8. 1796. sonst 14 fl. jetzt 10 fl.

Manderbachs Vorlesungen über die Bestimmung des Menschen zur Sittlichkeit. 1r Bd. 8. 1799. sonst 2 fl. jetzt 1 fl.

Nau, A. S., Geschichte der Deutschen in Frankreich und der Franzosen in Deutschland. 5 Englisch Druck. 8. 1796. sonst 12 fl. 15 kr. jetzt 8 fl. 30 kr.

Pabl, J. G., Geschichte der Partenopischen Republik. 2. 1801 sonst 2 fl. 15 kr. jetzt 48 kr.

Parrot, G. F., zweckmäßiger Luftreiniger theoretisch und praktisch beschrieben. 8. 1793. sonst 2 fl. jetzt 1 fl. 15 kr.

Pfeifer, F. v., Berichtigungen berühmter Staats-, Finanz-, Polizei-, Kammeral- und ökonomischer Schriften dieses Jahrhunderts. 6 Bände. 8. 1784. sonst 9 fl. jetzt 6 fl.

— — Grundriß der Finanzwissenschaft. 8. 781 sonst 1 fl. 30 kr. 1 fl.

— — Grundsätze der Universal-Kameralwissenschaft. 2 Theile. 8. 1783. sonst 6 fl. jetzt 4 fl.

Pfeifer, F. v., Polizeiwissenschaft. 8. 1789. sonst 3 fl. 30 kr. jetzt 2 fl. 30 kr.

— — Verbesserungsvorschläge über verschiedene statistische Gegenstände. 2 Bände. 1777. sonst 3 fl. jetzt 2 fl.

Rousseau, J. J., vom gesellschaftlichen Vertrage oder über die Grundsätze der Staatslehre. 8. 1800. sonst 1 fl. 30 jetzt 1 fl.

Salbern, J. v., Biographie Peters des Dritten. 8. 1802. sonst 2 fl. jetzt 1 fl. 15 kr.

Sokrates, Sohn des Sophroniskus, ein dramat. Gemälde mit Kupfern. 2 Bände. sonst 3 fl. 30 kr. jetzt 2 fl. 15 kr.

Theist, J. L., allgemeines theoretisch-praktisches Wörterbuch über die Bienen und die Bienenzucht. 4. 1805. sonst 6 fl. 45 kr. jetzt 4 fl. 30 kr.

Bei Joh. Fr. Weiß in Berlin, so wie in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands, sind nachstehende Werke für beigesetzte Preise zu haben:

Alexander in Indien. Tragödie nach Racine, bearbeitet von Chr. Schreiber. Nebst beigedrucktem Original. 8. 20 gr.

Belisar. Ueber den Unterricht der Blinden. Mit Kupfern. Von Dr. August Zeune, Direktor der königl. Blindenanstalt in Berlin. 8. Druckpapier 1 Thlr. 4 gr.
Auf holländisch Papier 1 Thlr. 12 gr.

Dramatische Beiträge zur Karakteristik der Zeit. 8. 1 Thlr. 4 gr.

Erzählungen von Wendelin Vollmar. 8. 1 Thlr.

Fischer, C. S., Untersuchung über den eigentlichen Sinn der höhern Analysis, nebst einer idealischen Uebersicht der Mathematik und Naturkunde nach ihrem ganzen Umfange. Nebst einer Kupfertafel. gr. 8. Druckpapier 20 gr.
Auf holl. Pap 1 Thlr. 4 gr.

Hotbii, L., Rigesis, Lectiones Aristophaneae. Edition. curavit Fridericus Henricus Bothe, maj. 8. 20 gr.
Auf Velinpap. 1 Thlr. 4 gr.
Auf Schweizerpap. 1 Thlr. 12 gr.

Lewejow, K., über den Antinous, dargestellt auf den Kunstdenkmälern des Alterthums. Eine archäologische Abhandlung. Nebst zwölf Kupfertafeln. gr. 4. 2 Thlr. 12 gr.
Auf Schweizerpap. 4 Thlr.

Neue Schauspiele vom Verf. der Lanassa. 18 gr.

Kosegarten, Ludw. Th., die Jungfrau von Nikomedia. Eine Sage aus der kirchlichen Vorzeit. Mit einem Titelkupfer und Vignette von Jury. 16. 12 gr.

— — Jukunde. Eine ländliche Dichtung in fünf Ekloqen. Neue verbesserte Ausgabe. Mit einem Titelkupfer von Golt. gr. 12. 1 Thlr. 12 gr.

Voß, J. v., Faxen der Zeit. 8. 1 Thlr. 20 gr.

Hoher Empfang würdiger Enholung des Monarchen bei seiner Heimkehr ins Brennenland. Neue unveränderte Aufl. 8. 16 gr.

Hirt, A., der Tempel der Diana zu Ephesus. Mit drei Kupfertafeln. gr. 4. Englisch Druckp. 1 Thlr. 20 gr.
Dasselbe auf Velinpap. 2 Thlr. 20 gr.

— — der Tempel Salomons. Mit drei Kupfertafeln. gr. 4. Englisch Druckpap. 1 Thlr. 20 gr.
Dasselbe auf Velinpap. 2 Thlr. 20 gr.

Ideler, Ludw., Untersuchungen über den Ursprung und die Bedeutung der Sternnamen. Ein Beitrag zur Geschichte des gestirnten Himmels. gr. 8. Druckpap. 2 Thlr. 16 gr.
Dasselbe auf Schweizerpap. 4 Thlr. 20 gr.
— — hopp. Holländisch 4 Thlr.

Köpke, G. G. S., Lustspiele des Markus Accius Plautus. Erster Band gr. 8. enthält folgende vier Stücke, wovon auch jedes um beistehenden Preis einzeln zu haben ist Druckpap. 1 Thlr. 20 gr.

Digitized by Google

Dasselbe auf Schweizerpap. 3 Thlr. 12 gr.

1. Der Goldtopf 10 gr.
2. Die Kriegsgefangenen 12 gr.
3. Das Kätzchen 8 gr.
4. Das Hausgespenst 14 gr.

Lektions- und Uebungstafeln für die ersten Anfänger in der lateinischen Sprache. 12 Tafeln Queroktav. Druckp. 18 gr. Dasselbe auf dopp. Holländisch 1 Thlr. 12 gr.

Materialien zur Vorbereitung auf Katechisationen über den biblischen Katechismus oder über ein anderes Religionslehrbuch. Erste und zweyte Lieferung. 16 und 24 Heft. 8. Druckpap. das Heft 10 gr.

Dasselbe auf holländisch Pap. 16 gr.

NB. Das Ganze erscheint in drey Lieferungen und sechs Heften.

Neumann, M., des Nikolaus Machiavelli Florentinische Geschichten. Aus dem Italienischen. Erster Theil. gr. 8. Druckpap. 1 Thlr. 12 gr.

Dasselbe auf dopp. Holl. 2 Thlr. 8 gr.

Symbolik durch Kränze und Kronen. Ueberbleibsel des in Königsberg als Manuskript mit dem neuen Schauspielhause verbrannten Wörterbuchs der Bildersprache. 8. Druckp. 12 gr.

Dasselbe auf holl. Pap. 18 gr.

Wolff, Fr., Britannien unabhängig vom Handel, oder Beweis, daß Nationalreichthum und Nationalwohlstand nicht aus äussern, sondern innern Quellen abgeleitet werden müssen. 8. 18 gr. Dasselbe auf Schreibpap. 1 Thlr.

Zeune, A., über Basaltpolarität. 8. Druckp. 10 gr.

Dasselbe auf Schreibpap. 16 gr.

Nach der Messe erscheint:

Gibt es Gegenstände des jugendlichen Unterrichts, welche durch die Natur unsers Vorstellungsvermögens bestimmt und vorgeschrieben, und daher dem Geiste so unentbehrlich sind, als Luft und Wasser dem Körper? Eine Abtheilung von E. S. Fischer, ordentlichem Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

In Kommission:

Vertheidigung des großen Cölln wider seine Todfeinde. Bei Gelegenheit des Meisterwerks: Wien und Berlin. Amsterdam und Cölln, bei Peter Hammer 16 gr.

Bei Friedrich Wilmans in Frankfurt a. M. ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Taschenbuch für Reisende

durch

Deutschland

und die

angrenzenden Provinzen,

enthaltend:

1) Eine genaue Postkarte;
2) die wichtigsten Postrouten;
3) alphabetisch geordnete Beschreibung der Städte, Poststationen und ihrer Umgebungen;
4) gemeinnützige Notizen für Reisende.

Von

J. B. Engelmann.

In Marocquin, als Taschenbuch gebunden u. auch zugleich als eine bequeme Brieftasche zu gebrauchen 2 Thlr. 16 g. od. 4 fl. 48 kr.

In der Gebauerschen Buchhandlung in Halle sind folgende neue Bücher erschienen und bei H. A. Sauerländer in Aarau zu haben:

Aeschyli tragoediae, quae supersunt ac deperditarum fragmenta. Recensuit et Commentatio illustravit Chr. Godofr. *Schütz*. Vol. I. Prometheus vinctus et Septem adversus Thebas. Editio nova auctior et emendatior. 8 maj 2 Thlr. 6 gr.

Auf Schreibpap. 2 Thlr. 12 gr.

Auf geglättetem Schreibpap. 2 Thlr. 18 gr.

Lektüre für Kinder. 8. 12 gr.

Reinhard, J. S., Rathgeber in der Schreibestunde, oder Aufsätze für Schulmeister in Knaben- und Mädchenschulen zum Vor-, Schön-, Recht- und Briefschreiben. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 9 gr.

Der Sonnabend zu Lindenthal. Ein Wochenblatt für den Bürger und Landmann. 26 bis 48 Quartal. 4. 1 Thlr. 12 gr.

Schulbibel, kleine, für Kinder in Bürger- und Landschulen, von H. G. Zerrenner. Neue veränderte und verbesserte Ausgabe. 8. 12 gr.

Ueber die Einrichtung höherer Bürgerschulen, ein Versuch von C. C. Schmieder. gr. 8. 12 gr.

Zwintau, J. G., Rathgeber in der Rechenstunde oder Hülfsbuch für Land- und niedere Stadtschullehrer beim Unterricht im Kopfrechnen, besonders für solche Lehrer, die in ihrer Jugend keine Anweisung darin erhalten haben. 8. 12 gr.

Dieselben kurze Anleitung die neuen französischen Münzen des Königreichs Westphalen auf eine leichte Art im Kopfe zu berechnen und zu vergleichen, mit den hessischen, braunschweigischen, sächsischen, bildesheimischen, paderbornischen, münsterschen, preussischen und den deutschen Reichsmünzen, welche nach dem Konventions- oder Zwanzigguldenfuße geprägt sind. 8. 4 gr.

Das 125 Stück der Leipziger Literaturzeitung vom 17 Okt. 1808 enthält folgende Rezension unter der Ueberschrift:

Bildungsschriften,

in Beziehung auf den Geschlechtskarakter.

Wenn es nicht zu bezweifeln ist, daß bildende Einwirkungen jeder Art oft durch die Vernachlässigung der letzten, zum Theil physischen Grundsätze der zu bildenden Natur, vereitelt werden: so dürften insbesondere solche Schriften, worin der verschiedene Geschlechtskarakter gehörig berücksichtigt wird, am sichersten eine Anleitung zu entschiedener Wirksamkeit jener Einflüsse geben, und man wird verpflichtet sein, den in dieser Art verwandten Bemühungen, zu welchen insbesondere die in den nachfolgenden angezeigten Schriften gehören, eine vorzügliche Aufmerksamkeit zu schenken:

1. Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geschlechte, von Friedrich Ehrenberg, königlich-preussischer Hofprediger zu Berlin, zweite veränderte und vermehrte Auflage mit 1 Kpf. 407 Seiten. 8. 2 Thlr.
2. Der Karakter und die Bestimmung des Mannes, von Friedrich Ehrenberg, königlich-preussischer Hofprediger in Berlin. Ein Gegenstück zu den Verfassers Reden an Gebildete aus dem weiblichen Geschlechte. 426 Seiten mit 1 Kpfer 1 Thlr. 20 gr.

Beiden genannten Schriften ist bei ihrem verwandten Gegenstande dieselbe nähere Ansicht gemein, die in Rücksicht des

Digitized by Google

weiblichen Geschlechtskaraktere der Titel der erstern, eine Stelle ihrer kurzen Vorrede aber noch deutlicher erklärt: „Das Bild edler Weiblichkeit nach den Hauptzügen darzustellen, und ihre wichtigsten Bestandtheile sorgfältiger zu entwickeln, so daß daraus erkannt werde, was die veredelte Menschheit im weiblichen Karaktere sei" — war meine Absicht.

In gleicher Art wollte der Verfasser in Nr. 2 den

veredelten Mannskarakter

darstellen. Und beide Schriften zusammengenommen bilden nun in der That, als Darstellung des Geschlechtskarakteres beiderlei Art in seiner Veredelung, gewissermaßen ein Ganzes, mit welchem sie, in der Mitte sich haltend zwischen dem Anthropologisch-Ergründetern und Unmittelbar-Praktischen, und einerseits eine hier entdehrliche Tiefe, andererseits das vielgebaute Feld moralischer Allgemeinheit vermeidend, zur Quelle jener auf den Geschlechtskarakter besäglichen und daraus zu gründenden naturgemäßen und durchgreifenden Ausbildung geben, und in solcher Art eine eigene Stelle nützlichre Wirksamkeit einnehmen, um welcher willen sie allerdings eine gemeinschaftlichre nähere Anzeige verdienen, nachdem der erstern bei ihrer ersten Erscheinung 1806 in diesen Blättern nur flüchtig, wenn gleich mit verdientem Beifall erwähnt worden.

Hier geht nun der Rezensent die Reden ganz scharf beurtheilend durch. Diese ausführliche Rezension von eilf Columnen läßt sich indessen hier nicht aufnehmen, und man verweiset deshalb auf das obengenannte Heft der Literaturzeitung.

Was die der männlichen Jugend gewidmete Bildungsschrift Nr. 2 betrifft, so ist dieselbe in XVII Abschnitten folgenden Inhalts verfaßt:

„Grundzüge — männliches Selbstdenken, Menschen- und Weltkenntniß, Behandlung der Einbildungskraft, ästhetische Bildung, moralischer Karakter, das Handeln nach Grundsätzen, Entschlossenheit, Muth, Innigkeit, Ernst, Kraft, Gewalt über sich selbst, Enthusiasmus und Weisheit, Selbstgefühl, Wirkungskreis und Thätigkeit des Mannes."

Auch diese Schrift enthält reichliche Proben von richtigen Ansichten und trefflichen Gedanken, die ihr den Beifall begeünden, den Rezensent derselben nach ihrem Wesen und Geiste, auftichtig ertheilt.

Diese Schriften sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Bei J. J. Christen, Buch- und Papierhändler in Aarau, sind folgende zwei neue Kompositionen zu haben: Composition pour enlever les taches de rouille et d'encre du linge blanc. Diese Komposition hat die seltene Eigenschaft, die Rost- und Dintenflecke aus weißen leinenen und baumwollenen Zeugen, und ersterc auch aus echtem Nanquin, dieselben mögen auch noch so alt sein, ohne den allermindesten Schaden, vollkommen rein herauszuziehen. Das Fläschchen kostet 4 Bz. 2 kr.

Composition pour enlever les taches d'encre. Diese Komposition hat dingegen die Eigenschaft, die Dintenflecken aus den Stubenbödden und ungefärbten Mobilien vollkommen rein herauszuziehen. Das Fläschchen hievon kostet 5 Bz.

Zu jedem Fläschchen wird ein gedeucktes Avis gegeben, um dessen Gebrauch kennen zu lernen.

Jede Hausfrau wird mit vielem Vergnügen wahrnehmen, mit welcher geringen Mühe sie die Rostflecken aus aller Art Linzen und weißen Kleidungsstücken und Dintenflecken aus den Stubenböden herausbringen kann. Bei kleinen Bestellungen müssen Briefe und Gelder, sammt 1 Bz. mehr für die Schachtel zum Einpacken, franko eingesandt werden. Die Hauptniederlage dieser zwei Kompositionen ist in Aarau bei obengenanntem, an welchen man sich für gehörere und kleinere Bestellungen zu wenden hat.

Lettres sur Paris, ou Correspondance de M ††† dans les années 1806 et 1807. 12. (Heidelberg, chez Mohr et Zimmer) 2 fl. 20 kr.

Die ewig wechselnden Formen und Farben in diesem großen Weltpanorama bieten jedem neuen Reisenden von Sinn und Geist neuen Stoff zur Beobachtung. Auch hat ein jeder seinen eigenen Standpunkt, so wie seine eigene Sfäre, worein er sich am liebsten bewegt. Eine solche Eigenthümlichkeit empfiehlt auch besonders diese neuen Briefe über Paris; sie haben den leichten gefälligen Ton des Weltmanns und die anziehende Darstellung eines vielseitig gebildeten Geschmacks. Wenige Reisende hatten Gelegenheit oder schriftstellerische Gewandtheit genug, das höhere Leben in Paris mit seinen schimmernden Lokalfarben so treffend zu zeichnen, und noch wenigere wußten in diesen höheren Kreisen so viel Unbefangenheit des Urtheils und so viel Ernst für Kunst und Wissenschaft sich zu erhalten gewußt haben. Noch seltener mögen in einem Schriftsteller deutsche Bildung und deutsche Gemüthlichkeit mit französischer Eleganz sich so harmonisch begegnen, und hierin spricht sich der Karakter dieser Briefe am bestimmtesten aus.

Bei Fr. Wilmans in Frankfurt ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu 2 Thlr oder 3 fl. 36 kr. zu haben:

Annalen
der
Wetterau'schen Gesellschaft
für die
gesammte Naturkunde.
1r Band. 18 Heft. Mit vier Kupfern.

Ein merkwürdiges Phänomen! Eine wissenschaftliche Gesellschaft bildet sich, ohne höhere Unterstützung mitten unter Krieg und Kriegsgeschrei, verbindet sich mit den ersten Naturforschern aller kultivierten Länder, und legt dem Publikum hier die ersten Früchte ihres regen Strebens vor.

In der Ostermesse 1809 ist folgendes Werk erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gast- und Gelegenheitspredigten,
von
J. L. Ewald,
großherzoglich-badischem Kirchenrath und Prof. der Theologie zu Heidelberg.
Gr. 8. Auf sehr schönem Druckpapier 1 Thlr.

Diese Predigten des bekannten Verfassers suchten an Ort und Stelle zu wirken, Vorsäße, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen, zu benutzen, und zeugen von den Ansichten und Ueberzeugungen des Verfassers. Man redet nicht auf dem wahren Standpunkte, sie zu beurtheilen, wenn man sie betrachtet als Abhandlungen für den Verstand berechnet. Was sollten auch zu diesem Zwecke — Predigten vor sehr gemischten Auditoreen gesprochen? — Aber nicht leicht wird jemand darin das für christliche Religiosität waeme Herz des Verf. verkennen, wovon besonders die in Basel gehaltene Predigt zeugt. Sprache, Daseinsmasse u. Tiefe der Seele sind indeß verschieden, je nachdem das Auditor. des Verf. war. In der letzten Predigt wird der aufmerksame Leser finden, wie ein Mann, dem das Denken nicht fremd ist, und der die menschliche Natur in sich und andern studirt hat, auf Ehrsuchtsthum geleitet werden kann, und unter gewissen Umständen geleitet werden muß.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 74. — den 16 September 1809.

Etwas über die Spuren unserer jüngst vernichteten Urwelt.

Ein Wunsch an Geognosten.

Daß unser alter Erdball kein sechstausendjähriges Kind mehr sei, sondern, während er seine Sternen-Rolle im Universum spielte, schon mehr als einen jüngsten Tag erlebte, davon liegen seit ungefähr einem halben Jahrhundert freilich die evidentesten Beweise zu Tage. Wenn der Erdball nicht dann und wann aus seinen Angeln gerückt, oder wenn nicht seine bevölkerte Oberfläche zuweilen mit einem neuen ungeheuern Kalkniederschlage inkrustirt und damit alles Lebendige verkalkt und vernichtet worden wäre, wer möchte heutiges Tages noch Professor der Geschichte sein, und mit seinem Gedächtnisse die Großthaten aller Helden von mehrern hunderttausend Jahren umfassen und bewahren? Die sogenannte „allgemeine Welthistorie" hat sich wenigstens schon zehnmal mit der Erde zugleich verjüngt. Nach Cuviers und Brogniards neuesten Untersuchungen scheint jegliches unsern Planeten umwickelndes Flözlager ein besonderes Kapitel der allzulang gerathenen Weltgeschichte zu sein. Für uns freilich sind, ich mag nicht einmal sagen, leider! die unsterblichen Thaten der Helden, welche Zeitgenossen der verkalkten Urwelten, des Paläotheriums und des Anoplotheriums waren, in der Nacht der Thonschiefer-, Kalk-, Gips-, Mergel- und Sand-Uebergüsse verloren.

Wer weiß, wie lange noch das neueste Kapitel der Erdballsgeschichte dauert, in dem wir die Ehre haben zu glänzen! Vielleicht wenn einmal ein übelgesinnter Komet zu nahe fährt, inkrustirt er unsere Erdrinde neuerdings mit Kalk- und Thon-Niederschlägen einige tausend Fuß hoch, — oder ein leiser Ruck in der Weltenuhr macht einen Punkt des Aequators zur Erdachse, und die erstarrten Pole zu tropischen Ländern, daß die erschütterten Weltmeere weit über uns und alle Gebirge wegschlagen, und die Gebeine der Kamtschadalen nach Neuholland, und die Knochen des Patagonen nach Stockholm waschen. Dann wissen die Adame und Even, die Deukalionen und Pyrrhen, welche die, Jahrtausende nach unserer Einscharrung, wieder begrünte Erdrinde bewandern und sich der schönen Natur erfreuen, so wenig von den Thaten und Faten unserer Alexander, Cäsaren und Friedriche, als wir jetzt von den Historien der letzt vergangenen, verkalkten oder vergipsten, oder auch nur verschwemmten Urwelt.

Man hat im vergangenen Jahre zu Bagnolet bei Paris in den erdigen Schichten, zwölf bis fünfzehn Schuh über dem ersten Gipslager, wieder einen versteinerten Palmbaum gefunden, demjenigen ähnlich, der zu Montmartre, ebenfalls zehn bis zwölf Schuh über dem Gypsflöz, früher schon gefunden worden. Vermuthlich, aber ich sage nur vermuthlich, ist dies dieselbe aufgeschwemmte Leimenformation bei Paris, dies Gemenge von Sand, Mergel und Thon, worin man schon öfters Knochen von Elefanten, Ochsen, Antelopen und andern Vierfüßern der beissern Zonen gefunden hat.

Eben so wurden im vorigen Jahre bei Osterode am Harz, und zwar kaum eine Stunde Weges von dem Platze, wo im J. 1751 die Knochen des Rhinozeros ausgegraben waren, angehäufte Massen von versteinerten Rhinozeros-, Elefanten- und Hiänen-Knochen (unter andern der fast vollständige Unterkiefer

Digitized by Google

einer alten, mächtig großen Hiäne) entdeckt. Diese versteinerten Gebeine lagen, was wohl zu bemerken iſt, ebenfalls über und zwiſchen den dortigen Gipsflözen in einem Mergellager, aber nur zwei Schuh unter der Oberfläche. — Man weiß durch den verdienſtvollen Naturforſcher Blumenbach, daß ſchon in der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts am Harz Knochen vom Ur-Elefant (Elephas primogenius) gefunden worden ſind.

Im Jurageb'rge findet man die Verſteinerungen gewöhnlich in der Nähe der Gipslager am gebäuſteſten; und unſern des Gipsflözes im Sulzthal fand ich voriges Jahr in einem Mergellager einen foſſilen Elefantenzahn.

Entweder herrſchte nun einmal in der jüngſt untergegangenen Urwelt über unſern vom ewigen Eiſe ſtarrenden Nordpol das heiße Klima vom Innern Afrika's, ſo daß die Magnaten der tropiſchen Thierwelt in den brennenden Fluren Sibiriens, Deutſchlands, Schwedens, Englands, Frankreichs, Nordamerika's u. ſ. w. ihr gemächliches Auskommen fanden; — oder ihre Kadaver wurden von einer ungeheuern Erzießung des Ozeans vom Südpol zum Nordpol hingefluthet. Immer ſcheint es aber merkwürdig zu ſein, daß die meiſtens verſteinerten Reſte exotiſcher Säugethiere in der Nähe von Gipslagern angetroffen werden. — Wäre dies Zufall, oder trug die Nachbarſchaft des Gypſes vorzüglich zu ihrer Konſervation bei? — Auch ſind ſie jünger als die Gipsformationen, denn gewöhnlich ſind die Ablager der foſſilen Knochen in Mergelſchichten über dem Gyps. — Es wäre zu wünſchen, daß unſere Geognoſten die Lagerſtätten ſolcher Petrefakten, beſonders auch das relative Alter dieſer Lagerſtätten aufs ſorgfältigſte zu beſtimmen, und die Lokalitäten der verſchiedenſten Länder mit einander zu vergleichen ſuchten. Dies fehlte bisher bei den meiſten Angaben von neuen Entdeckungen, und doch würde eben das ein wichtiger Fortſchritt zu einem Theil der Geologie werden.

Die Revolution, welche Palmbäume, Bambusrohr, Hiänen und Rhinozeroſſe, Elefanten und andere unbekannte Thiere der tropiſchen Welt dem Norden zuſchlemmte, iſt eine der allerjüngſten des Erdballs. Wäre das relative Alter dieſer Revolution nicht durch genaue, geognoſtiſche Vergleichungen der Lagerungen der aufgeſchwemmten Gebirgsarten zu entdecken? Solch ein Unternehmen wäre freilich nicht das Werk eines einzelnen Mannes. Aber wünſchenswerth wäre zu dem Ende, wie noch zu manchem andern großen Zwecke, die Verbindung der berühmteſten Geognoſten Europa's und Amerika's zu einer korreſpondirenden Geſellſchaft, die ſich ihre Erfahrungen mittheilte und publizirte.

Dem denkenden Manne iſt die Geſchichte des Sternes, welchen er im Weltall bewohnt, zuletzt ſo wichtig, als die Geſchichte der Inſekten oder Menſchen, die darauf umherkriechen. Ob wirklich an den Ufern des Rheins, wo jetzt Eichen ihren Schatten umherwerfen, in der letzten Urwelt unermeßliche Palmenwälder grünten, deren Reſte noch in der kölniſchen Umbererde mit Stamm und Nuß gefunden werden, wie Lamark zeigte, iſt dem Weltweiſen ſo intereſſant, als ein Schlachtfeld bei Thermopylä oder Wagram. — Waren dieſe Palmwälder Deutſchlands von gleichem Alter mit den Caoutchoubäumen, die jetzt nur vereinzelt in den heißen Ländern der neuen Welt blühen, und den elaſtiſchen Gummi ſchwitzen, deren Ueberreſte man aber im Jahre 1782 noch zu Caſtletown in England entdeckte, wo man den Caoutchouc neſterweiſe zwiſchen Schieferlagen 450 Fuß unter der Oberfläche der Erde fand? —

Niemals ſollte irgend ein Fündling aus einer oder der andern unſerer vernichteten Vorwelten angezeigt werden, ohne daß nicht immer, ſoviel es die Umſtände geſtatten, das geognoſtiſche Verhalten der darüber und darunter befindlichen Gebirgsarten und Lager mit angegeben wäre. Auſſerdem helfen dergleichen Anzeigen neu entdeckter Foſſile von fremden Geſchöpfen, Entdeckungen, die ſich faſt jährlich wiederholen, der Wiſſenſchaft wenig oder nichts.

Ein Spaziergang in den Alpen der ſüdweſtlichen Schweiz, im Sommer 1809.

(Fortſetzung.)

Die Vegetation an dem Pancrossagletſcher.

Durch einen kleinen Wald nordlicher Weiden, die höchſten Gipfel deſſelben ſpielten freilich kaum um unſer Knie, kletterten wir an ſteiler Halde zum Gletſcher des Pancrossaz empor. Zwiſchen ſchwarzbraunen Felszacken dehnte er ſeine glänzenden Silber-Ebenen neben uns aus. Heimtückiſch verſchlang er vor mehreren Jahren einſt in ſeinen verborgenen Spalten den noch lebenden Pfarrer von Bex auf der Gemſenjagd. Der Unglückliche ward gerettet. Sein Schickſal war darum keine Warnung für die Nachkommenden. So iſt die Geſchichte der Vorzeit immer die Lehrerin der Nachwelt, ohne ſie beſſern zu können.

Am Saum des Gletſchers, wo die Wärme des Bodens und der Auguſtſonne das Eis erſt ſeit wenigen Tagen abgeſchmolzen hatte, fand ich über der Felsplatte, die Wurzeln dürftig mit ſchwarzer Alpenerde gedeckt, die Krautweide (Sal. herbacea) noch ganz winterlich in unaufgeſchloſſenen Knospen, während ſie einige hundert Schuh tiefer am Gebirge ſchon in voller Blüte, und noch ein Paar hundert Schritte weiter hinab in Frucht ſtand.

Die höchſten Bergzipfel tragen keine andere, als nur perennirende Gewächſe, welchen eine mehrjährige Dauer Hoffnung gibt, einen ſchneeloſen Sommer zu erleben, in denen ſie ihren Vegetationskreis vollenden und durch ihren gereiften Samen das Geſchlecht fortpflanzen können. Oft ſind dieſe erhabenen Regionen nur vier Wochen, oft kaum vierzehn Tage vom Schnee und Eiſe befreit. Die Azaleen, Saxifragen und Weiden haben ihren Frühling und Herbſt im engen Raum eines Monats. Dann kehrt der Winter zurück und begräbt ſie für elf Monate, vielleicht für mehrere Jahre, unter einem Eis- und Schneegewölbe. Und dennoch leben ſie in dieſem vieljährigen Winterſchlafe fort, und erwarten das Wiedererſehn der Sonne, die ihr Gefängniß ſprenge.

Ich ſchnitt von der Krautweide nebſt ihrer feinen Erde, die den zarten tauſendarmigen Wurzeln feſt anhängt, eine Quadratſchuh-große Fläche ab, und ließ ſie durch unſere Träger mitnehmen. Noch ehe ſie mein Gärtchen zu Aarau erreichte, hatten ſich ihre Knospen aufgeſchloſſen in der Wärme des Thals, und die Blätter fingen an, ſich ſchon unterwegs zu entfalten. Vierzehn Tage nachher blühte ſie. Ihr ward der September ein Frühling. Ich bin neugierig zu beobachten, ob ſie bis zum erſten Schnee, vielleicht nur in einer Friſt von acht Wochen, Zeit genug habe, zu blühen, Frucht zu tragen, und neue Blattknospen für das folgende Jahr anzuſetzen. Davon erzähle ich Ihnen im Winter.

Digitized by Google

Die Oekonomie des Pflanzenlebens in diesen hohen Regionen iſt wunderbar genug. Die den Gletſchern zunächſt ſtehenden Gewächſe können kaum ihre Blüten öffnen, und der Winter überraſcht und vergräbt ſie wieder. So fand ich vielmals Weiden und Saxifragen unter dem ſich eben ablöſenden Schnee mit den Blättern des vorigen Jahres, die noch feſt und markig, aber wegen Mangel des Lichts, blaßgelb waren. Das Licht der Sonne hatte andere früher enteiſete Blättchen der gleichen Pflanze ſchon mit bleichem Grün gefärbt. So bewahrt erwärmend und nährend der Schnee ſelbſt in dem zarten Gewebe der Blätter das Leben, und ſpart es von einem Jahre zum andern auf, während in dieſen Regionen der fürchterliche Froſt alles andere erſtarrt und tödtet, und ſelbſt das Queckſilber feſt macht. Auch unter ihrer Eistinde hat die wohlthätige Mutter Erde ein warmes Herz.

Die mannigfaltigen Weidenarten geben den Botanikern viel zu ſchaffen. Dieſe Pflanzen, welche auf verſchiedenem Boden und bei verſchiedenem Stande ſo abweichend in ihren Größen und Formen werden, daß man eine und dieſelbe oft für ganz verſchiedene Arten hält, vermiſchen ſich nicht ſelten bei der Begattung ſo irregulär, daß aus den wilden Ehen ganz neue Baſtard-Arten entſpringen. Ich hatte am Paneyroſſaz Gelegenheit, darüber manche Beobachtung zu machen, die nur beſtätigte, was ich ſchon längſt im Thal bei den gemeinen Weiden vielmals erfahren.

Der Berſturz der Diablerets. — Eboulle. — Chemin neuf.

Steil über Felſen und große Schneefelder geht es vom Paneyroſſaz hinab zu den kräuterreichen Alpen des Anzeindaz, deren Hütten in einem Sibirien liegen — und dann nieder ins öde Thal Cheville, wo die Walliſer Alpen beginnen. Ein langes Gemäuer von aufgethürmten Steinen bezeichnet die Grenzen der Waadt und des Wallis auf dieſem Punkte.

Es kommt mir vor, als hätte ich niemals auf allen meinen Wanderungen in den Alpen eine ſchauerlichere und gefahrvollere Gegend erblickt, als die vom Thal Cheville unter den verwitternden Diablerets und am traurigen Derborenze-See hinweg bis faſt zur Kapelle des heiligen Bernhard jenſeits des Chemin neuf.

Hinter uns ſtieg gigantiſch eine ſteile, dunkle, mit großen Schnee- und Eisfeldern beſprengte Gebirgsmaſſe himmelwärts. Wir ſchauderten bei ihrer Anſicht; und doch waren wir von ihr herabgeſtiegen. — Vor und lag ein Thal, ein zwei Stunden langes Thal, angefüllt mit Felstrümmern und Steinmaſſen von ungeheurer Größe. Dies Thal war nichts anderes, als ein Keſſel von verwitternden, überhangenden, nackten, zerfallenen Kalk- und Thonſchieferbergen umfangen. Das Gebirge hängt ſo locker und in ſo fürchterlichen Maſſen über der Tiefe hin, daß man jeden Augenblick den Herabſturz eines Steinſtromes fürchten muß. Alle Jahre ſtürzen Berge ab. Das Thal iſt ſchon ganz mit den Trümmern der Diablerets überdeckt, deren zwei ſchreckliche Hörner von den Walliſern vorzeiten als das Portal der Hölle angeſehen worden ſein ſollen. Dieſe Bergruinen haben den wilden aus den Gletſchern ſpringenden Eiſerne-Strom zu einem anſehnlichen See emporgeſchwellt, zum Derborenze-See, der ſeinen Abfluß brauſend zwiſchen den Klippen des Thals ſucht. Man ſieht den Strom ſeltener, als man ihn hört. Es iſt zu berechnen, daß in kurzer Zeit die hohen, morſchen Kuppen der Diablerets ganz hinab ſtürzen werden. Ihr Fall wird wie ein Erdbeben ſein, und der Donner deſſelben im Wallis an der Rhone gehört werden. Zweimal ſchon im vergangenen Jahrhundert (in den Jahren 1714 und 1749) ließen ſie unermeßliche Felſenlaſſen fallen, wodurch ein Paar Quadratſtunden Flächenraums verſchüttet, ganze Heerden, viele menſchliche Familien und ein halbes hundert Alpenhütten zermalmt und vergraben wurden.

Alles trägt in dieſem Thale des Entſetzens die Spur der Verödung und Verwüſtung. Lauwinen verheeren um die Wette mit Bergfällen; und die zwiſchen den Bergen eingezwängten Orkane mähen tauſendjährige Wälder wie Halme nieder. Ueber dem Derborenze-See hing am Gebirge abwärts ein weitlaufiger Wald von Lärchtannen, wie eingeknickte Binſen oder verwitterndes Schilf, nieder. Ein Sturmwind hatte ihn umgeworfen.

Wir mußten zwei Stunden lang über den Steinſchutt zwiſchen den Felsblöcken hinwandern. Zur Zeit des Regens, wenn er nur einige Tage anhält, wagt ſich hier kein Aelpler durch, und die verwegenen Gemsjäger ſtehen zurück. Die hohl und weit über das Thal hin hangenden Felſen drohen ihren Sturz, und die Gewäſſer ſchwellen und ſchäumen durch den Schutt. Man ſieht die größten Steintrümmer da übereinander gehäuft, wo im Jahre 1714 neun Perſonen in einer Hütte zerſchmettert wurden. Jetzt grünt über den Ruinen ſchon wieder Lärchengeſtrüpp, die kriechende Alpenfohre (Pin. mughus) und der Vogelbeerbaum; weiter hinab weht der gemeine Cytiſus (Cytisus laburnum) und mit glänzendem Dunkelgrün des Laubes ſpinnt ſich wuchernd der Weidendorn (hippophae rhamnoides) um die bemoosten Felsblöcke. Nur ſelten erblickt man eine einſame Sennhütte zwiſchen dem grauſenvollen Schutte. Die Natur iſt ſchrecklich, aber der Menſch ſpottet ihrer Entſetzlichkeit um eine dürftige Hand voll Grafes.

Als der Weg durch die Trümmer der Diablerets geendet hatte, zog er ſich einer ſtundenlangen Bergſchlucht entgegen. Unſere Führer verbargen ihre Flinten, die ſie zur Gemſenjagd mit ſich genommen, unter einem Felsſtück, und legten mit geheimnißvoller Miene ein Kraut dazu, das die Flinten, wie ſie meinten, jedem Vorbeigehenden unſichtbar machen ſollte. Dann kamen wir zu dem berüchtigten Chemin neuf.

Dies iſt ein ſchmaler Fußpfad, oft kaum zwei Fuß breit, der dicht an einer Felſenwand über einem ſchwindlichten Abgrund entlang lauft. Der Felſen iſt faſt überall ſo jäh, daß man vom Wege empor ſeinen Gipfel über ſich erblickt, und eben ſo vom Wege hinab in finſterer Tiefe ſeinen Fuß erkennt, den die Liſerne umſchäumt. Oft geht der Pfad im feſten Geſtein eingeſprengt; oft nur über eine ausgewaſchene Lücke des Felſens, über welche die Hand der Vorübergehenden Baumäſte und Reiſer geworfen hat, ſtatt einer Brücke; oft über den lockern Schutt zerſtörter Schieferplatten, welchen aus einer Schlucht der zerriſſenen Bergwand bei regneriſcher Zeit ein Strom hervorgeſpült — ein Weg, der hier bei jedem neuen Regenguß verſchwindet, immer von neuem angebahnt ſein muß, und unter den Füßen des Reiſenden ausweicht. Zuweilen verdirgt aufwuchernder Gebüſch von Ahorn, Cytiſus und Buchen den Abgrund zur Seite; noch öfter lagert er ſich kahl, mit allen ſeinen Schrecken, vor dem Wanderer aus. Man ſieht dort unten die ſchäumende Liſerne, aber man hört ihr Toſen aus der fernen Tiefe nicht mehr. Die himmelhohen Felſen über des Wanderers Scheitel drohen früher oder ſpäter hermederzufahren — und jährlich löſet ſich vom Geſtein derſelben ab.

Digitized by Google

Jenseits der Tiefe steigt aus dem Abgrund, fast eben so senkrecht, wie die Felsenmauer, an der wir gingen, eine andere Bergwand, an welcher ebenfalls der schmale Streif eines Weges aus den Alpen zum Wallis hinlauft. — Wir sahen in der gegenüberstehenden Felsenmasse, an ihren schroffen, schwarzen Schieferplatten, von deren steilen Verflächungen alle Vegetation weggeschwemmt war, gleichsam das abgespiegelte Bild unserer Bergseite, auf der wir gingen. An ihr erst konnte das Auge berechnen, über welcher ungeheuern Tiefe wir schwebten. Vor wenigen Jahren erst war hier ein armer Mann hinuntergestürzt. Wir erreichten glücklich die Kapelle St. Bernhards.

Und vor uns lag in seiner ganzen romantisch-schönen Wildheit das anmuthige Wallis, vom Rhonestrom in weiten Zickzack durchschlängelt, mit seinen Dörfern, Städten, Schlössern, Reben, Wiesen — und gegenüber, schön beleuchtet, die hohe Alpenkette mit tausend Felsenthürmen, ewigen Schneefeldern und Gletschern.

(Der Beschluß folgt.)

Varietäten.

Aus Italien.

— Es geht mit dem Landbau im Königreich Italien unaufhaltsam so gut und so schlimm, als in manchen Gegenden Deutschlands. Die Gelehrten oder, wie sie lieber heißen wollen, Sigeonomen, schreiben fleißig über Veredelung der Viehkultur, machen die besten Vorschläge von der Welt, und die Landbauer lesen all die herrlichen Sachen — nicht. Die *Annale d'agricultura del regno d'Italia*, welche der Professor Re zu Bologna in einer mailändischen Buchhandlung herausgibt, das Beste der Art in Italien, hat in allem 300 Subskribenten, und muß, um auch nur diese festzuhalten, fast jährlich den Titel verwandeln.

Theils sind die italienischen Landwirthe zu träge, theils, wie gewöhnlich zu vollgespickt von Vorurtheilen, theils — und dies ist ein Hauptbindernis am Lesen guter Schriften — können sie nicht, oder nur zur Noth, lesen. Der Mangel des untern Schulunterrichtes für die mittlern und niedern Volksklassen macht die alte unwissenden perennirend. Die meisten Landgüter gehören reichen Edelleuten; diese geben ihr Land an Pächter aus, und bekümmern sich wenig um Vervollkommnung des Feldbaus.

Nur in den Departements von Olona, Crostolo, alto und basso Po und de l'Agogna schreitet die Landeskultur merklicher vorwärts. Der Klebau vermehrt sich jährlich; man raffinirt auf neue Düngerarten, kauft sogar den Ruß zum Düngen in hohen Preisen, und pflanzt Wolfsbohnen zum Unterpflügen. Hier und da hat man auch angefangen, Kraop und Waid zu pflanzen, der Tabaksbau ist, außer in Dalmatien, verboten. Eben so hat man angefangen, die amerikanische Erdnuß (*arachis hypogaea*) zu pflanzen, die in Deutschland nur auf Mistbeeten und in Treibhäusern gedeihen will. Auch noch in Norditalien ist diese ergiebige Südpflanze gegen die Kälte sehr empfindlich. Aber sie lohnt reichlich. Von vierhundert Quadratschuhen gewinnt man vierzig Pfund, und die Hälfte vom Gewicht der Frucht ist Oel, so köstlich, daß man sich desselben, statt des Kakao, zur Fabrikation der Chokolade bedient. Die Baumwollenstaude, welche im untern Italien so gut gedeiht, will ebenfalls in Norditalien nicht einheimisch werden. Der Same wird nie vollkommen reif.

Der Reisbau bleibt das sicherste. Er wird meistens mit großer Sorgfalt getrieben, doch erfordert er, wie bekannt, reichliche Wässerung. In manchen Gegenden des Departements de l'Agogna, wo es an Wasser fehlt, zahlt man für ein Wasser, das einen Zoll stark lauft (*una oncia*), welches man dem Nachbar abkauft, achthundert bis tausend Louisd'or! — Der jährliche Zins von einem Zoll Wassers beträgt achtzig bis hundert Dukaten. Es gibt Eigenthümer, die jährlich bloß aus ihrem Wasser gegen 100,000 mailändischer Lire Einkünfte haben.

Aus Holland.

— * Wir haben Krieg, einen langen, erschöpfenden Krieg. Wenn unsere vaterländische Literatur ehmals in der Fülle des Friedens keines autastrophen Aufschwunges fähig war, was darf man in diesen Tagen von ihr erwarten? Dennoch fehlts nicht an mancherlei literarischen Unternehmungen. Die vorzüglichste scheint sind, wie gewöhnlich, Uebersetzungen aus dem Deutschen und Französischen. So ist nun auch *le Chevaliers* Reise nach Troja, in den Jahren 1785 und 1786, in unserer Sprache erschienen; man arbeitet an einer Uebersetzung von Chateaubriands Martyrern. Sogar die schon in Deutschland wahrscheinlich vergessne „Comödia divina mit 3 Vorreden von Peter Hammer, Jean Paul u. s. w." hat ihren Dollmetscher gefunden. Auch unsere Journalistik gewinnt einen Zuwachs, so wenig dauerhaft auch derzleichen Unternehmungen in der Regel bei uns zu sein pflegen. Professor Bratana hat z. B. ein „rechtsgeleerd Magazijn" herausgegeben angeiangen, davon die ersten Stücke nicht ohne Beifall aufgenommen worden sind. Doktor Craanen hat die ersten Stücke von einem „Schei- en Huishoud-kundig Maagijn" herausgegeben, wodurch er bei strenger Auswahl seinem Vaterlande sehr nützlich werden kann. Originalaufsätze enthalten die ersten Hefte wenige. Der Zweck des Journals ist, die neuern Arbeiten der Chemie, anzuwandt auf Fabrikwesen und Haushaltungskunst, in Holland zu verbreiten. Ebenfal ist, wie man denken kann, dabei fleißig benutzt. — Der „Schoonvoeg van in- en uitlandsche Letter- en Huishoudkunde," welcher sich nun schon ein Paar Jahre in gutem Gange erhält, bietet unstreitig einen der vorzüglichen unserer inländischen Journale. Der kritische Theil, als der ärdrere, ist der bessere. Das „Mengelwerk" hingegen ist gewöhnlich äußerst dürftig, liefert vom Auslande nur wenige, und vom Inlande fast gar keine literarische Notizen. Vor kurzem sind auch Beleven over het Eiland Walcheren von Spreleveld erschienen. Der Gegenstand wäre für den jetzigen Moment vielleicht auch für das Ausland sehr anziehend. Lassen Sie sich aber durch den lockenden Titel nicht irre machen; es ist eine trockene, und nicht einmal immer mit Geschmack gemachte Kompilation. Mit dem vierten Stück des dritten Bandes hat der Professor Wyttenbach seine Bibliotheca critica geschlossen, worin er unter andern auch gegen die komische Philosophie einkarmal Feldzüge unternommen hat. Darüber blieb es nicht unangefochten, besonders da er oft in seinen Urtheilen viel Menschlichkeit zeigte. So kamis zu Federkriegen. Von Natur etwas Hadersüchtig, ehe ich kein Scharmützel liebte, als wenn sich Theologen aus theologischer Liebe in Acht und Bann werfen, Pädagogen, als Typen der Sittlichkeit mit einander rauten, oder Philosophen, diese ächten Tugend- und Weisheitsspiegel, einander höflichst zum Gelächter machen.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 75. — den 20 September 1809.

Miszellen aus Berlin.

Verwandlung des preussischen Militärs. — Finanz- und Schuldenwesen der Hauptstadt.

Berlin, den 4 Sept. 1809.

Die mancherlei Bewegungen im preussischen Militair und die rüstigen Vorbereitungen zu seiner Organisation haben einige Zeit allerlei Konjekturen veranlaßt, welche aber durch die Erklärungen, die von oben herab gegeben wurden, als auch durch die Zeit ihre Nichtigkeit verrathen. Die preussische Armee ist nach Versicherung wohl unterrichteter Personen, trotz der vielen Vorkehrungen, nicht stärker als 42,000 Mann, un wenn man hin und wieder Gelegenheit hat, zu sehen, welche Vorbereitungen erforderlich sind, diese Streitkräfte in gehörigen Stand zu setzen, so bekommt man erst einen eigentlichen Begrif von dem Verlust, den Preussen an seinen militärischen Streitmitteln erlitten hat, und wie sehr es durch einen kurzen unglücklichen Krieg von allem entblößt worden ist, was es sonst zu einer furchtbaren militärischen Macht stemelte.

Dem Beobachter mochte es indeß beinahe vorkommen, als wenn diese Krisis dem Wehrstand Preussens zuträglich sein dürfte, wenn das, was man Regeneration nennt, bei ihm erfolgen soll. In der That dürfte keiner, der das preussische Militär jetzt wieder sieht, das vormalige in ihm erkennen. Die steife Dressur, das um einige Jahrzehnde zurückgestandene gewesene Kostüm, alles dies ist verschwunden. Vorzüglich ist in Hinsicht der Lage der Soldaten eine ausserordentliche Metamorphose geschehen. Man sieht nicht mehr wie vormals Haufen abgezehrter und in Lazzaronentracht eingehüllter Krieger mit hungrigen, oft Galeerensklaven und Gaunern ähnlichen, Physiognomien an den Strassenecken stehen, um einen Verdienst oder — in dem Sinne der Beduinen — einen Gewinn sich zu erhaschen, ihre kümmerliche Existenz zu fristen. Das Ohr wird nicht mehr in dem Kreise unserer Soldaten von dem sich durchkreuzenden Jargon der aus allen Ländern und Gegenden zusammengetriebenen Fremdlinge gepeinigt, welcher eine wahre babylonische Sprachverwirrung anzustimmen schien. Man erblickt in den preussischen Soldaten jetzt einen gleichen und festen Stamm, und eine Menschenmasse, die, wenn sie in Reihe und Glied einhertritt, jedem Freude und Wohlwollen abdringt. Es herrscht bei Allen Gefühl für Reinlichkeit und Ordnung, sie schlendern nicht zwecklos und belästigend auf den Straßen umher, und man stößt auf keinen, der durch Schmutz und noch weniger durch ungebührliches Betragen von sich scheucht. Man merkt es auch, daß der Soldat an Achtung bei dem ordnungsliebenden Bürgerstand gewonnen. Man sieht jetzt häufig den Soldaten mit den wohlgekleidetsten Bürgertöchter anständig durch unsere besuchtesten Promenaden wandeln, und im Kreise ihrer Verwandten Theil an ihren Vergnügungen nehmen.

Daß durch diese Umstimmung des soldatesken Geistes viel Gutes selbst für den Staat in der Folge entstehen muß, wird keiner in Abrede sein. Es kann nicht fehlen, daß, wenn diese im Soldaten aufgeregte Stimmung für Nüchternheit und Selbstschätzung in die militärische Disziplin übergehen wird, der Soldat dereinst in dem Moment, wo er handeln soll, bestimmter und fester seinen Beruf von einer sittlichen Seite vor Augen haben wird, als es bisher der Fall war.

Es wird auch kein Mittel vernachlässigt, seine Gemüthlichkeit dazu vorzubereiten. Jetzt eben ist die ganze preussische Armee

Digitized by Google

begriffen, in verſchiedenen Gegenden des Staats Lager zu errichten, um ſie auf einige Wochen zu beziehen, wo allerlei taktiſche und ſtrategiſche Uebungen vorgenommen werden ſollen. Eines derſelben wird zwiſchen Schönberg und Wilmersdorf, eine kleine Meile von Berlin, erbauet, wozu der König 6000 Thlr. angewieſen hat. Die Berliner bekommen nun Gelegenheit, die preuſſiſche Lagerbaukunde mit der franzöſiſchen zu vergleichen.

So löblich die Sorgfalt geachtet werden muß, die der Staat jetzt auf das Militär verwendet, dört man doch hin und wieder viele Aeuſſerungen der Unzufriedenheit, daß dies auf Koſten der Rückſicht geſchieht, die der Staat auf die übrigen Theile der Verwaltung nehmen ſollte. Man vermeint nämlich, daß viele Summen, die wohl zuträglicher zur Herſtellung der Ordnung in den Finanzen und zur Unterſtützung nothleidender Staatsdiener und Inſtitute gebraucht werden könnten, bloß aufs Militär verwendet werden. Indeß ſcheint es, daß dieſe Tadler an etwas, das ihnen in die Augen fällt, ihren kritiſchen Scharfſinn üben wollen, denn ſonſt würden ſie wohl bedenken, daß durch Erſparungen gar nicht ſolche Summen zuſammengebracht werden können, wodurch Finanzen und Schuldenweſen der Regierung in Ordnung gebracht werden können. Solches kann nur durch außerordentliche Anſtrengungen der ganzen Nation bewirkt werden, und es ſcheint, daß die Regierung es für rathſam hält, dieſe noch nicht zu verwenden.

Es findet ſich nämlich eine bedeutende Kolliſion zwiſchen den Finanzen und Verbindlichkeiten der Regierung und denen der Stände und Städte. Beide haben Pflichten zu erfüllen. Wenn nun die Stände und Städte den ihnen genügen wollen, ſo haben ſie zu außerordentlichen Beiträgen die zu ihrem Arrondiſſement gehörigen Bewohner aufzufordern, und dann mag wohl die Regierung verbindert werden, zu außerordentlichen Abgaben die Unterthanen anzuhalten.

Es wäre aber vielleicht nicht unrathſam, auf die richtige Beantwortung der ſtaatsrechtlichen und politiſch-ökonomiſchen Frage einen Preis zu ſetzen: Ob die Regierung nicht früher ihre Verpflichtungen zu erfüllen hat, und ob, wenn die Regierung dies vermag, den Provinzen und Städten nicht die Mittel und Auswege, ihren Verpflichtungen zu genügen, erleichtert werden dürften? Ob dieſe Aufgabe im Königsberger Kabinet in Erwägung gezogen wird, läßt ſich freilich nicht beſtimmt entſcheiden. Allein ſo viel iſt gewiß, daß der neu inſtallirte Magiſtrat Berlins, der ſehr eifrig beſchäftigt iſt, die Finanzen der Stadt in Ordnung zu bringen, über die Anfragen und Bitten um Konfirmation gewiſſer Vorkehrungen, die er desfalls treffen will, von Seiten der Regierung mit dem Beſcheid ſehr hingehalten wird. Unter andern Anträgen des Magiſtrats liegt der Regierung auch jetzt eine Berlin betreffende Steuerverordnung zur Konfirmation vor, nach welcher von allem Vermögen, allem Einkommen von Gewerben und von allen Salairen ein- vor allemal eine Abgabe von vier Prozent entrichtet werden ſoll. Die Beſitzer von Staats- und ländiſchen Papieren geben die Steuer in der Valuta, die ſie beſitzen; die hypothekariſchen Glaubiger müſſen ſich gefallen laſſen, auf ſo viel, als ihr Beitrag ausmacht, einen Pfandbrief anfertigen zu laſſen. Es dürfte dadurch freilich eine große Summe zuſammengebracht werden.

Indeß iſt auch die Verlegenheit der Stadt ſehr groß. Jüngſthin hat ſie der Bürgerſchaft endlich ihre ganze finanzielle Lage vorgelegt. Berlin hat über ſieben Millionen Schulden. Von dieſen hat ſie über drei Millionen Obligationen zu fünf Prozent ausgeſtellt, zwei Millionen hat ſie durch gezwungene zinsloſe Anleihen zuſammengebracht, und auſſerdem iſt ſie nun noch zwei Millionen gegen Wechſel und dazu gegebenes Unterpfand ſchuldig. Die größte Verlegenheit macht der Stadt jetzt dieſe letzte Schuld von zwei Millionen, da ſie größtentheils dafür als Unterpfand Stadtobligationen gegeben, die nun, wenn ſie ſie nicht zu rechter Zeit einlöſen kann, von den Wechſelinhabern verkauft werden, und wobei ſie den Ausfall decken muß. Da nun die Stadtobligationen jetzt ungefähr zu fünfzig Prozent ſtehen, ſo dürfte die Stadt, wenn ſie ihr Unterpfand nicht einlöſen kann, dadurch in eine größere Schuldenlaſt kommen.

Gegen die freie Einführung aller Fabrikate des Auslandes mit einem Zmpoſt von 8 2/3 Prozent hat der Berliner Magiſtrat ebenfalls Vorſtellung bei der Regierung gemacht, in der Art, daß durch dieſe Prozedur unſehlbar den Fabriken ein großer Stoß verſetzt werden muß. Da nun in Berlin eine bedeutende Anzahl derſelben vorhanden iſt, ſo dürfte dieſe Stadt eben in ihrer kritiſchen Periode eine große Zahl beſteuerbarer Mitglieder verarmt ſehen, und daher an ihrem Ertrage verlieren.

Vor einigen Tagen iſt auch ein Publikandum des hieſigen Magiſtrats erſchienen, nach welchem von allen Geſellen eine monatliche Abgabe von ſechs Groſchen Courant abzutragen und zu erheben iſt. Man ſieht daher, daß bei bewandten Umſtänden der Regierung die Hände gebunden ſind, die Unterthanen zu einer auſſerordentlichen Steuer anzuziehen, und ſie ihren Verpflichtungen vermöge einiger Erſparungen und daher nur kärglich genügen kann.

Obgleich die monatliche Abtragung der Kontribution an Frankreich ſchon einige Monate in Rückſtand iſt, ſo ſcheint es doch auf Konvention mit der franzöſiſchen Regierung unterblieben zu ſein; denn es ſtehen mehrere Millionen bereit, um auf den erſten Wink als Kontribution abgeſchickt zu werden.

An zwei und vierzig Domänen hat die Regierung den kurmärkiſchen Ständen verkauft. Man will gewiß wiſſen, daß dieſe dafür dem Kaiſer Napoleon acht Millionen Thaler in Pfandbriefen ausgeſtellt und deponirt haben, welche in mehreren Jahren zahlbar ſind, und dadurch ein Theil der Kontribution, die die Regierung zu zahlen hat, getilgt worden iſt.

Es verlautet übrigens, daß höhern Orts ſchon die Verlängerung des General-Moratoriums beſchloſſen worden. Die Meinungen über die Vortheile und Nachtheile einer ſolchen Verlängerung ſind ſehr getheilt.

Nächſten Monat erwartet unſere Bürgergarde eine neue Organiſation. Wie man vernimmt, ſoll das Korps hinfort die beſtimmte Zahl von zweitauſend Mann bilden. Sie ſoll von allem Stadtdienſt frei ſein, und nur bei auſſerordentlichen Gelegenheiten als Garde gebraucht werden. Ihr zur Seite wird eine Bürgermiliz errichtet werden, von den Bürgern, welche nicht zur Bürgergarde gehören. Sie wird nicht uniformirt, ſie iſt aber verpflichtet, die nöthigen Stadtmachen zu beſehen.

Viel Aufſehen erregt die vor kurzem geſchehene Arreſtation des geheimen Raths Amelang, welcher ſich vormals durch Herausgabe des gegen den bekannten Prediger Schulze zu Gielsdorf unter Friedrich Wilhelm dem Zweiten wegen angeſchuldigter Heterodoxie verhängten Prozeſſes, wobei er Sachwalter des Beklagten war, bekannt machte. Er ſitzt im Kriminalgefängniß. Man weiß aber nicht beſtimmt, welche Vergehungen ihm zur Laſt gelegt werden.

Digitized by Google

Vor kurzem hat der Prinz von Oranien Berlin wieder verlaſſen, um ſich ins öſterreichiſche Hauptquartier zu begeben. Seine Gemahlin und Mutter bewohnen dieſen Sommer das Luſtſchloß zu Schönbauſen. Ihr Aufenthalt daſelbſt veranlaßt, daß die Berliner ſehr häufig dahin luſtwandeln.

Der bekannte Phyſiker und Aeronaut Profeſſor Robertſon iſt aus Petersburg hier angekommen. Er hat ein mechaniſches Theater eröffnet, das er auf dem Anſchlagezettel unter dem präziöſen Titel „Kynetozographie“ ankündigte. Er mochte wohl auch eine Luftfahrt hier anzuſtellen intendirt haben, denn er machte kurz nach ſeiner Ankunft bekannt, daß er des Vorhabens wegen Mangel an Vitriolöl aufgegeben. Auf dieſe ſeine Anzeige erwiderte eine unſerer Vitriolfabriken, daß ſie ſo viel Vitriolöl liefern könne, als man verlangen dürfte. Und nun iſt uns Hr. Robertſon noch die Gründe ſchuldig, die ihn veranlaßten, ſeine Luftreiſe einzuſtellen.

In Hinſicht der Literatur war die Erndte in unſerer Gegend ſeit kurzem eben nicht ſehr fruchtbar. Vom Kreisdirektor Hrn. von Lüttwitz iſt eine Broſchüre erſchienen, unter dem Titel: Ueber Kreditſyſteme, mit beſonderer Hinſicht auf das landwirthſchaftliche Syſtem in Schleſien. Sie erneuert den ſchon oft angeregten Vorſchlag zu einer Nationalbank. Obgleich der Verfaſſer ſich hin und wieder zu zuverſichtsvoll und entſcheidend ausdrückt, ſo enthält doch die Schrift manche lichtvolle Ideen, die vorzüglich in der Hinſicht berüchtigt zu werden verdienen, da ſie alle dahin tenditen, dem in unſern Gegenden ſich mit fröhnender Stirn immer mehr aufregenden Wuchergeiſt Einhalt zu thun. Eine andere Broſchüre: Was iſt die Freimaurerei, und was iſt von ihr zu halten? von Grävell, verdient in Hinſicht des Inhalts als auch ihrer Tendenz gar keiner Beachtung.

Mit unſerm Muſeum, das noch immer den trefflichſten Fortgang hat, iſt der Unternehmer, Hr. Werkmeiſter, im Begriff, einige Veränderungen vorzunehmen, die das Intereſſe des Publikums für dieſes Inſtitut noch vermehren wird. Es iſt bis jetzt der Sammelplatz der erſten Geſchäftsmänner und Gelehrten in allen Fächern, die dort in 170 Zeitſchriften und in den ihnen vorgelegten neueſten Produkten der Literatur die genügendſte Unterhaltung finden. Mit Wörterbüchern in allen Sprachen, Handbüchern über alle Gegenſtände des Wiſſens und einer koſtbaren Sammlung von den beſten und neueſten Landkarten, iſt es dis jetzt allmählig von dem Unternehmer ausgeſtattet worden.

Dem Stifter des Muſeums hat Berlin noch eine Kunſt- und Induſtrie-Anſtalt für feine weibliche Arbeiten zu verdanken, wo Frauenzimmer von Bildung, die die Publizität ſcheuen, in einem dazu eingeräumten Lokal ſeine Handarbeiten auslegen können. Sie hat den beſten Fortgang, und gewiß werden mehrere große Städte in dieſer Anſtalt ein Muſter zur Nachahmung aufgeſtellt finden.

Ein Spaziergang in den Alpen der ſüdweſtlichen Schweiz, im Sommer 1809.

(Beſchluß.)

Ein Blick ins Wallis.

Die ſüdlichen Halden des Gebirgs ſind kahl und wie verſengt; die Nordhalden im Wallis hoch hinauf bewaldet, und an fruchtbaren Alpen reich. Am Fuße der Südhalden gedeihen wildwachſend die Pflanzen des warmen Italiens, ſelbſt die Stacheleiege (Cactus opuntia) und der Granatenbaum (Punica granatum), deſſen Gebüſche an den Felſen von Valeria jedoch durch den letzten Winterfroſt ſehr beſchädigt waren; am Fuße der Nordhalden hingegen iſt die Vegetation faſt ganz dieſelbe, wie in der nordlichen Schweiz.

Die Hauptſtadt der Republik Wallis gewährt noch immer einen traurigen Anblick. Ueberall erblickt man, in Sions Straßen ſelbſt, Ruinen von Gebäuden, Erinnerungen an den großen Brand vom 24 Mai 1788. Die Stadt iſt übrigens, wie bekannt, mit Ruinen von alten Schlöſſern umringt. Armuth ſcheint einheimiſch. Unerleichtert und Trägheit geſellen ſich vielfach zu ihr. Sogar der fruchtbare Boden iſt an vielen Orten mit Nachläſſigkeit gebaut. Dafür iſt das Volk deſto frommer. Am Fuße des Valeria-Hügels wird jetzt, auf Koſten der Regierung, eine neue Kirche gebaut.

Die Geſchichten der Revolution und des grauſam geführten Krieges in Wallis ſind noch wenig bekannt. Ich habe dazu wichtige Beiträge geſammelt, die Entſetzen erregen, aber ihn mit dem Sammeln noch lange nicht am Ende. Auch iſt jetzt noch die Stunde nicht, daß von manchen Szenen jener Zeit der Schleier gelüpft werde. Aber dieſe Stunde wird kommen, und die Nachwelt mit Schaudern ihren Fluch und Segen ausſprechen. Der Nachruhm wird nicht vom Schwerd der Würger erzwungen; er gehorcht nur dem Griffel des Geſchichtſchreibers.

Die Walliſer haben um ihre Freiheit mit religiöſer Begeiſterung, mit republikaniſchem Heldenmuth, mit der rauhen Unbieglamkeit eines Bergvolkes gekämpft; die Geſchichte ihres Widerſtandes gegen die weltüberwindende Uebermacht iſt ein Blatt der ältern Schweizergeſchichte würdig, und vielleicht die rühmlichſte wenn gleich ſchrecklichſte Periode ihrer tauſendjährigen Annalen.

Das Volk iſt gegenwärtig mit ſeiner Lage und Selbſtſtändigkeit zufrieden. Es hat ſeinen Enkeln aus dem Schiffbruch der Verfaſſungen genug gerettet. Man ſegnet Napoleons Humanität, die freilich glänzend gegen den feigen Despotismus des ehmaligen franzöſiſchen Vollziehungs-Direktoriums abſticht. Das einzige, worüber wir klagen hörten, war die Laſt, welche dem Lande durch Stellung eines Bataillons in franzöſiſchen Kriegsdienſt auflegt. Da alle Soldaten dazu freiwillig geworben werden ſollen, und die Walliſer ungern in ausländiſchen Kriegsdienſt treten, muß eine Gemeinde einem einzigen Manne oft zwei- bis dreihundert Gulden Handgeld bieten.

Wir gingen, eh wir zu den Bädern von Leuk kamen, über manches Schlachtfeld, auf welches die Walliſer mit Stolz zeigten. Zwiſchen Varen und der Rhone ſteht man noch Spuren der Schanzen. Zwiſchen Varen und Inda, an dem Felſenpaſſe, die Gallerie genannt, welcher mit dem Chemin neuf zwiſchen Cheville und Ayen einige Aehnlichkeit hat, fanden unzählige Franzoſen ihren Untergang. Die Walliſer widerſtanden hier viele Wochen lang dem Angriff der Ueberwinder von Italien, bis dieſe durch eine Kriegesliſt Meiſter wurden. Sie hatten den Walliſern (ſo wurde uns erzählt) abſichtlich ein Paar Fäſſer Branntewein in die Hände fallen laſſen, und nachher die Trunkenheit derſelben im rechten Augenblick benutzt.

Das Leuker Bad.

Das Leuker Bad hatte dieſen Sommer auſſerordentlich ſtarken Beſuch, ſo daß an einem Tage in einem der vier nicht

Digitized by Google

allzugeräumigen hölzernen Bassins des Badhauses über dreißig Personen zu gleicher Zeit baden mußten. Als wir ankamen, waren die meisten Gäste schon wieder abgereiset. Der jetzige Pächter dieser herrlichen Bäder ist Hr. Schläfli von Burgdorf im Kanton Bern, der besser, als ehmals geschah, für die Bequemlichkeit der Kranken sorgt, und bernische Reinlichkeit eingeführt hat, so, daß die Klagen, welche Ebels Handbuch noch im Jahre 1805 zu führen Ursache hatte, da noch ein Hr. Monnet von Bevay Pächter gewesen, jetzt zum Theil ganz wegfallen.

Ein Vulkan scheint unter diesem Gebirge zu schlafen, dessen Gluten im Schoos der Erde die Quellen kochen, daß sie mit einer Hitze von 40° Reaumur aus dem Boden springen, und man Eier darin sieden und Geflügel abbrühen kann. Die vielfach gesprengten und zerrissenen Felsen, und die ganze Form der Oberfläche des Alpenthals der Leuker Bader zeugen von uralten Erschütterungen desselben, von denen keine Geschichte weiß. Obgleich das Gebirge ringsum nur aus Kalk- und Thonschiefer besteht, zweifele ich doch nicht daran, daß in der Tiefe die Gipsformation fortstreicht, welche man jenseits der Gemmi ebenfalls wiederfindet. Schon die Bestandtheile des Leuker Heilwassers scheinen bestimmt dafür zu sprechen. Das Entstehen der Gypslager deutet überall auf einen großen chemischen Prozeß der Natur zurück, der an manchen Orten noch jetzt nicht ganz vollendet zu sein scheint und im Stillen fortdauert. Sie danken ihr Dasein gewiß keinen nassen Niederschlägen, wie die übrigen Flötzgebirgsarten, zwischen welchen sie, aber immer als Anomalien und vom gewöhnlichen Streichen und Fallen des Gebirgs abweichend, vorkommen. Da wo der Gips im Strich seiner Lagerung gleichsam einen Knoten bildet, oder einen weitläufigen Kessel, in dem er sein Hauptdepot zu haben scheint, ist gewöhnlich rings umher die gewöhnliche Lagerung der Flötzgebirge unterbrochen oder zerstört; die Schichten der Flötze stehen an manchen Orten fast senkrecht; das Gebirge ist zerrissen, versunken; es hat sich in diesen Unterbrechungen der Bergkette gewöhnlich ein kesselförmiges Thal gebildet, welches mit Gips von unergründlicher Tiefe ausgefüllt ist; die Mergellager in der Nähe desselben sind reicher an Schwefelkiesen, als sonst, und die Thonlager haben ganz das Ansehen des salinischen Thons von vielen Salzbergwerken. Ich hätte gewünscht, der verdienstvolle Verfasser des Werks über den Bau der Erde in dem Alpengebirge, Hr. Ebel, hätte diese gebirgischen Erscheinungen, die seinem beobachtenden Auge entschlüpften, näher beachtet. Im Aargauischen Juratheil, zwischen dem Bübet und Ganzinger Thal, oder auch zwischen den Dörfern Küttigen und Aby, würde er die Gelegenheit dazu gefunden haben, so wie ich an eben diesen Stellen meinen Freund Struve von Lausanne überzeugte, daß auch längst nach der Gipsformation der Flötzgebirge sich noch Kalkfleinlager erzeugten, die auf dem Gips ruhen.

Gemmi.

Der im vielfachen Zickzack an der steilen Felsenwand des Gemmi aus den Bädern aufsteigende Weg hat seine schauerlichen, doch wohl nirgends eigentlich gefährlichen Stellen, ausgenommen für Trunkene. Die Höhe des Gemmi, oder die sogenannte Daube (6985 Fuß absoluter Höhe über dem Mittelmeer) ist eine todte Felsenwüste, die durch den Daubensee, an welchem wir beinahe eine Stunde entlang wanderten, noch öder wird. Lebhaftere Alpenvegetation beginnt erst, wenn man wieder nordwärts bergab steigt, wo man eine halbe Stunde vom See, eine aussen sehr unansehnliche Hütte, die sich an Felsen lehnt, findet. Dies ist ein Wirthshaus, zur Bequemlichkeit der über den Gemmi Reisenden während des Sommers bewohnbar, Schwarrebach gebeissen.

Rings um diese Hütte fanden wir die entzückendste Mannigfaltigkeit von Alpenpflanzen, unter denen mich das Wiedererblicken der Evonymusweide (Sal. evonymoides), die ich bisher nirgends als in der Nähe des Griesgletschers gesehen, am meisten freute *). Sie wächst hier an den Klippen zwischen Rhododendern und Alpendaknen in ausserordentlicher Menge. Ihre jüngern Blätter sind auf beiden Seiten lang behaart; bei ältern ganz ausgewachsenen verlieren sich die Haare der Unterseite ganz, nur die obere Blattseite behält einzelne. Sie blühet schon im Anfange Mai's. Der Strauch wird einen bis anderthalb Schuh hoch, und ändert die Form der Blätter am gleichen Zweige sehr. Diese Blätter sind in Rücksicht ihres Gewebes der Adern, und in Rücksicht der Farbe, den Blättern der Salix retusa am ähnlichsten, doch grösser und anders geformt. Auch ist der Strauch aufrecht stehend, nicht niedergestreckt.

Das Wirthshaus auf der Gemmi ist von innen angenehmer und behaglicher, als von aussen; auch ist es eine Familie aus dem Kanton Bern, die hier wirthet, und daher herrscht grössere Reinlichkeit, als von wallisischen Wirthen zu erwarten wäre. Im Winter ist die ganze Hütte oft unter tiefem Schnee vergraben. Die ganze Gegend rings umher ist eine Felsenruine; zwischen den zahllosen Trümmern blühen die Alpenpflanzen. Lawinen und Felsenstürze haben stundenweite Verwüstungen gestiftet.

Wenn der April freundlich genug ist, zieht der Wirth mit seiner Familie und den nothigen Vorräthen aus dem Thal hinauf. Er findet gewöhnlich noch hohen Schnee. Vor zwei Jahren im April hatte die Tochter des Hauses den Muth, in dieser Einöde ganz allein über Nacht zu bleiben, während Mutter, Bruder und Schwester ins Thal zurückgegangen waren, um den folgenden Morgen Hausgeräth und Proviant heraufzuschaffen. Als der Bruder des andern Tages in die Hütte trat, fand er darin Unglück weissagende Spuren der Zerstörung. Mit bangen Ahnungen sprang er endlich ins Zimmer, als die Schwester seinem Rufe nicht antwortete. Da lag sie, in ihrem Blute schwimmend, mit vielen Dolchstichen entseelt. Das blutige, mörderische Stilet lag unter ihrem Herzen.

Dieselben Morgens waren zwei Italiener von dem Gemmi her durch die Thalbörfer wandelnd gesehen, die nirgends einkehrten. Vermuthlich hatte die einsame, tugendhafte Tochter sie gastfreundlich in der Hütte aufgenommen, und im Kampf gegen die wilden Begierden dieser Bestien den ruhmwürdigen Tod empfangen. — Die Mutter, welche uns mit nassen Augen diese schreckliche Geschichte erzählte, rief: „Ich glaube an eine Vorsehung. Sie wird den Mörder noch an das Tageslicht bringen!“

Heinr. Zschokke.

*) Sal. evonymoides, *foliis ellipticis acuminatis, serratis, utrisque viridibus, supra rubbirrutis, subtus fere glabris, valde venulosis, stipulis acutis.*

In Nr. 74 dieser Blätter ist in den Varietäten durch Uebereilung ein sinnloser Druckfehler entstanden und übersehen worden. Es steht nämlich daselbst, Sp. 2 Z. 7 von unten: „gegen die komische Philosophie“ statt „gegen die kantische“.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 76. — den 23 September 1809.

Die Heimathlosen.

(Eine Doppelansicht.)

Eine der traurigsten Folgen des gegenwärtigen Krieges wird für Deutschland auch, mit der Vergrößerung der Landes- und Gemeindeschulden, die Vermehrung derjenigen Menschenklasse sein, welche, um ihr geringes Eigenthum gebracht, den Vortheilen ergreift, oder, durch des Krieges Anarchie verwildert, sich in den ruhigen Gang bürgerlicher Ordnung nicht ergeben mag, und sein Glück in Abenteuern sucht. Schon vor der Auflösung der heiligen römischen Reichsverfassung war die Anzahl der Landstreicher, vom Cacroc am Pharaonisch bis zum zerlumpten Vogelsteller und Gaumer, in Deutschland beträchtlich. Sie sind die wahren Schmarotzerpflanzen am blühenden Baum öffentlichen Wohlstandes; sie bilden den eigentlichen Staat im Staate; verzehren nur, ohne zu produziren; führen Hobbesens Grundsatz: „Krieg Aller gegen Alle“ in ihrem Lebenslauf aus, und werden nicht nur dem Eigenthum, sondern selbst dem Leben friedlich erwerbender, fleißiger Bürger gefährlich.

Der verdienstvolle Freiherr von Drais, Präsident des obersten Gerichtshofes im Großherzogthum Baden, hat, als Bruchstück eines größern Werks, seine „Ansicht über Minderung und möglichste Ausrottung der Vagauten“ in menschenfreundlicher Absicht bekannt gemacht. *) Sie ist würdig, die Aufmerksamkeit der Gesetzgeber und Regierungen in unsern Tagen zu beschäftigen, denen Schutz des Eigenthums, Wohlstandes und Lebens ihrer Unterthanen heilige Pflicht ist. — Ich will es versuchen, seine Ansicht in gedrängterer Kürze mitzutheilen, und daneben, zur nähern Beleuchtung des wichtigen Gegenstandes, eine andere stellen, welche nur das Resultat von Beobachtungen ist, die ich in meinem frühern Geschäftsleben zu sammeln Gelegenheit hatte. Der Herausgeber.

*) Die nur 28 Seiten starke Abhandlung erschien erst in Hrn. Gönners Archiv für Gesetzgebung, Bd. 3 Heft 2, und wurde dann auch wieder besonders abgedruckt. H. H.

1.

Ansicht des Freiherrn von Drais über Minderung und Ausrottung der Vagabunden in Deutschland.

Nicht die Vermehrung der Bevölkerung zieht die Vermehrung der Vagabunden nach sich, sondern wenn, wie im ehmaligen Deutschland, keine wirksame Mittel gegen die Existenz der Heimathlosen ergriffen wurden. — Entschloß man sich, Zigeuner, Gauner und Vaganten in Zuchthäuser zu sperren: so fand man bald den Raum der Zuchthäuser zu eng; und, wenn das Gesindel die Strafzeit überstanden hatte, wohin dann mit ihm? Es war genöthigt, um sich zu erhalten, die alte Lebensart zu erneuern.

Die noch immer in manchen Gegenden beliebten „Streif-Kommandos“ und „Strolchen-Jagden“ erzielen mehr Verscheuchung als Einfangung der Landstreicher. Die Verscheuchten befanden sich hinter jeder auf sie gemachten Jagd nur desto sicherer, und die Eingefangenen mochte man doch auch nicht zeitlebens füttern und strafen. — So sah man zuletzt die Polizeianstalten des Staates jedesmal in ihrer ganzen, jämmerlichen Blöße.

Jetzt, da, nach der Revolution des deutschen Reiches, die Konkurrenz von einem Paar hundert kleinen Territorien und die ungleiche Handhabung der Landespolizei verschwunden ist, die jedem hier verfolgten Schurken noch am nämlichen Abend im andern Ländchen einen Schlupfwinkel öffnete, ist eine Reihe

von zweckmäßiger Anstalten ausführbaren, das große Uebel der bürgerlichen Gesellschaft bis an seine Wurzel zu verfolgen und auszutilgen.

Herr von Drais schlägt zu dem Ende als Hauptgrundsatz vor: Jedem Menschen muß eine Heimath ausgemittelt werden — woran es bieleu Tausenden bisher gefehlt hat. — Schon das Napoleonische Gesetzbuch hat zu einer allgemeinen Heimath eine treffliche Basis gelegt, indem es (Buch 1 Tit. 1 Kap. 1) alle von In- oder Ausländern in Frankreich geborne Kinder, alle ausserhalb von französischen Eltern erzeugte Kinder und alle an einen Franzosen verheirathete Frauenzimmer einheimisch in Frankreich machte.

Wenn also irgend jemandem eine Heimath fehlt, muß das Gesetz ihm seinen Geburtsort zur Heimath machen; unter Heimath würde in diesem Fall verstanden: Anspruch auf Sitz und Obdach, so wie auf die Armenanstalten. Auch durch Verbrechen müßte niemand seines Heimathrechtes verlustig werden können; denn die sogenannte Landesverweisung ist die allerverwerflichste Strafart.

Weil aber, wenn Zufall der Geburt zur Heimath berechtigen sollte, die Vertheilung der Heimathlosen sehr ungleich und mancher Gemeinde sehr zur Last geschehen würde, und manche Gemeinden dann grausam genug sein dürften, hochschwangere Arme aus ihrem Gemeindsfreis zu verstoßen; auserdem auch noch manche Kinder in Staatswaldungen geboren werden können: so übernimmt besser der Staat die Repartition dieser Beschwerde. Er weise entweder den Heimathlosen ein Paar Zufluchtsortschaften an in jeder Provinz, denen dafür die nöthigen Unterstützungsmittel zufließen, und in deren Nähe hinreichende Garnison die öffentliche Ordnung und Sicherheit bewacht — so würden gleichsam neue Kolonien gegründet — oder man vertheilt die Heimathlosen überhaupt in den Gemeinden nach der Reihe und Folge. Gemeinden, welche solche Zusassen nicht haben mögen, können einer andern den Kostgänger gegen Bezahlung aufdingen. Doch dies versteht sich alles nur von eingebornen Heimathlosen.

Hingegen wegen landsfremder Vaganten muß man mit den benachbarten Staaten Konkordate schließen, daß sie ihre anerkannten Herkömmlinge wieder aufnehmen. Gauner, die selbst nicht wissen, von wannen sie sind, müssen mehrere Jahre zur Strafe ihres schlechten Lebens, und Warnung anderer in Zucht- und Korrektionshäuser gesperrt werden. *) Gegen verbundene, bewaffnete Gauner macht man einen kurzen militärischen Prozeß. Manche dieser Menschen können auch an Militär-, Schiffs- und andere Werbungen abgeliefert werden. **) Wenn dann die Streifs-Kommandos fortgesetzt werden, die Polizeidiene wachsam sind, die Verordnungen gegen geheimes Beherbergen des Gesindels, die Grenzwachten, die Ausstellungen der Päße u. s. w. strenge beobachtet werden, und Durchreisenden ein erklecklicher Zehrpfennig gereicht wird, daß sie nicht ihrer Erhaltung willen gefährlichere Streiche verüben müssen: so wird bei solcher Vorsicht das Land gewiß von Vaganten gesäubert.

Endlich aber muß man auch die landesfremden Heimathlosen, die man durchaus nirgends hinweisen kann, keineswegs ihrem Schicksal überlassen, sondern, gleich den einheimischen, irgend einer Gemeinde im Turnus zutheilen, oder ihnen einen Zufluchtsort gewähren, wo sie nützlich und gebessert werden können. *)

Dies ist der Hauptgedanke im nothgedrungenen System der Vaganten-Ausrottung. Ohne ihn zu adoptiren bleibt nicht nur alles andere ein Stückwerk, sondern die landkreicherer Menge und öffentliche Gefahr nimmt mit der wachsenden Population dis ins Fürchterliche zu.

Alle Kosten, welche durch solche Anstalten veranlaßt werden, sind gewiß nicht größer, und doch zweckmäßiger, als diejenigen, welche man bisher wegen der Gauner hatte. — Schon die bloße Landwerdung solcher Maasregeln in einem Lande wird die Landstreicher, statt deren Zulauf zu bewirken, von den Grenzen verscheuchen. **) Zudem werden die Lasten der Gemeinden nicht dadurch unerschwinglich. Nehmen wir auf eine Million Unterthanen, die etwa in 1600 Ortschaften vertheilt wohnen, 1000 Heimathlose an: so können diese ohne besondern Druck der Einwohner repartirt werden. — Werden auch grau gewordene Sünder zuletzt nicht gebessert, so werden doch ihre Kinder gerettet. — Die in den Gemeinden aufgenommenen Heimathlosen müssen gegen Bezahlung in ihrer Gemeinde arbeiten ***) und sind schuldig, ihrer Gemeinde wöchentlich einen halben, höchstens einen ganzen Tag Frohnarbeit an Straßen, Brücken, Brunnen u. s. w. zu verrichten.

Hr. von Drais beschließt seine Ansichten mit einer Rechtfertigung ihrer Ausführbarkeit, und bezeichnet den Hauptzug der ganzen Operation, die hier nicht weiter bemerkt werden kann, weil die verschiedenen Lokalitäten und Bedürfnisse der Staaten überall andere Maasregeln nothwendig machen würden.

2.

Ansicht des Herausgebers.

Der Krieg, indem er die Menschen verarmet und verwildert, eben so die übermäßige Bevölkerung, wo die Anzahl der Lebenvollenden zuletzt mit der Masse von Nahrungsmitteln des Bodens durchaus nicht mehr im gerechten Verhältniß steht, bringen die meisten Vagabunden hervor.

Die bisherigen schlechten Gesetzgebungen und Staatsverwaltungen haben das übrige redlich dazu beigetragen, die Klasse der Vagabunden zum Nachtheil der nützlichen Staatsbürger zu bewahren und aufs möglichste zu vergrößern. Als sehr zweckmäßige Hilfsmittel dienten dazu: elende Polizei-Organisation; Mangel guter Schulanstalten fürs gemeine Volk in Dörfern und Städten, wo Kinder hätten moralisch veredelt und durch Kenntniß in Stand gesetzt werden können, sich in spätern Jahren einen Broderwerb zu verschaffen; Bestrafung mit Heimathslosigkeit, wenn sich z. B. jemand ohne Bewilligung mit einer fremden Person verheirathete; Strafe der Landesverweisung, wodurch man andern Völkern freund-

*) Und wenn sie nach Jahren wieder frei gelassen werden, wohin dann mit ihnen? D. H.

**) Auch Weiber und Kinder? — Soll man Väter von ihren Kindern reißen? — Ist der Militärstand noch nicht reif zum Ehrenstand, daß man ihn mit liederlichem Volk vermengen will? D. H.

*) Eine ächte Gaunernatur ist so wenig zu ändern, als die schwarze Farbe des Negers durch Waschungen. D. H.

**) Dies wird allerdings der Fall bei Ergaunern sein; aber blos Arme werden sich gewiß in das Land ziehen, wo sie Hoffnung zu einiger Versorgung haben. Sind hat mich ein entlassener Zuchtling zum Gottes Willen, ich solle ihn wieder ins Zuchthaus schicken, sonst müßte er, um zu leben, wieder stehlen. D. H.

***) Wenn nun aber selbst arme Gemeindsbürger, wie es häufig der Fall ist, in ihrer Gemeinde gegen Bezahlung keine Arbeit finden? D. H.

Digitized by Google

nachdarlich die überflüſſigen Taugenichtſe zuſchicke; Unbarmherzigkeit gegen Findlinge und unehelich Kinder, wo man recht landesväterlich die Unſchuld ſtatt des Verbrechers ſtrafte; Mangel an Arbeitsanſtalten für ſolche, die Arbeit wünſchten und keine fanden.

Unter Vagabunden verſtehen wir hier jeden Heimathsloſen, der nicht ein hinreichendes Vermögen, oder ein vom Staat erlaubtes Gewerbe aufweiſen kann, wodurch er ſich und die Seinigen zu ernähren im Stande iſt; ſelbſt ohne bleibenden Wohnort beſtändig umherzieht. Unter Heimath verſteh' ich denjenigen Ort, wo der Menſch im Falle der Verarmung pflichtmäßig aufgenommen, und durch die Gemeinde oder deren Armengut erhalten werden muß. Heimathsrecht gewährt Anſpruch auf Genuß am Gemeindseigenthum.

Am leichteſten befreit der Staat ſeine Bürger von denjenigen Landſtreichern, welche eine Heimath beſitzen; er weiſet ſie in dieſelbe zurück. Jede Gemeinde hat ihre Armen zu verſorgen, und kein Recht, ſie andere Gemeinden brandſchatzen zu laſſen.

Sicherheit des Eigenthums iſt das heiligſte Recht jedes Particulars und jeder Gemeinde oder Korporation. Der Staat darf ohne dies Recht tirannisch zu verletzen, keinem Fremdling Anſpruch geben, weder auf das Eigenthum eines Partikulars, noch einer Gemeinde. Folglich darf und kann keine Regierung eine Gemeinde zwingen, irgend einen Fremden oder Landſtreicher Theil nehmen zu laſſen an ihrem Gemeindseigenthum (Wald, Land, Armengut), das gewöhnlich noch ungetheilte Erbſchaft der Väter, oder mildthätige Stiftung einheimiſcher Bürger für Mitbürger iſt. Nur Einkaufspreiſe in ſolche Rechte am Gemeindgut kann das Geſetz beſtimmen.

Mithin kann der Staat keinem Heimathsloſen ein Heimathsrecht in einer Gemeinde, ohne deren Willen, verſchenken, und das Eigenthum rechtlicher Bürger zu Gunſten eines Vagabunden beeinträchtigen, ohne alle Begriffe von Recht, Eigenthum und Ordnung deſpotiſch aufzulöſen.

Kein Heimathsloſer oder Vagabund kann (ſchon ſeiner Natur nach) bürgerliche Rechte üben; er iſt als mundtodt anzuſehen, und (in gut organiſirten Ländern) einer beſtimmten Bevogtung unterworfen.

Wie aber — denn Menſchlichkeit iſt die höchſte Zierde der Geſetzgeber und Regenten — wie ſoll die Zahl der Heimathloſen vermindert, und der Staat von ihrer Laſt befreit werden?

Erſtens unmittelbar durch Geſetzgebung ſelbſt, indem ſie unehelich erzeugten Kindern das volle Heimaths- und Ortsbürgerrecht ihres Vaters oder ihrer Mutter zuſichert, — und die Strafe der Landesverweiſung als eine Barbarei gänzlich aufhebt (allenfalls mit Ausnahme für ſolche politiſche Sünder, deren Vermögen hinreicht, ſich in andern Ländern eine neue Heimath zu erwerben). Dagegen hat der Staat das Recht, andern Ländern die aus denſelben verbannten Verbrecher geradenwegs als unnütze Artikel mit Protest zurückzuſenden.

Zweitens durch zweckmäßige Polizeianſtalten, vermittelſt deren alle Heimathloſe entweder gezwungen ſind, ſich zu ernähren durch eigene Arbeit, oder, wenn ſie wegen Unmündigkeit und Krankheit ſich nicht ſelbſt ernähren können, auf Koſten des Staats ernährt werden; oder, wenn ſie gefährliche und ſchädliche Einwohner des Landes ſind, aus der bürgerlichen Geſellſchaft, ohne Nachtheil anderer Staaten, entfernt werden.

Ich will über dieſe drei Alternativen meine Erklärung geben.

Alle Heimathsloſe eines Landes ſind alſo in drei Klaſſen zu bringen.

Zur erſten Klaſſe gehören die, welche ſich durch Arbeit ernähren wollen, denen aber Arbeit fehlt, und die daher das Vagabundenleben ergreifen müſſen. — Dieſe Unglücklichen ſind, ohne rechtliche Anſprüche auf irgend ein Gemeindsvermögen, Pfleglinge des ganzen Staates. Sie ſind Menſchen, und haben noch Anſpruchs-Recht auf das Erbarmen der glücklichern Mitgeſchöpfe.

Der Staat iſt moraliſch verpflichtet, ihnen Mittel an die Hand zu geben, Eigenthum zu gewinnen, um ſich erhalten zu können. Dies geſchieht entweder durch Anweiſung unnutzbaren Landes, Stiftung von Kolonien (ein Fall der in Rußland ausführbarer ſein dürfte, als in Deutſchland); oder durch Eröffnung von öffentlichen Arbeitshäuſern, wo es aber oft aus örtlichen Verhältniſſen an Arbeit mangelt, oder durch Organiſirung von wandelnden Arbeitsgeſellſchaften.

Ueber Zweck und Einrichtung öffentlicher Arbeitshäuſer ſage ich kein Wort. Sie ſind bekannt genug. — Eben ſo bekannt aber iſt es auch, daß ſie viel Unbequemes mit ſich führen, welches man nicht wohl vermeiden kann. Hingegen von den wandelnden Arbeitsgeſellſchaften weiß man wenig, und dieſe vereinigen doch ſo große Vortheile für die Unglücklichen, wie für den Staat, daß ſie allerdings die Aufmerkſamkeit der Regierungen verdienen. Ich will den Entwurf, welchen ich der beiweitſchen Zentralregirung einſt dazu vorlegte, (in der föderativen Form der Schweiz, durch welche ein kleines Land in viele Souveränetäten zerfiel, iſt deſſen Ausführung ungedenkbar) nur im Umriß mittheilen.

Alle Heimathsloſe, alle arbeitsluſtige Arme, werden in die Arbeitsgeſellſchaft aufgenommen, Männer wie Weiber. Die Geſellſchaften werden militäriſch organiſirt. Die Mitglieder werden auf Unkoſten des Staates gekleidet, ernährt, und empfangen Beſoldung, wenn ſie für Rechnung des Staates beſchäftigt ſind; dies aber iſt immer der Fall, wenn ſie von keinen Particularen oder Gemeinden in Sold genommen worden ſind. — Sie bleiben ſo lange Mitglieder, bis ſie beweiſen können, Eigenthum genug zu haben, oder Gelegenheit, ſich am Orte einer Niederlaſſung ehrlich ernähren zu können. — Nichtheimathloſe Arme, von gutem Rufe, beziehen ihre Beſoldung und ihren Verdienſt zur beliebigen Anwendung. Heimathsloſe ſtehen unter Vormundſchaft; ſie empfangen nur einen Theil ihres Verdienſtes, der übrige Theil wird für ſie an Zins gelegt, wodurch ſie oder ihre Erben ſich einſt ein Heimathsrecht erkaufen können. — Kein Verbrecher wird in die Geſellſchaft aufgenommen, denn ſie bildet einen ehrenhaften Stand. Wenn Gemeinden, Fabrikanten, Oekonomen, Bauheren u. ſ. w. Taglöhner begehren, aus Mangel an Arbeitern in ihrer Gegend, wenden ſie ſich an die Inſpektion der Arbeitsgeſellſchaft. Zu keine Nachfrage, ſo werden die Mitglieder der Arbeitsgeſellſchaften bei öffentlichen Bauten, Landſtraßen, Wuhren, Sumpfaustrocknungen u. ſ. w. gebraucht. Ein Theil der Weider beſorgt die Wirthſchaft der Geſellſchaft. — Die Arbeitsgeſellſchaften haben im Lande keinen fixiten Aufenthalt, ſondern werden dahin geſchickt, wo ſie am nöthigſten ſind.

Dergleichen Arbeitskompagnien ſind wahrlich dem Staate nützlicher, als ſtehende Truppen in Friedenszeiten, obgleich ſie weniger figuiren, als köſtliche Garden. Sie haben vor freiwilligen Arbeitshäuſern den Vorzug, daß die Heimathloſen unter

Digitized by Google

unmittelbarer Aufſicht und Vormundſchaft ſtehen, und daß die Geſellſchaften von einem Ort zum andern, je nach Bedürfniß der Arbeit, verſetzt werden können. Die militäriſche Einrichtung gibt ihnen Ehrgefühl, Ordnungsgewohnheit und Arbeitſamkeit.

Zur zweiten Klaſſe der Heimathloſen gehören diejenigen, welche wegen Unmündigkeit oder Krankheit ſich nicht ernähren können; folglich heimathloſe Kranke, Gebrechliche, Blödſinnige und Findlinge. Auch ſie ſind Pfleglinge des ganzen Staats. Sie können, ohne Ungerechtigkeit, nicht einzelnen Bürgern oder Gemeinheiten zur Erhaltung aufgezwungen werden, während andere Partikulare und Ortſchaften von dieſer Laſt ganz befreit ſind. Der Staat kann ſie, ohne Unmenſchlichkeit, nicht verlaſſen und ihrem Schickſal überlaſſen. Ihnen widmet er die öffentlichen Spitäler; nur den beklagenswürdigen Findlingen wähne man keine — Waiſenhäuſer oder dergleichen Anſtalten!

Ich mag hier nicht das moraliſche und phyſiſche Verderben der Jugend ſchildern, welches aus der Erziehung in Waiſenhäuſern entſpringt. Der Staat gewinnt an Erſparniſſen, und die Jugend an Geſundheit und moraliſchem Werth, wenn die unglücklichen Kleinen in rechtſchaffene Familien untergebracht werden, wo ſie, als Kinder vom Hauſe, nützlich beſchäftigt und an das häusliche bürgerliche Leben früh gewöhnt werden. Dies iſt ſchon hinlänglich von andern Sachkundigen dargethan.

Zur dritten Klaſſe gehören die Erzgauner, geborne und unverbeſſerliche Vagantenfamilien, welche den Stand der Wildheit und Verdorbenheit dem ruhigen, arbeitſamen Leben unabänderlich vorziehn. Dieſe ſind keine Pfleglinge des Staates, ſondern Feinde deſſelben, Widerſacher der bürgerlichen Ordnung. Sie müſſen daher von der Geſellſchaft entfernt werden, um aufzuhören, ihr gefährlich zu ſein.

Die Entfernung dieſer Elenden iſt nur auf dreifache Art möglich. Entweder man treibt ſie über die Grenzen. Ein trauriges Hilfsmittel, wodurch man den benachbarten Staaten eine Menge Böſewichte zuſchickt, und das Völkerrecht offenbar verletzt. Nur Strolche, deren Heimath bekannt iſt, dürfen rechtlich nach dieſer Heimath zurückgewieſen werden. Die Maasregel iſt auch inſofern unnütz, weil jeder Nachbarſtaat das gleiche Mittel zu ergreifen durch uns berechtigt wird. So kehrt das Geſindel immer wieder nach längerer oder kürzerer Zeit zurück. Alle Strafen und Martern, ſie von der Rückkehr abzuſchrecken, helfen wenig, wie die Erfahrung ſchon lange bewieſen hat. Dieſe Unglücklichen müſſen doch irgendwo Platz in der Welt finden.

Oder man ſperrt ſie auf Lebenszeit in Zuchthäuſer und Gefängniſſe. Ungerechnet, daß der Staat ſich durch dieſe Maasregel eine Abgabe auferbürdet, die bei der gegenwärtigen allgemeinen Erſchöpfung der Finanzen in vielen Gegenden ſehr empfindlich ſein dürfte, wird es auch menſchlich geſinnten Polizeibehörden ſchwer fallen, Perſonen, die keines andern Verbrechens überführt ſind, als ohne Nahrung und bürgerliches Gewerbe zu ſein, in eine Strafe zu verfällen, die nur bei den ſchwerſten Verbrechern angewendet zu werden pflegt.

Oder man entfernt dieſe Gaunerfamilien und unverbeſſerliche Landſtreicher aus dem Welttheil, indem man ſie nach entfernten Kolonien in Indien deportiren läßt, wo ſie Werkzeuge und Land finden, ſich ohne Nachtheil einer beſtehenden bürgerlichen Geſellſchaft zu ernähren. Wie ſich England allährlich von dem Auswurf der Nation durch Transporte von Verbrechern nach Botany Bay reinigt, werden andere Seemächte die gleiche Maxime zum Vortheil des Mutterlandes und der unbedolterten Beſitzungen in entlegenen Welttheilen beſolgen können. Es wird deutſchen Staaten, die keine auſſereuropäiſche Anſiedlungen beſitzen, leicht ſein, durch Verträge mit irgend einer Seemacht ſich ihrer Vagantenfamilien zur Bevölkerung und Kultur ferner Inſeln und Küſten zu entledigen. Eben dieſe Strolchen, des rohen, halbwilden Lebens in Wäldern, Höhlen, Bachſtällen gewohnt, geſchmeidig, ausdauernd, gegen alle Witterungen abgehärtet, werden ſelbſt tüchtigere Kolonißen in neuen Etabliſſements werden, als Handwerker und Bauern aus Europa, die der Zivilisation gewohnt, bei Entdeckung von hundert kleinen Bedürfniſſen in fernen, unangebauten Ländern ſchmachten. Schon nach der erſten Deportation wird ſich keine Gaunerfamilie mehr in das Land wagen, wo ſie vorausſieht, daß ihr erſter Schritt über die Grenze hinein, ein Schritt zur Reiſe über die Weltmeere iſt. Der Gauner fürchtet nicht Gefängniſſe und Zuchthäuſer; er kennt ſie aus Erfahrung oder aus den Erzählungen ſeiner Bekannten, und hofft ihnen ſo gut, wie dem Galgen, zu entrinnen. Aber das unbekannte Weltmeer und die unbekannten Geſtade jenſeits deſſelben erfüllen ihn mit unauslöſchlichem Entſetzen.

Varietäten.

Aus Deutſchland.

— In einer intereſſanten, norddeutſchen Stadt, in Weimar, ereignete ſich ein Vorfall, der zu den merkwürdigſten in ſeiner Art gehört.

Bekanntlich hat Weimar auch ein Theater. Ein Hr. von Jarlets zu Weimar fand es für die deutſche Welt wichtig genug, über die Darſtellungen dieſer Bühne einigemal ſein Urtheil in die „Zeitung für die elegante Welt“ einzurücken. Die dortigen Bühnen-Heroen fanden aber, wie es der Erfolg bewies, ihre Majeſtätsrechte beleidigt, und dem Kritiker wurde, ohne Unterſuchung ſeiner Sache, ohne Anhörung ſeiner Vertheidigung, der bürgerliche Schutz aufgeſagt, das heißt, man zwang ihn, das Land zu verlaſſen. — So ſehr auch Hr. von Jarlets zu beklagen iſt, die Stadt der Philoſophen und Dichter meiden zu müſſen, ſo ehrenvoll iſts für ihn, als erſter dramaturgiſcher Ketzer und Martyrer in einem Zeitalter zu figurieren, wo religiöſe Toleranz ſelbſt von allen Thronen gepredigt wird. Deswegen findet die Anekdote hier ihren Platz, deren faſt ungläubliche Wahrheit die bittere Klage des Hrn. Madlmann über dieſen Vorfall (in der eleganten Zeitung, Nr. 148 dieſes Jahrs) verbürgt.

— Bei dem theuren Preiſe des Opiums muß man mit Vergnügen vernehmen, daß der Dr. Kraus zu Weißkirchen aus dem *papaver somniferum altissimum* ein Opium bereitet, das zwar ſchwächer als das orientaliſche iſt, aber beim Gebrauch in doppelten Doſen angewandet, eben die Wirkung hervorbringt. Da die daraus bereitete Opiumtinktur ungleich wohlfeiler iſt, ſo iſt ſie vorzüglich zum äuſſern Gebrauche zu empfehlen.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 77. — den 27 September 1809.

Glossen zur Tagesgeschichte.

1.

Der Marquis von Wellesley.

Im Juli 1809 ging der Marquis von Wellesley zu Portsmouth am Bord des Donnegal unter Segel, um sich als großbrittannischer Gesandter nach Cadix zu begeben. — Ein Mann von der Erfahrung, Menschenkenntniß, Karakterfestigkeit und Klugheit eines Wellesley ist zu mehr als einer bloßen Gesandtenrolle geboren. Das brittische Ministerium wählte auch wahrlich diesen merkwürdigen Staatsmann, der sonst schon mehr als ein Königreich mit monarchischer Gewalt regierte, nicht aus, um bei der sevillischen Insurgenten-Junta als Negociateur zu figuriren, und mit mancherlei „Endesunterzeichneten Bevollmächtigten" zu spielen. Der Besieger Tippu Saibs, der Unterjocher der Maratten, der Eroberer Delhi's, der Mann, welcher die Franzosen von allen Küsten Ostindiens vertrieb, ist bestimmt, in prokonsularischer Hoheit an der Spitze des empörten Spaniens den fürchterlichsten, anhaltendsten, zerstörendsten Landkrieg gegen Frankreich zu organisiren.

Lord Wellesley bildete sich, als Generalgouverneur von Ostindien, seit ungefähr siebenzehn Jahren, zu einem der unternehmendsten, gewandtesten, scharfblickendsten Staatsmänner aus. Er allein hat während seiner Administration des unerschöpflichen Indiens, die Macht der brittischen Kompagnie daselbst mehr, als alle seine Vorgänger, erweitert. Er war Regent, Feldherr, Gesetzgeber und Kaufmann, alles zugleich.

Wem ist der Name Tippu Saibs, Königs von Mysore, fremd, des Sohnes Hyder Aly's? Dieser unglückliche Prinz, der nur den unruhigen Ehrgeiz ohne die Talente seines Vaters erbte, und der das großbrittannische Ostindien oft schwer genug erschütterte, verlor durch Wellesley Leben und Reich. Immer war der Beherrscher Mysore's, dieser „Krieger-Prophet", wie er sich am liebsten von Schmeichlern grüßen ließ, und wie ihn selbst die Inschriften seiner Kanonen nannten, immer war er Frankreichs treuer Bundesgenosse gewesen. Als die Revolution ihn dieses Beistandes beraubte, blieb ihm dennoch sein Haß der Engländer; und ruhmvoll kämpfte er allein gegen die Uebermacht, bis Wellesley's Heer unter Cornwallis ihn am 9 Juni 1790 in den Linien von Travancore schlug und auf immer lähmte. Wellesley diktirte dem schwergebeugten Monarchen den 17 März 1792 den Frieden, der mit der Hälfte des Reichs von Mysore und drei Millionen Pfund Sterling noch nicht zu theuer erkauft schien. Aber seine Leidenschaften fühlten sich nicht besiegt, nur an Kräften erschöpft. Der Friede war nur Waffenstillstand mehrerer Jahre. Tippu nach Rache, Wellesley nach dem Ueberrest von Mysore lüstern, erneuerten im Jahre 1798 mit gleicher Begierde den Krieg. Das indische Königreich ward die Beute der Britten, und Tippu Saib starb, schön wie ein Held, auf den Festungswerken seiner Hauptstadt Seringapatnam. So vermehrte Wellesley das Reich der ostindischen Kompagnie mit anderthalb Millionen neuer Unterthanen und einem Gebiete von mehr denn eilfhundert Quadratmeilen Flächenraums.

Im Jahre 1798, da die Franzosen Aegypten besetzt hatten, schickte Wellesley eine Eskadre ins rothe Meer, um von dort aus die Feinde seines Vaterlandes anzugreifen. Wirksamer aber war sein Krieg wider sie in Indien selbst, wo er sie nach hartnäckiger Gegenwehr aus allen ihren Besitzungen trieb, bis die brittische Fahne ringsum, an allen Küsten dieses Ophirs der

Digitized by Google

alten und neuen Welt, siegreich wehte. Selbst das alte Delhi, des Großmoguls Hauptstadt, mußte ihm die Thore öffnen, und das mogolische Reich, mit den Waffen bezwungen, der fernen, kleinen Insel des Nordens zinsbar werden.

Staatsklug hielt Wellesley die indischen Staaten und Mächte unter sich in anhaltender Entzweiung. Immer wußte er ihre Eifersucht erst gegen den Mächtigsten unter ihnen zu benutzen; immer nahm er die Schwächern in seinen Bund. So unterwarf er sich die Starken, fesselte die Ohnmächtigen, und machte noch auf Großmuth Anspruch. Der brittische Generalgouverneur ruhte nicht, bis er auch die unzähmbaren Maratten gebändigt, deren Fürsten Scindich und Holkar in der Geschichte jener Weltgegend nur allzuberühmt gewordene Namen tragen. Wellesley übte die Klugheit des alten Roms zur Unterjochung der Nationen, und hatte das Glück eines Cortes.

Aber wann war soviel Glück auch ganz ohne Neid? Der Mann, welcher dem brittischen Indien eine Ausdehnung gegeben hatte, wie an Größe Portugal, Spanien und Frankreich zusammengenommen nicht haben, von einer Population bewohnt zwei- und dreimal stärker als die Bevölkerung der brittischen Reiche in Europa, — er konnte von den Kleinmännern, woran auch in England vermuthlich kein Mangel ist, unmöglich mit gleichgültigen Augen betrachtet werden. Und in der That war selbst die ostindische Kompagnie selbst in der Stille froh, des kühnen, rastlosen Mannes endlich loszuwerden. Er hätte vielleicht noch die Thronen von Persien und China untergraben können. Durch seine ungeheure Anstrengungen zur Eroberung Indiens hatte er die Schuldenmasse der Kompagnie zu achtzehn Millionen emporgesteigert, und sie in die Nothwendigkeit versetzt, unaufhörlich bei den Gläubigern der nunterjochten oder zinsbaren Fürsten in bewaffneter Wachsamkeit zu stehen.

Lord Wellesley wurde also zurückgerufen, und Lord Cornwallis ging an seiner Stelle im J. 1805 nach Ostindien.

Als der gewesene Generalgouverneur im Anfange des Jahrs 1806 die vaterländischen Ufer in Europa wieder betrat, strömte ihm das Volk mit schwärmerischer Freude entgegen. Die Ankläger verstummten bei dem allgemeinen Jubel. Sein Wiedereintritt in die erlauchte Versammlung des Oberhauses glich einem vollkommenen Triumph. Zwar provocirte im Unterhause ein gewisser Master Paul in der Sitzung vom 27 Jänner 1805 die Untersuchung von Wellesley's Administration; zwar strengten sich einige Parlamentsredner wacker an, Verdächtigungen bald gegen die Güte seiner Maasregeln, bald gegen die Güte seines Willens zu erregen. Der Marquis hatte die Bewunderung seines Vaterlandes für sich, dessen Glanz er in Asien, wie kein Gouverneur vor ihm, verbreitet hatte. Alle gegen ihn abgedrückte Pfeile prallten ab. Es war sogar darum zu thun, den gewesenen Generalgouverneur zu Fox en s Nachfolger im Ministerium zu machen. Und wahrlich, Wellesley wäre vielleicht mehr, als Pitts Schatten, geworden.

Dies also ist der Mann, den das Kabinet von St. James erkohr, den verworrenen, aber alles wichtigen Angelegenheiten Spaniens vorzusehen. Aber schon nach den ersten Tagen seiner Ankunft auf spanischem Boden sah der Graf für seine Thätigkeit hier ein vom ostindischen Wirkungskreis himmelweit verschiedenes Feld. Er fand ein Volk durch Fanatismus begeistert, durch Anarchie aufgelöset; eine Armee ohne Disziplin; Feldherrn ohne Erfahrung, Eintracht und Gewalt; eine Regierung oder Junta, im Namen Ferdinands VII, ohne Geld, ohne Seele und Macht.

Die Junta aufzulösen, und die höchste Gewalt in der Hand eines Einzigen (des Erzbischofs von Toledo) zu konzentriren; den Armeen und Feldherrn einen Generalissimus in der Person des Sir Arthur Wellesley, jetzigen Lord Wellingtons, zu geben, war die erste Revolution, welche der Graf machte. — Der spanische Erzbischof und der brittische Obergeneral schienen in seiner Hand nur die Werkzeuge zur Umschaffung des insurgirten Spaniens werden zu sollen.

2.

Die theuren Heiligen.

König Joseph von Spanien hob am 21 August dieses Jahrs eine Abgabe auf, die im ganzen Königreich unter dem Namen des Voto de San Jago erhoben zu werden pflegte.

Ein Madrider Blatt erzählt bei dieser Gelegenheit den seltsamen Ursprung dieser frommen Steuer des spanischen Volks auf folgende Art:

König Ramiro der Erste berief einst alle Prinzen, Erzbischöfe, Bischöfe, Pfarrherrn und andere achtbare Leute seines Reichs, endlich alle seine Völker, um den Mauren eine große Schlacht zu liefern, und sich von dem gottlosen Tribut zu befreien, den seine Vorfahren an die Mauren alljährlich entrichten mußten. Der Tribut bestand nämlich in nichts Geringerm, als in hundert schönen Jungfrauen (cien doncellas). Die Schlacht begann sehr unglücklich für die Christen. Der König zog sich mit dem Rest seines Heers auf den Berg Clavijo. Während der Nacht erschien ihm der heilige Jacobus im Traum, drückte ihm die Hand, verhieß ihm am folgenden Tage während des Treffens sichtbar zu erscheinen, und ihm den Sieg zu verleihen. Es geschah wirklich, wie er gesagt hatte. Sechszigtausend Ungläubige verloren das Leben. Und alle Großen und das Volk gelobten, von nun an die Erklinge ihrer Erndten und Weinlesen dem Kloster zu weihen zur Unterhaltung und Pflege der Chorherren. Ein königliches Privilegium dieses Gelübdes datirt sich von Calahorra im Jahre 872.

Allein manche Nachfolger Ramiro's fanden doch die Gunst des Heiligen etwas zu theuer, und erfüllten das Gelübde schlecht. Andere wieder bezahlten mit frommer Ehrfurcht die Schuld. Auch König Joseph gehört nun zu denen, welche meinen, der Dienst des Heiligen sei längst bezahlt.

Diese Anekdote erinnert an Klodowig, den tapfern aber rohen Frankenkönig, welcher zu Rheims sein Heidenthum mit dem Christenthum vertauschte, wo dann bei seiner Taufe eine Taube die sainte ampoulle voll himmlischen Oels aus den Wolken herabbrachte. — Nachdem Klodowig die Gothen besiegt hatte, opferte er dem heiligen Martinus von Tours, den damals die ganze Abendwelt am eifrigsten ehrte, reichliche Gaben. Als er aber doch sein ebenfalls verschenktes Streitroß von dem Heiligen wieder auszulösen wünschte mit hundert Goldstücken, konnte der bezauberte Zelter nicht aus dem Stall schreiten, bis der König das Köfegeld verdoppelt hatte. Dies Wunder drachte den gutmüthigen Barbaren in Zorn und zu dem Ausrufe: „Wahrhaftig, St. Martinus ist gut in der Noth, aber doch etwas theuer im Handel!" (Vere, B. Martinus est bonus in auxilio, sed carus in negotio.) Gesta Francorum, tom. II. p. 554.

Man muß ihm diese Unbescheidenheit so übel nicht deuten. Er war noch etwas roh, aber wacker wie sein Degen. Als der

Digitized by Google

Bischof von Rheims ihn im Christenthum unterrichtete, und von Christi Leiden und Tode erzählte, ward der fränkische Heide so bewegt, daß er aufsprang und rief: „O, wäre ich doch da gewesen mit meinen Franken, wie hätte ich seine Schmach rächen wollen!“ (Si ego ibidem cum Francis meis fuissem, injurias ejus vindicassem.)

3.

Die brittische Expedition gegen die Scheldе.

Nicht bald sah man an den Küsten Englands eine furchtbarere Bewaffnung, als die zu der großen Expedition gegen Vlieſſingen und Antwerpen. Eine Flotte von sieben-hundert Segeln, mit beinahe 100,000 Mann beſetzt; an der Spitze dieſer „unüberwindlichen Armada“ hundert Kriegsſchiffe, mehr als alle übrige Seemächte des Erdballs insgeſammt aufbringen können.

Dieſe gigantiſche Expedition konnte nur gigantiſche Zwecke haben — eine furchtbare Diverſion zu Gunſten des ſchwer bedrängten Oeſterreichs — die Eroberung, Empörung und Revolution Hollands — eine Invaſion des von Armeen entblößten franzoſiſchen Bodens — die Vernichtung der franzoſiſchen Scheldeflotte — die Wegnahme Vlieſſingens, deſſen herrlicher Hafen eine Kriegsflotte von achtzig Schiffen bequem beherbergen kann, und Antwerpens, das, wiewohl von ſeiner alten Höhe tief herabgeſunken, noch immer einer der erſten unter Frankreichs Handelsplätze iſt — ein feſter Punkt auf dem Kontinent, dem Norden nahe, den Abſatz engliſcher Waaren gegen Napoleons Willen zu erzwingen.

Aber an der Spitze des großen Unternehmens ſtand der unberühmte Träger eines berühmten Namens, der Generallieutenant Lord Chatam. Er iſt ein älterer Bruder William Pitts, und ſpielte als Militär bisher nur eine ſehr untergeordnete Rolle. In Weſtindien hat er eine Zeit lang in einem Regiment gedient. Nachher war er auch bei der Expedition, welche die Engländer im Jahre 1798 unter einem ihrer vorzüglichſten Feldherrn, dem General Ralph Abercomby, gegen Holland machten, eine Expedition, die ſo ruhmlos für ſie ablief, wie die neueſte.

Graf Chatam fand freilich, als er vor den Inſeln Cadzand, Walchern und Schowen erſchien, die den Eingang der Scheldе verrammeln, vieles, auf das weder er, noch das brittiſche Miniſterium, gerechnet zu haben ſchienen. Die Inſeln Walchern und Süddeveland wurden freilich erobert, aber der Zeitverluſt von fünfzehn bis zwanzig Tagen rettete die franzöſiſchen Schiffe, rettete Antwerpen und vielleicht Holland. Die Einnahme des bald zerſtörten Vlieſſingens war der einzige und geringe Gewinn der auſſerordentlichſten Anſtrengungen.

Der franzöſiſche Diviſionsgeneral Monnet, welcher in Vlieſſingen kommandirte, iſt nicht der Diviſionsgeneral Monnet aus den Pyrenäen, welcher ſich unter Hoche im Bendeekrieg einen Namen machte. Dieſer hat längſt ſchon, wegen hohen Alters, ſeine Entlaſſung erhalten. Jener hingegen, der letzte franzöſiſche Gouverneur von Vlieſſingen, ein Mann ſonſt von Talent und Muth, kommandierte ſchon ſeit 1803 in der Inſel Walchern. Er war vorher als Diviſionsgeneral bei der Armee von Holland angeſtellt, und hatte noch früher auch den Feldzug in der Vendee als Brigadechef mitgemacht.

Das für ganz Europa wichtigſte Reſultat dieſer Expedition, welches freilich den Brittен das unerwartete und unangenehmſte ſein mußte, war der impoſante Anblick von Frankreichs vortrefflicher, kriegeriſcher Organiſation. Preuſſen hatte flüchtige Verſuche zur Einrichtung von Milizen wieder aufgegeben. Oeſterreich hatte jahrlang an der Stiftung ſeiner Landwehr gearbeitet. Was leiſtete Frankreich in den Momenten, da es von Truppen entblößt, ſeine Armeen an den entfernten Ufern der Donau und des Tajo wußte?

Am 29 Juli war Englands unüberſehbare Flotte im Angeſicht der Inſeln Walchern und Cadzand erſchienen, und drei Tage ſpäter ſtanden mehr als 20,000 Mann an den Ufern der Scheldе unter dem Befehl des General-Senators Ramyon. Dann hatten im Zeitraum von vier Wochen nur zwanzig franzöſiſche Departements, mit der Energie des Enthuſiasmus, über hunderttauſend Mann wohl bewaffneter Nationalgarden zur Vertheidigung des Vaterlandes auf die bedrohten Punkte hingeworfen.

Der ſeit dem J. 1800 zum Senator ernannte und mit der Senatorerie von Rouen ausgeſtattete General Ramyon iſt eben derjenige Offizier, welcher ſich in der Schlacht von Montenotte durch die heldenmüthige Vertheidigung der Redoute von Montelegino unvergeßlich machte. Er ſtand in dieſer Redoute, während der Schlacht, mit 1600 Soldaten, als der Feldmarſchall Beaulieu, welcher ſchon das Zentrum der franzöſiſchen Armee durchbrochen hatte, an der Spitze von 15000 Mann in Perſon vor dieſe Schanze rückte und den Angriff anordnete. Rampon, mitten im ſchrecklichſten Feuer, ließ damals ſeine Leute ſchwören, lieber mit ihm zu ſterben, als die Redoute zu übergeben. Sie ſchworen; ſie hielten den Schwur. Beaulieu, im Vorbringen gehemmt, ward am andern Tag wieder angegriffen und geſchlagen.

Als der Feldherr Napoleon Bonaparte Virgils Vaterort zu ſchonen befahl.

(Aus dem Spaniſchen des Dichters Cienfuegos.)

Nachſtehende Ueberſetzung eines Gedichtes von Cienfuegos möge nun auch den Barden Iberiens karakteriſiren, nachdem einige Bruchſtücke aus ſeiner „Condeſa de Caſtilla“ als Probe ſeiner theatraliſchen Arbeiten, bereits deſchieden durch die Welt geflogen ſind, und aus der unvollkommenen Nachahmung meines Vorbildes ohne der Kenner das Feuer der Begeiſterung, die Hoheit und Stärke des Ausdrucks, in der Mutterſprache des Heldenſängers.

Endlich dann wird auch der große Gegenſtand, den Cienfuegos, von Enthuſiasmus hingeriſſen, hier behandelte, als Napoleons ſich damals erſt entwickelndes Genie des unbefangenen Spaniers tiefſte Tiefen aufrief, vielen Leſern reichen Stoff zu mancherlei Betrachtungen geben.

St.

. . . . . *Victorque viros superemimet omnes.*

VIRGIL.

Durch die himmliſchen Gefilde
Der Verklärung ſchwebte glänzend
Maronis Schatten; — ihn umwehenden
Tauſend Schatten der Heroen —
Die funkelnden Sonnen des hohen Himmels.
Harmoniſch ertönte
Das Göttlichen Leier im göttlichen Chor:

Digitized by Google

„Heldengeister! Unerfahrne
„Von den Schicksals ernsten Mächten,
„Einst der Menschheit Strebepfeiler —
„Alle liegt ihr schon zum Orkus;
„Verwaist steht der Erdkreis, die Tugend auf ihm:
„Das Recht und die Wahrheit,
„Sie liegen mit euch zu dem Orkus hinab.

„In dem Land der Sinnenträume
„Strahltet ihr in reiner Klarheit
„Herrlich durch das erd'sche Leben,
„Wie die Sterne flammend leuchten
„Vom mitternächtlichen Himmelsgewölbe
„Niederblitzet in Staub
„Ihr, den Trug, die Wohlheit, die heil'ge Tücke.

„Und wie sich die schlanke Rebe
„Traulich um die Ulme schlinget;
„Wie am ältesten Germäner
„Sich das Epheu schmiegend aufrankt:
„Reizte zu euch sich das Zarte, das Schöne;
„Doch blühten und welkten
„Mit der sie beschützenden Macht die Beschützten.

„Nur der Vorzeit dunkle Sage
„Rauscht noch über euern Malen,
„Aber euer hohes Streben
„Waltet längst nicht mehr auf Erden;
„Entzündet liegt um eure Aschenkrüge
„Und hilflos arm die Welt;
„Denn ihre Kraft umschließen eure Gräber."

So der Dichter. Mit gesenktem
Fluge schweben die Heroen
Um die hirtenlosen Völker.
Jetzt erblickt vor allen Maro -
Bonaparte. Eine Wetterwolke, stößt
Er auf den stolzen Feind —
Und schlägt und siegt und Heere sind gewesen.

Diamantne Mauern halten
Seines Flammenschwertes Schärfe,
Berge rütteln seine Donner
Aus dem Abgrund; nur das arme
Dörfchen Marons sahe seine
Blitze nicht. — —
Friedlich ruht der Stahl des Helden;
An des Sängers Urne opfert
Fromm der Held. — — —

Und die heil'ge Urne bebet,
Leise Geistestimme flötet
Aus dem stillbewegten Aether:
„Einmal noch ins Leben kehren
„Möcht' ich, Unsterblichet ihn zu besingen,
„Den Weisen und Großen —
„Und dann ewig zurück in mein Grab!

„Löscht sie aus, die Namen Solons,
„Kato's und der Skipionen,
„Augusts und Epaminondas,
„Aristides des Gerechten —
„Löscht sie all aus meinen Liedern;
„Verdunkelte Sonnen!
„Ein schönerer Stern steigt im Abend herauf.

„Dichtung, holde Göttertochter!
„Ernste Muse der Geschichte,
„Spenderin des Thatenkranzes,
„Laßt ihr ohne Dank die Rosen
„Von dem Helden auf des Meisters Grab gestreut?
„Schweigt die laute Fama?
„Rauschen nicht des Ruhmes goldene Schwingen?"

Da ertönte tausendstimmig
Fama's Ruf durch alle Himmel;
Bonaparte's, Marons Namen
Wiederholte stolz die Echo.
Stärker noch einmal blies Fama,
Dann sprach sie die letzten Worte:
„Mein Reich ist zu Ende." —
Und zerbrach die Trompete.

Varietäten.

Aus England.

— Die in England herrschende Publizität gab jüngst zu einem merkwürdigen Prozesse Anlaß. Lord Leicester stellte eine Klage wegen eines in dem Morning Herald gegen ihn gedichteten Aufsatzes wider Herausgeber und Verfasser an. Der Herald erzählt nämlich in einem Blatt: „Gegen einen edeln Lord sind von seiner Lady Klagepunkte vorgebracht, denen ähnlich, welche Lady Audley gegen ihren Gatten erhoben. (Dieser nämlich nöthigte seine Diener, mit seiner eigenen Frau Unzucht zu treiben.) Er ward deren überwiesen, und verdientermaßen hingerichtet. Doch in jenen kommen Angaben von weit größerer Abscheulichkeit vor." — In einem der folgenden Blätter heißt es ferner: „Der schandbare Sohn eines englischen Marquis hat sich wegen der Anklage aus dem Staube gemacht, welche Lady C. (Chudleigh war der Titel des Grafen Leicester, als der alte Marquis von Townshend noch lebte) gegen ihn in Anregung gebracht. Eine Sorgfaltsvollmacht ist schon ergangen, um diesen Lord zu verhaften, der schon lange durch sein Verbrechen ein Schandfleck der menschlichen Natur ist." — Wegen dieser Injurie forderte Lord Leicesters Schwager eine Schadloshaltung von 20,000 Pf. Sterling. Die Klage ward zu Gunsten des Klägers entschieden. Der Libellist ward zur Strafe von 1000 Pf. Sterling und zu 40 Schilling Kosten verurtheilt.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 78. — den 30 September 1809.

Blick auf den gegenwärtigen Zustand der Industrie und des Handels von Frankreich.

(Aus einem Schreiben an den Herausgeber.)

— — Es herrschen in vielen Gegenden über den gegenwärtigen Zustand Frankreichs die falschesten Vorstellungen, und manche Schriftsteller, deren Erfahrung und Spielraum auf den engen Kreis ihrer Studierstube beschränkt sind, geben, oft unbesonnen genug, ihre aus flüchtiger Zeitungslektüre entwickelten Einbildungen dem Publikum als faktische Wahrheiten hin. Da sind ihrer verschiedene, die ohne anders überzeugt sind, der ungeheure, langwierige Krieg in allen Weltgegenden müsse schon darum Frankreichs Wohlstand wenigstens auf ein volles Jahrhundert hinaus vernichten, weil die Abgaben der Nation ohne alles Verhältniß zum Vermögen derselben, und die vielfachen Ergänzungen der zahlreichen Armeen für die Population des Landes durchaus erschöpfend sein müssen.

Die Herren irren sich. Bei einer Reise durch Frankreich hört man eben die wenigsten Klagen über die Menge oder das Lästige in der Art der Abgaben. Zwar waren dieselben im Jahre 1804 auf 700 Millionen Livres gestiegen, und jetzt können sie auf 800 und 900 Millionen, selbst in Friedensjahren, emporgehen. Trotz dem ist diese Summe doch nur kaum der zehnte Theil der Totaleinnahme der Nation; folglich ungefähr noch immer in demselben Verhältniß, wie die Abgaben in verschiedenen andern europäischen Ländern, nur mit dem Unterschiede, daß wenig andere Reiche soviel innern Reichthum und so unerschöpfliche Quellen des öffentlichen Wohlstandes haben. Rechnet man dazu noch die jetzige vergrößerte Ausdehnung des Reiches, die vermehrte Zahl der Kontribuenten, und den Umstand, daß der Krieg mit seinen Siegen den Krieg selbst ernährt: so wird man wohl an einer nahen Entkräftung Frankreichs verzweifeln müssen.

Eben so verhält es sich mit der Population. Noch fehlt es lange nicht an Armen für den Pflug. Zwar ist die Konskription eines der widerlichsten Institute für das Volk; zwar hört man dagegen die meisten Beschwerden, nicht aber deswegen, weil das Land verödet werde, sondern weil jede Mutter ihr Kind liebt, weil es natürlicher ist, daß der Sohn den Vater begrabe, als der Vater den Sohn. In jedem kultivirten Lande ergänzt sich der durch den Krieg erlittene Abgang der Population mit wunderbarer Schnelligkeit, indem bei der leichtern Möglichkeit der Existenz die Ehen und Geburten sich vervielfältigen.

Mit dem allen aber ist in Frankreich die Sehnsucht zum Frieden so hoch gestiegen, wie sie nur irgend in England sein mag. Es ist der lauteste und tägliche Wunsch des Landmanns und Fabrikanten, das heißt, des gesammten Volks. Man sieht voraus, daß darum der Abgaben nicht viel weniger werden möchten; aber man verspricht sich die Restorazyng des Handels, der Industrie und des allgemeinen Wohlstandes. Ein Friede aber, der die Nation ohne Handel und Industrie läßt, das heißt, ohne vergrößerte Lebenskraft, wird weder von Fabrikanten, noch Handwerkern, noch verständigen Landwirthen begehrt. Ich hörte von mehr als einem wohlhabenden Landmanne die Worte des Kaisers wiederholen: Il nous faut des colonies et du commerce.

Ich glaube selbst, Frankreich wäre nicht im Stande gewesen, den Krieg gegen England mit so langer Ausdauer zu führen, oder es würde ihn mit Verlust ohne allen Ersatz geführt haben, wenn die übrigen Mächte des Kontinents, selbst mit momentanen

Digitized by Google

Opfern, jeden Landkrieg vermieden, ihre Ausdehnungen und Kräfte bewahrt, und Frankreich sich selbst überlassen hätten. Aber sie wollten mehr. Ihre Leidenschaften boten den schlauen Britten willig die Hand zum Bunde; das veränderte die ganze politische Gestalt des Kontinents, machte den französischen Kaiser zum Mächtigsten, und öffnete ihm die Schatzkammern aller bezwungenen Staaten.

Ohne Kolonien, ohne freien Handel auf dem Meere, bleibt Frankreich ohne Kraft, ohne Wohlstand, und seine gegenwärtige Größe ohne Dauer. Die höchste Kultur des Landes in allen Verhältnissen ist ohne Handel ungedenkbar. Jeder Friede mit England, ohne Sicherheit der freien Schiffahrt auf den Meeren, ohne Rückgabe ergebiger Kolonien an Frankreich, wäre Frankreichs Ruin. — Es ist freilich schwer zu begreifen, wie dies Problem gelöset werden soll. Die brittische Handelsmacht ist zu kolossalisch, als daß sie von Frankreichs Konkurrenz erschüttert werden könnte. Im Schatten dieses Kolosses können auch keine andere Handelsstaaten gedeihen. England ganz allein ist im Besitz von drei Vierteln alles europäischen Kommerzes. Seine Kolonien, die es ausschließlich allein mit allen und jeden Bedürfnissen der Nothwendigkeit und des Luxus versorgt, eröffnen ihm so unersättliche Märkte für die Produkte seiner Industrie, daß es im Nothfall Europa's entbehren, und wenn sich ihm die europäischen Hafen wieder aufschliessen, ganz allein die Konsumtion der ganzen Welt bestreiten kann mit den Erzeugnissen seiner Fabriken und Kulturen.

Wie gering daneben steht Frankreich! Frankreich hatte seit einem Jahrhundert und länger nie die richtigen Handelsprinzipien gekannt, und seine Industrie und seine Kolonien auf die elendeste Art verstümmt, während England dem großen Ziel mit Riesenmacht zuströmte. Was das ärgste war, bildeten sich die Franzosen bis zu dem so verderblichen Handelstraktate von 1783 ein, sie hätten in den Künsten der Landwirthschaft und Industrie alle andere Europäer weit hinter sich gelassen. Aber mit Erstaunen und schon zu spät kamen sie von ihrer Täuschung zurück, als nun die Flut englischer Waaren über alle französische Märkte drang, denen keine französische an Güte und Wohlfeilheit gleich kommen konnten.

Umsonst war nun der Wetteifer; umsonst ersprähte man alle Geheimnisse der englischen Maschinen und Verfahrungsarten. Die Britten wußten, so oft der französische Handel und Kunstfleis aufblühn wollte, Hindernisse über Hindernisse zu schaffen. Es fehlte den Franzosen der Ueberfluß von Kapitalien, mit denen die Engländer das Unmögliche möglich machen; es fehlte ihnen an durchgreifender Unterstützung von oben her. Die Revolution, welche Frankreichs Kolonien vernichtete, setzte der brittischen Handelsmacht die letzte Krone auf.

Zwar hob sich in jenem Wetteifer unsere Industrie. Unzählige Fabrikate, deren Verfertigungsart vorher unbekannt oder mangelhaft war, gedeihen jetzt in den einheimischen Werkstätten. Die ungeheure Menge von Eisenwaaren, die sonst eingeführt werden mußten, wird jetzt in Frankreich selbst größtentheils fabrizirt, und 2000 bis 3000 thätige Eisenwerke produziren die rohen Stoffe in Fulle, während noch vor der Revolution über zwölf Millionen Livres für Eisen aus dem Lande gingen. Unsere Goldschmiedearbeiten, Bijouterien, Quincaillerie- und Stahlwaaren konnen in Rücksicht der Güte vollkommen, und fast auch in Rücksicht des Preises immer mit den besten englischen Fabrikaten konkurriren. Eben so verhält es sich mit vielen andern Artikeln der Industrie.

Bei dem allen aber können sich unter dem Drucke des Kriegs die Fabriken durchaus nicht zu ihrer Vollkommenheit erheben. Die Verbindung mit den Kolonien ist unterbrochen, und die Produkte derselben liegen in den Magazinen jenseits des Ozeans als todte Schätze aufgehäuft, oder kommen nur durch kostspielige Umwege zu uns, daß alle Vortheile wegfallen. Unterdessen verderben die inländischen Werkstätte in tödlicher Geschäftslosigkeit, und Frankreich ist und bleibt gezwungen, eine ansehnliche Masse seiner Konsumtionsartikel aus den Händen der Engländer zu nehmen, es geschehe nun auf direkte oder indirekte Weise.

Hätten wir auch keinen Krieg, der uns von den Meeren verbannt, und uns die Benutzung unserer Kolonien verdietet, oder erschwert: so würden die französischen Fabriken doch noch unter Hindernissen seufzen, von denen die brittischen nichts empfinden. Eine vor kurzem in Paris erschienene kleine, gehaltvolle Schrift: Considérations sur l'état présent de l'industrie française et sur les moyens d'en accélérer le développement et la perfection, hat die wichtigsten dieser Hindernisse mit großer Klarheit entfaltet.

Dahin gehört besonders der Mangel beträchtlicher Kapitalien, worüber zu Gunsten inländischer Fabrikation disponirt werden kann. Dies ist der Grund, warum in ganz Frankreich vielleicht nicht eine einzige Werkstatt ist, welche ihre Arbeiten so sungebeurer Menge liefern kann, daß sie durch die Niedrigkeit des Preises die ausländischen Waaren zu verdrängen im Stande wäre. Große Kapitalien sind die Grundsäulen des allgemeinen Kredits, und der Kredit ist der magische Hebel des Handels. Große Kapitalien machen ausgedehnte Unternehmungen möglich, und nur ausgedehnte Unternehmungen erweitern die Grenzen des Kunstfleißes, und vervielfältigen die Konsumtion. — Dieser bleibende Fond, welcher durch rege Zirkulation das Leben aller Werkstätte erhöhen muß, diese goldene Seele der brittischen Industrie, fehlt in Frankreich. Da der Gewinn nicht mehr aus der Menge der Fabrikate fließt, indem alle im niedrigsten Preise geben können, muß er auf die Wenigkeit geschlagen werden, die fabrizirt wird, und so müssen wir unsere meisten Fabrikwaaren noch lange Zeit theurer, als die Britten, geben, die mit dem geringsten Nutzen vom Einzelnen vorlieb nehmen, weil es ihnen die enorme Menge einbringt.

Was England in überschwänglicher Masse fabrizirt, wird abgesetzt; aber auch den Absatz beflügelt dort ein neuer Vortheil, der in Frankreich unbekannt ist; dies sind die Ausfuhr-Prämien! Ohne dieses wirksame Ermunterungsmittel vom Staate hinkt der französische Handel dem brittischen nur in weiter Ferne nach.

Hat doch sogar der Handel im Innern Frankreichs noch nicht das Leben, welches er haben sollte, und sich weder mit seinen eigenen Hafen überall, noch mit denen des nördlichen Europa direkte Schiffahrt eröffnet. Kein einziges französisches Schiff hat sich in das baltische Meer hinaus gewagt, um an dem mächtigen Handelsverkehr der nordischen Nationen unter einander Theil zu nehmen. Alljährlich erscheinen einige russische Schiffe mit den Produkten ihres Reichs, um sie gegen Frankreichs Erzeugnisse umzutauschen, und gegen zwölfhundert nordische Fahrzeuge in unsern Hafen scheinen durch ihre Zahl nur die Größe des Tributs zu bezeichnen, den Frankreich dem Handelsgeiste und der Schiffahrt jener betriebsamen Nationen zollen muß. So weit sind wir noch jetzt zurück!

Digitized by Google

Der Reichthum der Engländer an Fonds und unsere Dürftigkeit daran ist aber auch Ursache, daß jene uns auf den russischen Märkten nicht emporkommen lassen würden. Schon das erste Etablissement würde beträchtliche Summen heischen; aber der Handel mit Rußland selbst beruht auf einem langen Kredit. Eine kleinere Zahlungsfrist, als zwölf Monate, gibt es nicht; oft muß man sie auf mehrere Jahre verlängern. Dazu fehlt es französischen Handelshäusern an Vermögen und Kraft, während die britischen es ohne Schwierigkeit können.

Napoleons großer Wille, jetzt überall noch durch die britische Politik und die Rivalität der Kontinentalmächte gelähmt, kennt nur das eine Ziel: Handel und Kolonien für Frankreich. Wird ers erreichen? Gelingen ihm auch alle seine Entwürfe, so kann er nach dreißig Jahren, als hochbetagter Greis, erst die Blüten seiner gesammten Schöpfung erblicken. — Ich zähle nichts auf Eroberung und Vernichtung Englands. Selbst der Ruin des britischen Universalhandels und Kunstfleißes würde die französische Industrie und Handlung nicht sogleich an die Stelle der verschwundenen Macht versetzen können. Schnell stürzt die herrlichste Eiche endlich unter der Axt, aber nur langsam wächst sie empor, und fordert zu ihrer Reife ein Paar Jahrhunderte.

Der Kaiser behält inzwischen das Verdienst, und ganz Frankreich erkennt es mit gerechtem Enthusiasmus an, daß er zu dem großen Werke die ersten, soliden Grundlagen gelegt hat. — Er zieht die Marine wieder aus ihrem Nichts hervor — er verknüpft mit seinem Reiche wieder die schönsten und berühmtesten Handels- und Seestädte der Vorwelt, Venedig, Genua, Livorno, Amsterdam, Antwerpen — er vereint die für den Handel wichtigsten Küsten des Mittelmeers unter seinen Zepter — er durchschneidet Frankreich mit den kostbarsten Kanälen zur Beförderung des innern Verkehrs. Wie der Kanal von Languedoc das mittelländische Meer mit dem westlichen Ozean vereint, wird nun daran gearbeitet, den Rhein mit der Marne und Seine zu verbinden. Ist einst einmal auch der Rhein durch Kanäle an die Donau geknüpft, dann wird man mitten durch Europa Schiffe auf Kanälen und Strömen von Paris bis Konstantinopel in thätiger Wechselfahrt erblicken. — —

Eben so hat der Kaiser, als Gesetzgeber, alles gethan, um den französischen Handel kräftig zu organisiren. Das Handelsgesetzbuch gehört zu den wohlthätigsten Werken seiner Regierung. Zweihundert und zehn Städte des Reichs haben ihre eigenen Handelstribunalien; vier und dreißig Handelskammern sind in Thätigkeit, um die Mittel zur Belebung des Kommerzes aufzusuchen, Entwürfe zur Erweiterung desselben, zur Hinwegräumung aller Hindernisse zu geben. Nur die Organisation der Kolonien ist noch nicht vollständig; die meisten von ihnen existiren nur noch in militärischer Form, und obgleich die Kolonisten zufolge der Konstitution gleiche Rechte mit dem Mutterlande genießen, haben sie bis jetzt doch noch keine Deputirte zum gesetzgebenden Korps senden können.

Alles ist noch neu, zum Theil erst im Werden. Aber wenn man betrachtet, was unter den wechselvollen, entkräftenden Kriegesstürmen geleistet ward, wird man keinen Augenblick bezweifeln, welchen unglaublich schnellen Aufschwung Frankreichs Wohlstand in einem vortheilhaften Frieden nehmen würde.

Stoff zu Parallelen.

Orientalische Gerechtigkeitspflege.

In den Jahren 1803 bis 1806 machte der Schottländer Thomas Mac Gill, vermuthlich in kaufmännischer Absicht, eine Reise durch die Türkei, deren Beschreibung er vorigen Jahrs zu London in zwei Bänden drucken ließ: denn es reiset nicht leicht jemand, der nicht meint, „er könn' auch was verzählen", wie Asmus sagt.

Vom Städtchen Atheſſar in Anadoli (oder Azar, wie es die Offenbarung Johannis Kap. 2 benennt) erzählt uno Mac Gill folgende Anekdote. Der Faktor eines Baumwollenhändlers, von Müdigkeit und Schlaf überwältigt, band sein Pferd nicht weit von einem Kaffeehause, das zugleich türkisches Wachthaus war, an einen Baum, legte sich in den Schatten seiner Zweige und schlief bald ein. Als er aufwachte, war sein Pferd und die kostbare Bürde, die es trug, verschwunden.

Er wußte aber, daß Prinz Karosman Oglu in der Nähe von Atheſſar sei. Er eilte zu ihm, und beklagte sich beim Statthalter des Pabiſha wegen des Diebstahls. Der Prinz war über die Unvorsichtigkeit des Kaufmannsdieners erzürnt, und rief: „Warum schliefst du unter freiem Himmel, während ein Wachthaus nahe war, wo du von Menschen beobachtet und in Sicherheit gewesen wärest?"

„Warum hätte ich mich fürchten sollen, in dem Lande, das Karosman Oglu regiert, unter freiem Himmel zu schlafen?" erwiederte der kluge Diener.

Da befahl ihm der Fürst, sich den nächsten Abend wieder unter den gleichen Baum im Felde niederzulegen und zu schlafen, wo er bestohlen worden. Es geschah. Und als der Diener am andern Morgen erwachte und die Augen aufschlug, hing ein todter Mensch an dem Baume über ihm, und das Roß mit der kostbaren Bürde stand neben ihm, wie es gewesen war, eh es ihm gestohlen worden.

Mit diesem Zuge ächt orientalischer Gerechtigkeitspflege verdient auch der folgende ausgehoben zu sein.

Da Mac Gill von Smyrna nach Ephes ging, ward ihm ein rührender Anblick gewährt. Ohnweit einer Hütte fand er ein altes Kameel, welches dort den Rest seiner Tage in Ruhe und Ueberfluß verlebte. Das türkische Sittengesetz gebietet: „Du sollst einen alten Diener nicht verlassen, wenn ihn Alter oder Krankheit verhindern, dir nützlich zu sein." Das Kameel war im Sonnenschein, am Ufer einer schönen Quelle, gelagert, umgeben von hohen Kräutern, die es nach Belieben abnagte. Die Kinder des Dorfes spielten um das greise Hausthier, und lernten früh von ihren frommen Eltern, wie man alte Dienste dankbar lohnen müsse. — Dieser Gerechtigkeit gegen Thiere pflegt selten der Abendländer, der oft von Zartgefühl plaudert, und den alten Diener seines Hauses verstößt.

Die brennende Pfeife.

An den fruchtbaren Ufern des Ohiostromes in Nordamerika wohnt der Volksstamm der Schawany's, Ueberrest einer vorzeiten mächtigen und furchtbaren Nation, die viele tausend tapfere Krieger ins Feld stellen konnte. Die Schawany's, sonst gewohnt zu siegen, jetzt nur ein Völkchen von etwa dreißig Familien, leben auf einem kleinen Strich Landes, den ihnen die

Digitized by Google

Großmuth derer übrig ließ, die ſonſt von ihnen ſo oft waren überwunden worden. Der Engländer Thomas Aſhe, welcher im Jahre 1806 zu dieſer Völkerſchaft kam, erzählt uns nachſtehende Anekdote von der Galanterie derſelben.

Mag der junge Wilde ſein Mädchen noch ſo heftig lieben, am Tage iſt ſeine Liebe ſtumm; kein Blick verräth die Gefühle ſeiner Bruſt. Wäre ſelbſt die Auserwählte nicht gleichgültig gegen ihn, ſie würde ihn für immer verſchmähen, wenn er das geringſte Wort ausſpräche; ſogar alle andere Weiber würden ihn verachten. Aber die Liebe ſieht, wo auch kein Wort, kein Seufzer ſpricht.

Des Nachts verläßt der liebende Wilde ſein Lager, und geht mit angezündeter Pfeife zur Hütte des erkorenen Mädchens. Er tritt in die Wohnung der Schönen; denn Schloß und Riegel ſind dort fremd, und die Tugend bewacht ſich noch ſelbſt. Wenn nun das Mädchen ihm die brennende Tabakspfeife auslöſcht, dann hat es Gegenliebe bekannt, und der Glückliche darf alles wagen. Läßt es aber die Pfeife brennen, dann hat es ihn verſchmäht. Beſtürzt, niedergeſchlagen verläßt der Jüngling, doch ohne zu murren, mit ſeiner brennenden Pfeife die Hütte der Geliebten, und kehrt nie wieder zu ihr zurück, zu der Grauſamen, die das Feuer ſeines Herzens und ſeiner Pfeife nicht löſchen wollte.

Variétäten.

Aus Italien.

— Wenn die Kunſt des Verſemachens ſchon in Deutſchland aufgehört hat, Kunſt zu ſein, ſo iſt das Verdienſt, einen artigen Vers zu drehen, in der Sprache Taſſo's und Petrarca's noch unendlich geringer. Wirklich ſind Verſe, trotz ihres ſchlechten Anhängſels, auch das ſtärkſte Fabrikat Italiens; nehmen wir aber allenfalls Monti's Dichtungen aus, die jedoch auch nicht klaſſiſche Höhe erreichen, ſo iſt jetzt das verſlerte Vaterland Arioſts ungemein dichtenarm. — Man macht viel Aufhebens von einer neuen Tragödie, die im vorigen Monat Auguſt zu Lucca auf dem Theater Carlini ontelli mit vielem Beifall gegeben worden. Sie führt den Titel Polirena, und ihr Verfaſſer iſt der Senator Vincentio Cotenna. Doch in allem, was an dieſem Stück geprieſen wird, erkennt man nur, daß man Hoffnung faſſen dürfe, in dem neuen Dichter einen nicht unglücklichen Nachahmer Alfieri's zu finden. Die deutſche Literatur, im Ganzen den Italienern noch ſehr fremd, wird ihnen noch immer dann und wann durch gefällige Vermittler in geringen Bruchſtücken mitgetheilt. Es iſt hier nicht die Rede von ernſtern Wiſſenſchaften, worin ſich die Deutſchen auszeichneten, und wo auch Italien ihnen beſcheiden den Kranz läßt. So z. B. fährt der Profeſſor Aloys Vera noch immer fort, in ſeinem *Syllogo opusculorum selectorum ad praxim praecipue medicam spectantium* die deutſchen medizinſchen Schriftſteller vorzugsweiſe zu benutzen, und noch in dem eben erſchienenen neunten Bande findet man Abhandlungen von Weiß, Lutheritz, Schreger, Genkeſien u. ſ. w. Allein in der ſo gebeiſſenen ſchönen Literatur wird gerade nicht immer das Schöne unſerer Literatur ausgeleſen, wie z. B. in der *nuovo raccolto di romanzi, la maggior parte tradotti dal tedesco* der Fall ſein mag. Ob ſo ein *bizzarrissimo romanzo* von deutſchem Schrot und Korn den Italienern ſehr behagen mag, laſſe ich unentſchieden. Lobenswürdig ſind bei dem allen die Italiener, daß ſie ſich nicht an die Ueberſetzung eines Wieland, Schiller, Göthe u. ſ. w. machen, und dann nicht über uns mit der lächerlichen Selbſtgenügſamkeit abſprechen, wie manche franzöſiſche „Kenner“. Denn Dichter muß man in ihrer Sprache leſen. Muſik läßt ſich durchaus nicht überſetzen.

Aus Deutſchland.

— Mehrere komiſche Reiſebeſchreibungen erwähnten eines mit Kork, holz bedeckten Kloſters. Dies hat einen ächtdeutſchen Bauverſtändigen veranlaßt, das Verhältniß der Schwere und des Preiſes der Korkbedachung gegen jede Bedachung anderer Art zu berechnen, und darauf ergab ſich folgendes Reſultat des Gewichts und Preiſes einer Berliner Quadratelle.

Dachziegel, Hohlwerk	90 Berl. Pfund	1 — 14 Gr. 4 Pfenn.
Dachziegel, Flachwerk	60 — —	1 — 7 — 8 —
Schwarz Blech	5 — 20 Loth.	1 — 20 — 11 —
Kupfer	5 — 1 —	3 Thl. 12 — 1 —
Schindeln	4 — 21 —	1 — 3 — 1 —
Steinpappe	3 — 29 —	1 — 5 — 4 —
Weißes Blech	3 — 7 —	1 — 1 — 1 —
Korkholz	1 — 14 —	1 — 22 — 6 —

Es wäre alſo die leichteſte Bedachung Kork, die wohlfeilſte Schindeln.

Aus der Schweiz.

— * Nirgends in der Schweiz, als in Bünden, wird gegenwärtig der Bergbau mit ſo großem Eifer, und mit ſo guter Hoffnung betrieben. Gelungen, und mit beträchtlichem Gewinn gelungen, iſt das in ältern Zeiten wahrſcheinlich durch unkundige Leitung hiſtors verunglückte Eiſenwerk im Schamſer Thal. In zwei Dritteln ſind daſelbſt gegenwärtig die Gewerke der wackern Italiener, Gebrüder Venini vom Comerſee; das übrige Drittel bilden vermögliche Bündner. — Das Hüttenwerk zu Reichenau, oder die Gewerkſchaft von Tieſenkaſten, hatte gleich anfangs das Unglück, Gruben- und Hüttenleute zu erhalten, die vom Berg- und Hüttenweſen wohl nicht ganz die nöthige Kunde hatten. Mehrmals geſchah es daher, daß die Erze, welche in Schwerſpath mit Quarz eingebrochen, nicht gehörig in Fluß kommen wollten. Man dauet nun ſchon über fünf Jahre, zwar nicht ohne ſchöne beygemännliche Hoffnung, doch ohne die erwünſchte reiche Ausbeute. Die Gewerkſchaft ließ aber einen jungen Schweizer mit guten chemiſchen Vorkenntniſſen in Freiberg die Hüttenkunde auf ihre Koſten ſtudiren, und verdeſſert damit weſentlich das Loos ihres Baues. — Das Bergwerk zu Davos am Silberberg verſpricht in Kurzem das vorzüglichſte von allen zu werden. Die letzten Proben gaben den Gehalt der Erze aus dem tiefſten Stollen auf vier bis ſechs Loth Silber in ſechzig Pfunden Blei, und jene aus dem Geiſtſtollen von einem bis zwei Loth Silber auf ſiebenzig Pfund Blei. Man ſteht jetzt in der Ueberzeugung, mit ſechzig Hämmern und einem Hochofen jährlich wenigſtens viertauſend Zentner Blei oder Silberglätte, den Silbergehalt ungerechnet, vom künftigen Jahre an, aufzubringen. Bei den geringen Gewinnungskoſten, und dem äußerſt wohlfeilen Holz, kann ſich bei dieſer Gewerkſchaft, die noch im Entſtehen iſt, und dauer noch einige Kure verdauſern kann (in dieſem Falle wurde vermuthlich der Herr Verwalter Hitz zu Davos mehr Auskunft ertheilen können), ſchöne Ausbeute finden laſſen.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 79. — den 4 Oktober 1809.

Glossen zur Tagesgeschichte.

4.

Salzburgs und Berchtesgadens Ruin.

Die österreichische Monarchie führte seit den letzten siebenzehn Jahren viermal den Krieg gegen Frankreich, oft nicht ohne Ruhm, nie aber ohne Unglück und schwer zu verschmerzenden Verlust. Fünf Jahre lang dauerte der erste Krieg bis zum Frieden von Campo Formio, und ward mit der Aufopferung Belgiens und Italiens erkauft; zwei Jahre lang dauerte der andere, bis zum Vertrage von Lüneville; ein halbes Jahr dauerte der dritte, bis zum Preßburger Frieden; kaum als länger geführt kann der letzte angesehen werden. Acht Kriegesjahre also waren hinreichend, die alte Macht des Hauses Oesterreich bis zum bloßen Schatten ehmaliger Größe zu vernichten. Mehrere Kronen, die einst das Haupt der Enkel Rudolfs von Habsburg schmückten, gingen unter, selbst die römische Kaiserkrone, welche Jahrtausende geglänzt hatte — weitläufige blühende Staaten, des mächtigen Kaiserreiches Kornkammern oder Schutzwehren, wurden losgerissen, und die letzte Kraft erklarb in den übrig gebliebenen Provinzen.

Der Ruin des öffentlichen und häuslichen Glücks in den österreichischen Provinzen muß, nach dem zu urtheilen, was man nur von einzelnen Gegenden weiß, unaussprechlich groß sein. Kein Jahrhundert bringt diesen Ländern den zerstörten Wohlstand zurück. Es ist noch zu wenig davon bekannt. Ein treues, umfassendes Gemälde dieses Ruins wäre herzzerreissend.

Herr J. Thadde Zauner theilte schon vor einigen Jahren „Beiträge zur Geschichte des Aufenthalts der Franzosen im Salzburgischen“ mit. Dies Ländchen, welches, mit dem dazu gehörigen Berchtesgaden, eigentlich nur von einem einzigen großen Thal gebildet wird, worin etwa 200,000 Leute beisammen wohnen, mußte im zweiten österreichischen Kriege allein den ungeheuren Schaden von fünfzehn Millionen Livres tragen. Ohne die Unkosten in Anschlag zu bringen, welche alle Einwohner ohne Unterschied bald durch deutsche, bald durch französische Einquartierung litten, ward nur der durch Plünderung in den Jahren 1800 und 1801 gestiftete Verlust gerichtlich auf sechs Millionen angeschlagen. Die Salzburgischen Stände hatten nach zuverlässigen Angaben 5,122,000 Livres für Kontributionen, beinahe 3,500,000 Livres für Requisitionen, und ausserdem noch ein in dieser Noth zur Bestreitung unzähliger Ausgaben gemachtes fremdes Anlehen von 17,000 Gulden zu bezahlen.

So erschöpft und ausgesogen lag das arme Thal vier Jahre da. Es war von seiner Betäubung noch nicht genesen, als Oesterreich den Krieg wieder erneuerte, die Franzosen im Jahre 1805 abermals eindrangen, und das Land die gleichen Elendsszenen erlebte, fast wieder dieselben ungeheuren Lasten trug. — Salzburg, bisher die Residenz eines der ersten deutschen Fürsten, sank nun von dieser Zeit an zur Provinzialstadt hinab, und verlor mit dem Verschwinden einer reichen und glänzenden Hofhaltung, und der zahlreichen ausländischen Gesandten, Fremden und Herrschaften, die bisher am Hoflager gelebt hatten, einen beträchtlichen Theil seiner Nahrung, seines Glanzes.

Alles dieses Leiden war noch nicht genug. Der Krieg des Jahres 1809 vollendet nun das Unglück des bellagenswürdigen Thals, besonders da die Insurrektion des Tirols im Rücken der französischen Armee beständig die Anwesenheit zahlreicher

Truppen nothwendig machte. — Es iſt gewiß nicht übertrieben, wenn man, was Salzburg und Berchtesgaden in den drei unglückſeligen Kriegen einbüßte, auf fünf und zwanzig bis dreißig Millionen Livres anſchlägt. Haben nun die übrigen Gegenden Oeſterreichs, die von den Franzoſen erobert wurden, in gleichem Verhältniß gelitten — und wer möchte daran zweifeln? — ſo iſt der Ruin dieſer Länder über alle Beſchreibung groß. Kein hundertjähriger Friede heilt die Wunden.

5.

Die neapolitaniſchen Mönchsorden.

Gleichzeitig enden in dieſem Jahre zwei Könige in ihren Staaten das Reich des Mönchthums: Joſeph in Spanien, Joachim in Neapel. Der Statthalter Gottes in der Chriſtenheit hat die irrdiſchen Kronen verloren; kein Wunder, wenn ſeine ſtehenden Heere aufgelöſet werden, deren alt-orientaliſches Coſtume mit der neu-europäiſchen Uniform oft zu grell kontraſtirten.

Die geiſtlichen Revolutionen des Jahrs 1809 machen in der Welt- und Kirchengeſchichte der Europäer ewige Epoche. Folgende Zeilen mögen daher für eine Parentation auf dem Grabe des neapolitaniſchen Mönchthums nicht zuviel ſein.

Zwei und zwanzig Tage ſpäter, als König Joſeph von Spanien alle Mönchsorden ſeines Reichs aufhob, löſte Joachim von Neapel durch ſein Dekret vom 9 Sept. zwei und zwanzig geiſtliche Orden von allerlei Obſervanzen und Farben im Umfange ſeiner Staaten auf.

Der heilige Benedikt war es, der zur Zeit des Gothenkönigs Totila die erſten Mönche nach Neapel geführt hatte. Beſcheiden und menſchenfreundlich, wie ſeine Regel, war das Leben dieſes heiligen Mannes geweſen. Aber was können nicht zwölfhundert Jahre ändern! Sein Orden, wie wenigſtens die Kronik deſſelben mit Wohlbehagen rühmt, beſchenkte die Welt mit 40 Päpſten, 200 Kardinälen, 50 Patriarchen, 1600 Erzbiſchöfen, 4600 Biſchöfen, 4 Kaiſern, 12 Kaiſerinnen, 41 Königinnen und 3600 kanoniſirten Heiligen.

Kaum hatte St. Benedikt die erſten Mönche in das Paradies Italiens geſetzt, ſo vermehrte ſich ihre Anzahl wuchernd mit unglaublicher Geſchwindigkeit, beſonders als die Welt erſt frömmer ward, das heißt, ſeit die Klöſter anfingen reich zu werden. Dies nahm ſeinen Anfang in dem barbariſchen Zeitalter der longobardiſchen Könige.

Von nun an kannte, gedeihend in der Bigotterie des Volks, die Ausbreitung der verſchiedenſten Orden, und das Anſchwellen des Kloſterreichthums im Neapolitaniſchen keine Grenzen mehr. Es ſtarb faſt kein Menſch mehr, der nicht einen Theil ſeines Vermögens irgend einer Kirche oder einem Kloſter vermachte. Dieſe Art der Freigebigkeit erbte ſich im Karakter der Neapolitaner bis auf unſere Tage fort, wo ſelbſt der Bandit nie ohne Roſenkranz auf die Menſchenjagd ging, und der Beutelſchneider ſeine Kunſt nur „per amor di Diu“ übte, wie der Neapolitaner zu ſagen pflegt.

Giannone, der berühmte Geſchichtſchreiber ſeines Vaterlandes, behauptete daher, wenn man das Königreich Neapel und deſſen Vermögen in fünf Theile zerlegen würde, hätten die Geiſtlichen volle vier Fünftel davon als Eigenthum im Beſitz. Auch gehörte beinahe die Hälfte von allem Grund und Boden den Kirchen und Klöſtern.

Armer Giannone! wie herbe mußteſt du, erſt unſtät und flüchtig auf Erden vor dem heiligen Zorn gottgeweihter Klöſter, dann mit dem Tode im Kerker von Turin als ſiebenzigjähriger Greis, deine Wahrheitsliebe abbüßen! So mächtig waren noch die Mönche vor ſechzig Jahren. Der erſte philoſophiſche König auf Neapels Thron übernahm deine Rache auf furchtbare Weiſe, edler Martyrer.

Es war gar kein Geheimniß, daß zwei Drittel von den geſammten Einkünften des Königreichs den Geiſtlichen gehörten. Daher war, den höhern Adel ausgenommen, das Volk dürftig; die Geiſtlichen aber ſchwammen in behaglichem Wohlleben ſingend und betend. Von dem, was Kirchen und Klöſter einmal zu „heiligem Gut“ gemacht hatten, kam natürlich unter keiner Bedingung wieder etwas in ungeweihte, weltliche Hände. Förmliche Geſetze unterſagten voll frommen Eifers die Veräußerung der Kirchengüter. Auf dieſe Art war zu befürchten, daß den Laien zuletzt gar nichts mehr übrig bliebe. Wirklich wandten ſich auch weltliche Stände öfters mit den rührendſten Vorſtellungen an ihre Könige, daß dem Klerus der fernere Ankauf unbeweglicher Güter unterſagt werden ſollte. Alles, was inzwiſchen zum Heil des allzufrommen Landes endlich geſchah, war im Jahre 1751 ein kleiner Anfang zur Verminderung der Klöſter. Der Papſt ſelbſt hatte ſeinen Willen dazu gegeben. Wer der Anfang war wohl klein.

König Joachim hat am 9 Sept. durch ein Paar Federzüge ein halbes Königreich erobert. Er iſt mitten im verwüſtenden Kriege wenigſtens um die Hälfte reicher geworden, als jeder ſeiner Vorfahren war.

6.

Das Schloß ungariſch-Altenburg.

Es geht oft alten, unbedeutenden Steinhaufen, die kein Reiſender im Vorübergehen anſehen mag, wie manchen ſehr unbedeutenden Menſchen; ſie erhalten eine Celebrität, die ſie nicht ſuchen, während Poeten, Soldaten, Miniſter und andere zur Unſterblichkeit qualifizirte Männer über das Suchen zu Krüppeln werden, und nichts finden.

Das jetzt viel genannte Schloß Altenburg in Ungarn, wo gegenwärtig am „ewigen Frieden“ zwiſchen Frankreich und Oeſterreich gearbeitet wird, iſt eine Antife, die in den Ungarkriegen nicht ganz unbekannt geweſen, und wo ſchon König Salomon (aber nicht der Sohn Davids, ſondern ein Ungarkönig um das Jahr 1070) ſeine Reſidenz eine Zeit lang gehabt haben ſoll. Erſt haben es (1529) die Türken erobert, dann (1605) zu verbrennen verſucht; darauf hat es der Uſurpator Bethlen Gabor, dann wieder der öſterreichiſche General Bucquoi (1621) eingenommen. Genug, die Kronik des alten Schloſſes weiß leider von nichts als Mord, Raub und Brand zu erzählen. Zuletzt machte man ein Kornmagazin daraus, und jetzt iſt es, wie jedermann weiß, in eine Werkſtatt des Friedens verwandelt. So ſpielt es in ſeinen alten Tagen noch eine ganz rühmliche Rolle.

Es iſt ein ziemlich unanſehnliches, weitläufiges Gebäude, von kahlen Ringmauern und einem breiten, tiefen Graben umgürtet, zwiſchen Waſſer und Moräſten an einem kleinen Arm der Donau, und am Fluſſe Laitha gelegen, der hier in die Donau fällt. Dicht am Schloſſe hin geht die große Straße von Oeſterreich nach Ungarn; dieſem Paſſe dankt das neben dem Schloſſe liegende Städtchen Altenburg oder O-var, wie die

Digitized by Google

Ungarn es nennen, ſein Leben. Man iſt hier nur drei kleine Meilen von Preßburg und etwa acht Meilen von Wien. Luxus und Glanz muß man in einem ungariſchen Marktflecken eben nicht erwarten, wo die meiſten Bürger ihren Kohl mit eigener Hand bauen.

Proben der Volksſprache in der heutigen Vendee.

Auch die Franzoſen ſammeln Volkslieder, wenn gleich nicht im „kindlichen Sinn“ mancher unſerer deutſchen Sammler, die Schätze der Poeſie damit zu bereichern. Jenen liegt es mehr daran, in dieſen Liedern Quellen zur Geſchichte der Sprachen und Sitten aufzuſchlagen. Und ſolch eine Liederſammlung, welche freilich weniger mit „einfältigem Gemüth“, als mit männlich prüfendem Blick und umfaſſenden Geiſte gemacht werden müßte, wäre auch noch in Deutſchland wünſchenswerth, ſelbſt noch nach Docen's reichhaltigen Miszellaneen zur Geſchichte der deutſchen Literatur.

Die Mémoires de l'Académie Celtique, von denen monatlich zu Paris ein Heft mit Kupfern erſcheint, enthalten, neben andern antiquariſchen für die Geſchichte der Vorwelt wichtigen Abhandlungen, zuweilen auch Lieder im Patois oder in der Volksſprache der verſchiedenen Provinzen. Am bekannteſten war bisher die provençaliſche Mundart. Ein Hr. Louis-Marie Reveillere-Lepeaux machte neulich in den erwähnten Memoiren einige Lieder in der Volksſprache des ehmaligen Poitu, der heutigen Vendee, bekannt. Das Land iſt von jeher reich an Liedern und Dichtern geweſen. War doch ſelbſt der vornehmſte unter den Troubadours, im zwölften Jahrhundert, ein Wilhelm Graf von Poitu.

Dieſe Volkslieder im Poitevin vererben ſich nur durch Tradition. Die einzigen in dieſer Mundart gedruckten Sachen ſind einige elende Poſſen und Satiren gegen die Hugenotten, welche man noch als literariſche Raritäten in der kaiſerlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt.

„Es läßt ſich nicht daran zweifeln,“ ſagt Hr. Reveillere-Lepeaux in dem Aufſatz, welcher jene vendeeſchen Volkslieder begleitet, „die mannigfaltigen Mundarten des gemeinen Volks, noch jetzt im ganzen Umfange des alten Galliens üblich, enthalten alle mehr oder minder deutliche Fragmente des Alt-Celtiſchen. Von dieſen Mundarten ſammeln, die nur geſprochen, nicht geſchrieben werden, heißt neue Mittel ſchaffen, jene uralte Sprache näher kennen zu lernen, die von ihren Schätzen den reichſten und ausgebildetſten Sprachen der Vorwelt, wie der neueſten Zeiten, vieles geſpendet zu haben ſcheint. Auch bringen wir uns auf ſolchem Wege wieder zu den Spuren vieler Uebungen, Gewohnheiten, Vorurtheile und Thatſachen, die auſſerdem, in ewige Vergeſſenheit untergehend, gänzlich für die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes als verloren anzuſehen wären.“

Freunden der Sprachkunde zu gefallen möge hier eins von jenen vendeeſchen Volksliedern ſtehen, das in Frankreich einen großen Ruf hat und noch immer belacht wird, wegen der drolligen Naivetät, mit welcher der Bauer ſeine Reiſe nach der Stadt Poitiers erzählt. Die mit Circumflex und Accentzeichen verſehenen Vokale des Liedes werden allemal lang geleſen, die übrigen Selbſtlauter kurz.

Vendeeſches Volkslied.

In jor en nobant de Nuville,
I m'en vindis devers Poitiié.
Glie disant que dans kiaé carthés,
Oi y at ine tant belle ville.
I n'ai-jà vu la ville mâé,
Les maiskous m'ou avant empéchâé.

I avisis in houmm' de piarre
Tót au mitan d'in grand kiérêâ.
Glie disant qu'ol' tait n'tre râ
Kiau qui fasait si bâé la ghiarre.
I gli notis bâé mon chapeâ,
Glie ne m'aharsit srment jà.

I vis qu'ol y avoit grand prâesse
Dan ine église où l entris;
Glie se mirant bâé neu ou dis
A débagulâér la grand mâesse.
I craïas qu'o sroit bâé tout fêet:
D'au diable si kieu finissêet!

In d'oux avouet su shés orailles,
Cme ine espèce de soufflâèt.
O semblioit à kiellé bornâé
La ou i boutâons naus abogîes.
Dauquins de gli se moquiant,
A tot moment le découeffiant.

Franzöſiſche Ueberſetzung.

Un jour en partant de Neuville,
Je m'en vins devers Poitiers.
Ils disent que dans ses quartiers
Il y a une si belle ville.
Je n'ai point vu la ville moi,
Les maisons m'en ont empéché.

J'apperçus un homme de pierre
Tout au milieu d'un grand carrefour.
Ils disent que c'étoit notre roi,
Celui qui faisoit si bien la guerre.
Je lui ôtai bien mon chapeau;
Il ne me regarda seulement pas.

Je vis qu'il y avait grande presse
Dans une église où j'entrai.
Ils se mirent bien neuf ou dix
A réciter la grande messe.
Je croyois que cela seroit bientôt fait;
Du diable, si cela finissoit!

L'un d'eux avoit sur ses oreilles,
Comme une espèce de soufflet;
Cela ressembloit à ses ruches
Où nous mettons nos abeilles.
Quelques-uns de lui se mocquoient,
A tout moment le décoiffoient.

Digitized by Google

Glie aviant pendus pre daux ficelles,
Cme daux réchaux qui fumiant.
Kieu que dan in ptiot bot preniant,
Au faſoit fumáér de pus belle.
Glie gli auriant bae pocquké pre le náé,
Se glie a'eut jà pris garde à ſáé.

Glie aviant d'aux paés dancheque à la tháte,
Daux manteaux d'or qui treleuſiant;
Et les antre aviant enſrement,
In chaquin la pea d'ine bháte.
Oi y avoit in grand cabinéet
Qu'atait tot pliáé de ſlageoléet.

Glie faſiant tot pliaé de mines,
Torſiant la goul', trepiant d'aux páés.
Pre la coue, in grand enrageáé
Mordoit ine grouſſe vremine.
Daux macréas taondus cme daux œus,
Chantiant menu cme daux cheveux.

Glie bragliant a pliene taéte,
Cme daux chaés qui ſe batiant.
I craïas, máé, que glie ſe mordiant
Ien d'oux avoneet ine baguette;
Gli'eux faſoit ſeign' qu'glie ſtéſiſſiant,
Mais glie au faſoit, mais glie braiglíant.

Ils avoient ſuspendus par des ficelles,
Comme des réchands qui fumoient,
Ce que dans un petit ſabot ils prenoient,
Les faiſoient fumer de plus belle.
Ils le lui auroient bien appliqué par le nez
S'il n'eût pas pris garde à lui.

Ils avoient, des pieds jusqu'à la tête,
Des manteaux d'or qui brilloient;
Et les autres avoient seulement,
Un chacun la peau d'une bête *).
Il y avoit une grande armoire
Qui étoit toute pleine de flageolets.

Ils faiſoient tout plein des mines,
Tordoient la bouche, trépignoient des pieds.
Par la queue, un grand enragé
Mordoit une grosse couleuvre.
Des enfans, tondus comme des oeufs,
Chantoient fin comme des cheveux.

Ils crioient à pleine tête,
Comme des chiens qui se battoient.
Je croyois, moi, qu'ils se mordoient!
Un d'eux avoit une baguette.
Il leur faisoit signe qu'ils se tussent;
Plus il le faisoit, plus ils crioient.

*) Der lange Prisenantrei (*anemasse*) der Domherrn.

Varietäten.

Aus Frankreich.

— Die Preisfrage der Akademie von Dijon, deren die Mißzellen 6. d. u. Weltkunde im vorigen Jahre (S. 200) erwähnten: nämlich, ob die franzöſiſche Nation den Vorwurf des Leichtſinns und der Flüchtigkeit (*légereté*) verdiene? hat nun ihre Beantworter gefunden, unter welchen Hr. J. J. Lemoyne mit dem Preiſe gekrönt iſt.

Vermuthlich hätte wohl Jean Jacques Rouſſeau, welche ihn auch einſt gekrönt hat, auf dieſe Frage eine ganz andere Antwort gegeben, als Hr. Lemoyne, deſſen Patriotismus mit allen Waffen der Beredſamkeit gegen das alte europäiſche „Vorurtheil" wegen des franzöſiſchen Flatterſinns zu Felde zieht. Er beweiſet ſchon aus den Zeiten des Cäſar und Tacitus, dem Tacitus und Livius zum Trotz, welch ein beharrliches, treues, ihren Geſetzen, Uebungen und Verfaſſungen ergebenes Volk die alten Gallier waren. Dutot, Jean Jacques, Montesquieu und Voltaire, Männer, denen man ſonſt eben richtigen Blick und gründes kreies Urtheil nicht ganz abſtrach, beſtehen mit ihren Aeuſſerungen über die Frivolität der franzöſiſchen Nation eben ſo wenig gegen Hrn. Lemoyne. Er beweiſet ihnen, daß ein Volk, in welchem die Stiftung der alten Ritterſchaft hervorging, kein frivoles Volk ſein konnte; er beweiſet, daß der Neuerungsgeiſt nirgends wenigere einheimiſch war, als bei den Franzoſen, die, mehr als irgend eine Nation, am Glauben ihrer Väter feſthielten, und ihre kirchliche Freiheit doch jedesmal mit Muth vertheidigten. — Ungeduldig, reizbar, fröhlich, empfänglich, geiſtvoll, lebhaft iſt das franzöſiſche Volk: aber nicht flatterhaft, nicht unbeſtändig, in ſeinen Neigungen nicht wankelmüthig. Es iſt eine große, weiſe, beharrliche Nation, die in den Wiſſenſchaften, in den Wirkungskreiſen des Handels, der Induſtrie und des Ackerbaues Proben ihrer Ausdauer gab.

Das Motto dieſer Apologie des franzöſiſchen Nationalcharakters muß nicht überſehen werden, denn es iſt wieder eine Apologie der Apologie, und lautet: *Vincit amor patriæ.*

Aus England.

— Eine ſeltſame Naturerſcheinung ward vor einiger Zeit im Hauſe eines gewiſſen Herren Rhodes in Thoenes-Lane bei Wakefield von mehrern glaubwürdigen Perſonen geſehen. Eine Henne mußte Enteneier ausbrüten. Mehrere junge Enten kamen durch das Beſitzen zum Vorſchein. Indem man eines der Eier genauer unterſuchte, fand man am Ende der Schale ein kleines Loch, und ſah mit Verwunderung im Ei ſtatt des Küchleins eine — Kröte. Man brach die Schale auf. Die Kröte, im engen Raum zuſammengezwängt, war todt. Auſſer dem kleinen Loch, wie es gewöhnlich an Eiern geſehen wird, deren Brut zum Ausbrechen reif iſt, ſah niemand äuſſerlich an der Schale eine Verletzung, ſo daß man daraus hätte ſchlieſſen müſſen, die Kröte ſei durch die geringe Oeffnung hineingekrochen. Dieſe ſonderbare Erſcheinung erinnerte die Naturforſcher, welche die Kröte noch mit einem Reſte der Eierſchale ſahen, an eine frühere Nachricht, die ſie einſt im „Northampton Mercury" geleſen, nämlich daß verſchiedene Perſonen eines Dorfes bei Grantham durch das Eſſen von Eiern vergiftet worden ſind, die durch Enten gelegt waren, welche ſich gewöhnlich gern in einem kröienreichen Teiche aufgehalten hatten.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 80. — den 7 Oktober 1809.

Der Graf Ignaz Potoki,
ehmaliger Großmarschall von Littauen.

Es sei erlaubt, einen einfachen Lorbeerkranz an die Zypresse zu hängen, welche seit wenigen Wochen über dem Grabe eines der edelsten Sarmaten grünt. So lange unter gesitteten Völkern noch das Herz für Freiheit, Völkerrecht und Wahrheit schlagen darf, ist es Pflicht, die Namen der Männer zu ehren, welche den Heiligthümern der Menschheit das große Opfer ihrer Freuden, ihrer Kräfte, ihrer Lebenstage darbrachten.

Graf Ignaz Potoki, Sohn eines der edelsten und begütertsten Geschlechter im untergegangenen Königreich Polen, ist im J. 1751 geboren worden. Seine erste Erziehung war seiner Bestimmungen würdig. Nachdem sich unter dem häuslichen Unterricht in Sprachen und Wissenschaften die Anlagen seines Geistes entfaltet hatten, reisten seine Kenntnisse unter mannigfaltigen Erfahrungen in fremden Ländern. Denn er unternahm mehrere Reisen, um die Sitten und Verfassungen, die Wirkungen der verschiedenen Gesetze und Religionen, die Quellen des öffentlichen Heils und Unheils bei den Nationen zu erforschen.

Unersättlich an Kenntnissen, geizte er schon als Jüngling voll Greisenernstes mit den Minuten, welche seine Altersgenossen meistens im Genuß gemeinen Vergnügens verschwelgen mögen. Sein Durst wollte den ganzen Abgrund menschlichen Wissens erschöpfen. Der Gelehrte, von welcher Nation er kam, und sich ihm nahte, war ihm willkommen. Er spielte nie die lächerliche Rolle eines Gönners der Wissenschaften und ihrer Geweihten, eine Rolle, die allzuverdienstlos ist, weil sie jeder mit einem Stück Goldes in der Hand spielen kann, und wer sie nicht spielt, nur verächtlich, wie ein Barbar, ist. Potoki war mit den Gelehrten ihres Gleichen. Sein Rath war dem einen, sein Vermögen dem andern nützlich. Mehrere ließ er auf seine Kosten zu entfernten Völkern reisen.

Doch das alles, was er war und that, that und war er für sein Vaterland. Der despotische Egoismus eines bildungslosen Adels, der rohe, knechtische Sinn eines durch Leibeigenschaft und Armuth entarteten Volks, die unerbliche Königskrone, die der Besitzer noch öfter als Beute, denn als Geschenk von einem Freistaat nahm, und welche dem Lande nur Faktionen im Innern, Feindseligkeit oder Dienstbarkeit beim Auslande hervorrief, dieses waren die Krankheiten des polnischen Staatskörpers, welche ihn zur Auflösung brachten.

Ignaz wollte Rettung, Unabhängigkeit von aussen, Freiheit von innen. Aber ein Staat, dessen Volk durch Mangel geistiger Veredlung verwildert, durch Zwietracht in sich zerstört liegt, ist nur noch Leichnam, der seine Seele verloren. Es muß eine neue Nation gegründet werden durch moralische Wiedergeburt. Die Verfassung eines entarteten Volks umformen, heißt den Sterbenden nur in neue Gewänder hüllen. Insurrektionen und Bürgerkriege sind jedesmal Todeskämpfe; politische Revolutionen der Tod selbst des Staats. Nach diesem kann sich ein Volk durch Entwickelung nie gebrauchter, nie gelannter Kräfte in wilder Anarchie verjüngen. So erhebt sich ein neues Volk in neuen Formen. Oder es verschwindet und vermengt sich mit Eroberern.

Polens Regeneration schien nur möglich durch Erhebung des Bürgerstandes, Vernichtung aller Leibeigenschaft, Aufklärung des Adels, und Unterricht des Volks. Dahin richtete Ignaz Potoki den Lauf seiner Kraft. Darum rief er zur Verbesserung

Digitized by Google

der Schulen, zur Belebung der Wiſſenſchaft und Kunſt in ſeiner Nation. Ihm waren die lichtſcheuen Prieſter, welche nur Herrſchaft für ſich, Unwiſſenheit und Sklavenglauben vom Volke wollten, — ihm waren die engherzigen, egoiſtiſchen Woiwoden ein Greuel, die allein Götter ſein, und das Volk als kuechtiſche Werkzeuge ihrer Gelüſte ſehen wollten. Darum war ihm von allen Stellen, welche er verwaltete, keine wichtiger und theurer, als die eines Mitgliedes in der Kommiſſion des öffentlichen Unterrichts. Er verwaltete dieſelbe rühmvoll bis zur Auflöſung des Reichs. Er ſelbſt ſchrieb eine Ueberſetzung von Condillacs Logik, die er zum Unterricht in Polens Schulen einführte.

Der Gang moraliſcher Revolutionen der Völker durch Geiſteskultur und Geſetzgebung iſt Naturgang; langſam, aber dauerhaft und ſicher. Noch war die polniſche Nation zu allem Guten und Großen fähig, denn ſie hatte noch Liebe für vaterländiſche Unabhängigkeit, Sinn für Freiheit. Wo ihr ein Volk zu ſeiner Abhängigkeit lächeln ſieht und über die Freiheit ſcherzen: da ſteht es dem Meiſtbietenden feil.

Aber Rußlands Staatskunſt ſchien in Polen auch die letzten Tugenden der Nation tödten zu wollen. Seit der erſten Zerſtückelung des Königreichs im Jahre 1772, als drei übermächtige Fürſten auf beiſpielloſe Weiſe, alles Völkerrechts, aller Treue ſpottend, mitten im Frieden große Provinzen Sarmatiens losriſſen und unter ſich theilten — das dunkle Schwerd der Nemeſis rächte die Staatsſünde, ehe vier Jahrzehende verfloſſen waren! — ſeit jenem, der Weltgeſchichte unvergeßlichen Tage hing Polen faſt ganz in Rußlands Gewalt. Ruſſen hatten die Regierungsform vom J. 1776 diktirt; ruſſiſche Garniſonen feſſelten die Schattenrepublik. Wen die Macht des Auslänſders nicht ſchreckte, den beſtach des Ausländers Gold, Titel und Ordensband.

Es kam darauf an, die Reinheit des polniſchen Nationalcharakters zu retten, und dies war nur möglich, wenn der ruſſiſche Einfluß geſchwächt werden konnte. Mehrere Edle traten zuſammen. An ihrer Spitze ſtanden Graf Ignaz Potoki, Großmarſchall von Littauen, der Marſchall Malachowski, Referendar der Krone, der geiſtvolle Kolontay, nachmaliger Vizekanzler der Krone u. a. m. Durch ihre Bemühungen ward die verderbenreiche Konſtitution von 1776 erſt ſtufenweiſe untergraben, dann (1789) ganz geſtürzt.

Unter den Anhängern Rußlands, welche den vereinten Patrioten entgegenrangen, ſtand ſelbſt einer von Ignazens nächſten Verwandten, der Graf Stanislaus Felix Potoki, ein Mann von großer Kraft und Einſicht. Umſonſt wandte ſich mit aller Beredſamkeit Ignaz an ihn. Felix blieb unerſchütterlich dem ruſſiſchen Syſtem getreu. Die Bande der Blutsfreundſchaft zerriſſen. — Glücklicher war Ignaz beim polniſchen Könige Stanislaus Auguſtus, einer neuen Konſtitution ſeine Beiſtimmung zu geben, wodurch die ſarmatiſche Krone im ſächſiſchen Fürſtenſtamme erblich und mit größerer Macht umringt, der Bürgerſtand reicher an Rechten und der leibeigene Bauer um etwas freier ward. Nur in dieſer Verfaſſung konnte die Nation wieder zur Selbſtſtändigkeit gedeihen, und ſie ward am 3 Mai 1791 feierlich proklamirt.

Während Ignaz nach Berlin reiſete, um den preußiſchen Hof für Polens neue Verfaſſung zu gewinnen, arbeitete Felix, ſein Vetter, mit nicht geringerm Glück an ihrem Sturze. Der ſelbſtſüchtige Adel, in ſeinen Rechtſamen verwundet, verachtete das Vaterland um eigenen Vortheil, und vermehrte Feligens Parthei. So entſprang jene kontrerevolutionnäre Konföderation, welche von Rußland begünſtigt und genährt, vom Grafen Felix Potoki, dem Kronfeldherrn Severin Rzewuski, und dem Krongroßmarſchall Branicki geführt, mit dem Manifeſt zu Targowiz (im Mai 1792) das Signal zur Theilung und Vernichtung des unglücklichen Polens gab.

Umſonſt verſuchte der Patriot Ignaz, die Fortſchritte der Targowizer Konföderation zu hemmen; umſonſt erklärte der Reichstag die Verſchwornen als Rebellen und Verräther des Reichs. Sie kamen im Gefolge ruſſiſcher Heere zurück. Die Konſtitution ward von den Bajonetten der Fremden zerriſſen; der edelmüthige doch allzuſchwache König ſank zur Vaſallenſchaft der groſſen Selbſtherrſcherin aller Reuſſen hinab, und die edelſten der Polen retteten Leben oder Freiheit nur durch freiwillige Verbannung aus dem Vaterlande.

Unter ihnen war auch Graf Ignaz. Er lebte einſam mit Kolontay und andern Freunden zu Dresden, wo ſie zur Befreiung Polens einen günſtigern Tag erwarteten. Ihre Würden wurden ihnen entriſſen; ihre Güter konfiszirt. Sie bewenten den Fall ihres Vaterlandes, welches durch eine zweite Theilung im Jahre 1793 bis auf einen geringen Reſt ſeiner ehmaligen Größe zerſtuckelt ward, während die Urheber der Konföderatwe mit Gold und Ehrenſtellen abgefunden wurden.

Erſt der Schrei der Verzweiflung aus dem Munde eines halbvernichteten, ehmals freien Volks, erſt die allgemeine Inſurrektion der Polen gegen die bohnſprechende Unterdrückung, weckte die Verbannten aus ihrer Betäubung. Die Flammen des Aufruhrs waren durch ganz Polen mit dem Anfange des Jahrs 1794 aufgelodert. Warſchaus Einwohner hatten die Ruſſen aus den Mauern ihrer Stadt vertrieben; Kosziusko hatte ſie bei Praclawice geſchlagen und aus dem Lande verdrängt. Man rief die Verbannten aus der Ferne heim.

Ignaz Potoki billigte die Inſurrektion nicht, zu welcher weder der Zeitpunkt gelegen, noch die vorhandenen Mittel genügend waren. Aber ihn rief ſein verzweifelndes Vaterland, und Kolontay, der Ungeſtüme, deſſen Geiſt nur in den Republiken des Alterthums lebte, der ſeines Volkes Brutus zu werden wünſchte, Kolontay begeiſterte auch ihn zum Wahlſpruch: nun Freiheit oder Untergang!

Sie eilten nach Krakau und dann nach Warſchau. Sie umarmten den tapfern Kosziusko, den Befreier des Landes, und ſchöpften neue Hoffnungen an ſeiner Heldenbruſt. Bevollmächtigt von dieſem Oberbefehlshaber, deſſen Ruhm neben dem Ruhm Katharinens fortleben wird, organiſirte Ignaz ſogleich zu Warſchau eine proviſoriſche Regierung, die öffentlichen Angelegenheiten zu verwalten. Er ſelbſt übernahm in derſelben die diplomatiſchen Geſchäfte. Kolontay, ſein Freund, empfing in der Regierung eine der erſten Stellen.

Aber Polen, bald von preuſſiſchen und ruſſiſchen Armeen wieder überſchwemmt, von keiner fremden Macht unterſtützt, durch die erſten gewaltſamen Anſtrengungen zu ſchnell erſchöpft, mußte unſelbſtar erliegen. Der republikaniſche Feldherr Sierakowski ward am Bug geſchlagen, und mit Kosziusko ſank, in den Feldern von Madziewice, des Reiches letzte Hoffnung. Suworow, der Menſchenſchlächter, rückte zwiſchen flammenden Dörfern und Blutſtrömen in das Herz des Landes ein; eroberte Praga mit Sturm, und entehrte die Menſchheit mit der Niedermetzelung aller Einwohner. So blutig war Polens Untergang.

Digitized by Google

Nicht an sein Gut oder sein Leben dachte Graf Ignaz, als er zu Warschau in seinen Zimmern zwischen dem Kanonendonner und Flintenfeuer das Todesgeschrei der Männer, Weiber und Kinder der eroberten Vorstadt hörte — nur an das letzte Gut dachte er, was er dem Vaterlande leisten könnte. Kolontay wollte furchtbare Maasregeln der Verzweiflung. Ignaz widerstand ihm. „Es ist hier kein Vaterland mehr zu retten; nur noch das Leben einzelner Bürger!“ sprach er. — Er blieb, und verließ nicht feigerweise den Posten.

Er blieb in Warschau auf Treue und Glauben der geschlossenen Kapitulation, und sah die blutbespritzten Sieger einziehen in die unterworfene Hauptstadt. Aber ihm ward nicht Treue und Glauben gehalten. Man schleppte ihn nach Rußland, wo er bis zum Tode der großen Katharina das rühmliche Loos der Gefangenschaft mit Kosziusko theilte. Er sah die Freiheit Polens nicht mehr, warum sollte er den Verlust der seinigen betrauern? Potocki's edler Schmerz um sein Vaterland war benedenswürdiger und schöner, als der Feldmarschallsstab, mit welchem nach der Unterjochung aller Sarmaten Katharina ihren Feldherrn Suworow schmückte.

Nach dem Tode der Selbstbeherrscherin empfing der Graf seine persönliche Freiheit aus Pauls Hand zurück. Es war im Jahre 1796. Da ging er nach Gallizien, wo er vom Ueberreste seines Vermögens sich eine gemächliche Einsamkeit schuf. Im heitern Umgange der Musen suchte er die jammervolle Vergangenheit und Gegenwart zu vergessen. *) Er hatte aus dem allgemeinen Unglücke nur die Unabhängigkeit und den edeln Stolz seines Geistes gerettet, und das Bewußtsein, mit hoher Uneigennützigkeit nichts für sich, alles für's Vaterland gethan zu haben. Der Pöbel mag Thaten richten nach ihrem Erfolg, und das Spiel des launenvollen Glücks vergöttern; der Weise, wie die Gottheit, richtet die Quellen großer Handlungen. Nur der Wille gehört dem Herzen, der Ausgang aber dem Schicksal. Washington und Franklin konnten im Schatten ihrer Lorbeern ruhn; Kosziusko und Potocki lagen nicht minder edel im Schatten ihrer Kerker.

Die österreichische Regierung, unter deren Schutz der Graf auf seinem gallizischen Gute lebte, bewachte den ausgezeichneten Mann nicht ohne Mißtrauen, als sie die aus ihrem Vaterlande geflüchteten und verbannten Polen unter französischen Fahnen zu drohenden Legionen anwachsen sah. Man sprach sogar von dem Plan zur Wiederherstellung Polens durch eine in Mailand aufzurichtende Konföderation im Jahre 1798. — Potocki ward verhaftet und nach Krakau geführt, wo er mehrere Monate blieb. Man fand ihn schuldlos, und entließ ihn wieder. Er ging zu seiner Einsamkeit heim, wo er seine Studien erneuerte, während sein Thun und Lassen mit strengem Blicke beobachtet wurde.

Erst da die Erlösung seines Vaterlandes, des lange vergessenen, unerwartet durch Napoleons Ruf gemacht ward, und polnische Legionen als Sieger durch Galliziens schöne Fluren an Potocki's Einsiedelei vorüberzogen, — erst da athmete er wieder freier. Er schloß die Heldenbrüder mit Entzücken an sein treues Herz.

Gallizien rief ihn aus seiner Dunkelheit nun in den Kreis des Geschäftslebens für das neuerstandene Polen zurück. Er gehorchte dem Gebot eines Vaterlandes, dessen Stimme er nie wieder zu hören geglaubt hatte. An der Spitze aller Abgeordneten des befreiten Galliziens sollte er dem Ueberwinder Europens, dem Wiederhersteller der polnischen Nation, den Dank derselben ausbrechen. Er machte sich auf, um in Wien den Schatz seiner Erfahrungen und Kenntnisse unter Napoleons Leitung dem Vaterlande noch einmal, und mit glücklichern Erfolgen, zu weihn. Er stand am letzten Ziel seiner schönsten Träume, seiner geheimsten Sehnsucht — aber auch am Ziel seines Lebens.

Der Tod, aller menschlichen Entwürfe spottend, überraschte ihn in der Fülle seines Glücks. Er starb am 30 Aug. 1809.

*) Mehrere seiner Schriften wurden wirklich von einem seiner Freunde gegenwärtig gesammelt, und erscheinen vielleicht bald, wenn nicht höhere Berücksichtigungen noch manches einstweilen der Publizität entziehen müssen.

Varietäten.

Aus der Schweiz.

— * Neulich fand man zu Freyburg bei dem Ausbessern eines alten Gemäuers in der Aue einen bläulich grauen irdenen Topf, mit weitem Bauche, enorm nicht langen Halse, der bei viertausend Stück unbekannter kleiner Münzen enthielt, wovon das Stück über eines Kreuzers Werth betragen mag. Sie sind alle ohne Jahrzahl, und ohne sonstige ihr Alter kenntlich machende Zeichen. Von einigen werden sie als Solothurnamals angesehen. Einige wollen bestimmt auf einer Seite Civitas Neocastri, und auf der andern Diocesis Lausannensis lesen. Die Herren Numismatiker mögen hier ihre Kunst üben.

Aus Italien.

— * Die Pestalozzische Methode, oder doch ihr Name, will auch in Italien vordringen. Ein Hr. Giovanni Battista Scagliotti eröffnet mit dem 9 Oktober dieses Jahres zu Mailand eine Schule für Kinder von sechs bis zwölf Jahren, nach Pestalozischen Grundsätzen, wo, wie sich Hr. Scagliotti ausdrückt, „der zarte Sinn und die Anschauungskraft der Kinder in sokratischer Manier auf die zweckmäßigsten Gegenstände hingeleitet werden, um in kürzester Zeitfrist richtig denken, reden und schreiben zu lernen.“ — Mit dieser Pestalozzischen Schule verbindet Hr. Scagliotti noch eine andere Schule für Taubstumme, endlich noch eine dritte für Blindgeborne. Mütter, Erzieher und Erzieherinnen werden eingeladen, um in diesen Schulen erziehen zu lernen; studirende Jünglinge, um zu erfahren, welche Fortschritte in unsern Tagen die philosophischen Wissenschaften, besonders angewandte Psychologie, gemacht; Liebhaber fremder Sprachen, um vermittelst eines Kurses in der philosophischen Sprachlehre nicht allein italienische, französische und lateinische Schriftsteller, sondern auch, wenn sie wollen, die deutschen, englischen und spanischen zu verstehen. — Man siehts, Hr. Scagliotti hat viele Anlagen zu einem pädagogischen Universalgenie; wenigstens versteht er, so gut wie einer, — seine Trommel zu rühren.

Aus England.

— Die Hoffnung, von dem Schicksal des berühmten Afrika-Reisenden Mungo Park etwas Günstigeres zu erfahren, verschwindet ganz. Ehe er

Digitized by Google

seine Reise antrat, darte er, im Fall seines Todes, eine gewisse Summe zum Beweis für seine Familie aufsetzen lassen. Die Summen, welche im Unterhause des Parlements vorirt waren, sind: Für die Wittwe des Mungo Park 3236 Pf. Sterl. 10 Sh. und für den Th. Anderson, Vater vom Hrn. Anderson, der ebenfalls, mit Mungo Park, zur Erforschung des Innern von Afrika abgereist war, 1081 Pf. St. 4 Sh.

Meteorologische Beobachtungen im Aargau. September 1809.

Monatstage.	Barometer. Bei Sonnen-Aufgang.	Barometer. Bei Sonnen-Untergang.	Thermometer. Sonnen-Aufgang.	Thermometer. Nachm. 2 Uhr.	Thermometer. Bei Sonnen-Untergang.	Schnee oder Regen. Nachts.	Schnee oder Regen. Vorm.	Schnee oder Regen. Nachm.	Thau oder Reif.	Winde. Vorm.	Winde. Nachm.	Nebel.	Himmels-Beschaffenheit. Vorm.	Himmels-Beschaffenheit. Nachm.
	″ ‴ 10	″ ‴ 10												
1	27. 0 3	27. 0 0	+ 13	+ 18	+ 16	—	—	—	—	O.	W.	Vorm.	heiter	heiter
2	26. 9 9	26. 9 5	+ 12	+ 19	+ 17	—	—	—	—	W.	W.	Vorm.	heiter	heiter
3	26. 9 7	26. 9 1	+ 14	+ 18	+ 16	—	—	—	—	W.	W.	—	bewölkt	heiter
4	26. 9 1	26. 8 6	+ 14	+ 14	+ 13	—	—	—	—	N. W.	W.	—	bewölkt	bewölkt
5	26. 8 6	26. 8 4	+ 12	+ 15	+ 14	Regen	Regen	Regen	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
6	26. 8 2	26. 8 9	+ 12	+ 16	+ 14	Regen	—	—	—	S. W.	N.	—	bewölkt	heiter
7	26. 8 4	26. 8 3	+ 12	+ 13	+ 11	Regen	Regen	Regen	—	S. W.	W.	—	bewölkt	bewölkt
8	26. 9 2	26. 8 8	+ 9	+ 9	+ 9	Regen	Regen	Regen	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
9	26. 8 7	26. 8 6	+ 8	+ 11	+ 9	Regen	Regen	Regen	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
10	26. 8 6	26. 8 9	+ 8	+ 10	+ 9	Regen	Regen	Regen	—	S. W.*	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
11	26. 8 6	26. 9 7	+ 9	+ 10	+ 9	Regen	Regen	Regen	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
12	26. 9 6	26. 9 7	+ 8	+ 13	+ 11	Regen	Regen	Regen	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
13	27. 0 1	27. 1 1	+ 8	+ 13	+ 11	—	—	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
14	27. 0 9	27. 0 5	+ 10	+ 15	+ 12	—	—	—	—	N. W.	N. W.	—	heiter	bewölkt
15	27. 0 6	27. 0 7	+ 10	+ 15	+ 12	Regen	Regen	—	—	W.	W.	—	bewölkt	bewölkt
16	27. 1 2	27. 2 4	+ 8	+ 16	+ 12	—	—	—	—	O.	O.	—	heiter	heiter
17	27. 2 8	27. 3 1	+ 8	+ 16	+ 12	—	—	—	Thau	O.	O.	Vorm.	heiter	bewölkt
18	27. 2 8	27. 2 0	+ 9	+ 14	+ 13	—	—	—	Thau	W.	N. W.	Vorm.	heiter	bewölkt
19	27. 1 0	27. 0 0	+ 10	+ 13	+ 12	—	—	Regen	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
20	26. 9 6	26. 8 2	+ 12	+ 15	+ 13	Regen	Regen	Regen	—	N. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
21	26. 8 4	27. 1 4	+ 11	+ 11	+ 10	Regen	Regen	Regen	—	N. W.*	N. W.*	—	bewölkt	bewölkt
22	27. 1 4	27. 1 6	+ 9	+ 11	+ 10	Regen	—	Regen	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
23	27. 2 1	27. 1 8	+ 10	+ 17	+ 14	—	—	—	—	W.	W.	—	heiter	heiter
24	27. 1 3	27. 2 1	+ 10	+ 13	+ 12	—	Regen	—	Thau	W.	N. W.	Vorm.	bewölkt	bewölkt
25	27. 2 1	27. 0 5	+ 8	+ 14	+ 13	—	—	—	Thau	W.	S. W.	Vorm.	heiter	heiter
26	27. 0 7	27. 1 0	+ 9	+ 13	+ 11	—	—	Regen	—	W.	N. W.	—	heiter	bewölkt
27	27. 0 8	26. 9 0	+ 9	+ 13	+ 11	—	—	—	—	W.	W.	—	heiter	heiter
28	26. 7 3	26. 9 4	+ 8	+ 7	+ 6	Regen	Regen	Regen	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
29	26. 9 3	26. 9 8	+ 5	+ 7	+ 5	Na. S.	Na. S.	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	heiter
30	27. 0 9	27. 1 6	+ 4	+ 9	+ 7	—	—	—	—	O.	O.	Vorm.	heiter	heiter

Anmerkungen.

Der kalte, regnerische Monat zeigte nach drei seine Gewitter, am 2., 15 und 16., das erste Abends von 8—10 Uhr, die andern Nachmittags von 4 Uhr an bis 6 Uhr. — Die Nacht vom 21 bis 22 war sehr stürmisch. — Am 29. mit dem ersten Schnee, der tief am Jura niederfiel, sammelten sich die Schwalben zur Abreise. — Der Mangel warmer Tage drohte die schlechteste Weinlese. Die Erkältung der Atmosphäre und der Oberfläche des Erdbodens durch zwei kühle, regnerische Sommer läßt einen strengen Winter befürchten.

Der Hippokratische Ausdruck: „Der stete Wechsel von Kälte und Wärme und die häufigen Westwinde machen den Herbst vorzüglich ungesund und „tödtend; er erzeugt vorzüglich Krankheiten der Gallensecretion,“ dem unter den Deutschen vorzüglich Metzler und ganz neuerlich Klarten werden in Ausnahme zur Leitung des ärztlichen Benehmens zu nehmen suchten, hat, obgleich er oft bewährt gefunden werden muß, doch manchen Arzt unsers Vaterlandes getäuscht, wenn er nämlich bei der immer mehr herrschend werdenden Mode, nach Aussprüchen der Alten allein und einseitig zu fussen und zu handeln, sich träumte, gegen viele gallichet nervose Fieber und sogenannte atrabilarische Krankheiten in diesem Monat kämpfen zu müssen. Denn so sehr die Witterung auch abwechselnd und für die Erhaltung der Normalthätigkeit des menschlichen Organismus unzuträglich war; und so sehr krankhafte Affectionen der Reproduktion in den vorhergegangenen Monaten die Grundarbeit dieser Dimension verkundeten, von krankhaftem Einflussen erzeugen zu werden, so stimmt doch der Ausspruch aller Aerzte dahin, daß sehr wenige Krankheiten in diesem Monate zu behandeln waren, und daß die erscheinenen meistens nur entwickelnde und epidemische Erscheinungen waren.

Diejenigen Formen von Uebelsein, die von dem vorigen Monate in diesen übergingen, Brust- und Nierenkatarrhe, Rheumatismen, Dysenterien und vorzüglich Diarrhoen, waren auch jetzt die sporadischen häufigsten Erscheinungen auf dem metzgnischen Kampfplatze, und wichen bald, wenn bei der Behandlung das Nutzlichen der Sensibilität nicht ausser Acht gelassen wurde.

Weniger häufig, und dem Ansehen nach nur in den Kantonen Zürich, Luzern, Basel und Aargau, waren sogenannte gallichte Fieber, solche nämlich, bei denen die Reproduktion, namentlich das gallichte System und die Gallen ab- und ausscondenten Organe zugleich mit der Sensibilität exarirten war. Leicht gewann diese Dimension über die erstere die Oberhand, und dann entstanden nervose Fieber mit gallichter oder katarrhalischer Komplikation, oder bei irritablen Konstitutionen Abromatismen und Pneumonien; verdient jene aber in hervorstechendem Grade, dann waren Koliken, Diarrhoen, Enterien mit und ohne Fieber die zu befürchtenden Produkte.

E.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 81. — den 11 Oktober 1809.

Schirin,
ein persisches Gedicht nach morgenländischen Quellen. *)

Persisch ist nun wohl das Gedicht nicht, sondern deutsch, aber nach Form und Stoff persischen Mustern nachgebildet. — Die Miszellen für die neueste Weltkunde rechnen es sich zur Pflicht, doch auch die interessantesten Erscheinungen der Literatur hervorzuheben, und Sünde wäre es ihnen, wenn sie von der schönsten Blume schwiegen, welche dieses Jahr zwischen dem Unkraut des deutschen Parnasses so herrlich aufblühte. Dies ist Schirin. Wie leicht könnte sie von vielen übersehen und vergessen werden in dieser rauhen, unpoetischen Zeit!

Der Dichter Schirins, welcher bescheiden seinen Namen verbarg, hat dem unsterblichen Sänger Oberons glücklicher, als irgend einer seiner Vorgänger, im romantischen Epos nachgerungen; zwar ihn noch lange nicht in seiner Vollendung erreicht, aber Hoffnungen angeregt, die nie ein Alxinger, Nicolai oder Müller, der Sänger des Richard Löwenherz, erfüllen konnten.

Nur die Perser haben unter allen Völkern des Orients die eigentliche Gattung des romantischen Gedichts, sagt der Dichter Schirins in seiner Vorrede. Gewöhnlich erzählen sie, nach Art der Meistersänger, die Geschichte, von der Geburt des Helden bis zu seinem Tode, in immer wiederkehrenden Doppelreimen. Die Zahl der besungenen Helden und Heldinnen ist bei den Persern so beschränkt, wie es im europäischen Mittelalter bei den Gefährten Karls des Großen, oder bei Arthurs Tafelrunde, der Fall war. Derselbe Gegenstand ward von vielen besungen. Am meisten reizte aber die persischen Dichter zum Gesange die Geschichte der Liebe Schirins und Chosru's, Schirins und Ferhads, Jussufs und Suleicha's der Gemahlin Puttfars, Salomons und Balkis der Königin von Saba, Leila's und Medschnun's, die Abenteuer Alexanders und die Geschichte vom Schah und Derwisch.

Das poetische Verdienst dieser Gedichte besteht keineswegs in der Mannigfaltigkeit und Einheit der Anlage, in der Kunst des Planes, in der weisen Oekonomie des Ganzen, sondern vielmehr in dem lebendigen Farbenschmelz der Bilder, in dem lyrischen Ausdruck der begeistertsten Momente der Leidenschaft, und in der malerischen Beschreibung der Natur.

Die Begebenheiten der wunderschönen Perserkönigin Schirin, die im ganzen Morgenlande das Ideal weiblicher Anmuth und Zärtlichkeit ist, können als das Vollendetste persischer Romane angesehen werden. Darum wählte sie der deutsche Dichter vor allen andern aus. Episodisch verflocht er damit die Sagen von den Peries, dem Simurg und dem Kafe, kurz die ganze neuere Fabellehre der morgenländischen Dichter, und die vorzüglichsten der oben genannten Märchen, nämlich die Geschichten Jussufs und Suleicha's und Salomons und Balkis.

So ist also die Schirin, wie wir sie haben, das Mark der persischen Romane. Es soll, nach des Verfassers Angabe, ein Werk sein, darin nichts von ihm selbst erfunden, sondern alles nur gesammelt und geordnet ist, was er selbst in den Handschriften persischer Dichterwerke, die ihm vielfältig zu Gebote standen, antraf. Seine Arbeit sollte nur ein Musterbild sein, worin er das Zerstreute in Eins sammelte, den Geist von Allen in Einem wiedergäbe.

*) Zwei Theile, 456 Seiten ohne die Vorrede. Leipzig, 1809. 8.

Digitized by Google

Hätte nun die deutſche Schirin kein anderes Verdienſt, ſo wäre es eines der herrlichſten, womit Deutſchlands Literatur geſchmückt werden konnte. Und in der That, indem man dieſes große Gedicht zu leſen beginnt, weht und der Hauch einer fremden Welt entgegen; die Seele ſchwebt in der wollüſtigen Wärme des blütenvollen Orients. Alles redet uns darin auf ungewöhnliche Weiſe an, und doch, der ſchönen Täuſchung willig hingegeben, zieht es uns mit Entzücken an. Was der deutſche Nachbildner des Perſerwerkes von der Poeſie des Orients überhaupt ſagt, iſt die treueſte Darſtellung deſſen, was man in ſeinem eigenen Gedichte wiederfindet.

Die Werke der Maler und der Dichter des Morgenlandes tragen denſelben Stempel an der Stirn. Unregelmäßige Zeichnung, keine Perſpektive, keine Abſchattung, keine Haltung, aber die ſeltſamſten Geſtalten, die wunderbarſten Gruppirungen, das brennendſte und dauerndſte Kolorit, das kein europäiſcher Farbenſchatz wiedergibt. Es weht ein fremder Geiſt, es lebt eine andere Natur in dieſen Bildern. Ein anderer Himmel übermölbt die magiſchen Paläſte, und eine andere Erde breitet ihren Blumenteppich vor den Füßen aus. Alles ſpricht und handelt. Das Todte und Formloſe ſelbſt wird lebendiger Ausdruck des Lebens und der Leidenſchaft. Die Bäume reden durch Bilder, und mit Theilnahme bewegen ſich die Steine. Der Quell glühet im Schein des Morgenrothes, und der Himmel brennet im flammenden Golde. Wunderbare Blumen entſproſſen der Erde und die Wolken ſelbſt haben Geſicht und Phyſionomie. Die regen Geſtalten, die die Künſtlerphantaſie des Abendländers nur in Augenblicken der Weihe aus dem Gewimmel der ziehenden Wolken entfaltet, ſchweben der immer begeiſterten Einbildungskraft des Morgenländers beſtändig vor Augen. Für ihn geſtalten ſich ſelbſt die flüchtigſten Dämpfe zu Bildern. Die finſtern umwölkten Geſichter, die ihm auf Erden begegnen, verſteht er in die Wolken, und dieſelben umgibt er ſich mit ſchönen Mondesgeſichtern, die er vom Himmel herabgebannt in den Zauberkreis des irdiſchen Lebens.

Der deutſche Sänger Schirins hatte ſein Werk, wie er ſagt, ſchon vor zehn Jahren mit Fleiß zuſammengeſetzt. Erſt jetzt, nach einer langen Abweſenheit des Verfaſſers im Morgenlande, hat er es wieder mit Sorgfalt geglättet. In den Bibliotheken von Wien und Konſtantinopel liegen die Quellen, aus welchen er geſchöpft hat. Den Eingang zu dem Gedichte, oder die Weihe, wie er ihn nennt, datirt auch von den Mündungen des Bosphoros, in der zweiten Tag- und Nachtgleiche des Jahres 1799. Sie beginnt mit folgenden ſchönen Stanzen, die ſchon den Geiſt des Ganzen athmen:

Der Frühling kam in vollem Glanz
Auf Blütenſchlen hergeglitten,
Es wand ſich um ſein Haupt ein Regenbogenkranz,
Zu ſeinen Füßen ſtanden Roſenhütten.
Die Erde war ein Aug', vom Thau der Wonne naß,
So in des Weltalls Zauberlampe ſchmute,
Und an den bunten Bildern von dem Glas
Des Himmels und des Lenzes ſich erbaute.

Es hatte ihren Moſchuskſchmeif die Nacht
Auf's Haar der Garten ausgegoſſen,
Die Blumen funkelten in Mädchenpracht,
Wie tauſendfarbige Kriſtalle angeſchoſſen;
Indeß wie Salomon die Düfte auf der Jacht
Des ſchwebend hin und wieder floßen,
Da war ich oft, den Kopf geſenkt auf's Knie,
Der Welt entrückt, im Reich der Fantaſie.

Die Fabel des Gedichtes iſt ungemein einfach, wie es ſchon vorher verkündet war. An einem Frühlingsmorgen luſtwandelte in einem Luſtgefilde

Armenland die himmliſche Schirin,
Die Tochter von Georgiens Herrſcherin,

mit ihrem Gefolge. Verloren in ſüßen Ahnungen der Liebe, erblickt ſie am Aſte eines Baumes das Bildniß des ſchönſten Mannes. Sie iſt voller Entzücken und Furcht. Es erſcheint das Zauberbild noch manchen andern Tag. Ein Einſiedler erklärt ihr, es ſei das Bildniß Chosru's, der ſie liebe, und der Klauſner ſelbſt iſt der Abgeſandte des größten Herrn der Welt an ſie, Schabur der Maler. — Sie kann ihre aufkeimende Liebe nicht verheelen, und kehrt zu dem Gefolge von ihren Dienerinnen zurück.

Sie ſchlug die Augen nieder,
Die Wangen leuchteten wie Morgenroth im Mai;
Da rief ſie die zerſtreuten Glieder
Des plätſchenden Gefolgs herbei.
Sie gürten hin auf leichten Socken
Zu ihrer Herrſcherin, wie wenn am Blumenbeet
Der Frühlingswind zerſtreute Bürtenlocken
Um einen Roſenſtock zuſammenwehen.

Auf dem Zauberpferde Schebdis fliegt ſie nach der Kaiſerſtadt Chosru's, nach Medain, um den Geliebten heimlich zu beobachten. Von manchem Abenteuer ermüdet, gelangte ſie an einen Bach des Berges Bifutun.

Die reine Strahlenfurth, die ſtille Einſamkeit,
Die Nymfen und die Frühlingszeit,
Vereinten ſich, Schirinen einzuladen,
Den reinſten Leib im reinſten Quell zu baden.
Sie hängt den Gaul an mit dem Zaum,
Wirft ihre Kleider auf den nächſten Baum,
Dann taucht ſie die ſchon gebrunten Glieder,
Wie ſich ins Meer der Vollmond taucht, nieder.

Wie Waſſerlilien im Schooße
Des Meers mit Perlen untermiſcht,
So ſtand ſie, ſelber eine Roſe,
In Roſenwaſſer eingefriſcht.
Die Sternchen drückten Kuß an Kuß
Auf ihren Elfenbeinnetzſtiff!
Mit ihres ſtillen Haares Ringeln
Begann des Waſſers Schaum zu ſpringeln.

Chosru, von gleicher Sehnſucht getrieben, die himmliſche Schirin zu ſehen, kam auf ſeinem Zaubergaul unvermuthet in dieſe Gegend. Er ſah die Angebetete, die, vom Geräuſche ſeines Roſſes erſchreckt, eilig auf ihrem Schebdis ihm entſchwand, und nach Medain flob, wo ſie den Schach vergebens ſuchte, aber ſeine Herrlichkeit kennen lernte und ſein Harem. Eine griechiſche Prinzeſſin Garimar in dieſem Harem;

Wie eine Nadel ſpitz und ſcharf wie eine Scheere,
Fein wie angor'ſcher Ziegen feinſtes Haar,

Digitized by Google

Im Saale forsch' wie Stahl, wie Blumen weich im Bette,
Wo Zucht selbst mit ihr gesündigt hätte.

wird ihre eifersüchtige Gegnerin. Traurig zieht Schirin in Kurdschistans einsame Berggegenden, um dort still der Sehnsucht nachzuhangen. Hier findet sie Schadur nach langem Suchen, und führt sie zu dem liebenden Schah nach Armenien zurück, wo Schirinens Mutter Königin Banu sie dem Geliebten nicht länger verweigert. Doch auf Banu's Rath muß Schirin erst die Reinheit seiner Liebe prüfen. Dein Schleier sei Jungfräulichkeit! sagt Banu:

Zum Vorbild diene die die Rose;
Denn sie verbietet selbst dem Thau Vertraulichkeit;
Als Perle darf er wohl auf ihren Blättern leuchten,
Doch ihren Busen darf er nie befeuchten.

(Der Beschluß folgt.)

Glossen zur Tagesgeschichte.

7.

Ein Paar Anekdoten aus Maders Reise nach Salzburg im Herbst 1807.

Hr. Dr. J. Eduard Mader in Prag hat vor kurzem eine Beschreibung seiner Reise nach Salzburg und Berchtesgaden herausgegeben, die als Pendant zu der Reise des Hrn. Professor Schultes durch eben diese Gegenden noch immer gelesen zu werden verdient. Für die nicht immer allzuglücklich gelungenen malerischen Beschreibungen von Gegenden, entschädigen manche kleine statistische und historische Notizen. Der Verfasser zeigt sich überall als einen sanften, toleranten, gern beobachtenden Mann, der dem österreichischen Kaiserhause mit inniger Liebe zugethan ist. Dieser herzlichen Anhänglichkeit der Unterthanen an ihre Monarchen kann sich in unsern Zeiten überhaupt wohl kein Fürstengeschlecht in so hohem Grade rühmen, als das österreichische. Und solche kindliche Zuneigung des Volkes für seine Beherrscher gewährt doch endlich einen schönern Lorbeer, als das trophäenreichste Schlachtfeld; geht als ein edler Zeuge für sie durch die Weltgeschichte zu den Enkeln über, dauernder als kalte Obelisken von Stein und Monumente von Erz.

Als Hr. Mader nach dem durch seine Salinen berühmten Reichenhall kam, fand er an der Studenthür des Wirthshauses folgende gedruckte Verse angeschlagen, wodurch sich die armen Einwohner dieses Orts den Franzosen bei ihrer ersten Hieherkunft zu empfehlen suchten:

C'est pour avoir présence
Que nous venons prendre la licence
De vous demander quelque avance
A compte sur votre indulgence
Afin que dans la circonstance
De notre dépendance
Vous nous traitiez avec clémence.

Les habitans de Reichenhall en Bavière, dont la plûpart se nourrit de la fabrication du sel et de la saunerie.

Die Sieger mögen sich wohl über das poetische Hilfsmittel der bangen, ehrlichen Deutschen schwerlich des Lachens haben erwehren können.

General Moreau erwarb sich auch in diesem Lande den hohen Ruhm der Menschlichkeit, den ihm alle Ueberwundene dankbar zollten. Im Thiergarten bei Salzburg, der jetzt öde steht, befanden sich noch im Jahre 1500 ein Paar Steinböcke. Es waren die letzten ihres, durch Wildschützen und Seuchen in den salzburgischen Alpen ausgerotteten, Geschlechts, die man hier unterhielt, um ihre Gattung durch Fortpflanzung zu erneuern. General Moreau machte sich das Vergnügen, diese seltenen Geschöpfe mit eigener Hand zu erlegen. Rühmlicher, als die Ausrottung, würde dem Manne die Erhaltung der unschuldigen Thierart gewesen sein.

Auf dem Kirchhofe zu Salzburg liegen auch mehrere Franzosen begraben, deren Leichensteine an die unzähligen Treffen und Schlachten mahnen, die in diesen Gegenden fast jedem Dorfe eine Art Merkwürdigkeit gaben. Die Salzburger begraben ihre Todten noch immer innerhalb den Ringmauern der Stadt, trotz dem, daß aus eben dieser Stadt einst Hartenkeils medizinische Zeitung und Hartlebens Justiz- und Polizei-Fama aufklärend durch die deutsche Welt flogen. Das ist nun nicht anders; wer in der Residenz der Päpste die Residenz der Bigotterie, oder im Wohnsitze der Philosophen immer den Wohnsitz der Philosophie suchen wollte, würde an beiden Orten fehl gehen.

Hr. Mader hat vom Salzburger Kirchhofe, vermuthlich um die Freunde altdeutscher Poesie und romantischer Poeten zu erlaben, einige Grabschriften aufgezeichnet, von denen wir aus gleich löblicher Absicht im Vorbeigehen ein Paar mittheilen wollen.

Eine derselben ist vom Jahre 1643, und lautet also:

O Tod in Eyl!
Halt ein dein Pfeil
Den meine Seel' liebt, z'schiessen.
Gebenke doch
Aus Liebes Joch,
Was Seufzer-Thränen fliessen.
Als ich vermein
Der Liebesschein
Solt' erst anfangen z'spielen.
Ach elend Noth
So kömmt der Tod,
Machts Vate, im Aprillen,
Den fünften Tag
Dich Leser klag,
Zwei liebverbundne Herzen,
Dis man da fand
Mit ferner Hand
Wurden zertrennt mit Schmerzen.

Ein anderes Epitaphium auf einen salzburgischen Schiffmeister spricht folgendermaßen:

Die Welt ist einer rauchen Flut,
Der Mensch dem Schifflein zu vergleichen;
Man rudre übel oder gut,
Man wird am Port den Tod erreichen.
Die unumschränkte Gottesband
Regiert zu Wasser und zu Land.
Drum muß der Mann mit sechzig Jahren
Weil er im Schiff nicht untergeht,
Zuletzt auf seinem Krankenbett,
Zur Ewigkeit hindurchfahren.
O Leser, wünsch' ihm ew'ge Ruh,
Zu dieser Schiffahrt kömmst auch du.

Digitized by Google

8.

Fortſetzung, oder die neueſten Schickſale des Fürſtenthums Berchtesgaden.

Das arme Ländlein Berchtesgaden im Schooß ſeiner Alpengebirge ſcheint, ſeitdem im zwölften Jahrhundert fromme Einſiedler die ungeheure Wüſte (vasta solitudo, ſagt eine alte Urkunde) urbar machten und das Drachenneſt (cubile draconum) ſäuberten, beſtimmt geweſen zu ſein, bald von einem geiſtlichen, bald von einem weltlichen Arm gequält zu werden. Die geiſtliche Unabhängigkeit des Kloſters war den Erzbiſchöfen von Salzburg jederzeit ein Aergerniß, und die Reichsunmittelbarkeit dieſer Fürſtpropſtei ihnen ein Greuel. Prozeſſe und Streitigkeiten hörten nicht auf, bis zur Säkulariſation beider Stifter.

Vom Jahre 1595 bis 1723 waren unmittelbar in der Regierung des kleinen Alpenlandes als Fürſtpröbſte drei baierſche Prinzen gefolgt. Dies machte den Einfluß von Baiern endlich ſo mächtig, daß es ſich allerlei Hoheitsrechte über Berchtesgaden und gewiſſermaßen den Ton des Lehenherrn anmaßte. Auch der letzte Probſt dieſes Stiftes, Joſeph Konrad, Freiherr von Schroffenberg auf Mös- und Auenhofen, war durch den Einfluß des baieriſchen Geſandten oder Wahlkommiſſärs im Jahre 1780 gewählt worden. Dieſer freigebige, biedere Fürſt, ein Mann von ſeltener Herzensgüte, der einen beträchtlichen Theil der Staatsſchulden abzahlte, und die Einkünfte von Berchtesgaden durch Verbeſſerung der Salinen u. ſ. w. mehrte, wird noch lange im Andenken ſeines Volkes leben. Aber in einer unglücklichen Finanzſpekulation gab er 1795 durch einen Pachtkontrakt die Salinen in baierſche Hände, und, wie Hr. Mader behauptet, nahm nun plötzlich aller Wohlſtand des einſt unter Konrads milder Regierung ſo glücklichen Ländchens ab. „Die Staatsgewalt war durch die von einer fremden Macht geführte Adminiſtration der Salinen und Wälder, durch die von derſelben ausgeübte vertragsmäßige Gerichtsbarkeit über das ganze Pfann-, Berg-, Gries- und Waldperſonale, und durch die Neuerungsſucht und den Einfluß des baierſchen Salinendirektors Ubſchneider (der unter andern das ungeſunde Gedinghaus einführte) in ihren Verfügungen gehemmt.“ — Zwar murrten Volk und Kapitularen; zwar klagte der Erzbiſchof von Salzburg dagegen, als gegen eine Beeinträchtigung ſeiner ältern Verträge; zwar kaſſirte 1798 der Reichshofrath jenen Salinenkontrakt in aller Form: Baiern blieb aber, weil niemand dem Reichshofrathsbeſchluſſe wirkſame Exekution gab, bis zur Säkulariſation des Reichsſtifts Berchtesgaden 1803 im Genuſſe der Salinen.

Mag auch Hr. Mader, als Freund Oeſterreichs, der baierſchen Adminiſtration mehr zur Laſt gelegt haben, als billig iſt: ſo ſieht man doch aus dieſer Skizze vom Schickſal der fürſtlichen Probſtei klarer die geſpannten Verhältniſſe jener Gegenden, die nicht ganz ohne Einwirkung auf die nachmaligen allgemeinen Revolutionen Süddeutſchlands blieben.

Von dem Lüneviller Frieden im Anfange des Jahrs 1801 bis zur proviſoriſchen Beſitznahme des Landes für den Großherzog von Toskana, ſchwebten die Einwohner anderthalb Jahre lang in banger Ungewißheit über ihr Schickſal. Dann zerſtörte der Krieg von 1805 die toskaniſche Hoheit und der Preßburger Friede gab Berchtesgaden, als fouveraines Fürſtenthum, ſammt dem Herzogthum Salzburg an Oeſterreich. Dies hatte kaum die neue Organiſation vollendet, als ein neuer Krieg mit Frankreich das Loos der bedauernswürdigen Berchtesgadner ſo zweifelhaft machte, als es nur jemals geweſen war.

Der alte Fürſtpropſt Konrad, welcher wohl mit blutendem Herzen die Reſignationsakte am 11 Febr. 1803 unterſchrieben haben mochte, blieb dennoch dieſem Winkel der Erde, dem er ſo manches Gute gethan, bis an ſein Ende getreu. Ausgeſtattet mit 12,000 Gulden jährlicher Suſtenſation ſtarb er, ſechzig Jahre alt, im Kreiſe ſeiner geliebten Unterthanen an einem Schlagfluſſe, den zwei und fünfzigſten Tag nach ſeiner Reſignation.

Varietäten.

Aus Frankreich.

— In den merkwürdigen, unſer Zeitalter oft ſehr naiv karakteriſirenden, Preisfragen gelehrter Akademien und Societäten, gehört auch folgende, welche die Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Montauban für das Jahr 1810 aufgab hat: „Welches iſt der Karakter, an dem die wahre Philoſophie erkannt werden mag?“ Hätte Frankreich noch einen Voltaire, er würde den wißbegierigen, gelehrten Fragern, die zwiſchen allen Philoſophien endlich über die wahre Philoſophie total irre geworden ſind, einen Candide II zuſchicken. Hätte Wieland noch die ſchöne Jugendkraft und den Tagen der Geburt Muſarions, oder Koxebue neben ſeinen glänzenden Anlagen noch den vollendenden, nach klaſſiſcher Reinheit ſtrebenden Sinn Wielands, von keinem würde man vielleicht die Montaubaner Preisfrage lieber beantwortet leſen.

— Heraldik und Diplomatik gehören, laut Batteux Eintheilung, offenbar zu den „ſchönen“ Künſten; denn in beiden wird gedichtet, in beiden verſchönert.

Ein Hr. Maurice de Montgaillard hat in ſeinem erſt vor kurzem zu Paris erſchienenen Werke mit vieler Gelehrſamkeit darthun wollen: daß die Herrſchaft Karls des Großen und vieler ſeiner Nachfolger in Italien auf der Baſis aller Souveränetät, auf Eroberung und freie Zuſtimmung der Völker beruhte; daß dieſe Oberherrſchaft, durch Geſetze und Verträge geheiligt, durch alle Nationen anerkannt, nie von den franzöſiſchen Königen veräußert worden ſei; daß folglich die Rechte der jetzigen kaiſerlich-königlichen Dinaſtie auf das Königreich Italien und das Herzogthum Rom, evident, unwiderſprechlich, auf die legitimſte Weiſe erworben ſeien.

Clodovaus der Erſte empfing bekanntlich um das Jahr 509 vom orientaliſchen Kaiſer Anaſtaſius, Titel und Schmuck eines römiſchen Patrizierß, Konſuls und Auguſts, mit goldener Krone und purpurnem Mantel. Daraus erhellt, ſagt Hr. de Montgaillard, daß die Anſprüche der Könige von Frankreich auf Italien ſo alt, als die franzöſiſche Monarchie ſelbſt, ſind. Der Patriziertitel trug zugleich die Souveränetätsrechte, über alle vom occidentaliſchen Reiche damals abhängige Länder, mit ſich! — So beginnt Hr. de Montgaillard, und ungefähr ſo fährt er auch fort.

Hätte er lieber geſagt: Selbſterhaltung und Selbſtvertheidigung begründet das Recht zur Eroberung, Eroberung gründet, in Ermangelung des beſſern, das Recht des Ländervheiſts: ſo hätte er den Preis der Kürze und den Preis der Wahrheit zugleich davongetragen.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 82. — den 14 Oktober 1809.

Ueber die Wunderlichkeit im Karakter des Feldmarschalls Suworow.

Man hat schon viel von Suworow gelesen und gehört. Er war eine der seltsamsten moralischen Karrikaturen, und dadurch interessirte er die Zeitgenossen eben so sehr, als durch sein Feldherrn-Glück. Nie war vielleicht in einem Menschen soviel Bizarrerie und Kraft vereint. Sehr natürlich, daß man ihn als ganz originale Erscheinung anstaunte; aber Bewunderung verdient er nie. Für die Russen seiner Zeit konnte kaum ein besserer General erfunden werden, denn er. Gerade durch jene Sonderbarkeiten stellte er sich bildungslosen Soldaten als höheres, fremdartiges Wesen dar. Sie folgten ihm, wie dem Inspirirten, blindlings. Das Glück, dem Kühnen günstig, krönte seinen raschen Unternehmungsgeist. Er paarte europäische Taktik mit asiatischer Grausamkeit. An der Heeresspitze einer zivilisirten Nation würde Suworow, mit solchem Karakter, weder solche Höhe erreicht, noch sich lange auf derselben erhalten haben. Der Mordtag von Ismailow, der ihm den Beinamen des „Schlächters" erwarb, weil er dort 20,000 Türken ohne Barmherzigkeit niedermachen ließ, und die Erstürmung von Praga, wo er mit der Barbarei eines Dschi oder Attila das Niedermetzeln tausend Unschuldiger befahl, trugen seinen Namen mit unauslöschlicher Blutschrift in die Weltgeschichte ein, während sein Feldherrn-Ruhm, den er gegen türkische Heermassen oder polnische Milizen erworben, in den Kämpfen gegen einen Macdonald, Moreau und Massena merklich verdunkelt wurde.

Man erzählt viele Anekdoten von ihm. Seine Wunderlichkeiten mußten Stoff genug zum Erzählen geben. Aber, wie es geht, man verschönte und übertrieb, um interessant zu sein. Das meiste, was man über Suworow lieset, ist selten glaubwürdig. Der Précis historique sur le Feldmaréchal Souworow, welchen Hr. de Guillomanches Duboscage vor einiger Zeit in Paris herausgab, macht gewiß davon keine Ausnahme. Zwar Hr. de Guillomanches diente als Offizier in den Jahren 1794 bis 1796 bei Suworows Generalstab. Zu so fern hat er Anspruch auf des Lesers Vertrauen, wenn er als Augenzeuge spricht. Aber Anekdoten aus bloßem Hörensagen geschöpft, sind gewiß nicht selten ohne Wahl und Kritik von ihm zusammengerafft, so wie er sichs eben auch nicht zur Sünde rechnet, einen kleinen oder großen Verstoß gegen die Zeitgeschichte mitunter laufen zu lassen.

Ich will ein Beispiel von seiner Unzuverlässigkeit geben. Suworow, heißt es, pflegte gegen Geistliche viel Ehrfurcht zu bezeugen. Wenn er einem Bischof begegnete, stand er immer still, um dessen Segen zu verlangen; nicht selten geschah das sogar, wenn er auf einen bloßen Geistlichen oder Popen traf. Hatte der Priester ihm den Segen ertheilt, so drehte er sich zu den Offizieren um, und segnete sie seinerseits wieder. Indessen machte er doch zwischen den religiösen Uebungen und der Person des Religionsdieners großen Unterschied, wie folgender Zug beweiset. Als er auf seinem Feldzuge in der Schweiz zu Altorf (in Uri) den dortigen Pfarrer erblickte, stieg er gleich vom Pferde, und begehrte den Segen. Allein ein Paar Augenblicke nachher, da schwere Klagen über diesen Geistlichen einliefen, ließ er ihm sogleich fünfzig Stockprügel aufzählen. — Die Anekdote ist recht artig; das

Digitized by Google

Pikantesie darin sind unstreitig die Stockprügel: aber es ist kein Wort davon wahr. Schreiber dieses befand sich selbst zwei oder drei Tage nach Suworow in Altorf, und sprach den würdigen Geistlichen, der den russischen Feldherrn gesegnet hatte, ohne Prügel zu erhalten.

Nur also, wo Hr. de Gaillomanches als Augenzeuge erzählt, wollen wir uns geneigt finden lassen, ihm auf sein Wort zu glauben. Und weil Suworow, der Mensch, uns noch merkwürdiger ist, denn Suworow, der General: so sei die Bizarrerie dieses Mannes, ihre Ursache und Absicht, unser Gegenstand.

Alexander Basilowitsch Suworow, geboren 1730, war der Sohn eines Senators zu Moskwa, des Basil Suworow, eines Mannes ohne Vermögen und Bedeutung. Die Familie stammte aus Schweden, und war seit vier Generationen in Rußland ansäßig.

Der junge Suworow, ohne Hilfsmittel sich auszuzeichnen, und doch vom gewaltsamsten Ehrgeize geplagt, faßte einen seltsamen Entschluß, um die Augen der Welt auf sich zu ziehen. Er spielte den Sonderling, machte den Halbnarren, that oft das Gegentheil von dem, was Sitte und Lebensart heischen, zuweilen sogar einen Sprung gegen militärische Subordination — alles, um nur bemerkt zu werden. Er hatte Talent, und für seine Lage Kenntniß genug; aber auch gerade so viel Takt, daß er wohl wußte, ein gewisses mysteriöses, seltsames Wesen müßte beim großen Haufen die Meinung von seinen Einsichten sehr begünstigen. Man lachte über den wunderlichen Kopf, fand ihn aber doch ganz brauchbar. Eben das wollte Suworow. Es schmeichelte seiner Eitelkeit. Man sprach doch von ihm. Man lernte durch seine affektirte Sonderlingshaftigkeit auch seine Anlagen, seinen soldatischen Muth und seinen sehr richtigen Blick kennen. Ein wenig Charlatanerie könnte hier nicht schaden. Es gelang ihm. Er behielt sein bizarres Wesen bei. Es hatte ihm zuviel Nutzen gebracht, und so wurde ihm bald zur Gewohnheit, dann zur andern Natur.

Als subalterner Offizier hatte er sich seinen Generalen auffallend und werth zu machen gewußt. Als General (seit 1770) wollte er sich der Kaiserin interessant machen. Die Gelegenheit findet sich immer für einen Mann von Geist, wie Suworow war.

Graf Oginsky, Großmarschall von Littauen, bildete gegen Rußland 1771 eine Konföderation zu Stalowicz. Gegen ihn kommandirte der russische General Buturlin, ein Mann, der immer Gedenklichkeiten und Besorgnisse hatte. Oginski drang statt dessen rasch vor, vernichtete beinahe das ganze Regiment Petersburg; seine Armee, schon über 3000 Mann stark mit zwölf Stück schweren Geschützes, vergrößerte sich durch den Zulauf der Polen von Tag zu Tag, und drohte die in Polen zerstreuten russischen Detaschements einzeln aufzureiben, ehe sie Zeit hatten, sich zu sammeln.

Suworow hat den General Buturlin um Erlaubniß, den Grafen angreifen und zu schlagen. Buturlin konnte es unmöglich zugeben, weil Suworow nur einige hundert Mann zu seiner Disposition hatte. Dieser aber debummerte sich nicht weiter um seinen General. Die Gefahr für Rußland war zu groß. Er sammelte zu Lublin tausend Mann, und marschirte mit ihnen ab. Die Gefahr, der er sich aussetzt, verdoppelt seine Anstrengungen. In vier Tagen macht er einen Eilmarsch von fünfzig Stunden; stößt in der Nacht auf den Großmarschall und sein Heer, überrumpelt ihn im Finstern, zerstreut alle Korps, die ihm begegnen, und bemächtigt sich der Stadt Stalowicz. Wie der Tag dammert, greift er die im offenen Felde versammelten polnischen Truppen von neuem an; nach langem, blutigen Kampfe wird er Sieger, Oginski sein Gefangener. Er verfolgt die Reste des polnischen Korps bis Slonym, wo er noch den gleichen Tag einrückt. Zwölf Stück Artillerie, unermeßliche Beute und die Auflösung der ganzen Konföderation sind sein Gewinn.

Nun schickt Suworow gar demuthsvoll durch einen Adjutanten seinen Degen und einen Brief an den Obergeneral. „Ich habe“ schreibt er, „als Soldat gegen den Gehorsam gefehlt; ich muß bestraft werden. Hier überschicke ich meinen Degen. Als Russe that ich meine Pflicht. Ich habe die Macht der Konföderirten vernichtet, denen wir nicht hätten widerstehen können, wenn sie Zeit gehabt haben würden, sich sammeln zu können.“ — Buturlins Erstaunen war unaussprechlich. Er erfuhr Suworows Abmarsch und den Erfolg der Expedition durch den gleichen Bericht. Ungewiß, wie er sich benehmen müsse, meldete er endlich das eben so außerordentliche, als glückliche Ereigniß an die Kaiserin, und bat um Verhaltungsbefehle. Suworow hatte es nicht besser erwartet. Katharina schrieb dem General Suworow: „Ihr Chef, Marschall Buturlin, sollte sie freilich wegen Mangels militärischer Subordination in Verhaft nehmen und strafen; aber als ihre Souveränin behalte ich mir das Begnügen vor, den Eifer eines treuen Unterthanen zu belohnen, der seinem Vaterlande durch eine glänzende Waffenthat so ausgezeichnet gedient hat.“

Von nun an kannte ihn also die Kaiserin, und sein Glück war gemacht. Katharina hatte Gefallen an allem Originalen, und Suworow studirte recht darauf, in Allem original zu heißen.

Schon sein Aeußeres kam ihm dazu gut zu statten. Er war ein kleiner Mann, nur fünf Schuh einen Zoll groß, dem Scheine nach zart und schwächlich gebaut; aber die Natur hatte ihn mit einem kräftigen, ausdauernden Temperament versehen, das durch ein rauhes, thätiges, nüchternes Leben noch mehr Stärke gewann. Er kannte kaum, was Krankheit war; er überstand alle Fatiguen leichter, als der robuskeste Mann. Trotz dem ward seine physische Schwäche, besonders in den letzten Jahren, so groß, daß schon das bloße Gewicht seines Säbels ihm den Körper niederzog.

Wohl auch in der Jugend muß er eben nicht die angenehmste Figur gemacht haben. Er hatte einen großen Mund, und im Ganzen seiner Gesichtszüge lag etwas Widerliches. Aber sein Blick war feuervoll, lebhaft, durchdringend. Wen er scharf ansah, den schien sein Auge zu durchbohren. Seine ganze Physionomie sprach, und es gibt wohl wenig Menschen, die so viele und so ausdrucksvolle Falten im Gesicht hatten, als er. Sagte jemand etwas, das ihm mißfiel: gleich sank über die Augenbraunen ein Schwall von Runzeln nieder, der im selbigen Moment wieder bis zum Hintertheil des Kopfs zurückstieg, um den Augenblick nachher wieder über die Stirn auszuströmen. Dies abwechselnde Spiel in seiner Physionomie dauerte so lange, bis der unangenehme Eindruck von irgend einer andern Idee verdrängt war.

Eben so sonderbar war sein Anzug. Uebel gemachte, schlecht gewichste, aufgekrämpte Stiefeln schlotterten ihm um die

Digitized by Google

Beine; große Stiefelmanſchetten gingen ihm weit über die Knie hinauf. Die Beinkleider waren von weißem Baſin, eben ſo das Kamiſol, mit grünen Aufſchlägen und Kragen. Darunter trug er ein weißes Gillet; auf dem Kopf ein kleines Kaſket von Filz mit grünen Franzen. Dies alles nahm ſich noch ſonderbarer aus, wenn er etwa an ſeinen zwei Bleſſuren am Knie und Bein litt, dann nur einen Stiefel anhatte, während die Hoſe am andern Knie aufgeknöpft war und der Strumpf herunter hing. Man denke ſich nun zu dieſer Kleidung, die, weil er auſſerordentlich mager war, gar nicht anſchloß, noch einen langen Säbel, der auf dem Boden ſchleppte, und mit ſeinem Gewicht den ganzen Körper ſchief zog: ſo hat man eine Vorſtellung von der Figur des Feldmarſchalls.

(Der Beſchluß folgt.)

Schirin, ein perſiſches Gedicht.

(Beſchluß.)

Eine Reihe von Feſten dient nun zur Prüfung Chosru's. Den erſten Tag erfüllten die Freuden einer Waſſerfahrt auf dem Araxes.

Und auf dem Fluß wogt der Nachen,
Stolz auf das königliche Paar,
Dem eine unzählbare Schaar
Von Schiffen das Geleite machen.

So wogt das Schiff des neuen Monds am Himmel
Im ſchwarzen Meer der Mitternacht,
Der Sterne funkelnde Gewimmel
Iſt das Geleite ſeiner Pracht.

Am Ufer ſäuſelt Pinie und Föhre,
Von beiden Seiten tönen Chöre,
Wie aus dem nie geſchauten Land
Der Träume und der Seligkeiten.
Die Wogen fangen an, nach ihrem Ton zu gleiten,
Die Bäume bieten ſich die Hand,
Im Tanze nach einander abzufallen;
Die Chorageten ſind lebendanſtoß Nachtigallen.

An andern Tagen waren Spaziergänge in wunderſchönen Garten und Paläſten die Freude der Liebenden, und Erzählungen. Und ſo empfangen wir bei dieſer Gelegenheit die orientaliſche Sage von der Liebe Salomons und der Königin von Saba aus Chosru's Munde. Aber die Geſchichte hat üble Folgen, weil ſie unſern Liebenden Stoff zu zärtlichem Zwiſt wird. Doch unter andern Feſten in Chosru's Kaiſerſtadt verſöhnen ſich ſchnell die Herzen, und der Zauber perſiſcher Geſänge vernichtet endlich Banu's Warnungen und Schirinens Sprödigkeit. Damit endet der erſte Theil des Gedichts.

Der zweite Theil iſt der Liebe Schirinens und Ferhads geweiht. Denn Schirins und Chosru's Herzen erkalteten in der Ehe allmählig, wie das oft dem zärtlichſten Paar begegnen mag, und Ferhad, der ſchönſte Prinz und Ritter, der wunderreichſte Künſtler, welcher zu Chosru's Hof gekommen, feſſelte das Gemüth der holden Königin. Seine Schwermuth machte ihn nur noch viel intereſſanter. Sie wußte ihn immer über dies und das zu fragen.

Er redete. Doch ſchloß vor ihrem Ohen
Des Herzens Knoſpe nie die Blätter auf.

Doch, wer widerſteht gern und lange der lüſternen Neugier eines geliebten Weibes? Er erzählte ihr ſeine königliche Abkunft, und ſein Streben nach den Wundern der Zauberwelt. Mit Salomons Siegelring bewaffnet, bahnte er ſich den Pfad zum Kaf, ins Land der Feerei, deſſen Geheimniſſe er ſah und durch Unerſättlichkeit ſeiner Mißbegier wieder verlor. Doch Schirinens verborgene Liebe wiegt dem Ritter alle Schätze der Zauberwelt auf. Er baut ihr wunderbar die ſchönſten Garten; für jede Jahrszeit einen. Und als ſie den Frühlingsgarten beſucht, und er ihr die Gemälde von Juſſufs und Suleicha's Liebe erklärt, ſank er, ſich ſelbſt vergeſſend, ſchön wie Juſſuf, nicht ſo teufſch wie er, an die Bruſt der Verführerin Schirin.

Nur die böſe Dame Garimar ahnete das Geheimniß; ſie weckte Chosru's Eiferſucht und Ferhad mußte in der Verbannung fern vom Hofe ſein Leben verſeufzen, während er dort, um nicht unthätig zu ſein, Wege, Straßen, Waſſerleitungen und wunderbare, rieſenhafte Hallen erbaute.

Dies ſind die großen Monumente
Durch die Ferhadens Nam' im Morgenlande lebt.

Auch hieher in die Einöde folgt ihm Schirinens Liebe im Briefwechſel. Aber Ferhads Schwermuth verwandelt ſich darüber in Raſerei. Er wird zum Orlando Furioſo Perſiens; nur beim Anblick Schirins geneſet er, da ſie voll Wehmuth ihn im Gebirge beſucht. Die böſe Garimar wußte dieſen Beſuch übel zu deuten; Chosru ward eiferſüchtiger, und ſein Sohn Schiruje in die ſchöne Stiefmutter verliebter. Schiruje ließ ſeinen Vater ermorden, um ganz Schirins Herz zu werden. Dieſe traurigen Ereigniſſe geſchahen im Winter, da

Der Springquell fror zu Blocken-garben,
Der Hauch zu Reif.

Doch Schirin verachtete den wollüſtigen Barbar. Um ihn aber zu entrinnen, täuſchte ſie ihn mit Hoffnung, bis ſie

durch Opfer an dem Grabe
Den Geiſt Chosru's verſöhnet habe.

Dann aber zog ſie

bei Mitternacht im Fackelſchein
Hinunter in der Kaisergräber Hallen,
Wo luſtig um den ſchwarzen Marmelſtein
Die Schatten der Verſtorbnen wallen.

ſank dort in ihren Dolch und in die Flamme eines Scheiterhaufens. Ihr Tod brachte Ferhaden in Verzweifelung; er ſtürzet ſich ins Beil, dann in den Abgrund nieder. Schiruje, gegen ſich ſelbſt wüthend, gab Garimar erſt zur lebenslänglichen Plage dem verſchnittenen Mohr Sagoldi zum Weibe, dann erſtach er ſich mit dem Dolche, welcher Schirinen getödtet hatte.

Dies iſt die Fabel des großen Gedichts.

Wenn der deutſche Dichter den Sagen der Perſer, wenn er ſeinen Urkunden und Vorbildern minder treu geblieben wäre, würde er uns unſtreitig eine intereſſantere Geſchichte der Abentheuer, weniger lange Briefe der Liebenden, weniger Spielerei mit Worten und Figuren, weniger Arabesken-Witz, weniger gedehnte Beſchreibungen von Gegenden, Tags- und Jahrszeiten, Perſonen u. dgl. m. gegeben haben; aber natürlich auch nicht

Digitized by Google

eigentlich das, was er zu geben ſich vornahm, Form und Geiſt der perſiſchen Poeſie, ein Werk, das man allenfalls als genaueſte Abſpiegelung orientaliſcher Dichtung anſehen könnte. Wenn wir alſo das, was unſerm europäiſchen Geſchmack anſtößig ſein könnte, und den wir in den Umbeugungen des Morgenlandes ganz verläugnen müſſen, als Schönheiten der Ueberſetzertreue annehmen dürfen, was freilich ohne ſorgfältige Vergleichung mit den Originalen ſchwerlich auszumitteln iſt: ſo hätten wir in dieſem Gedicht ein Werk empfangen, wie es, kaum die türkiſche Nation ausgenommen, die Literatur keines europäiſchen Volkes beſitzt.

Schon aus den einzelnen oben angezogenen Stellen erkennt jeder, daß unſer Dichter die Sprache in faſt vollkommener Gewalt hat, und zartes Gefühl für die Melodie des Verſes. Aus hundert gelungenen Stanzen lodert der Strahl ächten poetiſchen Geiſtes auf.

Dies alles wird genug geſagt ſein, um einen höhern Grad von Aufmerkſamkeit für ein Kunſtwerk zu wecken, welches eines der vorzüglichſten ſeiner Art iſt, die ſeit Jahr und Tag Freude zu erregen im Stande waren. Demungeachtet wird niemand gegen die einzelnen Fehler dieſes Werkes gleichgültig bleiben. Man wird es allgemein fühlen, daß in der Ausarbeitung des zweiten Theils die Kraft des genialiſchen Schöpfers, ſtatt ſich mit dem ſteigenden Intereſſe der Fabel zu erheben, oft geſunken iſt, ſo, daß die ſieben letzten Geſänge den ſieben erſten wirklich an poetiſcher Schönheit nachſtehen. Es wird niemanden entgehen, daß oft Namen, oft Sachen, die dem Orient gewiß nicht ſo bekannt und geläufig, als uns, waren oder ſind, die reizende Täuſchung zerreiſſen, in welche die Zaubermacht des Dichters uns zu hüllen wußte. — So hätte ich die „Cycladen“ im Munde des perſiſchen Klauſners gern vermißt; und unter den Lobſprüchen Schirins auf ihn die Phraſe wohl entbehren mögen, daß er geſchickt ſei, „die Härchen der Empfindungen zu ſpalten“. Ein Mann, wie Schirins Sänger, hätte ſich frei in den Feſſeln der Sprache bewegen müſſen, ohne fühlen zu laſſen, daß ſie ihm Gewalt anthun, oder daß er der Sprache Gewalt angethan hätte, wie z. B. in ähnlichen Strophen:

Door stelt zusamgeschmeitz aus siebentel Metall.

oder: wie ſolch ein Wiederſtehn entzückt

Ist keinem Plato durch Ideen auszuspinnen

gelückt. Eben ſo auffallend iſt es, in einem orientaliſchen Gedicht von „Aeolsſaiten“, vom Feuer des Elektrums, Aetheröl, Phosphor, Wärmeſtoff, und dergleichen occidentaliſchen Dingen zu leſen. Eben ſo muß man den Briefwechſel Schirins und Ferhadens ganz umgeſchmolzen wünſchen, der zuweilen allzuproſaiſch wird, und an nichts weniger als an eine Popeſche Heroide erinnert, beſonders in Verſen, wie folgender:

Einen ſchweren Ritterſtreit
Habe ich mit Kraft beſtanden.
Ach! er hat mich nicht befreit
Von der Seele ſchwerer Banden!
Herz und Geiſt foll in der Noth
Sturm und Kampf zurückſchlagen —
Ach mein Geiſt iſt lange todt;
Und mein Herz iſt lahm geſchlagen.

Aber genug davon! Es wird ohne Zweifel die Zeit kommen, da uns der Dichter ſeine ſchöne Schirin in noch tadelloſerer Geſtalt aufführen wird.

Variétäten.

Aus Frankreich.

— Ramond hatte im Journal des Mines, wo er eine intereſſante Beſchreibung der Vulkane von Auvergne liefert, ſie neue Vulkane geheißen. Dies veranlaßte den alten Freund der Geologie Hrn. de Luc in Genf, eine kleine Abhandlung über die Benennung der Vulkane oder ihre Beſchreibenheit zu ſchreiben. — Ihm zufolge ſind nirgends in der bekannten Welt Vulkane vorhanden, noch vorhanden geweſen, als unter dem Meere, oder doch in der Nähe der Meere, deren Waſſer nothwendig zur Erzeugung der Vulkane iſt. Manche derſelben heißen wirklich zuweilen Meerwaſſer in Strömen aus, wie der Katlegia auf der Inſelle Islands. Das von ihm ausgeworfene Waſſer hinterläßt eine große Menge Salzes, faſt dem Küchenſalze gleich, wie die neuerden däniſchen Reiſenden verſichern. — De Luc theilt nun alle Vulkane in brennende, verloſchene und alte ein. In den noch brennenden gehören ihm diejenigen, welche wegen ihrer Nachbarſchaft vom Meere noch brennen würden, wenn ihre brennbaren Stoffe nicht verzehret wären; zu dieſer Klaſſe würde man den vulkaniſchen Berg von Aghe, die ſiparliſchen Inſeln, die Inſeln Aſcenſion, St. Helene u. ſ. w. zählen können. In die Zahl der alten Vulkane muß man diejenigen reihen, welche gegenwärtig mitten im feſten Lande gelegen ſind, und nur in jener Urzeit brannten, da der Boden, auf welchem ſie ſich befinden, noch Meeresgrund war. Dies iſt der Fall der Vulkane von Auvergne, Vivarez, in den Rheingegenden u. ſ. w.

Aus Italien.

— * In keinem Lande der Welt wird der franzöſiſche Kaiſer wohl ſo ſehr beſungen, oder auch nur beräuchert, als in Italien. Vincenzo Monti in ſeinem Barden, Melchior Cesarotti in ſeiner Pronea und der Improviſator Francesco Gianni haben ihn längſt über alle Helden weggehoben, die vor ihm lebten. Mit Fiktionen nimmt man eben ſo genau nicht; daß Tereſien der Poeten ändert wenig an der Welt und deren Geſchichte. Jetzt iſt der Dragonerhauptmann Antonio Gaſparinetti zu Mailand ſogar mit einer ſtemiſchen Ergießerung Napoleons vorgerückt, die wenigſtens beweiſet, daß die Poeten jenſeits der Alpen in der horaziſchen Kunſt feinen Lobes und zarter Schmeichelei wildrenn ſind.

In der „Apoteosi di Napoleone I,“ einer Cantica von vier Geſängen, jeder ungefähr ſechzig Terzinen ſtark, erzählen ſich die Heroen der Vorwelt, und deren Dichter, mit ausnehmender Beſcheidenheit Napoleons Thaten, Damit noch nicht genug, intonieren zuletzt alle Himmel Napoleons Ruhm.

Dalle sfere un armonico concento
Udii ti dolce uscir, che la dolcezza
Del piacere opprimeva il sentimento.

Ein faſt unübertreiblicher himmliſcher Unſinn. Zuletzt proklamieren alle Welten die Göttlichkeit Napoleons.

L'universa natura — —
Chiaro cantava DIO NAPOLEONE,
E torrenti di luce il sol diffuse
NAPOLEONE DIO NAPOLEONE
Rispondeva la terra, e il ciel si chiuse.

(Die weite Natur ertönte herrlich Gott Napoleon; und Ströme Lichts ergoſſen der Sonne. Napoleon, Gott Napoleon! antwortete der Erdball, und der Himmel verſchloß ſich.)

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 83. — den 18 Oktober 1809.

Die Borromäischen Inseln.

(An Constantia.)

Auf der Isola Madre, 23 Juli 1809.

Nach einer in diesem geweihtesten Heiligthum der Schöpfung — soll ich sagen durchwachten oder durchträumten Nacht, müsse er wieder zu dir hinüberschweben, geliebte Constantia, der Geist deines Freundes; auf daß er dich abermals anspreche mit dem Ausdrucke unwandelbarer Liebe; auf daß er ihn noch einmal anstimme vor deinen horchenden Ohren — den Lobgesang der schönen Natur.

Hier auf der Isola Madre, diesem Typus des Paradieses, hat die Gefälligkeit des Gartenaufsehers unter hochaufrankenden Passionsblumen mir ein Plätzchen bereitet, während meine Gefährten unter den gastfreundlichen Dächern der Isola Bella von der Ermüdung des gestrigen Tages noch ausruhn. Hierher bin ich dem grauenden Morgen zuvorgeeilt, um bei dir zu verweilen und mit erheitertem Sinne und höher schwingender Fantasie dich zu begrüßen, und den jungen Tag, der unter tausend Zaubererscheinungen von hesperischer Färbung an dem klaren Aethergewölbe hinaufsteigt.

Es ist ein herrlicher, in das Immergrün eines Parks umgeschaffener Felsensitz, auf dem dein Geliebter hier thronet. Hoch über den Sternenformen des weiß und blauen Passifloren-Gewölbes verbreitet der Kirschlorber sein dunkelglänzendes Laubwerk. Von den Limonienlauben und Orangengebüschen wehen, auf den Flügeln eines leichten Ostwindes herangewiegt, balsamische Düfte, als in Elysiums Auen erzeugt, mir stärker entgegen.

Zwischen der Aloe Hellgrün, zwischen wilden Feigenbäumen und Lavergesträuchen, die, in kraftvollem Wuchse heranspossend, das nackte Felsenfundament des Inselgartens bekleiden, rauscht an des Eilandes Fuß für und für die bewegliche Fluth an, und fortwährend ergetzt sich, indem ich dies schreibe, mein Ohr an der regen Wellen geschwätzigem Spiele. Die Turteltaube girrt in dem nahen Rosmaringebüsche; mit neuem Leben angethan durch die Kraft des werdenden Tages flattert um mich die junge Falanenbrut; und seine Gefährtin suchend spiegelt der Pfau sein vielfarbiges Gefieder gegen das aufgehende Tagsgestirn. Weiter hinaus kräuselt sich die azurblaue Fläche zu bewegtern Fluthen. In freundlicher Nähe prangt vor mir die Nebenbuhlerin meines Eilandes, die Isola Bella, im jüngsten Sonnenlichte, von welchem beleuchtet die Façade des Borromäischen Palastes sich aus des Lorbers und der Zipresse schwärzlicher Umkränzung in mehr als gewöhnlichem Glanze herausbebt.

Noch etwas weiter hinüber grünt in gefälliger Bekleidung der Vergante und das Ufergelände von Strefa, Beveno und Fariolo, in ergiebiger Fülle einer von zahllosen Segnungen überströmenden Natur, heran zu meinen staunenden Blicken. Alle die gartenähnlichen Pflanzungen, die zahllosen Wohnungen, Villen, Flecken und Dörfer, sie alle sprechen es laut aus, von was für einer großen Anzahl von Menschen dieser schöne Fleck der Erde gekannt und geliebt sei. Ansprucholoser als ihre blendenden Schwestern erhebt sich rechts von den Zaubergarten der Isola Bella der dritte Hauptheil der Borromäischen Inselwelt, die Isola dei Pescatori, aus der spiegelnden Fläche. Noch scheint dort das ganze Fischervolk in Schlummer versenkt, und ein leichtes Dunstgebilde, in das gerade der erste Sonnenstrahl eingreift, umschwimmt unter dem fettigen Kirchthurme die be-

Digitized by Google

ſcheidenen Fürſten; vor allen aber thront in der Bucht zu meiner Rechten zwiſchen milden, durch einen engen Freundſchaftsverein der Kunſt und Natur lieblich überwachſenen Hügeln, mit ſeinen Thürmen, Palaſten und Villen das reiche Palanza, von deſſen hoch dominirender Kathedrale gerade in dieſem Augenblicke die Morgenglocke zu mir her tönt. Mag ſie immer in ſeinem einförmigen Leben dem Städter die Ankunft des neuen Tages verkünden — dem Geliebter iſt ihrem Tone längſt vorangegangen aus den Gebüſchen der Iſola Bella, und die junge Italienerin, die dort in der Tiefe im leichten Nachen an unſerm Felſenelande vorbeiſchwebt — auch dieſe fand ihr Läuten ſchon wach.

Horch, theure Conſtantia, wie das holde Weſen, Fröhlichkeit athmend, aus der melodiſchen Kehle dem Auserwählten ihrer Seele zuruft:

Nei giorni tuoi felici
Ricorda ti di me

Horſt du, wie in anmuthiger Weiſe das „Ricorda ti“ von den Felſen zurückballt! Mir aber iſt, als tönen dieſe Worte mir ſelbſt entgegen aus deinem Munde, und als müſſe ich dir antworten aus der Fülle des Herzens: „Ja, deiner will ich gedenken in dieſen glücklichen Tagen, die Licht und Wärme über all mein Weſen verbreiten; denn daß ein ſolches Daſein mir leuchtet, und daß ich ſeiner mit ſo hoher Wonne genieße, das alles, alles iſt dein Werk!

Du hatteſt mich in meinem letzten Briefe bis nach Domo d'Oſſola begleitet. Von hier führt durch das untere Oſſola-Thal, als Fortſetzung des Weges über den Simplom, eine prächtige Heerſtraße durch Ugogna in acht Stunden nach Bavend, am ſüdweſtlichen Ende des Lago maggiore. Mit Luſt irrt hier das Auge des deutſchen Reiſenden durch der italieniſchen Umgebungen Pracht. Doch nicht bloß dies, auch das hehre Werk des Straßendammes ſelbſt, auf welchem er wandelt, ſpricht ſeine Aufmerkſamkeit an. Dämme für Jahrtauſende aufgeführt; kühne Bogen und hohe Brücken über wüthende Waldſtröme; hohe Mauern, dem Einbrechen ſchnell ſteigender Gewitterbäche entgegengeſtellt, und ſo viel andere in Erſtaunen ſetzende Wirkungen der höchſten Anſtrengung menſchlicher Kraft, beurkunden es laut, was im Gegenſatze mit Millionen ohnmächtiger Menſchen der Wille eines einzigen mit Heroenkraft ausgerüſteten Sterblichen zu bewirken im Stande ſei.

Fünf bis ſechs italieniſche Meilen unter Domo d'Oſſola iſt die Toſa, die wir vor zwei Tagen an der Südſeite des Griesgletſchers aus geringen Bächen ſich bilden ſahen, nun ſchon zum bedeutenden Strome erwachſen. Es haben ſich in dieſer Gegend mit ihren Fluthen die Gewäſſer der Veriola und die Bäche aus dem Antrona-Thal zuſammengemiſcht. Auch iſt aus dem Thale von Anzaska die ungeſtüme Lanza bis in ihr Bette hindurch gebrochen, hat ihren eigenen Namen in den der Tacia verloren, und eilt, nun ebenfalls mit ihr verſchwiſtert, in ſchnellem Laufe dem See zu. Nahe bei Ugogna bringt den Wanderer zur Stunde noch eine Fähre über den Fluß; allein auch dieſe ſoll in kurzem verſchwinden, und tauſend Hände ſind in dieſem Augenblicke beſchäftigt, zu der großen Anzahl kühner Unternehmungen, worauf die Straße von Brieg nach Mailand hervorging, auch noch dieſe hinzuzuthun.

Ein wohlgebildeter Jüngling, nicht ahnend, daß das Ufer des Fluſſes, an dem er hier arbeite, der dunkel umhüllten Ewigkeit Rand ſei, ſtürzte, eben als uns das Fahrzeug hinübertrug, nur wenige Schritte von uns, von einem plötzlichen Schwindel ergriffen, in die Tiefe des Stromes. Zwei Schiffe eilten ſchnell zu ſeiner Rettung, wiewohl vergeblich, herbei. Umſonſt, daß noch mehr als einmal ſeine Hand aus dem Waſſer hervorging — die reißende Fluth wälzte ſchneller ihn fort, als die Nachen zu folgen vermochten; und wie ihn, wenige Minuten ſpäter, weiter unten ein Schiffer, der harrte, herauszog, ſo ſtarrte der Tod ſchon aus ſeinen verglaſten Augen, und von dem aufgedunſenen Geſichte waren Jugend und Schönheit entwichen. Doch weg den Blick von der traurigen Erſcheinung!

In geringer Entfernung von der Toſa ſahen wir nunmehr die reichen Pflanzungen und die von hohen Stämmen ſeltſam getragenen Weinlauben des reizenden Ugogna rings um uns prangen und grünen. Aber unvermerkt war auch die Sonne ſchon höher geſtiegen, und das italieniſche Klima ward uns Norddeutſchen allmählig etwas drückend. Zu Ugogna nahmen wir den Poſtwagen. Wir flogen über Straßenlinien, deren Ausgang das Auge nicht abſieht, hinab nach Bavено, und unverweilt ſchwamm dann ein leicht bedeckter Nachen mit uns hinüber nach den kaum eine italieniſche Meile entfernten Borromäiſchen Inſeln.

Die Inſelgruppe dieſes Namens beſteht eigentlich aus vier Eilanden, die noch heutiges Tages ſämmtlich den Nachkommen des bekannten Fürſten Vitalio Borromei zugehören. Zwei derſelben hat der Ruhm der geprieſenen Nachbarinnen ſo ſehr in den Schatten geſtellt, daß ſelbſt ihr Name nur ſelten genannt wird. Die kleinſte, näher gegen Palanza hin liegende, heißt l'Iſolino, oder Iſola bei Canonici di Palanza, und enthält, ihre reizende Lage ausgenommen, nichts Merkwürdiges. Etwas beträchtlicher erſcheint die Iſola dei Peſcatori. Dieſe letztere iſt ganz mit Fiſcherhütten bedeckt, welche ſich um eine Kirche herum zu einem ſtillen Dörfchen vereinen. Hier wohnt ein aus dem reichen Schatze des Sees ſich nährendes friedliches Völkchen, deſſen Welt und Leben großen Theils auf des Eilandes enge Grenzen beſchränkt iſt. Dieſe Inſel gewährt durch die einfachen ländlichen Formen, in denen ſie aus den Fluthen hervorgeht, einen angenehmen Anblick. Weit berühmter aber ſind die Iſola Bella und Iſola Madre, welche beide vor ungefähr 140 Jahren der beharrliche Sinn und die kühne Fantaſie des genannten Fürſten mit königlichem Aufwande aus der aufgethürmten Felſenwildniß in einen Inſelgarten verwandelte.

Längs der Iſola dei Peſcatori ſteuerte unſer Schiffer nach der Iſola Bella. Ein weitläufiger Pallaſt, die Sommerwohnung des jetzigen Fürſten, mit mehreren Nebengebäuden, eine Kirche, ein ſchöner Gaſthof, und eine nicht unbeträchtliche Anzahl anderer Wohnungen, gleichſam zu einer zuſammenhängenden Steinmaſſe vereinigt, gaben von hieraus der Inſel das Anſehen einer Stadt, die in nicht ungefälligen Formen aus ihren Waſſerumgebungen emporſtrebt. Das hohe Terraſſengebäude bleibt mit den Garten und Hainen größtentheils dem Auge verborgen. Nur die Spitzſäulen einzelner Zypreſſen, die Wipfel einiger Lorberbäume und die Krone eines weiblichen Zypreſſenſtammes von gigantiſchem Wuchſe erheben ſich über jene leblöſen Formen und geloben dem Wanderer von ferne ſchon erfriſchende Schatten.

„Eccoci arrivati!“ ruft fröhlich der Steuermann, und am Fuße der Felſenburg ſchaukelt ſchon zwiſchen den ausgebreiteten Fiſchergeräthen das Schiff am ſteinigten Ufer. Eine gefällige Hand öffnet uns den fürſtlichen Luſtſitz.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Ueber die Wunderlichkeit im Karakter des Feldmarschalls Suworow.

(Beſchluß.)

Es mußte ſchon ſehr kalt ſein, wenn er ſtatt der Baſſinjacke ein ähnliches Kleidungsſtück von weißem Tuche tragen ſollte. Höchſtſelten geſchah es, und auch dann nur für ein Paar Tage. Von allen ſeinen Orden, mit welchen ihn Rußland, Oeſterreich und Preußen bedeckt hatten, trug er gewöhnlich nur das Band der dritten Klaſſe des St. Georgenordens. Bei großen Zeremonien allein zeigte er ſich in der Feldmarſchalls-Uniform, mit allen jenen Orden überdeckt, und mit Ringen, Uhren und Diamanten geſchmückt, die er ſonſt nie anſah. Wenn er ſich dann mit Fremden zuſammenfand, zeigte er jedem ſeinen Schmuck; es that ihm ſichtbar wohl, wenn er erzählen konnte: „Wegen der und der Aktion bekam ich dieſen Orden hier, und den da bei jener Gelegenheit; dieſe Diamanten empfing ich für den und den Sieg“ u. ſ. w.

Suworow hatte, wie man leicht denken kann, ein ungeheures Vermögen erworben; ſeine Ausgaben waren ſehr unbedeutend, dennoch hatte er faſt nie viel Geld, weil man ihn immer beſtahl. Er hatte weder Equipage, weder Zug- noch Reitpferde, mit einem Wort, gar keine Suite. Für ſeine Perſon hatte er einen einzigen Bedienten. Zu ſeinem momentanen Hausdienſt nahm er ſoviel Soldaten oder Koſaken, als eben nöthig waren. Sein Wagen, eine einfache, ruſſiſche Kibitke, wurde von Poſt- oder Requiſitionspferden gezogen. Mußte er die Truppen bei Manövern oder in Schlachten kommandiren, ſo ſtieg er auf das erſte, beſte Roß, das ſich vorfand. Seine Küche war erbärmlich. Er aß die ekelhafteſten Koſaken-Ragouts. Aber keiner durfte dabei eine Miene verziehen. So was hätte er ſehr übel genommen.

Er war ganz Soldat, und wollte nichts als das ſein. Er wollte das Vorbild jedes ſeiner Krieger werden. Er trieb es damit bis zum lächerlichſten Eigenſinn. Wenn er jemand grüßte, ſtand er, wie der gemeine Soldat, ſtill, drehte die Fußſpitzen auswärts, Bruſt heraus, Schultern zurück, die flache Hand ſeitwärts an ſein Kasket haltend — genug, wie der Soldat grüßt.

Wandelte ihn bei der Parade, oder bei einem Manöuvre, irgend ein menſchliches Bedürfniß an: ſo machte er keine Umſtände und befriedigte es auf der Stelle vor aller Welt Augen, bloß damit der Soldat ihm nachahme und ſich des Menſchlichen nicht ſchäme. Aber gleich darauf ließ er ſich Waſſer und Serviette bringen, um ſich die Hände zu waſchen und wieder zu trocknen. So meinte er, habe er ſeiner Pflicht für Reinlichkeit und Schamhaftigkeit Genüge gethan.

Bei feierlichen Gelegenheiten, wenn er von ſeinen zahlreichen Ordensbändern bedeckt, mit Diamanten beladen, in prächtiger Feldmarſchallsuniform auf allen Räthen von Golde ſtrotzend war, ſah man ihn ganz naiv die Naſe mit den Fingern ſchneuzen und am Rockarmel abwiſchen, daß, weil etwa Soldaten zugegen waren, die von ihm Simplizität lernen konnten.

Aber durch dergleichen ward er auch ſeinen Ruſſen wie zum Gott. Er wußte es, wie man den gemeinen Mann bezaubern könne; wie man ihm ans Herz reden müſſe. So furchtbar er auch ſtrafen konnte, ſo väterlich-gut war er doch mit ſeinen Kriegern. Er theilte alle Gefahren mit ihnen, alle Mühſeligkeiten; er zeigte ihnen, daß ers nicht beſſer habe, als der letzte Soldat. Er plauderte eins mit ihnen; er ging in ihre Zelte, koſtete ihre Gerichte, trank mit ihnen ein Glas Branntewein. Aber das wirkte denn auch. Er konnte darauf zählen, daß auf einen Wink ſeine Ruſſen zu Tauſenden für ihn in den offenbaren Tod flogen. Und er zählte auch darauf.

Als in der Schlacht von Novi das Zentrum der ruſſiſchen Armee, bei einem Angrif zurückgeworfen, in der größten Unordnung war, ſprengte ein Offizier zum Feldmarſchall Suworow, und rief: „Die Ruſſen ſind geſchlagen!“ — „Die Ruſſen geſchlagen?“ erwiederte kalt der graue Krieger. „So ſind ſie alſo denn alle todt?“ — „Nein, das noch nicht!“ antwortete der Offizier. — „Nun denn, ſo ſind ſie auch nicht geſchlagen“ verſetzte Suworow.

Ruſſen und Oeſterreicher ſtanden an der Trebia; jenſeits die Franzoſen. Die Trebia war in dieſer Gegend tief; trob dem ließ Suworow einem öſterreichiſchen Kavallerieregiment ſagen, es ſolle überſetzen und angreifen. Da er eine Weile vergebens gewartet hat, gibt er dem Pferde die Sporen, ſprengt zu den Oeſterreichern, und macht ihnen Vorwürfe, daß ſie noch nicht am andern Ufer ſind. „Wir warten nur noch auf Pontons“ ſagt der kommandirende öſterreichiſche Offizier. — „Pontons?“ erwiedert Suworow. „He, geſchwind ein Regiment Koſaken her!“ Ein Aide-de-Camp fliegt davon; die Koſaken rücken eilig herbei. Der alte General, den Säbel in der Fauſt, ſtellt ſich an ihre Spitze, und kommandirt: „Perod, ſtupa, ſtupa, ſtupaje!“ (vorwärts, marſch, marſch, marſch!) geht im Galopp voran, ſchwimmt durch den Strom, nimmt die Poſition des zurückgedrängten Feindes, und ſagt dann zu einem ſeiner Offiziere: „Gehen Sie, ſagen Sie den Oeſterreichern, wie man in Rußland über Flüſſe ſetzt!“

Es iſt bekannt, wie er, um ſich abzuhärten, und nachher um hart zu bleiben, bis in ſein ſpäteſtes Alter alle Morgen nackt an die Thür ſeines Zelts hinausputzeren pflegte. So ließ er ſich dann ein Paar Eimer kalten Waſſers über den Kopf hinabſtürzen. — Er ſcheint ſich damit haben eiſern machen, und des Alters gewöhnliche Gebrechlichkeit und Schwäche beſeitigen zu wollen. Denn der Gedanke an Greiſenſchwäche war ihm vielleicht verhaßter als der Tod. Er mochte ſich daher durchaus in ſeinem Spiegel ſehen; führte ihn der Zufall an einem vorüber, ſo ſchloß er die Augen und lief mit den lächerlichſten Grimaſſen geſchwind vorbei. „Ich mags nicht ſehen, wie ich veralte,“ pflegte er öfters zu ſagen, „und wenn ichs nicht ſehe, denke ich nicht daran; bin ſo jung, wie ſonſt.“ Und dabei büpfte er dann wohl wie ein Jüngling über den Stuhl weg, wenn ihm gerade einer im Wege ſtand. Aus der gleichen Urſache ſah man ihn ſelten ruhig gehn, ſondern immer laufen; immer war's im Galopp, wenn er in die Stube trat, oder hinaus wollte. Die größte, die glänzendſte Verſammlung von Anweſenden änderte darin nicht das Geringſte; umgekehrt, er grimacirte nur deſto mehr.

Denn zuletzt war doch alles nur Affektation und nichts weiter. Je mehr fremde Beobachter, je mehr war er Sonderling. Dann verdoppelte er ſeine Grimaſſen, Luftſprünge und Wunderlichkeiten. Hingegen im Innern ſeines häuslichen Lebens begegnete es ihm nicht ſelten, daß er alle jene Poſſen vergaß; da war er einfach, anſpruchslos, geiſtvoll, und im Geſpräch viel intereſſanter. Aber nur die ſleunſte Veranlaſſung von Seiten ſeiner Umgebungen war genug, um ihn geſchwind wieder in die alte Rolle zurückzubringen.

Nur durch die Idee des Exzeziers getrieben, in allem ein

Digitized by Google

ungewöhnlicher, auſſerordentlicher Menſch zu ſein, gerieth er auf dieſe lächerlichen Abwege. Er kannte keine andere Leidenſchaft, als dieſe. Liebe gegen das ſchöne Geſchlecht empfand er wohl nie; er ſchien ſich der zartern Gefühle des Herzens gewiſſermaßen zu ſchämen. Doch übermannte ihn oft die Gewalt einer beſſern Natur; er konnte Kinder liebkoſen, und den ſeinigen *) war er ein zärtlicher Vater.

Er machte ſich nichts aus Reichthum, nichts aus Wohlleben irgend einer Art; aber den Groſſen einigen Trotz, ſeinen Werth, die Ueberlegenheit ſeines militäriſchen Genies zeigen zu können, das war, wie es ſcheint, ſein höchſter Genuß. Er war fromm, obwohl ſeine religiöſen Begriffe nicht gar lauter geweſen ſein mögen. In der Kirche ſang er gewöhnlich mit den Prieſtern die Meſſe zugleich recht vernehmlich ab, und machte dabei ſoviel Schwenkungen und Grimaſſen, daß man allen Muth nöthig hatte, ernſthaft zu bleiben. Da er auf ſein Landgut im Gouvernement Novogorod exilirt war, ließ er ſich von ſeinen Bauern zum Sigrif wählen, und läutete einzig Tags oder Nachts zur Meſſe.

Er konnte ſich in acht Sprachen verſtändlich machen; am geläufigſten ſprach er ruſſiſch, franzöſiſch und polniſch, aber auch neugriechiſch, türkiſch, italieniſch, tatariſch und deutſch; das Deutſche aber freilich mit äuſſerſt ungewandter Zunge.

Suworow hatte das Genie und Glück groſſer Feldherrn, den Geſchmack gemeiner Soldaten, und die rohe Unempfindlichkeit der Tatarn.

*) Er verheirathete ſich 1774, da er hierumbvierzig Jahre alt war, mit Barbara Ivanowna Proforowska. Tochter des Obergenerals Proforowski. Aus dieſer Ehe hatte er zwei Kinder, einen Sohn Arcadi Suworow, Prinz Italiſki, jetzt Generallieutenant, und eine Tochter, jetzt Wittwe des Generals Nikolaus Iudow, der ein Bruder des bekannten Prinzen Plato Zubow (Katharina's Favorit und Premierminiſter) war.

Varietäten.

Aus Deutſchland.

— * Der Leipziger Bücher-Meßkatalog, ein Janus mit Doppelgeſicht, das von dem, was die deutſche Literatur Neues empfangen hat, wie von dem redet, was ſie noch wenigern Anderen Noch empfangen wird, macht uns auf die Geſchenke der Zukunft viel begieriger, als auf die Gaben der diesjährigen Michaelismeſſe. Auſſer einer zahlreichen Menge von Kinderſchriften, neuen Auflagen und Fortſetzungen wenig Hervorſtechendes. Fleißig ward von den deutſchen Schriftſtellern beſonders die Geſchichte des Tages beſprochen. Ueber ein halbes Dutzend Werke geben uns Anekdoten, Beobachtungen, Nachrichten vom franzöſiſch-öſterreichiſchen Kriege dieſes Jahrs; ja, von Gräffi in Leipzig erhalten wir ſogar ſchon wieder einen Band vertrauter Briefe über Oeſterreich während des jetzigen Kriegs. Auch der Abenteurer Schill beſchäftigte viele Federn. Die Geſchichte dürfte freilich von dieſer Nebelſtamfeit den wenigſten Gewinn ziehn. — Von den Reiſen Azara's in Südamerika, Gardanne's in Perſien, de Guignes in China, Hafners in Oeira und Sennaar, Perrins in Indien u. ſ. w. erhalten wir meiſtens ſorgfältige Ueberſetzungen, ſo wie von Lacretelle's und Toulongeons Geſchichten von Frankreich. Die Ueberſetzung von Jorens Geſchichte der letzten Könige aus dem Hauſe Stuart haben wir in kurzem zu erwarten. So eignen wir Deutſche uns, in Ermangelung eigener vortrefflicher Produkte dieſer Art, das Köſtlichſte des Auslanders an. Doch neunenswürdig iſt auch Schultes Reiſe durch Oberöſterreich, dem Staatsleben, Kameralien und Mineralogen ein lehrreiches Werk, wie es Nemnichs Tagebuch ſeiner der Literatur und Induſtrie gewidmeten Reiſe in anderer Hinſicht iſt. Die Anſichten von Paris im J. 1808, in dem geſtrigen Styl geſchrieben, mehr Literatur als Politik behandelnd, ſo wie Appenzellers „Schweiz, wie ihren Vorzügen und Mängeln“ werden dem Leſer wenigſtens mannigfaltige Unterhaltung gewähren. Beauvais „Erläuterungen über den Code Napoleon und die großherzogl. badenſche bürgerliche Geſetzgebung“ ſind unſtreitig für Deutſchland Zuerſten das Wichtigſte von der Ausbeute dieſer Meſſe; ſo wie Eberſtis vollſtändige Homologie in ihrem Fache klaſſiſches Anſehn zu erhalten verdient. Unter den 40 — 50 neuen Romanen werden Lafontaine's Raphael und Göthe's Wahlverwandtſchaften das lüſterne Publikum am meiſten reizen, wie auch Jean Pauls Dämmerungen und der vierte Theil der Bruchſtücke aus den Papieren des Türken Haſſan. Dagegen ſchmachtet die dramatiſche Literatur auf das klägſichſte; ſo ſtreng auch die Herrn Julius von Voß und J. Koller waren, ihrer Noth diesmal abzuhelfen.

Aus England.

— Der berühmte Aſtronom Herſchel hat bei der Erſcheinung des Kometen von 1807 bis 1808, dem merkwürdigſten, welchen uns ſeit langer Zeit (ab, Anias genommen, über die Natur dieſer Geſtirn Beobachtungen angeſtellen, die er der Königlichen Societät zu London vorlegte, und in die Transact. phil. Theil 2 von 1808 eingerückt ſind. Er fing ſeine Beobachtungen erſt am 4 Okt., da der Komet dem bloſen Auge ſichtbar geworden war, mit einem zehnfüßigen Teleskopen an. Das Reſultat derſelben iſt folgendes.

Er hätte den Kometen, deſſen zirkelrunde, auf der ganzen Oberfläche gleich ſtark leuchtende Scheibe ſehr beſtimmt wahrgenommen wurde, für einen dichten, ſoliden Weltkörper, wie die Körper der Planeten ſind. Doch war derſelbe noch kleiner, als der dritte Trabant des Jupiter, und Herſchel hält ſich berechtigt, nach ſeinem Kalkul, den Durchmeſſer des Kometen eine Größe von 538 Meilen zu geben. Dieſer kleine Weltkörper glänzte nicht nur durch das reflectirte Sonnenlicht, ſondern auch durch eigenes Licht, welches mehr Aehnlichkeit mit dem Glanz der Fixſterne, als mit dem reflektirten Licht des Mondes oder anderer Planeten hatte. — Sowohl das Haar als der Schweif des Kometen ſind aller Wahrſcheinlichkeit nach eine Art durch ſich ſelbſt leuchtender Kometen-Atmoſphäre, und nicht durch das Sonnenlicht erhellt; ſo wie auf Erden das Nordlicht durch ſich ſelbſt leuchtet. Denn als Herſchel den Kometen zum letztenmal beobachtete, nämlich am 21 Febr. 1808, wo der Komet faſt dreimal weiter von der Erde entfernt ſtand, als die Sonne von uns iſt, und das Haar, welches ihn durch die unermeßlichen Himmelsräume verfolgte, über 60,000000 deutſcher Meilen von ihm war, hatte der Komet ſo wenig an Glanz eingebüßt, daß er das Auge, indem es ſich dem Teleskop nahte, ſogleich lebhaft frappirte. Nach Herſchels Berechnungen hatte der Schweif des Kometen am 14 Oktober 1807 eine Länge von mehr als einer Million deutſcher Meilen.

„Hätte ich dieſen Kometen nur vom 6 Dezember bis zum 21 Februar geſehen,“ ſagt der groſſe Himmelskundige, „ſo würde ich ihn ohne Zweifel in meinen Katalog von Nebelſternen eingetragen haben; ſo ſehr gleich er denſelben. Und gehörte nicht die Arbeit mehrerer Jahre dazu, ſo würde ich ohne anders eine allgemeine Muſterung meiner Nebelſterne beginnen, um zu ſehen, ob einige von ihnen verſchwunden ſind, oder den Ort geändert hätten. Wahrlich, eine ſolche Unterſuchung könnte zu wichtigen Reſultaten führen!“

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 84. — den 21 Oktober 1809.

Physiognomische Umrisse einiger ausgezeichneten Schweizer.

(Zum beutigen Kupfer.) *)

Helvetien hat von jeher Männer gezeugt, die, in Wissenschaft und Kunst geübt, Zierden ihres Volks und ihres Zeitalters gewesen sind. Wie sich die Wissenschaften, seit ihrem Verfall beim Untergang des römischen Reichs, in Deutschland, Frankreich, Italien und England wieder erhoben, blühten sie auch mit jungem Leben in den Alpenthälern auf. Möge die Schweiz, unter der heiligen Aegide der Armuth und des Völkerrechts, noch Jahrhunderte ihre Freiheit bewahren: so wird sie dankbar die goldnen Früchte derselben noch Jahrhunderte lang den Europäern spenden, und mit ihrem politischen Dasein ein Denkmal nicht ganz verderbter Gesittung der Zeitalter sein können, in denen sie bestand!

1.

Johannes Müller.

Geboren am 3 Jänner 1752 zu Schafhausen, als Sohn eines Predigers, früh geweckt zu höhern Ansichten der Wissenschaft und des Lebens durch das Studium römischer Klassiker, empfand er schon als Knabe unüberwindliche Liebe für die Muse, zu deren Dienst ihn Schlözer in Göttingen für immer gewann. In eben dieser Stadt war's, wo er unter Schlözers Leitung den ersten historischen Versuch, als neunzehnjähriger Jüngling, wagte, indem er sein bellum cimbricum schrieb; in eben dieser Stadt war's, wo er auf Joh. Pet. Millers Rath den Gedanken faßte, die Geschichte der schweizerischen Eidsgenossenschaft zu bearbeiten, ein Gedanke, dem er die Kraft und den Raum fast seines ganzen Lebens weihte.

Sobald er von der Universität in sein Vaterland zurückgekommen war, wo die Regierung von Schafhausen den zwanzigjährigen Gelehrten zum Professor des Griechischen machte, begann sein unermüdetes Sammeln der zahllosen Materialien zum großen historischen Gebäude, welches einzig werden sollte in seiner Art. Mit reicher Hilfe unterstützten ihn die um ihre Vaterlandsgeschichte verdienstvollsten Zeitgenossen, die Schinz, Füßli, Haller, Breitinger, Bodmer u. s. w.; — im großen Unternehmen nicht zu ermüden, begeisterte ihn die Freundschaft des geistvollen Viktor von Bonstetten; und der Umgang mit den gebildetsten und vortrefflichsten Männern des damaligen Genfs veredelte seinen Geschmack, indem er seinen Ideenkreis erweiterte.

Wie seiner Geschichte erster Theil im Jahre 1780 erschien; wie der Geschichtschreiber abwechselnd, bald in Genf, bald zu Valeires bei seinem Bonstetten lebte; wie seine historischen Vorlesungen zu Genf und zu Bern ihm das Herz edler Zuhörer gewann; wie er dann nach Mainz von dem ihn väterlich liebenden Kurfürsten Friedrich Karl Joseph im Jahre 1786, dann sieben Jahre später vom Kaiser Leopold dem Zweiten nach Wien berufen und in den Adelstand erhoben, endlich aber als Mitglied der Akademie nach Berlin versetzt worden: dies alles hat er in seiner Selbstbiographie den Zeitgenossen

*) Der Herausgeber bedauert die verfehlte Aehnlichkeit fast in allen Portraits; doch gibt der Herr Verleger Hofmann, daß den Freunden dieser Zeitschrift künftig Entschädigung von bessern Künstlern gewährt werden soll.

Digitized by Google

erzählt, und soll hier keineswegs wiederholt werden. Eben so entbehrlich würde auch die Aufzählung seiner verschiedenen Schriften sein, die keinem der deutschen Edeln unbekannt sind: oder eine Würdigung derselben, da über ihren Werth die Stimme eines ganzen Zeitalters entschieden hat.

Müller war, nicht als Geschichtschreiber, nicht als Gelehrter allein, sondern auch noch unter ganz andern Gesichtspunkten einer der merkwürdigsten Männer seines Zeitalters. Ich will hier nicht an das begeisternde Seelengemälde erinnern, das sich in seinem Briefwechsel mit Bonstetten, Gleim u. s. w. von ihm als Jüngling abspiegelte; sondern von dem reden, was er, als Vertrauter der ältesten und jüngsten Schicksale des menschlichen Geschlechts, bei den Umwälzungen des Weltheils empfand und dachte, welche unter seinen Augen vorgingen.

Seit dem Ausbruche der französischen Revolution war nicht bloß der thätige, sondern auch der zuschauende Theil der Welt in zwei große Partheien zerfallen, von denen die eine Frankreich günstig beurtheilte, die andere und bei weitem größere Frankreichs Sache haßte. Raum genug war freilich noch für eine dritte Parthei, welche mit Unbefangenheit den furchtbaren Kampf der entzweiten Welt beobachten, das Gute und Schlimme beider Theile würdigen, und im Vertrauen auf die Vorsehung endlich aus dem Umsturz des Alten wohlthuende Resultate für die gesammte Menschheit erwarten konnte — aber diese leidenschaftslose Parthei war die kleinste, aus sehr natürlichen Ursachen von beiden andern verkannt, und — zu ihr gehörte Johannes Müller nicht.

Allzureizbaren Gemüthes, um nicht von dem gewaltigen, vielverheerenden Sturm erschüttert, und vom Anblick des endlosen Unglücks aufs tiefste verwundet zu werden; innig durchdrungen von der Vortrefflichkeit, die in den bisher vorhandenen Reichen, Formen und Gesetzen bestand, an welche ihn die weichen Banden der Gewohnheit, der Dankbarkeit und ererbten Ehrfurcht gefesselt hatten; allzudel und groß denkend, als daß ihn der Erfolg von bloßen Zufällen, Schlachten und Staatslisten mehr, denn die sittliche Erhabenheit des Zwecks in den Fürstenhandlungen hätte rühren können: nahm er die Sache des Kontinents gegen Frankreich um so mehr in Schutz, da sein reines Herz nur für Freiheit zu schlagen gewohnt war, und er in Frankreich nur ein zweites welterobrendes Rom zu sehn fürchtete, welches den Nationen ihre Selbstständigkeit zu rauben ausging, um sich mit Beute zu bereichern.

Hätte Müller in einem vom politischen Schauplatz entfernten Erdwinkel leben können, wo ihn weniger das Geschrei und Treiben der Menge betäuben konnte, wo ihm das große Schicksal des Moments weniger nahe gestanden wäre: er würde sich leichter über das Gewühl der Tagesereignisse erhoben, und die Unbefangenheit seines Gemüthes vollkommen in welthistorischen Ansichten des vergänglichen Augenblicks gerettet haben. Aber er war in Kassel, als der letzte Kurfürst von Mainz auf eigene Sicherheit denken mußte; er verließ mit bangem Herzen den Staat, der hinter ihm zu Grunde ging. Er war in Wien, als Wien das Zentrum aller gegen Frankreich gerichteten Koalitionen des Kontinents war, und verließ den deutschen Kaiserstaat, der bald darauf halb zerstört zusammensank. Er war in Berlin, als hier Eifersucht und leidenschaftlicher Groll gegen Frankreich in hellen Flammen aufloderte, und ward der Augenzeuge vom Untergang der bewundernswürdigen Schöpfungen Friedrichs. In der That hat das Unglück der deutschen Staaten ihn faß noch tiefer verwundet, als das Unglück seines eigenen Vaterlandes; denn dieses sah er, wiewohl mit blutendem Herzen, aus der Ferne; jenes überwältigte und zerstörte alles Große, Gute und Schöne der Gegenwart und Zukunft unter seinen Augen.

Müller war zu gutmüthig und glaubig an Menschentugend, um ein vorzüglicher Geschäftsmann zu sein; aber eben darum konnte er, bei der Größe seines Geistes, bei dem Reichthum seiner Welterfahrungen, bei der Adelichkeit seines Herzens, der vorzüglichste Lehrer der Fürsten und Völker werden. Er irrte oft vielleicht im Urtheil über die Menschen; aber im Urtheil über die Menschheit nie. Vertraut mit den Schicksalen der Nationen vor uns, mit den Quellen ihres Wohlstandes und Verderbens, konnte er gegen das Schicksal der zeitgenössischen Völker unmöglich gleichgültig bleiben. Wirklich war auch sein ganzes Leben ihnen eben so sehr, als der Vorwelt geweiht. Er führte, so weit sein Wirkungskreis reichte, rastlosen Kampf für Wahrheit, für Recht und Freiheit, gegen jede Art des Despotismus. In diesem Geiste schrieb er seine „Reisen der Päpste“ gegen die Herabwürdigung des römischen Stuhls (1782); in diesem Geiste seine „Darstellung des Fürstenbundes“ und „Deutschlands Erwartungen vom Fürstenbunde“. In diesem Geiste rief er in seiner Flugschrift „Gefahren der Zeit“ (Anfang Augusts 1796), in einer andern „Mantua“, in einer dritten „Ausbeute von Borgoforte“ aus gleichem Jahre, den deutschen Muth gegen ausländische Präpotenz zur Vertheidigung der Ehre des deutschen Namens, der Selbstständigkeit einer großen Monarchie und eines Gleichgewichts in Europa auf. Schon damals schlug er Maasregeln vor, die, nachmals zu spät ergriffen, nur mehr verderben als retten konnten. „Wo gewöhnliche Mittel nichts helfen, ist nichts verloren; so lange außerordentliche möglich sind!“ schrieb er. Man vernahm seine Stimme, und belächelte seinen Rath. Zehn Jahre nachher war Oesterreichs Glanz erloschen.

In Berlin hatten sich seine Ansichten um nichts geändert; er warnte, rieth und bat — er sah den großen Untergang voraus — erst als nichts mehr zu verlieren und folglich nichts mehr zu befürchten war, richtete sich sein religiöser Muth wieder zu Hoffnungen des Bessern auf, das dem allgemeinen Verderben nothwendig entspringen müsse.

All dies leiden mit leidenden Völkern hatte ihn mehr gebeugt, denn je persönliches Unglück ihn hätte niederschlagen können. Es hatte mehr oder weniger Einfluß auf seine Arbeiten, als Geschichtschreiber.

„Der vierte Theil meiner Geschichte der Schweiz“ so schrieb er dem Herausgeber dieser Blätter im März 1805, „ist von dem, was er sein sollte, weit entfernt. In hundertmal unterbrochener Arbeit, meist in Wien, wo so vieles drückend war, während der Stürme, der Mißgriffe, der Unfälle der Revolution und des Krieges ist er entstanden. Wie oft erlag ich dem Schmerz der Erinnerungen, dem größern über die Vorgänge, dem Gefühl, wie ganz anders alles hätte sein sollen und — hätten die Menschen rein gewollt! — können. Es mag mir bei der Revision dieses oder jenes entgangen sein. Die Wahrheit ist nirgends verletzt, auch in der Darstellung nicht. Hin und wieder in den Noten möchte ein Laut der Ungeduld sein, die dem Bessern entschuldigungswerth scheinen dürfte.“

Die Gefühle und Wünsche, die Ansicht und Denkart Müllers in diesen Tagen allgemeinen Jammers können gewissermaßen als Repräsentanten dessen gelten, was die Edlern von den Zeitge-

Digitized by Google

wossen, welche Frankreichs Uebermacht haßten, empfanden und dachten. Eben darum, weil er als Topus der Bessern von der Parthei angesehen werden kann, zu welcher er sich zählte, bleibt Müller auch für die nachfolgenden Geschlechter einer der merkwürdigsten Männer seiner Tage. Diese geheime Geschichte seines Selbstes liegt aber nur in den zerstreuten Briefen, welche er seit dem J. 1805 Freunden schrieb. Wie das Leben Agrikola's verdient das Leben Müllers einen Tacitus zu finden; dann würde es für die Enkel lehrreich werden können, wie es seine Geschichten der schweizerischen Eidsgenossenschaft für uns sind. — Doch für solches Unternehmen fehlt vielleicht noch der Tacitus, gewiß aber der schicklichе Zeitpunkt jetzt. Die Geschichte religiöser oder politischer Glaubenskämpfe kann erst dann mit unverbüchtiger Wahrheit und fester Hand niedergeschrieben werden, wenn das Interesse des Kampfs längst schon durch neue Interessen verdrängt worden ist, die jenem fremd sind.

Inzwischen, damit dem künftigen Geschichtschreiber nichts verloren gehe, den edeln, großen Schweizer richtig darzustellen, mögen auch diese Blätter einige Stellen aus seinen Briefen enthalten, die er mir zu verschiedenen Zeiten schrieb, und worin sich seine hochherzige Sinnesart unverschleiert offenbarte.

Die für Oesterreich so verderblichen, für die deutsche Reichsverfassung vernichtungsvollen Tage bei Wertingen, Elchingen, Ulm und Austerlitz hatten ihn beinahe mehr, als alle vorhergehenden Begebenheiten erschüttert. „Ich war so närrisch," schrieb er mir unterm 14 Jänner 1806, „über den großen Konvulsionen im Dezember viele Zeit zu verlieren. Ich kann mich nicht entbrechen, Hesperiae sonitum ruinae tief zu vernehmen; meine Seele bewegt sich dabei. Glauben Sie ja nicht, daß ich abergläubig das Alte verehre; eben seiner Unhaltbarkeit (der Geist ist entwichen) schreibe ich das Uebel zu. Allein man trauert über den Tod auch des lange hingesterbten Freundes: man hatte immer noch gehofft, Einmal werde die Natur sich ermannen und ihm herausbeten. Jetzt endlich fange ich an, von dem Gefühl des Augenblicks, wo der altdeutsche Ehrenname in Schmach und Vernichtung fällt, mich zu dem Tage zu erheben, wo es aus der traurigen Verwesung wieder emporblühen mag. Es ist mehr als je nöthig, sich nicht der despondency zu überliefern; man muß die Nation aufrichten und emporhalten. Das Werk, welches dem Freiheitssinn und liberaler Entwickelung trotzt, wenn auch durch starken Willen jetzt behauptet, hat doch keinen Grund in der Liebe oder Ueberzeugung der Völker."

„Die Geschichte der Schweiz dis dahin zu führen, wo Sie, Ehemerser, mir mit den Blumenkränzen auf ihrer Urne begegnen werden, ist wirklich mein Wunsch. Auch sonst habe ich noch Plane — mit jener allgemeinen Darstellung, die ich einst in Genf und Bern gelesen, und mit einem Buche, das meinen Beruf zum brandenburgischen Historiographen rechtfertige: aber ungern gestehe ich es mir selbst, die Zeit bricht mehr als es sein sollte den Muth. Ich bedarf des Andenkens der Alten, welche auch unter den Cäsarn in hohem Sinne geschrieben, um mir nicht alles erleiden zu lassen. Der Zuruf Ihrer Freundschaft ist mir nothwendige Stärkung; was man sonst verehrte und liebte, zeigt sich so wenig seiner selbst würdig! Die Verschlechterung wird allzudurchgängig. In Ihrer Schweiz fühlt man es wohl noch nicht so; es ist noch Etwas in den Alpensöhnen. Doch Sie sehen genug meinen Kampf zwischen Hoffnung und Leid." — —

Und die Hoffnung siegte auch bei ihm. Oesterreich war gefallen; aber Preussen stand noch. Von Preussen hoffte er die Wiederherstellung eines Gleichgewichts von Europa, den Schutz der Unabhängigkeit Deutschlands und des Nordens, die Eindämmung der alles überfluthenden, alles niederwerfenden Macht Frankreichs. Wie sehr ihn diese Erwartungen täuschten, bewies der schreckliche Erfolg des übel berechneten Wagestücks. Doch sein verwundetes Herz, stärker durch den Reiz der Leidenschaft, ging sich jeder Hoffnung mit grenzenlosem Vertrauen an. Er zweifelte sogar kaum mehr an dem nahen Tage, da sich alle Völker plötzlich wie zum Gericht erheben würden. Er wünschte die Weihe aller Gemüther zum Empfang solches Tages durch Emporhaltung des Nationalstolzes der Deutschen, durch Berein der Vaterlandsfreunde aller Gegenden, von den Alpen bis zur Ostsee. Er mahnte an den achtschen Bund, an den Sturz schweizerischer und holländischer Eidsgenossenschaft. Nicht daß ihn nach einem Aufstand gelüstet hätte — er verabscheute ihn, und sah den gefährlichen Ausgang — aber er erwartete einen großen Umschwung der Dinge, und darauf wollte er die Vorbereitung aller Gemüther. „Ueberhaupt ist jetzt kein anderer Gedanke möglich," so schrieb er mir im Jänner 1806, „als abzuwarten, als die Zeit wirken zu lassen, und nur bereit zu sein, wenn sich unerwartete Rettung anböte, welches aber nie Einem Ländchen, sondern dem Ganzen der gestetten Welt mit Einem geschehen wird."

Diese schwärmerische Ihee scheint damals unter den guten Köpfen des nördlichen Deutschlands ziemlich allgemein verbreitet gewesen zu sein. Sie war's, die noch spät nach Preussens Fall in den bekannten Briefen des Ministers von Stein fortglühte, und welche, vermuthlich bewacht von einem Genz, Schlegel u. s. w. in den Insurrektions-Comiteen Oesterreichs wie der elektrische Funke betrachtet wurde, durch welchen eine halbe Welt in Flammen gesetzt werden sollte. — Daher zu jener Zeit in Preussen die hohe, unerklärliche Zuversicht, neben der auffallenden Schwäche in Wirksamkeit gesetzter Hilfsmittel; daher jene unbegreifliche Selbstverblendung über Preussens militärische Stellung, über die Stimmung nie vereint gewesener deutscher Völkerschaften, und über Frankreichs Macht und Zweck neben dem leidenschaftlichen Wundergluuben.

Auch Johannes von Müller war von dieser Ihee mächtig ergriffen, welche sich durch einen Theil der Armee und des Volks verbreitet hatte, aber wohl nicht alle die begeisterte, welche an der Spitze der Geschäfte standen. Daher dort in Allem Mißverständniß und Zwietracht; kalte Berechnungen neben schwärmerischen Erwartungen; daher die große Unterlassungssünde, daß niemand auch des Heers und der Nation Begeisterung im rechten Moment zu benutzen wußte.

Müller hätte, um die Richtigkeit seines Urtheils zu bewahren, eben so weit von Berlin oder Wien, als von Paris wohnen müssen.

In freundschaftlichen Briefen suchte ich den edeln, um Deutschland leidenden Mann zu erheitern. Ich erinnerte ihn an seine Würde als Geschichtschreiber, und daß der Lehrer der Fürsten und Völker, über die Ereignisse des Momentes erhaben, alles unter den höchsten Gesichtspunkten fassen müsse, wo er, wie in andern Regionen der Weltgeschichte, dann die Hand der Vorsehung, weise alles zum Heil des Menschengeschlechts ordnend, unverkennbar erblicken würde.

„Daß ich so thöricht war," schrieb Müller darauf, am 11 März 1806, „über gewisse neuere Begebenheiten zu trauern, das haben Sie ganz recht mir zu verdenken; sollte der Geschicht-

Digitized by Google

ſchreiber nicht mehr, als irgend ein Menſch, von dem Eindruck des Augenblicks den höhern Schwung nehmen, der allem eine andere Geſtalt gibt? Verzeihlich iſts aber. Die ſchöne europäiſche Kultur von dem eiſernen Triumphwagen, wie einſt in der aſiatiſchen und altrömiſchen Welt, erdrückt und die Lebensmühe ſo vieler und großen Männer durch die Trägheit unſers Zeitalters preisgegeben zu ſehen, iſt ein durchſchneidender Gedanke, und leider, wenn das Weltreich zu Stande käme, würde dieſes gewiß geſchehen. Aber es darf zu bedenken, daß Letzteres in die Dauer nicht wahrſcheinlich, und, was geſchieht, eher wie eine periodiſch nöthige Erneuerung anzuſehen ſein dürfte, wobei es nicht ohne Sturm zugehen kann. In der That ſcheinen die Völker zur wahren Sklaverei, wenigſtens im Herzen von Europa, nicht reif; und je mehr ſie von den beſchränkenden Formen los werden, deſto eher werden ſie ſich zu helfen wiſſen. Bei ſolchen Umſtänden darf der Weltbeobachter ſeinen Blick durch den Staub, den das einfallende Gebäude macht, ſich nicht trüben laſſen. Ohnehin iſt er nicht gleboe adscriptus, und, ſollte die Schlechtigkeit, in Europa ſo tief eingefreſſen haben, daß es eines Jochs werth wäre, wieviel Platz iſt nicht in der fernen Welt für die Ehre der Freiheit und ein genußreiches Leben! — Was wird in zwanzig Jahren Ihr Kleiner ſagen, wenn er in dieſen Briefen die prophetiſchen Ausſichten findet, womit ſeines Vaters Freund ſich getäuſcht oder aufgemuntert!“ — —

„Uebrigens, ich geſtehe es, hat man Mühe, ſich den gährenden Partheien verſtändlich zu machen; was ſage ich? — ſich ſelbſt von Anſteckung rein zu halten, und es iſt wahr, daß man, mitten im Sturm das Journal ruhig zu halten, kaum fähig iſt. Gern würde ich vergeſſen, was um einen todt; aber eines Ausbruchs von Wehmuth kann man ſich ſchwerlich immer enthalten. Ich werde oft an Sie denken, an Ihre ruhige Anſicht, Ihr Glück; und es iſt mir viel, viel Troſt und Freude, auch Hoffnung in dem Gedanken.“

So ſchrieb und dachte der edle Müller mitten in der Zeit der Gährung. Er entriß ſich ihr bald, und kehrte zu reinern Anſichten zurück. Je förmlicher alles in Berlin zu einem Bruch mit Frankreich trieb, je lebhafter fühlte er, daß die Menſchen nicht das ſahen und wollten, was er ſah und meinte. Noch vor dem Ausbruche des Krieges zwiſchen Preußen und Frankreich war „die Poſaune des heiligen Krieges“ unter ſeinem Namen im Druck erſchienen. — Er ſchrieb mir nachher darüber: „Der unſinnige Krieg, welchen ich gar nicht gläuben wollte, konnte mich nicht begeiſtern. Das Buch: die Poſaune des heiligen Krieges, iſt wirklich aus dem Türkiſchen, und hat nur allgemeine Beziehung. Denn daß ich von Jugend auf für militäriſchen Geiſt war, und rusticorum mascula militum proles das geweſen, wozu ich mein Volk und andere hätte umſchaffen mögen, das wiſſen Sie aus meinen früheſten Schriften über die Schweizergeſchichte.“

Der zerſchmetternde Schlag, unter welchem die Zertrümmerung der preuſſiſchen Monarchie erfolgte, betäubte auch ihn — doch nur für kurze Zeit. „Wir ſehen Gottes Finger!“ ſchrieb er im Anfange des Jahres 1507. „Die Erde wird verwundet, um dem guten Samen empfänglich zu ſein; aber der Same iſt gut.“

Noch beſtimmter drückte der Edle ſeine Empfindungen und ſehr geänderten Anſichten in einem Schreiben vom 29 Sept. 1507 aus, da er noch ungewiß ſchwankte, ob er in Berlin verweilen, oder nach Tübingen gehen ſolle.

„Ich meine über den Trümmern von Friedrichs Macht. Sie ſehen die gute Schweiz in der Stille wieder aufblühen; die Pflanze zieht aus guter Erde den belebenden Saft; nicht ſo in der Sandwüſte, wo der Glanz von oben, von dem Geſtirn kam, das unſere Augen jetzt vergeblich ſuchen. — Warum in dieſen Stürmen nicht Troſt geſucht in der Freundſchaft Schoos? — Dies mag wunderbar ſcheinen, aber es iſt wahr, daß ich eben den beſten Freunden, welchen ich das Herz zu öffnen liebe, dieſe Zeit über nicht mochte, nicht konnte ſchreiben.“

„Zuerſt, betroffen von dem Schlage, der mir den Prinzen Louis raubte (die traulichſte Liebe hatte uns verbunden), irrte ich ſo herum, dem Schickſal hingegeben, und nachdem ich einiges verbrannt, einiges geordnet, wirklich über Tod und Leben ſehr gleichgültig, daher ich auch zu fliehen verſchmähte.“

„Als der Sieger vor allen andern den Geſchichtsſchreiber aufzeichnete, als jede Laſt und Noth von dieſem freundlich entfernt wurde, zugleich aber die anſchauliche Kenntniß alle Täuſchung zerſtreute, und mir klar wurde, wem die Welt nun gegeben ſei, zog ich mich ganz in meinen Beruf der Geſchichtforſchung zurück. Nach zwei Monaten fing ich wieder an, an der Geſchichte der Schweiz zu arbeiten. Jetzt wurde die Gnade des Laſters und meine ſtille Ruhe, nebſt einigen Aeuſſerungen meiner Anſicht, von meinen vorigen Freunden gemißbraucht, mich durch die empfindlichſten Vorwürfe zu quälen, bis die Zeit lehrte, daß das Vorgefühl mich nicht betrogen, daß ich auch gar nicht an mich ſelbſt gedacht, und bloß meine Ueberzeugung ausgeſprochen hätte. Als damals ein Ruf nach Tübingen kam, reizte mich ſehr die Nähe der Schweiz, wo ich ſein, wo ich Furlaubens Manuſkripte auf Biberſtein *) excerpiren würde. Sonſt freilich tauſchte ich nicht gern das prächtige Berlin, wo ich ſo frei war, und bald wieder ungeheiltes Wohlwollen beſaß, gegen die kleine Stadt. — — Ich überließ dem Schickſal die Entſcheidung; denn man iſt in den Stand der Unſchuld zurückgekommen, ehe man wußte, was gut und böſe iſt.“ u. ſ. w.

„Privatunglück vieler Menſchen hat mich oft innigſt gerührt; am Allgemeinen bin ich ſo weit entfernt zu verzweifeln, daß ich vielmehr für die Zukunft ſchöne Hoffnungen nähre. Viele Hinderniſſe des Guten ſind weggeräumt; viele herrliche Keime geſäet, und bei ihrer Unſcheinbarkeit nicht weniger viel verſprechend. Ueberhaupt ſollen wir weniger, als jemals aufgeben!“

Als er die Reiſe nach Tübingen unternahm, überraſchte ihn der Ruf nach Kaſſel. Weit entfernt, mit weibiſcher Verzagtheit nur das Untergegangene fruchtlos zu beweinen, oder den letzten Reſt der Ehre und des Selbſtvertrauens der Nation durch höhnende Vorwürfe zu vernichten, oder in feiger Verläumdung des großmüthigen Siegers Rache zu kühlen, ging er gen Kaſſel, um zum Bau des Beſſern die helfende Hand zu leihen.

Er ſtarb, da er kaum das acht und fünfzigſte ſeiner Jahre angetreten hatte, am 29 Mai 1809. — Begierig erwartet aus den Händen ſeines vortrefflichen Bruders Georg Müller in Schafhauſen Mitwelt und Nachwelt den literariſchen Nachlaß und die umſtändlichere Biographie des unſterblichen Mannes.

*) Biberſtein, ein Schloß, drei Viertelſtunden von Aarau gelegen, wo damals der Herausgeber dieſer Blätter wohnte.

Digitized by Google

Intelligenzblätter
zu den
Miszellen für die neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 10. — den 8 Oktober 1809.

Bei H. R. Sauerländer in Aarau erscheinen fernerhin folgende Fortsetzungen von Journalen und Zeitschriften:

Pestalozzi's Wochenschrift für Menschenbildung. 3r Band. 14 Heft, wird binnen vierzehn Tagen die Presse verlassen.

Zschokke's Miszellen für die neueste Weltkunde. Vierter Jahrgang 1810.

Man kann sich für diese Zeitschrift von allgemein anerkanntem Werthe bei allen resp. Postämtern und Zeitungsexpeditionen so wie in allen guten Buchhandlungen von ganz Deutschland und der Schweiz, abonniren, an welche letzteren die Versendungen regelmäßig alle vierzehn Tage gemacht werden.

Feilenbergs landwirthschaftliche Blätter, 3s Heft, wird erst gegen Ostern erscheinen.

Schweizerbote, der aufrichtige und wohlerfahrne. Siebenter Jahrgang 1810.

Schweizer-Bülletin zur Veredlung des Handels, der Fabriken, Manufakturen, Künste, Handwerker und der Landwirthschaft. Erster Jahrgang 1809. (In Kommission.)

Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung. Zweyter Jahrgang 1810

Man hat diese Erbauungsblätter überall mit dem verdienten Beifall aufgenommen, und es ist gewiß, daß sie viel Gutes stiften. Es freut mich daher, den Freunden derselben die Versicherung ertheilen zu können, daß sich der Herr Verfasser auch für die Fortsetzung im nächsten Jahre entschlossen hat, und daß man sich also frühzeitig dafür abonniren wolle, um die Auflage danach bestimmen zu können. Zugleich werde ich bei dem nächsten Jahrgang auch dem Aeussern eine angenehmere Form zu geben besorgt sein, welche dem allgemeinen Wunsche der Leser entsprechen wird. Demungeachtet soll der Preis nicht erhöhet, sondern wie jetzt auf 6 Schweizerfranken, oder 4 fl. rhein. oder 2 Thlr. 6 gr. sächs. für den ganzen Jahrgang festgesetzt bleiben. In die entfernteren Gegenden werde ich schon im Laufe des Novembers das erste Quartal an die Buchhandlungen versenden, damit man die Blätter überall, und immer zur rechten Zeit, erhalten möge.

In der Andreäischen Buchhandlung in Frankfurt ist erschienen:

Archiv für das katholische Kirchen und Schulwesen, vorzüglich in den rheinischen Bundesstaaten. Ersten Bds. erstes Stück; mit einem Kpf., gr. 8. 1 fl. 12 kr.

Inhalt:

1. Ueber das Prinzip zur richtigen Bestimmung des Verhältnisses zwischen dem Staat und der darin befindlichen katholischen Kirche mit Hinsicht auf die rhein. Bundesstaaten.
2. Die Meßstipendien, kritisch beleuchtet.
3. Ein merkwürdiger kanonischer Rechtsfall.
4. Die Einfachheit und Erhabenheit der gemeinschaftlichen Gottesverehrungen der ersten Christen, mit einem Kupf.
5. In wie weit führen die jetzigen Anstalten für gelehrte Schulen zum Ziele?
6. Ist die Einführung der Pestalozzischen Lehrmethode in die deutschen Volksschulen ein Zeitbedürfniß, und wie wäre dieselbe zu bewerkstelligen?
7. Die Aufhebung des privilegirten Gerichtsstandes der Geistlichen im Königreich Baiern.
8. Herzoglich-Nassauisches Organisationsedikt in geistlichen Sachen.
9. Die Errichtung und der Geschäftskreis des großherzoglich darmstädtischen Schul- und Kirchenraths.
10. Aufhebung der Privilegien der Geistlichen bei Testamentserrichtungen im Königreiche Baiern.
11. Die Eigenthums- und Erbfähigkeit der Religiosen daselbst.
12. Königlich-Westphälische Verordnung über die Präsentation und Begebung der erledigten Pfarreien.
13. Großherzoglich-Hessische Verordnung, daß nur Inländer zu Pfarr- und Schulstellen präsentirt oder befördert werden sollen.
14. Auszug aus dem allgemeinen Normative der Errichtung der öffentlichen Unterrichtsanstalten in dem Königreiche Baiern.
15. Bischöflich-Konstanzische Verordnung, in Betreff der ersten Kommunion der Kinder, und Entlassung aus der Schule.
16. Rezensionen und Miszellen.

Man findet obiges Archiv bei H. R. Sauerländer in Aarau.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Omar, ein Andachtsbuch für die Jugend; auch für das Alter von K. Hahn. Mit 1 Kupfer.

Leipzig 1810, bei Heinrich Büschler, in Elberfeld, broschirt 1 Rthlr.

Unter diesem Titel hat uns der bekannte und beliebte Jugendschriftsteller, Karl Hahn, mit einem Werkchen beschenkt, das würdig ist, von jedem Jünglinge und Mädchen, die auf mehr als gemeine Bildung Anspruch machen, gelesen zu werden. Des Verfassers Wunsch und Plan waren, das Herz des Lesers zu Gott zu erheben, ihn mit Gottes weiser und gütiger Weltregierung näher bekannt zu machen, und ihm in jeder Lage seines Lebens die Fassung zu geben, welche er als Mensch und als Christ bedarf, und in welchen Tagen fühlte der bessere Mensch wohl mehr das Bedürfniß nach solchen Ermunterungen, als in den unseligen? Wir freuen uns, überzeugend sagen zu können, daß das Büchlein vollkommen dem Zwecke des Verfassers entspricht. Eine rein-kindliche, edle Sprache, mit lieblichen Blumen zierlich geschmückt, bewegt das Herz des Lesers; — man bethet ohne es zu wissen, und Thränen, fromme Gefühle ankündigend, entquillen sanft dem

Digitized by Google

Auge. Möchte das Büchlein nur recht viele Leser finden! Keiner wird es aus den Händen legen, ohne sich dem Höchsten, dem Heiligsten geweihet zu haben; — Keiner wird es lesen, ohne Omar lieb zu gewinnen, ohne den Entschluß zu fassen, sich ihm nachzubilden. Der Verlagshandlung verdient das Lob, daß sie es an einem reinen, eleganten Drucke, und an einem sehr gefälligen Aeußern, zur Ausstattung dieses Büchleins, nicht hat fehlen lassen.

Obiges Werk findet man auch bei H. R. Sauerländer in Aarau.

Handbuch für Denker, von C. F. Schilling von Canstadt. 2 Band. 1ter u. 2ter Theil. (in Kommission bei Mohr und Zimmer in Heidelberg.) 7 fl. 30 kr.

Wenn Hr. von Schilling in dem ersten Bande seiner Untersuchungen, als origineller Denker wenigstens hohe Aufmerksamkeit verdiente, so wird er dem Leser, neben der Aufmerksamkeit, jetzt auch volle Hochachtung abgewinnen durch die Lauterkeit der Gesinnung und das edle Streben, welche die in diesem 2ten Bande enthaltenen anthropologischen und ethischen Untersuchungen so anziehend machen. Die Reform, welche Kant durch die Kritik der praktischen Vernunft und der Metaphysik der Sitten veranlaßt, ist noch lange nicht vollendet; und die Bemühungen des Herrn von Schilling, die Sittenlehre tiefer zu begründen, und sie fruchtbarer in ihrer Anwendung zu machen, müssen nothwendig der Wissenschaft selbst sehr förderlich seyn, indem sie überall den Gesichtspunkt erweitern, und den Blick schärfen.

Man findet Obiges auch bei H. R. Sauerländer in Aarau.

Bei Friedrich Wilmanns in Frankfurt am Main ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

LE NOUVEAU ROBINSON

pour servir à l'amusement et à l'instruction des enfans

par Mr. Campe

traduction revue et corrigée d'après la dernière édition originale, enrichie de notes allemandes et d'un vocabulaire complet.

Pr. I. B. ENGELMANN.

troisieme Edit. entièrement retouchée 8 Sblr. 1 oder fl. 1 48 kr.

ROBINSON THE JOUNGER

BY Mr. CAMPE

translated from the german, revised and corrected, towhich is added à german explanation of the words. Second edition 8. 1 Sblr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Beide Uebersetzungen haben alle Eigenschaften, die man einem zweckmäßigen Lehrbuche für Kinder, welche die französische oder englische Sprache erlernen sollen, erwarten kann. Der Werth des deutschen Textes ist längst entschieden; die Uebersetzungen sind im Geiste der Sprachen geschrieben, und auf schönes Papier im gleichem Formate gedruckt. Am Ende des Werks beider Ausgaben ist ein vollständiges Wörterbuch aller darinn vorkommender schwieriger Ausdrücke.

Man findet obiges Werk auch bei H. R. Sauerländer in Aarau.

Medicus, L. W., Entwurf eines Systems der Landwirthschaft. gr. 8. Heidelb. bei Mohr und Zimmer 2 fl. 30 kr.

Was dieses Handbuch von so vielen ähnlichen auszeichnet ist: — die höchste Vollständigkeit bei der Beschränkung des Umfangs, die möglichste Klarheit bei dem nothwendigen Streben nach Kürze. Nicht leicht wird der Leser hier etwas von den zahlreichen Resultaten älterer und neuerer Erfahrungen in der Aurikultur vermissen, und nirgends ist die Literatur so vollständig nachgewiesen. Die planvolle Anordnung des Werks erleichtert ungemein den Blick auf das Ganze und die einzelnen Theile der Landwirthschaft und ihrer Produktionen.

Man kann obiges Werk auch bei H. R. Sauerländer in Aarau haben.

Die gute Aufnahme der im vergangenen Jahre bei mir von Herrn Vikarius Baumgarten erschienenen

Aufgaben zur Uebung des Kopfrechnens in Mädchenschulen,

die deren Brauchbarkeit hinlänglich begründet, hat mich bestimmt den Herrn Verfasser um Bearbeitung eines ähnlichen Werkes für Lehrer in Knabenschulen zu ersuchen, das so eben fertig geworden, und unter dem Titel:

„Aufgaben zur Uebung des Kopfrechnens in Knabenschulen über Gegenstände der Beschäftigungen des Handwerkers, des Kaufmanns, des Oekonomen u. s. w., in stufenweisen Fortschritten vom Leichtern zum Schwerern“

für 12 gr. in allen guten Buchhandlungen zu haben ist.

W. Heinrichshofen,
Buchhändler in Magdeburg.

Man findet Obiges bei H. R. Sauerländer in Aarau.

Da das Interesse, das für jeden gebildeten Deutschen die Geschichte seines Vaterlandes hat, durch die gegenwärtigen Zeitereignisse in vielfacher Rücksicht erhöht wird, so glaube ich einem stillen Wunsche des Publikums entgegenzukommen, wenn ich ihm den Ankauf einer Schrift erleichtere, welche nicht nur der vaterländischen Jugend, sondern auch selbst den Erwachsenen, die in frühern Jahren nicht Gelegenheit hatten, eine nähere Bekanntschaft mit der deutschen Geschichte zu erlangen, eine vollständige und getreue Uebersicht der merkwürdigsten Veränderungen unsers deutschen Vaterlandes gibt. Es ist dies das in meinem (sonst Erusius) Verlage seit 1797 herausgekommene und mit vielem Beifall aufgenommene

Historische Bilderbuch für die Jugend,

welches ausschließend der vaterländischen Geschichte gewidmet ist, und von welchem bereits neun Bände erschienen sind, welche die deutsche Geschichte bis auf die Zeiten Kaisers Leopold I erzählen. Ausser einer möglichst treuen vollständigen, faßlichen und unterhaltenden Darstellung der merkwürdigsten Ereignisse liefert diese Schrift auch noch 141 schöne Kupfer von Mettenleiter u. s. w. zur Versinnlichung der wichtigsten Szenen, weshalb sie eben den Titel eines Bilderbuches erhielt, an welchem große Leser keinen Anstoß nehmen dürfen. So billig auch der bisherige Preis dieses, wegen der vielen Kupfer, kostspieligen Werkes ist — der Band kostet nämlich 2 Thlr. 12 gr.: so scheint doch dieser Preis manchen guten Aeltern, welche gern ihren Kindern mit diesem Buche ein eben so lehrreiches als unterhaltendes Geschenk gemacht haben würden, zumal in jetzigen Zeiten, der Ankauf dieses Werkes, erschwert, oder gar

Digitized by Google

unmöglich gemacht worden zu sein. Um diese Schwierigkeit möglichst aus dem Wege zu räumen, bin ich erbötig, den Freunden der vaterländischen Geschichte die bis jetzt erschienenen neun Bände mit Kupfern bis zur Ostermesse 1810 für 17 Thlr. 12 gr. und ohne Kupfer unter dem Titel: Geschichte der Deutschen (davon der bisherige Ladenpreis 8 Thlr. 8 gr. war) für 6 Thlr. 6 gr. sächs. gegen baare Zahlung zu erlassen, zu welchem Preise dieses Werk durch alle solide Buchhandlungen zu haben ist. Der rückständige Theil der neuesten Geschichte wird in einigen Bändchen bald möglichst nachgeliefert werden. Leipzig, im August 1809.

F. Ch. W. Vogel.

Man kann auf Obiges an H. R. Sauerländer in Aarau Bestellungen einsenden.

Die Schriften des alten Testaments. Neu übersetzt von J. C. W. Augusti und W. M. L. de Wette. 1r Band die fünf Bücher Moses und Josua. Mit einem Kupf. gr. 8. Heidelb., bei Mohr und Zimmer. Weiß Druckpap. 3 fl. 8 kr. Ord. Druckpap. 2 fl. 24 kr.

Noch immer blieb Luthers Bibelübersetzung durch Anlesung an Ton und Form der Urschrift und tiefes poetisches Gefühl die Einzige, und unübertroffen im Ganzen, und alle spätern Dollmetschungen sind um so weniger gelungen, je weiter sie sich von Luthers Einfalt und Kraft entfernten. Die Herren Augusti und de Wette haben daher jene frühere Uebersetzung der übrigen zum Grunde gelegt, und sind nur da von ihr abgegangen, wo Luther selbst aus dem Tone des Ganzen tritt, oder den Sinn verfehlte oder auch verschönern wollte. Darum ist diese neue Uebersetzung nicht erklärend, nicht umschreibend, sondern treueste Nachbildung bis auf die Eigenheiten des Ausdruckes, welche einen Hauptteil des Kolorits ausmachen. Wo verschiedene Lesenoten vorhanden sind, werden diese in Noten angeführt, und eben so auch die überweisenden Erklärungen. Nach solchen Grundsätzen, und bei vereintem Bemühen zweier so würdiger und geübter Gelehrten erhält vielleicht das Publikum eine deutsche Bibel, welche vom Urbilde auch die ganze Altertümlichkeit und jede Eigenheit der Darstellung gewissenhaft vermehrt. Das Aeussere entspricht dem Werthe des Buches, Druck und Papier sind anständig, und ein schönes Bild nach Raphael von Lips dient diesem Bande zur sinnvollen Zierde.

Man findet obiges Werk auch bei H. R. Sauerländer in Aarau.

Bei C. F. Amelang in Berlin ist erschienen, und in allen guten Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Bülletin
des Neuesten und Wissenswürdigsten
aus der
Naturwissenschaft, der Oekonomie, den Künsten, Fabriken, Manufakturen, technischen Gewerben und der bürgerlichen Haushaltung, für gebildete Leser und Leserinnen aus allen Ständen.

Herausgegeben von

Sigismund Friedrich Hermbstädt

königlich-preussischen Geheimenrathe und Professor, wie auch Mitgliede verschiedener Akademien u. s. w.

Von diesem Journale erscheint mit dem Anfange eines jeden Monats ein Heft von sechs bis acht Bogen in gr. 8. auf englisch Druckpapier. Vier Hefte bilden einen Band, der mit einem besondern Titel auf Velinpapier, einem Haupttitelbl., und da, wo es nöthig ist, mit erläuternden Kupfern versehen sein wird.

Der Preis eines jeden Heftes ist auf 16 gr. festgesetzt, und bei H. R. Sauerländer in Aarau zu haben.

Ferner sind bei C. F. Amelang in Berlin und in allen Buchhandlungen noch folgende Bücher zu haben.

Apologie des Adels, gegen den Verfasser der sogenannten Untersuchungen über den Geburtsadel, von Hans Albert Freiherrn von S... broch. 12 gr.

Friedrich Buchholz kleine Schriften, historischen und politischen Inhalts. 2 Thle. 8. broch. Druckp. 3 Thlr. 8 gr.
Auf Schreibpap. 3 Thlr. 16 gr.

Chauffours, des jüngern, Betrachtungen über die Anwendung des kaiserlichen Dekrets vom 17 März 1808, in Betreff der Schuldforderungen der Juden. A. d. Franz. übers. und mit einer Nachschrift begleitet von F. Buchholz. broch. 12 gr.

Formey, Dr. Ludwig, über den gegenwärtigen Zustand der Medizin in Hinsicht auf die Bildung künftiger Aerzte. 8. broch. 8 gr.

Grattenauer, Dr. Fr., Frankreichs neue Wechselordnung, nach dem beigedruckten Gesetztexte der offiziellen Ausgabe übersetzt; mit einer Einleitung, mit erläuternden Anmerk. und Beilagen. gr. 8. broch. 16 gr.

Soll in Berlin eine Universität sein? Ein Vorspiel zur künftigen Untersuchung dieser Frage. 8. broch. 12 gr.

Blätter, dem Genius der Weiblichkeit geweiht. von Fr. Ehrenberg, k. preuß. Hofpred. 1 Thlr. 18 gr.

Obige Bücher sind bei H. R. Sauerländer in Aarau zu haben.

Bei Joh. Chr. Enrich in Leipzig und in allen Buchhandlungen ist zu haben:

Eck, J. G., dichterische Versuche. 8. 16 Gr.

Etwas für Frauenzimmer; moral. ökon. und gemeinnützlichen Inhalts. Von dem Verf. des berühmten Magdeburger Kochbuchs. 4 Hefte in einem Band. 8. 1 Thlr.

Hausmutter, die, als Köchin, oder Unterricht in den ersten Grundregeln und Handgriffen beim Kochen, welche jungen Mädchen zu wissen nöthig sind, ehe sie zur ausübenden Kocherei selbst schreiten können. 8. 1 Thlr.

Zwölf gestochene Vorschriften zur Erlernung der englischen Handschrift; von H. Grose in Berlin. 4. 16 Gr.

Kathselhafte, der, oder die beiden Alten, von S. Gertrand. 2 Theile. 8. 3 Thlr.

Reisefixenen und Abenteuer zu Wasser und zu Lande, von Fr. Laun. 3 Thle. zte wohlfeilere Ausgabe. 8. 3 Thlr.

Lauter Irrthum, und das Vogelschießen. Zwei Erzähl. von Fr. Laun. 8. 20 Gr.

Opferabi, Atalas ältere Schwester. Eine amerikanische Geschichte. 8. 1 Thlr.

Hiller, J. A., Anw. zum musikalisch richtigen Gesang, mit Exempeln. Dritte verb. Aufl. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Reinhold, K., Wörterbuch zur Erklärung der in Jean Pauls Levana vorkommenden fremden Wörter und ungewöhnlichen Redensarten. 8. 1 Thlr.

Man findet obige Bücher auch bei H. R. Sauerländer in Aarau.

Digitized by Google

Beobachtungen und historische Sammlung wichtiger Ereignisse aus dem Kriege zwischen Frankreich, dessen Verbündeten und Oesterreich im Jahre 1809. Erstes Heft. (Mit der Karte der Gegend von München und Freisingen) 12 gr.

Von dieser, vor kurzem von uns angekündigten, und in die so äusserst wichtige Geschichte des Tages eingreifenden periodischen Schrift, ist bei uns das erste Heft — die Oesterreicher in Baiern, im Jahre 1809 überschrieben — und mit einer top. Karte, der Gegend von München und Freisingen begleitet, erschienen.

„Eine treue auf Wahrheit gegründete chronologische Erzählung der wichtigsten Ereignisse dieses Krieges, größtentheils als Zuanenzeuge zu liefern" — saat der Verfasser in der kurzen Einleitung — „ist, als Resultat meiner Beobachtungen, der Zweck dieser Schrift; und die hier erzählten Thatsachen werden ohne Zweifel den künftigen Geschichtschreiber des Jahres 1809 nützlich, und für die Nachwelt von hohem Interesse sein."

Dieses erste Heft enthält folgende Artikel: 1. An den Leser. 2. Die Oesterreicher in München. 3. Das Glück bietet dem General Jellachich die Hand, aber Baierns guter Genius zog ihm eine Binde über die Augen. 4. Ueber das Gefecht und die Position bei Landshut am 16 April. 5. Ueber das Gefecht bei Schierling an der großen Lober. Von einem Augenzeugen. 6. Züge von Karaktersestigkeit, Seelengröße, Gutmüthigkeit, so wie von Grausamkeit. 7. Proklamationen. Nr. 1 — 5.

Das zweite Heft, welches unverzüglich, so wie die übrigen, nachfolgt, liefert die Schlachten bei Abendberg und Eckmühl, und Blicke über die andern Ereignisse, bis zu dem Punkte, wo die Oesterreicher Baiern verliessen; und eine genaue Karte von Baiern und Tirol, nebst den Schlachtplanen von Abensberg und Eckmühl.

Das dritte und vierte Heft führt dann den Leser zur Einnahme von Wien, und durch die großen Szenen der übrigen Schlachten von Groß-Aspern und Deutsch-Wagram bis zum Waffenstillstande von Znaim.

Dieser kurze Ueberblick wird hinreichen, um diese interessante literarische Erscheinung in ihr gehöriges Licht zu setzen.

Weimar, im August 1809.

H. S. priv. Landes-Industriecomptoir.

Man findet obiges in wenigen Tagen bei H. R. Sauerländer in Aarau.

Zweite Anzeige
betreffend
die
neue Gesangschule
nach
Pestalozzischen Prinzipien.

Die in der ersten Anzeige versprochene ausführliche Darstellung dieses Werks für Pädagogen und Muster ist nun erschienen, und sowohl einzeln abgedruckt bei mir zu haben, als in Pestalozzi's Wochenblatt für Menschenbildung und in der musikalischen Zeitung nachzulesen. Man wird darin, wie wir hoffen, bei hinlänglicher Exposition des Planes, nicht allein den wahren Standpunkt, aus welchem die Tonkunst überhaupt betrachtet werden soll, sondern auch alle wesentlichen Gesichtspunkte aufgestellt finden, woraus man die Singkunst und die Gesangkultur anzusehen, und wonach sie pädagogisch sowohl in individueller als gesellschaftlicher Beziehung auszuüben und zu befördern hat. Das Eine nennen wir die Gymnastik, das Andere die Humanistik der Tonkunst; und demnach zerfällt unsere Darstellung in zwei Hauptheile. Im ersten Theil, der Gymnastik, konnte unmöglich vermieden werden, daß Konches nur dem eigentlichen Muster und einiges nur dem höhern Kunstphilosophen und Kunsterzieher ganz verständlich ist. Daher verweisen wir das Publikum im Allgemeinen auf den hoffentlich durchaus verständlichen zweiten Theil, die Humanistik; wobei wir jedoch wünschen müssen, daß wenigstens die Resultate, welche wir aus unserer Gymnastik gegen das Ende des ersten Theils ziehen, nicht übersehen werden. Auch den Wunsch können wir nicht unterdrücken, daß niemand diese Schrift als eine Gelegenheitsschrift ansehe, wo man etwa einen Gegenstand mehr, als sonst angemessen wäre, auszuheben pflegt, weil man gerade nur davon zu sprechen hat, weil er eben an der Tagesordnung, oder wohl gar — weil er Mode ist. Denn daß es mit der unerhörten Wichtigkeit, die mit der Tonkunst — die wir der Gesangskultur beilegen, unser ganzer Ernst ist und bleibt, werden wir in fernerer Beruhung — werden wir in der wirklichen Ausführung dieser Nationalangelegenheit, so weit unsere Kräfte reichen, beweisen, damit allgemein in Erfüllung gehe, was als getreue Kopie der Menschennatur und eben so getreuer Ausjug aus der Kunstgeschichte dort geschrieben steht.

Diese Darstellung wird an alle Subskribenten in der Schweiz und den umliegenden Gegenden versandt, und zu weiterer Bekanntmachung empfohlen; sollte indeß ein' und anderer Subskribent sie entbehrlich finden, so kann er sie nach Belieben zurückgeben. Die Entfernteren, besonders im nördlichen Deutschland, verweisen wir auf die musikalische Zeitung; wer sie indeß besonders zu besitzen wünscht, kann sie auf dem Wege des Buchhandels à 10 Gr. sächs. Kurr. beziehen. Uebrigens müssen wir zur Verhütung eines möglichen Irrthums bemerken, daß sie durchaus nicht als ein integrirender Theil der Gesangschule und in keinem Sinne als eine Probe von Form und Styl derselben zu betrachten ist. Popularität ist bei der Gesangschule unsere wichtigste Aufgabe, und wir vergessen nicht, daß wir in der ersten Anzeige das Werk auch für Landschullehrer und für Mütter brauchbar zu machen versprochen haben.

Die Zeit der Erscheinung des Werks selbst müssen wir um ein Paar Monate weiter hinauszuschieben uns erlauben, als wir in der ersten Ankündigung versprochen; wofür wir in dem seit derselben in Deutschland wieder ausgebrochenen Krieg einen nur allzugültigen Grund haben. Wir versprechen es nämlich im Laufe des Sommers — wir versprechen es nun auf alle Fälle vor dem Winter zu liefern. Dabei hoffen wir, diese Unternehmung werde auch noch in den entfernteren Gegenden Deutschlands eben so ihre Beförderer finden, wie sie dieselben bereits in der Schweiz, im Königreich Würtemberg und im Großherzogthum Baden gefunden hat. Diese setzen uns in den Stand, den Subskriptionspreis nun bestimmt zu 6 Schweizerfranken (2 Reichsthaler 6 Groschen sächs. Kurr.) anzusetzen, und vielleicht kann er noch um Einiges herabgesetzt werden. Die namentliche Anzeige der dem Werke vorzudruckenden Beförderer erbitten wir uns von allen unsern Korrespondenten.

Zürich, im Juli 1809.

Hans Georg Nägeli.

Für obige Schriften wird H. R. Sauerländer in Aarau Bestellungen annehmen.

Digitized by Google

f. d. n. W. 2. q. 1209

Johannes von Müller

Heinrich Pestalozzi

Emanuel Fellenberg

J. G. Sales

Digitized by Google

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 85. — den 25 Oktober 1809.

Miszellen aus Berlin, im Oktober.

Reformen im Justiz- und Zollwesen. Schulwesen. Ancillon und Neander. Haydn's Todtenfeier. Literatur. Vorlesungen einiger Gelehrten.

Aeuſſerſt kränkend iſt es unſern ſogenannten Politikern geweſen, daß durch unſere Regierung ihre Devinationsgabe vergebens in einige Bewegung geſetzt worden. In der Errichtung mehrerer Lager glaubten ſie nämlich einen Wink zu erkennen, daß weit ausſehende Projekte ausgeführt werden, und tief kombinirte Plane ſich vor ihren Augen entwickeln ſollten, die dem preuſſiſchen Staate noch in dieſer Generation ein glänzendes Schickſal bereiten dürften. Dieſe Hoffnungen ſind vernichtet, ſeitdem die Truppen ſämmtlich ihre Lager verlaſſen und ihre Kantonirungsquartiere wieder bezogen haben. Es iſt jedes Gerücht von irgend einer militäriſchen Poſition Preuſſens ganz verſchwunden.

Vielmehr ſcheint die Regierung, nachdem ſie ſich mit der Organiſation des Militärs anhaltend beſchäftigt hat, jetzt die Zivilangelegenheiten angelegentlicher ins Auge zu faſſen. Der Großkanzler Beyme iſt vor kurzem aus Königsberg zurückgekehrt, und iſt ununterbrochen mit der Organiſation eines neuen Verhältniſſes der verſchiedenen Diſaſterien gegen einander, wie auch mit der Einführung eines einfachern und ſchnellern prozeſſualiſchen Verfahrens beſchäftigt. Bei den verſchiedenen Departements ſind ſchon verſchiedene Präſidenten-Ernennungen geſchehen, und die Wahl iſt auf Männer gefallen, die ſchon längſt in dem Rufe biederer Denkart und gründlichen juriſtiſchen Wiſſens ſind. Allgemein werden hier die Namen Kircheiſen, Woldermann und Grollmann verehrt. Schade, daß bei den getroffenen Anſtellungen dem Geheimerath von Bülow, der ſich durch die Vertheidigung der preuſſiſchen Gerichtsverfaſſung gegen Rehberg rühmlichſt bekannt gemacht hat, das Schickſal traf, über hundert Meilen von Berlin verſetzt zu werden.

Nächſt den Veränderungen, oder wenn Sie wollen, Verbeſſerungen bei der Juſtiz, ſieht man auch der Reform in Hinſicht des Innern entgegen. Der Chef der Aceiſe- und Zoll-Sektion, der geheime Staatsrath von Heidebrecht, iſt jetzt auf ſeiner Reiſe nach Berlin begriffen, und wird mit jedem Tage erwartet. Er wird, wie verlautet, die neue Organiſation des Aceiſe- und Zollweſens und den ganzen Etat deſſelben hier realiſiren. Die ökonomiſtiſche Parthei wird wohl ſo ziemlich über die Fabrik- und Induſtrie-Parthei den Sieg davon getragen haben, und vielleicht mit manchem guten Grunde. — Als beſtimmt weiß man ſchon, daß die Meſſe zu Frankfurt an der Oder wieder für einen freien Meß- und Handelsplatz erklärt werden wird; ein Ereigniß, das für dieſen Ort von dem wohlthätigſten Erfolge ſein wird, da durch die Umwandlung, die Struenſee der Meſſe gegeben, dieſer Platz ganz ruinirt worden iſt. Und wenn Struenſee, wegen der damaligen völligen Theilung Polens, gute politiſch-ökonomiſche Gründe für dieſen Schritt hatte, ſo dürfte auch die Abänderung ſeines Planes jetzt einen zureichenden Grund in dem nunmehr Preuſſen entriſſenen Antheil von Polen haben.

Nach und nach iſt die Regierung nun dahin gekommen, daß nicht allein die Militär- ſondern auch die Zivil-Penſionen und den Staatsdienern ihre Beſoldungen ausgezahlt werden. Obgleich der ganze Etat noch nicht die gehörige Feſtigkeit hat, ſo iſt doch ein Anfang gemacht, welcher erwarten läßt, daß es in kurzem dem Staate gelingen wird, in dieſer Hinſicht ſeinen Dienern eine feſte Ausſicht zu gewähren.

Digitized by Google

Weniger iſt aber noch für die Staatsgläubiger gethan. Man hört noch nichts von einem entſcheidenden Schritt der Regierung in dieſer Angelegenheit. Seit kurzem werden zwar vierteljährliche Zinſen auf kleine Kapitalien dürftigen Rentiers ausgezahlt. Das Gedränge iſt dabei ſehr groß, und die Auszahlung kann mehr als ein Almoſen, denn als die freie Uebung von Pflicht betrachtet werden; ein Benehmen, das der Staat bei einem ſo honorabeln Objekt als das Staatsſchuldenweſen nicht hätte beobachten ſollen. Indeſſen iſt zu wünſchen, daß dieſes Benehmen der Anfang zu erſprießlichen und angemeſſenern Vorkehrungen in Hinſicht des Staatsſchuldenweſens ſein möge.

Auch in Betreff der Kultur und vorzüglich des Erziehungs- und Schulweſens dürften bald reiflich durchdachte Ideen realiſirt werden. Vorzüglich gibt hierüber eine vom Regierungsrath und Direktor des königlichen Normal-Inſtituts Zeller zu Königsberg in den dieſigen öffentlichen Blättern geſchehene Anzeige einen bedeutenden Wink. Es heißt darin, daß das in Königsberg eingerichtete Normal-Inſtitut künftiges Frühjahr, ſobald es nebſt den dazu auserleſenen öffentlichen Schulen eine Probezeit von acht Monaten beſtanden haben wird, dem Unterricht erwachſener Schullehrer eröffnet werden, und daß eine eigends im Druck erſcheinende Schrift: „Das Ziel der Elementarſchule durch überzeugende erhebende Thatſachen beleuchtet“, über den Geiſt der Methode, über den bewährten Weg der gründlichen Schulreform und über Schullehreranſtalten Auskunft geben ſoll. — Eben ſo erneuert ſich das Gerücht, daß von der Regierung der Plan zu Errichtung einer Univerſität in Berlin genehmigt worden, und man nennt ſchon das ehmalige Prinz Heinrichſche Palais als ein der Univerſität einzuräumendes Gebäude.

Bei allen dieſen Fortſchritten zum Beſſern und bei dieſer obgleich langſam durchgreifenden Thätigkeit der Regierung ſind wir denn doch wohl nicht berechtigt, wegen unſerer auswärtigen Verhältniſſe in banger Furcht zu ſchweben. Würde die Regierung mit Aufopferung der Kräfte ſo vieler geprüfter Geſchäftsmänner und mancherlei Summen, ſolche Vorkehrungen treffen, wenn ſie nicht vorgewiſſert wäre, daß ſie für die bleibenden Theile der ihr untergeordneten Maſchine ſich verwende?

Graf von Golz, Miniſter des auswärtigen Departements, iſt vor einigen Tagen zum Könige nach Preuſſen abgegangen, wie es heißt nur auf acht Tage. Möge ſeine Reiſe Preuſſens föderativen Verhältniſſen eine bleibende Haltung verleihen!

Von der Herkunft der königlichen Familie iſt jetzt gar nicht die Rede, um ſo weniger, da uns der Donner der Kanonen eben die glückliche Entbindung der Königin von einem Prinzen verkündet. Indeß geht das Gerücht, daß durch Aufführung eines Portals zwiſchen des Königes und dem ehmaligen Prinz Ludwigſchen Palais dieſe beiden Gebäude vereiniget, und ſo für die zahlreiche königliche Familie eingerichtet werden ſollen. Der Bauanſchlag iſt auf 70,000 Thaler angegeben, und Plan und Riß ſind vom Bauinſpektor Simon.

Wenn die Räumung der drei Feſtungen von fremden Truppen den Barometer für die Rückkehr der königlichen Familie nach Berlin abgeben ſollte, ſo dürften wir für den Winter nicht darauf rechnen, da vor kurzem erſt Ligitations-Termine für diejenigen ausgeſetzt worden ſind, welche die Feſtungen mit dem Nöthigen verſehen wollen. Doch ſind die Ausgaben für dieſelben nicht mehr ſo beträchtlich wie vormals, da die Beſatzungen darin nur ſchwach ſind.

Der Geheimerath Amelang iſt ſeines Arrefts entlaſſen: man erfährt nichts über die Urſachen ſeiner Verhaftung. Der Hauptmann von Neander befindet ſich aber noch auf der Feſtung Spandau. Seine Freunde behaupten, daß das Kriegsgericht, nach den ihm vorgelegten Akten, zwar richtig und gerecht geurtheilt habe; allein ſie fügen zugleich hinzu, daß Neander aus ihm eigener Caprice nicht dahin gebracht werden konnte, die gegen ihn vorgebrachten Beſchuldigungen zu entkräften, wie er wohl vermocht hätte, und wodurch er ſich ein beſſeres Schickſal vorbereitet haben würde.

In mehrern unſerer öffentlichen Blätter iſt über das Weſen des kaldariſchen Erzes ein Streit entſtanden. Man hat ihm den Vorwurf gemacht, daß es von kupferartigem Gehalt wäre, und daher beim Gebrauch ſchädlich werden konnte. Der Erfinder derſelben, der Medailleur Loos, hat dagegen eine Vertheidigung vorgebracht. Beſtrendend iſt es, das unſer Collegium Sanitatis hierüber keine Stimme nicht vernehmen läßt, wodurch der Streit ſofort entſchieden ſein würde.

Von dem durch eine Feuersbrunſt entſtandenen Unglück, wodurch die St. Petri-Kirche, 45 Waarenbuden und Niederlagen, und 7 Häuſer ein Raub der Flammen geworden, und 28 Häuſer mehr oder weniger beſchädigt worden ſind, werden Sie ſchon durch öffentliche Blätter unterrichtet ſein. Man bietet trotz der drückenden Zeit alles auf, den Verunglückten einen Erſatz zu gewähren. Der König hat den Abgebrannten eine Unterſtützung von 3000 Thalern zugeſtanden. Das Bürgerrettungsinſtitut gibt bedeutende Summen her, und von allen Stadtvierteln gehen anſehnliche Kollekten ein, ſo daß man glaubt, einen Theil des Verluſtes der Privaten an Waaren und Möbeln, welcher gegen 60,000 Thaler beträgt, erſetzen zu können. An den Aufbau der Kirche iſt wohl vorerſt nicht zu denken. Wie es heißt, ſoll man beim Könige angetragen haben, das von der Kirche noch ſtehen gebliebene Gemäuer völlig abzutragen, den Platz zu ebnen, und ihn zum Markt oder einem freien Platze einzurichten. — Es ſind über dieſe in den Annalen Berlins wirklich einzige Feuersbrunſt mehrere Broſchüren erſchienen.

Berlin, welches eine bedeutende Anzahl Meiſter, Kenner und Verehrer der Muſik in ſich ſchließt, hat jüngſthin den erhabenen Talenten des unſterblichen Haydn durch eine ſeiner würdige Todtenfeier gehuldigt. Das Feſt ward von Hrn Schneider, einem verdienten Komponiſten, veranſtaltet. Es ward mit einer von Julius von Voß verfaßten und von Decламator Geſprochenen Rede eröffnet, der eine Aufführung mehrerer Muſikſtücke des Verewigten folgte, und wurde endlich mit folgendem von Hrn. Schneider in kühnen und wirkſamen Harmonien geſetzten Epitaph, das von ſechs um einen von Schadow verfertigten Sarkophag verſammelten allegoriſchen Perſonen abgeſungen ward, geſchloſſen:

Hin iſt alle Kraft,
Der Tod hat ihn dahingerafft.
Es weint die Klage
Am Sarkophage.
Zur Harmonie des ew'gen Schönen
Hat der Verklärte ſich erhoben.
Ein Erde von unſterblich hohen Tönen
Trieb er der Welt.

Obgleich viele der erſten Talente unſerer königlichen Kapelle anderweitige Engagements geſucht und erhalten haben, zählen wir doch noch viele treffliche kunnter, die wir nun wohl behalten dürften, da ſeit kurzem die Regierung ihrer wieder ernſtlich ein-

Digitized by Google

gedenk iſt, und ihre Beſoldungen aufzuzählen läßt. — Die Kapelle gab vor mehreren Tagen, zum Beſten ihrer Wittwen, Haydns Jahreszeiten; die Einnahme war aber nicht ſehr glänzend.

In Hinſicht der literariſchen Erſcheinungen des letzten Monats dürfte wohl die Schrift des Kriegsrathes Krug: „Die Armenaſſekuranz, das einzige Mittel zur Verbannung der Armuth“, am erſten der Erwähnung verdienen, vorzüglich wegen des Zeitpunkts ihrer Erſcheinung, da, wenn jetzt die Armuth aus dem preuſſiſchen Staate verſcheucht werden ſoll, wahrlich kein anderer Rath zu Gebote ſteht, als das Land zu entvölkern. Man glaubt allgemein, daß es Hrn. Krug, wie Morus, Klein, Mandeville, Mercier u. a. mit ſeiner Schrift ein Spaß ſei; denn man müßte alles Vertrauen zu dem geſunden Menſchenverſtande eines ſolchen Schriftſtellers verloren haben, wenn man anderer Meinung wäre. Doch gibt es viele, die die Sache von einer ernſthaften Seite nehmen. — Nächſtens wird das zweite Heft der pädagogiſchen Mittheilungen erſcheinen. Hr. Himly, der Verfaſſer derſelben, iſt ein geſchickter Mann, allein die ihm eigenen Periodenverwickelungen, die ſeinen Styl ängſtlich und aufgeſtutzt machen, werden ihm nie ein bedeutendes Publikum gewinnen. Auſſer dem im Hitzigſchen Verlag erſchienenen Taſchenbuch Thalia und Melpomene ſchienen wenige Buchhändler hier im Gebiete der Taſchenbücher und Kalender zu ſpekuliren.

Zu den hier vorleſenden Gelehrten treten für dieſen Winter einige neue Subjekte. Adam Müller, der ſeit einiger Zeit in Berlin, ſeiner Vaterſtadt, ſein Hüttchen aufgeſchlagen, hat Vorleſungen über Friedrich den Großen, ſeinen Karakter und ſeine Inſtitutionen angekündigt. Ihm zur Seite tritt Franz Horn, der zur Herſtellung ſeiner Geſundheit in Berlin doſyirt, mit dem Vorhaben auf, über die Hauptmomente der Geſchichte der religiöſen und äſthetiſchen Kultur der Deutſchen Vorleſungen zu halten. Auſſer dieſen will Schmalz, wie er ſich in ſeiner Ankündigung ausdrückt, eine kurze Ueberſicht in zwölf bis ſechzehn Stunden von dem ſo viel beſtrittenen und ſo wenig verſtandenen Syſtem der Phyſiokratie geben. Es iſt doch bedrembend, daß ein ſo ſcharfſinniger Kopf, der dem Mißverſtehen ſeines Syſtems abhelfen will, ſich noch nicht überzeugt hat, daß Syſteme ſelten allgemein verſtanden werden, und noch weniger unbeſtritten bleiben.

Profeſſor Feßler lebt noch immer in unſerer Nähe. Er hat ſich noch nicht entſchloſſen, den an ihn ergangenen ehrenvollen Ruf nach Rußland anzunehmen. Hingegen iſt Prof. Robertſon, der mit ſeinen kynetoſcographiſchen Vorſtellungen hier einiges Aufſehen machte, im Begriff, Berlin wieder zu verlaſſen.

Die Borromäiſchen Inſeln.

(Beſchluß.)

Welche der mannigfaltigen berührenden Gegenſtände werden deinen beſcheidenen Sinn am meiſten ergetzen? Sind es die künſtlichen Marmor- und Moſaik-Arbeiten? Oder die zahlreichen Gemäldeſammlungen, womit die Wände behangen, ich möchte ſagen überladen ſind? Oder die ernſten Familienbildniſſe der Borromei, aus deren erlauchtem Stamme mancher edle Fürſt und ſechs Kardinäle entſproſſen, und neben deren ältern Reihe der jetzige Beſitzer mit ſeiner Gemahlin im Koſtüme ſpäterer Tage ſeltſam kontraſtirt? Oder das glänzende Prunkzimmer, in dem noch als Befehlshaber der italieniſchen Armee Napoleon eine Nacht — wie unähnlich der letzten, die mir hier dahinſchwand! — verlebt hat?

Nein, du ſuchſt die Kühle der Grotten, die, mit Bildſäulen verziert, mit Marmor und Muſcheln ausgelegt und mit bunten Kieſeln gepflaſtert, an der Südſeite des Palaſtes halb verborgen ruhn. Hier tönt melodiſches Plätſchern der Wellen, und der Hauch des ſchmeichelnden Zephyrs, der in mittäglicher Schwüle die friſchen Gewölbe durchſtudet. — Reizend ſind auch kleinere Gemächer, die der jetzige Beſitzer auserwählt hat, um jährlich einige heitere Sommertage an der Seite ſeiner Geliebten darin zu genieſſen. Von einer an das Schlafgemach des Fürſtenpaars ſtoßenden Altane ſchweift der Blick über das Becken des Sees, über ſeine Hügelumkränzungen, über die ewig grünen Wipfelgewölbe der Iſola Madre und das nahe Palanza; dem Balkon gegenüber aber zeigt ſich in lieblicher, dem Auge wohlthuender Perſpektive, durch die Reihe der Zimmer hindurch gegen Stresa hin, das entgegengeſetzte ſachende Ufer.

Am äuſſerſten Ende dieſer Säle ſchließt ſich überraſchend ein hohes Portal auf, und auf einmal tritſt du in die Kunſtanlage des geprieſenen Gartens und Parks ein. In den mannigfaltigſten Zuſammenſetzungen und dem bunteſten Farbenwechſel blühen, duften und grünen in ſüdlich-holzem Wuchſe und ausdrucksvollen Geſtalten die alle deine Lieblingsblumen und Gewächſe und Bäume entgegen: die zarte Damaszener-Roſe; aromatiſche Jasmin-Sträucher; die Hortenſia in üppig ſchwellender Ründung; in ſchlanken Schoßen auffroſſend die Rosmarinpflanze; die bretten Saumnikleien des indiſchen Rohrs, und des weißen und rothen Oleanders blendende Blüthengebüſche. Auch die Ananas dauert an den ſonnenreichſten Plätzen mit Wohlgerüchen dich an, und zwiſchen dem emaillirten Laube hindurch entfaltet ſich der ſineſiſchen Roſe dunkerer Purpur.

Beſonders reich aber iſt dieſe Inſel an Bäumen von nie verwelkendem Grün, an Zipreſſen von der edelſten Geſtalt, an Laurus Cerasus und Lorbeern. Ein königlicher Lorbeerbaum, mehr denn neunzig Fuß hoch und von ſieben Fuß im Umkreiſe des Stammes, ſtrebt hier, vor allem andern was um ihn her grünt, zum Himmel empor als eine majeſtätiſche Wundergeſtalt, und iſt ſelbſt unter ſeinen italieniſchen Brüdern ein Rieſe. Im Gegenſatze mit allen dieſen Lieblingen des heſperiſchen Bodens hat tief unten, dem See entlang, der Fleiß des Gärtners eine ſchöne Pflanzung auserleſener in- und ausländiſcher Bäume a fogli cadenti angelegt, wodurch das ohnehin ſo reichlich ausgeſtattete Eiland in kurzer Zeit eine neue Zierde von nicht geringem Werthe gewinnen wird. Auf einer andern Seite erinnert ein Hain von hochſtämmigen Pomeranzenbäumen, kraftvollen Wuchſes und von mehr als einem Fuß im Durchmeſſer, lebhaft an Neapels Götterauen und an Fondi's paradieſiſche Gründe. Die Zitrone, in weite vortreffliche gewölbte Bogengänge künſtlich gezogen, erſcheint von der röthlichen noch nicht entfalteten Blumenknospe an durch alle Fortſchritte ihres Wachsthums, und durch unzähligen Nüancen von gelb und grün hindurch bis zum ſtrahlenden Golde der gereiften Frucht, die in vollendeter Schönheit ſich über dem Haupte der kuſtwandelnden in ſanfter Bewegung umherneigt.

Mit zahlreichen Spalieren von Orangen-, Limonien- und Cedrat-Bäumen prangt beſonders die Südſeite der Inſel, und unter der dunkeln Blätterbekleidung und den tauſend ſchimmern-

Digitized by Google

den Früchten verſchwinden die langen Mauern, zwiſchen denen die Gartenanlage ſich bis hoch auf den Gipfel des Inſelberges hinaufzieht.

Auf dieſer ſtolzen, Land und See weit umher beherrſchenden Höhe, der oberſten von zehn pyramidaliſch auf einander getürmten Terraſſen, umfängt uns das große blendende Bild des Sees und ſeiner Umgebungen. Der Bewohner des Nordens, könnte ihn Alquifs Stab plötzlich aus ſeinen kläglichen Fluren hieher zaubern, würde im Entzücken hinſterben den ſchönſten ſeiner Träume zu träumen glauben. Unſtät ſchwärmt der Blick, und findet keine Ruhe. Jetzt von den ſanften Contouren der Iſola Madre, wo den weißen Palaſt eine grüne Nacht von Gebüſchen umflechtet, über die hellblaue Fluth nach Palanza hinüber, und weiter hinauf an die reich bebauten Höhen von Caſtagnuola. Dann von dieſen wieder nordöſtlich zu dem ſchimmernden Luvino und Varese's Garten- und Hügelgeländen. Bald gegen die Gegend von Seſto hinab und die weiten lombardiſchen Flächen, oder nach Weſten hin zum tiefen Seebuſen, welcher ſich den Gewäſſern der anſtrömenden Toſa aufſchließt. Uns Reiſende hatte dieſen Abend der Himmel ganz beſonders begünſtigt. Vor allen war gegen Mailand hinein der Vorhang der Nebel und Dünſte mehr als gewöhnlich gelüftet, und in die unabſehbare Ebene hinab hatte ſich eine trügeriſche Perſpektive geöffnet. Der ringsum angrenzenden Gegenden überſchwänglicher Reichthum, die zahlloſen Dörfer, Villen, Kirchen, Kapellen und Thürme, womit, ſoweit nur der Blick reicht, die Ufer beſäet ſind, erſchienen alle im Glanze der vortheilhafteſten Beleuchtung. Ruhig und glatt war der Lago Maggiore, und lag vor uns ausgebreitet wie ein fleckenloſer unermeßlicher Spiegel. Das Kolorit der Natur und die Färbung der Fluthen erſchienen, je eines des andern Glanz erhöhend, in magiſchen Tinten. Die Sonne, von keiner Wolke umdüſtert, verſank in des hellen Sommertages vollendeter Pracht. Es vollführte ſich langſam und feierlich durch tauſend in keiner Sprache zu beſchreibende Abſtufungen hindurch der Uebergang vom ſpäteſten Abendlicht zu der Dämmerung Scheine, und hinwieder vom Zwielicht zwiſchen Nacht und Tag zum tiefern Dunkel.

Schon winkte unter dem funkelnden Sternengewölbe die Nacht zur Ruhe. Ich allein blieb zurück und wandelte noch einmal durch die Zypreſſen und Lorbern.

Es war eine Stunde, wie die, da ich zum erſtenmal am Ufer der Elbe mich des Bundes mit dir, geliebte Conſtantia, im Angeſichte der feiernden Natur erfreute. Die bunten Phänomene des großen Tages-Panorama zerfloſſen in des Abends einfärbiges Reich. Lange noch kämpften mit Macht Palanza's zahlreiche Lichter gegen das ſteigende Dunkel. Ein leichtes Gewölke, des Mondes flüchtiger Vortrab, fluthete zerriſſen am Himmelsbogen herüber, und wiederum ſeine fantaſtiſchen Wechſelgeſtalten im Spiegel der Fluth. Leiſe bebte des Lorbers Schmuck unter dem Anbringen des Weſtes, und zwiſchen dem Dunkelgrün der bewegten Wipfel erhellte hin und wieder ein himmliſches Feuer. Als der Gottheit Organ wachte die Nachtigall auf zur nächtlichen Hymne, und durchdrang, als triumphirende Siegerin über den mit ihr wetteifernden Schwarzkopf, die Gewölbe des Haines. Den Myrtenbeerlichen entlang verkletterten Schaaren von Johanniswürmchen einen Theil ihres ephemeriſchen Glanzlebens.

Kaum hörbar ſchwebte leichten Fluges das Poſtſchiff von Mailand am Ufer vorüber; die Reiſenden freuten ſich der abendlichen Kühle, fröhlockten und ſangen, als ob das Ziel der Fahrt ſchon erreicht ſei.

Aber bald waren auch dieſe nächtlichen Szenen verſchwunden. Bald ging das Dunkel des Todes hervor aus dem Lichtleben des regen Palanza; das Auge ſuchte umſonſt den Nachen und das Reiſevolk; in düſterer Ferne verhallend drangen kaum noch die muntern Lieder an das horchende Ohr an. Auch der Nachtigallen lebendige Weiſen erſtarben an der allumfangenden Stille, und vor die Geſtirne zog das höher gehende Gewölk einen düſtern Vorhang.

Wie aber die Erſcheinungen alle verſchwanden; wie der Glanz der Weltfernen ſich den Augen entrückte, kein Leben mehr um mich noch über mir waltete: da träumte ich noch lange ihn fort, den Traum meines eigenen auf raſchen Schwingen entelleren Daſeins.

Inniger freute ich mich der wenigen Edeln, die, einzelnen Blumen gleich, auf weiter verödeter Haide die Umgebungen meiner Tage erheitern, und allein ihn noch aufrecht halten, meinen Glauben an den ſinkenden Adel der erniedrigten Menſchheit. Unruhiger näherte mein Sinn ſich bald auch den Labyrinthen der Zukunft und des Jenſeits undurchdringlichem Dunkel.

Du, Geliebte, fragſt noch, welchem der beiden Armidas-Garten der Preis der Schönheit gebühre?

„Der Iſola Bella!“ ſagt die der Gönner der Kunſt. Er ſpricht ohne Bedenken ſein Urtheil in den Schattengängen des Orangenwaldes und in des Vorderhaus Dunkel. Er wiederholt es kühner, wenn er, angelehnt an die Marmorbilder der hochſten Terraſſe, in den paradieſiſchen Umgebungen umherſtaunt.

„Der Iſola Madre!“ entgegnet der Freund der Natur, von dieſem meinem romantiſchen Sitze. Der Iſola Madre, ſpricht er noch lauter in dem lebendigen Parke, wo die Natur mächtiger der Kunſt entgegen fantaſirt und in kühnern Formen.

Und meine Entſcheidung?

O, daß du als huldreiche Fürſtin thronteſt auf der Iſola Bella, und daß mir, deinem glückſeligen Freunde, die Iſola Madre gehörte! Dann würde der ſchwierige Streit ſich ſchnell auflöſen in ewigen Frieden, und die Siegespalme je demienigen der Eilande winken, in deſſen unverwirklichen Luſtgängen wir beide zuſammen uns der Kunſt und Natur in ungetheilten Ergüſſen der Liebe und Freundſchaft erfreuten!

H.

Variétäten.

Aus England.

— Lord Hibbesdale ließ ein Paar Haſen, Männchen und Weibchen, ein Jahr lang beiſammen einſperren, und gehörig bewachen. Am Ende des Jahrs fand er hundert und achtundſechzig Haſen, die ſämmtlich Nachkommen des eingeſperrten Paars waren. — Ein Paar Kaninchen, auf die gleiche Art eingeſchloſſen und eben ſo lange, hatte am Ende des Jahrs ungefähr dreihundert Individuen hervorgebracht. Man muß ſich bei dieſer reichen Selbſtvermehrung der Kaninchen daher gar nicht wundern, daß dieſe artigen Geſchöpfe einen oft ſehr wichtigen Theil der Landwirthſchaft in England ausmachen; denn man liefert alljährlich bloß für 250,000 Pf. Sterling, das heißt, für 6,250,000 franzöſiſcher Livres, Kaninchenhaare an die engliſchen Hutmanufakturen.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 86. — den 28 Oktober 1809.

Physiognomische Umrisse einiger ausgezeichneten Schweizer.

2.

Heinrich Pestalozzi.

In den „Briefen über Pestalozzi's Leben und Lehre an einen Mann von Stande", die im August 1805 in der gehaltreichen, aber nach wenigen Jahren wieder eingegangenen Monatsschrift Iris erschienen, befindet sich eine kurze Geschichte von dem Leben und Wirken dieses merkwürdigen Schweizers. Berechtigt zu glauben, daß vielen unserer Leser jene Briefe unbekannt geblieben, ziehen wir folgende Thatsachen aus denselben.

Pestalozzi ist zu Zürich im Jahre 1746 geboren. Sein Vater war daselbst Chirurgus. Er verlor ihn früh, in einem Alter von vier bis fünf Jahren. Seine Mutter erzog ihn, aber sie war nicht fähig, die großen Talente ihres Sohnes zu würdigen. Er mußte sich fast ganz durch sich selbst entwickeln, lebte sehr eingeschränkt, ohne Umgang mit andern Kindern, ohne die Freuden der Jugend in ihrer ganzen Fülle zu genießen.

Inzwischen entfaltete sich sein Geist immer mehr. Er gewann den Wissenschaften Geschmack ab, und hatte späterhin Gelegenheit unter Männern, wie Bodmer, Breitinger, Steinbrüchel und andern, seine Kenntnisse in jener Epoche zu vervollkommnen, die Zürich durch edle Nebenbuhlerei seiner Bürger in Kunst und Wissenschaft und durch Denkfreiheit, als eine seiner glänzendsten, bezeichnete.

Pestalozzi, obwohl er in den Wissenschaften große Fortschritte gemacht hatte, war durch die Fehler seiner häuslichen Erziehung in all den kleinen gefälligen Künsten fremd geblieben, die durchaus einem jungen Menschen unentbehrlich sind, sich in der Welt Eingang zu verschaffen. Er urtheilte wohl richtig von den Dingen die da waren, aber selten hatte er Klugheit genug, das zu verschweigen, was die Eigenliebe Anderer verwunden konnte. Er war reinen Herzens und offen; aber seine Wahrheiten stießen oft an. Eine leichte Schmeichelei, die nichts als Schmeichelei gewesen wäre, und nichts anders hätte sein sollen, hinzuwerfen, um irgend einen Menschen für sich zu gewinnen, das kam ihm nicht in die Seele. Er wollte nichts scheinen, sondern nur sein; aber er forderte dasselbe auch von andern, und das war für viele allzuviel gefordert. Er sah nur den Mann, nicht sein Kleid an; so wollte er ebenfalls angesehen sein; allein die Mehrheit der Menschen sieht selten nach dem Manne, sondern nur nach dem Kleide. Pestalozzi, verwahrloset in der ersten Erziehung, mehr immer auf sein Geistiges, als auf sein Aeußeres bedacht, vernachläßigte dieses. Wäsche und Kleider waren selten bei ihm in der Ordnung; den Ton der großen Gesellschaften kannte er nicht — so ward er von denen, die ihn nicht genauer geprüft hatten, verkannt und wenig geachtet.

Diese Zurücksetzung kränkte ihn, ohne ihn zu ändern. Er machte Parthei gegen die sogenannten Leute von Welt; und der Haß gegen allen Schlendrian, hohle Pedanterei und Charlatanerie, wurzelte bei ihm an. Das erwarb ihm nun freilich noch weniger Freunde; aber ihn kümmerte es auch wenig.

Bei alle dem liebte er die Menschen mit einer Innigkeit ohne Gleichen, so laut er auch gegen ihre Fehler grollte. Jeder Verachtete, Verfolgte, Verkannte war sein Freund. So lenkte sich seine Aufmerksamkeit und seine Neigung unvermerkt gegen die geringere, ärmere, verachtetere Klasse des Volks, mit der er

Digitized by Google

gleichſam das Schickſal theilte, und deren Fürſprecher zu werden ſein höchſtes Ziel ward.

Er widmete ſich der Rechtswiſſenſchaft. Unter der Leitung eines Mannes, der ſein ganzes Herz beſaß, wollte er Advokat werden. Aber ſein Freund ſtarb, und dies änderte nachmals ſeinen ganzen Plan.

Er trat nun mit einem der erſten Handelshäuſer von Zürich zuſammen, kaufte vereint mit demſelben braches Land, um es anzubauen, und widmete ſich ausſchließlich der Landwirthſchaft. Kaum hatte er hier begonnen, als ſich das Handelshaus von ihm trennte, und ihn ganz ſeinen eigenen Kräften überließ.

Dies machte ihn nicht muthlos. Er fuhr fort, ſeine Felder urbar zu machen, ohne von ſeinen Arbeiten großen Gewinn zu erndten. Genug, daß er ſich der Ausführung ſeiner Lieblingsentwürfe näherte. Er lernte das Elend und die moraliſche Verkrüppelung der unterſten Klaſſen des Volks kennen, und nur für das Glück dieſer wollte er leben; dann dürfte er hoffen, nicht vergebens gelebt zu haben. Neben ſeinen Wohngebäuden legte er im Birrfelde (im jetzigen Kanton Aargau) 1775 eine Art von Induſtrieſchule an, worin er die ärmſten Kinder der Gegend unentgeltlich unterrichtete und nährte, um ſie zu beſſern Menſchen zu bilden. Mehrere Jahre lebte er im Kreiſe von mehr als fünfzig dergleichen bettelarmen Kindern, mit denen er ſeinen letzten Biſſen Brodes theilte. Er lebte ſelbſt, wie er irgendwo von ſich ſagt, wie ein Bettler, um Bettler zu lehren, wie Menſchen zu leben. Sein Unterricht umfaßte damals Landbau, Handlung und Fabrikweſen. Allein nun fehlten ihm die nähern Kenntniſſe von tauſend Details und Handgriffen; er mußte in allem Alles ſein; er war nicht reich genug, durch Geld zu ergänzen, was ihm an Kräften gebrach.

So mußte er, um ſich nicht ganz zu ruiniren, die angefangene Unternehmung wieder aufheben. Seine häuslichen Vermögensumſtände hatten darunter gelitten. Man erfuhr es; man zuckte die Achſeln; man verſpottete ihn. Hätte er dann und wann den Reichen ein Gaſtmal gegeben, ſtatt hungrige Bettelkinder zu füttern, er würde vor der Welt mehr Ehre davon gehabt haben. Er verſchmähte dieſe Ehre; er war ſtolz in ſeiner Armuth; das war faſt unverzeihlich.

Jetzt trat er als Schriftſteller auf. Immer war die Veredelung der unterſten Volksklaſſen ſein Ziel. Er ſchrieb im J. 1781 ſeinen berühmten Roman: Lienhard und Gertrud, der zu den klaſſiſchen Schriften dieſer Gattung gehört, und von der gebildeten Welt den verdienten Ruhm erhielt. Mit homeriſcher Einfalt ſchildert er die Sitten der Aermſten im Volk. Dieſer erſte Strahl ſeines Genies erwarb ihm einen Namen in Frankreich und Deutſchland; ſelbſt ſeiner Landsleute viele wunderten ſich, daß ein Mann wie er, den ſie bisher für einen Halbnarren gehalten hatten, ſolch ein Buch zu ſchreiben im Stande geweſen.

Als ich 1789 in der Schweiz war, und nach Peſtalozzi fragte, ſprach faſt jedermann ſehr gleichgültig und mit weggeworfenem Tone von ihm. Der eine erzählte mir, er trage einen zerriſſenen Rock; der andre, er habe gar keine Lebensart; der dritte ſprach mit Hohnlächeln: „Es iſt ein Genie!“ — Achtung für den edeln, guten, ſich ſelbſt für ſeine Mitmenſchen aufopfernden Menſchen fand ich faſt nirgends; ja, es war faſt, als hielte man es für Narrheit, ſich ſelbſt aufzuopfern für Bettlervolk.

Er aber blieb ſich gleich. Im Jahre 1782 gab er ſein Buch Chriſtoph und Elſe heraus, ebenfalls für das Volk beſtimmt, und im folgenden Jahre ſeine Abhandlung über den Kindermord. Seine Nachforſchungen über den Gang meines Geiſtes in der Entwickelung des Menſchengeſchlechts, und beſonders ſeine Fabeln, enthalten einen reichen Schatz großer Ideen.

Die Revolution der Schweiz brach ungefähr zwanzig Jahre ſpäter, als er ſein Lienhard und Gertrud geſchrieben, aus. Er hatte unter den ehmaligen Regierungen der Schweiz ſo wenig Hoffnung nähren dürfen, daß ſie ſich der Armen, Verlaſſenen und Verwahrloſeten im Lande annehmen würden — von der Wiedergeburt, der politiſchen, ſeines Vaterlandes, erwartete er nun die moraliſche. Er ergriff ſie mit der ihm eigenen Innigkeit, und erklärte ſich lebhaft, gegen den Föderalismus, für die Einheit der zerſtückelt geweſenen Schweiz.

Dies gereichte ihm bei denen, die der alten Ordnung der Dinge hold waren, zum Verbrechen. Und, wie es mit ſchien, hat man ihm daſſelbe noch jetzt nicht ganz vergeſſen; wenigſtens macht es viele gegen ſeine höhern Verdienſte unempfindlicher.

Er erwartete von der Revolution die Emporhebung der niedrigſten Volksklaſſen zum Gefühl ihrer angeſtammten Menſchenwürde; Befreiung von den mannigfaltigen Laſten, unter deren Druck ſie erliegen und verderben; Rückkehr der Gelehrten und Staatsmänner von der Vielwiſſerei, Vielthuerei und Formalitätenluſt zu den Einen, was Noth iſt.

Er kam im J. 1798 nach Luzern, wo damals die Reſidenz der ſchweizeriſchen Central-Regierung war. Er begehrte keine Beamtung, ſondern nur einigen Einfluß auf Verbeſſerung der Landſchulen. Um das Volk über den wahren und höchſten Zweck der begonnenen Revolution aufzuklären, ſchrieb er damals in Verbindung mit einem Hrn. Fiſcher von Bern ein Volksblatt, welches von Seiten der Regierung unterſtützt wurde, aber theils eben dadurch, theils wegen der Mangels an Popularität, bald wieder einging.

Mehrere Glieder des Direktoriums ſchätzten Peſtalozzi und ſeine menſchenfreundlichen Abſichten ſehr. Man war im Begriff, ihn an die Spitze einer im Aargau nach ſeinen Grundſätzen anzulegenden Erziehungsanſtalt zu ſtellen. Allein die Verheerung von Unterwalden durch die Franzoſen, und die Errichtung eines Waiſenhauſes daſelbſt für die vielen armen und verwaiſeten Kinder, änderte den Plan. Er ging nach Stanz in Unterwalden, und übernahm die Leitung dieſes Waiſenhauſes.

Hier, ohne Gehilfen und mit wenigen Hilfsmitteln verſehen, fand er ſchwierigſtens die achtzig Kinder, meiſtens aus der ärmſten Volksklaſſe, zur Bettelei und zum Müßiggang von jeher gewöhnt, roh, ohne alle Erziehung und Vorkenntniſſe, zum Theil noch von Ausſchlag und Krähe geplagt, den natürlichen Folgen ſchlechter Nahrung und großer Unreinlichkeit. Er mußte hier alles ſein, Direktor, Hindwarter, Kaſſirer, Hausknecht und Lehrer.

Hier war es aber auch, wo er, gedrängt von der Nothwendigkeit, auf die Erfindung ſeiner neuen Lehrmethode hingeleitet wurde. Die Aufgabe war: Wie kann eine große Anzahl Kinder gleichheitig, und jedes insbeſondere, unterrichtet werden? — Dies Problem zu löſen, mußte er alle bisher in den Volksſchulen üblichen Methoden auf die Seite werfen, da ihre Unzulänglichkeit, ja ſelbſt ihr nachtheiliger Einfluß auf den Geiſt der Jugend, bekannt war. Er wußte, da er allein achtzig Kinder zweckmäßig zu beſchäftigen im Stande war, Kinder zu Lehrern der Kinder zu machen. Die Aufgabe ward daher noch ſchwieriger durch den Zuſatz: Wie können unerfahrene, in der Kunſt der Unterweiſung

Digitized by Google

anderwanderte Lehrer ihre Schüler auf die zweckmäßigste, anziehendste Weise unterrichten?

Er lehrte zu den einfachsten Grundsätzen der Natur zurück, wodurch Unterricht überhaupt möglich wird. Er beobachtete das Kind, wie es, indem es zum erstenmal seine Augen gegen das Tageslicht öffnet, von seinem Instinkt geleitet, anfängt, nach und nach die verschiedenen Anlagen zu entwickeln, durch Uebung seiner zarten Kräfte zu Fertigkeiten zu gelangen. Er sah das Kind auf dem Schooße der Mutter, wie es diese Töne nachlallte, um gewisse Gegenstände zu bezeichnen, und wie es so zur Kunst des Sprechens, des Beobachtens angeführt ward.

Er versuchte nun bei seinen achtzig Zöglingen denselben Gang — den einfachsten der Natur. Durch Uebung ihrer ersten Kräfte entband er in ihnen unbekannte Fertigkeiten, regte er ihre Aufmerksamkeit, ihr Beobachten auf jede neue Erscheinung an, und Kinder selbst konnten auf diese Weise Lehrer der andern werden.

In seinem Buche: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt", erzählt er selbst umständlicher und anschaulicher, als ich es vermag, den Gang seines Geistes in Erfindung einer naturgemäßen Unterrichtsart. Aber das Vorrücken der österreichischen Truppen gegen die Grenzen Unterwaldens, wo dann, beim Mangel anderer Gebäude in Stans, ein Theil des Waisenhauses zum Lazareth für die Kranken und Verwundeten der französischen Armee angewandt werden mußte, vertrieb ihn wieder von Unterwalden. Es war im Sommer 1799.

Die schweizerische Central-Regierung befand sich damals zu Bern. Dahin eilte Pestalozzi, trostlos und verzweifelnd, daß seine schönsten Hoffnungen jedesmal durch Widerwärtigkeiten ohne Ende vernichtet werden mußten. Die Regierung fuhr fort, sich für diesen edeln Mann zu interessiren.

Pestalozzi ging nach Burgdorf. Die Regierung hatte ihm eine Pension von 640 Schweizerfranken zugesichert. Er legte ohne anders eine kleine Schule an, um seinen Plan zu verfolgen, und die Unterrichtsmethode zu vervollkommnen, deren erste Grundlinien er in Stans entworfen hatte.

Die helvetische Central-Regierung, aufmerksam gemacht auf die großen Fortschritte Pestalozzi's in seiner kleinen Winkelschule, und eingedenk dessen, was er schon in Stans geleistet hatte, bewilligte ihm nun das leer stehende Schloß Burgdorf zu einer ausgedehntern Unterrichtsanstalt.

Jetzt erst verband sich Pestalozzi, der bisher immer allein gestanden hatte, mit den Herrn Krusi, Tobler und Buß, jungen Männern von Talent, aber ohne alle Ansprüche auf Gelehrsamkeit. Er machte sie zu seinen Mitarbeitern; er weihte sie in seine einfache Unterrichtsmethode ein; er nahm aus andern Kantonen Kinder in Pension, um sie nach seiner Art zu unterweisen, und verknüpfte damit einen Anfang von Schullehrer-Seminarium, um seine Methode in den schweizerischen Dorfschulen allgemeiner zu machen.

Die Regierung ließ im Jahre 1802 durch den Herrn Dekan Ith die pestalozzische Methode näher untersuchen. Sein Bericht fiel darüber so vortheilhaft aus, daß man sich verpflichtet fühlte, mehr für diesen um das Wohl der Menschheit verdienten Mann zu thun. Die Regierung erhöhte sein Gehalt auf 1600 Franken, gab zweien seiner ersten Mitarbeiter eine Zulage von 400 Franken, bewilligte Pestalozzi'n ein Privilegium für den Druck seiner Elementarbücher, welches bis zehn Jahre nach seinem Tode dauern sollte, machte ihm Hoffnung, diese Elementarbücher in die Primarschulen einzuführen, und versprach, ihm Schullehrer aus allen Gegenden der Schweiz zu senden, damit sie von ihm angeleitet werden könnten, nach seiner Methode zu unterrichten.

Pestalozzi stand nun am Ziele seiner höchsten Wünsche. Der große Zweck, dem er sein ganzes mühevolles Leben aufgeopfert hatte, war erreicht. Er gab seinem Institut die möglichst größte Ausdehnung; er wollte sich nicht breichen, sondern die Menschheit mit der Wohlthat seiner Erfindung; er nahm eine Anzahl der ärmsten Kinder unentgeltlich in seine Anstalt, und ernährte sie mit dem, was er vom andern erfparen konnte.

Unterdessen war man nicht nur in der Schweiz, sondern auch in andern Ländern Europens auf Pestalozzi und sein Werk aufmerksam geworden. Ueberall hatte man das Bedürfniß einer Reformation des ersten Jugendunterrichts empfunden, ohne einen Weg zu derselben zu entdecken. Was in Deutschland, wo eine Zeit lang seit Basedow und Campe die Pädagogie zu Modesache geworden, in diesem Fache gethan war, beschränkte sich nur auf Unterricht und Erziehung von Kindern wohlhabenderer Eltern; aber für die Aermsten im Volke war nicht gesorgt, nicht für die ersten Elemente des Unterrichts. Man war dabei in kindische, wecklose, oft zweckwidrige Tändeleien verfallen, und hatte am Ende nichts im Ganzen geleistet, als hin und wieder den steifen Schulpedantismus verbannt, der sonst überall erfroren konnte und den Menschen die schönere Epoche ihres Daseins, die Tage der Kindheit, verbitterte.

Bald wallfahrteten Reisende aus allen Gegenden Europa's nach der Schweiz, um Pestalozzi's Sache näher kennen zu lernen. Burgdorf ward der Mittelpunkt, der Heerd der neuen Schulreformation; Pestalozzi der gemeinschaftliche Lehrer. Mehrere Regierungen sandten auf eigene Kosten sachkundige Männer zu ihm. In Frankreich, Deutschland, Polen, Rußland, Schweden, Dänemark, Spanien u. s. f. wurden Schulen und Schullehrer-Seminarien nach Pestalozzischen Grundsätzen errichtet. Schriften für und wider ihn erschienen in unzähliger Menge und in unzähligen Formen.

Während er nun das Gelingen seiner Wünsche mit Vergnügen, selbst in den entferntesten Ländern, wahrnahm, ging seine eigene Anstalt in Burgdorf durch neue Staatsrevolutionen zu Grunde. Im September 1802 brach in der Schweiz eine große Insurrektion aus, welche den Sturz der Central-Regierung und die Wiederherstellung der ehmaligen föderativen Verfassung zur Absicht hatte. Bonaparte endete durch seine Dazwischenkunft den schon weit gediehenen Bürgerkrieg. Eine Consulta von Schweizern wurde durch ihn nach Paris berufen. Das Volk des Kantons Zürich ernannte unter seinen Abgeordneten auch unsern Pestalozzi zur Consulta.

Er ging nach Paris, kehrte aber, noch ehe die Geschäfte der Consulta dort im Anfang des Jahrs 1803 beendet waren, wieder nach Burgdorf zurück.

In Gemäßheit der Bonaparte'schen Mediationsakte ward der Föderalismus in der Schweiz wieder hergestellt, und Pestalozzi verlor damit alle Vortheile, welche ihm einst von der helvetischen Regierung zugesprochen waren.

Zwar wandte er sich deßfalls an die helvetische Tagsatzung, welche im J. 1803 zu Freiburg gehalten ward; zwar sprach selbst der Landammann der Schweiz, Herr d'Affry, für Pestalozzi; allein die Kantone der Schweiz hatten für Pestalozzi's Werk und Sache wenig Interesse. Die Regierung von Bern forderte das Schloß Burgdorf, um es einem ihrer Oberamtleute zur Wohnung

Digitized by Google

einzurkumen, und wies dagegen das Schloß zu Münchenbuchsee, einem Dorfe zwei Stunden von Bern, zum Pestalozzischen Institut an.

Pestalozzi gehorchte der Nothwendigkeit. Er ging mit seinen Lehrern und Schülern nach Münchenbuchsee. Im Vertrauen auf den Bestand der Dinge hatte er nichts für sich selbst gespart, alles dahingegeben zur Verbesserung seiner Anstalt, zur Erhaltung armer Kinder in seinem Institut. Er sollte hier eine ganz neue Einrichtung treffen, und war von allen Hilfsmitteln, von aller Unterstützung entblößt.

Diese Umstände zwangen ihn, seine Zuflucht zu einem in der Nähe von München-Buchsee wohnenden reichen Gutsbesitzer, Herrn Emanuel Fellenberg von Bern, zu nehmen. Dieser entschloß sich, zur Unterstützung der ihrer Auflösung nahen Anstalt alles zu thun, sobald Pestalozzi ihm das Ganze der Oekonomie übergeben würde. Der Vertrag ward abgeschlossen. Pestalozzi, von seinen traurigen Verhältnissen niedergedrückt, willigte unbedingt in alles. Seit der Auflösung der helvetischen Central-Regierung hatte er in seinem Institute zu Burgdorf, in der Mitte von 110 Zöglingen, von denen mehrere arme verlassene Kinder, die er aufgenommen hatte, andere wieder Kinder waren, für die man sehr wenig und meistens sehr unordentlich zahlte, immer gegen Elend und Sorgen kämpfend, seine frohe Tage gehabt.

Aber auch in Münchenbuchsee konnte er sich unter den Beschränkungen, welche er sich hatte gefallen lassen müssen, nicht wohl befinden. Die Stadt Yverdün im Kanton Waadt bot ihm zur Anlegung eines neuen Instituts das ehmalige landvogtliche Schloß daselbst an. Er trug kein Bedenken, dies Anerbieten zu genehmigen, nahm einige seiner Lehrer mit sich dahin, und eröffnete mit dem Jahre 1805 ein zweites Institut zu Yverdün, an dessen Spitze er unmittelbar selbst stand.

Pestalozzi befindet sich noch jetzt in Yverdün, geschützt von den Edlern seiner Nation, geehrt vom Auslande, geliebt von allen, die ihm nahe leben, in segensreicher Wirksamkeit.

Varietäten.

Aus Deutschland.

— * Der Hr. Doktor und Kollegienrath Hahn hat für die Verpflegung der Soldaten im Felde eine schätzbare Acquisition durch die Erfindung gemacht, den sauren Kohl portativ zu bereiten. Er läßt ihn nämlich trocknen und wenn ein Soldat ein Pfund getrocknetes Kohls, gemischt mit grob pulverisirtem Schießzwieback oder Kommißbrod, bei sich trägt, so hat er für dreißig Portionen und zwar gesunde und wohlschmeckende Lebensmittel bei sich, die ungefähr acht bis neun Kopeken, und wenn diese Operation im Großen vorgenommen wurde, bald zu viel sollen möchte. Der Soldat wird diesen gekochten Kohl, wenn er kein Fleisch oder Oel dazu thun kann, mit Dank genießen; überdies hat diese Nahrung so viele kräftige Heilkräfte gegen skorbutische und faulichte Krankheiten, daß sie selbst als Medikament dienen kann. Die Verfahrungsart des Trocknens ist folgende: der gesäuerte Kohl wird ausgepreßt, in ein Sieb gethan, etwas mit Waizenmehl und Salz bedreut, dann in einem offenen Backofen getrocknet, und darauf in Kartuschen geschlagen.

Herr von Kotzebue beschäftigt sich jetzt viel mit der Landwirthschaft. Rühmlich bekrittelt er schon in diesem Fache in einem von ihm in Thaers Annalen des Ackerbaues, Julius 1809, abgedruckten Schreiben.

Aus Italien.

— Unter den im Lauf des Oktobers ausgegrabenen Antiken von Pompeji befanden sich mehrere Stücke von großer Seltenheit und Bereicherung über die Künste des Alterthums. Der König und die Königin von Neapel besuchten am 3 Oktober, begleitet vom Ritter Ardili, Direktor des königlichen Museums, das verschüttete Pompeji selbst. Da ward ihnen unter andern auch die Handhabe einer Lampe von gebrannter Erde, in Form eines Blattes, überreicht, worauf man eine kurze lateinische Inschrift las. Die Handhabe ist mit einem ungemein zierlichen Fernis, oder einem Ueberzug bekleidet, der einen Perlenmutterglanz hat, und wodurch sie das Ansehen bekommt, als wenn sie versilbert wäre. Diese Entdeckung, sagt der Corriere di Napoli, zerstört also vollkommen den Irrthum, welchen Giorgio Gasari, Pomponio Gnarico und viele andere in die Geschichte der Kunst einführten, als hätten die Römer diese Art der Glasur niemals gekannt, sondern als wäre sie erst von dem Florentinischen Bildhauer Luca della Robbia erfunden worden, der im fünfzehnten Jahrhundert lebte.

Nicht weniger merkwürdig war aber auch eine andere Entdeckung. Man fand nämlich bei einem der unterirdischen ausgegrabenen Gebäude, das man gewöhnlich mit Casa di Campagna zu bezeichnen pflegt, in einem Winkel angebrachte, eine lange, geräumige Röhre von Thon, ganz bestimmt um den aufsteigenden Rauch von einem Heerd über das Dach hinaufzuleiten.

Diese Fund entscheidet nun endlich die lange zwischen den Alterthumsforschern hervorgeworfene Frage: Ob die Alten auch schon den Gebrauch der Kamine, mit Röhren, die den Rauch hinausleiteten, gekannt haben?

Von mancherlei Münzen, kleinen Geräthen u. dgl. m. die noch gefunden wurden, wollen wir hier nichts sagen. Aber das eben entdeckte Speisezimmer ist doch interessant. Die Wände desselben sind hin und wieder mit alterlei Figuren von Geflügel und Wildpret bemalt. In der Mitte des Zimmers steht man noch ganz vollkommen erhalten drei Ruhbetten, wie sich die Alten zu bedienen pflegten. Und zwischen denselben erblickt man noch den marmornen Fuß, der die Tafel unterstützte, auf welcher die Speisen sonst angerichtet standen.

— Von der in Mailand herauskommenden Sammlung ausländischer Romane, meistens der Deutschen, ist schon das vierte Heft erschienen. Dies enthält Wilh. Meisters Lehrjahre, oder wie es in der Uebersetzung heißt: *Gli anni del noviziato di Alfredo Meister, del sig. Goethe, aut. di Werther.* Alessandro Morezbi, Prof. der Anatomie zu Bologna, hat ein Werkchen unter dem Titel *sul sistema cranioscopico* herausgegeben, worin er mit beschreibenen und grünlichem Zweifeln Gall's Schädellehre bekämpft.

Aus Frankreich.

— Nachdem bereits schon mehrere vergeblich Versuche gemacht worden sind, bei Fantasien am Forteviano eine Vorrichtung anzubringen, wodurch der Komponist sofort seine Ideen niedergeschrieben findet, tritt endlich Hr. Normand, Professor der Physik, mit einem neuen Vorschlag zu derselben auf, der von Kennern eine Prüfung verdienen möchte.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 87. — den 1 November 1809.

Notizen zur Geschichte des französisch-österreichischen Krieges vom Jahre 1809.

1.
Als Einleitung.

Nie war die Macht des Hauses Oesterreich tiefer gebeugt in neuern Zeiten, als nach dem Frieden von Presburg; und niemals begann Oesterreich einen Krieg mit ausserordentlichern Anstrengungen und gigantischern Entwürfen, als den Krieg des Jahres 1809.

Erst jetzt erscheinen in einzelnen Flugschriften historische Aufklärungen über diesen Krieg, der mehr durch seinen Zweck und durch die dazu aufgebotenen Mittel, als durch seine Resultate, soviel deren jetzt bekannt sind, zu den merkwürdigsten gehört.

Eine der frühesten dieser Art waren die „Materialien zur Geschichte des österreichischen Revolutionirungssystems", davon, ohne Anzeige des Druckorts, bisher nur ein Heft von sechs Bogen, und eine wörtliche Uebersetzung im August des Pariser Moniteurs erschien. Der Verfasser scheint ein angesehener und wohl unterrichteter Beamter des Königreichs Baiern zu sein. Er gab die Flugschrift im Juni 1809 heraus, und unterzeichnete sie **r**.

2.
Die österreichischen Proklamationen.

Nachdem Oesterreich neun Monate lang zum Kriege gerüstet, die regulären Truppen vermehrt, die ganze Volksmasse bewaffnet, und die Nation durch Proklamationen, Flugschriften, Gedichte, Reden, Zeitungsartikel für den Angriff begeistert hatte, begann der Krieg gegen Frankreich und den rheinischen Bund. Am 10 März ging das österreichische Heer auf allen Punkten über die baierschen Grenzen.

Dieser Krieg sollte ein Contrerevolutionskrieg sein und ganz Europa umfassen, um Oesterreichs Macht an die Stelle der zerstörten Macht Frankreichs zu setzen. Es sollte dieser Krieg ein Kampf des alten Staats- und Feudalsystems gegen dasjenige System von Staatsrecht werden, welches sich während und aus der Revolution gebildet, und, die Rechte der Menschheit ehrend, Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze, Freiheit der Gewissen und Theilnahme des Volks an der Gesetzgebung als die Grundlagen jeder vernünftigen Staatsverfassung erklärt hatte. „Was bisher durch Theoretiker gesagt, gelehrt und geschrieben worden war," sagt der oben erwähnte Geschäftsmann, „was bisher nur in politischen Träumen bestanden hatte, ging nun in das praktische Leben über, und die schöne Röthe, mit der der Morgen der französischen Revolution, der Menschheit einen heitern Tag verheissend, begonnen hatte, zeigte sich nun am Abend derselben, nach ungeheuern Stürmen, wieder."

Oesterreich zählte in Holland, Deutschland, Italien und der Schweiz auf viele Anhänger des alten Systems, des Feudalwesens, der erblichen Vorrechte, der religiösen Unduldsamkeit. Es zählte auf die Unzufriedenheit vieler Adelichen, Mönche, Priester; es zählte auf den Einfluß derer aller, die durch lange oder unglückliche Kriege, oder durch die damit verbundenen Staatsveränderungen eingebüßt hatten und nach Rache seufzten; es zählte auf den Beistand derer, die, von Waffen des Auslands bezwungen, auf jede Art ihrem verwundeten Nationalstolz gern ein Sühnopfer gebracht hätten. Und es hatte sich nicht

Digitized by Google

ſowohl in der Zuneigung aller dieſer, als in ſeinen Mitteln verrechnet, wodurch es den Umſchwung der politiſchen Welt bewerkſtelligen wollte.

Alle jene Triebfedern, welche einſt die franzöſiſchen Revolutionärs zum Umſturz fremder Verfaſſungen in Bewegung geſetzt hatten, wurden zur Schöpfung der Contrerevolution, aber nur ſehr unvollkommen, oft ſehr zweckwidrig, nachgeahmt. Beſonders ſpielten, gleich mit Eröffnung des Feldzugs, die Proklamationen eine wichtige Rolle.

„Die Freiheit Europens hat ſich unter unſere Fahnen geflüchtet; eure Siege werden ihre Feſſeln löſen, und eure deutſchen Brüder — jetzt noch in feindlichen Reihen — harren auf ihre Erlöſung.“ So ſprach der Erzherzog Karl in ſeinem Armeebefehl vom 6 März zu ſeinen Truppen. Aber von allem dem erfolgte das Gegentheil. Seine Soldaten wurden in der Schlacht bei Abensberg von den Baiern geſchlagen, die nichts weniger als Erlöſung verlangt hatten.

In eben jenem Befehl empfahl Karl ſeiner Armee „Achtung und thätige Freundſchaft gegen die fremden Truppen, welche bald, in innigem Verein mit ihnen, den gemeinſchaftlichen Feind bekämpfen würden.“ Vermuthlich rechnete man darauf, die baierſchen, würtembergiſchen, ſächſiſchen Heere ſollten ihren Königen treulos werden — oder Preuſſen und ſelbſt Rußland ſollten ihre heiligen Verträge mit Frankreich zu Gunſten von Oeſterreichs Sache brechen. Das alles geſchah nicht. Die Lücke in dieſer Rechnung zu decken, erklärte man zuletzt, die — Türken wären unter jenen fremden Truppen verſtanden worden.

Beim Einmarſch in Baiern wurden Proklamationen „an die deutſche Nation“, vom Erzherzog Karl unterzeichnet, auf militäriſchen Befehl vertheilt, angeſchlagen, von den Kanzeln verleſen. Ziemlich deutlich ward hier den im rheiniſchen Bunde begriffenen deutſchen Völkern zu verſtehen gegeben, daß ſie ſich nur durch thätiges Mitwirken zum Kampf gegen ihre eigenen Fürſten vor feindlicher Behandlung ſchützen könnten.

Oeſterreichiſche Beamte verbreiteten einen andern Zuruf „an die Völker Deutſchlands“, worin ſie ermahnt wurden, Spaniens Beiſpiel nachzuahmen, und ihre neueſten Verfaſſungen zu ſtürzen.

Der Fürſt von Roſenberg, als Chef eines öſterreichiſchen Korps, das in die Oberpfalz einrücken ſollte, forderte die Baiern beſtimmt zum Aufruhr gegen ihren König auf, verſprach kaiſerliche Belohnungen in ſeiner Proklamation denen, die ſich an das ehmalige Reichsoberhaupt anſchlieſſen würden, aber Strafe und Schande, die die ihnen angebotene Rettung verſchmähen würden.

Der General Radivojevics ermunterte nicht weniger beſtimmt, in ſeinen Proklamationen vom 10 und 14 Juni, die Baireuther zur Empörung gegen den König von Baiern. Er verlangte auf der Stelle die Bewaffnung des Volks unter öſterreichiſchen Fahnen. Aehnlichen Geiſtes war in Baireuth die Proklamation des öſterreichiſchen Majors von Noſtitz, und ein anonymer „Aufruf an die Deutſchen“, der, ſehr poetiſch abgefaßt, von Baireuth aus verbreitet wurde.

Der General Am Ende forderte in ſeiner Proklamation vom 9 Juni die Sachſen auf, als er ihren König aus ſeiner Reſidenz vertrieben hatte, ſich unter Oeſterreichs Fahnen zu ſtellen, unter Androhung, daß ſie im Weigerungsfalle „die Drangſale des Krieges im verdoppelten Maaße empfinden ſollten.“

Der Erzherzog Johann erinnerte die Italiener an ihre ehmalige Lage unter öſterreichiſcher Herrſchaft, und ermahnte ſie zum Abfall von Frankreich in einer Proklamation, davon der Generalintendant Graf von Goes ganze Wagen voll mit ſich führte, bis er ſammt ſeinen Proklamationen von den Italienern gefangen genommen ward.

Der Erzherzog Ferdinand, als er in das Herzogthum Warſchau eindrang, forderte die Polen in ſeiner Proklamation vom 14 April nur auf, ihn als Freund zu empfangen, und Napoleons Schutz von ſich zu werfen.

Doch alle dieſe Reden und Proklamationen fruchteten bei den Völkern ſo wenig, als bei den Armeen. Sie blieben ihren Monarchen getreu; nur Vorarlberg und Tirol machten eine Ausnahme, die übel genug ausfiel. — Am meiſten ſuchten die Agenten Oeſterreichs auf die baierſchen Heere einzuwirken. In einer anonymen Proklamation an die baierſchen Soldaten ward alle Kunſt der Ueberredung verſchwendet, ſie treulos zu machen. „Im öſterreichiſchen Lager“ heißt es darin, „ſind eure wahren Freunde; — hier wird für eure Freiheit und für euern König gefochten; unter dieſen Fahnen müßt ihr für Deutſchland, für Baiern, für euer königliches Haus kämpfen.“

3.

Erzherzog Karl und Napoleon bei der Schlacht von Eckmühl.

Der Erzherzog Karl (ſo erzählt der Verf. der „Materialien“) ſah der Schlacht von Eckmühl aus dem Schloſſe von Eglofsheim zu, und ſchimpfte gegen den dortigen Beamten heftig über die Baiern, welche ihr wahres Intereſſe ſo ſehr verkennten. Sein Zorn nahm immer mehr zu, je mehr er die Tapferkeit ſah, mit der die bairiſchen Truppen attakirten. Napoleon übernachtete in dem nämlichen Zimmer, welches der Erzherzog am Morgen verlaſſen hatte.

Ein baieriſcher Augenzeuge (im erſten Heft der „Beobachtungen und hiſtoriſche Sammlung wichtiger Ereigniſſe aus dem Kriege zwiſchen Frankreich, deſſen Verbündeten, und Oeſterreich“; Weimar 1809) erzählt bei Gelegenheit des Gefechts von Schierling folgende Anekdote.

„Wer den Kaiſer Napoleon mit ſeinen Offizieren während der Schlachten ſo beobachten konnte, wie ich ihn hier, kaum ſechs Schritte von mir, mit der Karte vor ſich auf den Knien, auf der Erde liegen ſah, und wie er da mit Stecknadeln von verſchiedenen Farben die Truppen und die Gegenden bezeichnete, in welchen ſie in der Schlacht vorrückten und welchen Ort ſie dort beſetzen ſollten; wer die kurzen und beſtimmten Rapporte ſeiner Adjutanten und die eben ſo klaren Antworten und Ordres darauf mit anhörte; wer die Thätigkeit ſeiner Marſchälle und Generale, vom erſten bis zum letzten, und dann die Langſamkeit und das entkräftete Alter der meiſten öſterreichiſchen Generale dagegen beobachtete: der wird die Urſachen bald einſehen, warum und wodurch er allenthalben den Sieg erringt. Nichts entgeht ſeiner Aufmerkſamkeit. Mitten in der Schlacht, während des gräßlichſten Feuers, erblickte er ſeitwärts in weiter Ferne ein Truppenkorps in weißen Mänteln; ſogleich ſchickte er Adjutanten an uns Baiern und ließ uns ſagen: wir möchten ja nicht auf die Kolonne feuern, denn es wären Brüder des Bundes. Napoleon ſaß auf der Erde an einer Waldſpitze von Eckmühl, und indem er beſchäftigt war, die fernern Poſitionen der Truppen auf der Karte zu ordnen, traf ihn plötzlich eine feindliche (ohne Zweifel matte) Schützen-

Digitized by Google

kugel auf seinen rechten Schenkel; schnell sah er sich um, ob es auch Jemand bemerkt habe, dann wischte er mit der Hand über den Fleck, auf welchen die Kugel traf, und arbeitete ruhig fort. Wer etwa glaubt, er setze sich dem feindlichen Feuer nicht aus, der irrt sich, und ich hätte gewünscht, daß er solches oft weniger gethan hätte, weil sein Verlust unersetzlich wäre. Eben so wünschte ich, daß unser guter Kronprinz von Baiern sich weniger dem feindlichen Feuer aussetzte. Kugeln schlugen in seiner Nähe die Menge nieder, und eine feindliche Granade ricochettirte bis dicht vor sein Pferd; aber dennoch blieb er kalt und ruhig auf derselben Stelle halten."

4.

Scenen aus dem Tirol.

Die Gemahlin eines baierschen Stabsoffiziers, den die wüthenden Tiroler Rebellen so eben gemordet hatten, saß mit ihrem Kinde auf dem Arme, in Schmerz versunken, auf ihrem Zimmer, Plötzlich drang ein wilder Haufe herein, und sie sah ihrem gewissen Tode entgegen; aber einer der allerwüthendsten verschaffte ihr einige Stunden Frist und man ließ sie allein. Nach einigen Minuten kam eben der am blutgierigsten Scheinende zurück, und sagte mit Wehmuth: „Gnädige Frau! Ihr Kind kann und will ich retten; geben Sie mirs und empfehlen Sie ihre Seele Gott." Man kann sich diese Szene und den schmerzhaften Kampf der Mutter denken. Der Tiroler wurde dringend, riß ihr das Kind weg, und versprach auch sie binnen einer Viertelstunde zu retten. Er hielt Wort, brachte Bauernkleider, vermummte sie, und eilte mit ihr die Treppe hinab, an deren letzten Stufen ihm schon der mordsüchtige Haufe begegnete, und ihn frug, ob die Dame noch oben sei. „Ja" antwortete er, „macht nur, daß ihr hinauf kommt, sonst findet ihr sie nicht mehr, denn sie will sich eben verstecken." Die Wüthenden befolgten seinen Rath, und Mutter und Kind waren gerettet.

Einem hübschen Jungen, einem vierzehnjährigen gefangenen Tambour, drückte ein Tiroler Rebelle mit dem Daumen und der fürchterlichsten Kälte beide Augen aus.

5.

Beitrag zur Karakteristik der Zeit und vieler ihrer Genossen.

Eine interessante Bemerkung, die laut wiederholt zu werden verdient, ist diejenige, welche der mehr erwähnte Herausgeber der „Materialien" in Betreff jener deutschen Schriftsteller macht, die eine Zeit lang vor dem wieder ausgebrochenen Kriege Oesterreichs gegen Frankreich das große Wort in der Politik zu führen suchten, und die Sache des Feudalsystems, der illiberalen Ideen in Rechten des Volks und in der Religion in Schutz nehmen wollten.

Seitdem die Schlacht von Jena den preußischen Journalisten Veranlassung gegeben hatte, ihre Klatschsucht an der einstürzenden preußischen Monarchie zu üben, und die Regierung, welche sie vorher zum Ideal und zum Idol aller Regierungen erhoben hatten, muthwilligen Gassenjungen gleich, zu lästern und mit Koth zu werfen: seitdem bemerkte man bei einigen norddeutschen Gelehrten eine Annäherung an Oesterreichs gelehrte Republik, welche gegen das frühere vornehme Herabsehen der nämlichen Menschen auf süddeutsche Kultur überdauert sonderbar genug kontrastirt. Wien, dem vorher höchstens die Ehre gegönnt worden war, der Hauptsitz von Deutschlands — Magen zu sein (Kopf und Herz hatte eine sächsische Zeitung vor dem Ausbruche des preußischen Krieges ausschließend in den deutschen Norden versetzt), hieß nun der „Mittelpunkt von deutscher Kultur und Gesetzgebung"; der Tiroler-Wasel, in Wien ein Lieblingsstück für das Publikum des Kasperl, wurde, wie wenigstens Hr. Falk in dem Anzeiger zum vierten Heft des Prometheus Seite 17 behauptet, in Weimar, diesem deutschen Athen, viermal mit außerordentlichem Beifall gegeben, als ein Produkt, welches „zu etwas Rechtschaffenem (?) führet"; ja die norddeutschen Gelehrten hörten sogar auf, undankbar zu sein, und die gutmüthigen Wiener liefen doch nicht mehr Gefahr, nachdem sie die Herren mit Kapaunen und Karpfen satt gefüttert hatten, zum Lohn für ihre Hospitalität, als „Fasaken" in den Reisebeschreibungen lächerlich gemacht zu werden. Mit diesem Lobe Oesterreichs verband sich natürlich auch ein Preisen der „guten alten Jahrhunderte" und der aus ihnen herstammenden Institute, welche nun von Oesterreichs Regierung bald allein mehr geschützt wurden. Unter dem Vorwande, die „aus deutschem Geiste und Gemüthe hervorgegangenen" Formen gegen die unheilige Neuerungswuth der Zeit zu bewahren, wurde dem Sturze des Feudalsystems auf alle Art entgegen gearbeitet, und man sah die nämlichen Menschen, welche vor zwanzig Jahren mit einem Feuereifer ohne Grenzen eben dieses System bekämpft hatten, zum Schutze desselben mit ihren ehmaligen Gegnern in einen Bund treten, der wirklich zu den größten Paradoxen des gegenwärtigen Zeitalters gehört. Glücklicher Weise sind dies aber nur Proletarier der gelehrten Republik, die, um ihrer Partei Gewicht zu verschaffen, ehrwürdige klassische Namen mißbrauchen müssen, und es auch können, weil die Männer, die sie tragen, es unter ihrer Würde halten, auf dergleichen abgeschmackte Anschuldigungen zu antworten.

6.

General Jellachich in der Nähe des Königs von Baiern.

Am 24 April waren in München schon die Bulletins über die bis dahin gewonnenen Schlachten an allen Straßenecken angeschlagen. Am folgenden Tage des Morgens kam der König von Baiern, nur von vierzehn Dragonern begleitet, in seine Residenz zurück, unter allgemeinem Jubel seiner Unterthanen. Abends war München illuminiet; General Jellachich näherte sich mit 4000 Oesterreichern der Stadt bis auf eine Stunde, und noch vor dem Anzünden der Lampen schickte er eine starke Patrouille an das Thor, mit der Frage, ob Garnison in München sei? — „Der Kronprinz steht mit 10,000 Mann auf der andern Seite der Stadt" erwiederten die patriotischen Münchner. Die Patrouille zog ab. Jellachich ersahe nichts von des Königes Nähe, den er durch einen Coup de main zu seinem Gefangenen hätte machen können.

7.

Die Oesterreicher in Baiern.

Die österreichischen Truppen waren durch viele Proklamationen als die Befreier Deutschlands verkündet worden; aber die Härte, oft empörende Grausamkeit, mit denen sie gleich beim Einmarsch in Baiern, Franken, Italien u. s. w. verfuhren, bewiesen, daß es den Offizieren und Beamten am gehörigen Takt fehlte, Völker zu gewinnen. Es wurden sogleich unerschwingliche

Digitized by Google

Kontributionen und Requisitionen ausgeschrieben. Oesterreich wollte Frankreichs System verhaßt machen, ahmte es aber doch in diesen Stücken nach. Es läßt sich rechtfertigen. — Der Feldmarschall-Lieutenant Stipsicz erklärte zu Braunau, die Requisitionen müßten geliefert werden; die Beamten hätten nur die Wahl zwischen der Lieferung und dem Strange. Es läßt sich auch diese Strenge entschuldigen. Aber nicht rechtfertigen, nicht entschuldigen läßt sich das barbarische Beschimpfen derer, die ihrem Monarchen treu blieben. In Baiern schalten die Oesterreicher jeden, der nicht mit ihnen gemeine Sache machte; und welchen Schimpfnamen gaben sie den braven Baiern? Patrioten! — Die unmenschliche Behandlung, welche angesehene baierische Beamten durch den Feldmarschall-Lieutenant Grüne, durch den Feldmarschall-Lieutenant Hiller erlitten; die Ermordung anderer Beamten auf militärischen Befehl, wie z. B. der Tod des Landrichters Ruland in Winhöring; die muthwillige Zerstörung des Eigenthums von Privatpersonen, — diese und ähnliche Barbareien deutscher Männer mit Waffen gegen Deutsche ohne Waffen, können schwerlich Apologeten finden, befärkten die Völker in der Treue zu ihren rechtmäßigen Königen, und machten den Haß gegen Oesterreich erblich und allgemeiner.

Das dem Staatsminister Baron von Montgelas gehörige Schloß Zeilsofen wurde rein ausgeplündert und verwüstet. Was nicht fortzubringen war, wurde zerschlagen und zerhauen; alle Fenster wurden eingeschlagen und die Möbeln zertrümmert. Nur durch wiederholtes Bitten der Unterthanen konnten die Oesterreicher vom Anzünden abgehalten werden; die brennenden Lunten waren schon bereit!

(Die Fortsetzung folgt.)

Varietäten.

Aus Deutschland.

— * Frankfurt möchte wohl jetzt die glücklichste der bedeutenden germanischen Städte sein; Dank sei's dem mäßigen und weisen Fürsten, in dessen Hände Napoleon ihr Schicksal legte! — Freilich leidet sie auch unter dem Druck der Umstände, unter welchem fast ganz Europa seufzt; aber gewiß nicht so sehr, als sie leiden müßte, wenn ihre Bürger weniger thätig und industriös, wenn ihr Wohlstand weniger solid, und vor allen wenn ihr Fürst nicht ein schätzender Genius wäre, der bei so manchem Guten, das er seinen Unterthanen erzeigt, auch so viele Uebel der schicksalsvollen Zeit mildert, oder so viel möglich ganz abwendet. Der Handel hat wenigere gelitten, als ohne jene glücklichen Umstände geschehen sein würde, und der äußere Wohlstand der Stadt scheint wenigstens nicht in Abnahme. Unaufhörlich werden neue Häuser und Gärten angelegt, und die alten verbessert und verschönert. Gute Anstalten fürs Schul- und Erziehungswesen, für Bequemlichkeiten, für Geistesgenuß und Veredelung gestehen trefflich, und das Innere und Aeußere der respektablen Reichsstadt wird heller und freundlicher, ohne bedeutend minder solid zu sein.

Die Herbstmesse war so schlecht nicht, als man seit einigen Jahren gewohnt ist. Manche Waaren gingen sehr gut; besonders die Surrogate der englischen. Es fehlte nicht an Fremden aller Art. Auch der industriöse Poet Pfaff zu Temple ließ sich wieder sehen, der mit seinem lächerlichen Wachswerk (von welchem schon früher einmal viel zu glimpflich in diesen Blättern die Rede war) den ehrlichen Deutschen ihre Gulden aus den Taschen zerren will. Gewiß sind unter hundert Stadtbewohnern keine zwei, welche ans Interesse für sein Werk kaltblütig dachten.

Das Casino, Lesekabinet und Museum florirten nach wie vor. Neulich wohnte ich der Versammlung dieser letztern trefflich organisirten Gesellschaft bei. Fremde und einheimische, treffliche musikalische Dilettanten vergnügten durch ihre Gesänge, und wechselten mit Deklamationen und Vorlesungen ab. Diesmal wurden einige kleine Aufsätze voll großen Sinnes von Jean Paul Richter (der Gesellschaft Ehrenmitglied) vorgelesen. Bei der vorigen Versammlung soll Prof. Windischmann aus Aschaffenburg einen gehaltvollen Aufsatz: „Blicke auf die Vergangenheit und in die Zukunft" vorgelesen haben. — Vorzüglichen Genuß gewährte die Kunstbetrachtung. Die Wände des großen Saales sind mit Gemälden alter Zeiten und Schulen behängt, die Tische mit Handzeichnungen und Kupferstichen belegt. Dieses Fach steht unter der Leitung eines trefflichen Künstlers, Schütz des Vetters, der immer für vorzügliche Aufwahl sorgt. Diesmal waren unter andern Gemälde von fünf lebenden Künstlern aufgestellt, unter welchen besonders ein Portrait von Stieler alles Lugen auf sich zog. Dieser wackere junge Mann findet in Frankfurt viel zu thun, und seine Portraits werden nach Verhältniß mit zwanzig bis vierzig und mehr Louisd'or bezahlt.

Aus der Schweiz.

— * Unter den neuern literarischen Arbeiten schweizerischer Gelehrten verdient vorzüglich das „Handbuch des Zivilprozesses mit besonderer Hinsicht auf die positiven Gesetze des Kantons Bern" vom Herrn Professor G. L. Schnell; vorzügliche Erwähnung. Dies Werk, das erste, welches über den erwähnten Gegenstand erscheint, ist mit einer so umfassenden Sachkunde, philosophischen Besonnenheit und Berücksichtigung älterer und neuerer Rechtsgelehrten abgefaßt, daß es nicht nur jedem inländischen Juristen zur hohern Einsicht vaterländischer Zivilgesetzgebung, sondern auch dem Juristen, dem Gesetzgeber und dem Philosophen des Auslandes von entschiedenem Werthe wird. — Hr. Appenzeller, Pfarrer auf Brütten im K. Zürich, hat uns mit einem „Potpourri von Reminiszenzen, kleinen Gemälden u. s. w. über die Schweiz" beschenkt. Es ist dies die leichte und angenehme Erzählung einer Schweizerreise des geistvollen Verfassers, des Dichters vom „Obelisk auf die getallenen Unterwaldner", in welcher er, neben der Unterhaltung, manchen lehrreichen Wink über die Schweiz der heutigen Tage gewährt. — Hr. J. Brunner, der noch unvergessene Dichter der Fischeridyllen, welcher schon seit mehrern Jahren in Aarau, als Lehrer der Kantonsschule, und als Mensch, allgemeiner Achtung genießt, arbeitet an einem idyllischen Epos, „der erste Krieg", welcher vielleicht bald öffentlich erscheinen wird. — In Bern arbeitet Hr. Prof. Ludw. v. Haller an einem großen Werke „Theorie der Staatswissenschaft", wozu eine kritische Revision der Staatsrechtlichen Literatur seit zweihundert Jahren den Eingang bahnt. Er wird in diesem Werke seinen Ideen über Staatsrecht, die schon so manchertei Kontroverse veranlaßten, größere Ausdehnung geben. — Auch der ehrwürdige Veteran Leonh. Meister blieb in seiner ofterreichen Einsamkeit nicht literarisch unthätig, und gab uns endlich den vierten und letzten Band seiner „historischen Geschichte während der zwei letzten Jahrtausende, von Cäsars bis zu Bonaparte's Epoche". Obwohl dies Werk nicht als eine vollendete Geschichtsbeschreibung angesehen werden kann, gibt es doch dem Historiker eine Sammlung schätzbarer Materialien, die Dankbarkeit verdient.

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nr. 11.)

Digitized by Google

Intelligenzblätter
zu den
Miszellen für die neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 11. — den 25 Oktober 1809.

Berichtigung der im allgemeinen Justiz- und Polizei-Anzeiger, zu den allgemeinen Justiz- und Polizei-Blättern, gehörend, Nro. 26, Sonnabend den 8 Juli 1809, dem Fellenbergischen Institute gemachten Beschuldigungen.

I. Der Mann von Karakter und Würde hat es sich, unserer Meinung nach, zur unverletzlichen Pflicht zu machen, wahr und konsequent zu sein, das Wahre, den gegründeten Tadel, ohne Bitterkeit oder Anzüglichkeit zu sagen, und nicht nach Hörensagen, sondern nach Selbstprüfung zu urtheilen. Wir sind gewohnt so zu handeln, und können aus dieser Rücksicht nicht schweigen, wenn der Verfasser der merkwürdigen Ankündigung u. s. w. unwahr berichtet, und dem biesigen landwirthschaftlichen Institute eben so unrichtige als unfreundliche Beschuldigungen aufbürdet.

Der Herr Verfasser beschuldiget die hiesige Landwirthschaftsschule, daß man

1) hier vieles im Kleinen sehe, was im Großen nicht ausführbar sei, und wir können ihm versichern, daß sich nichts leichter eben sowohl im Großen als im Kleinen ausführen lasse, als grade was hier gesehen und getrieben wird, ja man hat Hrn. Fellenberg schon gesagt, man würde nur im Großen ausführen können, was er sehe, was eben so unrichtig ist, als die erste Beschuldigung, und man sieht daraus schon die zwei Extreme, zu welchen der Mensch übertreten geneigt ist, weil er das goldene Sprüchelchen: medium tenuere beati, so leicht vergißt.

2) Daß man der Natur mit großem Aufwande in einem Distrikte Alles gewinnen wolle, weil man sich mit einem unverhältnißmäßigen Ertrage begnüge. Nur ein geringer Theil des hier statt findenden Aufwands darf der eigentlichen Hofwuler Landwirthschaft zur Last geschrieben werden, weit der größere aber den hiesigen Erziehungs-, Unterrichts- und Fabrikations-Anstalten, u. s. w. Wir müssen uns übrigens hier gegen den Rest der angeführten Klage auf den schönen Viehstand, die vollen Scheunen, die schweren Aehren, den vortreflichen Klee und die schöne Frucht berufen, die wir hier machen sahen, und die wir noch auf keinen andern Feldern erblicken konnten.

3) Wir wollen dem von Kretschmann'schen Institute den bohrn Grill keineswegs absprechen, der ihm beigemessen wird; allein die Behauptung, daß ein höherer daselbst herrsche, als in der hiesigen Anstalt ist sicher zu gewagt, weswegen wir beschleiden auf die landwirthschaftlichen Blätter von Hofwil (erstes und zweites Heft) verweisen.

4) In dem hiesigen Institute werde Thaers Werk abgelesen, der landwirthsch. Unterricht von Hrn. Fellenberg isolirt gegeben, keine Veterinärkunde, Rechtswissenschaft und Staatskunst, in Beziehung auf Landwirthschaft, keine Chemie gelesen, geschlossene Vorlesungen gehalten, die keinen andern Erfolg haben, als daß sie vorgelesen worden sind, dies sind Beschuldigungen, die folgendermaßen vernichtet werden: Wer je hier eine Vorlesung besucht hat, wird wissen und als rechtlicher Mann sagen müssen, daß man zwar hier großen Männern Gerechtigkeit wiederfahren läßt, daß man ihre Schriften zum Nachlesen und zum Vergleichen empfiehlt, nicht aber, daß man hier ablest, und daß eben so wenig der landwirthschaftliche Unterricht isolirt gegeben wird; denn die hiesigen Lehrer halten gleichen Schritt, und mithin greift ein Vortrag in den andern, der um so nützlicher und zweckmäßiger ist, als er in systematischer Ordnung zum Ganzen werdend, vorgetragen wird. Physik und Chemie trägt z. B. der Dr. Girsberger vor, so wie auch Witterungslehre, und zwar die erstere mit den nöthigen Versuchen, indem dir hiesige Anstalt einen physischen Apparat, ein gutringerichtetes Laboratoreium hat, und der Lehrer, ein Schüler Hildebrands, die Versuche eben so erläuternd und gründlich, als genau anstellt. Mineralogie, Botanik, Zoologie, Technologie und Forstwissenschaft lehrt Hr. Albrecht, dessen Kenntnisse eben so ausgebreitet sind, als sein Vortrag angenehm ist. Mathematik, Hr. Griepenkerl. Ein Obrekrecht gibt uns Unterricht in Führung der von Hrn. Fellenberg theils erfundenen, theils verbesserten Ackergeräthe; ferner lehren uns das landwirthschaftliche Bureau, gleich wie die Werkstätten, offen, in welchen wir die Ackerarbeitsschaften bereiten und entstehen sehen, so daß wir mit der Einrichtung und dem Mechanismus genau bekannt werden. Selbst die besten mißlungenen Versuche dieser Instrumente werden uns gezeigt, und so dargethan, wir das Vollkommene aus dem Unvollkommenen entstand. Daß Hr. Fellenberg viel darauf verwendet hat; sollte ihm wahrlich am allerwenigsten von Seite derer zum Vorwurf gereichen, die nun den Erfolg dieses Aufwands ohne Risiko zu genießen haben. Kurz, der Herr Verfasser irrthen müssen, wenn er je hierher reisen wird, daß er grundfalsch berichtet worden ist, und bei Vergleichung der allgemeinen Justiz- und Polizeiblätter, Nro. 155, Dienstag den 27 Dez. 1808, und Nro. 13, Mittwoch den 1 Febr. 1809, ganz andere Urtheile aufgestellt finden, als in Nro. 26 Sonnabend den 8 Juli derselben Blätter.

Was die Selbstbildung des Kursus der Zöglinge im Bureau betrifft, müssen wir sagen; daß Hr. Fellenberg das nämliche vor zwei Jahren that, aber bald davon zurücktam, weil er den Nutzen für den Zögling nicht fand, den er dabei suchte, und wir können eine Organisation, nach welcher der theoretische Vortrag mit der Praxis gleichen Schritt fortgeht, keinerwegs unzweckmäßig finden, wenn wir gleich die von Kretschmännische nicht verwerfen, indem wie weder die Lehren dreschen, noch das Institut kennen. Das Einzige, was wir zu wünschen finden, ist Veterinairkunde in einem ausgebreiteteren Vortrage, als Herr Fellenberg ihn wird geben können, welchen Wunsch er aber sicher noch erfüllt, da er sich bestrebt, seiner Schule keinen wahren Mangel zu lassen (angedichtetr gehen ihn nichts an), sie alls auf die Höhe der Vollkommenheit zu bringen, auf welche der Sterbliche sein Werk, ungeachtet der vielen ihm in den Weg geworfenen Hindernisse, zu heben im Stande ist.

Digitized by Google

Uebrigens versichern wir den Hrn. Verfasser, daß wir alle das Glück fühlen, das ein Land beglückt, in welchem Männer sind, von denen unsere deutschen Brüder Landwirthschaft, das einzig wahre Mittel, kennen lernen, Nationenwohl und Staatenreichthum zu bearünden, und wir würden keine Silbe gegen die so merkwürdige Antündigung gesagt haben, wenn dieselbe nicht Unrichtigkeiten und Beschuldigungen enthielt, deren Ungrund wir am besten einsehen, weil wir an Ort und Stelle sind, mit eigenen Augen schauen, und zu deren Bestreitung uns unsere Begriffe von Rechtlichkeit auffordern. Diximus.

Hofwyl, den 30 Sept. 1809.

(Sign.) Baron von Sturmfeder, königlich-würtembergischer Kammerjunker.
(Sign.) Baron von Ow aus Baden.
(Sign.) F. von Arand aus Würtemberg.
(Sign.) C. Wiedemann aus Braunschweig.
(Sign.) Gemuseus aus Basel.
(Sign.) J. Schindler aus Glarus.
(Sign.) Eberhard aus Dillenburg.
(Sign.) Hasloch aus Nassau-Usingen.
(Sign.) Baron R. v. Pöldeendorff aus Baireuth.
(Sign.) Leman Collomb von Vivis.
(Sign.) Kasp. Schindler von Mollis.
(Sign.) Fried. Maaß aus Mecklenburg.

II. Die unterzeichneten Lehrer und Mitglieder des Instituts von Hofwyl haben an den deutschen Reichsanzeiger und an den allgemeinen Kameraltoreespondenten folgende Erklärung eingesandt:

Die Beilage zu Nr. 136 der Berner Zeitung des laufenden Jahres enthält was folgt:

„Kurze Zeit nach der durch unzuverlässige Empfehlungen bei der hochpreislichen Herzoglich-Nassau-Usingischen Regierung ausgewirkten Sendung des Accessisten Heß, angeblichen Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, nach Hofwyl, setzte sich dieser Mensch durch seinen pflichtvergessenen und lügenhaften Karakter in den Fall, mein Institut verlassen zu müssen, und von seinen Obern als Ihres Zutrauens und seiner Sendung unwürdig zurückberufen zu werden, so daß die ihm früherhin ertheilten Empfehlungen als aufgehoben anzusehen sind, und sein gegen die Befehle seiner Regierung und gegen die väterliche Autorität fortgesetzter Aufenthalt in der Schweiz zur verstärkten Warnung gereichen soll, sich vor diesem Menschen zu hüten, welches anmit nach gebührend erhaltener richterlichen Bewilligung bekannt gemacht wird, um jedermann von dieser Seite vor Schaden zu verwahren.

(Sign.) Emanuel Fellenberg."

Da nun der durch obige Warnung hinlänglich signalisirte Mensch auch noch damit umgeht, ein Publikum, das ihn noch nicht kennt, mit seinen Umtrieben zu belästigen: so halten wir es für unsere Pflicht, alle löblichen Zeitungsredaktionen, an die er sich mit Aufsätzen wenden möchte, hiermit ein- für allemal auf ihre Quelle aufmerksam zu machen, damit wir sie nicht nachwärts wiederholt für unwahr und boshaft erklären müssen.

Unterzeichnet von einigen Lehrern und Mitgliedern des Instituts.

Hofwyl, im September 1809.

(Hier folgen obige Unterschriften und folgende:)

(Sign.) Dr. Gießberger von Anspach, Lehrer der Agrikultur, Chemie und Physik.
(Sign.) Albrecht aus Rothenburg.
(Sign.) Griepenkerl aus Braunschweig.

III. Die allgemeinen Justiz- und Polizeiblätter haben den Hrn. Fellenberg von Hofwyl, den 27 Dez. 1808 beweihräuchert, den 1 letzten Febr. d. J. theilten sie mit gemäßigterm Lobe die Uebersicht der zu Hofwyl gehaltenen Vorlesungen mit; den 8 Juli machten sie für das Kretschmannische landwirthschaftliche Institut einen Ausfall gegen das Fellenbergische, der mit den früherhin ertheilten Nachrichten in vollkommenem Widerspruch stand. *) Den 9 Sept. letzthin endlich ertheilten die gnesstionellen Blätter ihren Lesern die Schmähungen des Accessisten Heß gegen den Hrn. Fellenberg und seinen Bedienten Studer. Daraufhin hat ersterer der Redaktion der gleichen Blätter folgende Erklärung zugesandt:

Hofwyl, den 28 Sept. 1809.

„Wer einen Menschen meiner Art beweihräuchern kann, als wüchse es einem ehrlich Gesten selten, der mag ihn wohl auch einmal mit Koth bewerfen, dagegen mag ich kein Wort verlieren; ich beantworte mich daher dier Ihrem Publikum blos zu erklären, wesmegen ich mich auch gegen die Heß'schen Verläumdungen im Falle befinde, stille zu schweigen.

1) Ist die Urheber (der Accessist Heß) schon richterlich als ein pflichtvergessener Lügner verrufen (siehe die Beilage zu Nro. 136 der diesjährigen gemeinnützigen schweizerischen Nachrichten), und von allen denen, die ihn genau kennen, als ein solcher anerkannt, was sollte da noch gegen seine Schmähungen einzuwenden sein?
2) Deagen diese Schmähungen bereits einen Stempel, den man eben so wenig irgend etwas beifügen, als davon thun darf, um zu beurkunden, was sie auf sich haben.
3) Mußte auf den Eintritt eines Menschen von Heßens Schlag in ein Institut von der Art, dessen von Hofwyl nothwendig erfolgen, was geschehen ist. Heß mußte sich da entweder bessern oder zum Narren werden; nun ist leider letzteres geschehen.

Ist der Karakter meiner Unternehmungen und unsers gesammten Wesens und Treibens in Hofwyl allzunverkennbar ausgesprochen, und in solchem Grade von allen Seiten beobachtet, deprüft, beurtheilt und in die größte Evidenz gesetzt, daß ich mich dadurch der Mühe überhoben finde, gegen Verläumdungen zu scheiden; was sollten Worte neben der Sprache so unzweideutiger und so vielfach bewährter Thatsachen?

Unterz. Em. Fellenberg.

IV. Angefragt, was es mit des Nassauer Heß's Vorgehen auf sich habe, daß ich etwas gegen Herrn Fellenberg von Hofwyl oder gegen seine Bedienten zu klagen habe, erkläre ich Endunterzeichneter hiermit, daß ich zwar vor einigen Jahren bei Veranlassung eines mit Studern gehabten Vorfalls glaubte, von ihm beeinrechtigt worden zu sein, aber nachwärts durch seine Erklärung sogleich wieder zufrieden gestellt wurde, so daß ich weder über ihn noch irgend jemand sonst zu Hofwyl etwas zu klagen habe, wie ich auch von Herrn Fellenberg nur Ehr, Liebes und Gutes weiß, von dem Accessisten Heß aber weiß ich nur, daß er rechtlich als ein pflichtvergessener Lügner verrufen ist.

München buchsee, 4 Okt. 1809.

Unterz. Jakob Hegg,
Müller zu Buchsee.

Die Aechtheit der Unterschrift bescheint der Vizestatthalter Häberlin zu Buchsee.

Anmerkung des Herausgebers der Bernerzeitung. Der verrufene Accessist Heß hat auch alle Namen verstümmelt. Der Müller in Buchsee heißt weder Gieck noch Aeck, sondern Hegg; und der Wirtsherr in Hofwyl heißt nicht Stutter, sondern Studer.

*) Die landwirthschaftlichen Zöglinge in Hofwyl haben sogleich eine mit zahlreichen Unterschriften versehene Protestation dagegen in mehrere deutsche Blätter einrücken lassen.

Digitized by Google

Rüge.

Dem Herrn Verfasser der St. Galler Zeitung, welche sich nicht ganz richtig einen Erzähler nennt, wird wohlmeinend angerathen, daß er vorerst die Dinge besser kenne, bevor er sich über die Ankündigung akademischer Vorlesungen aufhält und über wissenschaftliche Ausdrücke scherzet, die er nicht nur in allen juristischen Handbüchern lesen, sondern den Gegenstand er mit gesunden Augen auch in der ganzen Erfahrung, dem Buche der Natur, sehen könnte. Man muß ihn bedauern, wenn er allein nicht weiß, was die Gerechtigkeit sei, die auch ohne besondere Verbindungen giltet. Sonst war es jedem Anfänger in der Sprache bekannt, daß ein auffergesetzliches Verhältniß auch im Verhältniß der Menschen unvereinander ist. Wir unserseits glaubten z. B. daß man auch gegen einen Russen seine strengen Rechtspflichten habe, obschon wir von keinem nähern Verband mit ihm etwas wissen, und er weder unser Obere, noch unser Untergebene noch unser Mitbürger ist. Das Ausserordentliche, worüber man stille stehen möchte, ist nur, daß ein gelehrt sein wollender Mann nicht einmal weiß, daß man unter den gesetzlichen Verhältnissen zum Unterschied von den auffergesetzlichen theils die Familien und viele andere ähnliche Verknüpfungen, theils die eigentlichen Societäten, Gemeinheiten und Korporationen, und nicht das bloße Miteinandersein versteht. Man hätte noch weniger erwartet von den angebisch moralischen Verhältnissen eines Robinson Crusoe reden zu hören, indem man ihm doch die rechtlichen abspricht. Die Moral (das Gesetz zu nützen), wie die Gerechtigkeit (das Gesetz nicht zu schaden), ist eine Pflicht gegen andere Menschen, und so lang man keine dergleichen neben sich hat, oder mit ihnen in keine Berührung kömmt: so ist man freilich von allen Verbindlichkeiten gegen diese den dispensirt. Es mag eine schwierige Unternehmung sein wöchentlich auch nur einmal vier Seiten lang nach Witzeleien zu jagen; aber ist die Fülle des Geistes nicht da, oder die Minerva nicht bei guter Laune: so kommen nebst wenigen Treffern öfters auch matte Fehlschüße heraus.

Für Reisende, welche die Schweiz besuchen, oder auch dies Land schon bereist haben.

Die neuesten Briefe aus der Schweiz in das väterliche Haus nach Ludwigsburg, nebst einem Gemälde des Bergsturzes am Rigi und Lauwerzer See. Mit Kpf. Zwei Bändchen. 8. München, bei Fleischmann 2 Thlr. 4 gr.

Kein Reisender sollte die Schweiz ohne diese lieblichen Briefe in der Hand betreten, die mit Scharfblick, Laune und höchster Mannigfaltigkeit, üppige Bilder einer richtigen und lebhaften Fantasie verbinden. Mit Recht verdienten sie daher die trefflichen Rezensionen in der Halleschen, Jenaer, Leipziger und Odebeutschen Literaturzeitung, die miteinander dazin übereinstimmen, daß der Verfasser Neuheit mit angenehmem Vortrag verbunden habe. Herr Huber wurde von einem der Rezensenten aufgefordert, das Publikum bald wieder mit einem ähnlichen Werke zu beschenken. Wo vier Männer in ihrem Urtheil über ein Buch so harmonisch zusammentreffen, da beaucht es weitre keiner Anpreisung, sondern der Werth desselben ist entschieden. Wir erinnern nur noch, daß es denjenigen, die die Schweiz schon früher bereist haben, einen der angenehmsten Genüsse verschaffen wird.

Obiges ist bei H. R. Sauerländer in Aarau zu finden.

Geographische Anzeige.

Das geographische Publikum kennt bereits aus dem Prospektus unserer großen topographischen militärischen Karte von Deutschland in 204 Blättern, welche bekanntlich keine politischen Grenzen hat, unsern Plan von allen Reichen und Ländern Deutschlands, sobald die so betreffenden Sektionen der großen Karte fertig sind, einzelne Spezial-Atlanten mit illuminirten Grenzen, davon zu liefern. Mit Pommern, Mecklenburg und der Mark Brandenburg, haben wir dies bereits gethan, und die drei topographisch-militär. Spezial-Atlante davon zur heurigen Leipziger Ostermesse geliefert. Der T. M. Atlas.

1. von Pommern enthält 20 Blätter, und kostet auf ord. Pap. 6 Thlr. 16 gr. sächsl. oder 12 fl. rhein. Velinpap. 8 Thlr. 8 gr. sächsl. oder 15 fl. rhein.
2. von Mecklenburg enthält 20 Blätter und kostet auf ord. Pap. 3 Thlr. 8 gr. sächsl. oder 6 fl. rhein. Velinpap. 4 Thlr. 4 gr. oder 7 fl. 30 kr.
3. von der Mark Brandenburg, nebst dem Antheile von Magdeburg enthält 23 Blätter und kostet auf ord. Pap. 7 Thlr. 16 gr. sächsl. oder 13 fl. 48 kr. Rhein. Velinpap. 9 Thlr. 14 gr. sächsl. oder 17 fl. 16 kr. rhein.

Zu diesen drei bereits gelieferten Atlanten ist nun der vierte nämlich der topograph. milit. Atlas der Markgrafschaft Mähren in 13 Blättern gekommen und kostet auf ord. Papier 4 Thlr. 8 gr. oder 7 fl. 45 kr. Velinpapier 5 Rhlr. 10 gr. oder 9 fl. 45 kr.

Wir schmeichelte uns, daß dieser Spezial-Atlas von Mähren, der einen großen Theil des jetzigen Kriegstheaters enthält, bei der dermaligen politischen Lage Deutschlands, das Publikum doppelt interessiren werde. Liebhaber, welche wenigstens fünf Exemplare davon gegen baare Zahlung direkt von uns nehmen, erhalten das fünfte frei, oder 20 % vom Geldbetrage.

Weimar, den 16 Aug. 1809.

Das geographische Institut.

Man kann sich deßalls auch an H. R. Sauerländer in Aarau wenden.

Die Montag- und Weißische Buchhandlung in Regensburg liefert zur Leipziger Ostermesse 1809 folgende Neuigkeiten:

Almanach für Spatziergänger um Regensburg auf das Jahr 1809. 18 Jahr. Mit dem sehr ähnlichen Porträt des Fürsten Primas und sechs andern Kupfern. 12. Gebunden mit Goldschnitt, in Futteral (in Kommission), 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

Erzählungen und Szenen aus der wirklichen Welt. Ein kleiner Beitrag zu einer Toilettenbibliothek für das schöne Geschlecht, von Eduard. 18 und 18 Bändchen (in Komm.), beide Bändchen 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Heinrich's, Placidus (Prof. der Physik und Mathematik), Bestimmung der Masse und Gewichte des Fürstenthums Regensburg. gr. 8. Velinpapier 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr. Druckpap. 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

— Monumentum Keplero Dedicatum Ratisbonae Die XXVII Decembris Anno MDCCCVIII. Mit vier Steinabdrücken. Fol. maj. Geheftet. (In Kommission) 1 Thlr. 10 Gr. oder 2 fl. 30 kr.

Ueber Fassionen und direkte Auflagen, von einem baierschen Edelmann. 8. 4 Gr. oder 15 kr.

— die Wahrscheinlichkeit der Existenz der Päpstin Johanna. Eine historische Untersuchung. Gr. 8. (In Kommission) 14 Gr. oder 1 fl.

Digitized by Google

Wedekind, G. J., die Entschädigungsberechtigung und Ansprüche des Reichs-Erbmarschalls Grafen zu Pappenheim und seiner Familie an die höchsten Souveränen Deutschlands, bei Aufhebung seiner Stelle und Auflösung seiner Justizkanzlei am Reichstage. Gr. 8. 16 Gr. oder 1 fl.

NB. Der Almanach und Monumentum Keplerі können nur auf gewisse Bestellung versandt werden.

Man kann bei H. R. Sauerländer in Aarau auf sämmtliche Bücher Bestellungen machen.

Nachricht von der Schlacht bei Enzersdorf und Deutsch-Wagram, am 5 und 6 Jul. 1809, und den darauf folgenden Gefechten bis zum Abschlusse des Waffenstillstandes zu Znaim den 12 Jul. Mit dem ausführlichen Plane der Schlacht.

Apperçu de la bataille d'Enzersdorf et de Deutsch-Wagram, le 5 et 6 Juillet 1809 et des combats suivans jusqu'à l'armistice de Znaim le 12 Juillet. Avec *le plan détaillé de la bataille.*

Als Fortsetzung unserer bisher gelieferten Schlachtenplane folgt nun dieser so wichtige, von der ewig merkwürdigen Hauptschlacht bei Deutsch-Wagram, wo Napoleons des Großen erstaunenswürdiges Feldherrentalent sich in seiner ganzen Größe zeigte. Dies durch einen richtigen detaillirten, und zum französischen Schlachtberichte passenden Plan genau darzustellen — was mehrere uns zu Gesicht gekommene Karikaturen davon ganz verfehlt und elend verwirrt haben — war unser Zweck, und wir schmeicheln uns, daß dies uns geglückt sei, da wir vortreffliche Quellen dabei benutzen, und unsern Plan nach dem Entwurfe eines verdienstvollen Augenzeugen und Theilnehmers an der Schlacht liefern konnten; welches ihm für den Militär sowohl als für den künftigen Geschichtschreiber einen entschiedenen Werth geben muß.

Der Schlachtplan ist in Royalfolio sauber gestochen, mit kolorirten Positionen; der deutsche und französische Text in 4. broschirt, in allen guten Buch- und Kunsthandlungen zu haben. Preis 15 gr. oder 1 fl. 6 kr. rhein.

Weimar, im August 1809.

Das geographische Institut.

Man findet Obiges auch bei H. R. Sauerländer in Aarau.

Musikanzeige.

Das sechste Heft der Teutonia ist erschienen. Es enthält Gedichte, meistens religiösen Inhalts, von Herder, Krummacher, Matthison, Schiller, Weissenberg. Dem Pfingstlied des letztern, das aus dem Halleschen Wochenblatt genommen wurde, ist aus Versehen der Name des Herausgebers jener Zeitschrift, Niemeier, beigedruckt worden.

Zürich, im Juli 1809.

Hans Georg Nägeli.

Neue Auflagen von A. C. Gaspari's Lehrbuche der Erdbeschreibung. Erster Kursus. Zehnte, nach den neuesten Veränderungen bis zum 1 April 1809 berichtigte, zum Theil ganz umgearbeitete Ausgabe. gr. 8. 18 gr. oder 1 fl. 21 kr. Methodischer Schulatlas dazu; zehnte Auflage. gr. 4. 1 Thlr. 4 gr. oder 2 fl. 6 kr. Zweiter Kursus. Siebente, bis zum 1 April 1809 berichtigte Ausgabe. gr. 8. 1 Thlr. 6 gr. oder 2 fl. 15 kr. Methodischer Schulatlas dazu; siebente vermehrte Auflage. gr. 4. 2 Thlr. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr. Verkleinerter Handatlas für Bürgerschulen und Zeitungsleser. Neue, und dem zweiten Kursus des Gasparischen Lehrbuchs durchaus adaptirte Ausgabe. gr. Folio. 10 Thlr. oder 18 fl.

Wir liefern hiermit von dieser beiden Lehrbüchern der Erdbeschreibung, deren Werth längst allgemein anerkannt ist, neue mit größerer Sorgfalt bis Ostern d. J. berichtigte Auflagen, welche der Wechsel der Dinge jetzt nöthig machten. Vom ersten Kursus, welcher in dem größten Theile von Deutschland, sowohl in öffentlichen als Privatschulen, als Lehrbuch eingeführt ist, und wovon wir jetzt die zehnte Auflage liefern, haben wir nichts weiter zu sagen, als daß er, mit seinem methodischen Schulatlas vollständig berichtigt sei. — Desto mehr müssen wir vom zweiten Kursus, und seiner neuen Auflage bemerken. Aufmerksame Leser und Prüfer dieser bis zum 1 April d. J. sorgfältigst berichtigten siebenten Ausgabe werden besonders in der ersten Abtheilung, von Europa, fast auf jedem Blatte sehr wesentliche Berichtigungen, und manche Artikel nach den neu eingetretenen politischen Veränderungen ganz umgearbeitet finden; eine Sorgfalt, die ein solches Lehrbuch, das schon seit mehreren Jahren die allgemeine Handgeographie aller gebildeten Stände geworden ist, nothwendig erfordert. Eben so mußte auch der dazu gehörige zweite Kursus des neuen methodischen Schulatlasses durchaus berichtigt, und mehrere Kärtchen dazu noch neu entworfen und gestochen werden. Dies ist geschehen, und so hat nun dieser Atlas, der zuvor aus 34 Karten bestand, deren jetzt 36 erhalten. Da uns aber seither viele Liebhaber, und selbst Lehrer der Geographie, den Wunsch äußerten, auch unsern verkleinerten Handatlas für Bürgerschulen und Zeitungsleser, diesem Gasparischen Lehrbuche adaptirt und mit demselben in Verbindung gesetzt zu sehen: so haben wir auch diesen Wunsch erfüllt, diesen Atlas durch mehrere neue Karten und Ergänzungen bis auf den 1 April d. J. berichtigen, und im Texte des Lehrbuchs jede Karte desselben sowohl, als die des Schulatlasses, bei ihrem Lande zitiren lassen.

Der verkleinerte Handatlas ist Blatt für Blatt nochmals genau revidirt und dem Texte angepaßt worden, besteht aus 60 Karten, und auf diese Art werden nun sowohl Lehrer der Geographie auf Gymnasien und Akademien bei ihren Vorlesungen als auch Privatliebhaber und Zeitungsleser für ihren Handgebrauch völlig befriedigt sein.

Liebhaber, die sich unmittelbar an uns wenden, und von ein oder dem andern wenigstens fünf Exemplare nehmen, erhalten das fünfte frei oder 20 Prz. Rabbat.

Weimar, 1 Jul. 1809.

Das geographische Institut.

Man kann sich auch dafür an H. R. Sauerländer in Aarau mit Bestellungen wenden.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 88. — den 4 November 1809.

Physiognomische Umrisse einiger ausgezeichneten Schweizer.

3.

Philipp Emanuel Fellenberg.

Es scheint in der moralischen Welt ein Naturgesetz zu sein, daß jede neue, oder tief aufs Menschenleben einwirkende Idee alles Vorurtheil, allen Gewohnheitsgeist zum lärmenden Widerstand empört; daß aber zuletzt doch alles, was die Welt wider das Leben und Wirken berühmter und seltener Menschen unternimmt, nur ihrem Werke Gewinn bringen kann. So erklären sich viele bizarre Erscheinungen der Weltgeschichte, wo wir von eben den Steinen, welche die Zeitgenossen auf ihre Wohlthäter schleuderten, ihnen durch die Hand der nachkommenden Geschlechter Tempel erbaut sehen und Altäre.

Wie Pestalozzi's, war auch Fellenbergs höchste Aufgabe, die er seinem Leben machte, Volksveredelung im umfassendsten Sinne des Worts. Es scheint beinahe, daß solche Idee, mit welchem alles dafür hinopfernden Eifer, nur in Republiken gefaßt werden könne, wo das Volk durch seinen Einfluß auf Gesetzgebung und Regierung die Hauptsache des Staats, und selbst der höchste Beamte nur ein Mitglied, kein Inhaber desselben, ist. Fellenberg wählte von Jugend auf und aus eigenem Triebe den gleichen Weg, wie Pestalozzi, dessen Beispiel ihn mehr begeistert als geleitet haben mag. Dieser erreichte das Ziel seines Laufes glücklich, wiewohl erst spat an der Neige der Lebensbahn. Jener ist noch im vollen Ringen begriffen, und man betrachtet den Sieg seiner Sache noch als Problem. Und würde sie auch unentschieden mit ihm sterben: so ist doch schon sein großes Wollen eines Lorbeers werth.

Philipp Emanuel Fellenberg, Sohn einer patrizischen Familie, ward den 27 Juni 1771 zu Bern geboren, wo sein Vater, ein Mann von vielseitiger Gelehrsamkeit, würdiges Mitglied jener Regierung war, die zu den vortrefflichsten ihrer Zeit gezählt worden ist. Mehr aber noch, als dieser, beschäftigte sich seine Mutter, eine Enkelin des berühmten Admirals Tromp, mit der Erziehung des Sohnes. Begeistert für alles, was edel, recht und schön war, haßte sie mit Leidenschaftlichkeit die Selbstsucht, dies Gift aller Seelengröße. Sie war sehr religiös; die Mutter der Armen; die Freundin der Volksfreiheit. Alle diese Gefühle und Gesinnungen suchte sie unablässig dem Sohne einzuflößen. Auf den Knien beschwor sie ihn eines Tages, besser zu werden, als der alltägliche Haufen der Zeitgenossen. „Die Großen" sagte sie, „haben ja überall ihre Freunde, und es fehlt ihnen nicht. Aber du, sei du der Freund der Armen, und der Verlassenen und der Unterdrückten!" — Eben so sah man sie eines Tages bitterlich weinen, als sie befürchtete, das um Freiheit kämpfende Amerika werde endlich der Gewalt Englands unterliegen müssen.

Solche Lehren mußten auf das weiche Herz eines Knaben die tiefsten Eindrücke hinterlassen, der gewohnt war, alles mit jugendlichem Ungestüm zu umfassen. Er kam im Jahre 1795 in das Institut des ehrwürdigen Dichters Pfeffel zu Colmar, und von da wieder nach einigen Jahren in die Schweiz zurück. Sein jahrelanges, ununterbrochenes Studiren schwächte seine Gesundheit, aber nie seinen Enthusiasmus für Arbeiten, die ihm das höchste Gut waren. Um sein allzulebhaftes Temperament zu zügeln, und jede Selbstverlängnung in seinem kleinen Wirkungs-

kreiſe zu üben, that er freiwillig auf die feinern Speiſen und Getränke des väterlichen Tiſches Verzicht, begnügte ſich mit Waſſer und Brod oder einfacher Haberſuppe, härtete ſeinen Leib ab, und verwendete ſein Erſparteß zu allerlei Zwecken, die ihm wohlthätig ſchienen. Am meiſten war es ihm, neben ſeinen Vorbereitungswiſſenſchaften, um Kenntniß des Menſchen in allen Ständen und Verhältniſſen zu thun. Vielleicht hatte das Buch Lienhard und Gertrud, welches er oft, aber nie ohne die heftigſten Gemüthsbewegungen geleſen hatte, nicht wenig zu dieſer Neigung beigetragen. Den berühmten Verfaſſer dieſes Werks hatte er zuweilen bei ſeinem Vater geſehen.

Zur Vollendung der Lehrjahre begann er früh die Wanderjahre. Statt in großen Städten, lebte er in unbekannten Dörfern mit dem Volke, deſſen Gebräuche, Bedürfniſſe und Ideenkreiſe er ſtudirte. So trieb er ſich während dieſer Zeit, die bis zum Ausbruch der Revolution in der Schweiz dauerte, nicht nur in allen Kantonen ſeines Vaterlandes, in Graubünden, ſondern auch in Schwaben, in Tirol und in Frankreich herum. Oft ohne beſtimmte Ziele, ließ er ſich auf ſeinen Wanderungen nicht ſelten nur durch den Zufalls Spiel leiten. So ſprach ihn z. B. eines Tages zu Rigoltau, wo er eine Waſſer-Kur machen mußte, ein junges Frauenzimmer an, er möchte einen Oheim deſſelben zu einem tröſtlichern Glauben bekehren, da er, von religiöſem Schwärmereien verleitet, an ſeiner Seligkeit verzweifelte. Der Antrag reizte den jungen Menſchenbildner um ſo mehr, je abenteuerlicher es ihm vorkam, daß der achtzehnjährige Jüngling den Mann bekehren ſollte, welcher dreißig Jahre älter war. Der Oheim war leider taub. Fellenberg machte ſich ihm bald durch Gebärden verſtändlich. Der Mann gewann ihn lieb, und ſie wurden einig, ein Jahr lang mit einander ganz allein am Zürichſee zu leben, um zu verſuchen, ob einer den andern zu ſeinem Glauben oder Unglauben bekehren könnte. Es gelang keinem. Aber Fellenberg ward dadurch nur noch entſchiedener für Volksbildung und Erziehungsweſen enthuſiasmirt.

Eben ſo bat ihn einſt, während ſeines Aufenthalts zu Genf, ein acht und zwanzigjähriger Mann, ihm gegen einige böſe Gewohnheiten beizuſtehen, die er angenommen hatte, und ſeine Erziehung zu vollenden. Fellenberg war kaum mehr als ſiebenzehn Jahre alt. Er reiſete mit ihm nach Deutſchland, um dieſer Aufgabe genug zu thun, und lernte hier, welche Gewalt die Gefühle liebevollen Vertrauens und Dankes über des Menſchen Herz üben können.

Bei der Einfachheit ſeiner Lebensart, bei der Unabhängigkeit von allerlei Bedürfniſſen, hatte er immer zuviel an dem, was ihm ſein Vater zu ſeiner Unterhaltung ausgeſetzt hatte. Er konnte noch beträchtliche Erſparniſſe ſammeln, deren Früchte ſpäterhin ſein Unternehmen von Hofwyl zu retten im Stande waren. Oft widmete er ſie mit kosmopolitiſcher Harmloſigkeit wohlthätigen Zwecken. Als ein alter Ehepaar, bei welchem er in Tübingen ein Jahr lang gewohnt hatte, in die größte Geldnoth gekommen war, half er demſelben, indem er ſich ſechs Monate lang mit bloßer Haberſuppe nährte. Doch dankbar fanden ihm vier Jahre nachher die Geretteten ſeine Vorſchüſſe zurück.

Auf dieſen Kreuz- und Querzügen, wo er nie ſeines Ziels vergaß, verſäumte er darum die wiſſenſchaftlichen Studien nicht. Zu Limpach, einem Dorfe des Kantons Bern, warf er ſich auf das Studium der griechiſchen Literatur, und im Aargauiſchen Dorfe Beltheim auf die Kantiſche Philoſophie. Auch Peſtalozzi ſah er öfter, bald wo ſie einander auf ihren Reiſen begegneten, bald in der Wohnung deſſelben im Birrfeld. Fellenberg ehrte den von ſeinen Mitbürgern oft verkannten Mann mit Enthuſiasmus. Als Fellenberg eines Abends zu ihm ins Birrfeld kam, erkannte Peſtalozzi den Wanderer anfangs lange nicht. Wie er ihn aber recht anfaß, ſchrie er laut auf: „Iſt es möglich? eines Rathsherrn Sohn von Bern!“ — Ein andermal, als er mit Peſtalozzi nach Richterswyl am Zürichſee ging, befiegen beide ein Marktſchiff, welches voll von Landleuten war. Da warf ſich Peſtalozzi mitten unter ſie hin, wie ein Begeiſterter, und hob ein Geſpräch an, wie ſelten eins gehört worden iſt, um über verſchiedene wichtige Punkte Aufſunft zu erhalten.

Inzwiſchen näherte ſich der Zeitpunkt, in welchem Fellenberg die Frucht ſeiner langen Vorübungen genießen und ſeine Ideale in die Wirklichkeit des Lebens rufen wollte. Aber der Gang der franzöſiſchen Revolution und der öffentlichen Angelegenheiten in der Schweiz bedrohte die Sicherheit jedes großen Unternehmens. Aus Furcht, ein freies Vaterland einzubüßen, bewog er ſeinen Vater, einen Theil des Vermögens in die öffentlichen Fonds von Amerika anzulegen. Noch mehr reizte ihn dazu die Bekanntſchaft mit dem Verfaſſer des „Calm observer“, Hrn. Benjamin Vaughan, geweſenem engliſchen Parlamentsgliede, von deſſen Brüdern der eine, John Vaughan, Direktor der öffentlichen Bank in Neuyork, der andere, Charles Vaughan, Handelsmann in Boſton war. Aber dieſe Amerikaner, mit welchen ihnen anvertrauten, nicht unbeträchtlichen Kapitalien, ihrem Gelübde gemäß, unbedingt nach dem Willen der Eigenthümer anzulegen, verwendeten einen Theil der Summen zu ihrem eigenen Gebrauch, und Fellenberg erhielt, trotz aller ſeit zehn Jahren wiederholten Reklamationen, ſelbſt ungeachtet der beswegen von Seiten des franzöſiſchen Geſandten in Bern geſchehenen Verwendungen, bis zur Stunde keine Zurückzahlung.

Dies Betragen jener beiden Amerikaner, ein warnendes Beiſpiel für allzu vertrauensvolle Europäer, hatte allerdings wichtigen Einfluß auf Fellenbergs Lage, deſſen Vater in der letzten Nacht des Jahres 1801 ſtarb. Unterdeſſen war, was jeder vorausſah, welcher ohne Vorurtheil ſah, auch die Revolution in der Schweiz ausgebrochen. Da Fellenberg ſeine Begriffe über die franzöſiſchen Machthaber gleich nach Robespierre's Sturz berichtigt hatte, ſah er das Unglück ſeines Vaterlandes beſtimmt vor. Er antwortete einem der Schweizer, welcher ihn von Paris aus zur Theilnahme an der politiſchen Umgeſtaltung Helvetiens einlud, daß er lieber ſterben, als die Hand zu ſolchem Unternehmen bieten würde.

Als Bern, im Augenblick der dringendſten Gefahr, da ſich ſchon franzöſiſche Heere dem Schweizerboden nahten, Hrn. Albr. von Haller (Anfang Märzes 1798) nach Luzern ſandte, um die Eidsgenoſſen zum allgemeinen Widerſtand gegen den gemeinſamen Feind zu vereinen, begleitete ihn Fellenberg. Er trat allein vor den Rath von Luzern, und ſeine Beredſamkeit blieb nicht ohne Erfolg. Luzern machte ſich zur Hilfe anheiſchig. Der Landſturm ward aufgeboten. Fellenberg ſelbſt miſchte ſich unter das Volk des Entlibuchs, bekleidete ſich mit der Nationaltracht deſſelben, begeiſterte es durch ſeine Reden zur Rettung Berns, und zog an der Spitze der Entlibucher fort, ſeine bedrohte Vaterſtadt zu retten. Es war zu ſpät. Die Franzoſen hatten geſiegt. Die alte Eidsgenoſſenſchaft ward vernichtet, und eine neue Regierung empfing das Staatsruder der helvetiſchen Republik.

Fellenberg unterzog ſich der nun beſtehenden Verfaſſung, weil er als rechtlicher Mann entweder den neuen Geſetzen des

Digitized by Google

Vaterlandes Folge leiſten, oder das Vaterland meiden mußte. Aber eben weil er gegen die nun beſtehende Verfaſſung ſo wenig in Verſchwörung treten wollte, als jemals gegen die ehmalige, brachte ihn der Partheigeiſt in den Ruf eines Revolutionärs. Doch fühlte er bald, wie er weder als Mitglied des Erziehungsrathes in Bern, noch als Glied der ſchweizeriſchen Geſandtſchaft in Paris, bei den Stürmen, welche damals verheerten, ſeinem Vaterlande weſentlich dienen konnte. Er entſchloß ſich daher im Juli 1798, ſich allen Regierungsgeſchäften fortan gänzlich zu entziehen, und ausſchließlich der wohlthätigen Unternehmung zu leben, die er ſeitdem ausgeführt hat.

Doch nicht ganz konnte er ſogleich jeder Beamtung entſagen. Er mußte ſichs gefallen laſſen, eine Zeit lang die Stelle eines Quartierkommandanten der obern Diſtrikte des Kantons Bern zu übernehmen. Unglücklich genug empörten ſich zu dieſer Zeit die aufgewiegelten Bauern des Oberlandes im Jahre 1799, und zogen bewaffnet in ſeinen Diſtrikt ein. Ohne Waffen, ohne Mannſchaft, um Widerſtand zu leiſten, ließ er in allen Kirchen ſeines Bezirks die Glocken läuten, und dem verſammelten Volke vorſtellen: es komme darauf an, nicht Bürgerblut zu vergieſſen, ſondern verführten Brüdern die Augen über das Verderben zu öffnen, dem ſie zueilten. Er erklärte, er ſei gekommen, den Frieden zu ſtiften und den Frieden zu feiern, aber hartnäckige Verführer werde er mit der größten Strenge behandeln.

Das Volk vertraute ihm und vollführte ſeine Befehle. Die anrückenden Kolonnen der Inſurgenten wurden auf das freundſchaftlichſte aufgenommen, wohl bewirthet, bei dem Schmauſe vom wahren Zuſtande der vaterländiſchen Angelegenheiten unterrichtet, und ſo verſchwanden ſie allmählig alle wieder. Die Verführten machten ſich ſchon in der gleichen Nacht wieder aus dem Staube, und kehrten zu den Ihrigen zurück. Indeſſen hatten ſich bei zweihundert Mann um Fellenberg verſammelt, die ſich bewaffneten. Er bildete eine Feldwacht aus Biedhabern der Gegend, und zog aus, um auch einen Kern von Inſurgenten, der ſich in die Berge zurückgezogen hatte, zu zerſtreuen, und die durch politiſchen Partheigeiſt entzweiten Gemeinden des Oberlandes, welche ſich gegenſeitig beſtritten, zu verſöhnen.

In den Gebirgen des Simmenthals, bei Boltigen, ward er von den Inſurgenten den gleichen Tag überfallen, da er ſie angreifen wollte. Er wußte dieſen Haufen bei der Laubegg, und hatte ihn ſchon von zwei Seiten über die Gebirge umgehen laſſen, um ihn von allen Seiten her aufzuhehen. Aber die detaſchirte Mannſchaft, worunter auch Linientruppen waren, konnte erſt zu Mittag am Beſtimmungsort eintreffen. Er begnügte ſich daher, die Inſurgenten durch Tirailliren bis zur Laubegg zurückzudrängen. Dort wurden ſie umringt, und nach kurzer Gegenwehr aus einander geſprengt. Nur drei Rabelsführer verloren das Leben; die übrigen ließ Fellenberg in ihre Heimath zurückkehren. In fünf Tagen war alles beruhigt. Fellenberg bemühte ſich, eine allgemeine Amneſtie für die Verirrten auszuwirken, denen er das Beſte verſprochen hatte. Aber der ihm nachfolgende Regierungskommiſſär handelte dieſem Verſprechen ganz entgegen, und die gegen die Verführten ausgeübte Strenge, ſo ſehr auch Fellenberg dagegen auftrat, ward von denen, die um die Lage der Sachen nicht wußten, ihm zur Schuld gemacht. Da erzwang er ſeine Entlaſſung, und beharrte ſeitdem im Entſchluſſe, keine öffentliche Stelle mehr zu bekleiden. So hat er ſelbſt bei den jüngſten Wahlen ſeines Kantons die Stelle ausgeſchlagen, die man ihm bei der gegenwärtigen Regierung angetragen hat.

Vermählt mit einer der Liebenswürdigſten ihres Geſchlechts, die ihn zum glücklichen Vater hoffnungsvoller Kinder machte, bauete er im Jahre 1799 einen Garten zu Kerſaz, obnweit Bern. Im gleichen Jahre hatte er ſchon gemeinſchaftlich mit ſeinem Vater das Gut von Hofwyl um 177,000 Pfund gekauft, das er zwei Jahre ſpäter, nach ſeines Vaters Tode, ganz an ſich zog. Er bot ſeinem Schwager für den Wolhof 200,000 Pf., alſo 23,000 Pfund mehr, als der Ankaufspreis geweſen, und mit Freuden überließ ihm derſelbe das ganze Geſchäft. *)

Von nun an ging er muthiger, wenn gleich entkräfteter an Hilfsmitteln, dem großen Ziel ſeines Lebens entgegen: Veredlung des Landbaues und der Menſchen, die ihm gewidmet ſind. Vielen war dies Unternehmen, deſſen Zweck ſie nicht begriffen, wie jede neue Idee, ein Aergerniß; viele, denen nicht unbekannt war, daß Fellenberg die beträchtlichen Gelder, welche er in den öffentlichen Fonds der amerikaniſchen Freiſtaaten, der öſterreichiſchen Monarchie und Landſtände, der Reichsſtadt Nürnberg, auch in Frankreich und Holland beſaß, nicht ſogleich zur Dispoſition haben konnte, betrachteten ihn als einen fantaſtiſchen Verſchwender; viele ſchrieben ſein Thun und Laſſen einer beſondern Liebhaberei fürs Abenteuerliche zu; viele ärgerten ſich an ſeiner Verbindung mit Peſtalozzi, da deſſen Inſtitut, von Burgdorf verdrängt, nach Hofwyl zog; noch mehrere konnten ihm nicht vergeſſen, daß er während der Revolution der damaligen Centralregierung der Schweiz als treuer Beamter gedient.

So wirkten hundert kleinliche Leidenſchaften zuſammen, um ihm das Ziel zu verrücken, dem er ſein Leben weihte. Die geſchäftige Verläumdung fand in der Stiftung von Hofwyl Spielraum. Man ſuchte ihm das öffentliche Vertrauen zu entwenden, welches gemeinnützigen Unternehmungen ſo bereitwillig zu folgen pflegt. Man ſchrie ſeinen ökonomiſchen Verfall aus, dichtete ihm bald Geldanleihen in Burgdorf, in Freiburg, bald ſogar dergleichen in England an; man behauptete mit Gewißheit, ſeine Effekten würden unverzüglich mit Arreſt belegt werden, und an die Stelle jeder durch ſich ſelbſt verfallenden Unwahrheit ſchob man neue ein.

Während ein großer Theil ſeiner Mitbürger das Verdienſt des Mannes mit Leidenſchaftlichkeit zu vernichten ſuchte, welches er um ſein Vaterland zu erwerben ging, verſöhnte ihn ſein Bewußtſein mit der Güte ſeines Unternehmens; verſöhnte ihn mit demſelben der Beifall großer und bewährter Agronomen der übrigen Schweiz und des Auslandes, welche ſein Thun mit Unpartheilichkeit, zugleich aber mit einer Strenge prüften, die durch ſo viel feindliches Geſchrei erweckter Argwohn geſchärft hatte. Umſonſt jedoch ſprach für ihn die Prüfung und die ruhmvolle Erklärung einer verſammelten eidsgenöſſiſchen Tagſatzung; umſonſt für ihn das Zeugniß inländiſcher und fremder Kenner; umſonſt für ihn, daß Hofwyl der Sammelpunkt aller angeſehenen Reiſenden des Auslands ward, die da kamen, ſeine Anſtalten zu beſichtigen; daß ſelbſt einer der erſten Monarchen Deutſchlands ihn mit ſeinem Beſuch ehrte — der Verdruß der Unzufriedenen erhöhte ſich nur noch durch den Neid.

Seit zehn Jahren ſind die Anſtalten in Hofwyl begonnen und fortgeſetzt. Sie reifen immer mehr ihrer Vollendung entgegen. Früher, als Fellenberg vermuthlich ſelbſt gewollt, mußte er ſie im

*) Dieſe Bemerkung verdient deswegen hier ihre Stelle, weil jemand in den „Cameralcorreſpondenz“ vom 18 Febr. dieſes Jahrs hat einrücken laſſen: Fellenbergs Schwager habe ſich aus deſſen Societät mit 23,000 Pf. Verluſt herausgezogen. D. H.

Digitized by Google

Jahre 1806 der Publizität übergeben, um in dieser eine Schutzwehe und Verubigung gegen die Angriffe seiner Gegner zu finden.

Die Geschichte von Hofwyl, an welcher Fellenberg, wie man sagt, seit einigen Jahren in Nebenstunden arbeitet, wird, wenn sie einmal früher oder später erscheinen sollte, ein merkwürdiger Beitrag zur Karakteristik des Zeitalters werden.

Variétäten.

Aus Deutschland.

— * Es gibt zuweilen kleine Schriften, die eben nicht zur Geschichte des Zeitalters, doch zu der des Moments gehören, und als ein karakteristierender Zug im Portrait der Zeitgenossenschaft nicht übergangen werden dürfen. Eben Sie z. B. die vor kurzem in Heidelberg und Kassel herausgekommene Abhandlung: *Le système fédératif des anciens mis en parallèle avec celui des modernes*, von Hrn. C. A. Zinserling, Professor der Geschichte bei den Pagen des Königs von Westfalen. Da lernen Sie, daß die Gottheit endlich selbst gewußt zu haben scheint, daß die Menschen, nach den Jahrhunderten ihrer Kindheit, auf eine Art regiert müßten, die mit ihrer Vernunft übereinkömme, ohne ihr Glück zu gefährden; daß Gott uns bewogen den großen Helden verliehen habe, damit er für die Erde das werde, was die Sonne des Weltalls für das Universum ist. Dies werde geschehen, indem er alle Völker zu einer einzigen großen Familie verbindet, deren Haupt er ist, und in welcher Eigenschaft er wirklich den Erdteil regieren wird. Hr. Zinserling wird Ihnen ferner beweisen, daß eine solche Staaten-Konföderation, wie jetzt Napoleon zum Theil schon gebildet hat, im Alterthum noch nie vorhanden gewesen. Einmalige Konföderationen wären nur Spiele des Zufalls und der Umstände gewesen; das französische Föderativreich aber sei die Idee eines weit entworfenen Plans. Der Schöpfer und Vollstrecker dieses Plans habe, als Haupt des neuen Staatensystems, auch das Recht, in den Föderativstaaten die Fundamentalgesetze wieder abzuändern, wenn sie ihm nicht mehr konvenieren, und daß man solchlich nicht genug über die Beweisfreiheit einiger deutschen Gelehrten erstaunen könne, die die Gesetze des rheinischen Bundes diskutieren, als wären das Gesetze für die Ewigkeit und an denen sie Theil hätten! Für das französische Föderativreich seien ihre keine Gesetze von Bestand zu erwarten, als bis es alle Nationen der Erde in sich aufgenommen haben werde! — Soweit Hr. Zinserling. — Beiläufig erfahren wir auch von ihm die Neuigkeit, daß Mirabeau's Schrift über die peruanische Monarchie darum in Deutschland eine schlechter Aufnahme gefunden, weil das Werk voller Geist war. Wenn Hr. Zinserling Recht hat, so steht ich dafür ein, seine Schrift wird aus dem entgegengesetzten Grunde die beste Aufnahme finden müssen.

Aus Frankreich.

— Auch die Sitten und Gebräuche der verschiedenen Völkerschaften Frankreichs sind noch lange nicht so bekannt, als man glaubt. Einen Beweis davon gibt die Schilderung der Einwohner des in der Nähe von Bordeaux gelegenen unfruchtbaren Strichs Landes, welcher gemeiniglich Landes oder Des Landes heißt. In einer der jüngsten Nummern der Memoiren der keltischen Akademie erzählt Hr. Calia, der sie besuchte, folgendes: Ich fand bei diesem Volkchen einen bei den Griechen üblichen Gebrauch noch ganz unversehrt wiedre, wie ihn Strabo beschreibt. Im Maimonat stecken sie nämlich vor ihren Thüren Blumen, Zweige, Binsen aus, tagern sich auf dieselben in den Abendstunden, und die Alten erzählen nun der horchenden Jugend die Sagen der Vorväter. — Der Glaube an Hexen, die der Teufel jeden Sabbath an den obersten Stellen der Landes versammele, ist noch ganz gemein. Eben so glauben sie noch steif und fest an Werwölfe, und machen sich gar kein Gewissen, den oder diesen zu nennen, der von einer Wolfshaut umgogen zu gewissen Zeiten durch die Landes lauft, um Hunde zu suchen und zu fressen.

Galanterie ist nicht alles Franzosen Eigenheit. Das beweisen auch die Landesen. Sie kennen die Liebe kaum dem Namen nach; die kalte, träges Blut begünstigt keine heftige Leidenschaften. Als sich eines Sonntags nach dem Gottesdienste die Leute vor der Kirche versammelt hatten, sah ich wie das männliche Geschlecht sich vom weiblichen trennte. Die Weiber sahen auf ihren Festen im Kreise herum; die Männer standen in Haufen beisammen. Dann fanden sich die jungen Leute, Jünglinge und Mädchen, in Gruppen zusammen; jeder bietet die Seinige, und einer bläste vor dem andern auf und nieder beim unmelodischen Sang einer Hexen. Der Pfarrer und der Notar des Dorfs, die Zuschauer waren, wie ich, saaten mir, es wurden hier unfehlbar Heirathen geben, denn sie bemerkten schon, daß man sich einander die Hände drücke, ein unteugbares Zeichen. In der That gingen aus diesem hüpfenden Haufen drei junge Landesen hervor, deren jeder seine Tänzerin nach sich zog. Nachdem sie einander angeredet, ein Paar Worte gesagt, mit sich gegenseitig mit den Händen geklopft hatten, gingen sie zu den Aeltern, und erklärten, sie hätten einander „genommen" (*qu'ils agréoient*). Dies ist das dabei übliche Kunstwort. Die Aeltern sagten, sie wollegen ein, weil sie einander nun „genehmigt" hätten. Nun wurden Pfarrer und Notar gerufen; der gleiche Tag war Tag der Verlobung, der Trauung und Hochzeit.

Hier und in Nieder-Poitu sind vielleicht die einzigen Gegenden Frankreichs, wo die Einwohner auf Stelzen wandern. Die Landesen sind damit so schnell, daß ihnen ein Roß kaum im Trabe folgen kann. Aber ihr Gegend ist auch sehr ungeheuer. Daher die geringe Bevölkerung; daher, daß heute in den dreißiger Jahren schon Greise sind. Die Knaben heirathen schon im vierzehnten, die Mädchen schon im zwölften Jahre.

Aus Italien.

— In Mailand wurde schon vor einigen Wochen die Erscheinung einer Geschichte des Feldzugs von Engen Napoleon, Vicekönig von Italien, im Jahre 1809, als vollendet im Druck, angezeigt. Das Werk war aber kaum verkündigt, so wurde es von der Polizei, vermuthlich als ein zu frühreifes Produkt, unterdrückt.

— In einem der aufgehobenen neapolitanischen Klöster hat man in dessen Bibliothek das Manuskript von einem Werke des heiligen Thomas d'Aquino: *de coelesti hierarchia*, gefunden, wovon bis seiner eigenen Hand geschrieben. Sollte in jenen Klosterbibliotheken nicht noch mancher größere literarische Fund gethan werden?

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nr. 12.)

Digitized by Google

Intelligenzblätter
zu den
Miszellen für die neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 12. — den 4 November 1809.

Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen, zur Erweiterung der Erdkunde, nach einem systematischen Plane bearbeitet, und in Verbindung mit einigen andern Gelehrten gesammelt und herausgegeben von M. C. Sprengel, fortgesetzt von C. J. Ebrmann. 39r Band. Gr. 8. 2 Thlr. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr., ist so eben bei uns erschienen und versandt worden. Dieser Band enthält folgende Reisen, welche auch einzeln zu den beigesetzten Preisen zu haben sind: 1) **Hafners Landreise längs der Küste Orixa und Koromandel.** Aus dem Holländischen. Zwei Theile. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr. oder 3 fl. 9 kr. 2) **Arf. Thied. von Bernewalds Schilderung der Insel Elba.** Nebst Notizen von den übrigen kleinen Inseln des Tyrrhenischen Meeres. Aus dem Französischen, mit Einleitung und Anmerkungen von C. J. Ebrmann. Mit einer Karte. Gr. 8. 18 Gr. oder 1 fl. 24 kr.

Weimar, im August 1809.

H. S. priv. Landesindustriecomptoir.

Man findet Obiges auch bei H. R. Sauerländer in Aarau.

In einer Privatbibliothek finden sich nachstehende Bücher vor, welche um beigesetzte wohlfeile Preise zu bekommen sind. Man wendet sich deshalb an die Sam. Flicksche Buchhandlung in Basel.

Allgemeine deutsche Bibliothek. 1r — 115r Band, nebst 19 Bänden Anhänge zum 1n — 86n Band. Von diesen sind der 1c — und 70e Band, und vom Anhang 14 Bände gebunden Rücken und Ecken in Leder, die übrigen Bände in albo. Die ganze aus 134 Bdn. bestehende Sammlung kostet 120 Schwzrfr.

Schröths Kirchengeschichte. 1r — 12r Band, in Carton mit Titel 15 Schweizerfranken.

Le grand dictionnaire géographique et critique par Bruzen-la-Matiniére. X Tomes. gr. Fol. 1726 - 1739. 24 fr.

Briefe und Geld erbittet man sich franko.

Bertuchs Bilderbuch für Kinder, mit deutschen, französischen, englischen und italienischen Erklärungen, Nr. CXI und CXIII. Gr. 4. Mit illuminirten Kupfern 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr. Dasselbe mit schwarzen Kupfern 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr., nebst dem ausführlichen Texte dazu 8 Gr. oder 36 kr. sind so eben erschienen und versandt worden. Auch sind immer sowohl ganze Exemplare vom Anfang an, als auch einzelne Hefte um den gewöhnlichen Preis zu haben.

Weimar, im August 1809.

H. S. priv. Landesindustriecomptoir.

Man kann auf Obiges bei H. R. Sauerländer in Aarau Bestellungen machen.

A vendre la Collection complette de la bibliothèque britanique, bien reliée à dos et coin de basanne, titre et Nro. en lettres d'or; en 91 vol. avec les deux tables: Les douze années à livrer de suite, et la treizième courante au mois de Janvier prochain, pour le bas prix de 16 Louis d'or. S'adresser chez

F. G. FREY,
à la poste à Berne.

Bücher-Auktion.

In Frankfurt a. M. wird den 13 Nov. und folgende Tage eine aus beinahe 9000 Bänden bestehende Sammlung von eingebundenen Büchern aus allen wissenschaftlichen Fächern durch die geschworenen Herren Ausrüfer öffentlich versteigert; die Liebhaber der französischen Literatur werden besonders eine Auswahl klassischer Werke finden, die in keiner Bibliothek gerne vermißt werden. Die Kupferwerke sind mit den besten Abdrücken versehen, und durchgängig, so wie alle Bücher, gut konditionirt. Ohne alle weitere Anpreisung dieser gewiß vortrefflichen Sammlung verweiset man die Liebhaber auf den Katalog, der an folgenden Orten gratis zu bekommen ist:

Aachen bei Herrn Schwarzenberg, Aarau Hrn. Buchhändler Sauerländer, Amsterdam Hrn. Buchhändler Bellmann, Aschaffenburg Hrn. Buchh. Etlinger, Augsburg Hrn. Bachmeyer, Lehrer am Gymnasium, Baireuth Hrn. Postmeister Fischer, Berlin Hrn. Auktions-Kommissär Sonin, Bonn Hrn. Buchhändler Tillines, Braunschweig Hrn. Antiquarius Feuerstacke, Bremen Hrn. Buchhändler Heyse, Breslau Hrn. Kammersekretär Streit, Cassel Hrn. Buchh. Griesbach, Celle Hrn. Postsekretär Praile, Cleve Hrn. Buchh. Hannesmann, Coblenz Hrn. Buchhändler Hölscher, Cöln Hrn. Antiq. Imhof, Crefeld Hrn Buchhalter Meer, Danzig Hrn. Buchh. Goldtamm, Darmstadt Hrn. Wittich u. die Heyersche Hofbuchhandlung, Dresden Hrn. J. A. Ronnthaler und Hrn. Pochmann, Duisburg Hrn. Buchh. Gädecker u. C., Düsseldorf die Dänzersche Buchhandlung, Ehrenbreitstein die Gebrachsche Buchhandlung, Erfurt Hrn. Proklamator Hendrich, Erlangen Hrn. Antiq. Kämmerer, Frankfurt a. M. Hrn. Buchhändler Eslinger, Frankfurt a. d. O. die Akademische Buchhandlung, Giesen Hrn. Notarius Lampus, Göttingen Hrn. Buchh. Schneider und Hrn. Proklamator Scheyeler, Gotha die Expedition des allgemeinen Anzeigers, Halle Hrn. Auktionator Laden, Hamburg Hrn. J. A. Ruprecht, Hannover Hrn. Kommissionär Freudenthal und Hrn. Antiq. Gesellius, Heidelberg Hrn. Gebr. Pfähler, Helmstädt Hrn. Buchhändler Fleckeisen, Jena Hrn. Hofkommissär Fiedler, Königsberg Hrn. Buchh. Unzer, Leipzig Hrn. Proklamator Weigel und Hrn. Auktionsklassirer Grau, Lübeck Hrn. Auktionator Frank und Hrn. Auktionator Römhild, Mainz Hrn. Buchhändler Kupferberg, Marburg Hrn. Buchh. Dollwel, Münster

Digitized by Google

Hrn. Buchh. Waldeck, Nürnberg Hrn. Buchh. Lechner, Oldenburg Hrn. Buchh. Schulze, Prag Hrn. Buchhändler Widtmann, Regensburg Hrn. Stadtsekretär Keyser, Salzburg Hrn. Prof. Wierthaler, Schwerin die Böhnersche Buchhandlung, Siegen Hrn. Buchh. Müller und Compagnie, Stuttgard Hrn. Antiquarius Cotta, Tübingen Hrn. Antiq. Hasselmeyer, Wesel Hrn. Buchh. Klönne, Wiesbaden Hrn. Buchh. Schellenberg, Würzburg Hrn. Buchh. Stahl.

Heidelbergisches Taschenbuch auf das Jahr 1810; herausgegeben von A. Schreiber, mit Kupfern, niedlich gebunden 2 fl. 45 kr. oder 1 Thlr. 15 gr. in maroquin en forme de portefeuille 4 fl. 30 kr. oder 2 Thlr. 15 gr.

Die günstige Aufnahme, welche der erste Jahrgang dieses Taschenbuches gefunden, wird der Fortsetzung in vollerem Maase zu Theil werden, indem diese sich durch Beiträge unserer vorzüglichsten Dichter auszeichnet. Nicht ohne Rührung wird der Leser neben dem Namen von Baggesen, Graf von Benzel Sternau, Criselin, Ewald, v. Gerning, v. Göthe, Haug, v. Hoffmannsegg, v. Knebel, Overbeck, J. H. Voß, H. Voß u. a., die Namen ehrwürdiger Todten, wie Boie, Fernow, Hamilton, Herder, Schiller und Seckendorf, erblicken, und das hier mitgetheilte aus dem Nachlasse dieser Männer, als eine heilige Spende betrachten. Die Kupferstiche sind nach Guido Reni, Raphael, Rubens und andern bedeutenden Künstlern gestochen; und auch das Typographische entspricht dem Innern, so daß dieses Taschenbuch keine Vergleichung scheuen, wie zahlreich auch die Mitwerber um den Kranz sein mögen.

Ist in allen Buchhandlungen, und in unterzeichneter Verlagshandlung zu haben. Wer für sechs Exemplare den Betrag unmittelbar an mich einsendet, erhält das siebente gratis.

Tobias Löffler in Mannheim.

Man findet obigen Almanach auch bei H. R. Sauerländer in Aarau.

Schlegel, Aug. Wilh., Vorlesungen über dramatische Literatur und Kunst. 1r Theil. 8. Heidelberg, bei Mohr und Zimmer. Geh. 1 Thlr. 16 gr. oder 3 fl.

Tief eindringend in das Wahre der Kunst, und mit einer Klarheit, wie sie nur dem klassischen Schriftsteller eigen ist, untersucht der Verfasser in diesen Vorlesungen das Wesen des Schauspiels und seiner Literatur, die Natur des Tragischen und Komischen; mit Meisterhand zeichnet er den Karakter des griechischen Dramas und der hellenischen Dramatiker, und bestimmt den Unterschied der alten und neuen Tragödie.

Keine Nation hat ein Werk aufzuweisen, in welchem von einer der schwierigsten Dichtarten mit so viel Geist und Kenntniß gehandelt wäre, wie in dem vorliegenden, und wenige deutsche Schriften erfreuen sich einer so hohen Vollendung der Form und einer so durchaus edeln, besonnenen Diktion. Im Verfolge seiner Vorlesungen wird Herr A. W. Schlegel das Theater und die Theaterdichter zum Gegenstande seiner Untersuchungen machen.

Man kann obiges Werk bei H. R. Sauerländer in Aarau haben.

Allgemeines europäisches Staats- und Adreßhandbuch für das Jahr 1809, von G. Hassel. Erster Band, welcher die sämmtlichen europäischen Staaten ausser denen des Rheinbundes enthält. Mit Kupf. Weimar im Verlage des Landesindustriecomptoirs. Auf ord. Pap. 3 Thlr. 12 gr. sächs. oder 6 fl. 18 kr. rhein. Auf besserm Pap. 4 Thlr. 12 gr. od. 8 fl. 16 kr rhein.

Dies neue, nach einem schönen lichtvollen Plane entworfene und von Hrn. Prof. Hassel vortrefflich ausgearbeitete, jeder Staatskanzlei, so wie jedem Geschäftsmanne, unentbehrliche Handbuch, ist in unserm Verlage erschienen, und wird jährlich richtig fortgesetzt werden, so daß immer der neue Jahrgang frühzeitig genug, und in der Leipziger Jubilatemesse erscheint. Das allgemeine Bedürfniß eines solchen Werks wurde bei den jetzigen großen Veränderungen in der europäischen Staatsverwaltung, und nachdem das bekannte Varentrappische Staatshandbuch schon seit einigen Jahren aufgehört hatte, immer fühlbarer und dringender, und wir entschlossen uns daher die Bearbeitung desselben einem allgemein geschätzten Schriftsteller aufzutragen, welcher der Schwierigkeit dieser Unternehmung vollkommen gewachsen war. Seinen schönen Plan entwickelt derselbe in der Vorrede, und wir dürfen uns über die Ausführung desselben sicher mit dem Beifalle des Publikums schmeicheln.

Um die Gemeinnützigkeit eines allg. europ. Staats-Hand, und Adreßbuchs zu erhöhen, und es auch für die Zukunft zu einem bleibenden Bibliothekenwerke zu machen, fanden wir für nöthig, jedem Jahrgange auch zwölf Kupfer zu geben, welche nach und nach, die im Texte selbst beschriebenen Reichswappen, Ritterorden, Flaggen und die neuesten Münzen aller Staaten liefern werden, so daß dadurch jeder Sammler unsers Staatshandbuchs ein vollständiges heraldisches Kabinet bekommen wird, welches zugleich durchaus noch nicht existirt. Wir haben zugleich für einen schönen, reinen und möglichst ökonomischen Druck gesorgt, um den Preis des Werks so wohlfeil und billig als möglich zu stellen.

Weimar, im Mai 1809.

H. S. pr. Landesindustriecomptoir.

Obiges Handbuch ist auch bei H. R. Sauerländer in Aarau zu haben.

Verzeichniß der Bücher, welche in der Ostermesse 1809 in der Weidmannschen Buchhandlung in Leipzig fertig geworden, und in allen soliden Buchhandlungen um die beigesetzten Preise zu bekommen sind:

Aristophanis Comoediae auctoritate libri praeclarissimi saeculi XIII emendatae a Phil. Invernizio. Vol. Ilium. Commentarios interpretum complexum. Vol. Ium. Curavit Christ. Dan. Beck. C. tab. aenea. 8 maj. Charta belg. opt. 7 Thlr. oder in Reichsvaluta 12 fl. 36 kr.

— — Idem liber, charta script. 4 Thlr. 7 fl. 12 kr.

Etiam sub titulo:

Commentarii in Aristophanis Comoedias. Collegit, digessit, auxit C. D. Beck. Tomus Ius. Prolegomena. Commentarii in Plutum. C. tab. aenea. 8 maj.

Bastii, epistola critica ad virum clarissa. J. F. Boissonade super Antonino Liberali, Parthenio et Aristeneto. C. Auctoris emend. et additamentis manusc. e ling. Gall. in Lat. versa a Car. Alb. Wiedeburg. C. tab. aeri incisa. Accedit Appendix, quam ex schedis Bastianis partim lat. vertit, cumque suis notis et indicibus edidit Godofr. Henr. Schaefer. 8 maj. Charta impress. 1 Thlr. 16 gr. 3 fl.

Digitized by Google

Idem liber, charta script. 1 Thlr. 20 gr. 3 fl. 18 kr.
— — charta melior 2 Thlr. 4 gr. 3 fl. 54 kr.
— — charta membran. (velin) 2 Thlr. 20 gr. 5 fl. 6 kr.

Bells, Benjamin, Lehrbegriff der Wundarzneikunst. Aus dem Englischen nach der siebenten Auflage übersetzt; mit Zusätzen und Anmerkungen. 5r Theil, mit drei Kupfertafeln. Dritte vermehrte Auflage. Gr. 8. 1 Thlr. 12 gr. oder 2 fl. 45 kr.
— — Desselben Buchs 6r Theil, mit 6 Kupfertaf. Dritte verm. Aufl. Gr. 8. 2 Thlr 8. gr. oder 4 fl. 12 kr.

Bertrands, Elias, christliche Unterweisung. Aus dem Französischen übersetzt und umgearbeitet von G. J. Zollikofer. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. 12 gr. oder 54 kr.

Ciceronis, M. Tullii, Philosophica omnia. Ex scriptis recens. collatis editisque libris castigatius et explicatius edidit I. A. Goerenz. Vol. Ium de Legibus libros III. continens. 8 maj. Charta impress. 1 Thlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.
— — Idem liber, charta script. gallica 2 Thlr. 16 gr. 3 fl.
— — — charta membran. (velin) 2 Thlr. 16 gr. 4 fl. 48 kr.
Etiam sub titulo:
Ciceronis, M. T., de Legibus libri III. 8 maj. Charta impr., script. gall. nec non membranacea.

Dionysii, Halicarn., de Compositione verborum liber. Graece et Latine. Recensuit ac priorum editorum suasque notas adjecit Godofr. Henr. Schaefer. Accedunt ejusdem Meletemata critica in Dionysii Hal. artem rhethoricam. 8 maj. charta impress. 3 Thlr. 5 fl. 24 kr.
— — Idem liber, charta script. gal. 4 Thlr. 7 fl. 12 kr.
— — — charta membranacea (velin) 6 Thlr. 16 gr. 12 fl.

Ernesti, Joa. Aug., Institutio interpretis Novi Testamenti, Editionem quintam suis observationibus auctam curavit Christoph. Fr. Ammon. 8. charta impr. 1 Thlr. 1 fl. 48 kr.
— — Idem liber, charta script. 1 Thlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

Jördens, Karl Heinr., Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. 4r Bd. M — S. Gr. 8. Auf weiß Druckpapier 2 Thlr. 16 gr. 4 fl. 48 kr.
— — Dasselbe Buch auf franz. Schreibp. 3 Thlr. 8 gr. 6 fl.

Kalender, königlich-sächsischer Hof- und Staats-, auf das Jahr 1809. Gr. 8. 1 Thlr. 2 fl. 48 kr.

Macquers, Dr. Peter Joseph, chymisches Wörterbuch, oder allgemeine Begriffe der Chymie nach alphabetischer Ordnung, aus dem Französischen nach der zweiten Ausgabe übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrt von Dr. J. G. Leonhardi. Dritte Ausgabe, mit Hinweglassung der bloßen Vermuthungen und mit Ergänzungen durch die neuern Erfahrungen veranstaltet von Dr. J. B. Richter; nach dessen Tod aber durchaus neu bearbeitet und fortgesetzt von dem Geheimenrath D. Sig. Friedr. Hermbstädt. 3r Band. Gr. 8. Auf weiß Druckpapier 2 Thlr 12 gr. oder 4 fl. 30 kr.

Dasselbe Buch auf Schreibpapier 3 Thlr. 5 fl. 24 kr.

Müllers, Joh. v., der Geschichten schweizerischer Eidsgenossenschaft. 5r Theils erste Abtheilung. Gr. 8. Auf Druckp. 2 Thlr. 12 gr. 4 fl. 30 kr.

Dasselbe Buch auf Schreibpapier 1 Thlr. 16 gr. 3 fl.
— — Velinpapier 2 Thlr. 12 gr. 4 fl. 30 kr.

Sophoclis Aiax Lorarius. Graece. Cum scholiis et commentario perpetuo edidit Christ. Aug. Lobeck. 8 maj. Charta impr. 1 Thlr. 16 gr. 3 fl.
Idem liber, charta script. 2 Thlr. 3 fl. 36 kr.
— — charta membran. (velin) 3 Thlr. 5 fl. 24 kr.

Weltgeschichte, allgemeine, nach dem Entwurfe W. Guthrie's, Joh. Gray's u. a. ausgearbeitet. 17n Theils 5r Band, erste Abtheilung, enthaltend die Fortsetzung von Joh. von Müllers Geschichte der schweizerischen Eidsgenossenschaft. Gr. 8. 1 Thlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

Obige Bücher sind bei H. R. Sauerländer in Aarau theils zu haben: theils werden Bestellungen darauf angenommen.

Plan der Gegend um Wien, nebst den Positionen der Schlacht von Aspern am 21 und 22 Mai 1809. Ein Bogen in gr. Fol. 12 gr. oder 54 kr.

Wir übergeben hier dem Publikum einen nach den besten Hilfsmitteln nach grossem Maasstabe entworfenen Plan der Gegend um Wien bis Pressburg oberwärts bis Wolkersdorf, und unterwärts bis Oedenburg, aus dem man als ganze merkwürdige Feld der neuesten Schlachten übersehen kan. Von der mörderischen zweitägigen Schlacht von Gross-Aspern am 21 und 22 Mai d. J. sind hier nach den beiderseitigen Offizialberichten, wie sie in mehrern Zeitschriften (z. B. im politischen Journale) mitgetheilt wurden, die Positionen verzeichnet, und der zweite Schlachttag durch einen Karton oder Klappe unterschieden worden; von der entscheidenden grossen Schlacht von Deutsch-Wagram am 5 und 6 Juli werden wir auch unverzüglich einen Plan in noch grösserm Maasstabe als der obige, nebst den Schlachtberichten dazu liefern.

Weimar, im Juli 1809.

Das geographische Institut.

Obiges findet man bei H. R. Sauerländer in Aarau.

Von der in der Salzburger medizinisch-chirurgischen, in der Hallischen und Leipziger Literaturzeitung u. s. w., allen Aerzten und Wundärzten anempfohlenen Schrift:

Die Kunst veraltete Hautgeschwüre, besonders die sogenannten Satzflüsse nach einer neuen Methode sicher und schnell zu heilen, von Dr. Weinhold,

ist eine neu vermehrte und verbesserte Auflage (die erste Aufl. wurde der ungünstigen Zeitläufe ungeachtet binnen zwei Jahren abgesetzt) bei uns erschienen, welche für 14 gr. in allen Buchhandlungen zu haben ist.

Dresden, 12 Sept. 1809.

Arnoldische Buchhandlung.

Bei Joh. Wilh. Schmidt in Berlin, breite Straße Nr. 2, ist so eben fertig geworden und bei demselben, so wie in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. 12 Gr. zu haben:

Pharmacopoea extemporanea, exhibens compositiones medicamentorum, ad observata et principia recentiorum accommodatas, pro usu tam interno quam externo, cum earundem viribus, dosibus et medicorum experientissimorum, quibus commendantur, testimoniis, edita appendice indicum, qui loci, ubi medicamenta simplicia Pharmacopoea Borussica in Pharmacopoeam extemporaneam recepta sunt, nec non morbi, in toto opere commemorati, ordine alphabetico enumerantur. Auctore Dr. Fr. Lud. *Augustin.*

In einer, mit Sorgfalt und nach eigener Erfahrung gewählten, Sammlung von vielen hundert der bewährtesten und von den angesehensten praktischen Aerzten, vorzüglich den neuern, am meisten empfohlnen und erprobten, Kompositionen, zum innern

Digitized by Google

sowohl als äußern Gebrauch, gewährt dies Werk dem angehenden sowohl als älteren Aerzte und Wundarzte ein höchst belehrendes Repertorium über die wirksamsten Arzneien in allen Krankheiten, und ein nützliches Hülfsbuch zur Verschreibung und Anwendung der in der Pharmacopoea Borussica enthaltenen Mittel. Jeder Arzneiformel ist ihre Wirkung, und ein geschätztes praktisches Werk beigefügt, in welchem man sich darüber weiter belehren kann. Zwei Register enthalten: 1) das Verzeichniß der im Werke angeführten Krankheiten, gegen welche man die Mittel auf der angezogenen Seite findet, und 2) das Verzeichniß der in den Formeln aufgenommenen Arzneimittel, zur Uebersicht der Kompositionen, in welchen man sie am besten verschreiben kann. Die große Brauchbarkeit dieses (zur Verhütung des Mißbrauchs durch Afterärzte lateinisch geschriebenen) Buchs, und der Beifall, den frühere Werke dieser Art, von Fuller, Piderit und Boaler, für ihre Zeiten fanden, läßt eine allgemeine Verbreitung desselben wünschen und hoffen.

Bei H. R. Sauerländer in Aarau ist obiges Buch zu haben.

Durch alle solide Buchhandlungen ist ein neuer Roman von Gustav Schilling zu bekommen, unter dem Titel:

Die Brautschau, vom Verf. des Weibes wie es ist. 2 Thle.
2 Thlr. 12 gr.

Dresden, 12 Sept. 1809.

Arnoldische Buchhandlung.

Dieser Roman ist eben bei H. R. Sauerländer in Aarau angekommen.

Gmelin, J. F. (ehmaligen Hofraths und Prof. in Göttingen), allgemeine Geschichte der thierischen und mineralischen Gifte. Mit einer Vorrede von Herrn Hofrath und Prof. Blumenbach in Göttingen. Gr. 8. 1806. 2 Thlr.

Diese, jedem Naturforscher interessante, und in Rücksicht ihres praktischen Werthes, besonders jedem Aerzte unentbehrliche Schrift zeichnet sich sowohl durch fleißige Bearbeitung ihrer Gegenstände, als auch durch überaus reichhaltige Literatur so vortheilhaft aus, daß der Rezensent im Januarstück der Jenaischen Literaturzeitung 1806 Nr. 17 dem Urtheile des Herrn Hofraths Blumenbach über dieses Werk, „es dürfe sich nun Deutschland ihrer als eines Hauptwerks rühmen, dem, was ausnehmende Vollständigkeit überhaupt, und Reichthum der beigefügten Literatur insbesondere betrifft, kein zweites irgend einer andern Nation vor der Hand an die Seite gesetzt werden könne“, unbedingt beipflichtet.

Man kann obiges Buch auch bei H. R. Sauerländer in Aarau bekommen.

Bei J. W. Schmidt in Berlin ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen:

Eulenspiegel im neunzehnten Jahrhundert, oder Narrenwitz und Simpelweisheit. Von Julius von Voß.
8. Deutschland, gedruckt in diesem Jahre. 1 Thlr. 4 gr.

Der Zweck des Büchleins scheint zu sein: Voenchen und Gering, Alt und Jung, eine erheiternde Stunde zu gewähren, auch wohl hin und wieder Belehrung, und da ist es in trüben Zeiten immer zu empfehlen, wenn man schon der letztern gar nicht bedürfte.

Ferner:

Tausend und eine Nacht der Gegenwart, oder Mährchensammlung im Zeitgewande. Von Julius v. Voß. 8. 1809. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Erbadel und seine Verfolger von dem Richterstuhle der Wahrheit. 8. 1809. 8 Gr.

Man findet sämmtliche Bücher auch bei H. R. Sauerländer in Aarau.

Bei Knick und Müller in Erfurt ist erschienen und bei Sauerländer in Aarau zu haben:

Jovenal, neues, der Botanik, herausieg. vom Prof. Schrader. zu Bhs. 16 und 18 Stück m. 1 Kpf. 8.

Petri, J. C., neue Pritschmeden aus Noden u. s. w. 2te verm. u. verb. Aufl. mit drei Kupfern. 8. besch. 1 Thlr. 4 Gr.

Scheibner, Dr. G., sechs Gesänge mit Begleitung des Pianoforte. 18 Heft Querfolio 16 Gr.

Weg, der, ins Vaterland, ein Gebetbuch für kath. Christen. 12. 3 Gr.

Geheimnisse aus der Fürsten- und Klosterwelt. Vom Verfasser des Rinaldo. 8. broch. 1 Thlr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Rheinisches Taschenbuch
für das Jahr 1810.
Mit Kupfern und Steinabdrücken.

Auch unter dem Titel:

Großherzoglich-Hessischer Hofkalender
für das Jahr 1810.

Darmstadt, bei C. W. Leske.
Leipzig, bei J. G. Mittler.

In schönem Einband 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 kr.
In Maroquin als Portefeuille 2 Thlr. 12 Gr. oder 4 fl. 30 kr.
Zu finden in Aarau bei H. R. Sauerländer, in Basel bei S. Flick.

An Liebhaber der Guitarre, welche dies Instrument zu erlernen oder sich darin zu vervollkommnen wünschen.

Von der J. T. Lehmann'schen Guitarreschule ꝛc. erscheint in Kurzem eine zweite verb. u. verm. Aufl. Sie ist bereits unter der Presse. Ihre Güte und Vortrefflichkeit ist zu allgemein bekannt und durch öffentliche Beurtheilungen (s. Freimüthige 1806 N. 18 und Morgenblatt 1808 Nr. 57) gewürdigt, als daß ich zu ihrem Lobe hier einer Anpreisung gedenken sollte. Der Hr. Verf. hat sich es bei dieser zu Aufl. besonders angelegen sein lassen, seinem Werke noch die möglichste Vollkommenheit zu geben, und für das, was einem guten Aufsatz entspricht, habe ich möglichst gesorgt. Zu Erleichterung ihrer Anschaffung, für die weniger Bemittelten, erbiete ich mich auf das Exemplar dieser zweiten Aufl. mit 1 Thlr. pränumeriren zu lassen, und den Sammlern das 7 frei zu geben. Jede solide Buch- und Musikhandlung wird gegen Schein von mir Prän. gefäll. annehmen. Der längste Termin ist bis zu Ende Novembers, wo auch das Werk abgeliefert werden wird. Der ohnlängst erschienene zweite theor. prakt. Theil von Lehmanns Guitarreschule (Preis 21 Gr.) wird schon geübtern Spielern sehr willkommen sein. Er enthält die vortrefflichen Arien aus der Entführung von Mozart u. a., desgleichen Variationen, Tänze und Märsche. Bei den schwierigen Stellen in der Komposition sind angef. Sachen wird der Spieler zu Lösung derselben auf die Regeln des 1n Th. verwiesen, so daß sich auch der ungeübtere nach und nach an diesem vortrefl. Nachlaß Mozarts vergnügen kann. Diesen 2n Theil kann man ebenfalls durch die Buch- oder Musikhandlungen erhalten. Merseburg, 15 Juli 1809. K. G. Böhme.

Zu finden bei H. R. Sauerländer in Aarau.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 89. — den 8 November 1809.

Skizzirte Bemerkungen über den Karakter der Russen.

(Von einem Augenzeugen.)

Allgemein ist die Liebe für Vaterland in allen Ständen des russischen Volkes verbreitet. Ihr entspricht ein gewisser Grad von Nationalehre, der sich oft in dem Apophtegma ausdrückt: wir haben einen Gott, einen Kaiser, ein Vaterland und eine Sprache, und sollten nicht Eins sein?

Von heldenmüthigen Aufopferungen fürs Vaterland hat die neuere Geschichte Rußlands viele Beispiele aufzuzeichnen. Von vielen nur eins: Als Pugatschew mit seiner Rotte in Rußland eindrang, faßte ein Bojar vom Saratowschen Gouvernement den Entschluß, sein Leben für seine Landsleute zu lassen. Pugatschew gab sich bekanntlich für Peter den Dritten aus. Dieser Edelmann ließ sich vor ihn führen, unter dem Vorwande, den vermeinten Kaiser zu begrüßen, eigentlich aber in der Absicht, über diesen Betrüger dem Landvolke die Augen zu öffnen. Du bist also Peter der Dritte? fragte er den Barbaren vor einem großen Haufen. Auf die bejahende Antwort Pugatschews rief er laut auf: „Du bist ein ehrloser Betrüger!“ und schlug ihn mit der Faust ins Gesicht. — Ein Schritt, den er mit seinem Leben entgelten mußte.

Dies edle Gefühl von Nationalität artet freilich oft in Eitelkeit aus. Macht man den gebildetern Russen auf mancherlei Fehler und Mißbräuche seines Vaterlandes aufmerksam, so antwortet er gewöhnlich: wesdeh tack, das ist ja überall so; lobt man etwas an ihm, so glaubt er sofort, daß es nirgendwo seines Gleichen habe.

Mit welcher Achtung er aber auch alles, was sein Vaterland betrifft, vor dem Ausländer behandelt, so setzt er doch in seinem Herzen das, was russisch ist, zurück. Das hat ein Russe gemacht! sagt er zum Ausländer, um ihm anzudeuten, daß auch seine Landsleute etwas zu produziren Talent haben; allein wenn er etwas zu seinem eigenen Gebrauch sich anschafft, zieht er immer das Ausländische vor. Dieses Vorurtheil geht so weit, daß in Gostinoiwor zu Petersburg der russische Meister seine Arbeit gewöhnlich für deutsche ausgeben muß, und der Engländer selbst russische Stahlarbeit in Tola kauft und sie dann für englisch niemeit.

In Hinsicht religiöser Toleranz zeichnet sich gewiß der russische Staat von allen aus. Nie wird man hier um seinen Glauben befragt. Fremde Religionsverwandte haben sich nie über Unduldsamkeit und Neckereien zu beklagen; das einzige Auszeichnende, was sich der herrschende Klerus vorbehalten, ist das Läuten mit Glocken. Die russischen Geistlichen leben mit allen andern Konfessionen auf kollegialischem Fuße. Dadurch gelang es auch den Jesuiten, ein größeres Terrain zu gewinnen. In Polozk haben sie ein prächtiges Kloster und Seminarium; in Petersburg die katholische Kirche und eine öffentliche Erziehungsanstalt, worin sogar viele russische Große ihre Söhne erziehen lassen. Jeder kann seine Meinung über religiöse Gegenstände äußern, wenn er nur nicht beleidigt.

Die Verweisung des Professors Mehlmann zu Moskwa, welche so viel Aufsehens gemacht hat, dürfte in der Hinsicht einige Zweifel veranlassen. Allein wer den Zusammenhang der Umstände genau kennt, dem wird auch die Bedenklichkeit schwinden.

Mehlmann war als Professor der alten Sprachen und der Literatur auf der Universität zu Moskwa angestellt. Die Be-

Digitized by Google

kanntſchaft mit der kritiſchen Philoſophie machte ihn zu einem ihrer enthuſiaſtiſchen Bekenner, und ſein Glaube an dieſelbe ging ſo weit, daß er jeden für einen Gewiſſenloſen erklärte, der ſich nicht in dieſe Philoſophie einweihen ließ. Er hielt Vorleſungen darüber, und mochte vielleicht manche Behauptung vorgebracht haben, die der Regierung ſelbſt einigen Argwohn erregt haben mochte. Zu ſeinem Unglück erhielt Mehlmann von der Univerſität Oxford einen Auftrag, zum Behuf eines in England zu veranſtaltenden Bibeldrucks mit Varianten, die in der Metropolitan-Bibliothek zu Moskwa befindlichen Bibelkodexe durchzuſehen und zu vergleichen. Hierzu erhielt er vom Metropolitan Platon ſofort die Erlaubniß. Als dieſer Geiſtliche deſſalls einſt gegen Mehlmann ſich über das Verdienſtliche ſeiner Arbeit äußerte, erwiderte Mehlmann ganz kalt, daß er ſeiner Seits ſich nicht genug wundern könne, wie die Engländer ein ſo abgeſchmacktes veraltetes Buch, als die Bibel, neuerdings zu drucken Beruf fühlten. Der Metropolitan, trotz der ihm eigenen toleranten Denkart, ſah ſich vermöge ſeines Amts verpflichtet, gegen dieſe Denkart Mehlmanns die gehörige Vorſicht zu gebrauchen, und es wurde ihm die Fortſetzung ſeiner Vorleſungen unterſagt. Seine Freunde riethen ihm Vorſicht an, er wieß ſie aber mit dem kategoriſchen Imperativ zurück: Du ſollſt nicht lügen, nichts verſchweigen, was du für Wahrheit hältſt. Sigenmächtig fing er ſeine Vorleſungen an, und trieb endlich ſeinen Unfug ſo weit, daß er mit ſeiner Familie des Landes verwieſen ward.

In nichts zeichnet ſich der Ruſſe ſo aus, als in Gaſtfreiheit. In den Hauptſtädten gehört ſie zum guten Ton, und wird ein verdammlicher Luxus. Ein Gaumſeliger kann ſeiner Neigung hinlänglich, wenn er dreimal des Mittags zu ſpeiſen ſich vornimmt, genügen; bei Geiſtlichen, Schulmännern u. ſ. w. kann er zwiſchen 12 und 1, in Privathäuſern von gutem Ton um 3, und in den Häuſern der Großen um 5 Uhr im Durchſchnitt auf vier ſchmackhafte Gerichte, ohne das Deſſert, rechnen.

Was die Tugend der Gaſtfreiheit vorzüglich bei den Ruſſen pflegt, iſt ſein überwiegender Hang zum Vergnügen und zu Geſelligkeit. Der Ruſſe ſchwätzt für ſein Leben gern; wirds ihm ſo gut nicht, nun ſo ſingt er, oder hält er Selbſtgeſpräche; findet er aber Jemanden auf ſeinem Wege, ſo weiß er ihn ſicher auf ein Paar Augenblicke feſtzuhalten; ſollte er ihn auch nur mit einer Priſe Tabak beſtechen. Der Reiche und Vornehme, der in ſeiner Jugend einige Bildung erhalten hat, bekennet ſich zum Syſtem des Lebensgenuſſes, und wird das aus Grundſätzen, was ſeine Landsleute aus der niedern Klaſſe aus Inſtinkt ſind. Ihm kann kein Biſſen ſchmecken, wenn er ihn allein verzehren ſoll. Selbſt der Bojar auf dem Lande holt ſich ſeine Nachbarn auf zehn Meilen in der Runde zuſammen, um mit ihnen einen frohen Tag zu leben; nachher beſchmauſet er ſie alle in der Reihe herum. Wer ſich den Freuden der Geſelligkeit aus Geiz entzieht, über den ſpricht die öffentliche Meinung ein ſchweres Anathema.

Der Hang des Volkes zur Wohlthätigkeit verräth ſich dem leiſeſten Beobachter in der Reſidenz wie im Innern Rußlands. Oft ſieht man einen Trupp Iswaſchtſchiki in Petersburg oder Moskwa, die, um nicht in Eis verwandelt zu werden, ſich ſelbſt unaufhörlich mit geballten Fäuſten Rippenſtöße verſetzen, und vielleicht kaum zu einem Glaſe Branntewein in der Taſche haben — es ſpricht ſie ein alter Armer an, und alle geben ein Almoſen. Dort ſteht ein Herumträger vor ſeinem aufgeſchlagenen Tiſche, und gibt einem hungrigen Bettler ein Stück Kuchen (Pirük); weiterhin ſchenkt ein Sbitenſchick einem Dürftigen ein Glas warmen Sbit (ſchlechte Sorte von Hydromel). Bekannt iſt, was die Reichen für Arme thun, und wie große Summen ſie öffentliche Anſtalten beſtatten. Ein Demidof unterſtützt Witwen und Krankenhäuſer; ein Schermetow ſchenkt eine Million Rubel zur Gründung des kaiſerlichen Witwenhoſpitals. Was thut die Regierung nicht, um ihren Nationalgeiſt der Milde und Philantropie zu beleben und zu verbreiten? Jeder Vorſchlag in der Hinſicht wird gehört und belohnt. Der hohe Adel in dem Innern Rußlands beeifert ſich gegenſeitig, wohlthätige Inſtitute zu gründen. Mit jedem Tage entſtehen durch ihn Arbeitshäuſer, wo der Armuth Unterhalt geſchafft, und Krankenanſtalten, wo der Hilfloſe unentgeltlich aufgenommen wird. Wie mancher Bojar trägt den Wladimirorden als Lohn ſeiner Wohlthätigkeit!

Obgleich der Ruſſe zu einem hohen Grade natürlicher Trägheit durch den rauhen Himmelsſtrich, den langen alles tödtenden Winter und die künſtliche Wärme, in welcher er ſechs Monate vegetirt, geneigt iſt: ſo behält er noch immer Reizbarkeit zur Thätigkeit und Arbeit, wenn es ihm Noth thut und der Gewinn ihn dazu treibt. Daß Bauern, welche für andere arbeiten müſſen, nachläſſig dabei verfahren, weiß es ihnen nicht einträgt, darf nicht befremden. Man beobachte aber nur der freien Ruſſen, den Freibauern (Odnodworetz), den Kaufmann, Zunftſchickſ, oder den, der für ſich arbeitet: keine Arbeit laſſen ſie ſich verdrießen, keine Mühe ſpart er, Tag und Nacht iſt er thätig, um eine Kleinigkeit zu verdienen. Vom Kaufmannsſtande iſt es kein Wunder; aber auch die Dienerſchaft der Großen iſt immer thätig. So ſieht man ſeit einigen Jahren viele Bedienten in dem Vorzimmer ſtricken; zu Hauſe beſchäftigen ſich andere mit Nähen, mit Tabakreiben; manche machen Stiefelwichſe, die ſie für engliſche verkaufen. Ein vernünftiger Mann kann Alles aus ſeinen Leibeigenen machen, und ein Großer wird immer von guten und thätigen Leibeigenen bedient ſein, wenn er ſich einen guten Haushofmeiſter (Dworezkyi) zu erziehen weiß.

Trotz der großen Verſchwendungs- und Spielſucht, die manchem Ruſſen eigen iſt, kann man doch von der Nation im Allgemeinen behaupten, daß ſie ſparſam und wirthſchaftlich lebt. Jene Gebrechen ſind vorzüglich ſolchen Individuen der Großen eigen, die nach dem unter Katharina der Zweiten gangbar gewordenen Ton im Auslande ihre Erziehung, ihre Bildung erhalten, und um ihren Reichthum und ihren Stand zu beurkunden, daſelbſt im Aufwand und Genußtrieb metteiferten und nach ihrer Rückkehr ins Vaterland ihrem Hange zu allen Freuden eines leichtſinnigen Lebens nicht zu entſagen vermochten. Der vornehme Nationalruſſe iſt freigebig, gaſtfrei und lebt gern einen frohen Tag: aber er weiß, warum und was er gibt; er iſt eher zum Geiz, zur Habſucht, als zur Verſchwendung geneigt. Der Schwarm von Bedienten, den die ruſſiſchen Vornehmen um ſich haben, iſt nicht immer Luxus. Ein großes Haus macht hier gewöhnlich ein geſchloſſenes Ganzes aus. In der Menge Livreenträger hat gewöhnlich jeder ſein Handwerk oder ſeine Kunſt. Der eine iſt Schneider, der andere Schumacher, dieſer Zuckerbäcker, jener Muſikus oder Maler u. ſ. w. Da dieſe alle ihren Herrn für geringen Lohn arbeiten müſſen, ſo begreifen Sie wohl, daß dies keine geringe Erſparniß iſt, und daß der hieſige Große eher ein großeres Haus machen kann, als der reiche Ausländer.

Der Ruſſe iſt geborner Kaufmann; dies iſt die hervor-

Digitized by Google

stechendste seiner Nationalanlagen. Denn Kauf und Verkauf macht hier die größten Vorzüge. Um einige Kopeken sieht man oft reiche Leute Viertelstunden lang handeln, weggehen, wiederkommen, zehn Buden durchsuchen. Wohlfeil eingekauft zu haben, macht Ehre; sich übersehen lassen, zieht Spott zu. Der Kaufmann schlägt daher im Preise seiner Waaren stets viel vor, und Käufer und Verkäufer sind immer himmelweit auseinander. Nur Hebräer können so fürchterlich überbieten, wie die Russen. Peter der Große, der sein Volk kannte, machte einmal den holländischen Juden diese Bemerkung, als sie ihm, gegen Erlegung einer gewissen Summe, um die Erlaubniß antraten, dort ihren Handel treiben zu dürfen. Freunde, sagte er ihnen, behaltet eure Geld, ihr würdet in Rußland eure Rechnung nicht finden; ein Russe ist so pfiffig wie vier Juden. — Sonderbar ist es, daß hier, wo jeder doch so gern handelt, der Kaufmann ein von höhern Ständen verachtetes Wesen ist. Vielleicht macht dies der leidige Adelstolz.

Beherzt und unerschrocken sollte man den Russen eigentlich nicht nennen; vielmehr könnte man ihn tollkühn heißen. Mit seinem nje boissa (fürchte dich nicht) fährt er Sie und sich selbst über Stock und Stein, über Graben und morsche Brücken. Sein Leichtsinn läßt ihn keine Gefahr ahnen. Alle Wagestücke unternimmt er, und oft um eine Armseligkeit, aber größtentheils nachdem er eine Stärkung zu sich genommen, die dann manchmal so kräftig ist, daß er unterliegt. So stürzte bei der Krönung Kaiser Pauls derjenige, der jedesmal die Lampen an der Krone anzündet, vom Zwanzigsten herunter. Diese Keckheit mag übrigens in dem Auge des Vernünftigen nicht Werth haben, so ist sie als Nationaleigenschaft dem Ganzen oft zuträglich. Wagehälse sind vorzüglich in Zeiten des Krieges brauchbar. In den höhern Ständen verliert sich diese Festigkeit des Gemüths. Die russischen Millionäre geben sich nicht freiwillig dem Strohkranze der Ehre preis.

Von mancher löblichen Gewohnheit der Russen verdient das Baden einer vorzüglichen Erwähnung, obgleich es beim gemeinen Mann keinen Beweis seiner Reinlichkeit abgibt. Er geht in seine Schwitzstube, um sich einmal durch und durch zu wärmen, das ist seine Wollust; nebenbei hat er den Vortheil, sich abzuwaschen. Im kalten Wasser badet er sich selten. Da der Russe die Wärme leidenschaftlich liebt, so deckt er seine Ofenröhre immer zu früh zu, und so muß er sein Vergnügen oft mit dem Tode bezahlen. Ueber Ugar (Kopfschmerz von Kohlendampf) hört man Hohe und Niedere im Winter oft klagen.

Mangel an feinem Gefühl für Ehre und Pflicht, Hang zu übermäßigem Genusse geistiger Getränke, und ein hoher Grad von Leichtsinn sind die Hauptflecken des Nationalkarakters, die Gebrechen der großen Masse. Der Obere sieht noch dort im Untergebenen sein Werkzeug und nicht das Werkzeug des Staates; ihm soll er dienen, und nicht dem Vaterlande allein. Der Vornehme verschmäht es nicht, auf wenig ehrenvollem Wege sich emporzudringen und das unbeschützte Verdienst herunterzusetzen. Der Großtheil des Adels fühlt noch nichts von der Widerrechtlichkeit des leibeigenen Zustandes. Aus dieser schlechten Würdigung des Menschen geht der Geist der Kriecherei hervor, der überall im Thun und Lassen der Menschen sich daselbst hervordrängen weiß.

Beim gemeinen Mann, frei oder leibeigen, findet man die wenigste Spur des Ehrgefühls. Er erlaubt sich häufig alle Arten von List und Betrügereien; ein Vorwurf darüber beleidigt ihn aber auch nicht. Einen Kaufmann in Goslinoi-dwor einen Obmantschick (Betrüger) zu nennen, fällt gar nicht auf; von allen Seiten kommt einem eine Flut von Schimpfworten entgegen; die hier mit Gleichmuth gehört und erwidert werden. Aus dem Diebstahl im Kleinen macht man sich eben kein Gewissen. Was der Muschick auf seinem Wege findet, betrachtet er als sein eigen, und bedankt sich auch wohl dafür bei seinem Heiligen. Schwüren und Betheurungen darf man wenig trauen. „Auf Ehre!“ „Bei Gott!“ „Gott soll mich tödten!“ hören Sie um das dritte Wort und um die geringste Kleinigkeit. Das Worthalten ist auch in den höhern Ständen keine Hauptpflicht.

Dieser Mangel an Ehrgefühl verbreitet viele Unordnungen und Mißbräuche in dem wichtigsten Theil der Staatsmaschine, in der Rechtspflege. Ohne Protektion ist es schwer, bei der gerechtesten Sache umsonst Recht zu erhalten; gegen Mächtige ist im Innern des Landes keine Klage anzubringen. Ohne Pfand oder Wechsel wird nichts geliehen, und Interessen, wenn sie stets vorausbezahlt. Gegen Ausländer ist der entschiedenste Rautschuck aber auf seiner Hut, um so ehrlich als möglich zu erscheinen.

Der Hang zur Trunkenheit ist bloß beim gemeinen Volke herrschend; in den höhern Ständen herrscht die größte Mäßigkeit in dieser Hinsicht. Man kann sagen, daß in Rußland der Pöbel trinkt, weil er trinken muß. Die Krone hat das Monopol des Branntweinbrennens; sie verpachtet es an Kaufleute und Güterbesitzer, die sorgen denn nun natürlich, daß die Kabaken und Schenken wohl unterhalten und von den Bauern fleißig besucht werden. Das sonderbarste ist, daß auf den Ertrag dieses Monopols wohlthätige Stiftungen angewiesen sind; die Krone zieht den geringsten Gewinn davon.

Der Schaden, der für Land und Volk aus diesem Monopol entsteht, ist nicht zu berechnen. Die Pächter werden Millionäre. Ein adelicher Branntweinbrenner, der oft ganze Statthalterschaften zu versorgen hat, vernachlässigt seinen Ackerbau; seine Bauern müssen ihm Tag und Nacht für ein elendes Gericht Grütze in seiner Brennerei arbeiten; ihr Feld bleibt unbebauet. Was der Herr dabei verliert, gewinnt er am Brennen doppelt; der reine Verlust an Ackerbau, Wohlstand und Sittlichkeit bleibt dem Staate. Der üble Einfluß jenes Monopols auf das Volk würde aber keine Grenzen haben, wenn die Trunkenheit nächst dem Diebstahl nicht das größte Verbrechen eines Bauern gegen seine Herrschaft wäre, und die Furcht vor Strafe daher dem Bauern eine gewisse Vorsicht im Genusse der berauschenden Getränke vorschriebe. Sonst hält der gemeine Mann das Trinken eben für keine Schande. Im Scherze heißt es spazieren gehen. Der gemeine Russe erkennt in der Betrunkenheit drei Grade, von denen er für jeden ein Kunstwort hat. Er befindet sich im ersten Grade, wenn er sich des Abends aus der Schenke an den Häusern huntappend nach Hause schleppt; im zweiten, wenn er von einem Fremden unterstützt nur fortzubringen ist; im dritten, wenn er weggetragen werden muß.

Der Geburtsadel ist hier eine Null; es gilt bloß der Verdienstadel, den sich jeder erwirbt, welcher in Krondiensten bis zum Major oder dem ihm im Range gleichen Kollegialassessor steigt. Es sind drei verschiedene Grade. Peter der Große, um seinen Adel für den Dienst zu gewinnen, oder ihn zu entschädigen, daß er ihn durchgängig dazu zwang, legte sein alleiniges bürgerliches Dasein in diese Grade. Seitdem geht alles Dichten und Trachten der Russen dahin, in Staatsdienst zu treten, und immer höher zu steigen, um etwas vorzustellen oder einige Zwangs-

Digitized by Google

rechte zu bekommen. Mit dieſem Verdienſtadel vereinigt ſich daher der Rang- und Geldſtolz. Man fragt nie nach dem Vater eines Menſchen, ſondern welchen Rang (Aſchihm) er bekleidet, oder ob er Geld und Einfluß hat.

Der hohe Adel, der Graf, Knäs und Prinz haben nichts als ihre Titel und Ceremonien. Ueberall geht der Verdienſtadel vor. Im häuslichen Zirkel iſt jeder Vornehme anſpruchslos; man nennt jeden bei ſeinen und ſeines Vaters Taufnamen. In öffentlicher und fremder Geſellſchaft iſt er eben ſo pedantiſch als der Deutſche; er verliert nicht gern eine Silbe von ſeinem Titel. — Da jeder Zivildienſt mit einer Militärſtufe im Parallel ſteht, ſo tragen alle öffentliche Beamten Militäruniformen, der Schulmann ſo gut wie der Soldat.

(Die Fortſetzung folgt.)

Tuskulaniſche Alterthümer.

Die durch den Senator Luzian Bonaparte innerhalb den Grenzen ſeiner Villa bei Frascati, in der Gegend des alten Tuskulums, veranſtaltete Aufgrabung eines längſt verſchüttet geweſenen Bodens hat den gewünſchteſten Erfolg gehabt. Wenn es faſt unmöglich iſt, daß Andere, auſſer dem Beſitzer ſelbſt, von allem unterrichtet ſein können, was der Boden zu Tage brachte, da das Mehrſte bei der Umgrabung ſelbſt wieder verſchüttet worden iſt: ſo dürfte doch auch eine kurze und unvollſtändige Anzeige einſtweilen Intereſſe haben, bis etwa einmal das Publikum ſo glücklich iſt, von jenem einſichtsvollen Freunde der Künſte und der Alterthümer mit einer genauern Nachricht beſchenkt zu werden. Er beſuchte nicht nur täglich die Höhe, wo gegraben wurde, ſondern ließ ſich auch durch einen dabei angeſtellten ſorgfältigen Aufſeher treuen Bericht über das kleinſte Detail ertheilen. Gegenwärtig ſind mehrere Künſtler beſchäftigt, von dem Vorzüglichſten der gefundenen Sachen Zeichnungen für ihn zu verfertigen.

Die Krone der neuentdeckten tuskulaniſchen Alterthümer bleibt eine Juno Lacinia in koloſſaler Größe, von parichem Marmor. Dieſe im Ganzen wohl erhaltene Bildſäule hat, da man auch den völlig konſervirten Kopf und eine ſehlende Hand gefunden, ſo völlig reſtaurirt werden können, daß ſie nun fleckenlos als ein Triumph der alten Kunſt daſteht. Es iſt unmöglich, von Marmor ein weicheres, ſchöner gebrochenes Gewand zu arbeiten, als dasjenige iſt, welches die ſchöne Form dieſer edlen Romerin (denn unverkennbar iſt der Kopf Portrait) umhüllt. Die Künſtler ſind nicht einig darüber, in welche Zeit ſie dieſe Statue ſetzen ſollen; aber darüber iſt nur Eine Stimme, daß ſie zu den vorzüglichſten Werken des Alterthums gehört.

Nicht mit gleicher Kunſt gearbeitet und von geringerm Marmor, aber ebenfalls koloſſal, iſt die Statue eines Konſuls in langem Talar. Der Kopf iſt voll Karakter, und hat imponirende Bedeutung.

Zwei weibliche Statuen, davon eine in Lebensgröße iſt, die andere etwas drüber hat, haben die Unterſchrift Rutilia.

Ausgezeichnet iſt nächſt dieſen der Torſo eines Feldherrn. Er iſt wie von einer Leibbinde, aus kleinen Medaillons geformt, die gleichſam als Stickerei angebracht ſind, umringt. Die in jedem dieſer Medaillons enthaltene weibliche Figur ſcheint auf eroberte Städte hinzudeuten. Zwei größere haben die Attribute von Flüſſen, und mögen auf die gleiche Weiſe zu erklären ſein.

Unter den vielen gefundenen Fragmenten von Statuen ſind einige ſchöne Köpfe von parichem Marmor, und unter andern ein ſchön gearbeiteter, von reich geſchmückter Sandale umgürteter Fuß. Letzterer iſt von einer Statue, die gigantiſche Größe gehabt haben muß.

Von Inſchriften ſind nur einzelne Namen gefunden worden; unter andern in einem Grabe eine große Kupfermünze mit der Inſchrift Trajanus. — Auf den Piedeſtalen vieler Statuen, die nicht mehr vorhanden waren, finden ſich folgende Inſchriften: Pylades. Orestes. Telemachos. Ferner: Iaso. Telegonus. Dei philos poetes. Etwas unleſerlich, doch erkennbar, ſagt eine dieſer Inſchriften: Mevivius. me. ser. n. c. os. aetoliace. fit.

Unter den Fragmenten von Gebäuden bemerkt man ſolche, die zu einem Prachtgebäude gehört haben müſſen. Dies machte es, in Verbindung mit jenen gefundenen Statuen, wahrſcheinlich, daß man einen Tempel entdeckt habe, welcher der weiblichen Fruchtbarkeit geweihmet geweſen ſein möchte. Später hat man eine Menge im Halbzirkel erhöhte Sitze aufgegraben, welche unfehlbar zu einem Theater gehörten, und hier iſt nun die Frage, ob das, was man für einen Tempel hielt, nicht etwa bloß das Scenium und Proſcenium jenes Theaters war? Da der Boden wieder verſchüttet iſt, der doppelten Unkoſten wegen, welche die Wegſchaffung der Erde verurſacht haben würde, ſo können nur diejenigen darüber urtheilen, die bei der Aufgrabung immer gegenwärtig waren.

Was die Meinung von dem Tempel unterſtützte, war, daß man in der Nähe einige Gräber fand, die alle Kennzeichen von Familiengräbern hatten. In einem derſelben fand man einen doppelten Fußboden von Moſaik, und in mehrern Vaſen zur Aufbewahrung der Aſche, jedoch Vaſen von bloßem Thon.

Eine große lange Gruft voll von Gebeinen ſcheint ein Sklavenbegräbniß geweſen zu ſein, wenn es nicht die Ueberreſte derer ſind, welche bei der Zerſtörung Tuskulums in der chriſtlichen Aera umkamen. Viele dieſer Schädel waren ſo wohl konſervirt, daß ſie in jedem Schädelkabinet Figur gemacht haben würden. — In einer abgeſonderten Gruft wurde das morſche Skelet eines Einzelnen gefunden, und ein Meſſer zwiſchen den Gebeinen.

Das neueſte, worauf man geſtoßen iſt, ſind die Ueberreſte eines großen Waſſerbehältniſſes, das aus gehauenen Steinen zu beſtehen ſcheint. Man ſchmeichelt ſich mit der jedoch wenig wahrſcheinlichen Hoffnung, eine Waſſerquelle zu finden. Unſchätzbar wäre für den Beſitzer der Ruſinella eine ſolche Entdeckung, da Waſſer das Einzige iſt, was der Villa abgeht.

Es arbeiten täglich gegen fünfzig Menſchen an dieſer Aufgrabung; dennoch ſcheint der aufgegrabene Raum kaum zweihundert Schritte im Umfang einzunehmen. Jeder Arbeiter erhält täglich 35 Bajocchi (100 machen einen römiſchen oder ſpaniſchen Thaler). So oft eine Statue gefunden wurde, erhielt jeder Arbeiter einen Scudo Trinkgeld, und der Aufſeher zehn Scudi.

Wie es heißt, wird der Senator Luzian noch bis in den November dieſe Arbeit fortſetzen laſſen, und bei ſeiner Rückkehr nach ſeinem großen Gute Canino daſelbſt in einem nicht minder ergiebigen Boden fortfahren. In einem zu den daſelbſt gefundenen weitläufigen antiken Bädern gehörigen Brunnen wurde die ſchöne Statue einer Hygea gefunden. Der Kopf fehlte, oder war gänzlich verſtümmelt; ſtatt deſſen hat der franzöſiſche Bildhauer Marin einen Kopf in Marmor reſtaurirt, und dazu das Portrait einer Tochter des Senators gewählt.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 90. — den 11 November 1809.

Skizzirte Bemerkungen über den Karakter der Russen.

(Fortsetzung.)

Das weibliche Geschlecht ist bei weitem noch nicht so verderbt, als anderswo. Weiberkeuschheit, wenn auch nur physisch, ist hier in großen Ehren. Schwerlich wird man den Dienst der Venus Vulgivaga in Petersburg und Moskwa von solcher empörenden Verläugnung aller Menschlichkeit und beispiellosser Unverschämtheit beschmuzt finden, als in andern großen Hauptstädten. Ueberhaupt spielt diese Gattung von Industrie hier eine sehr unbedeutende Rolle. Der Russe hat den Hang zu groben Ausschweifungen nicht, und kann seinen Naturtrieb angenehmer und wohlfeiler mit einem hübschen Landmädchen befriedigen, das sich noch unendlich glücklich schätzt, in seinem Herrn seinen Liebhaber zu sehen. Die öffentliche Meinung erklärt sich auch streng gegen allen liederlichen Umgang. Es gibt daher in Rußland keinen privilegirten Venustempel. Ein junger Mann von Stande, vorzüglich wenn er im Dienst ist, würde sich um keinen Preis mit einer Entretenue auf öffentlichen Spaziergängen oder im Theater sehen lassen. Selten sieht man hier eine Bublerin Glück machen, oder dem Publikum mit erborgtem Glanze sich zur Schau aufstellen; zum wenigsten nie Russinnen, höchstens dann und wann wohl eine Ausländerin.

Im Allgemeinen hat das schöne Geschlecht weniger Einfluß auf das bürgerliche und häusliche Leben, als im Auslande. Der Knechtschaft ist es zwar längst entlassen, aber in der Regel ist es auf seinen häuslichen Wirkungskreis beschränkt. Höhere Ansprüche macht es noch nicht. Der Russe sucht etwas darin, Herr in seinem Hause zu sein; er behält sich ausschließlich das Ministerium der auswärtigen Verhältnisse vor; seine Frau führt das Departement der innern Angelegenheiten unter seiner Aufsicht. Daher des Russen Hang zur Häuslichkeit. Ihm ist wohl zu Hause, dort ist er gebietender Herr. Bei dieser entschiedenen Autorität der Männer ist daher Ruhe und häusliches Glück nicht so häufig wie anderwärts gestört. Selbst in den höhern Ständen, wo das Weib schon auf Bildung Anspruch macht, wagt es doch nicht, aus seiner Sphäre herauszutreten; ja wenn es wegen seines eigenen Vermögens und seiner großen Verbindungen in gewisser Rücksicht sich eine Autorität anzumaßen wagt, so muß es doch die Stimme des Publikums fürchten, und wenigstens den Schein einer gehorsamen Frau retten. Beim gemeinen Volk ist das Weib aber noch das eigentliche Lastthier, dem der Mann alles aufbürdet, und findet sich daher geduldig in sein Schicksal, weil es gleichfalls seine Meinung anerkennt. Nicht alles, was sich der Mann erlaubt, wagt sich das Weib herauszunehmen. Der größte Trunkenbold weiß seine Ehehälfte im Geschmack der Nüchternheit zu erhalten, weil ihm daran liegen muß, Eine nüchterne Seele daheim zu haben, während er spazieren geht. Aus diesem Grunde hat der Trunk unter dem gemeinen Weibervolk nicht allgemein überhand genommen.

Wer nicht lange unter den Russen gelebt hat, wird in ihrem öftern Anerbieten einer Wette wähnen, er lebe unter Engländern. Dawal bitkfwa, hört man einmal über das andere; bei jeder Kleinigkeit wird eine Wette angetragen. Indeß dabei bleibts; Ernst wird nie daraus. Der Grund hievon liegt in seinem Geiste des Widerspruchs, dem man nicht entgehen kann. Er läßt sich selten überzeugen; will man es durch ein Gleichniß beweisen, so heißt es gleich: das ist ganz was anderes Sete

Digitized by Google

saw sehm nje tah). Was ihm in dieſer Rückſicht ſehr zu Hilfe kommt und dem Beobachter nicht entgeht, iſt die Gewohnheit oder Fertigkeit, die dem Ruſſen allgemein eigen iſt, beim Einziehen des Athems eben ſo ſchnell und verſtändlich zu ſprechen, als andern nur bei Ausſtoßung deſſelben möglich iſt; er ſpricht durch Inſpiration eben ſo gut, als durch Expiration. Er kann daher nie auſſer Athem kommen, und wer dabei eine ſtarke Bruſt hat, iſt unüberwindlich. Uebrigens ſpricht der Ruſſe laut und verſtändlich, wobei er zugleich viel mit Händen und Füßen und ſelbſt mit dem Kopfe geſtikuliert.

Die Damen ſtatten in Rußland wie die Männer ihren Gruß ab. Das Küſſen und Umhalſen iſt ſehr Mode. Den Damen wird die Hand geküßt, und ſie erwiedern es mit einem Kuſſe auf die Stirn oder Wange. Die linke Hand iſt hier eben wie die Rechte im Gebrauch.

Der Geſchmack an Narren, Blinden oder Zwergen iſt noch nicht aus der Mode. Man findet ſie vorzüglich bei den Bojaren auf dem Lande. Der Spaßmacher iſt dem Ruſſen willkommen, er lacht, foppt und neckt von Herzen gern. Der Blinde figurirt oft in dem Haushalt; er unterhält die Herrſchaft mit Mährchen (Skäßi). Die Zwerge ſind bloß der Raritär wegen gehalten.

Obgleich der Landmann leibeigen iſt, ſeinem Herrn mit Leib und Seele angehört, der ihn verkaufen, verſchenken, vertauſchen und eigenmächtig züchtigen kann, ſo trift man doch bei keinem Landvolke mehr Zufriedenheit, Heiterkeit und Frohſinn an, als unter dem ruſſiſchen. Er iſt ſeines Herrn Eigenthum, alſo muß ihn dieſer ſchonen, dieſem muß daran liegen, daß er geſund und bei Kräften bleibe. Eine Bauernfrau antwortete ihrem Vogte (Prikaſchtſchik) auf ſeine Drohung, ihr den Buckel einzuſchlagen, ganz gelaſſen: Was gehts mich an? mein Buckel iſt herrſchaftlich. Da der Bauer kein Eigenthum hat, ſo lebt er ohne Sorgen; er bemüht ſich nicht darnach, und iſt dem Eigenſinn des Glücks nicht ausgeſetzt. Bei allen Unfällen, die ihn treffen, bleibt er gleichgültig, da er ſich nicht, ſondern ſein Herr ihm ſeinen Verluſt zu erſetzen hat. Der Geiſt der Milde der jetzigen Regierung hat auch auf den Druck des Landmanns ſchon jetzt den trefflichſten Einfluß gehabt. Den Güterbeſitzern iſt ein größeres Gefühl der Menſchlichkeit durch ſie eingeflößt. Mißhandlungen gegen die Bauern werden beſtraft oder wenigſtens öffentlich gemißbilligt. Jeder Landbauer erhält von ſeinem Herrn eine Hütte, ein Stück Feld, Ackergeräthe und einiges Vieh als Leben, dafür muß er gewiſſe Tage in der Woche ſogenannte Hofedienſte leiſten. Reiche Güterbeſitzer behalten ſich eine gewiſſe Anzahl Bauern vor, ihr Feld zu beſtellen; den übrigen überlaſſen ſie ihre Feuerſtellen gegen einen ſehr mäßigen Pacht (Abrock). Dieſer fällt zwiſchen fünfzehn bis zwanzig Rubel. So lange dieſe Zinsbauern (Abrotſchikі) ihren Pacht richtig abtragen, genießen ſie alle Freiheit. Andere Bauern, die ſich nicht mit der Feldarbeit beſchäftigen können, oder ein Handwerk verſtehen, erhalten gegen eine mäßige Abgabe einen Freipaß auf einige Jahre, der ihnen erlaubt, ungehindert im ganzen Lande ihrem Gewerbe nachgehen zu können. Sie werden Fuhrleute, Steinhauer, Oelpreſſer, Bediente n. ſ. w., und erwerben ſich endlich ſoviel, daß ſie ſich loskaufen können. Die Unterthanen der Vornehmen und Reichen, die in den Hauptſtädten leben, die Kronbauern ſind faſt alle als freie Leute zu betrachten. Es gibt eine Menge Leibeigene daher in allen Klaſſen; unter ihnen zählt man ſogar viele begüterte Kaufleute in Petersburg und Moskwa, und man kann ſie in Gonoſſinoi-dwor und in Gorod leicht an ihren Manieren und ihrer Sprache erkennen. Es gibt viele Leibeigene, die ſelbſt, freilich auf ihres Herrn Namen, Seelen kaufen. In ſolchen Verhältniſſen iſt der Leibeigene nur Erbunterthan. Ueberdies gibt es eine Menge wirklicher Freibauern (Odnowarzi) oder Einhüfer. Sie ſind alle von adelicher Herkunft. Peter der Große machte ihre Vorältern des Adels verluſtig, weil ſie ſich dem Staatsdienſte, einer Art damaliger Konſkription, entzogen. Ihr Eigenthum bleibt unter dem Schutze der Geſetze; ſie haben das Recht, Seelen zu kaufen, und geben niemanden Abgaben, als der Krone. Man findet ſie häufig im mittäglichen Rußland, und ſie ſind im Durchſchnitt ſehr wohlhabend, weil ſie ſehr einfach leben.

Es iſt freilich das Schickſal der Leibeigenen hart, wenn ſie nur böſe Herrn haben, und vorzüglich wird der auf einen Paß entlaſſene Künſtler, Handwerker und Handelsmann oft über die Launen ſeines Herrn Klage führen. So kannte ich einen Leibeigenen, der ein ſehr braver Tonkünſtler war, auſſerdem noch Sprachkenntniſſe beſaß und aus Liebhaberei eine kleine Gemäldeſammlung ſich angelegt hatte. Eines Tages verlaſſerte er ſie plötzlich um den halben Preis, und als man ihn um die Urſache fragte, gab er mißmüthig zur Antwort: Il faut se resterrer dans son néant. Sein Herr hatte ihn nämlich in einem Anfall übler Laune ſeine Abhängigkeit fühlen laſſen.

Die häusliche Einrichtung des Landbauers iſt übrigens ſo einfach, daß er gleichſam der Schöpfer aller ſeiner Bedürfnißbefriedigungen iſt. Den größten Theil ſeines Ackergeräthes verfertiget er ſich ſelbſt, ſeine Hütte errichtet er ſich ſelbſt, und ſein Hausgeräthe, er ſei reich oder arm, überſteigt nicht ein Paar zuſammengeſchlagene Bretter auf Stützen, Tiſch genannt, eine Bank und ein Paar Töpfe. Von Reinlichkeit weiß er wenig; ſein Hausvieh, ein Heer von Ungeziefer und ein ewiger Schmutz theilen mit ihm die Bequemlichkeit ſeiner Wohnung. Seine Mahlzeiten ſind äuſſerſt frugal. Sein Frühſtück beſteht in Branntewein und ſchwarzem Brod; zu Mittag verzehrt er auf dem Felde Grütze oder Sauerkrautſuppe; des Abends nimmt er eine Schüſſel Milch und Brod mit Honig zu ſich. Fleiſch kommt ihm nur Sonntags und an Feſttagen vor. Der Trunk macht ſeine einzige Ausgabe. Iſt die Feldarbeit geendigt, ſo ſchickt er ſich mit ſeinem Weibe und ſeinen Kindern zum Garnſpinnen und Leinweben an. Wer ein Handwerk verſteht, arbeitet des Winters auf den Kauf. Mancher von den Bauern, welche in der Nachbarſchaft von Petersburg oder Moskwa wohnen, läßt ſich des Winters über einen Paß von ſeinem Herrn geben, und begibt ſich mit Schlitten und Pferd nach der Stadt, wo er den Waſchſtſchik macht. Er ſtiftet dikig und bedächtig, und iſt an der Aermlichkeit ſeines Fuhrwerks und ſeinem linkiſchen Weſen zu erkennen. Er wird ſtets von den gewandten ſtädtiſchen Fiakern geneckt, welche ihn Zwanuſchka, Zugvogel, heißen. Wenn der Schnee ſchmilzt, kehrt er wieder nach Hauſe.

Aus Zuneigung werden unter ihnen ſelten Ehebündniſſe geſchloſſen; ſie verheirathen ſich mehrentheils, um anfäßig zu werden, und daher entſtehen unter ihnen die frühzeitigen Ehen. Da die Kinder den Landmann mehr koſten, als ſie verdienen, ſo ſucht er ſie zu verheirathen. Kaum iſt der Knabe wenige Jahre, ſo läßt er ihm von ſeinem Nachbarn ein Mädchen von zwölf Jahren durch eine Schwacha oder Freiwerberin ausſuchen. Er ſieht bloß darauf, daß ſie zur Arbeit tüchtig iſt. Wenn der Herr zur Verbindung ſeine Einwilligung gibt, ſo erhält das junge Paar eine Feuerſtelle mit einem Stück Feld und fängt ſo ſeine Wirth-

Digitized by Google

schaft an. Hat ein Bauer mehrere Kinder so versorgt, so gibt ihm dies ein Ansehen im Dorfe, und auch Ansprüche auf die Nachsicht seines Herrn, ihn zum wenigsten im Alter mit Arbeit zu verschonen. Eine kinderlose Ehe ist daher hier kein Glück.

Der Grundsatz, welcher den Kindern eingeprägt wird, heißt: Fürchte den Herrn und ehre den Priester. Deshalb gibt es unter dem Landvolk nicht viel väterliche, mütterliche und kindliche Zärtlichkeit, die der Gedanke, daß alles dem Herrn gehöre, wohl unterdrücken helfen muß.

Von Dorfschulen weiß man hier noch nichts. Der Bauer lernt weder lesen, noch schreiben, noch rechnen. Um das Christenthum selbst bekümmert er sich nicht. Sein Seelsorger sagt ihm, wenn er fasten oder das Abendmal nehmen soll. Gesunden schlichten Menschenverstand findet man hier übrigens eben so viel wie anderswo unter dem Landvolk. In Vorurtheilen ist er sehr mäßig. Er hält nichts von Aspekten, Ahnungen, Gespenstern und Hexen. Er trägt sich zwar mit einem Teufel und mit einem Damowoi oder Hurkobold, der aber ein sehr guter Geist sein und wenig spuken soll. Er glaubt an eine Vorsehung und an eine moralische Ordnung der Dinge. Gott hat er beständig im Munde, und sein Vertrauen zu ihm ist unbegrenzt. Er kennt seine Pflichten, bürdet sich deren mehrere auf als er dürfte. Er erkennt sich für schuldig, wenn es seinem Herrn beliebt, ihn zu strafen. Er kennt die zehn Gebote, ohne daß man sie ihn gelehrt hat. Kleine Sünden mag er sich manchmal vergeben; aber entschiedene Bösewichter, gegen die man mit Feuer und Schwerd wüthen muß, gibt es sehr selten.

Man sieht hier überall einen tüchtigen Schlag Menschen; doch kann man nicht behaupten, daß der gemeine Russe stärker, als der deutsche Bauer sei. Er entwickelt sich in der Regel früher, wird aber auch früher alt. — Man sieht auf dem Lande viele Griechenphysiognomien. — Da die russischen Bauern selten ihre Geburtsjahre wissen, so geben sie sich um mehrere Decennien älter an; höchstens sind es aber Leute über fünfzig oder sechzig Jahre.

Vom Arzt und Apotheker weiß man hier ebenfalls nicht viel, wenn nicht etwa der Herr des Dorfes ein Krankenhaus und einen Padlentar (Feldchirurgus) hat. Des Landmanns Arzenei ist Fasten und ein Gläschen guten Branntewein, womit er auch den Gebrauch einiger Hausmittel verbindet.

Der Werth des Menschen wird hier noch nach dem Gelde berechnet. Ein gemeiner Landbauer wird mit ungefähr 300 Rubel bezahlt; ein gelernter Bedienter gilt 500 bis 600 Rubel; ein Schreiber oder Hausbofmeister 800 bis 900 Rubel; ein gewöhnlicher Musikus eben so viel; ein Virtuos aber 2000 Rubel; eben so viel gilt ein Baumeister und Chirurgus. Wer en gros kauft, erhält billigere Preise. Frauenzimmer stehen nicht hoch im Preise. Ein erwachsenes Mädchen gilt 100 Rubel; eine Jungfer, Nähterin, 200 Rubel.

Nach der Zahl der Bauern kann man ungefähr die Einkünfte eines Güterbesitzers berechnen. In fruchtbaren Provinzen verdient oder gibt ein Bauer fünfzehn Rubel Pacht; nicht so viel in sterilern Gegenden. Der Ertrag von Mühlen, Teichen, Fabriken u. s. w. muß besonders in Anschlag gebracht werden. Das Land wird hier nach Desetinen gemessen, welches einen Rechtacker von achtzig Saschän (soviel als drei russische Ellen oder sieben rheinische Fuß) Länge und dreißig Saschän Breite bildet, und seitdem mehr als dreißig bis vierzig Rubel gilt. Es gibt mehrere Große, welche hunderttausend Bauern und eine halbe Million Desetinen Land besitzen. Jedoch kann man nur drei vom Hundert Zinsenertrag rechnen. Dreißig Bauern mit etwa hundert Desetinen können eine Familie anständig erhalten.

So weit man Gelegenheit hatte, die Geistesanlagen der Russen kennen zu lernen, wird man bemerken, daß es ihm nicht an einer leben Fassungskraft fehlt. Er begreift leicht, hat ein gutes Gedächtniß und großes Talent für Sprachen. Er urtheilt richtig, hat viel Beobachtungsgeist und einen empfänglichen Geschmack. Witz, Laune und Fantasie äußern sich aber bei ihm eben nicht im hohen Grade; in ihm äußern sich mehr die rezeptiven als produktiven Kräfte. Eben so wenig Talent besitzt er zum Unterricht geben. Alles, was er weiß, ist erst wie in seinen Geist hinübergegangen, doch nicht aus ihm hervorgegangen. — Auch fehlt es ihm an Geduld und an der Nachsicht gegen die Lehrlinge. Er will Alles leicht lehren, und will, daß man Alles leicht lernen soll.

Für Musik und Tanz haben die Russen viel Kunstanlage. Tonkünstler gibt es in Petersburg eine ziemliche Anzahl. Sie tragen schön und gefühlvoll vor, aber an Kompositionen wagt sich keiner. Einen Tonkünstler hatte Rußland von Geist und Gefühl, den aber ein früher Tod zerstörte, er hieß Koslovsky. Sein Meisterstück, ein Requiem, kam erst nach seinem Tode zum Vorschein. — Den Tanz liebt der Russe leidenschaftlich. Der gebildete Russe tanzt mit Grazie und Anstand. Der gemeine Mann steht ihm im Hange zum Tanze nicht nach. Wenn er nur einen Augenblick Zeit hat, so greift er nach seinem Balalaike, ein Brettchen, worauf drei bis vier Saiten gespannt sind, und spielt dazu. Man hört ihn auf der Dulka (eine kleine Flöte), auf dem Rosehuck (Horn), auf der Guboli (Art Violin), und auf der Gurli (Harfe) spielen. Die berühmte russische Hornmusik darf hier nicht vergessen werden. Die Russen haben auch eine große Anzahl Volkslieder, die Prasch, ein Deutscher, in zwei Quartbänden herausgegeben.

Physik, Chemie, Mathematik sind die Gegenstände des wissenschaftlichen Bemühens in Rußland. Wer es weiß, daß der Russe noch der Leitung des Anschauliches bedarf, um sich zum Abstrakten zu erheben, wird sich leicht erklären, warum diese Zweige des Wissens vorzüglich hier gepflegt werden und westhalb es mit physiosophischen Disziplinen hier keinen Fortgang hat; man weiß in Rußland kaum einen Eingebornen zu nennen, der sich in diesem Fache irgend ausgezeichnet.

Der reichen russischen Jugend wird einzig und allein häusliche Erziehung zu Theil; ein Geschäft, das in den Händen der Ausländer ist. Fünfzehnhundert Rubel und freie Station ist noch nicht der erste Preis für einen Hauslehrer. Der vornehme Russe ist von der Nothwendigkeit einer guten Erziehung so überzeugt, daß ihm keine Ausgabe zu groß ist. Hat er z. B. 30,000 Rubel Einkünfte, so wird der fünfte Theil auf die Erziehung der Kinder verwendet. Vor dreißig Jahren waren die Franzosen im Besitz der Erzieherstellen in Rußland; seit jehn Jahren haben die Deutschen größeres Zutrauen sich erworben. Doch was es dem Deutschen schwierig macht, in seiner Stelle im ganzen Umfange sich behaupten zu können, ist das Erfordernis, daß die französische Sprache ihm ganz zu Gebote stehe. Uebrigens verlangt der Russe von dem Erzieher keine Universalität der Kenntnisse, und er übersieht es gern, wenn der Hauslehrer nicht in allen Fächern stark ist; Privatlehrer werden dann jenen zugegeben. Die Lehrer finden sich nach Verdienst gewürdigt und mit Achtung behandelt.

Digitized by Google

Die höhern Stände geben noch immer der häuslichen Erziehung vor der öffentlichen den Vorzug, obgleich der Staat alles aufbietet, den Instituten der letztern die möglichste Vollkommenheit zu verschaffen. Die neuerrichteten Universitäten kosten der Krone jährlich dritthalb Millionen Rubel; was kosten ihr nicht die Akademien, die Kadettenkorps und andere öffentliche Institute? — Wenn die neuerrichteten Universitäten noch nicht ganz ihren Zweck erfüllen sollten, so liegt die Schuld vorzüglich erstens daran, daß die Gouvernementsschulen noch nicht in dem Stande sind, die studirende Jugend auf den akademischen Unterricht vorzubereiten, und zweitens, daß die Großen ihre Kinder aus stolzem Vorurtheil nicht auf dieselben schicken. So lange daher nicht die Elementarschulen allgemein verbreitet sind, und der Befehl ergeht, daß Niemand, selbst vom hohen Adel, in Dienste des Staats treten kann, ohne die Universität besucht zu haben, so lange werden auch die Universitäten der Erwartung ihres Aufkommens nicht entsprechen.

(Der Beschluß folgt.)

Meteorologische Beobachtungen im Aargau. Oktober 1809.

Monatstage.	Barometer.		Thermometer.			Schnee oder Regen.			Thau oder Reif.	Winde.		Nebel.	Himmels-Beschaffenheit.	
	Bei Sonnen-Aufgang.	Bei Sonnen-Untrg.	Bei Sonnen-Aufgang.	Nachm. 2 Uhr.	Bei Sonnen-Untrg.	Nachts.	Vorm.	Nachm.		Vorm.	Nachm.		Vorm.	Nachm.
	″ ‴ 10	″ ‴ 10												
1	27. 1 4	27. 1 7	+ 3	+ 8	+ 7	Ra. S.	Ra. S.	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
2	27. 2 8	27. 3 4	+ 6	+10	+ 8	—	—	—	—	O.	O.	—	heiter	heiter
3	27. 3 1	27. 2 9	+ 5	+11	+ 7	—	—	—	—	O.	O.	—	heiter	heiter
4	27. 2 4	27. 1 3	+ 2	+10	+ 7	—	—	—	Reif	O.	N. O.	—	heiter	heiter
5	27. 1 1	27. 0 5	+ 4	+ 9	+ 8	—	—	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	heiter
6	27. 0 3	27. 0 3	+ 6	+11	+ 9	—	—	—	—	N.	O.	—	bewölkt	bewölkt
7	27. 0 9	27. 0 9	+ 4	+ 9	+ 8	—	—	—	Thau	O.	O.	Vorm.	heiter	heiter
8	27. 1 4	27. 0 9	+ 5	+ 9	+ 8	—	—	—	Thau	O.	O.	Vorm.	bewölkt	bewölkt
9	27. 0 2	26. 9 4	+ 6	+10	+ 8	—	—	—	—	O.	O.	—	bewölkt	bewölkt
10	26. 9 2	26. 9 2	+ 6	+10	+ 9	—	—	—	—	O.	O.	—	bewölkt	heiter
11	26. 9 3	26. 9 5	+ 6	+ 9	+ 7	—	—	—	—	O.	O.	—	bewölkt	bewölkt
12	26. 9 6	27. 0 2	+ 6	+ 8	+ 7	Regen	Regen	Regen	—	O.	O.	—	bewölkt	bewölkt
13	27. 0 1	27. 0 6	+ 5	+ 4	+ 3	Regen	Regen	Regen	—	N. O.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
14	27. 1 0	27. 1 4	+ 3	+ 5	+ 4	Schnee	Schnee	Schnee	—	O.	N. O.	—	bewölkt	bewölkt
15	27. 1 4	27. 1 2	+ 4	+ 5	+ 4	Schnee	—	—	—	O.	O.	—	bewölkt	bewölkt
16	27. 0 7	27. 1 3	+ 5	+ 7	+ 6	Regen	Regen	Regen	Thau	O.	O.	Vorm.	bewölkt	bewölkt
17	27. 1 8	27. 1 9	+ 6	+10	+ 9	Regen	—	—	Thau	O.	O.	Vorm.	bewölkt	bewölkt
18	27. 2 3	27. 2 3	+ 7	+10	+ 9	—	—	—	—	O.	N.	—	bewölkt	bewölkt
19	27. 2 4	27. 2 4	+ 8	+11	+ 9	—	—	—	—	O.	O.	—	bewölkt	heiter
20	27. 2 0	27. 2 0	+ 7	+ 9	+ 8	—	—	—	—	O.	O.	—	bewölkt	bewölkt
21	27. 2 4	27. 2 6	+ 7	+10	+ 8	—	—	—	—	O.	O.	—	bewölkt	bewölkt
22	27. 2 4	27. 3 0	+ 6	+10	+ 7	—	—	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
23	27. 2 4	27. 1 8	+ 6	+ 8	+ 7	—	—	—	—	N. W.	S. W.	—	bewölkt	heiter
24	27. 2 0	27. 2 3	+ 5	+ 9	+ 8	—	—	—	Thau	S. W.	S. W.	Vorm.	bewölkt	heiter
25	27. 3 6	27. 4 6	+ 6	+12	+10	—	—	—	Thau	S. W.	S. W.	Vorm.	heiter	heiter
26	27. 4 7	27. 4 5	+ 6	+11	+ 9	—	—	—	Thau	S. W.	S. W.	Vorm.	heiter	heiter
27	27. 4 4	27. 4 0	+ 6	+10	+ 9	—	—	—	Thau	N. W.	S. W.	W. u. N.	bewölkt	bewölkt
28	27. 3 2	27. 2 8	+ 6	+10	+ 9	—	—	—	Thau	S. W.	S. W.	Vorm.	bewölkt	heiter
29	27. 2 6	27. 2 5	+ 6	+10	+ 8	—	—	—	Thau	S. W.	O.	Vorm.	heiter	heiter
30	27. 2 1	27. 1 5	+ 4	+ 8	+ 6	—	—	—	—	O.	S. O.	—	heiter	heiter
31	27. 1 0	27. 0 5	+ 4	+ 7	+ 5	—	—	—	—	O.	O.	—	bewölkt	bewölkt

Anmerkungen.

Aus der Zusammenstellung der eingegangenen ärztlichen Berichte über die in diesem Monat erschienenen Krankheiten ersieht sich, daß katlicht-nervöse Erscheinungen im Anfange desselben, gleichwie in dem abgewichenen, die Hauptrolle spielten, die jedoch merkwürdigerweise es kaum zur Fieberform zu bringen vermochten, und meistens ihre Störungen des gastrisch-cerebralischen Systems bloß auf die Form von Diarrhoeen, Koliken, Angorrien, Dyspepsien, Atrophien u. dgl. begrenzten. In der Mitte und dem Ende des Monats aber getraute sich zu diesem bleibenden Krankheitscharakter hiezu die katarrhalische und rheumatische Form, wo Nasen- und Brustkatarrhe, selbst bis zur Entzündung gesteigert, rheumatische Angriffe anderer Gebilde des menschlichen Organismus und Aretiis selbst häufig beobachtet wurden.

Doch unter allen möglichen Krankheitsformen war immer das Ergriffensein der Irritabilität in der Reproduktion, und namentlich des Verdauungs- oder der hepatischen Systems hervorstechend; und Formen von Uebelsein, gegen die vor wenigen Jahren noch nur mit Reizmitteln der ersten oder zweiten Klasse gekämpft wurde, wurden jetzt bald mit Brech- und Purgirmitteln beseitigt, so, daß diese Klasse, sonst nur gewohnt, in der Anwendung der Erregungstheorie Heil für ihre Kranke zu sehen, jetzt sich sehr angenehm fühlten, die Schriften der Humoral-Pathologen zu lesen, und deren Lehren in Ausübung zu bringen, wobei indessen durchaus nicht zugegeben werden muß, daß die Mittelstraße doch noch immer die goldene ist, und dem unsterblichen Hufeland noch mancher Lorbeer gepflückt wird.

Interessant ist übrigens das Zerdauern des Scharlachfieberisls in dem nördlichen Theil vom Kanton Aargau, das beinahe zwei Drittel der davon Ergriffenen wegrafft, und bemerkenswerth kann vielleicht ein nervöses faulichtes Fieber werden, das in dieser Gegend epidemisch zu werden beginnt.

S.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 91. — den 15 November 1809.

Militärische Züge der Franzosen aus den letzten Kriegen. *)

Wimpfen.

Felix von Wimpfen kommandirte in Thionville, als die Preußen, mit 40,000 Mann, die Festung belagerten. Die Belagerer mußten, nach 33 Tagen des tapfersten Widerstandes, die Belagerung aufheben. In allen Schrecknissen der Belagerung verläugnete sich der Frohsinn der Franzosen nie. Zarte Weiber unterzogen sich freudig den härtesten Arbeiten; sie brachten unerschrocken Hilfe an die gefährlichsten Stellen, und umtanzten die in die Stadt gefallenen Bomben. Die Kanoniere hatten eine Kasse errichtet, aus welcher die besten Schüsse Belohnungen erhielten; wer ein feindliches Geschütz demontirte, wurde umarmt, und unter dem Jauchzen: „Es lebe die Nation!“ mit Lorbeern bekränzt; die Fehlschüsse wurden durch Erlegung von Geldstrafen gerügt. Die Belagerer sahen aus ihren Verschanzungen den Frohsinn und den Nationalgeist, der die schrecklichste aller Künste zum Spiel machte.

Welcher Lohn ward dem tapfern Vertheidiger von Thionville? Er wurde vom damaligen Gouvernement als Verräther denunzirt und geächtet. Der unglückliche General flüchtete, von seinen Soldaten verlassen, nach Baieux; seine Verfolger, durch falsche Briefe betrogen, die er in ihre Hände zu spielen wußte, suchten ihn weit von seiner tiefen Abgeschiedenheit. Die Elenden hatten ihm den Tod geschworen; sie verhaften statt des Generals ein anderes Opfer, Saint Front, seinen treuen Adjutanten, und belasten ihn mit Ketten. Seine Richter befehlen ihm, die Höhle zu entdecken, die den Tapfern verbirgt, dessen Kopf sie verlangen: St. Front erklärt fest, er werde seinen General nicht verrathen. Nun drängt man ihn durch furchtbare Drohungen, wenigstens den Aufenthalt der Gattin Wimpfens und seiner Kinder anzugeben: er behauptet, es nicht zu wissen. Man bietet ihm hunderttausend Franken und eine ehrenvolle Stelle: St. Front schweigt mit edelm Unwillen. „Liefere Wimpfen aus,“ ruft man wüthend, „und wähle zwischen Tod und Freiheit!“ — „Glaubt ihr, mich durch Drohen und Verheißungen zu verführen?“ war St. Fronts Antwort. „Soldaten, bringt mich wieder in den Kerker!“ Er erhebt sich, heitere Ruhe im Gesichte, und läßt sich von der gerührten Wache ins Gefängniß zurückführen. Dort erwartete er, ohne Licht, ohne Feuer, ohne Linnen, zuweilen selbst ohne Lebensmittel, siebenzehn Monate lang den Tod. Der neunte Thermidor schenkte ihn dem Leben wieder, durch Selbstgefühl und allgemeine Achtung versüßt.

*) Aus den *Anecdotes militaires anciennes et modernes par Nougaret, Paris, tome* 3. 1808 einem Werke, das in seinem ganzen umfange unter uns Deutschen bekannt zu werden verdiente.

Rhus radicans und die Russen.

Die Revolutionär-Gewalt, welche Ströme Bluts in Frankreich fließen ließ, war unbegrenzt mißtrauisch; alles gebahr ihr Argwohn (die Stimme des Gewissens macht Tirannen zaghaft). Ein Arzt aus Valenciennes, Duquesnoy, stellte viele Versuche über die Heilkräfte des Rhus radicans an. Seine Pflanzen verunglückten; er schrieb einem Freunde nach Cambray, ihm andere Rhus zu schicken. Der Brief ward aufgefangen; die Mitglieder des Ausschusses, in der Botanik völlig unbewandert, sahen darin

Digitized by Google

einen Aufruf an die russischen Armeen. Der unglückliche Naturforscher ward ins Gefängniß geworfen. Joseph Lebon, so unwissend als seine Agenten, sah in der Ermähnung der Rhus ein schweres Verbrechen, und bestimmte Duquesnoy dem Henkertode; nur die Umwälzung des neunten Thermidors vermochte ihn zu retten.

Einzelne Züge französischer Krieger aus dem Revolutionskriege.

Ein Soldat, unter General Grouchy's Kommando, wird in der Vendee durch eine Flintenkugel tödlich am Halse verwundet; er nimmt die Kugel aus der blutenden Wunde, ladet sie in sein Gewehr, und streckt einen Vendeer zu Boden, mit dem Ausruf: „Ich will nichts von den Feinden der Republik behalten!“

Einem dreizehnjährigen Tambour wird von dem Feinde, der ein Piket überfallen will, die Rechte abgehauen; der junge Mensch fährt fort, mit der Linken Rappel zu schlagen.

Ein Volontair aus Valence, Martin Binay, ward in einem Gefechte in der Vendee, schwer am Fuße verwundet; er sah sich in Gefahr, gefangen zu werden. Er sammelte seine letzten Kräfte, und stieß sich, mit den Worten: „Lebendig sollen sie mich nicht haben,“ den Säbel in die Brust.

Jacques Palacio, Sergeant im ersten Bataillon eines Chasseurregiments, marschirte mit seiner Kompagnie in Kolonne, als eben der Feind die Flucht ergriff. Ein Schuß verwundet ihn tödtlich; er fällt mit den Worten: „Ich sterbe, doch sie fliehen!“

Bei der Moselarmee reißt einem Chasseur des 26 Regiments eine Kanonenkugel den Arm weg; er bebt ihn auf und gibt ihn kaltblütig den Kanoniren einer nahen Batterie, mit den Worten: „Da, weil er mir denn nichts mehr taugt, steckt ihn in eine Kanonenmündung, und schickt ihn dem Feinde!“

Der General Vincent sollte an der Spitze eines Detaschements der Moselarmee das Fort Reinfeld nehmen; er rekognoszirte auf eine Art, die seine Bravour beurkundet. Er hatte ein kurzes Gesicht. Um sich zur Rekognoszirung der Angriffspunkte genug nähern zu können, legt er seine Generalsuniform ab, nimmt die eines Gemeinen, und stellt sich, eine Muskete im Arm, als verlorne Schildwache an. Es fallen viele Schüsse nach ihm; nichts stört seine Beobachtungen. Als er alles untersucht hat, benutzt er die Nacht zu Anlegung aller nöthigen Angriffswerke; seine Artillerie wird gegen die Zitadelle aufgeführt, gegen welche auch der General Debrun marschirt. Vincents Anhalten schienen dem Feinde so zweckmäßig, daß die Garnison des Forts ohne Zeitverlust auf das rechte Rheinufer eilte, und den Franzosen das Fort mit 39 Feuerschlünden räumte.

Bei einem heftigen Angriff auf Menin, am 5 Nivose des dritten Jahrs (25 Dez. 1795), stürzte ein Franzose in die Wachtstube eines vorliegenden Postens, in deren Mitte fünfzehn Gewehre zusammen aufgestellt waren. Er wirft sie mit einem Fußtritte um, hindert durch seine Stellung die Oesterreicher, sie wegzunehmen, und schreit, das gefällte Bajonett ihnen entgegenstreckend, mit fürchterlicher Stimme: „Meine Kameraden sind mir auf dem Fuße, ergebt euch, oder ihr seid des Todes!“ Die fünfzehn Oesterreicher, entsetzt über die Kühnheit, nicht zweifelnd, die Feinde stürmten mit Uebermacht auf sie ein, ergeben sich einem Franzosen zu Gefangenen.

Dem Kanonier Cheret wurde während dem Richten einer Kanone die Kinnlade weggerissen. Seine Wunde war noch nicht geheilt, als er um Erlaubniß bat, wieder zu dienen. „Bedarf ich denn der Kinnlade zum Dienst?“ sprach er. „Habe ich doch zwei Arme und ein scharfes Auge — mehr brauchts nicht zum Richten einer Kanone, um mehr als eine Feindeskinnlade wegzuputzen.

Der zweite Regulus.

Der Kaufmann Haudaudine aus Nantes wurde in der unglücklichen Affäre bei Légé in der Vendee gefangen, und mit zwei andern gefangenen Bürgern auf ihr feierliches Versprechen, wenn sie in ihrer Sendung nicht glücklich wären, sich wieder in ihrem Kerker zu stellen, nach Nantes zurückgeschickt. Es war die Frage von einer Auswechselung; das leben sechshundert gefangener Franzosen sollte für die auf drei Tage bestimmte Rückkehr der Abgesandten bürgen. Die Vorschläge der Aufrührer wurden einstimmig verworfen; man bedrohte die Deputirten, sie als Ausgewanderte zu behandeln, wenn sie ins feindliche Lager zurückkehrten. Zwei von ihnen ließen sich verführen oder schrecken, und versprachen zu Nantes zu bleiben. Haudaudine, nur die Pflicht sein gegebenes Wort zu erfüllen, im Auge, rief feurig: „Ueber mein leben und meine Güter könnet ihr gebieten, doch über meine Ehre nicht. Ich habe mein Wort gegeben, zu den Empörern zurückzukehren; das leben sechshundert meiner Mitbürger hängt an meinem Versprechen; nichts vermag mich zurückzuhalten; lebet wohl!“ Er entfernt sich, ein neuer Regulus, taub den Dringen, dem Flehen der Seinigen; sein Herz der Stimme der Natur, den Thränen verschließend, die seiner Gefahr flossen. Die Verwaltungsbehörden von Nantes berichteten den Vorfall dem Nationalkonvent — gerechte Belobungen des Mannes erfolgten, der sich, seiner Mitbürger Blut zu schonen, freiwillig dem Opfertode weihte. Die Rebellen empfingen Haudaudine mit Achtung; sie behielten ihn nur gefangen, und behandelten ihn mit vieler Schonung. Die beiden in Nantes gebliebenen Gefangenen wurden allgemein gehöhnt, selbst von ihren Freunden und Verwandten verachtet.

Weitermann.

Der wildtapfere General Westermann, mit einem eben so unmenschlichen als tapfern Herzen, war 1763 im Elsaß geboren. Nie wird die Vendee seine Grausamkeiten vergessen. Er hatte seinen Soldaten ohne Kriegszucht bei Todesstrafe zu schreien verboten: „flieht, flieht, wir sind verrathen!“ Ein ganzes Bataillon fehlte gegen das Verbot; der General ließ die Schuldigen verhaften; seine Infanterie wollte sie nicht ins Gefängniß führen lassen. Westermann wagte das Aeußerste, seine Soldaten sich einander niedermetzeln zu sehen, um sein Ansehen aufrecht zu erhalten. Er wollte dem Meuterbataillon zeigen, was er spectacle de la terreur (Schreckensschauspiel) nannte. Seine Kavallerie marschirte auf, sie sollte auf das Bataillon einhauen, dessen Empörung die ganze Infanterie beschützte. Als der General das Zeichen zum Angriff gab, warfen sich, von Entsetzen ergriffen, die Soldaten alle zur Erde, und boten, Gnade dem Bataillon erflehend, die Hände zum Himmel auf. Der General ließ sich erweichen; er schenkte selbst den Schuldigsten das leben, die zu seinen Füßen bekannten, sie seien durch junge, im Kampfe ungeübte Leute hingerissen worden.

Zu sehr gefürchtet, um von den Häuptern der Revolution geliebt zu werden, die nacheinander sich zernichteten, wurde er

Digitized by Google

durch Robespierre's Parthei gerichtet und zum Tode verdammt. Auf dem Schaffot erkannte sein, wie am Tage einer Schlacht, ruhiges Auge in dem Zuschauerhaufen Grenadiere in der Uniform seiner Legion; sie hatten sich die gefühllose Schwäche erlaubt, eines Generals tragisches Ende mit anzusehen, dessen Ruf so glänzend war. „Freunde“, sprach Westermann zu ihnen, „wenn ihr zu der Armee kommt, sagt ihr, wie der Tirann Vertheidiger des Vaterlandes belohnt.“ Der Henker ergriff ihn mit den Worten: „Schweig, und lege den Kopf unverzagt nieder!“ — Westermann kehrte sich um, und erwiederte: „Hau du nur auch eben so zu!“

Skizzirte Bemerkungen über den Karakter der Russen.

(Beschluß.)

Die russische Sprache ist männlich und vollständend; sie hat weder Rauhheit noch Härte, denn die harten und zischenden Konsonanten weiß der Russe sehr sanft zu schleifen und mit den Vokalen zu verschmelzen. Ein Wort wie Nadsmotrschtschick macht ihm gar keine Mühe. Der Russe schreibt so ziemlich, wie er spricht; die Anlage der russischen Sprache ist um vieles leichter und einfacher, als die deutsche. Sie hat auch eine Prosodie, denn sie hat Quantität der Silben und Akzent. Der Russe liebt seine Sprache, und ihre Bildung liegt ihm am Herzen. Die Literatur ist indeß noch im Werden. Sie kann noch keine eigenen Schöpfungen aufweisen; sie ersetzt ihre Selbstständigkeit durch Ueberſetzung der Meisterwerke des Auslandes, an denen es nie fehlt. Der Russe liebt vorzüglich eine leichte und angenehme Lektüre. Der Buchhandel steht noch auf der ersten Stufe. Der Bücherkaufmann läßt sich hier abhandeln, denn er überbietet eben so fürchterlich, als sein Nachbar der Käsekrämer. Er hat schöne Bände im Laden, und weiß, wie theuer er sie lassen kann; um den innern Werth kümmert er sich nicht. Eigentlich verlegende Buchhändler gibt es nicht.

Die russische Literatur kann sich überhaupt noch nicht glänzend zeigen. Die Theologen halten es unter ihrer Würde, ihre Weisheit der Prüfung des Publikums für einige Kopeken zu unterwerfen. Der Juristen Fach ist als Wissenschaft noch Null. Ihre Jünger kennen kein gelehrtes Studium der Rechtswissenschaften. Die Aerzte behelfen sich mit den Schriften des Auslandes, und halten sich so der Mühe überhoben, ihre Literatur mit einigen Produkten zu bereichern. Die Belletristen sind noch die einzigen, die zur russischen Literatur einen Grund gelegt und noch legen. Unter den noch lebenden Nationalschriftstellern sind der alte Derschawin, Karamsin, Dimitrew und Ilin die vorzüglichsten. Ihnen zur Seite stehen einige Mäzenaten, die wegen ihres Reichthums und ihres großen Einflusses viel für die Fortschritte der Geistkultur thun. Von ihnen nennt man mit Achtung die beiden Fürsten Kurakin, Nowositzoff, Minister und Präsident der Akademie der Wissenschaften, den Feldmarschall Fürsten Prosorowsky, den Generallieutenant Michelson und den Feldmarschall Kamensky. Zu ihnen kann man noch die alte berühmte Fürstin Daschkow zählen.

In Hinsicht der Religion hält sich der gemeine Mann streng an die Zeremonien seiner Kirche. Wenn der Vornehme noch hin und wieder seinem Priester die Hand küßt, und seinen Heiligen verehrt, so geschieht es mehr aus Politik. Religionsunterricht gehört nicht in den Erziehungsplan des Vornehmen, denn das Ritual, glaubt er, werden seine Kinder eben so gut durch Uebung und Kirchengehen lernen. Dieser Indifferentismus im Glauben erhält jetzt eine Einigkeit, die freilich in der Vorzeit selten war, aus welcher noch die bis jetzt bestehende Sekte der Roskolniki (Altgläubigen), die die Verbesserung der Liturgie unter Nikon nicht annahm, herstammt. Die Anhänger derselben sind die eigentlichen Orthodoxen. Sie haben ihre eigenen Priester, kirchliche und häusliche Gebräuche, und äußern einen Ekel vor allen Neuerungen. Sie trinken und essen sogar mit keinem Neugläubigen. Zum Glück ist die Zahl dieser Separatisten nur klein. — Der Russe hegt Achtung für äussere Gottesverehrung und Zeremoniel. Er nennt sie vorzugsweise den Dienst, Sslushcha. Geht er vor einer Kirche vorbei, so macht er dreimal das Zeichen des Kreuzes. Der Bigotte kehrt sogar einer Kirche nicht den Rücken zu. Sein Gottesdienst besteht vorzüglich in Verehrung der Mutter Gottes und der Heiligen. Den aufgestellten Heiligenbildern zollt er eine Achtung, die so weit geht, daß er vor ihren Augen nichts Unanständiges thut. Er bedeckt sie mit einem Tuche, und — dann thut er, was er nicht lassen kann. Sie werden nicht verkauft, sondern, wie die Herumträger sagen, gegen Geld vertauscht. Jedem Russen wird bei der Taufe von einem Pathen ein Heiligenbild und ein Kreuz umgebunden, das er lebenslänglich auf der Brust trägt. Unternimmt er eine große Reise, so führt er wohl auch im Wagen ein solches Bild mit sich. Man kakleier sich vor ihnen, küßt ihnen die Füße, und ein Schwur bei der Mutter Gottes oder bei einem Heiligen gilt dem Russen mehr als ein Eyb bogu, oder eine Betheuerung bei Gott. — Streng halten die Russen aufs Fasten. Die Hälfte des Jahres wird kein Fleisch gegessen; der gemeine Mann nährt sich von Pilzen, Hülsenfrüchten und Kohl. Der Reiche kasteiet während derselben seinen Körper mit den köstlichsten Fischen, Gemüsen und Baumfrüchten. Während der großen Fastenzeiten sind Musik, Tanz und Schauspiel, sogar Trauung, verboten. Sehr viel Berücksichtigung verdient wohl die in dem griechischen Kultus eingeführte Sitte, bei dem Messelesen auch besondere Fürbitten für Selbstmörder abzuhalten, und die bestehende Kirchenfahne einer Todtenfeier, zu welcher sich an einem bestimmten Tage anfangs November die Russen an die Grabesstätten ihrer Brüder, Aeltern, Freunde und Geliebten begeben, und ihren Empfindungen freien Lauf lassen. — Die höhere Geistlichkeit muß übrigens ganz von der niederen unterschieden werden. Jene ist im Besitz einer sehr gelehrten Bildung. Die vornehmen Popen in Petersburg und Moskwa studieren Theologie, sie sprechen Latein, Französisch und Deutsch. Mit ihren Kenntnissen steht auch ihr musterhafter Lebenswandel in Verhältniß. Die Landpopen sind das Widerspiel von diesen. Ihre ganze Kenntniß besteht in der Liturgie und in den vornehmsten Glaubenslehren, und ihr Talent ist Geschwindlesen der Messen. Der Landpope lebt nicht viel anständiger als der Bauer, der sein täglicher Gesellschafter ist, und mit dem er auch wohl in den Schenken um die Wette trinkt. Seine Einkünfte sind kläglich. Laufen Klagen beim Protopopen gegen ihn ein, so wird er nach der Stadt geholt, eingesperrt, und muß ein Paar Tage bei Wasser und Brod den Rosenkranz beten. Ueberhaupt ist die Subordination bei den Geistlichen strenger als in Staatsdiensten. Die Geistlichkeit ist in acht Klassen getheilt, wovon den ersten vier Klassen die Heirath verfagt, den vier letzten aber erlaubt ist.

Digitized by Google

Zu ganz Rußland gibt es etwa dreitausend Mönche und halb so viel Nonnen. Sie leben auf anſtändigem Fuße, da ihre Klöſter ſehr reichlich dotirt ſind. Die Nonnen leben nicht eingeſchränkt; ſie geben und nehmen fleißig Beſuche an.

Die Fremden ſpielen in Petersburg eine bedeutendere Rolle als irgendwo. Man findet hier eine Muſterkarte aller europäiſchen und aſiatiſchen Völkerſchaften. Den bedeutendſten Theil der Fremdlinge machen aber die Europäer. Der Engländer ſteht in der Achtung oben an. Er behält ſeinen Stolz und ſeine Selbſtachtung. Sein Reichthum und ſeine Verhältniſſe erlauben ihm, den Ruſſen mehr von ſich abhängig zu machen. Anders iſt es mit dem Franzoſen. Er weiß ſich zu ſchmiegen und zu biegen und endlich mit dem Ruſſen zu amalgamiren. Der Ruſſe findet ihn unterhaltend, artig und geiſtreich; wenn er ſeiner benöthigt iſt, wird er von ihm gut bezahlt und gut behandelt. Der Italiener ſpielt den kleinen Kaufmann, und die Achtung gegen ihn ſteigt und fällt, je nachdem man ſein benöthigt iſt. Vortheile ſucht er ſich ſelbſt auf. Er wartet nicht, bis man ſie ihm entgegenführt. Die zahlreichſte Klaſſe der Fremden machen die Deutſchen, und dieſe genieſſen eigentlich das Vertrauen der ruſſiſchen Nation. Der Ruſſe weiß es, daß der Deutſche ſelten auf Abenteuer ausgeht, und ſich nie für etwas ausgibt, was er nicht iſt. Die Ruſſen wiſſen es zu ſchätzen, daß die Deutſchen das größte Verdienſt um ihre Kultur haben. Er fühlt ſich auch näher mit ihnen verwandt, als mit dem entfernten Franzmann und er gewinnt immer mehr Vertrauen zu ihnen, da der größte Theil derſelben ſich mit der Landesſprache bekannt macht und endlich einheimiſch wird.

Variétäten.

Aus Italien.

— * Rom, 29 Oktob. Hr. von Decrando, unter welchem die geiſtlichen Güter (*il demanio*) ſtehen, und der in der wiſſenſchaftlichen Welt ſo viel Achtung verdient, genießt ſie auch als Geſchäftsmann in vollem Maaße. Seine liebevolle Art, mit Menſchen umzugehen, hat ihm aller Herzen, ſelbſt das der Geiſtlichen, gewonnen. Bis jetzt iſt nicht das geringſte gegen Klöſter oder geiſtliche Korporationen unternommen worden. Bloß einige güterreiſende Abteien erhielten von ihren Gemeinden Befehl, eine Angabe ihrer Aecker, Waldungen, Wieſen, Weingaerten, deren Ertrag, Umfang u. ſ. w. einzureichen.

Die Nachricht vom Frieden hat bei vielen ein unbeſchreiblichest Schrecken verurſacht; denn es war in den Köpfen unzähliger ſchon ganz ausgemacht, daß der Krieg fortdauere, daß Rußland ſich mit Oeſterreich verbinde, daß die auf Monte Cavallo außerordentliche Zuſammirung noch nothwendig ihre Wirkung zeigen müſſe u. ſ. w. Statt deſſen eilte am 21 d. M. der kaiſerl. franzöſiſche Kurier durch, und rief in Rom und in den Orten, durch die er zog: „*La paix est faite avec les dieux et avec les hommes!*“ Da hätten Sie die Geſichter ſehen müſſen. — „Auch *avec les dieux!* was will er damit ſagen?“ riefen unſere Römer, ſtarrten ſich an, und kommentirten nun das Kurier-Orakel, und ſind noch jetzt nicht fertig geworden.

Aus Frankreich.

— Man kündelt und ſpreit ſo mancherlei in der Welt und im Großen, warum ſollte es nicht auch in der Literatur vergönnt ſein? Hr. Chazot, Polizeikommiſär zu Paris, hat ſich z. B. die Mühe gegeben, alles in der Geſchichte aufzuſuchen, was den Adler betrifft, in ſo fern er als Emblem und Symbol der Völker, der Fürſten und der Heere galt. So ſchrieb er ein dickes Buch *de la gloire de l'aigle*, welches gewiß oft viel intereſſante Kurioſitäten zur Sittengeſchichte enthält.

Da erfahren wir nun, daß das Bild von dieſem Könige der Vögel, welcher ſchon Jupiters Donnerträger war, das hieroglyphiſche Sinnbild der Stadt Heliopolis, Emeſa, Antiochien und Tyrus geweſen. — Die Hetrurier ſchickten den Römern nach einem Friedensſchluſſe, als Zeichen der Freundſchaft, die vornehmſten Attribute des Königthums. Unter dieſen war auch ein Zepter von Elfenbein, geſchmückt mit einem Adler auf gleichem Stoffe. Von dieſer Zeit an blieb der Adler eines der erſten Attribute der Republik. Wollten die Römer einem ihrer Freunde oder Bundesgenoſſen bedeutungsvolle Geſchenke machen, ſo ſchickten ſie ihm auch den Herrſcherſtab mit dem Adler geſchmückt (*scipio*); ein Beweis, daß ſie des Bundesgenoſſen Souveränetät garantiren wollten. Auch nach der längſt verſchwundenen Republik behielten die Kaiſer noch den Herrſcherſtab mit dem Adler, als Zeichen der höchſten Gewalt, bei. Man erblickt ihn noch auf vielen Münzen Veſpaſians, Domitians, Trajans, Mark Aurels u. ſ. w.

Mehrere griechiſche Städte pflegen den Adler in ihre Münzen zu bringen, wie z. B. Olynth; eben ſo bezeichneten damit verſchiedene ägyptiſche und ſyriſche Städte ihre Eigenthümlichkeit. — Von den Provinzen Israels und den Dichtern Griechenlands an, bis zu den Dichtern unſerer Zeit blieb der Adler das Sinnbild der Herrſcher-Hoheit.

In den älteſten Zeiten vertrat ein Bündel Heu oder Stroh, oder ein Roßſchweif an hoher Stange getragen, die Stelle der Heerfahne. — Die Perſer ſcheinen das erſte Volk geweſen zu ſein, welches den Adler zum Heerzeichen machte. Die perſiſchen Adler vor der Armee waren von Gold: bei den Römern waren ſie anfangs nur von Holz, dann von Silber und nur der Blitzſtrahl zwiſchen ihren Klauen golden, zuletzt aber, beſonders unter Cäſar und ſeinen Nachfolgern, ganz von Gold, aber ohne Blitzſtrahl. Die Adler der Legionen hatten die Größe einer Taube, und waren inwendig hohl, auch ſonſt ohne weitere Verzierung, als daß die Gange oberwärts mit Silber beſchlagen war.

Der doppelköpfige Adler war zuerſt bei den Orientalen Kaiſern üblich, die damit ihren Anſpruch auf das morgen- und abendländiſche Reich bezeichneten. Vom Orient kam nachher der Doppelkopf auf die occidentaliſchen Kaiſer. — Oeſterreich behielt dies Sinnzeichen aus der Erbſchaft des Orients bei. Auffallend ward der Adler auch von den Königen von Preußen, Polen, Ungarn, Sizilien, Spanien, Sardinien, vom ruſſiſchen Kaiſer, faſt von allen Fürſten, Grafen und Baronen des deutſchen Reichs ins Wappen gezogen.

Der deutſche Ritterorden, der älteſte unter allen, machte den Adler zu ſeiner Deboration. Seitdem folgten dem Beiſpiel eine Menge anderer Ritterorden; wie der rothe und ſchwarze Adlerorden in Preußen; der weiße und St. Stanislaus-Orden in Polen; der St. Andreas- und St. Alexander-Orden in Rußland; der Cincinnatus-Orden in Nordamerika u. ſ. w. Der ſeit Napoleon vor Frankreichs Regimentern und in der Ehrenlegion erſchienene donnernde Adler iſt bekannt genug.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 92. — den 18 November 1809.

Militärische Züge der Franzosen aus den letzten Kriegen.

Dampierre.

Im Jahre 1793 verlor Frankreich den biedern, edeln Dampierre. Er war aus altadelicher Familie 1756 zu Paris geboren. Seine militärische Laufbahn begann er als Offizier in den französischen Garden. Der Hof versagte ihm die Erlaubniß, nach Amerika in die Dienste der vereinigten Staaten überzutreten — dies schmerzte ihn sehr. Bei jedem Siege der Amerikaner, von französischen Offizieren angeführt, rief er mit Thränen: „Ach, und ich konnte nicht dabei sein!“ — Worte, die uns an die Helden der Vorzeit erinnern.

Dampierre war auf seinem Schlosse auf Urlaub; dort übte er eine Heldenthat der Menschlichkeit. An einem Winterfeiertage, um sechs Uhr Abends, als man im Schlosse tanzte, stürzte ein Hausvater in den mit frischem Eise überzogenen Fluß, und verschwand. Das Geschrei der Kinder zog eine Menge von Landleuten herbei; doch auch das regste Mitleid wagte nicht, ihm zu Hilfe zu eilen. Die Geschichte drang bis in den Tanzsaal. Dampierre, von Schweiß triefend, wirft die Kleider weg und stürzt sich in das eisigte Wasser; dreimal taucht er unter, ohne den Verunglückten zu finden, den der Strom weggeschwemmt hatte; er schießt schneller, als des Stromes Gewalt, ihm nach, erhascht ihn in dem Augenblick, wo ihn ein Mühlrad zerquetscht hätte, und rettet ihn, mit Gefahr, selbst zerschmettert zu werden.

Dampierre, durch Tapferkeit und militärisches Talent seit ein Paar Jahren mit Ruhm gekrönt, eilte bei St. Amand durch einen Waldweg zur Avantgarde der Armee, als ihm eine österreichische Kugel den Schenkel zerschmetterte. Das ganze Heer verließ das öde Lager, um dem Sterbenden den letzten Blick zu weihen; man mußte mit Gewalt die Soldaten in ihren Zelten halten. Der Feind schien die Trauer der Armee zu ehren: so lange des Heerführers letzte Ehrenbezeugungen währten, ließen die Oesterreicher die Waffen ruhen; als sie das französische Lager nahmen, stellten sie Wachen zu dem Monumente, von armen Soldaten aufgerichtet.

Lacombe St. Michel.

Lacombe St. Michel ward den 5 März 1753 in einem seiner Familie eigenthümlichen Schlosse bei Albi geboren. Er zeichnete sich als Mitglied des Nationalkonvents durch Tugenden und Sanftmuth aus. Mit 27 Jahren wurde er Kapitän in der Artillerie; er wurde zum Mitglied des Comité militaire ernannt, und errichtete die reitende Artillerie, neun Kompagnien an der Zahl, nach Friedrichs des Großen Muster in dem Kriege von 1778; sie entschied viel bei den Siegen der Franzosen.

Im J. 1793 ging Lacombe St. Michel in der doppelten Eigenschaft als Commandant en chef und Administrateur général nach Korsika.

Die Engländer, von Toulon vertrieben, konzentrirten dort ihre ganze Macht. Zwölftausend Mann landeten in der Gegend des Golfs von St. Florent. Lacombe vertheidigte mit 1200 M. jeden Fuß breit Landes; doch endlich wich er, von der Uebermacht zurückgedrängt, nach St. Florent, und zog seine Vertheidigungslinie zusammen. Die Engländer nahmen dies Manöuvre für einen Beweis von Schwäche; hätten sie mehr Ungestüm und Kühnheit gezeigt, so wurde St. Michels Lage höchst bedenklich. Eine Kriegslist steuerte der drohenden Gefahr. Der General ließ

Digitized by Google

den Kapitän eines Ragusanischen Schiffs kommen, der aus Baſtia, das die Engländer blokirten, auslaufen wollte. Er machte ihm den Antrag, ein Schreiben an den franzöſiſchen Konſul nach Genua mitzunehmen, zahlte ihm eine bedeutende Summe aus, und verſprach ihm im Fall des glücklichen Gelingens noch mehr. Der Schiffskapitän verſichert, er wolle den Brief gegen alle Nachſuchungen heilig verbergen. Der General ſcheint ihm zu glauben, und ſtellt ihm den Brief unter dem Schleier des tiefſten Geheimniſſes zu. Er ſchrieb darinn dem franzöſiſchen Konſul, er habe zu St. Florent eine unglückliche Affäre gehabt; er verlaſſe das Lager von Tichimé, um den Engländern eine Falle zu legen; wenn ſie ſich täuſchen lieſſen, dann wäre er mit ſeinem Korſe, daß kein Mann ſich wieder einſchiffen ſolle. — Die Kriegsliſt hatte ganz den beabſichteten Erfolg; die Engländer fingen den Brief auf, und lieſſen ſechs Wochen verſtreichen, ohne Lacombe anzugreifen. Inzwiſchen gewann dieſer Zeit, ſich zu befeſtigen.

Championnet vor Frankfurt.

Die franzöſiſche Armee unter Championnet ſollte im J. 1795 bei Frankfurt ein Lager beziehen. Beim Anblick der weiten lachenden, mit goldener Aernte bedeckten Ebenen ließ Championnet Halt machen; Thränen entquollen ſeinem Auge. Er ſprach zu den Offizieren des Generalſtabs: „Freunde, ſollen wir den Segen dieſer fruchtbaren Gefilde zertreten? — Nein, laßt uns des armen Landmanns frohe Hoffnung nicht zerſtören; lieber will ich die Beſchwerden noch eines Marſches erdulden, und mein müdes Haupt noch eine Strecke weiter tragen, als zweihundert Familien zu Grunde richten, denen die Früchte ihres Schweiſes winken!“

Dubesme.

Der Diviſionsgeneral Dubesme (geboren 1766), Großkreuz der Ehrenlegion, zeichnete ſich durch eine Reihe tapferer Thaten aus. Nur eine möge hier als Beiſpiel ſtehen.

Er wurde von Moreau kommandirt, den Rheinübergang unter Kehl, bei Diersheim, zu bewerkſtelligen. Kaum ſtellte Dubesme, auf dem jenſeitigen Ufer angelangt, ſein Truppenhäufchen, um den Landungspunkt zu decken, als er durch ein Regiment Oeſterreicher ſich angegriffen ſah. Hier galt die Wahl, ſich zu ergeben, in den Rhein geſprengt zu werden, oder das ganze Regiment zurückzutreiben. Dubesme läßt zum Angriff ſchlagen; ſein Tambour ſtürzt todt nieder. Der General ergreift die Trommel, ſchlägt mit ſeinem Degenknopf den Sturmmarſch, und befeuert ſo, an der Spitze ſeiner Soldaten, ſie zum Kampfe; inzwiſchen hatten die übrigen Truppen Zeit, ihm zu Hilfe zu eilen.

Bonaparte und Augereau bei Arcole.

In der Schlacht bei Arcole gab General Augereau glänzende Beweiſe von Tapferkeit. Die Avantgarde ſchlug ſich einen ganzen Tag, ohne den Uebergang über eine Brücke zu erkämpfen, die über die Kanäle, welche die Ebene durchſchnitten, geſchlagen und durch furchtbare Artillerie vertheidigt war. Die Generale ſtürmen an der Spitze ihrer Kolonnen vor; Musketen- und Kanonenfeuer machen ſie weichen. Da ergreift Augereau eine Fahne, ſchwingt ſich auf die Brücke, und ruft den Soldaten, ihm zu folgen; ſelbſt ſein Heldenmuth vermochte die Herzen nicht zu elektriſiren; es war beinahe Unmöglichkeit, den furchtbaren Uebergang zu erſtürmen.

Bonaparte, General en Chef, flieg vom Pferde, um den Kolonnen Muth zu machen, die zu ſchaudern ſchienen, und ergriff auch eine Fahne, mit den Worten: „Folgt euerm General!“ Doch der junge Held ward mit ſeinem Generalſtabe geworfen; er ſtürzte unter dem Feuer des Feindes in einen Sumpf, aus dem man ihn nur mit der größten Anſtrengung rettete; einer ſeiner Adjutanten, Muiron, ward getödtet. Der andere Morgen war der Tag der berühmten Schlacht bei Arcole. Die Brücke ward umgangen; die Franzoſen ſiegten. Ein anderer Adjutant Bonaparte's, Elliot, ſtarb ebenfalls mit Ruhm bedeckt. Der Generaliſſimus ſchrieb deshalb an den General Clarke:

„Ihr Neffe Elliot iſt auf dem Schlachtfelde von Arcole gefallen. Der Jüngling war mit den Waffen vertraut; oft marſchirte er an der Spitze der Kolonnen; er würde einſt ſich hohe Achtung erworben haben. Er ſtarb mit Ruhm, im Angeſicht des Feindes; er hat keinen Augenblick gelitten. Welcher Vernünftige würde ſolchen Tod ihm nicht beneiden? Wer möchte, in den Stürmen des Lebens, ſich nicht dieſer Scheiden aus einer ſo oft verachtungswerthen Welt erkaufen? — Wer hat unter uns noch nicht hundertmal beklagt, vor der Macht der Verläumdung, des Neides und aller gehäſſigen Leidenſchaften, die der Menſchen Handlungen beinahe ausſchlieſſend zu leiten ſcheinen, nicht eben ſo geborgen zu ſein?“

Der Geſetzgebungskörper belohnte die Sieger von Arcole glänzend. Er dekretirte die dreifarbigen Fahnen, die Bonaparte und Augereau in der Schlacht bei Arcole gegen die Feinde trugen, ihnen zum Geſchenke des Nationaldanks.

Bonaparte an Virgils Wiege.

Der Oberfeldherr, einer verhängnißvollen, großen Zukunft beſtimmt, zwang Mantua, von einer ganzen feindlichen Armee vertheidigt, zur Uebergabe. Dieſe Stadt liegt nahe bei Andes, der Wiege Virgils. Andes, im Seraglio, iſt ein Dorf, das jetzt den Namen Pietole trägt. Die Gefilde, die es umſchlieſſen, welche der unſterblichen Dichter in ſeinen Eklogen ſchildert, ſind dieſelben, die Virgil von Auguſts Freigebigkeit zum Geſchenke erhielt. Sie heiſſen noch „Virgils Felder“. Dieſe Ländereien ſchienen während der Blokade und Belagerung von Mantua nicht weniger, als in den Kriegen des alten Roms, gelitten zu haben. Doch Bonaparte, ſo groß und eben ſo Beſchützer der Wiſſenſchaften, als Cäſar Oktavius, ſchützte Virgils Vaterland. So brachte des großen Dichters Andenken nach mehr als achtzehn Jahrhunderten noch ſeinen Landsleuten Segen. Bonaparte verfügte eine ehrenvolle Auszeichnung des ehmaligen Beſitzthums des Dichterfürſten und die Entſchädigung der Feldbauer für allen im Kriege erlittenen Verluſt.

In Pietole ward auf Bonaparte's Befehl, in der Mitte eines Hains von Eichen, Myrthen und Lorbeern, ein Virgiln geweihter Obelisk errichtet. Auf eine Seite des Fußgeſtelles grub man die Worte:

Primus ego in patriam, modo vita supersit,
Aonio rediens deducam vertice Musas:
Primus Idumaeas referam tibi, Mantua, palmas.

(Hinwärts fehr' ich, der Erſte, wenn mir noch Leben beſchieden,
Im Geleite die Muſen, Aoniens Gipfel entführet,
Mantua, dir zuerſt Idumäiſche Palmen zu bringen.)

Digitized by Google

Auf die zweite:

Nec spes libertatis erat.

(Es wintte nicht der Freiheit Hoffnung.)

Auf die dritte:

O Meliboee, Deus nobis haec otia fecit.

(Meliböus, ein Gott hat uns dieß Ruheloos geſchaffen!)

Auf die vierte:

Nat. Pub. Virgilii Maronis sacrum.

(Der Geburtshärte des Publius Virgilius Maro geweiht.)

Kleber.

Der franzöſiſche General Kleber wurde 1750 zu Straßburg geboren, und in einem Dorfe im Elſaß durch einen wohlthätigen Pfarrer erzogen. Er übernahm zu Straßburg in einem Zweikampf die Vertheidigung zweier Fremden von Rang; ihrer Erkenntlichkeit verdankte er ſeine Aufnahme in die Militärſchule zu München. Er machte bedeutende Fortſchritte. Einer der Lehrer ſtarb — Kleber glaubte, Anſpruch auf die Stelle machen zu können. Die ſtolzen Profeſſoren ſtraften ihn durch ein Paar Tage Arreſt die Eitelkeit des Jünglings.

Der General Kaunitz, Sohn des erſten kaiſerlichen Miniſters, beſuchte die Militärſchule; die Zeichnungen und Plane des jungen Gefangenen überraſchten ihn, und er erwirkte ihm eine Lieutenantsſtelle im Regiment Kaunitz, mit dem er ſeine erſten Dienſte gegen die Türken that. Nach acht Jahren war er der Dienſte im Auslande müde, und trat zu Belfort die Stelle eines Aufſehers der öffentlichen Gebäude an, die er ſechs Jahre bekleidete. Beim Ausbruch der Revolution ließ er ſich als gemeiner Grenadier in die Bataillons des Oberrheins aufnehmen, und ſchwang ſich ſchnell zum Adjutant-General empor. In der Vendee marſchirte er mit vierttauſend Mann und vier Kanonen auf Tiffauge los, ohne ſich von der Stärke des Feindes zu unterrichten. Er fand ihn gegen 30,000 Mann ſtark auf Anhöhen poſtirt, die mit einer fürchterlichen Artillerie beſetzt waren. Er greift an, und bringt ihn zum Wanken; doch der Feind beſinnt ſich, und dehnt ſeine beiden Flügel aus. Wenn die Vendeer, ſchon Meiſter von Klebers Kanonen, nicht beim Ueberſteigen eines Abſturzes einige Zeit aufgehalten werden, iſt der Rückzug unmöglich. Kleber ruft einen Offizier von geprüftem Muthe zu ſich. „Nimm“ ſpricht er zu ihm, „eine Kompagnie Grenadiere, und halte den Feind an dem Abſturze auf; du wirſt fallen, aber du rettеſt deine Kameraden!“ — „Gut, General“, antwortete der Offizier mit heldenmüthiger Unterwerfung. Alle blieben. — Dieſer Opfertod, der an jenen der dreihundert Spartaner erinnert, hielt den Marſch der Vendeer auf; Kleber führte ſeine kriegsgeübten Soldaten nach Nantes zurück.

In demſelben Momente, wo nur Kleber das Vertrauen der Truppen von neuem beleben konnte, ſetzte ihn das Gouvernement ab, und gab dem jungen Marceau das Kommando der Armee. Marceau's Stolz war durch die ſtrenge Offenheit ſeines Nebenbuhlers oft beleidigt: er rächte ſich edel; er verbarg Klebers Entſetzung, behielt den leeren Titel eines Generals en chef, und überließ jenem die Vollgewalt der Stelle. „Führen Sie“ ſagte er zu ihm, „die Armee der Republik zum Sieg; ich bin beſſer dazu gemacht, unter Ihrem Befehle in der Avantgarde zu dienen; und wenn von Verantwortung und Schaffotten die Frage iſt, die ſeien für mich!“

Nach der Schlacht von Savenay, wo die Vendeer bei 60,000 Mann verloren, zog Kleber unter dem lauten Freudengeſchrei des Volkes zu Nantes ein. Die Stadt gab den Siegern ein Feſt. In dem Augenblicke, als ein Lorbeerkranz Klebers Haupt umſchlang, rief ein Volksrepräſentant: „Die Kronen gebühren nicht den Generalen, den Soldaten gebühren ſie, die allein die Schlachten gewinnen!“ Klebers Antwort war: „Republikaner-Generale, die faſt alle, wie ich, als Grenadier angefangen haben, wiſſen recht gut, daß die Soldaten die Schlachten gewinnen; aber auch die Soldaten der Republik, unter denen mehrere Anſpruch auf Kommandoſtäbe haben, wiſſen, daß tauſend Aerme keine Schlacht gewinnen, wenn ſie nicht ein Kopf zum Siege leitet. Ich nahm die Lorbeerkrone, um mit ihr die Fahnen der Armee zu ſchmücken.“

Kleber fiel unter dem Dolche eines fanatiſchen Afrikaners, den der Zantſcharen Aga zu dieſem Morde angeſtiftet hatte, zu Cairo im Jahre 1800.

Bonaparte's Uebergang über den St. Bernhard.

Der Konſul Bonaparte wollte mit einer von ihm unter dem Namen „Armée de reserve“ ſelbſt gebildeten Armee über den Bernhard in Italien eindringen.

Sechs Meilen vom Fuße des Gebirges ließ der erſte Konſul ſeine Truppen drei Tage zu Martigni kampiren, um ſie durch einige Ruhe auf die harten Anſtrengungen und Mühſeligkeiten vorzubereiten, die ihrer harrten, und um den Uebergang zu unterſuchen; einen Uebergang, deſſen Schwierigkeiten nur in der Vorzeit mit Mühe Hannibal beſiegte.

Der General Lannes war an der Spitze der Avantgarde bis zu dem Dorfe St. Pierre, gerade am Fuße des zu erkletternden Berges gelegen, vorgerückt. Am 20 Mai 1800 erklimmte dieſe Avantgarde das Gebirge. Der General Watrin rückte mit der erſten Diviſion, bald nach; auch die übrige Armee brach auf. Doch, wie die Artillerie fortdringen? — Alle Kanonen werden demontirt, Bäume wie Rinnen ausgehöhlt, die Kanonen hineingelegt: fünf- bis ſechshundert Mann, nach der Schwere des Kalibers, ziehen dieſe ſchwere Laſt fort: die Räder tragt man, die Pulverwagen und die Achſen werden auf Schlitten gelegt, die Maulthiere mit Lebensmitteln beladen. So verſucht eine ganze Armee, ſich zur Höhe des Adlerflugs hinaufzuſchwingen, einen der höchſten Alpengipfel zu erklimmen. Hier konnte man nur einzeln aufwärts klettern; der Offizier oder Soldat, der es gewagt hätte, ſeinen Kameraden vorzuſteigen, und ſich von dem engen Pfade zu entfernen, den man ſich bahnte, wäre unfehlbar im Schnee begraben worden. Zwiebak, in Schneewaſſer getaucht, war das Labſal, und dieſer Trank ſchien koſtlich. Nach fünf Stunden anhaltender Anſtrengungen gelangte man an das Eremitenkloſter — die Gegenwart des erſten Konſuls hielt den Muth der Soldaten und Arbeiter aufrecht.

Die Schwierigkeiten nahmen zu, als man den Gipfel endlich erklimmt hatte; der Abhang des Berges beträgt wenigſtens ſechs Meilen. — Ein ſchnelles, ſchreckliches Niederſteigen! Bei jedem Schritte ward man durch weite Spalten und Schluchten aufgehalten, die geſchmolzener Schnee und Waldſtröme geriſſen hatten. Aller Vorſicht ungeachtet glitſchten viele Menſchen und Pferde aus, und kamen um; ſie rollten in Abgründe und furchtbare Klüfte hinunter — es ſchien ein Sturz vom Himmel in die Hölle.

Digitized by Google

Der erſte Konſul verweilte nur eine Stunde im Kloſter, dann ſchlug er, um die Armee ſchneller zu erreichen, einen Fußſteig ein, auf dem ein Paar Infanteriſten wandelten. Beinahe in der Mitte des Abhangs wurde er plötzlich ſo jäh, daß er eine Höhe von 65 Metres (ungefähr 200 Fuß) herunterrutſchen mußte. Man ſchlieſſe auf die Schwierigkeiten und Gefahren aus den einzigen Worten: „Man flieg ſeit Mitternacht den Berg herunter, und gelangte erſt um neun Uhr des andern Abends in die Ebene.“

Jetzt kann man die Alpen zu Fuß und zu Wagen ſehr bequem paſſiren. Die Straße über den Mont-Cenis iſt ein Meiſterſtück menſchlicher Induſtrie, und eins der Wunder von Napoleons Regierung. Unermeſſene Felſen wurden durchbrochen, über fürchterlichen Schlünden die kühnſten Dämme aufgeführt, kurz alle Hinderniſſe ſind hier beſiegt. Die Wagen paſſiren frei; man kann den Cenis im Galopp erſteigen, und eben ſo hinunterſteigen. — Vier Hauptſtraßen ſind vollendet: über den Simplon, den Cenis, den Mont-Genevre, und die von Nizza nach Genua. Die drei letztern waren nicht zu paſſiren. Sie muſten zwiſchen ſteilen Felſen, jähen Klippen und gähnenden Klüften angelegt werden. Die Kunſt der franzöſiſchen und italieniſchen Ingenieurs ſiegte über die Natur. Auf der vierten Straße, der von Nizza nach Genua, rollen bequem die Wagen, wo ſonſt kaum Menſchen wandern konnten. Was würden die Römer beim Anblick dieſer Wunder ſagen?

„Die neue Straße über den Simplon“ ſagt ein Augenzeuge, „iſt das koloſſalſte Unternehmen dieſer Art, das ſeit der Römer Zeiten Menſchenhände vollendet haben. Wenn Napoleon des Großen Wunder ſich auf dieſe bewundernswürdige Straße allein beſchränkten, ſo würde ſchon darum die Muſe der Geſchichte ſeinen Namen der Unſterblichkeit weihen. Da ſind Felſen gewölbt, andere ganz verſchwunden; Brücken ziehen über furchtbare Abgründe, Mauern und Balauſtraden faſſen die gefährlichſten Stellen ein . . . Die Reiſe von Genf nach Mailand iſt eine Spazierfahrt geworden.“

Varietäten.

Aus Italien.

— Eine der merkwürdigſten und gewiß ſeltenſten Naturerſcheinungen iſt das verknöcherte Gehirn eines Ochſen, welches in der Mitte des vorigen Herbſtmonats der Doktor Giro von Bologna dem Profeſſor der Anatomie an dieſer Univerſität, Hrn. Morechi, vorlegte. Dieſer durchſägte es quer durch die Mitte, ſo daß der obere Theil von unten abgetrennt ward, und man ſahen durch die Verſchiedenheit der Farbe ſehr beſtimmt den aſchfarbigen Theil des Gehirns von der weißlichen Mark-Subſtanz unterſcheiden konnte. Man ſah das ovale Zentrum, Spuren von Seitenhöhlen des Gehirns, die aber nicht eigentlich da waren, weder in den getrennten, noch in den Gehhäuten. Von der dritten und vierten Hirnhöhle erblickte man gar nichts, eben ſo wenig von den vierekigten Tuberkeln und von der Wirbeldrüſe.

Das Aeußere dieſes Gehirns glich dem gewöhnlichen Schienbein, vorn durch die Furche, in welche die Sichel greift (die jedoch nicht die Hälfte des Obertheils vom Geſicht überſteigt), in zwei gleiche Theile geſchieden. Die Hemiſphären des Gehirns hatten die gewöhnlichen eingewindeförmigen Windungen; nur daß das kleine Gehirn bloß tranſverſale, parallel laufende Furchen zeigte. Auf der Baſis erblickte man wohl Unebenheiten, doch ohne den leiſeſten Nerven-Anfang zu bezeichnen. Uebrigens entſprachen alle Dimenſionen der Theile den natürlichen auf das genaueſte.

Dieſes Ochs mit dem verknöcherten Gehirn ward zu Rovigo, im Departement des Unter-Po geſchlachtet. Aus dem zu Rovigo aufgenommenen Verbalprozeß erhellt, daß dies Thier ungefähr acht Jahre alt ward, und bis es geſchlachtet wurde, ſo vollkommen geſund war, wie irgend eins ſein konnte.

Aus England.

— M. Jameſon hat in ſeiner neulich herausgegebenen Geologie die Höhen der vorzüglichſten Berge Großbritanniens mitgetheilt. Dem zufolge ſind in England der Snowden in Carnarvonſhire mit 3,568 Fuß und der Cader-Idris in Merionethſhire mit 3,550 Fuß Höhe die erhabenſten. — In Irland iſt Macgillicuddy's Reeks in der Grafſchaft Kerry der höchſte Berg; er hat 3,404 Fuß Höhe. Ihm zunächſt kommt der Slieb-Donard in der Grafſchaft Londonderry, mit 3,110 Schuh hoch iſt. — In Schottland iſt der höchſte Berg ber Ben-Nevis; er hat 4380 Schuh abſoluter Höhe, und liegt in Invernesſhire. Großbritannien hat keinen höhern Berg als dieſen. Ohnweit von ihm hat der Cairngorm mit einer Höhe von 4000 Schuh. Ungefähr eben ſo hoch iſt auch der Ben-Lavers in Perthſhire. — Die höchſte menſchliche Wohnung im britiſchen Reiche iſt das Haus des Bergmeiſters zu Leadhills in Zamarkſhire in Schottland. Sie hat eine Höhe von 1564 Schuh über Meer. — Der Gnafel auf der Inſel Man, recht im Mittelpunkt derſelben hervorragend, hat nur 1740 Schuh. Es verſteht ſich übrigens, daß hier immer der engliſche Schuh verſtanden ward.

Aus Dänemark.

— Nach den ſtatiſtiſchen Angaben des Hrn. Juſtizrath Pram hatte Dänemark mit den Herzogthümern Schleswig und Holſtein im Jahre 1769 eine Bevölkerung von 1,315,809 Seelen; Norwegen aber 728,674 Einwohner. In einem Zeitraum von 32 Jahren war aber auch hier die Population merklich geſtiegen. Denn im Jahre 1801 betrug die Volkszahl von Dänemark und den Herzogthümern 1,138,432 Seelen, und in Norwegen 881,912, folglich die geſammte Population des däniſchen Reichs 2,410,344. „So hat ſich alſo die Bevölkerung der Monarchie“ ſagt Hr. Pram, „in dem Maße vermehrt, als wenn ihr Gebiet um 128 Quadratmeilen bereichert worden wäre, und dieſe Eroberung hat kein Blut, kein Geld, kein Opfer gekoſtet. Sie iſt im Gegentheil durch Beförderung des Wohlſtandes und des häuslichen Glücks der Unterthanen errungen worden.“

Aus Rußland.

— Rußland hat nach den neueſten ſtatiſtiſchen Angaben einen Flächenraum von 310,000 Quadratmeilen, 42 Millionen Einwohner, 109 Mill. Rubel Einkünfte; im Frieden eine Landmacht von 509,000 Mann, und eine Seemacht von 48 Linienſchiffen, 34 Fregatten, und 38,000 Seeſoldaten.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 93. — den 22 November 1809.

Miszellen aus Berlin.

Staatspapiere. — Reformen in der Administration. — Medaillenfest. — Leichenwagen. — Theater.

Berlin, 7 Nov. 1809.

Das allgemeine Gespräch des Publikums ist die von Königsberg aus jetzt bestimmt eingelaufene Nachricht, daß der König mit seinen Umgebungen zu Ende dieses Monats seine Rückreise nach Berlin antritt. Obgleich man vermeint, daß die Mission des Obersten Krusemark an Napoleon mit der Rückkehr des Königes nach Berlin in Verbindung stehe, so lauten doch die Aeusserungen hoher Staatsbeamten, wozu auch der Minister von Golz, der vor einigen Tagen von Königsberg wieder hier angekommen ist, gehören soll, daß die Rückkehr des Königes unfehlbar fest bestimmt ist. Die Königin wird ihren Kirchengang den 18 dieses halten, und am 26 soll die Abreise des Hofes von Konigsberg erfolgen, so daß der Ankunft desselben in Berlin den 2 oder 3 künftigen Monats entgegen gesehen wird. — So viel ist ferner gewiß, daß das Bauedepartement nun den Auftrag formlich erhalten hat, alle Anstalten zu treffen, damit das projektirte Portal, das eine Kommunikation zwischen dem Palais des Königes und dem des Prinzen Louis bilden soll, sobald es die Witterung erlaubt, aufgeführt werden kann.

Man kann nicht sagen, daß die Nachricht von der Rückkehr des Hofes der Stimmung der Gemüther eine sehr glänzende Wendung verliehen habe. Das Publikum traut allen Gerüchten der Art nicht mehr, seitdem es Ehrenpforten, Amphitheater und Vorkehrungen aller Art über die Rückkehr des Königes getäuscht haben. Allein Sie können glauben, wenn sie wirklich erfolgen sollte, daß Berlin seine Anhänglichkeit gewiß auf eine seiner würdige Art äussern wird. Indeß hat die Nachricht doch vorläufig einen guten Einfluß auf die Staatspapiere gehabt. Bankobligationen haben sich von 55 auf 66 Prozent, Seehandlungs- und Treuscheine von 34 auf 47 gehoben. Geht das Gerücht in Erfüllung, so werden die Staatspapiere einen hohen Standpunkt erreichen.

Die ständischen Papiere haben jetzt eben keinen glänzenden Standpunkt; vorzüglich halten Kurmärkische Obligationen den niedrigsten Preis. Die Kurmark hat eine bedeutende Schuldenlast aufgehäuft, und man macht ihr den Vorwurf, daß sie bei ihren Operationen ganz die Umsicht oder Sagazität aus den Augen verloren, welche die andern Provinzen des preussischen Staats gezeigt. Pommern, Schlesien und Preussen haben gar keine neuen Schulden kreirt. Die Neumark hat zwar neue Schulden gemacht, allein man hält sie doch auch ihren Kräften angemessen, da sie prompt bis jetzt ihre Interessen abgetragen. Nur die Kurmark hat bis jetzt nicht dahin kommen können, Zinsen zu tilgen. Indeß ist wohl sehr darauf zu rechnen, daß, sobald die Staatspapiere bessern Kurs erhalten, die Kurmark Kredit genug gewinnen wird, auch etwas solider Art operiren zu können. Der Hauptvorwurf, den man der Kurmark macht, ist, daß sie nicht Naturalien-Lieferungen ausschrieb, wie andere Provinzen des preussischen Staats, sondern alle Requisitionen des Feindes durch Lieferanten herbeischaffen ließ, die sie mit ihren Papieren bezahlte. Sie hat auf ihrem beim Könige gemachten Antrag, eine Vermögenssteuer einzuführen, noch keine Resolution erhalten; indeß ist dieser wohl bald entgegen zu sehen, da von Seiten des Staatsraths Sack vor

kurzem die Aufforderung an alle Bewohner der Kurmark geschehen, daß sie ihren Vermögenszustand bei der Behörde einreichen sollen, damit bei der vom Könige zu erwartenden Resolution der Reparation und Erhebung der Steuer kein fernerer Aufenthalt im Wege stehe.

An der Reorganisation der verschiedenen Verwaltungszweige wird noch immer sehr thätig gearbeitet. In Hinsicht der Justiz vernimmt man, daß unter Leitung des Großkanzlers Beyme mehrern kleinen hiesigen Gerichtsstellen, als dem französischen Stadtgericht, dem Hausvogteigericht und dem Amtmühlenhof eine förmliche Auflösung bevorsteht; sie werden mit dem Kammer- und Stadtgericht vereinigt. An die Stelle dieser kleinen Gerichte sollen, wie in frühern Zeiten, Kreisstadtgerichter für jedes Stadtviertel errichtet werden, bei welchen die Streitigkeiten bis zu dreißig Thaler geschlichtet werden, und ihre erste Instanz haben sollen. Im Departement des Innern sieht man ebenfalls, seitdem der Chef der Section der direkten und indirekten Abgaben hier angelangt ist, verschiedenen neuen Einrichtungen entgegen. Das Personale der erwähnten Section erhält eine Uniform, und mehrere Beamte sind vorläufig beschäftiget, einen Tarif für die verschiedenen Waaren anzufertigen, welche gegen den intendirten Zoll von 8 ½ Prozent eingelassen werden sollen. Man glaubt, daß zur Basis der Assimation aller Waaren die Schwere derselben als Prinzip angenommen werden wird.

Einige Unzufriedenheit unter den Staatsdienern erregt die den Ministern zugestandene Freiheit, denjenigen Subjekten in ihren Departements, die ihren Pflichten nicht nachkleben, den Abschied ertheilen zu können. Es ist dies eine unumgängliche Folge der nach französischer Weise den Ministern aufgebürdeten Verantwortlichkeit.

Vorige Woche sind von Seiten der Regierung wieder die Kontrakte zur Verpflegung der von der französischen Regierung besetzt gehaltenen drei Festungen mit den Lieferanten abgeschlossen worden. In Küstrin besteht die Besatzung aus lauter Polen, in Glogau und Stettin aber aus Sachsen. Zusammen wird sich die Besatzung der drei Festungen jetzt auf ungefähr 8000 Mann belaufen.

Bei dem vor kurzem abgehaltenen Medaillenfest, wo den in der letzten Kampagne an der Weichsel sich tapfer gezeigten Braven die Verdienstmedaillen an das Band, das sie aus Mangel der Medaille vorerst trugen, angehängt worden, zog das Bataillon mit klingendem Spiel durch die Stadt. Vorauf trat ein Veteran mit einem Kissen, worauf die Medaillen ausgelegt waren. Nach geschehener Vertheilung ward im sogenannten englischen Hause von dem Generalstab ein Mittagsmahl gehalten, wozu die Braven von unten herauf eingeladen waren.

Obgleich der geheime Rath Amelang auf freien Fuß gesetzt ist, so wird doch sein Prozeß jetzt beim Kammergericht instruirt. Der Kriegsrath von Cölln hat noch keine Sentenz erhalten. Indeß glaubt man, daß seine Strafe sich auf Absetzung von seinem Posten beschränken wird, der nicht zu den uneinträglichsten gehört, da er als Kriegs- und Steuerrath wohl 1800 Thaler Einkünfte zog. Mit vieler Resignation erträgt auch der geheime Rath Goßlar, der bekannte scharfsinnige juristische Schriftsteller, sein Schicksal, das ihn nach Kolberg versetzte.

Man spricht hier hin und wieder von der Einführung eines Papiergeldes. Doch ist zu vermuthen, daß die Treuscheine, die bis jetzt als Papiergeld zu groß waren, indem der niedrigste auf fünf Thaler ausgestellt ist, gegen kleinere, etwa Thalerstücke, eingetauscht werden sollen, um ihnen eine größere Zirkulation zu verschaffen.

Mit dem Berliner Leichenfuhrwesen ist eine große Metamorphose vorgegangen. Die Berliner Leichenwagen sahen bis jetzt so verwelkt und heruntergekommen aus, daß sie gleichsam als das Symbol ihrer Bestimmung dienen konnten, die zur Verwesung Hingeschiedenen fortzuführen. Jetzt sind alle Leichenwagen neu und modern und geschmackvoll dekorirt. Ein Mißling äußerte, daß mancher Elegant und manche Elegante sich wohl den Tod jetzt wünschen mögen, um in der neuesten Art sich nach dem Kirchhofe gebracht zu sehen. Das Merkwürdigste ist, daß der vorige Pachter der beiden Leichenwagen seit vierzig Jahren dafür nur 700 Thaler Pacht zahlte, anstatt daß bei der jüngsten Lizitation die Pacht auf 5000 Thaler getrieben wurde. Zwar sind dem neuen Pachter die Fuhrpreise erhöhet worden, allein sie stehen doch mit der erhöhten Pacht in keinem Verhältnisse.

Nach mehrern vor kurzem aus Königsberg eingegangenen Briefen war man daselbst auf dem Wege, einen bedeutenden Schatz zu heben. Der Bischoff von Ermland soll nämlich in seinem Archiv eine Urkunde gefunden haben, nach welcher die katholische Geistlichkeit in dem Zeitalter der Reformation ihre Schätze in einer daselbst näher beschriebenen Gegend vergraben habe. Der Bischof machte hiervon der Regierung eine Anzeige, und es wurden sofort die nöthigen Anstalten getroffen, die in der Urkunde bezeichnete Gegend aufzusuchen. Es sind mehrere Ausgrabungen geschehen, und man fand einige goldene und silberne Gefäße von bedeutendem Werthe. Der eigentliche Zentralpunkt des Schatzes mag indessen wohl verfehlt worden sein, da man nichts von fernern Entdeckungen vernommen hat.

In unserm Schauspielhause ereigneten sich seit kurzem einige Vorfälle, die wegen ihrer Sonderbarkeit Erwähnung verdienen. Mehrere Ulanenoffizier zeigten sich an dem Tage einer Vorstellung der Oper „die Geisterinsel“ wieder in der vormals den Offizieren der Gensd'armes eigen gewesenen renomistischen Haltung. Sie wagten es, auf ihren Pferden bis an die Kasse sich zu zeigen, wurden während des Schauspiels sehr laut, klirrten mit dem Seitengewehr durch das Parterre, und warfen mit Geräusch die Thüren desselben. Das Publikum ward über dieses insolente Betragen sehr laut, und ohne die Dazwischenkunft der anwesenden Stadtautoritäten wäre es zu bedenklichen Auftritten gekommen. Die Offiziere haben von Seiten des Gouvernements Arrest erhalten, und es ist ferner allen Militärpersonen angedeutet worden, daß sie im Schauspielhause die Polizei auf jeden Fall zu achten und ihr zu gehorchen hätten. — Ein Kotzebuesches Produkt: Sorgen ohne Noth, Noth ohne Sorgen, hat das unerwartete Schicksal gehabt, vom Publikum ausgepocht zu werden. — Jüngsthin ward Götz von Berlichingen wieder auf die Bühne gebracht, allein es hat nicht gefallen. Göthe's Verehrer behaupten, daß unsere Schauspieler es nicht darzustellen verständen. Allein Unbefangene würden ihnen erwiedern, daß dieses nicht an den Schauspielern, sondern an dem Göthe'schen Talent liegt. Göthe's dramatische Produkte haben nie großes Glück in der Vorstellung gemacht. Hier kommen nicht ein Paar Dutzend Verehrer den Ausschlag geben, wie etwa bei einem Leseprodukte die Stimmen einiger befangenen Kritiker.

In den vorlesenden Gelehrten ist auch der als Komponist und Schriftsteller rühmlichst bekannte Hr. Rellstab getreten. Er

Digitized by Google

wird diesen Winter hindurch Vorlesungen über den Generalbaß, vorzüglich für Damen und Dilettanten, nach eigenen Heften halten.

Militärische Züge der Franzosen aus den letzten Kriegen.

Bonaparte und Desaix bei Marengo.

Die Schlacht bei Marengo am 14 Juni 1800 krönte die glücklichen Gefechte des ersten Konsuls in Italien. Die Franzosen wichen anfangs, durch eine plötzlich demaskirte furchtbare Artillerie des Feindes zu Boden geschmettert. In dem entscheidenden Augenblick erscheinen die Grenadiere der Konsulargarde auf dem Schlachtfelde. Sie rücken, nur fünfhundert Mann stark, im Sturmmarsch gegen eine ganze Armee vor, die den Sieg in ihren Händen glaubt, und sie bald umzingelt. In dieser verzweifelten Lage, unter dem mörderischen Feuer der feindlichen Infanterie und drei auf einander folgenden Chargen der zahlreichen Kavallerie, bilden sie ein Viereck, ziehen sich in völliger Ordnung zurück, und vereinigen sich mit der französischen Arrieregarde, die ihren Rückzug und ihre Kühnheit anstaunt.

In diesem Schreckensaugenblick, wo Tode und Sterbende das Schlachtfeld deckten, tröstet der Konsul, unter einem Kugelregen, der die Erde seinem Pferde zwischen den Füßen aufwühlte, dem Tode. Von Kämpfenden umgeben, die um ihn sanken, gab er mit seiner gewöhnlichen Kaltblütigkeit die nöthigen Befehle.

Des Sieges Stunde schlug. Schon zeigten sich die Divisionen Monnet und Desaix; eines forcirten Marsches von zehn Meilen ungeachtet, rücken sie im Eilmarsch an. Die Grenadiere der Garde kehren mit Ruhm bedeckt zurück, und drehen die furchtbaren Bajonette dem Feinde entgegen, der sich über ihren Muth zu triumphiren schmeichelte.

Das erste Bataillon der Division Desaix ist endlich auf den Höhen und in der Ebene angelangt. Der erste Konsul und der General en chef durcheilen alle Reihen, jedem Muth und Vertrauen einsprechend. Das Signal wird gegeben, man durchzieht das Defilee im Angriffsschritt, mit dem gewöhnlichen Ungestüm französischer Truppen. Die Kavallerie, durch ihre Kühnheit stärker an Zahl erscheinend, stürzt rechts auf die Ebene; auch Desaix rückt mit Blitzesschnelle vor; alles weicht vor ihm. Der General Victor nimmt mit gleicher Bravour das Dorf Marengo. Das Zentrum und die Kavallerie, unter Murats Befehlen, greifen das feindliche Zentrum an; der Sohn des Generals Kellermann läßt zehntausend ungarische Grenadiere, aus allen Regimentern zusammengerafft, die Gewehre strecken — er hatte nur achthundert Pferde. Doch — unersetzlicher Verlust! — in dem Moment des Sieges, im Schooße des Triumphs, trifft Desaix eine tödliche Kugel; er kann nur einem seiner Adjutanten, Lebrün, noch sagen: „Sagt dem ersten Konsul, ich sterbe; nur beklagend, daß ich nicht mehr für die Nachwelt that!“ So endete Desaix, Bonaparte's alter Waffengefährte, der in Aegypten von seiner Tapferkeit und Kenntniß der Kriegskunst die glänzendsten Beweise gab; im Tode bewies er noch, daß Beschriebenheit mit Verdienst bei ihm im gleichen Schritte ging.

Als man Bonaparten Desaix's Tod meldete, rief er aus: „Warum darf ich nicht weinen?“

Der vom ersten Konsul erkämpfte Sieg ward ihm sehr erschwert. Dem österreichischen General Melas wurden zwei Pferde getödtet und er selbst am Arm verwundet. Die französische Armee war 40,000 Mann, die Kavallerie nur 3000 Mann stark. Die Oesterreicher hatten, mit Einschluß der Kavallerie von ungefähr 18,000 Pferden, 55,000 Mann.

Des andern Tages erhielt Melas einen Waffenstillstand; die Hauptbedingung war die Uebergabe mehrerer Schlösser und festen Plätze an die Franzosen.

Ehe Bonaparte von Mailand nach Paris zurückkehrte, ließ er Desaix's Leichnam in das Hospiz des St. Bernhard, auf die höchste Spitze der Alpen bringen, und ihm dort ein marmornes Mausoläum errichten. Die Namen der Halbbrigaden, Kavallerie- und Artillerie-Regimenter und Generale, die der Schlacht von Marengo beiwohnten, wurden in eine dem Monumente Desaix's gegenüber aufgestellte Tafel eingegraben.

Außerdem ließ Napoleon dem Tapfern in Paris selbst mehrere Denkmale errichten.

Desaix war in der ehmaligen Provinz Auvergne, bei Riom, am 17 August 1768 von adelichen Eltern geboren. Seit 1791 gab er Beweise seiner Tapferkeit. Der Krieg rief ihn an Deutschlands Grenzen; der General Viktor von Broglio ernannte ihn zu seinem Adjutanten. Die Armeen standen, ohne sich zu schlagen, einander gegenüber. Desaix kam eines Tages von einem seiner einsamen Spaziergänge, weit von Landau's Mauern, zurück. Plötzlich sieht er die Gegend sich in Staubwolken einhüllen; es war ein Gefecht zwischen einem französischen Rekognoszirungs-Detachement und fünf österreichischen Escadrons. Ohne Massen, nur eine Reitpeitsche in der Hand, stürzt er ins Gedränge; er wird zu Boden geworfen und gefangen. Er macht sich los, und kehrt mit den Franzosen und einem selbst gemachten Gefangenen nach Landau zurück.

In einem Gefechte, wo Desaix's Truppen wichen, stürzte er an ihre Spitze, um sie aufzuhalten. Einige Offiziere fragen ihn, ob er nicht den Rückzug befohlen habe. „O ja,“ ruft Desaix, „aber den Rückzug des Feindes!“ Bei diesen Worten wenden sich seine Soldaten, wie in einem Parademanöuvre, und werfen die österreichischen Bataillone; alles wurde getödtet oder gefangen.

Um seine Soldaten an Entsagungen zu gewöhnen, entzog sich Desaix alles, was ihnen mangelte. Kommißbrod, Soldatensuppe, Wasser waren oft seine ganze Nahrung. Die Kommissäre schickten ihm einst feineres Brod und ausgesuchte Weine; er empfing beides, und ließ es in die Spitäler vertheilen.

Seine Uneigennützigkeit glich seinen andern Tugenden. Er unterzeichnete mehrere Verträge mit deutschen Reichsfürsten, und verweigerte die Geschenke, deren Annahme der Gebrauch ihm vorzuschreiben schien. Seine Armuth erwarb ihm oft das ungekünstelte Lob der Soldaten. Die Kasse eines entthronten deutschen Fürsten fiel in die Hände der Franzosen. Desaix schickte sie dem Bauern der Armee, und sprach mit Stimme und Geberden den Soldaten zu, die sie mühsam auf den Wagen hoben. „General,“ sagten sie, als sie die Kasse niedersetzten, „sie ist so schwer, weil sie aus Ihren Händen kommt.“

Desaix's kindliche Liebe war die Krone seiner Tugenden. Ein Soldat mißhandelte in seiner Gegenwart einen Greis. Er eilte mit den Worten auf ihn zu: „Elender, haß du keinen Vater?“

Digitized by Google

La Tour d'Auvergne.

La Tour d'Auvergne war den 23 Dez. 1743 geboren. Obgleich natürlicher Sohn aus einem sehr edeln, alten Hause, lebte er ohne Ehrsucht, beschränkte sich in seiner Jugend auf den Grad eines Kapitäns, und war in der Revolution zufrieden, seinem Vaterlande als Gemeiner zu dienen. Seine Tapferkeit erwarb ihm den Namen eines „Premier Grénadier de la France". Man sah ihn in hohem Alter, den Ranzen auf dem Rücken, zu Fuße an der Spitze seiner Kompagnie marschiren. Er war nicht allein Held; auch ausgezeichneter Gelehrter.

Er gab 1797 ein sehr gelehrtes Werk, die Origines Gauloises, heraus, in dem er sehr sorgfältig die wichtigsten Zitate alter Autoren sammelte, um zu beweisen, daß beinahe alle Nationen des Erdballs aus Amerika abstammen. Man sah daraus, daß er im Besitz von ungefähr zwanzig Sprachen war.

Nach dem Frieden mit Spanien nahmen ihn die Engländer auf einem Schiffe gefangen, das ihn nach Bretagne zurückbringen sollte. Sie wollten ihn mit andern Franzosen zwingen, die Nationalkokarde abzulegen. La Tour d'Auvergne widerstand allein den Befehlen und Drohungen der Engländer. Er spießte die Kokarde bis an das Heft seines Degens, und bot jedem die Spitze, der Miene machen würde, sie herabzureissen.

Das Direktorium belohnte die Dienste dieses Kriegers schlecht. Er widmete sich in stiller Zurückgezogenheit zu Passy den Wissenschaften, als er erfuhr, der berühmte Gelehrte Lebrigant sei durch die Konfiskation seines einzigen Sohns, der Stütze seiner alten Tage, beraubt worden. Er trat vor das Direktorium, und erbielt, statt aller Gnade, nur die Erlaubniß, den jungen Konskribirten zu remplaciren. Er ging als gemeiner Volontair zur Rheinarmee, und schickte dem trostlosen Vater seinen Sohn zurück.

Der erste Konsul beschenkte ihn mit einem Ehrensäbel, und ernannte ihn zum Premier Grenadier de la République. Ein Held, wie Bonaparte, weiß Kriegerdienst zu schätzen und zu belohnen.

Eigenmuth fand so wenig als Ehrsucht den Eingang zu d'Auvergne's Herzen. Niemand war mäßiger; er nährte sich nur von Milchspeisen. Er war eines Tages bei der Armee von allem entblößt; ein Volksrepräsentant rühmt ihm seinen Einfluß, und bietet ihm seine Protektion an. „Sie vermögen also wohl sehr viel?" fragt d'Auvergne. — „Nichtig." — Nun gut, so verlangen Sie für mich . . ." — „Ein Regiment?" — „Nein, ein Paar Schuhe!"

Des Kriegers Barmherzigkeit.

Der General Brune gewann in Holland eine berühmte Schlacht gegen die Engländer und Russen. Nach der Schlacht trugen seine Soldaten — sie hatten Abends sieben Uhr noch nicht gegessen — die verwundeten Engländer in die Hospitäler. Ein Franzose, dieses Namens unwerth, sagte zu einem damit beschäftigten Grenadier: „Wozu rafft du die Kerle da auf? Komm, es ist Zeit zum Essen." — „Kann man Hunger haben," war die Antwort des Edlen (der oft ungerechte Genius der Geschichte nennt seinen Namen nicht); „wenn man noch Edelthaten üben, wenn man der Menschheit dienen kann?"

Varietäten.

Aus Frankreich.

— Es wäre unrecht, wenn wir nicht unsere Leser auch mit der Stimme eines Verdigers in der Wüste, eines Kato in Paris, bekannt machten. Ein Kenner des Schönen hat sich nämlich nun sogar die Mühe gegeben, eine *Critique de la mode des chevreux coupés pour les femmes* im Druck herauszugeben. Das Büchlein fand beiderlei Leser (ob auch Leserinnen?) genug, jetzt hat es die zweite Auflage erlebt, mit dem Titelzusatz „Anti-Titus" (denn es ist ein Feldzug gegen die Titusköpfe der Damen) und mit dem Epigraph: „Eine Schöne mit enthaartem Haupte ist eine Rose ohne Blätter." — Aber weislich hat sich der Verfasser in den Schleier der Anonymität gehüllt.

Um die Damen zu den langen Haaren zurückzuführen, zitiert er Homer und Anakreon, Sappho, Tibull, Ovid, Katull, Virgil, Terenz, den heil. Hieronym von Alexandrien, Lukian, Martial, Lukrez, Shakespear, Pope, Thompson und ich weiß sonst anderer, und sagt den geschornen Titusköpfen soviel Schande nach, als er weiß. Jeder Baumgefangene wird noch heutiges Tages à la Titus geschoren; so wie sonst jede liederliche Dirne, die man zur Satyreirer brachte. — Er hätte die Sache auch noch unter einem ernsten Gesichtspunkte fassen, hätte sagen können, was die tägliche Erfahrung lehrt, daß das enthaarte Haupt mit den immer frisch angeschornen Haaren, böse Augen, Migränen, Betäubung des Hauptes, oft Ausschlag des Kopfs, Zahnweh und dergleichen kleine Beschwerden beim Wechsel der Witterung und ihren Einfluß auf die Haut und die offenen, wunden Haarröhrchen eindringt — aber was fragt danach die Göttin Mode und ihr frommer Priester Leichtsinn. Er hat ihr schon manches schöne Opfer geschlachtet, und wird am Altar der reißenden Grausamen noch manches andere bringen müssen.

— Paris hat nun auch in einem unterirdischen Saal, weit und geräumig genug, daß dreißig Paar darin gemächlich walzen können, sein Winter-Tivoli eröffnet. Immergrüne Gesträuche, deren Wipfel sich oben zusammenbeugen, machen das Ganze zu einer weiten Bogenlaube; in der an den Seitenwänden Orangen duften.

Das Athenäum der Fremden hat mit dem Monat November seine Bälle begonnen. Jetzt ist mit ihm ein Provisorium für Reisende verbunden (*propylée des voyageurs*). Jedermann findet in diesem Propyläon, wenn er in irgend eine Gegend des französischen Reichs oder ins Ausland reisen will, unentbehrliche Nachweisungen über die Reiserouten zu Lande, Strationen, Meerüberfahrten, Preise, zu beobachtende Formalitäten, Gebräuche, Sitten, Feste, örtliche Merkwürdigkeiten u. s. w.

— Die Pariser Bühnen haben seit langer Zeit nichts Ausgezeichnetes geliefert. Am brauchbarsten sind die kleinen Theater. Ein winziges Melodram *la fille mendiante* füllt Haus und Kasse, während der Misanthrop und Tartüffe verwaisen sind. — Ein französischer Gelehrter, indem er diesen Quersprachmack bemerkte, sagte: „Unsere Damen finden Molière's Laune zu grob, und die zarteste Gaze für die Verhüllung ihrer Reize zu — dick."

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 94. — den 25 November 1809.

Der Krieg Oesterreichs gegen Frankreich und den rheinischen Bund, im Jahre 1809.

(Ein historischer Ueberblick.)

Das Gedränge der Begebenheiten im letzten der deutschen Kriege hinderte, vielen nur ein verworrenes Bild von Waffenthaten, Glückswechseln, Empörungen und abenteuerlichen Zügen. Darum mag eine allgemeine Uebersicht der Ereignisse manchem Leser willkommen heißen. Obschon vieles nur leise berührt, manches mit Schweigen übergangen ward, bleibt sie nicht minder lehrreich. Denn die Geschichte, sie rede oder schweige, lehrt.

Der Herausgeber.

1.

Oesterreichs Lage nach dem Frieden von Presburg und Tilsit.

Als Franz, Oesterreichs Kaiser, an jenem rauhen Dezembertage des Jahres 1805 aus der Bewachthütte des Siegers von Austerlitz mit dem erfochtenen Frieden hervortrat, war es, wie alles bezeugt, Ernst, den Janustempel nie wieder zu öffnen. Nur Verzweifelung hätte ihm noch einmal das Schwerd zur Gegenwehr aufdringen können, oder unfehlbare Gewißheit, Habsburgs Manen zu versöhnen, wenn das Schicksal selbst den Untergang des französischen Reichs ausgesprochen haben würde.

Dem Schmerze des Kaisers um blühende Länder, welche er in die Kauffumme des Friedens geworfen, begegnete Unmuth der Seinigen. Ihr ungebeugter Sinn hatte noch nicht verloren geachtet, was der Friede zu Presburg willig dahingegeben. Dem zu trägen Anfange, dem zu voreiligen Schlusse des Krieges ward sein Unheil beigemessen, und die Niederlage kaiserlicher Heere dem Unverstande einzelner Befehlshaber.

Dreimal nun in sechszehn Jahren war das deutsche Kaiserhaus bis in seine Grundfesten erschüttert worden, aber es stand noch. Dies krönte den Glauben an dessen Ewigkeit, und an eine künftige Heimkehr uralter Herrlichkeit unter günstigern Sternen. Niemand verzweifelte.

Noch waren die Kräfte des Reichs nicht bis zur Neige erschöpft; viele noch unbenutzt. Was der Krieg verloren, konnte der Friede im Umfange eines Staates wieder erobern, welcher, auch nach den Opfern von Presburg, in Europa der dritte an Macht und Größe geblieben war. Noch gebrochten auf einem Umfange von beinahe eilftausend Meilen Flächenraums mehr denn zwei und zwanzig Millionen Seelen dem Zepter des Erzhauses.

Emsig ward das Zerstörte aufgerichtet, um den ehrwürdigen Namen zu erhalten, vor welchem in vergangenen Jahrhunderten Europa dreimal gezittert hatte.

Frankreichs Beherrscher, Napoleon, trug inzwischen seine Waffen aus Deutschlands Süden zum Norden, wo er das Reich Friedrichs des Großen zertrümmerte. Alle Niederlagen des preußischen Heers aber, von der Schlacht bei Jena bis zum Tage von Friedland, waren neues Unglück über Oesterreich; denn sie lösten die Kraft eines künftigen Bundesgenossen zur Ohnmacht auf, der fortan nur mit Franz dem Zweiten gleiche Bahnen, gleiches Ziel zu verfolgen hatte. Bitterer noch war die Frucht des Friedens von Tilsit, welcher, durch Schöpfung eines Herzogthums Warschau, nun die Staaten des Erzhauses mit Grenzen des französischen Bundesreiches in gefährlichem Bogen umklammerte vom adriatischen Busen bis zu den wilden Ufern des Bugstroms.

Verstoßen aus der höchsten Würde der Christenheit, mußte jetzt ein weiland römischer Kaiser, Enkel großer Weltgebieter, gelassen ertragen, welche Nachbarschaft seinen wehrlosen Grenzen gesetzt wurde. Er, der sonst nicht vor dem Nebenbuhler zitterte, war gezwungen, seine Großmuth zu ehren. Daß der Erbe von Karls V Thron uneingeladen blieb, als diejenigen in den Mauern von Erfurt zusammentraten, welche über Europa's Bestimmungen entschieden, machte den Völkern Oesterreichs Gewichtlosigkeit in Weltangelegenheiten offenkundig.

Soviel Untreue des Glücks, soviel Demüthigungen empörten das milde Gemüth vom Enkel Maria-Thereſia's.

2.

Oesterreich rüstet von neuem.

Napoleon hatte kaum seine Adler von der Weichsel zurückgeführt, als er schon über die Pyrenäen zog, um zwei verwaiste Königreiche dem Einflusse seiner furchtbarsten Feindin, Großbrittania zu entziehen. Er empfing aus den Händen des letzten Herrschers vom Bourbonen-Geschlecht die Krone Spaniens, und setzte sie auf das Haupt seines Bruders Joſeph.

Um eben diese Krone hatte vor hundert Jahren Oesterreich einen vierzehnjährigen Krieg geführt. Minder entkräftet wurde es ihn wieder erneuert haben. Aber es ließ das Unveränderliche. Es heilte empfangene Wunden aus, sammelte neue Kräfte, um schrecklicher hervorzutreten, wann das Schicksal winken würde. Denn die Unbeständigkeit des Glückes, welche es erfahren, so hoffte es, konnte auch den Ueberwinder schlagen. Hienieden hat alles sein Maas, nur nicht der Dinge ewiger Wechsel.

Die Entfernung Napoleons und seiner Heere schien die gelegenste Zeit, aufgelöſete Streitkräfte wieder zu erneuern. Das große Werk mußte vollendet, Oesterreich wieder in alter Furchtbarkeit stehen, wenn dawider alle Hindernisse von aussen zu spät erscheinen würden. So ward nun plötzlich der gesammte Kaiserstaat in ein unermeßliches Lager geschaffen; jede Landschaft darin eine Abtheilung, jeder Waffenfähige ein Krieger. Papier flog im Handel; Gold strömte zum Schatz. Erzherzoge und Fürsten durchreiseten das Land; ihre Begeisterung entzündete die der Völker. Bühnen, Schriftsteller, Dichter und Diener des Altars wetteiferten mit den Fürsten zum gleichen Ziel.

Bald sah man wieder den öden Schatz gefüllt. Eine halbe Million entschlossener Streiter weissagte rühmlichere Tage. Bald hieß der Krieg keinem mehr furchtbar, vielen erwünscht.

Anfangs galten diese Auftalten nur der Behauptung eigener Selbstſtändigkeit gegen den Strom alles umwälzender Ereignisse, und die Würde eines Thrones zu bewahren, welcher seit einem Jahrtausend die Ehrfurcht der europäischen Welt gefesselt hatte. Bald aber gelüſtete dem neuerwachten Muth über die beschiedenen Grenzen hinaus. Furcht verschwand in dem Gefühl wachsender Kraft. Erinnerung erlittener Schmach beflügelte nur die Erwartung des Ehrgeizes.

Die Gemüther der meisten Großen des Kaiserhofes und der ersten Feldherrn, von stürmischer Leidenschaft bewegt, blickten sehnsuchtsvoll dem Tage sicherer Rache entgegen. Die Lage des Welttheils schien ihrer Ungeduld zu verkünden, er sei gekommen.

Und in der That, selten herrschte unter den Volkerschaften Europa's eine so schwermüthige Stimmung, als am Ende des Jahres tausend achthundert und acht.

3.

Stimmung der europäischen Völker.

Denn nun hatte im Zeitraum von anderthalb Jahrzehenden der entsetzliche Krieg seinen Kreislauf durch den ganzen Welttheil gemacht, und wieder erneuert. Es war kein Land mehr, welches nicht seine Schlachtfelder aufzuweisen, oder eine Jugend zu beweinen hatte, die durch feindliches Schwerd gefallen war. Man sah mit Grausen die kommende, wie die vergangene Zeit; diese voll Kummers, jene ohne Hoffnungen. Die Kriegesflamme wüthete wieder an beiden Aussenenden Europa's, an den Ufern des atlantischen, wie des Eis- und des schwarzen Meers; im Innern des Welttheils war sie nur erst über ungeheuern Ruinen erloschen.

Sieger und Besiegte seufzten unter gemeinsamem Elend, als da waren: zerstörter Handel, entkräftende Auflagen, Entführung der männlichen Jugend zu den Heeren oder Flotten. Nur größere Schmach unterschied vom überwindenden Volke das überwundene. Es sah sein Eigenthum ohne Sicherheit, seine Ehren entehet oder vernichtet. Oft waren Friedensschlüsse grausamer, als die Schlachten. Völker wurden durch Federzüge von einander gerissen. Vertriebene Fürsten irrten ohne Zufluchte, nur vom Mitleid gemessener Unterthanen begleitet. Was das Alterthum Ehrwürdiges gehabt, und die Gewohnheit Süßes, ward nicht mehr geachtet. Unbekannte Verfassungen, neue Ordnungen, fremde Herrscher. Viele fanden in der Schmach Anderer Trost für eigene; wenige aber neuen Muth im Glauben an die Weltregierung.

Besonders aber herrschte nach Preussens Fall durch das gesammte Deutschland ein dumpfer Schmerz. Jede Hütte hatte ihren Verlust. Viele weinten um der Fürsten Schicksal, um des Staats gesunkenen Ruhm; noch mehrere um Wohlstand und Hausglück, die entflohen blieben.

Während dieser Zeit allgemeiner Noth lag Napoleon, Kaiser der Franzosen, mit dem größten Theil seiner Heeresmacht jenseits der Pyrenäen, im Kampfe mit dem Boden, dem heissen Himmel, den empörten Völkern Spaniens und Portugalls. Dort hatte Großbrittanien den Aufstand der Königreiche mit zahlreichen Kriegsvölkern unterstützt. Aller Zauber, mit welchem vaterländischer Hochsinn, Glaubenswuth und englisches Gold bewaffnen können, war gegen Napoleon zum Streit verbunden.

Seine unermeßliche Macht schien zu klein zu werden, um den ungeheuern Raum des Welttheils zu behaupten, welchem er Gesetze gab. Großbrittanien angebetete Flotten bedrohten sein Reich auf allen Punkten. In zahllosen Besatzungen und Lagern von den Küsten der Ostsee bis zum Golf von Ferrol, und wieder von Perpignans Ufern bis zu den Felsen Cattaro's, stand ein Theil seiner Schaaren zerstreut, die Gestade zu bewachen. Er hatte nur schwache Heerhaufen im bezwungenen Deutschland zurückgelassen, und selbſt von Italien und den Fürſten des Rheinbundes Hilfsvölker entlehnt. — Nie hatte Napoleons des Großen Lage verzweiflungsvoller geschienen, als jetzt; nur er stritt furchtlos den großen Kampf um Europens neue Gestalt und um die Freiheit des Oceans.

4.

Oesterreich will diese Stimmung benutzen.

Die Fürsten des Erzhauses aber, als sie den Blick auf die Welt warfen, sprachen in ihrem Herzen: die Stunde großer Vergeltung ist gekommen! Ausgewanderte Mißvergnügte, vertriebene Staatsdiener und beraubte Fürsten des mitternächtlichen

Digitized by Google

Deutſchlands, in Wiens gaſtfreundlichem Schutze wohnend, ſachten durch Verheißungen den Funken froher Hoffnung und Rache zur Flamme an. Es ſei nicht zu bezweifeln: ein Wink von Oeſterreichs Kaiſer, und die Empörung der deutſchen Völkerſtämme würde dieſſeits des Rheins aufbrauſen, wie es jenſeits der Pyrenäen geſchehen; Oeſterreichs Fahnen würden ungehemmt zum großen Grenzſtrom vordringen, mitten durch um ſich freſſende Flammen eines Weltaufruhrs.

Man verglich den Raum vom Ebro bis zum Rhein mit dem Raum vom Inn bis zu dieſem; den Muthwuth der Länder mit der Begeiſterung des öſterreichiſchen Volks; die ſchwachen Haufen franzöſiſcher Beſatzungen mit der halben Million ſtreitfertiger Krieger in der Heimath. Und wo auf der Waage der Prüfung Oeſterreichs Schale ſtieg, hing ſich ziehend die Leidenſchaft an. Selbſt ruhmvoller Untergang ſei zuletzt vortrefflicher, als Daſein ohne Würde.

So ward der Krieg beſchloſſen.

Verſtärkter Eifer beſchleunigte die Rüſtungen zum letzten, entſcheidenden Kampf. Im Hafen von Trieſt wurden die zerriſſenen Verbindungen mit Frankreichs Erbfeind, dem Britten, wieder zuſammengeknüpft; an Spaniens Verheißungen großen und furchtbaren Beiſtandes geſandt; in Deutſchland den Unzufriedenen Winke nahen Heils gegeben; für rieſenhafte Entwürfe mächtige Volksſtrecker erwählt.

Denn dieſer Krieg ſollte der gewöhnlichen keiner, ſondern eine Weltumwälzung; Napoleons gewaltiges Bundesſtreich durch eigene Unhaltſamkeit zuſammengeſtürzt, und, was als Zeitgeiſt verehrt worden, wie ein geſpenſtiſcher Schatten gebannt werden. Gleichwie Frankreich durch dieſen Zeitgeiſt mächtig geworden, der dem Staatsrechte Menſchlichkeit, dem Menſchen ewige Rechte, den Unterthanen Gleichheit vor Geſetzen, den Gewiſſen Freiheit, den Völkern Theilnahme an Geſetzgebung verlieh: ſo wollte Oeſterreich das Alterthum aus dem Grabe rufen, und an der Spitze aller derer ſtreiten, welchen der Kirche Hoheit, des Lehenweſens Glanz, ehrwürdige Heiligthümer geblieben.

Darum wurden Heere beſtimmt gleichzeitig gegen Polen, Deutſchland und Italien. Die Maſſe ſollte minder, als die Meinung ſtreiten. Vom Gefolge rachſüchtiger, empörter Völker begleitet, ſollten die Paniere der Erzherzoge im Angeſicht der franzöſiſchen Städte erſcheinen.

5.

Napoleon will den Krieg verhüten.

In den Lagern von Aſtorga vernahm Napoleon das Geräuſch von Oeſterreichs Bewaffnungen. Schon hatte ſeine Siegerband die Heerbanden des ſpaniſchen Aufſtandes zerſprengt, und den königlichen Bruder in den Wohnſitz der alten Beherrſcher Kaſtiliens eingeführt. Eine Hälfte des Reichs lag bezwungen zu ſeinen Füßen; die andere erwartete ihn mit Zittern. Schon flohen die geſchlagenen Britten gen Torunna ihren Schiffen zu.

Aber plötzlich unterbrach er den Siegeslauf, da ſeines Reiches Morgengrenzen bedroht wurden. Er verließ den Bruder, um treuen Bundesgenoſſen Treue zu halten. Aus Valladolid rief er ſie zu den Waffen auf. Seinem Herzog von Dalmatien übergab er es, die Engländer vom iberiſchen Boden ins Meer zu treiben. Dann eilte er gen Paris, nachdem er Spaniens neuem Könige auserleſene Heere und bewährte Anführer zum Schutze hinterlaſſen hatte.

Während er aus einer Million von Streitern und aus ſeinen Feldherrn diejenigen erkohr, welche den Feldzug an der Donau, wenn nicht zu vermeiden, mit ihm eröffnen ſollten, ſuchte er durch freundliche Unterhandlung des Krieges Unheil von Deutſchland abzuwenden. Er ſprach zu des Erzhauſes Geſandten, als fürchtete er weniger die Niederlagen, denn die Siege ſeines Heers. Er betheuerte, doch fruchtlos, daß er nichts begehre. Er vereinte ſich, doch fruchtlos, mit Rußland, zur Gewährleiſtung gegenwärtiger Größe der deutſchen Kaiſerſtaaten. Aber der Wiener Hof verbüllte ſich in dunkeles Schweigen und rüſtete.

Ungern zog Napoleon das Schwerd. Ihn ſchreckte nicht die Gefahr der Gegenwart, ſondern des künftigen Jahrhunderts.

Jener breite Länderſtreif, welcher queer durch Europa, vom Eismeere bis zu den Küſten Morea's, die Machtkreiſe Rußlands und Frankreichs trennt, und mit den Königreichen Schweden, Dänemark, Preußen auch die Kaiſerthümer Oeſterreichs und der Türkei begreift, iſt, wie eine heilige Stiftung Napoleons und Alexanders, dem Frieden und der Freiheit Europens geweiht. Wehe dem Tage, der dieſe Scheidewand bricht, daß zwei ungeheure Reiche, heut des Weltdheils Herrſchaft friedlich theilend, nebenbuhleriſch auf einander ſtoßen! Dann wird der Hader zweier Thronen ein Weltkrieg, in welchem das Leben manches Volks verſiegen, und im allgemeinen Untergang der Reiche verſchlungen wird, was die weiſe Sorge der Vorwelt Gutes und Edles erbauet hatte.

6.

Oeſterreich beginnt die Feindſeligkeiten, und ermahnt die Völker zu Empörungen.

Oeſterreich, um jede Zukunft harmlos, nur den Blick auf die ſchmachvolle Vergangenheit gehefter, vollendete muthig die Rüſtungen.

Als ſich nun die Fürſten des rheiniſchen Bundes bewaffneten, um jedem Ereigniſſe bereit zu ſtehen; als durch Deutſchland zerſtreute franzöſiſche Kriegerhaufen gegen die Donau eilten, das wehrloſe Land zu decken: erklärte Kaiſer Franz ſeinen Völkern des Vaterlandes Gefahr. „Bloß Selbſtvertheidigung,“ ſprach er zu ihnen, „nicht Angriff war unſer Zweck. Aber der Eroberer kann nicht ertragen, daß ein Fürſt und ſein Volk, durch wechſelſeitiges Vertrauen vereint, ſtark genug ſeien, ſeinen Anmaßungen zu widerſtehen!“

Schon mit den letzten Wintertagen ſtand ſeine Macht auf dem Kriegsfuße. Nun ſtrömten die Heerſchaaren aus dem Innern des Kaiſerſtaates in unabſehbaren Zügen an die Grenzen. Gegen Italien führte Erzherzog Johann achtzigtauſend Mann; ihn unterſtützend zogen zwanzig Tauſende gegen die Päſſe Tirols. An den Weichſelufern erſchien mit vierzig Tauſenden Erzherzog Ferdinand. Aber an den Ufern des Inns vereinte Oeſterreichs berühmteſter Heerführer, Erzherzog Karl, die größte Menge der Streitkräfte, zweihundert und vierzig tauſend Mann an der Zahl. Der linke Flügel dieſes Hauptheeres lehnte an die Alpen von Salzburg, der rechte an die böhmiſchen Wälder. Im Innern von Böhmen ſelbſt lagerten neue Kriegshaufen, zur Eroberung Sachſens oder zur Unterſtützung der Hauptmacht. Noch ward geübt in Waffen, wer kriegesfähig beim heimathlichen Heerde zurückgeblieben.

Nachdem alles zum Angriff bereit war, vertauſchte Kaiſer Franz ſeine Hauptſtadt mit dem Lager am Innſtrom. Bei

Digitized by Google

seiner Ankunft begrüßten ihn die Schaaren mit großem Freudengeschrei. Er winkte, und eine Heeresmenge von beinahe viermal hunderttausend Streitern, Italien, und in das Großherzogthum Warschau ein.

Es war der zehnte Tag Aprils 1809, da der Erzherzog Karl Oesterreichs Rubikon, den Inn, überschritt. Mit Gemahlin und Kindern flüchtete Maximilian, König von Baiern, am folgenden Tage aus der unvertheidigten Hauptstadt. Doch tröstete er das weinende Volk von München mit den weissagenden Worten: Ich bin bald wieder unter euch. — Vor der Uebermacht des Feindes zogen sich auch in drei Heerhaufen, jeder zu zehntausend Mann, die baierschen Krieger von den Grenzen zurück, über die Iser ins Innere ihres Landes.

Nun rief der Oberfeldherr Oesterreichs vom eroberten Boden die Völker Deutschlands auf zum großen Rettungswerke germanischer Ehre und Unabhängigkeit: „Denn" so sprach er, und Millionen Flugblätter trugen sein Wort dienstbar in die fernsten Landschaften, „unsere Sache ist die Sache Deutschlands. Mit Oesterreich war Deutschland selbstständig und glücklich; nur durch Oesterreich kann Deutschland wieder beides werden!"

Seine Soldaten aber redete er mit diesen Worten an: „Auf euch, theure Waffengefährten, ruhen nun die Augen der Welt und Aller, die noch Sinn für Volksehre und Volkseigenthum haben. Ihr sollt die Schmach nicht theilen, Werkzeuge der Unterdrückung zu werden; ihr sollt nicht unter entfernten Himmelsstrichen die endlosen Kriege eines zerstörenden Ehrgeizes führen; ihr werdet nie für fremden Gewinn und fremde Habsucht bluten; euch wird der Fluch nicht treffen, schuldlose Völker zu vernichten, und auf den Leichen erschlagener Vaterlandsvertheidiger den Weg zum geraubten Throne einem Fremdling zu bahnen! — Auf euch wartet ein schöneres Loos. Die Freiheit Europens hat sich unter unsere Fahnen geflüchtet; eure Siege werden ihre Fesseln lösen, und eure deutschen Brüder, jetzt noch in feindlichen Reihen, harren auf ihre Erlösung!"

Auf gleiche Weise ermahnte Erzherzog Johann die Bewohner Italiens, das Panier der Empörung zu ergreifen. — „Ihr seid Sklaven Frankreichs!" sprach sein Aufruf zu ihnen; „nur für Frankreich vergeudet ihr euer Geld, nur für Frankreich euer Blut. Wollt ihr wieder Italiener werden? — Vereinigt eure Kräfte, Arme und Herzen mit den glorreichen Waffen des Kaisers von Oesterreich. Dann wird Italien wieder glücklich sein und geehrt in Europa. Das Oberhaupt der Kirche wird seine Freiheit und seine Staaten wieder besitzen!"

Wie Karl und Johann, so redete Ferdinand zu den Einwohnern des Großherzogthums Warschau; redeten einzelne Feldherrn zu den einzelnen Völkern Sachsens, Tirols, Baierns, wohin sie an der Spitze ihrer Schaaren vordrangen. Schrecklich in Drohungen, aber groß in Verheißungen, verzweifelte keiner an seiner Worte Wirkung.

7.

Die Völker empören sich nicht.

Kriegerischer Hochsinn ehrte zu allen Zeiten nur offene Tapferkeit, und verschmähte den Sieg, der durch Trug im Dunkeln, und hinterlistige Meuterei erlangt werden konnte.

Als ehmals ein königsmörderisches Volk erröthete, mit seinen Greueln einsam zu stehen in der Geschichte besserer Jahrhunderte, und den Aufruhr predigte von Land zu Land gegen Thron und Altar: erfuhr es den Abscheu der gesitteten Welt, und erlag unter gerechter Schande.

Auch Oesterreich hatte einst voll edeln Zorns das schimpfliche Mittel gehaßt, welches nun von ihm selbst ergriffen ward, leichte Siege vorzubereiten. Ein ruhmvolles Ziel sollte die unrühmliche Bahn heiligen, oder mindern Tadels werth scheinen, was nur Wiedervergeltung heißen konnte.

Aber die Länder, zu denen sie kamen, gehorchten nicht dem Aufgebot. Das Gefühl des Bessern, oder die Klugheit war mächtiger, als der Druck bisheriger Schicksale. Die Baiern, die Sachsen des Großherzogthums Warschau, selbst die Völker Italiens bebarrten mit Treue, unerschüttert von Oesterreichs Segen und Fluch, ihren Verfassungen und Fürsten. Andere, wenn auch einer Aenderung der Dinge geneigter, erwarteten vorsichtig, wen der Sieg krönen würde. Noch andere wohnten vom Schauplatze des großen Streites zu fern, um ohne Hoffnung naher Unterstützung aus sich selbst etwas zu beginnen.

Nur das Volk in den Gebirgen Tirols folgte freudig der bekannten Stimme seiner ehmaligen Gebieter. Denn diese Bergbewohner, in Sitte rauh und einfach, wie ihr Hochland; trotzig, unlenksam, wie ihr Waldstrom; alter Uebung treu, wie ihrer Natur — hatten seit der Hälfte eines Jahrtausends Oesterreichs milden Zepter lieben gelernt. Erst vor wenigen Jahren durch das Siegerschwerd bei Austerlitz vom deutschen Kaiserstamme getrennt, gehörte ihm noch immerdar, wenn nicht ihr Eid, doch ihr Herz. Dem Alten treuer, als dem Bessern, verschonte sie auch das Neue nicht mit dem Neuen. Neue Aemter, Ordnungen, Gesetze und Stiftungen hatten mit Baierns Herrschaft die gewesenen verdrängt. Aufgelöset in ein fremdes Reich, verschwand selbst der Name ihres Vaterlandes. Und das Wort der Priester, die Baierns weisen Geist fürchteten, mehrte im glaubigen Volke, die und da, den Schmerz des Heimwehs nach dem Erzhause. Als daher die Fahnen des vormaligen Herrn durch die Thäler heranwehten, eilten die Landleute von allen Gründen, allen Höhen zu den Waffen, vertrieben die baierschen Besatzungen, verhießen die Beamten, und überließen sich zügelloser Freude und Wuth.

Doch für Oesterreich war die Empörung eines kleinen Bergvolkes kein Ersatz getäuschter Erwartungen. Jenes Schweigen aller Europäer galt den Waffen des Erzhauses verderblicher, denn eine verlorne Schlacht. Umsonst hatte verzweifelnde Rache selbst das Ruhmlose gewagt; nun ward die Schmach allein, ohne den Sieg, geerndtet. Und zwecklos lagen nun auch Oesterreichs Streitkräfte über einem Länderstrich von mehr denn hundert Meilen Länge zwischen Venedig und Warschau verstreut, die am Inn verbunden durch Tapferkeit und Menge die ersten Siege erzwungen haben würden.

Denn als Oesterreich den Feldzug schon eröffnet hatte, betrug der Franzosen Heeresstärke in Deutschland noch nicht hunderttausend Mann, und des rheinischen Bundes kaum siebenzigtausend. Als Oesterreichs Vortrab schon in das Innere Baierns gedrungen, standen auf beiden Ufern des Lechstroms und der Donau kaum hundert und vierzehntausend Mann zur Gegenwehr. Dieses Heer war zusammengesetzt aus vier und siebenzigtausend Franzosen, dreißigtausend Baiern, zehntausend Würtembergern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 95. — den 29 November 1809.

Der Krieg Oesterreichs gegen Frankreich und den rheinischen Bund, im Jahre 1809.

8.

Napoleon eilt zur Donau. Schlachten von Abensberg, Eckmühl, Regensburg.

Aber Napoleon der Große erschien; mit ihm die Zuversicht und der Sieg. Am zwölften Tage des Aprils hatte er seine Hauptstadt verlassen; am siebenzehnten redete er sein Heer an; am neunzehnten schlug er mit demselben den Feind.

„Soldaten!“ — so rief er bei Donauwörth den Seinigen zu — „das Bundesgebiet iſt verletzt. Ich eile mit Adlerschnelle herbei. Ihr umgabet mich, als der Beherrscher Oesterreichs in Mähren zu meinem Bewachtgezelt kam; ihr sahet ihn meine Gnade anflehen, mit ewige Freundschaft schwören. Wir waren Sieger in drei Kriegen. Oesterreich verdankt unserer Großmuth alles, und dreimal wurde es wortbrüchig. — Vorwärts! der Feind erkenne bei unserm Anblicke seine Ueberwinder.“

So sprach er. Noch standen damals seine Streitkräfte am Lech und an der Donau vereinzelt, wie sie von verschiedenen Gegenden herbeigeeilt waren. Er rückte vom Lech zur Isar vor, dem Feind entgegen, ohne Furcht vor dessen Uebermacht. Der Herzog von Auerstädt in Regensburg mußte über die Donau her ſich mit dem Herzog von Danzig vereinigen, welcher zu Abensberg die Baiern befehligte. Am Abend des 19 Aprils war das Werk vollbracht, ungeachtet tapfern Widerstandes der Oesterreicher bei Tann. Also hatte Napoleon den Kern seiner kleinen Heeresmacht zwischen der Donau und Isar versammelt.

Die österreichische Macht, von den Tiroler Engpässen bis zu den Grenzen Sachsens verbreitet, sah ihren Vortrab, 60,000 Mann stark zwischen Regensburg und Landshut, dem Beschützer des Rheinbundes gegenüber.

Dieser, nachdem er dem Herzog von Auerstädt geboten, den Feind jenseits der Donau, und dem Herzog von Rivoli den Feind jenseits der Isar zu bewachen, stellte ſich an die Spitze der Baiern und Würtembergee, entschlossen den feindlichen Vortrab zu vernichten. Zu den Baiern sprach er, als sie in Schlachtordnung gestellt waren, am Morgen des 20 Aprils: „Seit zwei Jahrhunderten wehten euere Fahnen jederzeit mit den Fahnen fremder Mächte verbunden gegen das Haus Oesterreich; nun will ich euch stark genug machen, daß ihr jener Macht allein widerstehen könnet in Zukunft.“ — Und die würtembergischen Krieger mahnte er an ihre Siege in Schlesien: „Seht aber,“ rief er, „wird euer Muth entscheiden, daß wir den Krieg auf Oesterreichs Boden tragen.“

Als Erzherzog Ludwig, Anführer der Oesterreicher, die feindliche Macht zum Angriffe bereit sah, forderte er mit seinen Feldherren den Muth der Seinigen auf. Er zeigte ihnen des Feindes geringere Zahl; den gewissen Sieg, und die Unsterblichkeit dieses Tages in der Geschichte.

Wrede, einer der ruhmvollsten von den baierschen Heerführern, eröffnete mit Ungestüm den Kampf gegen ihn. Bald rauschte der Donner des schweren Geschützes, und das Gefecht ward allgemein. Würtemberg zertrümmerte den rechten Flügel der Oesterreicher; der Herzog von Montebello, Frankreichs Roland geheißen, an der Spitze zweier französischen Heertheile, den linken Flügel des Feindes; während die Baiern, vom Herzog von Danzig, ihrem Kronprinzen und dem

Digitized by Google

Feldherrn Deroi geführt, die Straße erstürmten, welche von Abensberg gen Landshut führt.

Binnen einer Stunde war die Schlacht von Abensberg vollendet. Erzherzog Ludwig floh, nicht ohne schweren Verlust, doch männlich noch im Rückzug kämpfend.

Dieser Sieg entblößte die Stadt Landshut, wo Erzherzog Karl Vorräthe an Waffen und Nahrung zu bilden angefangen. Er war noch kaum von Ludwigs Flucht unterrichtet, als er auch schon den Verlust von Landshut erfuhr. Denn Napoleon stand, ehe der folgende Tag dämmerte, schon vor den Mauern dieser Stadt. Seine Grenadiere stürzten im Sturmmarsch über die Balken der brennenden Isarbrücke, inzwischen der Herzog von Rivoli am rechten Ufer des Stroms die Morgenseite der Stadt anfiel. Tausende von Kriegsgefangenen und reiche Beute feindlicher Vorräthe aller Art waren der Preis dieses Sturms.

Aber nun drang Erzherzog Karl an der Spitze von hundert und zehntausend Mann von Böhmens Grenzen her über die Donau. Er nahm Regensburg und die französische Besatzung darin. Die Herzoge von Auerstädt und Danzig standen in Gefahr, von des Feindes Uebermacht verschlungen, Napoleons Heerreihen umgangen zu werden.

Eilfertig verließ Napoleon die eroberte Stadt, dem Oberfeldherrn der Oesterreicher entgegenzugehen. Er fand ihn in den Ebenen des baierschen Marktfleckens Eckmühl in voller Schlachtordnung. Es war der zweiundzwanzigste Tag des Aprils, und der Mittag schon vorüber. Noch hatte ein großer Theil des französischen Heeres nicht das Schlachtfeld erreicht; ermüdet betraten es die Angekommenen. Dennoch gab Napoleon, da er des Feindes Stellung und Blöße erkannt, des Angriffs Zeichen. Mit Wuth begann das Gefecht. Oesterreichs Schaaren stritten mit Löwengrimm. Aber die Nacht brachte Verwirrung in ihre hartbedrängte Schaaren. Sie verließen den leichenvollen Kampfplatz und zogen in der Nacht gen Regensburg zurück.

Kaum graute der folgende Morgen, als Napoleon rastlos auch unter den Mauern von Regensburg erschien, um hier das Tagewerk von Eckmühl zu vollenden. Die österreichische Reiterei wehrte tapfer den Eingang der Stadt ab. Unterdessen hier mit wechselndem Glücke gefochten ward, ersah Herzog Montebello einen Ort, wo es leicht war in den Stadtgraben zu gelangen, welcher die alten Mauern umgürtet. Eine Rotte von tausend Tapfern sprang hinunter; vom schweren Geschütze zerschmettert, stürzte vor ihr ein Theil des Gemäuers. Dann, durch diese Lücke gedrungen, gewann sie eine Schlupfpforte der Stadt, unbreitete sich verheerend, im Rücken der Oesterreicher, durch die Straßen aus.

So eroberte Napoleon das verlorne Regensburg zurück. In wilder Verwirrung stürzten zwischen Häusern die Fechtenden gegen einander. Feuerflammen brachen aus den Gebäuden und äscherten deren ganze Reihen ein. Flucht und Drang über die Donaubrücke hinaus, wo Franzosen und Oesterreicher vermengt zum jenseitigen Ufer kamen. — Verzweifelnd sah Erzherzog Karl die Niederlage seines zerrissenen Heers. Zu spät erschien mit neuer Hilfe sein Feldherr Bellegarde. Er befahl den Rückzug, und bezog eine feste Stellung zwischen Böhmen und dem Regenflusse. Hier ordnete er mit Eil die geschlagenen Schaaren. Er hoffte indessen von der Tapferkeit seiner Unterfeldherren, sie würden den Feind am Innfluß aufhalten; bis er ihnen zu Hilfe kommen, oder von neuem über Regensburg vordringen, und Baiern im Rücken des Feindes überfallen würde.

So endeten die ersten Tage des Feldzuges, und die stolzen Hoffnungen des Hauses Oesterreich. Mit ungleich geringerer Macht hatte Napoleon beinah die Hälfte der gesammten Streitkräfte seines Feindes zerstört, indem er deren einzelne Abtheilungen schlug.

9.

Napoleon geht über den Inn. Gefecht in Ebersberg. Einnahme von Wien.

Während der geschlagene Erzherzog an Böhmens Grenzen neue Streitkräfte versammelte, beobachtet von dem Herzog von Auerstädt, wandte das Hauptheer der Sieger seine Adler von der Donau gegen den Innstrom.

Hierher hatten sich diejenigen gerettet, welche bei Abensberg überwunden worden waren, und zahlreiche Verstärkungen gefunden. Auch war daselbst den Herzogen von Istrien und Montebello, welche den Flüchtlingen nachgeeilt waren, muthiger Widerstand geleistet. Die Baiern vor allen hatten im Treffen bei Neumarkt großen Verlust zu leiden, ohne Ruhm einzuhüten. Als aber Napoleons vereinte Macht sich gegen die Innufer wälzte, und die Anführer der Oesterreicher die Niederlage des Oberfeldherrn an der Donau vernahmen, verließen sie Bayerns Boden und zogen sich fechtend zurück zur Vertheidigung des bedrohten Flusses.

Doch unaufhaltsam setzten die Franzosen über den Strom. Mit Verzweiflung kämpften dagegen drei österreichische Befehlshaber, Hiller, Dedovich und Jellachich, deren Muth und Einsicht schon Thaten früherer Feldzüge beurkundet hatten. Die Stadt Schärding am Inn ward der Flammen Raub, da Dedovich sie vertheidigen und seine Vorräthe zerstören wollte.

An den Ufern dieses Flusses theilte Napoleon seine Macht. Den Herzog von Danzig schickte er an der Spitze von dreißigtausend Baiern seitwärts den Strom hinauf, die Lande von Salzburg und Tirol zu erobern. Er selbst ging mit dem gesammten Heer über den Inn, die große Straße, welche von dort zur Hauptstadt des deutschen Kaiserreichs führt.

Nicht an Tapferkeit, nur an Kräften geringer, vertheidigten die Feldherrn Oesterreichs den Eingang in ihr Vaterland. Jeder Tag sah ein Gefecht; jeder Wald ward ein Verhau; jeder Strom eine Feste.

Am dritten des Mai's stand der Herzog von Rivoli schon vor Linz. Hiller, der österreichische Feldherr, warf sich ihm mit 35,000 Streitern am Traunfluß entgegen. Aber von allen Seiten bedrängt zog er gegen die kleine Stadt Ebersberg. Ihn verfolgte der Unterfeldherr Claparede, Führer des französischen Vortrabs. Mitten in der Stadt und auf der Brücke begann das Gefecht. Die Brücke gerieth in Brand, bald auch die Stadt, deren Einwohner alle geflüchtet waren. Claparede's Schaar, durch den Brückenbrand vom Hauptheer abgeschnitten, ward dreimal im Sturmmarsche von den Oesterreichern angegriffen. Drei fürchterliche Stunden dauerte das Gefecht. Aus allen Fenstern fiel der Tod. In jedem Hause ward gefochten, in jeder Straße, bis die ganze Stadt ein einziger ungeheurer Scheiterhaufen emporloderte. Sieger und Besiegte wurden nun des Feuers Raub. Das gräßliche Geheul der Sterbenden drang weit umher. Man erblickte auf den Giebeln brennender Dächer Menschen, die um Hilfe schrien, und dann plötzlich in die Glut untersanken mit dem zusammenstürzenden Gebäude.

Digitized by Google

Endlich bahnte ſich der franzöſiſche Feldherr Legrand einen Weg. Er beſtürmte das Schloß von 800 Oeſterreichern muthvoll vertheidigt. Doch erſt, nachdem Kaiſer Napoleon ſelbſt auf dem rechten Ufer der Traun anrückte, zog Hiller mit den ſeinigen gegen Ens zurück, wo er die Brücken hinter ſich abwarf. Schaudernd ging am folgenden Tage Napoleon durch die verbrannte Stadt, wo zwiſchen Aſchenhaufen und noch glühendem Gemäuer die verbrannten Leichname franzöſiſcher und öſterreichiſcher Krieger umherlagen. Er bob wehmüthig den Blick zum Himmel und ſeufzte leiſe: O Gott!

Während deſſen drang von andern Seiten die franzöſiſche Macht näher gegen Wien. Die entkräfteten Vertheidiger ihres Vaterlandes leiſteten nur matten Widerſtand. Ein Theil derſelben ſetzte bei Krems über die Donau, zerſtörte hinter ſich die Brücken und zog gen Mähren; ein anderer Theil flüchtete zur Hauptſtadt.

Hier führte Erzherzog Maximilian den Oberbefehl. Er empfing die Geflüchteten und ſann in der erſten Betäubung auf Wiens Vertheidigung, während der Vortrab des Siegerheers ſchon am 10 Mai die Vorſtädte beſetzt hielt. Als die Einwohner Wiens dieſen jungen Prinzen baten, die Hauptſtadt des Reichs nicht den Gefahren der Zerſtörung preiszugeben, ward ſein Zorn ſo ſehr gereizt, daß er Befehl gab, Bomben und Haubitzen in die Vorſtädte zu ſchleudern. So ſchoß er auf die eigenen Unterthanen ſeines Kaiſers, während die Feinde in ihren Laufgraben Schutz fanden. Napoleon, des fruchtloſen Widerſtandes müde, ließ auf die Stadt zurückfeuern; ſie brannte an verſchiedenen Stellen eine Nacht lang; dann über einen Arm der Donau ſetzen, um dem Erzherzog die letzten Rückwege ſtreitig zu machen. Da entfloh dieſer mit dem größten Theil der Beſatzung, von dunkeler Nacht begünſtigt, über die Donau nach Ungarn.

Am Morgen des 13 Mai's zogen die Eroberer in die Thore der Kaiſerſtadt ein, deren verwaiſte Einwohner ſich mit rührenden Worten der Gnade des großen Siegers empfohlen hatten.

So war Napoleon im Herzen des feindſeligen Reichs Meiſter von deſſen Hauptſtadt. Mit Wien hatte er den Schlüſſel des unermeßlichen Schlachtfeldes erobert, welcher ſich von der Weichſel zum venezianiſchen Golf erſtreckte; hatte den Mittelpunkt der öſterreichiſchen Waffenreihen durchbrochen; die in Italien kämpfenden Schaaren des Erzherzogs Johann umgangen; das empörte Tirol umzingelt.

10.

Unterwerfung von Salzburg und Tirol.

Der Herzog von Danzig, welcher an der Spitze des baieriſchen Heers die Hauptmacht Napoleons am Inn verlaſſen hatte, um das empörte Tirol zu bezwingen, drang unterdeſſen kämpfend gegen Zellachich in das Thal der Salza hinauf. Salzburg, die Stadt, unter deren Mauern am 29 April das Gefecht von neuem begann, ward, nach blutigem Ringen, der Preis baieriſcher Tapferkeit.

Dann wandten die Anführer ihre getheilten Fahnen gegen die Engpäſſe Tirols. Deroi befreite am 11 Mai den feſten Kufſtein, welchen Oeſterreicher und Tiroler umlagerten, weil er noch baieriſche Beſatzung hatte. Wrede eroberte an gleichem Tage den Strubpaß im Sturm. Die Empörer, welche ihn vertheidigt hatten, wurden niedergemacht, Oeſterreicher in Gefangenſchaft geführt. Umſonſt rauſchte der Tod aus allen Gebüſchen auf die Baiern; umſonſt wälzten die Tiroler von ihren Gebirgen Felſen und Waldſtämme gegen die Hohlwege; umſonſt kämpfte Oeſterreichs Feldherr Chaſteler, dem des Tirols Vertheidigung anvertraut war, von Schlucht zu Schlucht: die Baiern drangen durch die Bergſchlünde, ſtrengten die Thore des Städtleins Rattenberg, erzwangen den Uebergang über den Zillſtrom, der an den Morgenhalden des hohen Brenners entſpringt, und erſtürmten die Stadt Schwaz. Zweimal mußten hier die Baiern weichen; dreimal erneuerten ſie den Sturm. Blut floß in Strömen. In Straßen und Häuſern ward gemordet; nur drei öſterreichiſche Hauptleute und hundert und zweiundachtzig Soldaten brachten ihr Leben davon und wurden kriegsgefangen. Die Stadt ging in Flammen auf. Das Wehklagen der geflüchteten Einwohner ſcholl weit im Gebirge.

Immer fechtend, immer ſiegend, zogen die Baiern an beiden Ufern des Inns hinauf bis Innsbruck. Am Abend des 19 Mais, unter dem Geläute aller Glocken, hielten ſie den Einzug in die Hauptſtadt Tirols.

Als der Zug durch die Neuſtadt ging, redete der baieriſche Befehlshaber Wrede die vor dem Hauſe der Landſchaft in großer Menge verſammelten Tiroler an. Er wollte ſie entweder zur Pflicht zurückführen, oder züchtigen. Die Schutthaufen von Schwaz ſeien jetzt das ſchreckliche Bild der Kriegerrache und der Früchte des Aufruhrs. Doch Maximilian Joſeph, ihr König, ein weichherziger Vater ſeines Volks, wollte Gnade walten laſſen über die Empörer, für Recht. — Als nun die Verſammelten mehr furchtſam heuchelnd, als dankbar, langes Leben über den König ausriefen, unterbrach ſie der Feldherr mit ſtarker Stimme: „Es geht euch nicht von Herzen, Tiroler. Ihr ſeid noch nicht würdig, den Namen Maximilian Joſeph auszuſprechen. Erſt nach jahrelanger Treue könnet ihrs mit Würde und Wahrheit!“ Da ſchrie das Volk: „Es lebe der Feldherr!“

Dieſer kehrte nun zu den Ufern der Donau zurück. Nur geringe Beſatzung der Baiern verblieb im Tirol. Da die Landleute die Schwäche derſelben wahrnahmen, griffen ſie von neuem zu den Waffen, vertrieben die einzelnen Krieger von Thal zu Thal, und fagten ſich zum andernmal von Baiern los, während ihre Abgeordneten noch auf dem Wege zum Könige waren, ſeine Verzeihung zu erflehen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Militäriſche Züge der Franzoſen aus den letzten Kriegen.

Franceschi.

Nach der ruhmvollſten Vertheidigung von Genua ſah ſich General Maſſena gezwungen, dem erſten Konſul ſeine kritiſche Lage zu melden. Das Loos Genua's und der ganzen franzöſiſchen Armee hing davon ab; allein, die Blokade, die alle Ausgänge zu Waſſer und zu Lande verſperrte, drohte die größte Gefahr. Franceschi, ein junger Offizier, bot ſich zu dem Wageſtück an. Er nimmt die Depeſche des Generals, und wirft ſich mit drei unbewaffneten Ruderern in eine Fiſcherbarke. Von der Nacht begünſtigt, paſſiren ſie drei Linien der Engländer; doch bei Tagesanbruch entdeckt man ſie, und macht Jagd auf ſie. Franceschi entkommt ihnen lange, und iſt ſchon nur noch ein Paar Meilen von Antibes. Die Feinde verdoppeln ihre Eil; der Augenblick

Digitized by Google

war da, wo Franceschi ſich bald in in den Händen der Feinde ſah. Er entſchließt ſich raſch, wirft die Kleider ab, bindet die Depeſche um den Leib, beſchäftigt einen Matroſen, noch eine Weile zu manövrieren, um den Feind zu beſchäftigen, und ſtürzt ſich ins Meer. Nach einer Viertelſtunde erinnert er ſich ſeines Säbels; er ſoll nicht in die Hände der Engländer fallen. Er kehrt zum Schiff zurück, nimmt den Säbel, hängt ihn um den Hals, ſchwimmt ein Paar Stunden, und langt glücklich am Geſtade an. Die Depeſche iſt gerettet; er überreicht ſie dem erſten Konſul. Bewunderung und Lohn krönten ſeinen Heldenmuth.

Napoleon im öſterreichiſchen Kriege 1805.

Napoleon gab ſtets ſeinen Soldaten in allem das Beiſpiel. Tag und Nacht zu Pferde, war er immer mitten unter den Truppen. Er übernachtete einſt in einem kleinen Dorfe, indeß der Biſchof von Augsburg ſein Palais erleuchten ließ, und den Kaiſer die Nacht hindurch erwartete. Als Napoleon vor Ulm erſchien, und die Einſchließung der feindlichen Armee anordnete, war er in acht Tagen nicht aus den Stiefeln gekommen.

Napoleon durchritt einen Haufen öſterreichiſcher Gefangenen. Ein Ober-Lezigte ſein Erſtaunen, den Kaiſer gleich dem geringſten Tambour ſeiner Armee durchnäßt, mit Koth beſpritzt, und noch mehr ermüdet zu ſehen. Ein Adjutant erklärte Napoleon die Aeuſſerung des Obersten; er ließ ihm antworten: „Ihr Kaiſer hat für gut gefunden, mich zu erinnern, daß ich Soldat bin; hoffentlich wird er eingeſtehen, daß der Thron und Kaiſermantel mich mein erſtes Metier nicht vergeſſen ließen?“

Als die öſterreichiſchen Gefangenen vor Napoleon defilirten, bezeugten alle das größte Verlangen, ihn zu ſehen. Sie erinnerten ſich, daß er einſt bei der italieniſchen Armee unter gleichen Umſtänden, als Wagen mit verwundeten Oeſterreichern vor ihm paſſirten, ſeinen Hut mit den Worten abnahm: „Ehre dem Muth im Unglück!“

Ein andermal antwortete der Kaiſer den ihn umgebenden Offizieren, als ſie die Soldaten bewunderten, die auf den beſchwerlichſten Märſchen aller Entbehrungen vergaßen, und nur Gefühl für das Vergnügen zu haben ſchienen, ihn an ihrer Spitze zu ſehen: „Sie haben ſehr recht, denn ich laſſe ſie mit Beſchwerlichkeiten kämpfen, um ihr Blut zu ſchonen!“

Variétäten.

Aus der Schweiz.

— * In verſchiedenen Kantonen der Schweiz, namentlich Freyburg, Aargau, Bern, haben ſich ſeit einiger Zeit medizinisch-chirurgiſche Geſellſchaften gebildet, deren Zweck theils engere Bekanntſchaft der Medizinal-Perſonen des Kantons und Erweiterung der Kenntniſſe durch mündlichen oder ſchriftlichen Gedankenwechſel, theils Erweiterung der Arzneikunde und gegenſeitige Mittheilung der Erfahrungen iſt.

Zur Einverleibung der Peſtalozziſchen Methode hat Se. Exz. der Hr. Landammann der Schweiz eine Kommiſſion ernannt (hr Regierungsrath Abel Merian von Baſel, Prof. Trechſel von Bern, Pater Gregorius Girard von Freyburg, Franziskanermönch), die ſich nach Yverdün verfügen, und dann, dem Wunſch der letzten Tagſatzung gemäß, ihr Gutachten vorlegen wird, das zugleich in deutſcher und franzöſiſcher Sprache im Druck erſcheinen ſoll.

In der ſo eben bei Burgdorfer in Bern erſchienenen *Déscription de la ville de Berne* (mit einem vortrefflichen Plan der Stadt, von Bollin, und einigen intereſſanten Anſichten von J. R. König) wird die Bevölkerung dieſer Hauptſtadt auf 12,000 Seelen, und die Häuſerzahl, öffentliche Gebäude eingegriffen, zu 1062 angegeben. Reiſenden, welche Berns mannigfaltige Sehenswürdigkeiten kennen lernen wollen, verdient dies Werkchen vorzüglich empfohlen zu werden. — Berns gebildetes Publikum beiderlei Geſchlechts empfand dieſen Sommer Vergnügen, Vorleſungen über intereſſante Gegenſtände zu hören. Sie wurden im großen Kadhausſaale gehalten und zahlreich beſucht. Eine derſelben vom Hrn. Prof. Hohſtetter „über den Sinn des Geſichts“ iſt beendet abgedruckt worden, und verdient einen geſchmackvollen Denker, welcher den Ernſt der Wiſſenſchaft für das größere Publikum durch blühende Sprache zu mildern weiß.

Die in einer Vorſtadt von Frydurg gefundenen alten Münzen, über viertauſend Stück in einem irdenen Gefäße, beſchäftigen noch immer unſere Alterthumsforſcher. Es iſt durchaus unwahrſcheinlich, daß ſie vor dem zehnten Jahrhundert geprägt worden ſind, denn bis zu dieſer Epoche hat nie ein Lauſanniſcher Biſchof Münzen geſchlagen. Frydurg ſelbſt, das gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts vollendet ward, prägte erſt im Jahre 1248. Selbſt die Schriftzeichen deuten den Kenner ſein ſehr hohes Alter dieſer Zinkinge.

Vermuthlich gehören ſie alle dem dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung an, und wurden im Kriege Frydurgs gegen Bern vergraben, als Bern eben jene Vorſtadt und ſechs und dreißig Dörfer des Landes wiedereroberte.

Es ſind dieſer Münzen eigentlich vier Sorten. Die eine hat auf einer Seite eine Kirche mit der Umſchrift *sedeo Lausane*; auf der Kehrſeite ein Kreuz, mit der umſchrift *civitas equestris*. Die andere, halb ſoviel werth als die erſte, hat dieſelben Devizen. Die dritte, ihren Karakteren zufolge ein Jahrhundert älter, als jene beiden, hat auf der einen Seite den Kopf des Schutzpatrons von Lauſanne, mit der Legende *beata virgo*, auf der Kehrſeite ein Kreuz, mit *sedeo Lausane*. Am älteſten iſt offenbar die vierte. Sie zeigt auf einer Seite die Worte *Genevu S.* (*Savionum*) und auf der andern den Kopf St. Peters, Patrons von Genf, mit dem Epigraph *Sanctus Petrus*. In den Winkeln des Kreuzes bemerkt man ein F und eine Weltkugel (vielleicht *Crux salus mundi*), vielleicht auch nur das Zeichen des Medailleurs.

Ich beſand mich eines Tags — ſo erzählt ein Gelehrter von Frydurg, dem dieſe Blätter obige Bemerkungen danken — bei einem Pfarrer, welcher mir einen Titel vorzuleſen, kraft deſſen jedes Haus ihm den jährlichen Tribut von einem Denier oder einem Milchſchwein von vier Wochen entrichten mußte. Da ſich ein Thierchen ſolcher Art deutlich Tages mit mehr als zwei Franken bezahlt läßt; ſo (ſetzt der Pfarrer hinzu) iſt jener Schatz von mehr als vierhundert Lauſanner Sols, den Sol zu zwölf Deniers, eine Summe von mehr denn 200,000 Schweizerfranken Werths geweſen, als ſie verſchatzt wurde.

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nr. 13.)

Digitized by Google

Intelligenzblätter
zu den
Miszellen für die neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 13. — den 29 November 1809.

Gegen-Rüge.

Bei dem Anlaß des preiswürdigen akademischen Lektions-Katalogs von Bern wurde in Nro. 39 des Erzählers bescheiden bemerkt, „daß aus der Ankündigung einer Theorie der natürlichen Gerechtigkeit in den geselligen und auffergeselligen Verhältnißen der Menschen“ eine Berichtigung der alten Begriffe des Rechts erwartet werde; indem bis anhin überhaupt kein anderes Recht gedacht worden, als jenes, welches die Bedingungen des Zusammenlebens sinnlich — vernünftigen Subjekte angiebt. In dem Intelligenzblatte vom 25 Oktov. zu den geschätzten Miszellen für d. n. W. findet sich nun, unter dem Titel Rüge, eine Erklärung, welche die ermeldte Ankündigung wohlgewadt dergestalt erläutert, daß nun das Auffererordentliche wegfällt. Gleichwohl sind und bleiben die vorigen Ausdrücke an und für sich, wie solche vorlagen, wenigstens sonderbar und waren allerdings geeignet Spannung zu erregen. Man theilet die Ansichten, daß z. B. auch der Schweizer gegen den Außen strenge Rechtspflichten haben: hingegen kann man aber nicht zugeben, daß der Schweizer gegen den Außen in auffergeselligen Verhältnißen lebe, da wir, wenn auch nicht miteinander in dem nämlichen Staate, dennoch neben einander existiren.

Der Unterschied, welcher gewöhnlich zwischen dem geselligen Zustande überhaupt und dem besonderen des bürgerlichen Verbands angenommen wird, bezeichnet daher die Sache immerhin dem Sprachgebrauche nach richtiger und beßer. — Da wir nun der Erklärung beipflichten, so bescheiden wir uns gerne auch den Vorlesungen über die Theorie der natürlichen Gerechtigkeit in den sogenannten auffergeselligen Verhältnißen der Menschen recht viel Zuhörer zu wünschen.

Unsre gegenüber beschränket sich also vorzüglich dahin, dem Hr. V. der Rüge ganz gelaßen begreiflich zu machen, daß man mit platten Anzüglichkeiten oder Grobheiten seine Sache übel verbeidigt, und daß man große Fehlschüße und noch mehr zu thun wagt, wenn man auf Vermuthungen hin Steine wirft. Im wissenschaftlichen Kreise führte simbolisch Apoll den Vorsitz: der Hr. V. vergreift sich daher, wenn er ihn entthronen und den Jupiter tonans, oder einen Cnelopen, der mit der Keule die dura mater treffen will, an seine Stelle sezt.

Bei G. J. Göschen in Leipzig ist in der Michaelismeße erscheinen:

Kriegskalender für gebildete Leser aller Stände auf das Jahr 1810. Preis 4 Thlr. sächs.

Die Kupferblätter in diesem Jahrgange, größtentheils kolorirt, werden die Liebhaber gewiß befriedigen. Sie sind von Hrn. Ramberg und Schnorr gezeichnet und selbst geätzt, die Köpfe nach der Rambergischen Zeichnung und die der Hauptpersonen nach ähnlichen Gemälden, vor dem Kolorieren von Hrn. Schnorr mit großer Sorgfalt, und die Figuren von Hrn. Hößel in Aquatinta auf den Platten ausgeführt.

Inhalt: 1) Fortsezung des Kalenders der neuesten Weltbegebenheiten. 2) Napoleon und Wieland, ein Aufsaz zu dem kolorirten Kupfer, welches den großen Kaiser in der Unterredung mit dem Manne, der schon 1798 seine Größe prophezeihete, darstellt. 3) Friedrich August, König von Sachsen, vom Grafen Stanislaus Potocki. Hierzu gehört ein kolorirtes Blatt: der König, indem er in Leipzig eine Huldigung der Bürgerliebe und Bürgertreue annimmt. 4) Das Portrait des verstorbenen Herzogs von Braunschweig, nebst Anekdoten aus seinem Leben und 5) Karakter dieses Herzogs. 6) Ideen über einige der wichtigsten politischen Erscheinungen unserer Zeit, von Woltmann. 7) Geschichte des schwedischen Kriegs gegen Frankreich, England und Dänemark, begleitet von einem Kupfer, die Gefangennehmung des Königs, welche durch jenen Krieg herbeigeführt wurde. 8) Karakter und Regierung Friedrich VI, König von Dänemark, nebst einem Kupfer: der König am Meere. 9) Mein Aufenthalt in der Nepomuckskirche, während der Belagerung der Reichsfestung Ziebingen, von Jean Paul Fr. Richter. Die ernsten Aufsäze wechseln in diesem Jahrgange mit einigen heitern ab. „Die Alten,“ sagt Herr Richter, verordneten bei Pest, Niederlagen und dergleichen statt der Bußtage Freudenfeste: warum wollen wir Neuern denn nicht auch die Trauer mit Freude bekämpfen, und dem äußern Trauerspiel mit einem innern Lustspiele entgegen spielen?“ 10) Die Feldherren alter und neuer Zeit, von Heeren in Göttingen. 11) Der Krieg in Spanien und Portugal. In drei Büchern von P. J. Rebhues. 12) Zwei wichtige Aktenstücke aus der ältern Kriegsgeschichte: nämlich zwei eigenhändige Briefe von Gustav Adolf und von Adler Salvius nach der Schlacht bei Leipzig. Hierzu gehört ein größeres Kupfer, vorstellend Truppen aus dem dreißigjährigen Kriege im Wallensteinischen-Lager. 13) Die Waisen des Kriegers, ein Lied von Arthure 14) Die Marketenderin und der Lieferant, ein Bataillenstück. Dazu gehören zwei Kupfer von Ramberg. 15) Der metaphysische Winkelklub, und 16) die Politiker im Schnapshause, zwei Karrikaturen von unserm deutschen Hogarth.

Außer den erwähnten Kupfern enthält der Kalender noch: das ähnliche von Böhm trefflich gestochene Bildniß des Erzherzogs Karl in ganzer Figur. Das Porträt des Fürsten von Neufchatel (Alexander Berthier). Ein kolorirtes Porträt: Marie Louise, Kaiserin von Oesterreich. Ein kolorirtes Blatt schwedischer und zwei dergleichen preussischer Truppen, worauf sich Schill, als Lieutenant des Regiments Königin Dragoner, und der General Blücher befindet.

Obiges äußerst interessante und sehr empfehlenswerthe Taschenbuch ist bei H. R. Sauerländer in Aarau zu haben.

In der Realschulbuchhandlung ist erschienen:
A. Thaers Grundsätze des ration. Ackerbaus. 1r Bd. gr. 4.
Die Herren Pränumeranten werden ersucht, ihre Exem-

Digitized by Google

plare gegen Vorzeigung der Scheine und Entrichtung von einem Spezies-Dukaten für den zweiten Band abholen zu lassen. Der Ladenpreis der ersten beiden Bände ist auf Druckpapier 9 Thlr. 12 Gr., doch sind noch wenige Exemplare des ersten Bandes auf Schreibpapier übrig, welche denjenigen, so sich früh genug melden, noch um den Pränumerationspreis von 2 Spezies-Dukaten für beide Bände erlassen werden sollen.

In demselben Verlage ist von dem laufenden Jahrgange der Annalen des Ackerbaues von A. Thaer bereits das Julihest erschienen. Der Inhalt der sieben bis jetzt erschienenen Stücke ist folgender: Reflexionen über Wechselwirthschaft. — Meine Bewirthschaftsmethode. Von Fr. Schmalz. — Ueber Agrikultur im sächsischen Erzgebirge. — Ist es rathsam die Schafe im Winter in Ställen oder im Freien zu halten. Vom Herzog von Holstein-Beck. — Ueber die Bauernwirthschaft in Ostpreussen. Von Stöckel. — Ueber die Rockenraupe in Ostpreussen. Vom Herzog von Holstein-Beck. — Ueber Fütterung und Düngungsertrag. — Bemerkungen über das Edikt vom 9 Okt. 1808. Von Gebel. — Welche Wirkungen haben die verschiedenen Arten des Düngers bei einerlei Land auf die Eigenschaften der daraus gezogenen Pflanzen? Von G. Reisert und J. Seitz. — Ueber den Düngerzustand der Belgischen Wirthschaften. Von Dr. Burger. — Ueber den Einfluß der Atmosphäre auf die Vegetation. Von Dr. Crome. — Anweisung zum Anbau und zur Benutzung des türkischen Weizens. Von Schregel. Mit Anmerk. des Herausgebers. — Der Uebergang aus gewöhnlichen Dreifelderwirthschaften in eine nach Thaerschen Grundsätzen geordnete Fruchtwechselwirthschaft. Von A. v. Essen. — Beschreibung der Landwirthschaft auf dem hohen Flemming bei Jüterbog. Von Kappe. — Ueber die Rockenraupe. Vom Herzog von Holstein-Beck. — Schädliche Raupen auf Luzerne, Erdäpfel. Vom Sr. v. L. — Berichtigungen und Bemerk. zu Hofmanns Beschreibung von Hofwyl. Von Fellenberg. — Der Pränumerationspreis für den Jahrgang ist ein Friedrichsd'or. Für alle fünf Jahrgänge war der Preis bis Ostern d. J. auf 4 Friedrichsd'or herabgesetzt: dieser ermedrigte Preis soll auch jetzt wieder bis Ende d. J. für diejenigen statt finden, die sich unmittelbar an die Verlagshandlung mit baarer Zahlung wenden. Ferner ist daselbst zu haben:

Hermbstädts Archiv der Agrikulturchemie für denkende Landwirthe u. s. w. Vierter Band. Erstes Heft. Mit einem Kupfer. Gr. 8. 1 Thlr.

Inhalt: Ueber die Wirkung verschiedener Säuren, Salze u. s. w. auf die Vegetation. Von Einhof. — Ueber die Anwendung des flüssigen Torfs. — Wie wirkt das Licht auf das Pflanzenreich? Vom Prof. Heinrich. — Das Vaterland unserer Getraidearten. — Ueber die Erzeugung des Torfs. — Anwendung des Torfs als Düngungsmittel. — Ueber die günstige Wirkung der oxidirten Salzsäure beim Seidenbau. — Beschreibung einer einfachen Vorrichtung, um Baumstubben durch Pulver zu sprengen, und einer Maschine, um sie auszu rotten. — Beschreibung eines Bohrers, um morastiges Bruchland auszutrocknen. — Ueber den Einfluß oxidirter Substanzen auf das Keimen der Saamen. Von Dr. Schnurrer. — Ueber das Saigmehl der gelben Pflanzen. Von Proust in Madrid. — Ueber die Brauntweinbrennerei aus Kartoffeln. — Beobachtungen über die Vegetation der Pflanzen. — Ueber das Treiben und Abfallen der Blätter. — Ueber den Einfluß des Lichts auf die Vegetation. — Ueber den unauflöslichen Humus, und die Mittel ihn auflöslich zu machen. Von Dr. Crome. — Chemische Analyse eines pitriolhaltigen Minerals, welches zur Düngung benutzt wird. Vom Dr. Crome. — Ein vollständiges Exemplar aller bis jetzt erschienenen Hefte kostet 7 Thlr. 12 Gr.

A. v. Essen, der Uebergang aus gewöhnlichen Dreifelderwirthschaften in eine nach Thaerschen Grundsätzen geordnete Fruchtwechselwirthschaft. gr 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Obige Werke sind bei H. R. Sauerländer in Aarau angekommen und um die beigesetzten Preise zu haben.

Im Monat November wird fertig:

Almanach aus Rom, für Künstler und Kunstfreunde, herausgegeben von Fr. Sickler und C. Reinhart in Rom. Mit mehrern Kupfern und Karten. 8. 30 Bogen. Elegant gebunden 4 Thlr. sächs.

Ein Kalender aus Rom, welcher der Kunst und ihren Freunden in der ganzen gebildeten Welt gewidmet ist, herausgegeben von zwei Männern, durch Kunst, Gelehrsamkeit und Geschmack verbunden, die schon lange an Italien gefesselt, und mit seinen herrlichen Schätzen vertraut sind, muß die Aufmerksamkeit, welche er verdient, bald erwecken, und wird sie gewiß befriedigen. Herr Reinhart, dessen Werke in der Künstlerwelt berühmt genug sind, wird die artistischen Gegenstände theils selbst, theils unter seiner Aufsicht von andern guten Künstlern bearbeiten lassen; die literarischen Gegenstände aber werden von seinem gelehrten Freunde besorgt. Der Zweck dieses jährlich fortgesetzten Taschenbuchs ist: Künstler und Kunstfreunde mit dem Neuesten, mit dem Besten und auch mit dem wenig Bekannten des Alten aus dem Reiche der Kunst belehrend zu unterhalten, dem Reisenden nützlich, und allen Freunden und Kennern des klassischen Alterthums so interessant als möglich zu werden.

Der Inhalt dieses Jahrgangs ist für eine Anzeige zu mannigfaltig; es werde deshalb von dem Vielen hier nur Einiges angeführt. 1) Der Künstlerkalender; eigentlich ein chronologisches Verzeichniß aller bekannten Künstler, Architekten, Zeichner, Mahler, Plastiker u. s. w. seit Entstehung der Kunst; die Anzeige ihrer Werke und der Orte, wo sie aufgestellt waren, ihre Verdienste und Schulen, nebst andern Notizen zur Geschichte der Kunst. 2) Eine Karte, welche einem reisenden Naturforscher die zweckmäßige Route und die Orte angibt, wo er Alterthümer u. s. w. zu suchen hat, nebst einer Anzeige dessen, was er an jedem Orte findet. 3) Geschichte der Entstehung der christlichen Kunst und ihrer Ideale, nebst Abbildung der ältesten Christusköpfe, Madonnen und Apostel. 4) Das Leben Rafaels nebst seinem Bildnisse, der Angelika Kaufmann u. a. 5) Abbildungen von Gegenden, die durch große Begebenheiten merkwürdig sind, von Denkmälern großer Männer nebst Erläuterungen. Z. B. das Tiberthal nach Fidenä zu, der See bei Nemi, der Spiegel der Diana genannt, der Emissär im Albanersee, Ruinen der Villa des Cicero zu Formiä u. s. w. Diese Kupfer sind von Herrn Reinhart selbst gezeichnet und radirt, und mit ausführlichen Abhandlungen von seinem Freunde begleitet. 6) Verzeichniß aller in Rom lebender Künstler und ihrer vorzüglichsten Werke. Alle Jahre wird ein kolorietes Gemälde aus Rom oder Neapel gegeben, das durch sein Alter, seine Schönheit, oder sonst durch besondere Vorzüge sich auszeichnet. Dieser Jahrgang gibt mit Recht zuerst das merkwürdige Gemälde Roma, im Pallaste Barberini, welches zu dem Vortrefflichsten der alten römischen Kunst gehört, und, ohne je von einem Restaurationspinsel berührt worden zu sein, sich sehr gut erhalten hat.

In einigen Tagen wird bei mir eine Schrift herauskommen über Johannes von Müller, von Herrn Hofrath Heeren in Göttingen, bei welcher Gelegenheit ich die Lobschrift des Herrn Hofraths Morgenstern, welche unter dem Titel:

Digitized by Google

Johannes von Müller, oder Plan im Leben, vor einiger Zeit bei mir erschienen ist, in Erinnerung bringe.

Leipzig, 1 Okt. 1809.

Georg Joachim Göschen.

Von beiden oben angezeigten Werken erwarte ich in wenigen Tagen Exemplare. H. A. Sauerländer.

Beobachtungen und historische Sammlung wichtiger Ereignisse aus dem Kriege zwischen Frankreich, dessen Verbündeten und Oesterreich im Jahre 1809. Mit Karten und Planen. 26 und 36 Heft. Gr. 8. brochirt. 1 Thlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr. Nämlich 26 Heft 21 gr. oder 1 fl. 34 kr. 36 Heft 15 gr. oder 1 fl. 8 kr.

Von dieser höchst interessanten Uebersicht der so wichtigen Begebenheiten unserer neuesten Zeit, aus guten Quellen bearbeitet, ist das zweite und dritte Heft so eben bei uns erschienen, und in allen guten Buchhandlungen und bei den löbl. Postämtern zu haben.

Das zweite Heft enthält die Vorfälle in Baiern während des Aufenthalts der Oesterreicher darin, folglich die Beschreibung der Schlachten bei Abensberg und Eckmühl, von einem Augenzeugen, nebst mehreren interessanten Aufsätzen. Zur Erläuterung derselben die neueste Karte von Baiern und Tirol, nebst den Schlachtplanen von Abensberg und Eckmühl.

Das dritte Heft umfaßt sodann die Kriegsoperationen der Armeen vom 23 April bis zur Einnahme von Wien den 13 Mai, nebst der Karte vom Erzherzogthum Oesterreich zur Erläuterung derselben.

Das vierte Heft, welches ungesäumt nachfolgen wird, liefert sodann die Uebersicht der Begebenheiten von der Einnahme Wiens bis zum Waffenstillstande von Znaim den 12 Juli; folglich auch die der beiden großen Schlachten von Groß-Aspern und Wagram, nebst ihren detaillirten Planen. Das Publikum erhält also hierdurch einen höchst interessanten Leitfaden durch das Feld dieser verwickelten äußerst wichtigen und folgenreichen Begebenheiten unserer verhängnißvollen Zeit.

Weimar, im September 1809.

H. S. pr. Landesindustriecomptoir.

Man findet Obiges bei H. A. Sauerländer in Aarau.

So eben ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Bibliothek der Abenteurer; vom Verfasser der grauen Mappe. 1r Band. 8. 2 Thlr.

Die Freunde einer unterhaltenden Lektüre werden es dem beliebten Herrn Verfasser Dank wissen, daß er sich in dem hier begonnenen Werke des Anbaues eines Feldes unserer ältern deutschen Romanen-Literatur unterzieht, welches unter seinen Händen eine reife und austerleisene Aernte verspricht. Gleich diese erste Lese zeugt von der richtigen Beurtheilungskraft in der Auswahl; so wie die verständige höchst interessante Behandlung des hier gänzlich umgearbeiteten alten echt-deutschen Produkts gewiß keinerlei Klasse von Lesern unbefriedigt lassen wird. Es ist die Geschichte des abentheuerlichen Simplicissimus, das lebendigste und treueste Sittengemälde des denkwürdigen dreißigjährigen Krieges, welches gerade in unsern Tagen so manchen treffenden Vergleichungspunkt findet, und zu dessen Lobe vielleicht nichts Entscheidenderes gesagt werden kann, als daß auch Lessing und Bode mit der Idee einer gemeinschaftlichen Bearbeitung desselben einst umgingen. Niemand wird das Buch aus der Hand legen; ohne dem Verfasser sein lautes: Bravo! zuzurufen; ohne sich den Wunsch abgedrungen zu sehen, recht bald die Fortsetzung einer so ausgezeichneten Lektüre zu erhalten.

W. Heinrichshofen,
Buchhändler in Magdeburg.

Man findet diese unterhaltende Bibliothek in der Buchhandlung von H. R. Sauerländer in Aarau.

Bei Knick und Müller, Buchhändler in Erfurt, ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen, so wie bei H. R. Sauerländer in Aarau, für beigesetzten Preis zu bekommen:

Bostock, John, Versuch einer Lehre vom Athembolen, aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet vom Hofrath Nolde. Mit einem Kupfer. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Bei Fr. Gleditsch in Leipzig sind eben erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu erhalten:

Bruchstücke einer Reise durch das südliche Frankreich, Spanien und Portugal. 8. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Erholungen, neue, herausgegeben von W. S. Becker — Herausgeber des Taschenbuches zum geselligen Vergnügen. — 32 bis 52 Bd. 8. 6 Thlr.

Auch unter dem Titel: Erholungen. Jahrgang 1808. 1r 2r und 1809 1r bis 4r Bd.

Galletti, J. G. A., vollständiges geographisches Taschenwörterbuch, oder alphabetische Darstellung aller Länder, Städte, Flecken, Dörfer, Ortschaften, Meere, Seen, Inseln, Flüsse u. s. w. Mit genauer Angabe ihrer Lage, Größe, Bevölkerung, Produkte, Manufakturen, Fabriken, Gewerbe, Handel u. s. w. Nach den neuesten Verfassungen vorzüglich für Reisende, ingleichen zum täglichen Gebrauch für Zivil- und Militärpersonen, Kaufleute, Geschäftsmänner und für alle, die sich in der Erdkunde zu unterrichten wünschen, bearbeitet. Zweite wohlfeilere, die neuesten Veränderungen enthaltende Ausgabe. 8. Geh. ohne Karten 1 Thlr. 18 Gr.

Dasselbe mit 20 ill. Karten von Champion 4 Thlr. 10 Gr.

Geitner, Ernst Aug., Versuche über das Blaufärben wollener Zeuge ohne Indigo; nebst einer gemeinfaßlichen Anweisung, mehrere der aufgefundnen Methoden mit Vortheil im Großen auszuführen. 8. 1 Thlr.

Schütze, St., abentheuerliche Wanderung von Weimar nach Karlsbad. Taschenbuch aufs Jahr 1810. Mit fünf illum. Kupf. von H. Ramberg. 12. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Taschenbuch und Almanach zum geselligen Vergnügen für 1810. Herausgegeben von W. S. Becker. Mit neunzehn Kupf. von W. Böhm, Darnstedt, Frosch, Heß, Jury und Heinr. Schmidt. Nach Zeichnungen von Ramberg und Zingg. Mit Musik, Tanztouren u. s. w. 12. Gebunden, mit goldenem Schnitte 1 Thlr. 16 Gr.

Tempe. Blüthen deutscher Dichter. Herausgegeben von F. Laun. Zweite wohlf. Ausgabe. Mit 12 kolorirten Landschaften. 12. Gebunden 20 Gr.

Dieser sämmtliche Verlag von Gleditschens Buchhandlung ist immer vorräthig zu finden bei H. R. Sauerländer in Aarau.

Digitized by Google

Bertuchs, C., Bilderbuch für Kinder, mit deutschem, französischem, englischem und italienischem Texte dazu, und ausgemalten oder schwarzen Kupfern. CXIII und CXIV Heft. 4. Nebst Funke, J. C., ausführlichem Texte dazu. 8. Eben diese Hefte.

Diese zwei Hefte sind so eben erschienen und enthalten folgende interessante Gegenstände:

CXIII.

Taf. 61. Amphibien. Fig. 1. Das Krokodil von St. Domingo. Fig. 2. Der Schädel eines Nyl-Krokodils mit aufgerissenem Rachen. Taf. 62. Die kunstförmige Fackeldistel. Taf. 63 Ein Stück eines ausgegrabenen Elephanten-Waffenzahns. Taf. 64. Fig. 1. Die Grotte von Antiparos. F. 2. Der Eingang der Höhle. T. 65. Mikrost. Darstellung von dem Baum des Distel-Markes.

CXIV Heft.

Taf 66. Trovans-Säule in Rom. Taf. 67. Verkleinerte Blätterformen aus der Urzeit. Taf. 68. Szenen aus Afrika. Taf. 69. Ansicht eines Theils der Stadt Batavia. Taf. 70. Seltene ausländische Pflanzen.

Weimar, im Oktober 1809.

H. S. pr. Landesindustriecomptoir.

Auf obiges Bilderbuch nehme ich Bestellungen an.

H. R. Sauerländer.

Weihnachts- und Neujahrsgeschenke für die Jugend,

welche bei Fr. Wilmans erschienen und in allen Buchhandlungen so wie bei H. R. Sauerländer in Aarau zu haben sind:

Blasche, B. H., der technologische Jugendfreund, 4 Theile mit vielen Kupfern, 8. 1804 bis 1808. geb. 12 fl. 36 kr. Ein jeder Theil einzeln 3 fl. 9 kr. (wird fortgesetzt.)

Ewald, J. L., die Kunst ein gutes Mädchen zu werden, 3 Bde, vierte mit neuen Vorlesungen vermehrte Aufl. Mit 9 Kupf. von Jury, 8. 1807. Auf Velinpap. geb. 5 fl. 30 kr. Auf Druckpapier ohne Kupf. wohlfeile Ausg. 3 fl. 3 kr.

— — der gute Jüngling, 2 Bände mit 8 Kupfern von Jury. 8. 1804. Auf Schreibpapier geb. 6 fl. 24 kr.

Auf geal. Velinp. mit verändertem Format. gr. 8. gebund. 10 fl. 3 kr.

In Maroq. gebunden mit goldenem Schnitt 16 fl. 30 kr.

Auf Druckpap. ohne Kpf., wohlf. Ausg. 4 fl. 15 kr.

Glatz, J., Idunа, 2 Bde, mit Kpf., zweite verb. Auflage, 8. 1807. Auf Velinpap. 3 fl. 36 kr.

Dasselbe auf Druckp., wohlf. Ausg. ohne Kpf. 2 fl. 24 kr.

— — Minona, ein Seitenstück zur Idunа und Theone, mit Kupf., 8. 1807. Auf Velinp. 1 fl. 45 kr.

Dasselbe auf Druckp. ohne Kpf. 1 fl. 12 kr.

— — Sittenlehre für die jüngere Mädchen, in Beispielen und Erzählungen, 2 Bde mit Kpf., 1807, Auf Velinp. 4 fl. 48 kr.

Dasselbe auf Druckpap. ohne Kupfer 2 fl. 45 kr.

Gutsmuths Unterhaltungen und Spiele der Familien zu Tannenberg. Mit 19 Kpf. 1809. gebunden 2 fl. 45 kr.

Niemeyer, S. F., Vermächtniß an Helene von ihrem Vater. Vierte verb. Aufl. mit Kpf. 8. 1809. geh. 2 fl. 45 kr.

Dasselbe auf Druckp. ohne Kupfer, 8. 1 fl. 48 kr.

Poppe, Dr. J. H. M., Lehrbuch der allgemeinen Technologie. 8. 1809. 1 fl. 30 kr.

Robinson, le nouveau, pour servir à l'amusement et à l'instruction des enfans par Mr. Campe, traduction J. B. Engelmann, édition entièrement retouchée. 8. 1 fl. 48 kr.

— — the Younger by M. Campe. 2 ed. 8. 1807 2 fl, 24 kr.

Snell, J. L., neue unterhaltende Geschichten für Kinder. Dritte verm. Aufl. mit 3 Kpf. 8. 1809. 1 fl. 30 kr.

Handlungs-Klassen bei J. G. Schmoll,

Privatlehrer der Mathematik und Handlungswissenschaften zu Straßburg.

Der Unterricht ist in vier Klassen eingetheilt: In der ersten Klasse wird die gemeine Kritkmetik des bürgerlichen Lebens, nach dem Leitfaden meiner neuen Rechenschule für Anfänger, gelehrt.

In der zweiten Klasse werden die gewöhnlichen kaufmännischen Rechnungen, dann die Münz-, Maas- und Gewichtskunde, nach der Anleitung meiner Arithmetik für Handlungsstudirende, vorgetragen.

In der dritten Klasse wird die Wechselwissenschaft nach meinen eigenen Heften abgehandelt.

In der vierten Klasse wird die doppelte Buchführung in allen ihren Verhältnissen, nach meiner Theorie und Anwendung, vollständig gezeigt werden.

Der Unterricht der drei ersten Klassen wird täglich in drei Stunden, nämlich: des Nachmittags von 2 bis 3, von 4 bis 5 und von 6 bis 7 Uhr ertheilt: und der Schüler kann sich, nach seiner Bequemlichkeit, eine davon wählen, und nach Belieben den Anfang machen, weil keiner mit dem andern, in Ansehung der Materie, welche abgehandelt wird, in Verbindung steht.

Die Stunde für die vierte Klasse wird immer durch die Mehrheit der Sieben bestimmt.

(Bemerk.) Die Schüler, welche aufgenommen werden können, müssen eine hinlängliche Fertigkeit haben, die Hauptsache für sich nachschreiben zu können.

Die Zeit, welche ein fleißiger Schüler mit mittelmäßigen Kräften für eine Klasse braucht, kann auf ein halbes Jahr berechnet werden.

Der Preis der Stunde für eine Person der drei ersten Klassen ist 9, und der vierten Klasse 12 Franken für einen Monat, welche voraus bezahlt werden.

Auf Verlangen wird noch besonderer Unterricht, auch in der Mathematik, ertheilt. Die Geheimbuchführung wird auf besonderes Verlangen, und unter besondern Bedingungen, gezeigt werden. — Es wird jeden Sommer, vom 20 April bis Sokjahr, eine öffentliche Vorlesung über die Encyklopädie der Handlungswissenschaften gehalten. Liebhaber müssen wenigstens die oben angezeigten drei ersten Klassen studirt haben, um mit Nutzen den Vorlesungen beiwohnen zu können. Büschs Darstellung der Handlung wird zur Grundlage dienen.

Es werden auch einige Zöglinge in Kost u. Wohnung angenommen.

Schmoll; wohnhaft an der langen Straße Nr. 143.

In der Schüppellchen Buchhandlung in Berlin ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Langbein, A. F. B., der Sonderling und seine Söhne. Ein Roman mit Kupfern von W. Jury 1 Thlr. 12 gr.

Ferner ist nachstehendes bei jetziger Theurung des Holzes wichtige Werk zu haben:

Schlimbach, G. Chr. Fr., Beschreibung seines neu erfundenen Hochpultes; einer sehr einfachen, holzsparenden und bequemen Anlage zum Kochen, Braten an Spießen und in Ofen, Kaffeebrennen im Großen zum Verkauf, und im Kleinen für den Hausbedarf; zur Stubenerwärmung u. s. w. Mit zwei Kupfern. 4. Geh. 12 gr.

Obige Schriften sind bei H. R. Sauerländer in Aarau um beigesetzte Preise zu haben.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 96. — den 2 Dezember 1809.

Der Krieg Oesterreichs gegen Frankreich und den rheinischen Bund, im Jahre 1809.

11.

Die österreichische Armee wird von Italien nach Ungarn getrieben.

Die Empörung des Tirols hatte auch im Anfange das Vordringen der österreichischen Waffen in Italien erleichtert. Hier war Erzherzog Johann aus dem Herzogthum Krain über den Tagliamento in ein unvertheidigtes Land eingefallen. Italiens Vizekönig, Eugen, sammelte in grosser Eil Mannschaft und lagerte sich am Piavestrom. In der Ebene von Sacile entzündete sich zwischen beiden Heeren am 16 April das erste Gefecht. Johann errang den Sieg durch Tapferkeit, wie durch Uebermacht, und erschien an den Ufern der Piave. Großes Schrecken ging über Italien.

Der Aufruhr im Tirol bot dem Erzherzog die hilfreiche Hand, und setzte den linken Heerflügel Eugens in Gefahr. Dieser zu entweichen verließ Eugen den Piavestrom, und nahm am rechten Ufer der Etsch festere Stellungen ein. Die Oesterreicher folgten ihm, ohne Schwerdtstreich. Dies geschah am 22 und 23 des Aprils, in den Tagen der Schlacht bei Regensburg.

Kaum war aber das Gerücht von der Niederlage Karls über die Alpen gedrungen, griff Eugen am 29 April seinen Feind im Lager zwischen Caldiero und Montebello an. Bonfanti und Lecchi, die italienischen Anführer, erstürmten alle Höhen mit dem Bajonnet, an welche sich der rechte Flügel der österreichischen Macht lehnte. Umsonst ward Wiedereroberung versucht am folgenden Tage.

Als nun in eben dieser Zeit der Erzherzog den unglücklichen Erfolg der Schlachten in Baiern — Napoleons unaufhaltbaren Zug gegen Wien — der Baiern Einfall in die Thäler von Salzburg und Tirol vernahm, und das Hervorbrechen der in Dalmatien stehenden Franzosen, die unter ihrem Anführer Marmont seinen Rücken bedrohten, sah er sich ringsum von feindlichen Heeren belagert. Eilfertig verließ er seine flüchtigen Eroberungen, um dem Beherrscher Oesterreichs, wo nicht die Hauptstadt, doch ein Heer zu retten. Denn selbst das italienische Volk mochte ihn nicht unterstützen, und verweigerte, seinen Fahnen zu folgen. Nur eine kleine Schaar verarmten Gesindels hatte sich aus einigen Dorfschaften zusammengerottet, geblendet oder geschreckt durch Johanns Verheißungen und Drohen. Als sie aber zur Stadt Lonigo kam, die italienischen Beamten zu entsetzen und öffentliche Gelder zu rauben, waren die Bürger des Städtleins stark genug, mit Waffengewalt die Rotte zu zersprengen, und ihre Anführer zu fesseln.

Verstärkt durch frische Kriegerhaufen, welche aus allen Gegenden Italiens zu Eugens Fahnen eilten, verfolgte dieser junge Fürst den Rückzug der Oesterreicher mit täglichen Gefechten.

In des Maies ersten Tagen war Italien von seinen Feinden befreit. Muthlosigkeit und Verzweifelung getäuschter Hoffnungen erfüllten Oesterreichs Heer und Anführer. Mit Abwerfung aller Brücken zogen sie in langen Tagereisen durch Krain und Kärnthen. Bei Tarvis in wilder Alpengegend, bei Görz ward um ungestörten Rückzug gefochten. Die Engpäße bei Podwell und Poderay gingen, wie die weitläuftigen Verschanzungen bei Laibach verloren. In täglichen Gefechten verminderte sich des Heeres Größe. Viele blieben als Leichname, noch mehrere durch Wunden und Märsche entkräftet, oder von den Feinden

Digitized by Google

umzingelt, gefangen zurück. Ehe der Erzherzog noch die Draveufer erblickt hatte, zählte er schon 25,000 Streiter weniger in seinem Heer.

Zu gleicher Zeit, wie er, zog mit den Trümmern eines andern Heerhaufens der Feldherr Jellachich durch die Gebirge von Steiermark. Er war, nachdem er zuerst über den Inn gegangen, in Baierns Hauptstadt eingezogen, dann der Tiroler Beistand gewesen, durch die Baiern in den Salzburger Thälern geschlagen worden. Nun zog er, kaum noch mit 8000 Mann unter seinen Fahnen, die Straßen von Rottenmann und Mautern längs den Bergen, um den Erzherzog Johann zu suchen, und Sicherheit. Aber unweit Leoben, auf den Höhen von St. Michael, überraschte ihn der Vortrab von Eugens Siegerheer. Jellachich vertheidigte sich mit dem Muthe der Verzweiflung gegen die Uebermacht, bis der größte Theil seiner Krieger gefallen oder gefangen war. Dann flüchteten die übrigen waffenlos in die Wälder; er selbst, von wenigen Reitern begleitet, entkam durch Behendigkeit seines Rosses. Dies geschah am 25 Mai, und zwei Tage später vereinigte sich Eugens Heer auf den Höhen des Simmeringberges zwischen den Ländern Steiermark und Oesterreich mit der Hauptmacht Napoleons.

Aber Erzherzog Johann, nach mühseligen Märschen und ungleichen, zahllosen Kämpfen, erreichte mit den Seinigen die Grenzen von Ungarn. Kaum die Hälfte derer, die er nach Italien geführt hatte, waren mit ihm zurückgekommen.

12.

Erzherzog Ferdinand wird aus Polen vertrieben.

Nicht glücklicher, als Johanns Feldzug in Italien, endete Erzherzog Ferdinand im Lande der Sarmaten. Seine Kriegsvölker lagerten längs den Grenzen Galiziens. Die Eroberung Warschau's war das Ziel seines Ehrgeizes. Während er mit dem linken Flügel des Heers die Festung Czenstochow berennen ließ, aber die Besetzung und Entwaffnung der Länder Posen und Kalisch versäumte, wodurch er im Großherzogthum Meister des linken Weichselufers geworden wäre, rückte er mit der Hauptmacht gegen das kleine, in Eil zusammengeraffte, polnische Heer. Es stand bei Raszyn, in der Nähe der großen Hauptstadt. Fürst Joseph Poniatowski führte den Oberbefehl desselben.

Zu denselben Tagen, wie zwischen der Isar und Donau, ward an der Weichsel gekämpft. Ferdinand griff am 19 April die zehntausend Polen bei Raszyn an. Warschau's Einwohner wurden Zeugen eines rühmlichen Streites. Der Polen Tapferkeit ersetzte den Mangel ihrer Krieger. Warschau's Einwohner drohten begeistert Oesterreichs Unterjang.

Jener Muth und diese Begeisterung, noch furchtbar aus dem Jahre 1794, mahnten den Erzherzog zur Vorsicht. Er ließ sich gefallen, Warschau, welches Poniatowski's geringe Mannschaft nicht decken konnte, statt mit Gewalt, durch Vertrag anzunehmen. Dieser Vertrag ehrte der Polen Waffen und des Siegers Menschenfreundlichkeit. Am 23 April rückte er friedlich in Warschau's Thore ein. Unterdessen hatte der Staatsrath des Großherzogthums, nach Verlassung der Stadt, sich gen Thorn begeben; Poniatowski mit seinem Heer nach Modlin, in anmuthsvoller Gegend am Zusammenfluß der Weichsel und des Bug, auf hohen steilen Ufern erbaut und befestigt. — Hier ließ der Feldherr seine Krieger ruhen, sicher hinter Strömen und Wällen, bis er stark genug gegen Ferdinands Macht sein würde. Allgemeines Aufgebot zu den Waffen erging durchs Land an beiden Weichselufern. In wenigen Tagen standen mehrere Tausende in den Hauptorten zur Vertheidigung des Vaterlandes bereit. Kriegerische Begeisterung in allen Dörfern. Selbst aus dem vom Feinde besetzten Gebiete schlich die Jugend auf Umwegen durch Wälder zur Verstärkung ihrer Schaaren.

Ferdinand, durch den Vertrag Meister von Warschau, war es nicht von der befestigten Vorstadt Praga geworden am andern Weichselufer. Hier wollten die Polen von keiner Uebergabe hören. Ferdinand griff sie am 25 April mit stürmischer Wuth an. Aber die in der Festung, dann treue Hilfe aus Modlin, von berühmten polnischen Feldherrn, Dombrowski und Sokolniki, herbeigeführt, vereitelte sein Werk. Ferdinand kehrte mit Flucht und Verlust nach Warschau zurück.

Er befestigte sich längs den linken Weichselufern. Unruhig umschwärmten die feindseligen Polen die Flügel seines Heers. Czenstochow leistete ihm ermüdenden Widerstand. Poniatowski drang in Gallizien ein, wo das Volk, der Herrschaft Oesterreichs los, mit Entzücken die kriegerischen Brüderscharen der Polen begrüßte. Rußland drohte Feindschaft gegen Oesterreich, wenn dieses das Großherzogthum Warschau befehden würde, geschirmt durch den Vertrag von Tilsit.

Dies war die Lage des Erzherzogs Ferdinand an der Weichsel, als auch ihn die Nachricht vom Unglück des Hauptheers an der Donau und Napoleons Zug gegen Wien ereilte. Vergebens hatte er seine Macht über die Hälfte des Herzogthums ausgedehnt, selbst schon Thorn bedroht. Dombrowski mit neugeschaffenen Heeren widerstand seinen Fortschritten bei Thorn, und drängte ihn in ewigen Gefechten von der untern Weichsel zurück. Hinter ihm drohte Galizien den Aufruhr. Poniatowski hatte dort die Festung Zamosc am 20 Mai erobert; drang über Lemberg und Sandomir gegen Krakow, dem Heer der Oesterreicher den Rückzug zu verrennen. Eine russische Heerschaar war mit des Maies ersten Tagen den Polen zu Hilfe geeilt, und hatte unter Poniatowski ihre Fahnen mit den seinigen vereinigt.

Nicht von ihrer Tapferkeit, aber oft vom Glück verlassen, fochten die Oesterreicher, von Feinden überall umgeben, bei Thorn, bei Czenstochow und Gora an der Weichsel. Die Gefahr stieg nach jedem Gefecht, nach jedem Tage. Ferdinands Heer war geschwächt, nie ergänzt; das Heer des Feindes schwoll nach jedem Siege im Fortschreiten, wie ein Waldstrom. So entschloß sich der Erzherzog zum Rückzug. Schon in der ersten Junimacht hatte er Warschau geräumt. Dann vereinte er die geschwächte Macht an den Ufern der Pilica. Er hatte seine Eroberungen verloren, auch Westgallizien. Langsam, nicht ruhmlos, auch im Rückzug furchtbar, erreichte er Krakow und die Gebirge, aus denen die Weichsel entspringt.

13.

Unruhen in Westfalen. — Schills Zug bis Stralsund.

So waren Oesterreichs kühne Hoffnungen im Zeitraume zweier Monate vernichtet; Heeresmächte, einst der Eroberung Deutschlands, Polens und Italiens bestimmt, geschlagen; nur trümmerweise hinter der Donau in Mähren und Ungarn zusammengedrängt; die bessere Hälfte des Reichs vom Feinde beherrscht. Kaiser Franz, durch keiner Völker Aufstand, durch keinen Sieg seiner Heere getröstet, um eigene Rettung bekümmert, stand,

Digitized by Google

schmerzlich enttäuscht, statt für den Welttheil kriegend, vom Welttheil bekriegt.

Auch vernichtet waren die Hoffnungen aller, die, Frankreichs Uebermacht und der Völker Abhängigkeit hassend, einen Weltkrieg gewünscht und Napoleons Fall erwartet hatten.

Zwar, ehe noch Oesterreichs Loos an der Donau entschieden war, hatten im Königreich Westfalen, selbst in der Nähe der Hauptstadt Kassel, einzelne Landleute im Anfang Aprils Unruhen begonnen. Mißvergnügte vom Adel waren der Meuterei Urheber gewesen. Aebtissin und Chorfrauen des Stifts Wallenstein zu Homberg hatten den Empörern Leibbinden gestickt. Aber ohne Hilfsmittel, ohne Beifall der Menge, gingen sie als Verbrecher unter, eh ihre Entwürfe reif wurden.

Noch mehr durch Großmuth, als durch Waffenmacht, sicherte sich Hieronymus, erster König von Westfalen, die Treue der Steinigen. Er versammelte die Hauptleute seiner Leibwache um sich — dann sprach er: „In Lagern erzogen, lernte ich nur Krieger, nie Verräther kennen. Man hat mir die Treue einiger unter Euch verdächtig machen wollen. Wen seines Eides gereut, den er mir geleistet, dem gebe ich hiermit sein Wort zurück. Wer auch nur wankelmüthig ist, der sei frei, sich zu meinen Feinden zu begeben. Mein königliches Wort steht Bürge, er soll es ungestört können. Ich will meine Feinden, als mit Verräthern kämpfen. Nach zwei Stunden erwarte ich Euern Entschluß."

Nach zwei Stunden kamen alle zurück; alle erneuerten ihren Schwur. Keiner fehlte.

Größere Verwegenheit, blutigerer Untergang begann und endete zu derselben Zeit ein anderes Unternehmen im mitternächtigen Deutschland, wo ein Unterbefehlshaber des preußischen Heers, seinem Könige treulos, einen Theil der Besatzung Berlins zu eigenmächtigen, kriegerischen Abenteuern verführte. Dieser Mann hieß Schill. In der Preußen letztem Kriege hatte er, durch gelungene Streifzüge, seines Königs Huld und des Volkes um so ungemessenern Beifall erschwungen, als Tapferkeit und Kriegsklugheit gänzlich den preußischen Fahnen entwichen schienen. Von des Lodes Uebermaas trunken dürstete er nach höhern Dingen. Ihn verdroß der Preußen Ruhe. Aber nun in Hessen der versuchte, im Tirol der vollführte Aufstand; in Böhmen zweier vertriebenen Fürsten Rüstungen, des Herzogs von Braunschweig-Oels, des letzten Kürfürsten von Hessen, ihre Lande wieder zu erobern; dann an der Donau Franz und Napoleon im unentschiedenen Kampfe, und weit umher mißmuthige Völkerschaften, die ihrem Elende kein Ziel sahen — alles schien eine große Verwegenheit krönen zu wollen. So beschloß er, durch das mitternächtige Deutschland mit bewaffneter Hand zu gehen, Unzufriedene unter sein Panier zu rufen, an selbstgeschaffener Heere Spitze vieler neuer Staaten Umwälzer, aufgestandener Völker Gesetzgeber zu werden, und vielleicht Preußens schüchterne Macht zuletzt unwiderstehlich in den Strom der Ereignisse hineinzureißen.

Nachdem er die Entwürfe einigen Getreuen mitgetheilt, für Ruhmliebe und deutsche Freiheit entbrannt, wie er: zog der Wagling mit ihnen, seinem Husarenregiment und einigen hundert Jägern und Uhlanen, im April aus den Thoren der Königsstadt Berlin. Das Vorgehen war Musterung dieser Mannschaft. Aber im freien Felde offenbarte er ihr den wilden Vorsatz, die Aussicht voll schimmernder Möglichkeiten. Alle folgten dem Sohne des Glücks, selbst betagte Hauptleute, ihr Leben lang mit Pflicht und Ehre vertraut, viele aus den ersten Geschlechtern des Königreichs, oder großen Vermögens.

Doch kaum wurde Schills frevelhaftes Beginnen ruchbar: verurtheilten ihn ehmalige Vorgesetzte als Aufreißer. Des mitternächtigen Deutschlands größere Städte, seine Ankunft fürchtend, bewaffneten sich wider ihn. Preise wurden auf seinen Kopf geboten, und seine Waffengefährten Raubgesellen geheißen. Bei Wittenberg zog er inzwischen über die Elbe; dann wieder abwärts gegen Mellenburg; nahm zwecklos für kurze Frist die kleine Feste Dömitz dieses Landes, am Elbeufer gelegen; floh darauf, von französischen und holländischen Kriegsschaaren bedrängt, den Gestaden der Ostsee zu. Je bitterer seine Lage, je verworrener seine Vorsätze; je thörichter sein Vermessen. Zuletzt gedachte er sich zum Herzog Pommerns zu machen, nie am Glücke verzagend. Darum demeisterte er sich Stralsunds.

Hier fand er die ehmaligen Wälle zerstört. Eilig ließ er vor allen Thoren Werke anlegen, und die Wege, welche zu ihnen führten, mit tiefen Graben und Zugbrücken durchschneiden. Reiter und schwedische Ueberläufer stellte er zu mitgeführtem schweren Geschütz, gering an Zahl. Sein Heerhaufen war durch allerlei Forstleute, Austreiber, kriegsgefangene mekleuburgische Soldaten, und pommersches Landvolk zu 5000 bis 6000 Mann angewachsen.

Aber der König von Dänemark hatte dem holländischen Feldherrn Gratien, welcher Schills Verfolgung übernommen, Beistand von 1500 Mann bewilligt, also daß dieser den Abenteurern 5000 entschlossene und geübte Krieger entgegenstellen konnte. So erschien Gratien vor den Thoren von Stralsund; erstürmte die zerfallenen Wälle und den Eingang der Stadt, wo das verzweiflungsvolle Gefecht in allen Straßen mit dem Tode Schills und der Flucht der Steinigen endete. Sie ergaben oder zerstreuten sich; einige flüchteten mit Fahrzeugen aus dem Hafen zur Insel Rügen. Zwanzig Hauptleute waren, durch Muth ruhmvollen Todes werth, mit Schill gefallen; er selbst von einer Musketenkugel und durch hänische Säbel zerrückt.

Also endete mit Tod und Schmach ein Unternehmen, bestimmt, durch große und ehrenreiche Folgen die Unwürdigkeit des ersten Beginnens zu verdecken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Almanachsliteratur der Deutschen für 1810.

Mit den ersten Schneeflocken des Winters schwärmt die bunte Schaar der Almanache über Deutschland hin, und verkündet die Nähe eines neuen Jahres. Kein Winter- und kein Kriegessturm macht diese literarischen Schmetterlinge von ihrer gewohnten Reise abwendig. Es ist ein Heer lustiger Amoretten, Spitzben und Satyrn, welches seine Freunde und Wohnungen kennt, und auch bei der schlimmsten Zeit noch Raum zur Einquartierung findet.

Auch diesmal eröffne den Zug des flüchtigen, spielenden Volks einer ihrer schönsten Veteranen mit gebührendem Recht, G. W. Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, welches nun schon seinen zwanzigsten Jahrgang macht. Fast reicher denn jemals, fesselt es die Aufmerksamkeit der Wählenden durch äußern Schmuck. Ramberg und Jury wetteifern hier neben einander in den Zeichnungen einzelner Szenen aus Dichtungen, die das Taschenbuch liefert, mit den Dichtern selbst; Zingg stellt vier böhmische Gebirgslandschaften dar; und, in leichten Umrissen nachgebildet, erscheinen noch auf sechs Blättern

Digitized by Google

sechs interessante antike Statuen. Die Donkunst findet in der Beilage, die Tanzkunst im Anhange, ihre niedlichen Opfer. Fast wiegt der äussere Reichthum dem innern auf. Doch blitzt uns gleich unter den poetischen Bijoux kein Juwel ersten Ranges entgegen, immer doch reizender Schmuck für den Altar der Grazien, wie man von den Händen eines Tiedge, Haug, Pfeffel, Fr Kind, Th. Hell u. s. w. erwarten darf. Wer wird nicht, um eine Kleinigkeit anzuführen, lächeln zu Langbeins „Brillenmode“?

> Mit Brillen zogen längst die Spanier in Schaaren,
> Und drunoch ging, wie blind, zum Abgrund jüngst ihr Lauf;
> Wir Deutsche setzen erst, als wir gefallen waeren,
> Bedächtig unsre Brillen auf.

Kotzebue's Almanach dramatischer Spiele gleicht seinen sieben ältern Brüdern mit geschwisterlichen Zügen. Eben die Laune, der Geist, der scherzende Witz, der heitere leichte Ton, die Frivolität; eben der Mangel an Zartgefühl gegen das, was Anstand, Humanität und Sittsamkeit oft fordern, wie sonst. Herr Gottlieb Merks, der Egoist und Kritikus, wird, und wahrscheinlich nicht mit Unrecht, vom gern deutenden Publikum als ein ariostophanischer Muthwille gegen einen ehmaligen Freund des Dichters gedeutet, und weder den Geist noch das Herz des Dichters ehren. Es scheint, Hr. von Kotzebue nimmt zuweilen die Maxime in vollem Ernst, die er seinen Gottlieb Merks halb im Scherz sagen läßt: „An boshaften Einfällen will man sich ergötzen, das ist alles. Der große Haufe sieht eben so gern einen Schriftsteller brandmarken, als einen Delinquenten hängen.“ — „Pandorens Büchse“, noch mehr „der häusliche Zwist“, werden dafür desto reinerer Vergnügen gewähren, und „die Zerstreuten“ selbst den Hypochonder zum Lachen treiben. Mag man endlich auch sagen was man will, Kotzebue bleibt eines der glücklichsten Genies, mit welchen die deutsche Nation gegen andere prangt. Man muß ihn, bei aller Selbstvernachlässigung, bei allen seinen Launen lieben, und nur die einzige an ihm bedauern, daß er nicht mehr sein will, als er ist; nicht das, was er sein könnte.

Ein Nachahmer fand sich dieses Jahr vom Kotzebue'schen Almanach. Es ist Herr C. Costenoble, der uns in einem Taschenbuch für 1810 ebenfalls dramatische Spiele schrieb. Nachahmung in Form und Schnitt. Kupfer, Titel, Verse, — genug, alles Aeussere den Kotzebue'schen Jahresgaben gleich, nur leider nicht der innere Gehalt. Ganz schlecht kann man die kleinen Spiele darum keineswegs heißen; gelungen aber wohl auch nicht. Doch wenn selbst des Meisters leichte Tändeleien nicht zu den Meisterstücken gehören; die Nachahmung aber auch noch nicht einmal den Reiz und munteren Witz des Vorbildes erreicht: was bleibt denn übrig?

Das Taschenbuch für das Trauerspiel und Lustspiel enthält ein Trauerspiel: „Die Katakomben“ von Karl Wolfart. Eine Szene aus den Tagen der Christenverfolgung unter Nero; der widerliche Nero zieht fast die meiste Aufmerksamkeit an sich und sollte es doch nicht. Die Strahlen des Ganzen fallen nicht in einen Brennpunkt zusammen; daher der Eindruck matt. Die Arbeit verkündet Fleiß und glückliche Anlagen ohne Genialität. Des Taschenbuches andere Hälfte füllt ein Lustspiel von J. E. S. Bartholdy, „der liebe Luftgewebe“, das den einzigen Fehler hat, gar nicht lustig zu sein.

In einer „abentheuerlichen Wanderung von Weimar nach Karlsbad“ gibt St. Schütze ein Taschenbuch auf das Jahr 1810. Ein junger Mensch wandert zu Fuß nach Karlsbad, und ohne Geld, weil ihm durch Zufall seine lederne Reisetasche davon geht. Die Noth verklickt ihn in kleine unabentheuerliche Abentheuer, die seltsam genug Anlaß zu mehr als einer Hochzeit geben. Die Erzählung ist schlicht und einfach, ohne Aufwand von Witz, Laune und Kunst. Um so genialischer gedacht und ausgeführt sind die dazu gehörigen kolorirten Kupfer, meisterhafte Karrikaturen, besonders die Dettamirfunde mit vier heulenden Hunden, und der Dorfschulmeister auf dem Rosse in der Schwebe, wie er das centrum motus total verloren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Variétäten.

Aus Italien.

— Luigi Sementini, Professor der Chimie an der Universität zu Neapel, hat am 20 Oktober in einer öffentlichen Vorlesung sehr gelehrt dargethan, daß die sogenannte Wünschelruthe, wenn gleich sie auch dem Alterthum bekannt war, doch erst am Ende des sechszehnten Jahrhunderts zum Entdecken unterirdischer Wasser und Metalle benutzt worden sei. Dabei aber ließ er es nicht, sondern bewies aus vielen eigenen Erfahrungen, die mehrere Studierende mitmachten, daß die Wünschelrute mehr als Tand abergläubiger Einbildungen sei, und versprach nächstens in einem besondern Werke neues Licht über diesen merkwürdigen Gegenstand und seine Erscheinungen zu verbreiten.

Aus Holland.

— Man erwartet nächstens eine glänzend angekündigte Uebersetzung des Homer ins Holländische; wenigstens wird der erste Theil derselben noch in diesem Jahr erscheinen. Der Uebersetzer, Hr. Ture, ließ für die Herausgabe seines Homer Subskription sammeln. So traten nicht nur viele der vornehmsten holländischen Gelehrten und Großwürdenträger, sondern selbst die Minister und der König von Holland, in die Reihen der Subskribenten, um das wissenschaftliche Unternehmen zu begünstigen.

— So reich Holland auch seit geraumer Zeit an guten Landschaftsmalern war, so wenig Historienmaler brachte es hervor. Nur J. B. Scheffer galt bisher unter diesen als der vornehmste. Seine Verdienste wurden auch öffentlich und gern anerkannt, und eines seiner Gemälde, Jakob, Simons Sohn, in der Kunstausstellung des vorigen Jahres, empfing einstimmig den ersten Preis. Der König wählte ihn zu seinem Maler. Sowol das Bildniß, als die Büste dieses Monarchen von Scheffers Hand hatten allgemeinen Beifall. Aber der Künstler kränkelte schon seit drei Jahren, und am 30 Juni gab er den Geist auf. So verlor Holland einen seiner besten Künstler.

Berichtigung.

In Nr. 94, Seite 376, Sp. 2, Z. 12 v. o. ist zu lesen: die Sachsen, die Saematen des Großherzogthums u. s. w.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 97. — den 6 Dezember 1809.

Der Krieg Oesterreichs gegen Frankreich und den rheinischen Bund, im Jahre 1809.

14.

Die Schlacht von Aspern.

Napoleon inzwischen, welcher in siebenzehn Tagen den Weg vom Felde bei Regensburg bis in die Kaiserstadt Wien über die Leichenhügel dreier blutiger Treffen gemacht hatte, säumte nun, seinem italienischen Heere nahe, nicht länger, über die Donau zu gehen, den Erzherzog Karl anzugreifen.

Dieser aber, von neuen Werbungen und noch unbesiegten Heertheilen aus Böhmen verstärkt, hatte jenseits des vaterländischen Stromes seine Macht am Fuße des Bisamberges versammelt, der Hauptstadt Wien gegenüber, rechts bis zur Stadt Krems, links bis in die March.

In der Nähe Wiens zerspalten größere und kleinere Inseln den Strom der Donau. Von einer zur andern hatten die Eroberer Brücken geschlagen, und zogen nun am zwanzigsten Tag des Maies zum linken Ufer des Flusses über, wo Oesterreichs Oberbefehlshaber mit 90,000 Tapfern ihrer entschlossen harrte, da er den Uebergang nicht hatte verhindern können.

Schon am folgenden Tage trafen die feindseligen Heere zwischen den Dörfern Groß-Aspern und Essling gegen einander. Der Donner der Schlacht begann erst Nachmittags. Zweihundert Feuerschlünde der Oesterreicher spien den Tod in die Glieder der französischen Schaaren. Viele Helden sanken. Aber Frankreich behauptete den alten Ruhm und den eroberten Streif Bodens am linken Stromufer. Die Nacht endete den fruchtlosen Kampf.

Der dämmernde Morgen entzündete ihn von neuem. Karls Krieger fochten mit Tapferkeit und Ausdauer, hohen Ruhmes werth. Dreimal, doch nie gelingend, stürmten sie die Dörfer Essling und Aspern, des Feindes Stützpunkte. Mit furchtbarer Anstrengung suchte dagegen Napoleon die Mitte von Oesterreichs Schlachtreihen zu durchreissen. Bald Sieger, bald Besiegte, wogten die Streitenden her und hin. Wetteifernde Tapferkeit, kühne Anschläge, verwegene Vollführung auf beiden Seiten. Karl, mit Heldensinn der ersten Feldherren würdig, leitete das Gewitter der Schlacht zu Oesterreichs Ruhm und Frankreichs Untergang. — Nur Napoleon, größer denn Karl, konnte, wenn gleich nicht jenen vernichten, doch diesem wehren; als selbst die Elemente, vereint mit Oesterreichs Macht, Napoleons Untergang beschworen zu haben schienen.

Denn als die Heere am grimmigsten fochten, erscholl Wehgeschrei von den Stromufern. Vom frühen Schmelzen des Schnees in fernen Gebirgen schwollen die Wasser plötzlich und furchtbar an, und schleuderten von den verschlungenen Ufern Bäume, Flöße, losgerissene Mühlen gegen die Brücken der Inseln. Der Tod wüthete, wie auf dem Schlachtfelde, auf dem Strome. Die Brücken wurden zertrümmert. Frische Mannschaften, die zur Schlacht eilten, andere, die der Fluth entgegenwehrten, wurden von ihr zurückgetrieben, oder in den Abgrund gerissen.

Ein Theil der französischen schweren Reiterei, sämmtliche Heerhaufen des Herzogs von Auerstädt, große Vorräthe von Geschütz und Ladungen für kleines Gewehr, auf dem Kampfplatze erwartet, wurden von ihm getrennt; und Napoleons Adler, aller Unterstützung beraubt, dem furchtbarsten Loose preisgegeben.

Digitized by Google

Da Napoleon dieses Unglücks inne ward, zog er sein Heer zusammen, sparte des Geschützes Feuer, und überließ, bezwungen vom Schicksal, dem Feinde freiwillig den halberrungenen Sieg. Bis in die späte Nacht kämpfte er um Selbsterhaltung und eine Spanne Uferbodens. Erst von Nacht und Müdigkeit überwältigt führte der Erzherzog, des Vortheils froh, sein Heer in die alten Stellungen zurück; Napoleon das seinige über leichte Nothbrücken auf die Donauinseln.

Dies war der Ausgang der zweitägigen Schlacht von Aspern, der blutigsten des ganzen Krieges. Karl, für welchen der Fluß der Heimath mitgestritten, rettete noch einmal Oesterreich, und richtete den vertretenen Kriegesruhm seines Volkes wieder glänzend auf.

15.

Der Vizekönig Eugen siegt bei Raab.

Ungewiß ist die Zahl der Todten und Verstümmelten beider Heere, welche an diesen Tagen das Schlachtfeld bedeckten; aber beide beklagten laut den Verlust tapferer Männer, und Napoleon vor allen den Tod eines treuen Waffengefährten, des Herzogs von Montebello. Diesem zerschmetterte schon am Abend des ersten Kampfes eine tödtliche Kugel das Bein. Die Thränen seines Kaisers lösten ihn nicht aus den Händen des Todes.

Doch aller Verlust, welchen die französische Kriegesmacht in zahlreichen Gefechten und Schlachten an Mannschaft erlitten, ward reich ersetzt durch die von Frankreich nachziehenden Kriegsvölker; dann durch Ankunft des italienischen Heers, welches über Steiermark in das Herz von Ungarn bis zur Donau drang; endlich noch durch ein Heer, welches der Herzog von Ragusa von den Gestaden Dalmatiens herbeiführte. Denn nachdem dieser den österreichischen Feldherrn Stoissewich, welcher Kroatien vertheidigen sollte, am Gebirge Kitta, bei Gradschaz, an der Licca und bei Ottoschaz geschlagen, ihn selbst aber zum Gefangenen gemacht hatte, war er am 28 Mai als Sieger in Fiume's Mauern angekommen, und bildete nun mit seinen Tapfern den äussersten Theil vom rechten Flügel des Napoleonschen Hauptheers.

Von nun an schied der Donaustrom die feindseligen Mächte in einer Länge von mehr denn fünfzig Stunden Weges, von Linz im Erzherzogthum Oesterreich, bis Raab im Ungarnlande.

Vor Raab war es, wo der unglückliche Erzherzog Johann, rasllos vom italienischen Heere des Vizekönigs Eugen verfolgt, seine Vereinigung mit dem Erzherzog Palatin gemacht hatte. Die stolze Gewalt, welche Italiens Eroberung gedroht, war auf zwanzig bis fünfundzwanzig tausend Mann zusammengeschmolzen. Zerstreute Ueberreste von Kriegern, mit welchen Jellachich und Chasteler sich aus dem Tirol durch die Bergschlünde Kärnthens gerettet; dann 12,000 bis 15,000 vom bewaffneten Aufstand der Ungarn, und zehntausend aus den Festungsbesatzungen derselben unter dem Befehlshaber Haddik, machten mit dem Kriegesheer Johanns eine Macht von fünfzig Tausenden. Neuer Stärke vertrauend, beschloß er in den Feldern von Raab die Schmach des Rückzuges zu rächen. Sein Heer auf den Anhöhen, der Donau Gewässer im Rücken, berührte mit dem linken Flügel den Weg zur Inselfestung Comorn, mit dem rechten die Wälle und Mauern von Raab. So erwartete er des verfolgenden Feindes Ankunft.

Am vierzehnten Tage des Brachmonats erschien Italiens Vizekonig an der Spitze seiner Völker im Angesicht der ungarischen Donau. Er zählte nur 35,000 der Seinigen; aber der wilde Trotz des Siegesstolzes begeisterte sie, vor denen nicht zu zittern, die bis zu diesem Tage vor ihnen zu fliehen gewohnt waren. — Um zwei Uhr Nachmittags rollte der erste Kanonendonner; eine Stunde später wüthete das mörderische Feuer durch alle Schlachtreihen; noch eine Stunde, und alle Hohen waren erstürmt; die Vertheidiger der Donau zogen hinter den Strom über die Brücken Comorns, von ihm Vertheidigung nehmend.

So endete die Schlacht von Raab. Im verlassenen Lager Oesterreichs feierten die Sieger am gleichen Siegesabend den Jahrestag der Schlacht von Marengo.

17.

Gerüchte und Gährungen in einigen Gegenden Deutschlands.

Nicht zum andernmal wollte Napoleon das Heil seines Heers den Tücken des Stroms vertrauen, welcher ihn vom Feinde trennte. Die zerbrochenen Brücken vor Wien von Insel zu Insel bis zum linken Ufer wurden wieder erbaut, mit zahllosen Grundpfählen gestützt, mit Vorbauen und eisernen Ketten gegen der Wellen Anfall, durch einen weitläuftigen Brückenkopf mit Gräben und Wällen, sechszehnhundert Klaftern im Umfang, gegen des Feindes Versuche geschützt.

Bis zur Vollendung der ungeheuern Arbeit, den feindseligen Strom zu bezwingen, herrschte Waffenruhe, nur zuweilen von kleinen Gefechten unterbrochen.

Diese Ruhe des Napoleonschen Hauptheers aber nährte in Deutschland von neuem die Hoffnungen derer, welche Oesterreichs Glück wünschten. Die blutige Schlacht von Aspern galt ihnen einer Niederlage der französischen Macht gleich, und die Waffenstille für Napoleons Entkräftung. Frankreichs Heerberichte wurden verdächtigt; nur Oesterreichs Aussagen geblligt. Jeder Tag gebar Gerüchte von neuen Unfällen der Franzosen an der Donau. Des Volkes Glaube ward irre; Schills Wagespiel in Niederdeutschland als Vorbote allgemeiner Umwälzung, ein Streifzug österreichischer Mannschaft aus den böhmischen Gebirgen bis ins Innere Sachsens oder Frankens, als Eroberung oder Beurkundung von Franzens Uebermacht gepriesen. Die Könige von Sachsen und Baiern, wie der Großherzog von Würzburg hatten, durch Verlassung ihrer Wohnstädte, die Glaubwürdigkeit trüglicher Sagen begünstigt. Tirol erhob kühner das trotzige Haupt nach der zweiten Vertreibung der Baiern. Die Fahnen der Aufrührer drangen bis in die Ebenen von Murnau. Das Vorarlbergerland schickte Empörer-Rotten längs den Ufern des Bodensees hinab bis Konstanz, und bedrohte Schwaben. — Vom Schwarzwald bis zu den Alpenthälern der Schweiz ging eine finstere Sage, die Katholiken seien zur Ermordung der Protestanten gerüstet. Mit unruhigem Argwohn beobachteten sich in verschiedenen Landschaften die getrennten Glaubensgenossen.

So wurden, in banger Erwartung der Begebenheiten, die Gemüther deutscher Volkerschaften geneigt, Ereignissen außerordentlicher Art entgegenzusehen. — Dies waren die Wirkungen der zweideutigen Schlacht von Aspern. Deutschlands Ruhe schwankte zum andernmal, seit dem Beginn des Krieges. Noch ein Tag von Aspern, und der Aufruhr, welcher im Tirol loderte, drohte seine Flammen weit hinab am Rhein zu vergießen.

Digitized by Google

17.

Die Standhaftigkeit Königs Friedrich von Würtemberg rettet das südwestliche Deutschland.

Schon enthüllte sich im Schwarzwalde und längs dem Bodensee ein drohender Volksgeist. Der Aufstand des Vorarlbergs und beider Tirole erwuchs mit jeder Stunde zu größerer Macht, von der öffentlichen Meinung gehoben. Ein streifender Kriegshaufen der Oesterreicher, aus Böhmen hervor gegen Nürnberg gezogen, wollte von entgegengesetzter Seite die Fackel des Aufruhrs über Franken und Schwaben schleudern. Finsterer und zahlreicher drängten sich Gerüchte neben Gerüchte empor, wie Rauchwolken kurz vor dem Auflodern einer Flamme.

Aber mit Königssinn, unerschrocken und gebietend, stand zwischen empörten und gährenden Völkern dieser Gegenden König Friedrich von Würtemberg. Die andringende Gefahr vertrieb ihn weder aus seinem Volk, noch seiner Königsstadt. Den größern Theil seines Heers dem großen Kaiser zum Schirm des Rheinbundes übergeben, schuf er mit starker Hand eine neue Macht zur Vertheidigung des Throns. Wenige Tage sammelten bei zehntausend Mann zu seinen Fahnen. Der Adel Würtembergs, und wer in Kriegsdiensten gestanden, eilte hochherzig zum Schutz des Vaterlandes, als Friedrich rief.

Bald darauf brach Empörung aus im Dorfe Margolsheim bei Mergentheim. Dieses Meisterthum deutschen Ritterordens hatte König Friedrich in Besitz genommen, als Oesterreich den Krieg erneuerte. Die Unterthanen, von Verheißungen und falschen Gerüchten für Oesterreichs Sache geblendet, und heimlich mit Tirol verstanden, griffen am 25 des Brachmonats zu den Waffen, drangen, mehrere Tausende, unter dem Geheul der Sturmglocken, vor Mergentheim, sprengten die Thore, nahmen die Besatzung gefangen, entsetzten die Beamten, mißhandelten den Beargwöhnten, und trieben Unfug nach Art rohen, entzügelten Gesindels.

Doch ehe der Aufruhr weiter zehren konnte, war er von des Königs bewaffneter Macht in die Stadtmauern Mergentheims eingebannt; und als der Empörer Trotz reuige Unterwerfung verschmähte, drang das königliche Kriegsvolk durch die zersprengten Thore, tödtete im blutigen Handgemenge der Aufrührer eine große Zahl; viele wurden gefangen, andere flohen ohne Scham, wie sie ohne Zucht gefochten. Die Hauptstifter des Unglücks wurden mit dem Tode, andere mit ewigem Verlust der Freiheit gestraft.

Schnell, wie dieser Aufstand erdrückt worden, eilte der König mit seinem Heer den Oesterreichern entgegen, welche über Baireuth hervorbrachen, Schwabens Unruhe durch ihre Nähe zu beleben. Doch geschreckt vom Anzuge Friedrichs flohen sie eilfertig in Böhmens Bergschlünde zurück, sein nicht erwartend.

Inzwischen flößte die Entfernung des Königs den Rotten des Vorarlbergs neuen Muth ein. Sie schwärmten bis Tettnang. Schon neigten sich ihnen die Ufer des Bodensees, von zweifelhafter Treue, zu. In den Gegenden von Stockach stand das Landvolk auf, bemächtigte sich der königlichen Beamten und sprach von nahem Beistand des Breisgau's und der Hessen. Allein die plötzliche Erscheinung des Königs, den man noch am Fuße des Fichtelgebirgs wähnte, lähmte die Rasenden. Sein Muth zerriß der Verschwörung angesponnene Faden. Von Zony bis Lindau zog er eine Waffenkette um Vorarlberg, und dämmte in die Grenzen desselben die Wuth des Aufruhrs ein.

So rettete durch Geistesgegenwart und Entschlossenheit König Friedrich mit geringen Mitteln die Hälfte des mittägigen Deutschlands vor des Bürgerkriegs und der Gesetzlosigkeit Greueln, stellte hinter Napoleons Heeren Sicherheit der, ehe der Funken, welchen sein Fuß zertrat, von den Alpen Tirols bis zu den Haiden Westfalens in eine allgemeine Flamme auflodern konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Almanachsliteratur der Deutschen für 1810.

(Fortsetzung.)

Cotta's Taschenbuch für Damen gehört auch dieses Jahr zu den bessern, und mahnt oft durch die Auswahl seines Inhalts an die „alten, guten Zeiten" der ersten Musenalmanache, wo noch die Voß, Bürger, Boie u. s. w. sammelten. Göthe schmückte ihn mit dem einfachen, romantisch-lieblichen Gemälde einer Josephs- und Marien-Familie aus Wilhelm Meisters Wanderjahren. Lafontaine's rührende Erzählung von Nanthilds Treue fehlt nur das antike Kolorit einer ehrwürdigen Volkssage, um höhern Forderungen Genüge zu leisten. Viele von den poetischen Blumen, welche in diesem Verein Pfeffel und Jean Paul (dessen Kehrseyhan leider mit ihm den Fehler gemein hat, oft ex officio witzig zu sein), Overbek und Schreiber, Haug, Weisser u. s. w. auf die Toiletten der deutschen Damen streuen, viele gehören zu den erlesensten, keine sind dieses Strauses ganz unwürdig.

Ein Taschenbuch für Liebende gab Baggesen, unterstützt von einigen seiner Freunde; fast nichts, als Zuckerwerk! — Auch das Beste verliert in dieser poetischen Sammlung durch die Eintönigkeit der Farben von allem. Nichts als Wonnen, Blümlein, Liebchen, nebst gewöhnlichem Zubehör, bald in Elegienform, bald in Romanzen „fein" nach neuester Mode gegeben. Doch Baggesen sammelte für Liebende, und die Liebe glaubet alles, duldet alles. Freilich ists schwer, allen alles recht zu machen, besonders in Versen; und Danwaller sagt in diesem Taschenbuch mit Recht:

Was hat nicht alles schon in Sonnet geklungen,
Geschweig' im ungebundnern Gedicht?
Hat Tieck allein nicht völlig umgetanzet
Den ganzen alten deutschen Dichterhain
Bis auf die kleinsten Moos' an jedem Stein?
Und gab er mit des Waldes Vögelein
Und auch nicht ihre Kröten obendrein?
Hat der und der nicht zehnfach umgestanzet
Was beid' Hesperien gesanget?
Welch Kraut und Unkraut oder welchen Arten
Hat man nicht schon gesä't im Dichtergarten?
Welch glit'zet Blümchen hat man nicht verpflanzt?
Ist nicht fast jede trockne Blütenhülle
In Baggesens beblümter Haide da,
Und selbst der Wasserpflanzen ganze Fülle
Vom Tropfen bis zur Ocanin?
War irgend etwas Klassisches auf Erden,
Das trotz dem Sträuben des gemeinen Sprachgebrauchs
Und trotz dem Pfeifen manches losen Gasts,

Digitized by Google

Uns nicht durch Voß Volksweise mußte werden?
Ist je was Plattes irgendwo gedacht,
Kann irgend etwas Läppisches beginnen,
Läßt irgend etwas Tollest sich ersinnen,
Das nicht in Klingetherle schon gebracht
Romantiker und Romantikerinnen?
Ist alles Jämmerliche nicht gesetzt,
Was eigne Dummheit kann erschaffen,
Von Schlegels und Novalis Affen?
Und liegen nicht zum Ueberdruß gar
Von dem, was flacher noch Hispanien gebar,
In unsern neuen Hippokrenen Völe?
Kurz: ist was Schlechtes in der Poesie,
Das nicht schon längst erschöpft ein mystisches Genie?

Mit größerer Mannigfaltigkeit, als im vergangenen Jahr, ist der Kriegskalender für gebildete Leser aller Stände ausgeschmückt, geeignet schon durch seine Kupfer, kolorirte und schwarze (z. B. Erzherzog Karl, die Kaiserin von Oesterreich, der Fürst von Neuschatel, Schill und Blücher, Napoleon in der Unterredung mit Wieland u. s. w.), die lüsterne Neugier zu reizen. Der Inhalt des Taschenbuches ist für die Dame an der Toilette grade so wichtig, als für den Krieger von Profession. Sie finden sogar eine Bamboeciade von Jean Paul darin, politische und historische Raisonnements, Anekdoten u. s. w. Am anziehendsten, wenn gleich kürzesten, sind vielleicht die Nachrichten über Friedrich den Sechsten, König von Dänemark. Aus diesem Garten müssen wir einige Blumen rauben.

Friedrich der Sechste, Bernstorfs Zögling, wird durch ganz Europa als einer der edelsten unter den Monarchen geehrt; aber Dänemark verdient auch eines der glücklichsten Länder unsers Welttheils zu heißen. Von wie vielen Staaten denn läßt sich sagen, was der Verfasser der Nachrichten Friedrich den Sechsten betreffend, von Dänemark sagt? — „In dem Reiche", spricht er, „das der Däne bewohnt, sind Armuth, Elend und alle Laster, die daraus entspringen, nur Ausnahmen von dem Wohlstand und dem Glück, das eine wohlthätige Regierung im allgemeinen verbreitet hat. Hinlänglich versorgt mit dem, was es zur Erhaltung des Körpers bedarf, genießt er die Freiheit des Geistes, und in dieser Freiheit alle Genüsse, die ein edles Geist bedarf. Ewig merkwürdig wird es bleiben, daß, während der größte Staat im südlichen Deutschland es für gefährlich hielt, die Meisterstücke des unsterblichen Schiller unverstümmelt in die Hände des Publikums zu geben, dieser nämliche Schiller aus dem nördlichen Dänemark tausend Thaler jährlich erhielt, damit er sich frei den Eingebungen seines hohen Geistes widmen könnte. Es ist bekannt genug, aber gewiß hat es schon mancher Deutsche, den der göttliche Klopstok entzückte vergessen, welchen Dank er der dänischen Regierung schuldig ist, die den unsterblichen Dichter ehrte und königlich unterstützte."

Das dänische Volk gab seinem Friedrich VI, schon da er noch Kronprinzregent war, und dies war er schon seit seinem siebenzehnten Jahre, das dankbarste, liebendste Herz, keinen kalten figurirenden Beinamen. Einst wird die Geschichte ihm einen Beinamen geben, der herrlicher, als jener übliche ist, den die Schmeichelei oder Furcht spendet. — Aber was that er Großes? — Er veredelte z. B. die Gesetzgebung seines Vaterlandes; erhob den dänischen Landmann aus der Knechtschaft der Leibeigenen zum freien Staatsbürger; verbot allen dänischen Unterthanen das, womit sich die Barbarei großer Reiche noch brandmarkt, den Negerhandel, und traf Verfügungen, die den westindischen Neger nach und nach zur gänzlichen Freiheit führen müssen. Es ist kein Zweig der öffentlichen Verwaltung, welcher nicht zum Glück des dänischen Volks die angemessensten Reformen empfing.

Noch ein Paar Anekdoten von diesem Herrlichen.

Beim Brande Kopenhagens im J. 1795 war der Kronprinz beständig auf der Gasse drei Tage und drei Nächte lang, ordnete, ermunterte zur Arbeit, arbeitete fleißig mit. Erst wenn er ganz erschöpft war, schlief er unter freiem Himmel auf der Straße, entweder auf den Stufen vor einem Hause, oder auf einem Brett. — Was gut und edel an sich ist, und zum Edeln begeisternd, wahrhaftig, das ist kein Verlust gegen das Dekorum königlicher Hoheit, und schmückt selbst die Götter.

So kalt, wie er in den Gefahren ist, so innig gefühlvoll erscheint er wieder im Leben. Er hat im vollsten, schönsten Sinne des Wortes — — ein Herz, darum findet er wieder der Herzen so viele, die so lebhaft für ihn schlagen.

Ein kleiner, aber sehr karakteristischer Zug gehört auch hieher. „Vor einigen Monaten" so erzählt unser Verfasser, „ging einmal der König, wie gewöhnlich, bloß von einem Adjutanten begleitet, durch eine Gasse. Ein Mann in geringen Kleidern, der zu spät gewahr wurde, daß ihm der König begegnete, wollte nun schnell zur Seite springen, und — fiel darüber in die Gosse. Der König warf sogleich den Stock weg, und half dem Manne aufstehen. Der Adjutant hatte dabei nichts zu thun, als des Königs Stock aufzuheben."

Er ist gütig, aber nie schwach; und nur gütig, wo andere Regententugenden es gestatten. Er steht früh auf; arbeitet ununterbrochen; ißt sehr wenig, am liebsten ganz einfache Speisen; trinkt sehr wenig Wein. Wind und Wetter halten ihn von keiner Pflichterfüllung ab. Er hat sich abgehärtet. Er ist beständig in seiner Uniform, sauber, anständig gekleidet, aber ohne alle Pracht. Er affektirt weder Pomp, noch Simplizität; er ist er selbst, alles für sein Volk, nichts für Gaffer. Seine Reisen sind keine Landplagen. Er spielt nicht, schwelgt nicht, ist von jeder Ausschweifung frei, ein treuer, ein zärtlich liebender Gatte. Er liebt die Jagd nicht, und es wird nie gejagt, als wenn ihn ein Fürst besucht, der etwa daran Geschmack findet. Ein König, der selbst das Glück des häuslichen Lebens kennt, weiß auch den Werth des Lebens zu schätzen, und kennt die sanften Bande, welche den Menschen, indem sie ihn an seine Familie binden, zugleich an den Staat und dessen Thron knüpfen. Ein solcher König weiß am besten, wie und wodurch man sein Volk beglückt!

Doch nach dieser Abschweifung — und wer fände sie nicht sehr verzeihlich? — revenons à nos moutons.

Das Frankfurter Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet, beginnt diesmal mit einigen Ehespiegelscherben von Jean Paul, die es bedauern lassen, daß sie nur Scherben sind. Eine Reihe sehr unterhaltender, kleiner Erzählungen verbunkelt die sparsam eingestreuten Verse, und bildet, wie sonst, auch in diesem Jahrgang den empfehlenden Werth des vielen willkommenen Jahrgeschenks.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 98. — den 9 Dezember 1809.

Der Krieg Oesterreichs gegen Frankreich und den rheinischen Bund, im Jahre 1809.

15.

Napoleon geht über die Donau; siegt bei Wagram. Waffenstillstand.

Unterdessen waren die Brücken über die Donau, zwischen den Inseln vor Wien, vollendet worden. Der Kaiser der Franzosen rief seine Heeresmacht auf die größte dieser Stromінseln zusammen, entschlossen, das Schicksal des Krieges durch eine Vernichtungsschlacht zu entscheiden.

Ruhig den Angriff erwartend lag Oesterreichs Macht in unabsehbarer Ausdehnung jenseits des Stroms. Eine Kette von Verschanzungen bedeckte das weitläufige Lager, dessen Rechte das Dorf Groß-Aspern, dessen Linke die Stadt Enzersdorf schloß, beide durch Wälle, Gräben in feste Plätze verwandelt. Von Aspern über Eßling bis Enzersdorf Wall an Wall, mit Schanzpfählen und spanischen Reitern die Lücken verrammelt. Hundert und fünfzig Feuerschlünde drohten von den Werken herab gegen den Strom. Ein Heer von 300,000 Mann dahinter, mit beinah tausend Feldstücken.

Napoleons geübter Blick ward durch den Riesenkörper jenes Lagers, den ein schüchterner Geist beseelte, nicht geschreckt. Ein großer Theil des dahinter stehenden Heeres, nur jüngst erst friedlichen Werkstätten und dem Pfluge entrissen, Landwehr geheißen, zitterte vor dem Tage der Schlacht; einer noch größern Menge beugte Erinnerung vorhergegangener Niederlagen den Muth.

Nachdem auf französischer Seite alles zum Uebergang ans feindliche Ufer bereitet war, gab der Kaiser den Befehl, und Hunderttausende, des Sieges gewiß, setzten sich auf allen Inseln und Brücken in Bewegung. Es war am vierten Tage des Heumonats um die Mitternachtsstunden, als der Zug des Heers begann. Finstere Nacht, heftiger Sturm, Regen in Strömen; dazwischen der Donner des Geschützes von den Inselschanzen. Binnen zwei Stunden war das Städtlein Enzersdorf durch die Gewalt von vierundsechzig Feldstücken in Trümmer und Asche gestürzt. Die Flammen der Stadt leuchteten weit über das Schlachtfeld und in den Strom. Neben den dampfenden Mauern hinweg entwickelten sich die Glieder der französischen Schlachtordnung.

Als des Morgens erste Strahlen fielen, stand Napoleons Macht auf dem linken Flügel des österreichischen Heerlagers in den unermeßlichen Flächen von Enzersdorf. Erzherzog Karl, getrennt von Ungarn, bedroht umwickelt zu sein, opferte rasch die festen Stellungen auf, und begegnete dem Feinde in jenen Ebenen, hier durch Tapferkeit in offenem Felde wieder zu erringen, was ihm des großen Gegners Schlaubeit und die Täuschungen der Nacht entrissen hatten.

Hunderttausende stießen auf Hunderttausende. Erbitterung, Muth und Klugheit, Siegende und Flüchtende auf beiden Seiten. Von der Mittagsstunde bis zur tiefen Dunkelheit des Abends ein ununterbrochenes Feuer. Dem Tode fielen zahllose Schlachtopfer. Die Sonne war untergegangen; kein Heer achtete sich weder besiegt, noch siegend. Unerschüttert standen die österreichischen Heersäulen hinter dem Rusbach, vom Marktflecken Neusiedel bis weit über Wagram hinaus und zum Donauarm bei Kagran; ihnen entgegen die französischen.

Eine zweite Schlacht ward unvermeidlich. Den Sieg des folgenden Morgens zu erleichtern, ließ der Kaiser noch in der

Digitized by Google

Nacht das Dorf Wagram bestürmen. Der Verlust desselben hätte Karls Stellungen und Entwürfe zerrissen. Im Mittelpunkt des dunkeln Schlachtfeldes entflammte das nächtliche Gefecht. Freunde rannten in der Finsterniß gegen Freunde. Franzosen und ihre Bundesgenossen, Sachsen, trafen mörderisch auf einander, jeder im andern Feinde vermuthend. In dieser Verwirrung behaupteten Oesterreichs Krieger das bestürmte Dorf. Die Angreifenden kehrten in den Schutz der Ihrigen zurück.

Die Sonne des entscheidenden Morgens ging auf. Napoleon hatte die Hauptstärke des Heers im Mittelpunkt versammelt; Karl die seinige in beide Flügel vertheilt. Wagrams Besitz war Napoleons Ziel; Karl trachtete des Feindes rechten Flügel gegen die Donau zu werfen. Darum gegen diesen bei Neusiedel ungeheure Reihen schweren Geschützes. Auch begann hier das Treffen.

Beinah anderthalb tausend Feldstücke, beinah viermalhundert tausend erbitterte Krieger schleuderten einander den Tod zu. Im Getümmel des Kampfes wechselten die Heere ihre Stellungen, um sich Vortheile abzujagen. Bald waren Karls Schlachtreihen von Wagram hinab bis Groß-Aspern ausgedehnt; die Schaaren des Herzogs von Rivoli durch Oesterreichs Tapfere unfern der Donau beinah umringt.

Fünf Stunden schon hatte die Schlacht gewüthet. Ungewiß schwankte der Sieg zwischen beiden Heeren. Plötzlich donnerten hundert vereinigte Feuerschlünde auf Napoleons Wink gegen den Mittelpunkt der feindlichen Linie. Und durch die zerschmetterten Reihen stürzte im Sturmmarsch Marschall Macdonald an der Spitze vieler tausend Tapfern ein, Karls Heermacht trennend. Des Todes schreckliches Schweigen, dann Jauchzen der Sieger, verkündeten Oesterreichs Niederlage, dessen linker Flügel, am Gebirge umgangen, in wilder Unordnung über Neusiedel und Wagram wich, und den Rückzug des ganzen Heeres bewirkte.

Karl zog mit den Geschlagenen über Guntersdorf den böhmischen Gebirgen zu. Vier Tage lang währte sein Rückzug, immer unter neuen Gefechten. Napoleon stand schon vor Znaym, wo im blutigen Treffen die Stadt erobert ward, als Karl den Sieger um Waffenstillstand bat. Napoleon gewährte, doch mußten ihm die festen Städte Brünn und Gratz, auch Preßburg in Ungarn, und die noch uneroberte Sachsenburg im Kärnthnerland ohne Schwerdstreich übergeben, auch von Oesterreichs Kriegsvölkern die Lande Tirol und Vorarlberg geräumt werden.

Dem Waffenstillstande folgten schnelle Anträge zum Frieden.

19.

Des Herzogs von Braunschweig-Oels Heerzug von Böhmen zur Nordsee.

So hatte der Tag von Wagram die letzten Hoffnungen des Erzhauses gebrochen, und aller, die ihres Heiles Wiederkehr von Oesterreichs Waffenglück erwartet hatten.

Während zwischen beiden Kaisern die Bedingungen des künftigen Friedens unterhandelt wurden, fesselte ein kriegerisches Ereigniß außerordentlicher Art die Augen der Welt. Ein kleiner Heldenhaufen deutscher Krieger verschmähte das bekegte Vaterland, und wanderte mitten durch feindliche Länder, zwischen verfolgenden Heerhaufen, aus dem Innern Böhmens bis zur Nordsee, um, dort eingeschifft, ein neues Vaterland jenseits des Oceans zu suchen.

Im Laufe des kurzen Krieges hatte nämlich der rühmliche Enkel der Guelfen, Herzog von Braunschweig-Oels, in Böhmen Mannschaft geworben, in Waffen geübt, und zu mancherlei Streifzügen angeführt. Nachdem er die benachbarten Länder von Sachsen und Franken lange drangsalig hatte, lagerte sich ihm mit eilfertig zusammengezogenen Kriegsvölkern aus Westfalen und Holland König Hieronymus, Napoleons Bruder, entgegen. Bald aber endeten die Boten des Waffenstillstandes von Znaym alle Feindseligkeit.

Frankreich unversöhnlich hassend, welches ihm das Erbe seines Hauses entrissen, wollte der Herzog nicht länger unter denen wohnen, welche, als Besiegte, Frankreichs Gnade anflehten oder empfingen. Er versammelte seine Getreuen, that ihnen den Entschluß kund, dewaffnet die Gestade der Nordsee zu suchen, und Herz und Schwerd den Britten, der ewigen Feinden Frankreichs, zu weihen. Sie gelobten ihm Treue, ihrer einige Tausende, jeder aber vom Muth der Verzweiflung und stolzer Todesverachtung beseelt.

So begann er den gefahrvollen Zug mit 1200 Mann Fußvolks, 700 Reitern und sechs Stück schweren Geschützes. Mit diesen sollte er die Länder mächtiger Bundesgenossen Napoleons durchreisen. Sein Weg führte über Ströme und Berge, neben Festungen und deren Besatzungen vorüber. Von feindlichen Heerhaufen umringt, konnte ein einziger Zufall, den menschlicher Witz nicht berechnen mag, Untergang Aller werden.

Am 26 Juli rückte er früh Morgens in die Stadt Leipzig ein, zu welcher er den Eingang sechtend gegen sächsisches Kriegsvolk gebahnt hatte. Nur hier, sonst nie wieder, erhob er zur Besoldung seiner Treuen eine Brandschatzung von 15000 Gulden. Mitleidig schonte er des Gutes deutscher Gemeinheiten überall, so weit er kam; nur der mit Frankreich bundesverwandten Fürsten Eigenthum behandelte er feindselig. Des Volkes schonend, das er verlieb, bewahrte er strenge Zucht unter den Seinigen, die sich seines Ernstes und seiner Leutseligkeit rühmten. In allen Gefechten standhaft, nie besiegt, verfolgte die seltene Schaar ihren Weg durch den Saalkreis.

Nach blutigem zweitägigem Treffen bei Halberstadt, erschien er am letzten Tage des Brachmonats gegen Mitternacht in Braunschweig. Im Schlosse seiner Ahnen, von schmerzlichen Erinnerungen umschwebt, speiste er als Fremdling; eilte dann um Mitternacht zu den Beimachtfeuern der Seinigen vor den Stadtthoren. Ueberfallen von westfälischem Kriegsvolk focht er auf vaterländischem Boden zwei Tage. Dann verließ er, nicht ohne Wehmuth, das Land, welches einst sein war, und betrat mit seiner Schaar das Land Hannover.

Der Ruf von diesem Heerzuge erscholl durch Deutschland. Westfälische und holländische Fahnen waren gegen den Guelfen aufgebrochen; aber überall trafen sie entweder zu schwach oder zu spät ein. Wohin er selbst mit seinem Kriegshaufen kam, rührten Furcht und Mitleiden die Gemüther beim Anblicke der muthigen Auswanderer. Ihre Tracht war ein polnischer Lauskrock von schwarzer Farbe, dann dazu Mützen mit einem Todtenkopf bezeichnet. Den Fürstensohn unterschied von seinen Gefährten nur der preußische Adlerstern auf linker Brust.

Nachdem er sich in Hannover durch Kriegsvorräthe bereichert, die er meistens öffentlich verkaufen, zum Theil preisgeben ließ, zog er über die Weser bei Nienburg und durch Bremen zum Flecken Elsfleth an der Wesermündung. Dort bestieg er mit seinen Schicksalsgenossen die seit Jahren unthätig gelegenen Getraideschiffe; ein günstiger Wind trug sie nach Helgoland. Von hier segelten die kühnen und beglückten Abenteurer unter

Digitized by Google

brittiſchen Wimpeln dem meergebietenden Albion zu. Am vierundzwanzigſten Tage nach dem Ausbruch von Böhmens Grenzen betraten ſie den Hafen von Darmouth, und der unglückliche, doch unbeſiegte Fürſtenſohn ſank in die Arme ſeiner liebenden Schweſter, der Fürſtin von Wallis.

Dies iſt die glänzende Flucht und Auswanderung der zweitauſend deutſchen Helden, welche über feindlichen Boden ſiebenzig Meilen weit binnen eilf Tagen zogen, und in eben ſo vielen blutigen Gefechten, als Reiſetagen, obſiegten.

(Der Beſchluß folgt.)

Almanachsliteratur der Deutſchen für 1810.

(Fortſetzung.)

Das Heidelberger Taſchenbuch von A. Schreiber iſt, unter manchem andern Schätzenswerthen, mit kleinen Reliquien von Voie, Fernow, Herder, Schiller u. ſ. w. geſchmückt, wären dieſe Ueberbleibſel auch nur vergänglichen Stammbuchblättern entlehnt. Die Ueberſetzung von der tibullſchen Elegie, „Sehnſucht nach Frieden“, von Voß, eröffnet die poetiſche Bilderreihe des Taſchenbuchs, das in äuſſerer Eleganz wenigen ſeiner Geſchwiſter nachſteht.

Einen höchſtanziehenden Werth hat das Taſchenbuch für Freunde der Poeſie des Südens; es enthält mit dem ſpaniſchen Grundtext die „Numancia“, ein Trauerſpiel des genialiſchen Miguel de Cervantes Saavedra, in den Versmaßen des Originals zum erſtenmal überſetzt. Ungeachtet der auſſerordentlichen Schwierigkeiten, mit welchen der Ueberſetzer in ſelbſt angelegten Feſſeln zu ſtreiten hatte, wurden ſie dennoch meiſtens mit überraſchendem Glücke beſiegt. Wir empfingen folglich eine wahre Bereicherung deutſcher Literatur mit dieſem erſten Verſuch eines Taſchenbuchs. Werden die künftigen Jahrgänge ihm am Gehalt nicht weichen: ſo wird das Ganze den Freunden der Poeſie eine Sammlung von bleibendem Werthe.

Auch der liebenswürdige Greis Jacobi (ſein Geiſt iſt ewige Jugend) in Geſellſchaft ſeiner treflichen Freunde, wie wir ſie ſchon ſeit mehrern Jahren kennen, führt uns wieder die liebliche Iris zu. Sie bringt uns das letzte Geſchenk, welches ihr Pfeffel weihte; ſogar noch friſche Blumen, die ein längſt verſtorbener, doch immer noch unvergeſſener Liebling der Muſen in ihrem Garten pflanzte, Blumen von Voie; dann das entzückende Eidyllion, „der Geiſterbeſuch auf dem Feldberg“, vom allemannſchen Dichter Hebel in ſeiner naiven Sprache; die ſinnvolle ſchöne Allegorie „das Mittleid“ von Ittner; die Gedanken, welche Ecker, der Arzt und humane Denker „über den Tod“ äuſſert, wer wird nicht gern einen ſolchen Arzt über den Tod das Urtheil fällen hören? Jacobi's Worte über ſeinen verſtorbenen Pfeffel — — doch warum hier die reichen Gaben der Iris nennen, da gebildete Leſer und Leſerinnen ſie ſich auch ohne dieſe Winke aneignen werden?

Die Erwartungen, welche die erſte Erſcheinung des Taſchenbuchs Minerva im vorigen Jahre anregte, ſind in dieſem nicht ganz getäuſcht worden. Eine Schauſtellung von acht Scenen aus Schillers Don Carlos, von H. Ramberg gezeichnet, von W. Böhm geſtochen, eröffnet, der Meiſter würdig, den neuen Jahrgang. Am liebſten und ſängſten wird der erſte Blick auf dieſem Wettſtreit der Malerei und Dichtkunſt verweilen, der ſo herrliche Erinnerungen weckt. Aber auch Langbeins erzählende Gedichte, die immer einen Moment angenehm unterhalten, wenn ſchon der Gedanke darin bekannt und entlehnt ſein mag; die Erzählungen von Brebow, Karoline Pichler, Louiſe Brachmann u. ſ. w., werden zufriedene Leſer finden, und noch zufriedenere, wenn Minerva im künftigen Jahre, auſſer dem köſtlichen Schmuck, mit höherm Geiſt erſcheint, das Mittelmäßige verſchmähend. Doch dies Wort treffe nicht von Zimmermanns ideenreiche Parallele der Moden unſerer Zeit mit den Moden fremder Welttheile.

Ernſtern Inhalts iſt der großherzoglich-heſſiſche Hofkalender für das Jahr 1810, mit den Bildniſſen des Großherzogs von Heſſen und ſeiner Gemahlin, vier Kupfern von C. Schnell nach Gemälden aus dem großherzoglichen Muſeum, und vier Anſichten verfallener Schlöſſer des Großherzogthums geſchmückt. Eine „chronologiſche Ueberſicht der Zeitgeſchichte ſeit Entſtehung des Rheinbundes bis Ende Jahrs 1808“; dann eine „allgemeine ſtatiſtiſche Ueberſicht der rheiniſchen Bundesſtaaten“, der zufolge der Rheinbund einen Ländemumfang von 7089 ⅓ Quadratmeilen, eine Bevölkerung von 15,477,334 Seelen, an Staatseinkünften 95,184,000 rheiniſcher Gulden beſitzt, und ein Bundesheer von 148,850 Mann zu ſeiner Vertheidigung ſtellt; ferner eine Ueberſicht der ältern Geſchichte des Herzogthums Weilſalen bis zum Jahre 1200, von J. C. C. Schmidt, mit hiſtoriſcher Treue; endlich eine „Geſchichte Theodorichs des Großen“ von A. A. E. Schleiermacher, mit Treue, doch ohne hiſtoriſche Kunſt geſchrieben, und eine der Unterhaltung geweihte Novelle von Haupt, bilden den ſachreichen Inhalt eines Taſchenbuchs, welches, als erſter Verſuch in ſeiner Art, zu den vorzüglichern ſeiner Genoſſenſchaft gereiht werden muß.

In gewohnter Form und Art liefert der helvetiſche Almanach für das J. 1810 ein „geographiſch-ſtatiſtiſches Gemälde des Kantons Fryburg“ nebſt der Karte deſſelben. Dieſe Darſtellung eines der merkwürdigſten Kantone der Schweiz enthält einen Schatz von unbekannten und neuen, lehrreichen Thatſachen und Nachrichten, die dem Freunde der Schweiz, wie jedem Statiſtiker, von ausgezeichnetem Werthe ſein müſſen. Nach einer Zählung von 1799 enthielt dies Schweizerländchen 67,814 Seelen; durch die neue Eintheilung und den Verluſt von Schwarzenburg, Tſcherlitz und Granſon hat es aber an Land und Bevölkerung verloren. Es iſt faſt ganz ohne Fabriken und Manufakturen von einiger Bedeutung; Wiesenbau iſt ſein größter Reichthum; es beſitzt, ungerechnet 10,198 Juch. Sumpfwieſen oder Moorland, 65,846 Juchart Wieſen; nährt auf den Alpen über 12,000 Kühe; hatte im J. 1807 einen Viehſtand von 10,942 Pferden, 34,987 Stück Hornvieh; an Ziegen, Schafen, Schweinen eine große, doch unbekannte Zahl; bereitet alljährlich 24,000 Zentner Käſe, die einen Geldeswerth von 768,000 Franken haben; hat 59,365 Juch. Ackerland; 1236 Juch. Gemüſe-, Hanf- und Flachsland; nur 596 Juch. Weinland; 16,487 Juch. Gemeinds- und Privatwaldungen, 3806 Juch. Staatswaldungen, dennoch aber, wegen ſchlechter Forſtwirthſchaft, ſchon in manchen Gegenden des Kantons Holzmangel.

Die Schilderung, welche der Verfaſſer vom Karakter der Bewohner dieſes Schweizerkantons macht, iſt nicht gar vortheilhaft. Die Sitten derſelben ſind ziemlich roh, aber einfach und oft ausgelaſſen. Das Volk iſt ſparſam, häuslich, mäßig (nur nicht beim Wein), wohlthätig, aber ohne Gemeingeiſt, allen

Digitized by Google

neuen Ideen feind, träge, eifrig zur Kirche und zum Wirthshause. Die Stadt Fryburg zählt bei der geringen Anzahl Einwohner (sie hat nur 5100 Seelen) allein schon bei hundert Weinhäuser, aber keine einzige öffentliche Bibliothek! — Eine interessante Abhandlung über die Volkssprache dieses Kantons, eine Erzählung von der Schlacht bei Murten, 22 Jun. 1476; ein altes Gedicht von Franz Weber „der Schweizer nach der Murtenschlacht“ füllen den übrigen Theil dieses seit zwölf Jahren werthen Almanachs, den diesmal Zeichnungen von Landschaften und Trachten des Kantons Fryburg zieren.

Mit seltener Kraft erhebt sich gleich beim ersten Erscheinen das Taschenbuch Urania, welches an Schönheit der Kupfer mit der Minerva, an schönem Gehalte mit Beckers und Cotta's Taschenbuch kühn in den Wettkampf tritt. Böttiger übernahm es, uns mit Geist und Anmuth die Kupfer nach Zeichnungen von Hartmann, Kügelgen und Nake zu kommentiren. Jean Paul, Kind, Louise Brachmann, de la Motte-Fouqué, St. Schütze und andere Bekannte und Unbekannte scheinen die besten ihrer Opfer dieser Urania gespart zu haben.

(Der Beschluß folgt.)

Meteorologische Beobachtungen im Aargau. November 1809.

Monatstag.	Barometer.		Thermometer.			Schnee oder Regen.			Thau oder Reif.	Winde.		Nebel.	Himmels-Beschaffenheit.	
	Bei Sonnen-Aufgang.	Bei Sonnen-Untrg.	Bei Sonnen-Aufgang.	Nachm. 2 Uhr.	Bei Sonnen-Untrg.	Nachts.	Vorm.	Nachm.		Vorm.	Nachm.		Vorm.	Nachm.
	″ ‴ 10	″ ‴ 10												
1	27. 0 3	27. 0 3	+ 4	+ 8	+ 7	—	—	—	—	O.	O.	—	bewölkt	bewölkt
2	27. 0 7	27. 0 9	+ 4	+ 8	+ 7	—	—	—	—	O.	O.	—	bewölkt	bewölkt
3	26. 9 9	26. 9 4	+ 3	+ 7	+ 5	—	—	—	—	O.	O.	—	bewölkt	bewölkt
4	26. 9 3	26. 9 5	0	+ 4	+ 4	—	—	Regen	Reif	O.	O.	—	bewölkt	bewölkt
5	27. 1 1	27. 1 9	+ 3	+ 5	+ 4	Regen	Regen	—	—	W.	W.	—	bewölkt	bewölkt
6	27. 2 0	27. 1 3	+ 2	+ 8	+ 4	—	—	—	—	W.	S. W.	—	heiter	heiter
7	26. 9 2	26. 9 8	+ 3	+ 6	+ 4	Regen	Regen	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
8	27. 0 6	27. 1 5	+ 4	+ 6	+ 7	—	—	—	—	O.	O.	—	bewölkt	bewölkt
9	27. 2 8	27. 3 5	+ 4	+ 5	+ 5	—	—	—	—	O.	O.	—	bewölkt	bewölkt
10	27. 3 2	27. 3 2	+ 3	+ 4	+ 3	—	—	—	—	O.	N.	—	bewölkt	bewölkt
11	27. 3 0	27. 2 1	0	+ 4	+ 2	—	—	—	—	S. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
12	27. 0 9	27. 0 3	0	+ 2	+ 1	—	—	—	—	N.	N.	—	bewölkt	heiter
13	27. 0 0	26. 9 8	+ 1	+ 4	+ 2	—	—	—	—	N. W.	N. W.	Vorm.	bewölkt	bewölkt
14	26. 8 0	26. 7 8	+ 1	+ 5	+ 4	—	—	—	—	N. W.	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
15	26. 6 9	26. 5 5	+ 2	+ 5	+ 5	—	Regen	—	—	S. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
16	26. 5 9	26. 7 3	0	+ 3	+ 1	Schnee	Schnee	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
17	26. 8 0	26. 8 0	— 2	+ 3	0	—	—	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
18	26. 8 0	26. 9 8	+ 1	+ 3	+ 1	Schnee	Schnee	Schnee	—	N. W.*	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
19	27. 0 4	27. 1 4	— 5	+ 3	— 2	—	—	—	Reif	N. W.	N. W.	—	bewölkt	heiter
20	27. 3 2	27. 3 2	— 2	0	— 3	—	—	—	—	O.	O.	—	bewölkt	bewölkt
21	27. 2 1	27. 1 8	— 6	— 1	— 2	—	Schnee	Schnee	—	O.	O.	—	bewölkt	bewölkt
22	27. 3 1	27. 3 1	— 4	+ 2	0	Schnee	—	—	—	O.	W.	—	bewölkt	heiter
23	27. 1 1	27. 1 5	+ 1	+ 3	+ 2	Schnee	Schnee	—	—	S. W.*	S. W.	—	bewölkt	bewölkt
24	26. 8 0	26. 4 7	+ 3	+ 2	+ 3	—	Reg. S.	Reg. S.	—	S. W.*	S. W.*	—	bewölkt	bewölkt
25	26. 6 8	26. 7 5	0	+ 5	+ 3	Regen	—	—	—	S. W.	S. W.	—	heiter	bewölkt
26	26. 5 2	26. 6 2	0	+ 1	0	—	—	—	Reif	W.	W.	Vorm.	bewölkt	bewölkt
27	26. 6 3	26. 6 9	0	+ 2	+ 1	—	Schnee	—	Reif	O.	O.	—	bewölkt	bewölkt
28	26. 8 9	26. 9 0	— 1	+ 2	+ 1	—	—	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
29	26. 9 0	26. 9 4	+ 1	+ 3	+ 2	—	Schnee	Schnee	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt
30	26. 9 5	27. 0 3	+ 1	+ 2	+ 1	Schnee	Schnee	—	—	N. W.	N. W.	—	bewölkt	bewölkt

Anmerkungen.

Ganz entsprechend der beständigen Witterung war in diesem Monate die Unterhaltung der Leiden des nervoshaftik-gastrischen Systems, die in frühern Monaten schon bereichend waren; und leicht erklärbar muß es sein, wie diese Leiden jetzt mehr, als selber, auf die Organe der Respiration — der nervoshaftiken Dimension — sich verbreiten mußten.

Katarrhalische Krankheiten waren in der Schweiz durchgehends an der Tagesordnung, die bald scheinbar fieberlos verliefen, bald zur bedeutenden Fieberform sich emporsteigerten. Katarrhalfieber, ohne sichtliches Lokalleiden, oder mit Entzündungen der Schleimhäute des Rachens oder der Nase, der Tonsillen, sehr oft zum Eiterungsprozeß emporgeschwungen, Karditalgien, Dyspepsien, Pleuresien, Entzündungen des Bauchfells, Gelsten und katarrhalische Diarrhoeen, hielten in Bern, Solothurn, Basel, Luzern, Zürich und Aargau die Hauptformen der vorhandenen Witterungskrankheiten; doch waren auch eigentliche rheumatische Fieber und Arritis besonders in Luzern, Zürich und Aargau nicht selten.

Sehr oft wurden skrophulöse Subjekte von Augenentzündungen gequält, die leicht Verdunkelung oder Vereiterung der Hornhaut mit sich führten, und Rothlauf (Erysipelas), Morbilli und Anschwellungen der Schilddrüsen, die wahre Engbrüstigkeit nach sich führten, wurden ungewöhnlich häufig beobachtet. Zu seinem Ende hinschwankend war hingegen das Scharlachfieber im Kanton Aargau, und der in demselben schon früher gesehene Typhus nahm an Intensität bedeutend ab.

Aber bemerkenswerth ist es immer, daß, so wie bei den vorhandenen Fieberformen in den Kantonen Zürich, Luzern und im östlichen Aargau der billose Karakter die Oberhand behielt, im südlichen und nördlichen Aargau, in den Kantonen Solothurn, Basel und Bern der nervose den Kampfplatz wieder zu behaupten suchte.

E.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 99. — den 13 Dezember 1809.

Ueber den Genainge Wasendet, oder die Finanzen des türkischen Reichs.

Obgleich uns Eton und Murabje d'Ohsson in ihren Abrissen vom türkischen Reiche, und Olivier und Pouqueville in ihren Reisen durch dasselbe, manche bedeutende Aufklärung über die Organisation und den Ertrag des Finanzwesens des türkischen Reichs gegeben, so liegt dieser Gegenstand doch noch zu sehr im Dunkeln, als daß nicht die Winke, die andere Reisende uns darüber geben können, mit Dank angenommen werden sollten. Es verdienen daher gewiß die folgenden Bemerkungen über die türkischen Finanzen, die zum wenigsten sich aus eben der Periode, als Eton die seinigen niederschrieb, herdatiren, um so mehr einer Berücksichtigung, da sie vom Hrn. Abt Sestini, einem der größten jetzt lebenden Numismatiker und rühmlich bekannten Archeologen, als auch scharfblickenden Reisebeobachter, herrühren, der sie in einer der letzten Sitzungen der Berliner Akademie der Wissenschaften hatte vorlesen lassen, und sie nun dem Herausgeber gütigst mitgetheilt hat.

Wenn die Finanzen der Staaten überhaupt ein Gegenstand sind, der dem Auge des Beobachters aus mancher Rücksicht entzogen worden, so dürfte es beinahe nicht befremden, daß es mit der größten Schwierigkeit verknüpft ist, die des türkischen Reiches zu entziffern.

Trotz der genauesten Erkundigungen, die in der Defterdarie, oder in dem Schahamte, angestellt werden, ist man doch nicht fähig, bestimmte und zureichende Nachrichten einzuziehen. Die Unwissenheit und Beschränktheit der bei dem Schatze angestellten Beamten ist so groß, daß sie nur dunkele und verwirrte Begriffe vom Kreise ihrer Thätigkeit haben, und selbst die Geschäfte, welche ihnen durch die Hände gehen, nicht näher zu berücksichtigen versuchen; obgleich sie übrigens ihre Aemter mit vieler Ordnung und Strenge verstehen, und maschinenmäßig den ihnen vorgeschriebenen Geschäftsgang verfolgen.

Die Staatseinkünfte der Pforte kann man füglich in zwei Klassen, in zufällige und bestimmte, eintheilen. Die ersten fliessen in den Schatz, der Hasne genannt wird; die andern aber in den öffentlichen Schatz, der Beit-el-Mali-Muslimim, oder gewöhnlich Miri, heißt.

Die Einkünfte des Hasne bestehen in dem Ertrage von fiskalischen Geldstrafen, von Konfiskationen des Vermögens des Paschas oder anderer, wegen Verbrechen der beleidigten Majestät schuldig geachteter Personen. Zweitens aus dem Ertrage von Erbschaften. Der Großherr ist eigentlich, wenn man die natürlichen Erben ausnimmt, der Haupterbe aller Großen seines Reiches. Das Militär und der Ulemah machen jedoch von diesem allgemeinen Gesetze eine Ausnahme. Drittens aus den Geschenken, welche der Großherr von fremden Höfen und von seinen eigenen Staatsdienern vielfältig zu erhalten pfleat.

Der Hasne zerfällt wieder in zwei Departements.

Das erste bildet die Privat-Schatzkammer des regierenden Großherrn, und die zu seinem Gebrauche bestimmten und erforderlichen Juwelen und Gefäße von großem Werthe. Der Hasnodar Aga, ein schwarzer Verschnittener vom zweiten Range, steht an der Spitze dieses Departements; seine Untergeordneten sind der Haß-oda-Bassa, der ein weißer Verschnittener ist, und dem das Siegel des Großherrn, mit dem

dieſer Schatz verſiegelt wird, anvertraut iſt; der Muſtah-Aga, oder Anactar-Agaſſi, der die Schlüſſel bewahrt, und endlich vierzig Haß-Oda-Agalar, welche die Vorſteher der Haß-Oda der großherrlichen Kammer ſind, und ſo viel als unſere Kammerherren zu bedeuten haben.

Das zweite Departement, welches Enderoun Haſſinneſſi heißt, enthält: Erſtens, den Vorrath von Juweelen und koſtbaren Sachen an Gold und Silber, was von den vorhergehenden Sultanen ſich aufgeſammelt hat, und das der regierende Sultan als nicht zu ſeinem Gebrauche gehörig achtet. Eigentlich nennt man dieſe aufgeſammelten Effekten Mahſur, d. h. das anzurühren verboten iſt. Die Zahl der Juweelen und Peſtjoſen übertrifft alle Erwartung, und die Angahl der Uhren bloß ſoll übertrieben ſein. Den größten Zufluß erhielt dieſer Schatz unter der Regierung des Sultans Mahmud. Er war habſüchtig und zugleich ein Freund der Pracht, und man will daher behaupten, daß durch ihn der Schatz an verarbeiteten Juweelen und Gold und Silber mit einem Werthe von achtzig Millionen Piaſter vergrößert worden.

Zweitens beſteht er in einem Vorrath von baarem Gelde, der nach und nach von den Sultanen geſammelt worden. Der Schatz, den jeder Sultan häuft, wird nach ſeinem Abſterben in ein eigenes dazu verfertigtes Gewölbe beſonders gebracht und mit ſeinem Siegel belegt, wodurch es von dem Schatze ſeiner Vorgänger und Nachfolger unterſchieden wird. Dieſer Schatz iſt ſehr reich, und man behauptet, daß er beim Tode des Sultans Mahmud ſchon 300,000 Beutel, alſo 150,000,000 Piaſter betrug. Man könnte dieſen Schatz die Sparbüchſe des ganzen Reichs nennen. Denn bei dringenden Zeitumſtänden werden dem Miri nöthigenfalls aus dem Schatze, freilich unter der Bedingung der Wiedererſtattung, Vorſchüſſe gemacht.

Dies zweite Departement, oder der Enderoun Haſſinneſſi, ſteht unter der Leitung der Hasne-Kiayhaſi; aber der Vifir und der Defterdar haben darüber die Aufſicht. Der Ghiun-Baſchi iſt der Lieutenant des Hasne-Kiayhaß. Unter ihnen ſtehen fünfzig Haſſinelli, die dieſen Treſor bewachen. Man öffnet ihn nie ohne eine Art von Feierlichkeit oder verſchiedene Formalitäten, und wenn man ihn wieder verſchließt, ſo wird er mit dem Siegel des Sultans Selims des Erſten, das man zu dieſer Abſicht aufbewahrt, wieder verſiegelt.

Der Miri, oder der öffentliche Schatz, muß alle Staatsausgaben, alles, was zur Erhaltung der Land- und Seemacht, der Feſtungen, erforderlich iſt, den Taim (die Beſoldung der Offiziere), die Penſionen und ſelbſt die Ausgaben des Hofſtaates, beſtreiten. Es ſteht dem Großherrn keineswegs frei, die Einkünfte deſſelben auf etwas anders zu verwenden. Der Miri ſteht dem Hasne in Anſehung des Reichthums nicht allein nach, ſondern befindet ſich oft ſogar ſehr verſchuldet, während der Hasne täglich Glücksgüter gleichſam verſchlingt und reicher wird. Für ein ſo reiches und großes Reich, als die Türkei, ſind die Einkünfte, die man feſt und beſtimmt nennt, nur ſehr mittelmäßig; ſie belaufen ſich nicht über fünfzehn bis ſechszehn Millionen Piaſter jährlich.

Dieſe Summe wird vom Kopfgelde, von den Abgaben, welche die tributären Provinzen, Egypten, ehmals auch die Moldau, Wallachei und die Republik Raguſa zu erlegen hatten; von Lehngefällen, Grundſteuern, Zöllen, Bergwerken und andern kleinen Einnahmen zuſammengebracht. — Alle dieſe Zweige ſind verpachtet.

Die Verpachtung der Staatseinnahmen erleichtert zwar ſehr die Verwaltung derſelben, und beugt vielen Unterſchleifen der Finanzverwalter vor. Indeß iſt noch die Frage: ob ſie in der Türkei durch die Habſucht der Pachter nicht eben ſo verderblich, wie in andern Ländern ſein mag? Man kann nun nicht leugnen, daß ſie es in gewiſſer Hinſicht iſt; allein wenn man den Karakter der Türken in Erwägung zieht, ſo dürfte das Volk nicht weniger gedrückt werden, wenn die Regierung durch ihre Diener die Staatseinkünfte einziehen ließe.

Von den ſteuerpflichtigen Provinzen iſt Egypten die reichſte, und diejenige, welche das größte Einkommen gewährt. Auſſer der Beſoldung des Paſcha, den Koſten, welche die Truppen, die Feſtungen, die Zivil- und Militär-Verwaltung der Regierung verurſacht, verſieht es das Serail mit den nöthigen Bedürfniſſen an Zucker, Reiß, Scherbet, Gebackenem u. ſ. w. und zahlt noch in verſchiedenen Abgaben die baare Summe von 2,706,744 Piaſter.

Nach Herrn von Malletts Angabe zahlte Egypten zu ſeiner Zeit dem Großherrn nicht mehr als 600,000 Thaler, und 100,000 Thaler an Damas zur Unterhaltung der Karavane, welche von dieſer Stadt ſich alljährlich nach Mekka begibt. Auſſerdem muß Egypten noch zu dem koſtbaren Zelte beiſteuern, welches der Sultan alljährlich nach Mekka ſendet.

In den Jahren, wo die Ueberſchwemmung des Nils entweder die Höhe von fünf und zwanzig Fuß überſteigt, oder nicht die gewöhnliche Höhe erreicht, zahlen die kaiſerlichen Pachter keine Rente, weil man vorausſieht, daß die Ernte durch Ueberſchwemmung oder durch Dürre leidet.

Um die Höhe des Nils zu ermeſſen, begibt ſich der Paſcha in Begleitung der vier und zwanzig Beys oder Gouverneurs der verſchiedenen Provinzen Egyptens in dem Zeitpunkt, wann der Nil am höchſten ſteigt, in den Mikias, ein am Nil belegenes Gebäude, deſſen Boden ſehr gut gepflaſtert und nivellirt iſt, und mit dem Bette des Fluſſes gleiche Höhe hat. Von dem Boden des Gebäudes erhebt ſich eine marmorne Säule, an welcher die verſchiedenen Hohen des Waſſerſtandes durch eiſerne Reife angezeigt werden.

Auſſer der gewöhnlichen Abgabe zahlt Egypten noch, wenn eine Unruhe in den Provinzen ausbricht, oder wenn, wie oft zu geſchehen pflegt, ein Mord an einem der Staatsdiener verübt wird, eine Strafe von 575,000 Piaſter. Aber da dieſe Strafe nur zufällig eingeht, ſo kommt ſie dem Hasne zu gut.

Die Abgabe der Moldau beläuft ſich auf 600,000 und die der Wallachei auf 500,000 Piaſter. Hierzu muß noch die bedeutende Lieferung an Wachs, Seife und andern Produkten, wovon man bei Rieault ſchon die Angaben findet, die noch bis jetzt keine Aenderung leiden, gerechnet werden.

Die kleine Republik Raguſa an der Küſte von Dalmatien, welche ſeit Orkans Zeiten, der ſeinen Sitz noch zu Brufa in Natolien hatte, ſich unter den Schutz der Türkei begeben, zahlte der Pforte alle drei Jahre für den Schutz und die Grundſteuer 28,125, alſo jährlich 9375 Piaſter. Für dieſen Tribut iſt den Ragufanern zureichende Unterſtützung von der Pforte gegen die Venezianer geleiſtet worden, welche es mehr als einmal verſuchten, ſie nicht allein zu zwingen, die Oberherrſchaft ihrer Republik anzuerkennen, ſondern ſie auch in ihrer Schiffahrt zu ſtören, um ſie dadurch zu einer Art von Abhängigkeit in Hinſicht ihrer Uebermacht in dem adriatiſchen Meere zu zwingen. Durch Vermittelung der Pforte ſind die Venezianer veranlaßt worden, von ihren Forderungen abzuſtehen, und ſich mit einem

Digitized by Google

Silberbarren von neun Mark zu genügen, den die Republik Ragusa sich verbindlich machte, alle Jahre dem Hauptmann, welcher auf Befehl der Regierung den Meerbusen bereiset, einzuhändigen.

Die Ragusaner genießen überhaupt große Handelsfreiheiten durch das ganze türkische Reich. Sie bezahlen nur den sehr mäßigen Zoll von zwei Prozent für ragusanische Produkte. Ihre Flagge wird im mittelländischen Meere sehr geachtet, und war sehr zahlreich. Sie hatten an zweihundert Schiffe, welche die Küstenfahrt an den levantischen Handelsplätzen und selbst bis nach Italien trieben.

Das Kopfgeld, dem ein jeder Rajah, oder Unterthan der kein Muselmann ist, unterworfen war, bringt dem Staat, trotz dem, daß jeder nur eine sehr mäßige Abgabe erlegt, die bedeutende Summe von 4,150,000 Piaster, wobei sich auch gewiß ein Fünftel der Steuerpflichtigen der Abgabe zu entziehen weiß. Diese Personensteuer, welche man Haratsch nennt, ist vom Koran auf dreißehn Drachmen fein Silber festgesetzt; aber sie ist bald wegen der Bedürfnisse des Staats, bald durch den Geiz der Sultane erhöht worden. Vorzüglich haben aber die Veränderungen, welche der innere Werth der Münzen und die Preise der Lebensmittel erlitten, Veranlassung gegeben, die Vorschrift des Korans zu überschreiten.

Der Canungi, oder der Gesetzgeber, welcher verschiedene Mißbräuche abschaffte und mehrere Verordnungen absaßte, die unter dem Namen Canun Name, oder die Regeln Solimans, einen Theil des bürgerlichen Gesetzbuches bilden und auch sehr geachtet sind, erzählt, daß Soliman der Große, um diese Abgaben jeder Willkür zu entziehen, und sie fest zu bestimmen, damit jeder nach seinem Vermögen beisteure, alle Steuerpflichtige in drei Klassen unter dem Namen Alla-Cusat theilte.

Zur ersten Klasse gehören die Reichen, von welchen der Kopf zehn Piaster zahlt; zur zweiten Leute von mäßigem Vermögen, die fünf Piaster zahlen; zur dritten Leute von gemeinem Stande, Handwerker u. a. Diese zahlen drei Piaster. — Indeß hat man mehreremal diesen Tribut erhöht. Der Großvizir Kiuperli, der noch sehr verehrt wird, erneuerte diese Verordnungen Solimans. Beide haben jedoch der Habsucht der Sultane keine Grenzen zu setzen vermocht, oder vielmehr den Mißbräuchen vorkommen können, welche diejenigen, die diese Abgabe in Pacht haben, veranlassen, und daher wechselt diese Steuer sehr oft.

Unter der Regierung des Sultans Osman gab die erste Klasse eilf Piaster, die zweite sechs Piaster und die dritte viertehalb Piaster; aber unter Habd-al-Hamid wurde diese Steuer nach den von Soliman verordneten Gesetzen erhoben.

Das gewöhnliche Mittel, dessen man sich bedient, den Haratsch zu erhöhen, besteht darin, daß man um den zehnten, oftmals um den neunten Monat, je nachdem sich der Miri in Geldvorlegenheit befindet, die Abgabe einzieht. Indem man die Zahlungszeit des Haratsch vor Ablauf des zwölften Monats ansetzt, erhöht man denselben, ob man ihn gleich auf demselben Fuße läßt.

Die Pacht von den Domänen und Lehen bringen dem Miri 5,625,000 Piaster, und der Grundzins der Ziamers und Timars, welches militärische Lehen sind, 213,463 Piaster.

(Der Beschluß folgt.)

Der Krieg Oesterreichs gegen Frankreich und den rheinischen Bund, im Jahre 1809.

20.

Die Britten landen auf der Scheldе-Inseln.

Sehnsuchtsvoll wandten nun die unglücklichen Völkerschaften Deutschlands ihre Augen zum Ungarn-Schlosse Altenburg, wo die Abgeordneten Napoleons und Franzens um die Bedingungen des Friedens handelten. Beide Kaiser verwehrten inzwischen ihre Heere mit einem Eifer, nicht als sollte der Krieg beendigt, sondern erst eröffnet werden; Frankreich um kühner in Altenburg fordern, Oesterreich um muthiger verweigern zu können.

Doch dieser Macht glänzten unerwartet neue Hoffnungen, da nach den Niederlagen von Enzersdorf und Wagram am wenigsten ein hilfreicher Bundesgenosse zu erwarten war.

Eine brittische Flotte von mehr denn siebenhundert Segeln, mit fast hunderttausend Mann besetzt, erschien plötzlich in den Gewässern von Holland. Es war in den letzten Tagen des Heumonats. Stolz schwamm sie längs den Küsten, wo Frankreich und Holland scheiden; warf dann ein Heer auf die Inseln Walchern, Schowen und Süddevеland, an der Scheldе Mündungen, bedrohte die französischen Kriegsschiffe, welche auf diesem Flusse ohnweit Antwerpen ruhten, und belagerte und eroberte in kurzer Zeit die feste Stadt Vlissingen an der Westerschelde.

Frankreich und Holland, von Kriegesvölkern fast entblößt, schienen der brittischen Macht nur geringen oder verspäteten Widerstand leisten zu können. Napoleons Heere standen in ungeheurer Ferne jenseits der Pyrenäen und in Ungarn, kämpfend oder neuen Kampfs gewärtig. Schwächung derselben drohte dort wie hier, die Frucht aller frühern Siege zu tödten. Die Gesinnung des französischen Volkes selbst lag im Dunkeln; aber Napoleon kannte sie.

Ohne den Heeren eine Rotte zu entziehen, überließ er dem Volke seines Kaiserstaates die Vertheidigung des väterlichen Herdes, und binnen wenigen Wochen trotzten hunderttausend bewaffnete Bürger, unter erfahrnen Hauptleuten und Feldherrn, den Engländern an der Scheldе gegenüber — ein Heer, wie durch Zauber aus dem Boden gerufen, der von jeher Helden zu tragen gewohnt war.

So ward die Unternehmung der Britten, kaum beginnend, schimpfvoll geendet, und ihr Kriegesvolk, auf Walchern eingebannt, die Beute tödtlicher Seuchen, welche das ungesunde Eiland erzeugt. — Der Schiffe Mehrzahl kehrte heim. Es blieben ihrer und des Volkes nur soviel zurück, als zur Behauptung Vlissingens und Sperrung der Scheldе vonnöthen sein mochten.

21.

Der Friede wird zu Wien geschlossen.

Oesterreichs Kaiser, welcher, aller Hoffnung fremden Beistandes entblößt, nicht das Schicksal eines zerrütteten Reiches noch einmal ins trügliche Spiel der Schlachten werfen wollte, schloß nun den Frieden mit seinem Ueberwinder zu Wien am vierzehnten Tage des Weinmonats.

Den Preßburger Vertrag hatte Oesterreich vier Jahre früher mit einer Aufopferung von eilfhundert Geviertmeilen Ländereraums und beinahe viertehalb Millionen Unterthanen

Digitized by Google

erkauft; aber doch zum Handel Meerküſten und Häfen behalten, und die erſchöpften ſeiner Lande. — Nun aber trat es im Frieden von Wien dem Sieger beinahe zweitauſend Geviertmeilen mit einer Bevölkerung von mehr denn drei Millionen Seelen ab, verlor die letzten Verbindungen mit dem Meere, die Queckſilbergruben von Idria ganz, die reichen Salzwerke von Wieliczka, die Stahl- und Eiſenhütten Kärnthens zur Hälfte, und Weſtgalliziens fruchtbare Flächen. Dem gebeugten Oberhaupte des Erzhauſes blieben nur tiefererſchöpfte Länder, faſt über die Hälfte umgeben von Bundesgenoſſen oder Ländern des franzöſiſchen Reichs; bei jedem neuen Kriege die Hauptſtadt in furchtbarer Nähe bedroht.

Dies war der Ausgang eines Krieges, der mit rieſenhaftern Entwürfen gegen Frankreich geführt ward, wie keiner vor ihm; und der *vierte* in der Zahl derer, welche fruchtlos in einem Zeitraum von ſiebenzehn Jahren durch den gleichen Beherrſcher Oeſterreichs gegen das gleiche Volk unternommen wurden. Jeder ſollte das Vergangene wiederherſtellen; jeder aber brachte *neue Verwandlungen*, weil keine menſchliche Macht die Weltordnung bricht. Denn ein jeglicher Tag zeugt eine neue Schöpfung von Meinungen, Verhältniſſen und Dingen. Nie iſt das Geweſene zurückgekommen. Ein wiederhergeſtelltes Alte iſt ein Neues, ſo noch nie vorhanden war.

Nur wer die *Gegenwart* zu gewinnen verſteht, hat die Zukunft beſtochen; denn die Tochter folget der Mutter nach. Nichts kann der gegenwärtige Augenblick, *alles* der folgende gewähren.

Heinr. Zſchokke.

Variet äten.

Aus Spanien.

— Vielleicht ſeit Ferdinands und Iſabellens Zeiten, ſelbſt nicht im berüchtigten Succeſſionskriege, war Spanien, dies jetzt ſo unglückſeelige Reich, für den ganzen Weltbeſitz ſo merkwürdig, als gegenwärtig. — Jede Betrachtung über daſſelbe von ſeinem Zuſtande vor der Inſurrektion iſt anziehend. In Deutſchland, wie in Frankreich, ſind ſeit einiger Zeit mancherlei Beſchreibungen über Spanien erſchienen; meiſtens gemeine Zuſammenkopplungen und Buchhändlerſpekulationen. Bloß damit das Gute nicht mit dem Schlechtern verwoben werde, verdienen die „Bemerkungen einer Reiſe durch das ſüdliche Frankreich, Spanien und Portugall im J. 1802“ (Leipzig, bei Gleditſch, 1810) der Aufmerkſamkeit empfohlen zu ſein. — Als Proben ein Paar Stellen.

„Bitteria liegt in einem herrlichen, weiten, überaus feuchtbaren Thale, reich an Dorfſchaften und trefflich anzubauten Fluren; ringsher ziehen ſich niedere und hohe Berge, auf den höchſten lag noch einiger Schnee. Die Bauren in ihren meiſt zerriſſenen Kapuzenmänteln und mit ſchwarzen Mützen von braunem Tuch haben etwas Abſchreckendes; die Weiber tragen faſt ungeſtalte ſo, wie in einigen Kantonen der Schweiz, ſchwarz, und das lange rabenſchwarze Haar hängt in ſtacken Flechten den Rücken herab.“

„Hier und da trift man auf den Feldern bei der Stadt Hütte mit kleinen Gemälden, einen armen Sünder im Feuerſtuhl vorſtellend, mit den Worten darüber: *Encomienden à Dios la anima mas desemparada* (Empfiehlt Gott die hilfsbedürftigſte Seele).“

„Der Prado zu Madrid hat mit den berühmten Linden zu Berlin eine auffallende Aehnlichkeit, denen er in Anlegung der Gebäude zu beiden Seiten nachſteht, für aber durch eine beträchtlichere Breite und ein weit ländlicheres Anſehen, ſo wie durch einige prachtvolle Springbrunnen übertrift. Des Abends iſt das Gedränge der Spazierenfahrenden hier eben ſo groß als dort, und am Sonntage hat man überdies das ſonderbare Schauſpiel, die ganze königliche Familie ſammt dem Hofe, den Großen und dem Adel einige Zeit lang in völliger Parade hin und her fahren zu ſehen. Ich hatte hier dieſen Anblick nur einmal, und ſah den König und die Königin in einem offenen, weißſeidnen, mit ſechs Falben beſpannten Wagen den langen Zug anführen. Der König, welcher eben von der Jagd gekommen war, ſahe ſelbſt; ſeine Geſichtsbildung hat zwar nichts Auszeichnendes, aber eine gewiſſe Gutmüthigkeit; in der Phyſiognomie ſeiner Gemalin fand ich den Karakter ausgedrückt, unter welchem man, nach den gewöhnlichen Schilderungen, ſie ſich vorzuſtellen pflegt, und in der heftige Leidenſchaftlichkeit den Hauptzug ausmachte. An den beiden Enden und in der Mitte der langweiligen Spazierfahrt waren Muſikchöre aufgeſtellt, die bei der Annäherung der beiden Majeſtäten mit einer Art von Janitſcharenmuſik ſich hören ließen. Komiſch iſt es, wenn man die ganze Maſſe von Wagen, Pferden und Spaziergängern plötzlich ſtill ſtehen ſieht, als wäre ein verſteinernder Zauber über ſie gekommen, und dabei zieht alles, ſelbſt Kutſcher, Vorreiter und Bediente, den Hut ab, und nimmt eine andächtige Stellung an. Dieſe Verwandlung bewirkt die Betglocke.“

„Das heitere und belebte Corunna, das mit ſeinen anſehnlichen Vorſtädten an 30.000 Einwohner zählt, ſtellt ſich mit ſeinem ſchönen, aber ziemlich todten Hafen, in amphitheatraliſcher Form am Waſſer ſich herumziehend, recht angenehm dar. Der Hafen iſt treflich und ſo geräumig, daß bei jedem Winde Schiffe ein- und ausſaufen können; das Meer erſtrekt ſich wie ein breiter Strom in einer beträchtlichen Länge ins Land hinein, und gewährt ſo die Sicherheit eines ruhigen Fluſſes. — Das Pflaſter der Stadt beſteht aus großen Quaderſteinen. — Es befindet ſich hier ein kleines Arſenal, das eigends für die alle vierzehn Tage nach Amerika gehenden Paketboote erbauet iſt, ſeit aber (1802) nach dem nahen Ferrol verlegt und mit dem dortigen großen Arſenal vereinigt ward — eine Maasregel, die man ſehr tadelte, und wohl mit Recht, denn die anſehnlichen Gebäude, wie die vielen mit großen Koſten in Felſen gehauene Baſſins, auf welchen die neuen Boote vom Stapel gelaſſen wurden, dienen nun unbenutzt.“

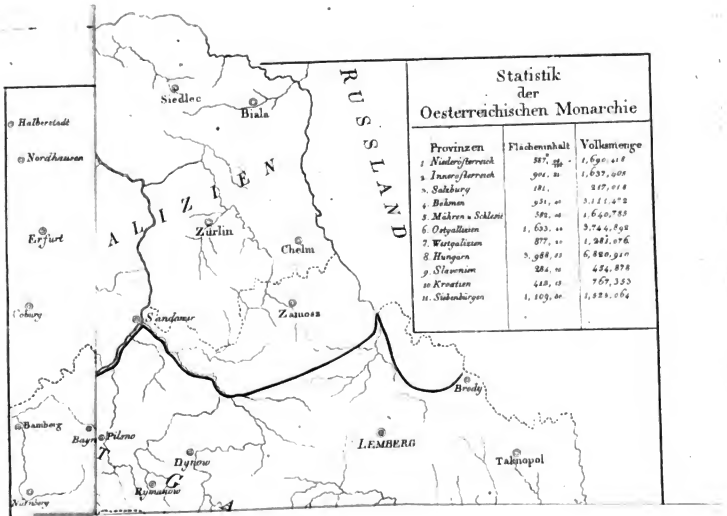
Aus Italien.

— Der berühmte Verfaſſer des Werks von „Verbrechen und Strafen“, Marcheſe Beccaria, ſchreibt nach Unterlaßungen über die Natur des Styls (*ricerche intorno alla natura dello stile*), davon aber nur ein einziger Theil im J. 1770 ans Licht trat, und bis jetzt unvollendet blieb. Durch glüklichen Zufall hat man vor kurzem unter den Papieren Cesar Beccaria's ganz unvermuthet ein langes Kapitel *del principio generale per lo studio dello stile* gefunden, das er zum zweiten Theil ſeines Werkes beſtimmt hatte. Gegenwärtig iſt, nebſt dieſem intereſſanten Fragment, eine neue Ausgabe von Beccaria's Schrift über den Styl in Mailand erſchienen.

(Hierzu die Generalkarte der öſterreichiſchen Monarchie.)

* * * Der in dieſen Blättern befindliche Aufſatz: „Der Krieg Oeſterreichs gegen Frankreich und den rheiniſchen Bund“ iſt auch beſonders abgedruckt, und in allen Buchhandlungen zu haben.

Digitized by Google



Vos, Milleni, amplexamur;
Sumite haec oscula!
Illic super sidera
Pater est, a quo amamur.

O Milleni, num prostrati
Crentorem quaeritis? —
Sursum in sideriis
Fulgent sedes Adorati!

Digitized by Google

… nichts Auszeichnendes, aber eine … von Beccaria's Schrift über den Stol in Mailand erschienen.

… zu die Generalkarte der österreichischen Monarchie.)

… befindliche Aufsatz: „Der Krieg Oesterreichs gegen Frankreich und den rheinischen Bund" ist auch besonders abgedruckt, und in allen Buchhandlungen zu haben.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 100. — den 16 Dezember 1809.

Schillers Lied an die Freude.

(Lateinische Uebersetzung.)

Das Vergnügen, welches die Uebersetzung des Hrn. Prof. Füglistaller in Luzern von Schillers berühmtem Liede vielen gewähren wird, mag als die beste Rechtfertigung ihrer Aufnahme in diesen Blättern gelten, die sonst nur der Geschichte geweiht sind. Von allen Versuchen, welche unternommen sind, dies unsterbliche deutsche Lied in eine fremde Sprache zu übertragen, ist mir wenigstens noch kein gelungenerer bekannt. Und so gebore dies, als ein kleiner Beitrag, zur Geschichte der Literatur des göttlichen deutschen Sängers. D. H.

Gaudium divinum! Claris
Genitum coelitibus!
Adsumus, en, tuis aris
Pleni sacris ignibus.
Vincula disrupta malis
Moribus tu reparas:
Dissitos sub tuis alis
Homines consocias.

CHORUS.

Vos, Milleni, amplexamur;
Sumite haec oscula!
Illic super sidera
Pater est, a quo amamur.

Fida quem conjunxit rara
Sorte amicitia;
Cui data conjux cara
Promat sua jubila!
At, qui animam nec unam
Suam dicere queat,
Deflens miseram fortunam
Lacrimans hinc abeat!

CHORUS.

Quidquid habet orbis totus,
Sympathiae servit!
Ad superna evocat,
Ubi habitat Ignotus.

Rebus omnibus Natura
Sua praebet ubera;
Probis improbisque cura
Pari pandit gremia.
Oculi nos suavitate,
Vino, amicitia; —
Vermes beat voluptate,
Cherubos ambrosia.

CHORUS.

O Milleni, num prostrati
Creatorem quaeritis? —
Sursum in sideriis
Fulgent sedes Adorati!

Digitized by Google

Gaudium est, quod potentem
Mundi ciet animam;
Rotat gaudium ingentem
Universi mechinam,
Elicit ex coelo soles;
Spargit florum semina,
Et sphaeram volvit moles
Per ignota spatia.

CHORUS.

Uti soles exultantes
Pervolant sublimia;
Sic per vestra stadia,
Fratres, currite certantes.

Veritatis ex splendore
Sapientem arridet;
Firmat pressum, ne labore
Sub iniquo titubet.
Signa ejus gloriosa
Fidei irradiant,
Et per ista tenebrosa
Tumultorum fulgurant.

CHORUS.

Quis non, fratres, perdurabit?
Manent meliora nos!
Digna inter superos
Laurea nos coronabit.

Dii qui retribuemus?
Imitemur coelites!
Nobis laetis advocemus
Moestos atque pauperes;
Memor ira extinguatur;
Hosti detur gratia!
Neque lacrimis uratur,
Neque conscientia.

CHORUS.

Debita sint aboleta.
Esto pax cum omnibus!
Deo, quae decernimus,
Erunt et in nos decreta.

Gaudii divinitatem
Spirat fervens poculum;
Scythae dat humanitatem,
Desperanti animum.
Fratres, sedibus surgamus! —
Ecce, ambit amphora;
Spumit istis salutamus
Vos, benigna Numina!

CHORUS.

Quod est stellis celebratum;
Hymno quod seraphico —
Numini sidereo —
Merum hoc sit propinatum!

Vi malorum opponamus
Animum intrepidum;
Quod vel hosti adjuramus,
Nullum solvat saeculum!
Viri mente confidenti
Stemus coram regibus;
Laurea sit commerenti;
Perfido interitus!

CHORUS.

Vincla sacrius ligate!
Vina haec per rubea,
Vota vos solennia
Praestituros, conjurate!

Ruat Despotum catena;
Impius respiat;
Moribundos spes serena
Facie affulgeat!
Vivant vita restaurata,
Quosquos habet tumulus;
Mala malis sint donata;
Nec sit porro tartarus!

CHORUS.

Levem nobis det extremum
Diem; dulcem requiem;
Mitem nobis judicem
Praestet Numen se supremum!

L. Fueglistaller.

Ueber den Genainge Wasendet, oder die Finanzen des türkischen Reichs.

(Fortsetzung.)

Die Zölle sind die dritte Hauptquelle der Einnahme des Miri. Sie sind in allen Handelsplätzen von den Hauptzolleinnehmern, von denen einer zu Konstantinopel, einer in Syrien und einer in Egypten residirt, den Unterpachtern übergeben. Es gibt unter diesen Pachtern auch einige, welche unabhängig von den Hauptzolleinnehmern sind, als z. B. der zu Salonich, der ein Mali-Kiane, ein besonderes Zollamt, bildet.

Zur Behörde des Hauptzollamts zu Konstantinopel gehören die Zollämter von Smyrna und Adrianopel, unter denen wieder die benachbarten Handelsplätze, als Gallipoli, Rabosto, die Dardanellen u. s. w. stehen. Der Zollpachter zahlt dem Miri jährlich 500,000 Piaster. Was der Ertrag der übrigen Zollämter ist, habe ich trotz aller Mühe nicht erfahren können.

Die Franken, so nennt man alle Fremden, welche zu den Nationen gehören, mit denen die Pforte Handelsverträge hat, zahlen nur einen Zoll von drei Prozent, die Unterthanen des Großherrn hingegen acht Prozent. Hingegen werden die Waaren der Letztern so niedrig abgeschätzt, daß der Zoll eigentlich nur die Hälfte beträgt. Die Contrebandiers und die Defraudenten werden übrigens nicht sehr strenge bestraft. Sie kommen gewöhnlich mit der Strafe, den doppelten Werth des Zolles zu

Digitized by Google

erlegen, frei. Verbotene Waaren gibt es übrigens in der Türkei nicht, ausgenommen fremden Schnupftabak, welcher unter der Regierung Hadd-al-Hamid verboten war.

Eingebracht können alle Arten Waaren werden; doch iſt es verboten, verſchiedene auszuführen, als Eiſen, Waffen, Kriegsmunition, und Getränke aller Art.

Die Auflagen auf die Häuſer oder den Avarij und den Zehnten erhebt jeder Paſcha in ſeiner Provinz, und gibt eine angemeſſene Summe davon dem Miri. Ich bin nicht im Stande, den Ertrag dieſer Einkünfte, noch den der Abgaben von mehrern Konſumtionsartikeln, von dem Tarap-Chane oder der Münze, von dem Beit-ul-Magi, oder derjenigen, welche ohne Erben ſterben, und endlich der Bergwerke, deren an Blei und Eiſen ſehr reiche in Griechenland und Anatolien vorhanden ſind, anzugeben.

Der Defterdar hat die Direktion über die Einnahme des Miri. Er iſt Chef der Defterdarie oder der Kammer der Finanzen, die in ſechzig Calms oder Bureaux abgetheilt iſt, wovon ich hier eine genauere Liſte, als der Prinz Kantemir, geben will, welcher die Stellen bei der Defterdarie mit denen der Pforte des Diſtrs, die eigentlich die große Kanzlei oder das Departement aller Staatsangelegenheiten iſt, verwechſelt.

Der Poſten des Defterdars iſt einer der wichtigſten im Reiche. Er hat den Rang über den Reis-Effendi, und ſteht nur dem Paſcha von drei Roßſchweifen nach. Oft erhält er vom Großherrn dieſen Orden, wodurch ſein Departement unabhängig von dem des Großvezirs wird.

Nach dem Prinzen von Kantemir zieht der Defterdar den zwanzigſten Theil von dem, was er einnimmt, für ſich ab; aber dies iſt nicht ganz richtig. Es kommen ihm nur fünfzehn Prozent von den Erſparniſſen zu gut, welche er in den gewöhnlichen Ausgaben des Staats zu machen weiß, und von den Ueberſchüſſen, die er dem Schatz zukommen läßt.

Der Defterdar ſteht an der Spitze des erſten Bureau, in welchem die allgemeine Taxe der Abgaben und Auflagen, und die Verträge über alle Pachtungen und Lehen im ganzen Reiche abgeſchloſſen werden. In eben dieſem Bureau werden auch die Verordnungen für die ihm untergeordneten Bureaux ausgefertigt.

Es gibt außerdem noch einen zweiten und dritten Defterdar, welche Stellvertreter und Gehülfen des erſten abgeben. Sie wohnen ebenfalls dem Divan bei, haben aber keine Stimme darin. Gemeinhin verehrt der Großherr den Titel eines zweiten Defterdars den Geſandten, welche er an fremde Höfe ſendet.

Der Sergi-Nazri iſt der Chef des zweiten Bureau oder der ſogenannten Rechnungskammer.

Der Defter-Emini ſteht dem Defter-Kane oder dem Archiv der Defterdarie vor. Er iſt der Oberaufſeher aller Rechnungen und Bücher.

Der Bafh-Muhaſebedgi iſt der Chef des vierten Bureau, wo die Rechnungen der Ausgaben und Einnahmen des ganzen Staats angefertigt werden. Er iſt einer der erſten Beamten der Defterdarie, und führt auch die Rechnungen von den Ausgaben der Admiralität, der Artillerie, der Munition, des Kriegsgeräths, der Kanonen, Lavetten u. ſ. w.

Der Kus-Namedgi führt die Regiſter über die täglichen Ausgaben und Einnahmen, auch über die Beſoldungen, welche die Staatsdiener im ganzen Reiche erhalten.

Der Rumelieh-Muhaſebedgiſi führt die Regiſter über die Einkünfte von den europäiſchen Provinzen.

Der Anatolieh-Muhaſebedgiſi führt Rechnung über die Einkünfte in Aſien.

Der Haremein-Muhaſebedgiſi beſorgt die Einkünfte der Vakufs oder Lehen der Moskeen, welche ſehr beträchtlich ſind. Er ſteht unmittelbar unter dem Kislar-Aga (Oberhaupt der ſchwarzen Verſchnittenen), dem die Aufſicht über dieſe Güter zuſteht, und der in ſeinem Divan mit Hilfe der Mutavellis (ſogenannte Vorſteher der Moskeen) in letzter Inſtanz über die Angelegenheiten, welche Beziehung auf die Vakufs haben, entſcheidet.

Sultan Muſtafa der Dritte entzog dem Kislar-Aga, um ihn in ſeinem Einfluſſe zu beſchränken, dieſes Departement, und vertraute es dem Großvezir. Deſſalls iſt der Kislar-Aga in Hinſicht der Stelle, die er bekleidet, immer als Mutevelli, oder Oberaufſeher über alle kaiſerliche Moskeen von Mekka und allen heiligen Orten, als auch von allen Lehen, Einkünften und Domänen, welche zu den Moskeen gehören und unter dem Geſammtnamen Haremein begriffen werden, zu betrachten. Zu ihnen gehören Turkomanien, Volo, Lariſſa, ein Theil von Morea und eine Anzahl Lehen in Griechenland, welche von dem Vekil, einem Agenten des Kislar-Aga, der zu Athen reſidirt, verwaltet werden.

Die Vortheile, die der Kislar-Aga vormals vom Haremein hatte, und welche ſehr anſehnlich waren, fließen jetzt auf Verlangen des Großherrn dem Miri zu.

Den Gizieh-Muhaſebedgiſi, oder Chef der Kopfſteuer-Einnahme, nennt der Prinz Kantemir Muhaſebedgi.

Der Mew-Kuffat iſt das Haupt der Stelle, wo die Verzeichniſſe über den Grundzins oder den ſogenannten Avarij, den die Hauseigenthümer auf dem platten Lande und in den Städten erlegen müſſen, geführt werden.

Der Mukabeledgi hält eine genaue Rechnung von allen Truppen, und ſieht darauf, daß der Sold ihrer Zahl entſpreche, ſo daß er für einen ſogenannten General-Kommiſſär geachtet werden kann.

Der Daya-Mukabeledgi führt die Liſte über die Infanterie.

Der Bigade-Mukabeledgi iſt der Chef von dem Bureau der Kanoniere und Bombardiere.

Der Sonuary oder Atli-Mukabeledgi iſt der Chef der General-Bureaux, wo die Rechnungen über den Sold der ganzen Kavallerie geführt werden.

Der Kutſchuk-Aus-Nametgi iſt Chef der Rechnungskammer über den Sold, welchen die Kapidgi-Baſchi oder Kammerherrn, die Itſch-Agas oder Pagen, die Tſchaus oder Thürſteher, die Mutiferikas oder Garde du Corps, welche alle zur Kavallerie vorzüglich zum Haushalt des Sultans gehören.

Der Bujuk-Kala-Effendi führt die Rechnung über die Ausgaben, welche die Feſtungen und die Truppen verurſachen.

Der Kutſchuk-Kala-Effendi hält Rechnung über die Kaſſen der Feſtungen und Truppen in Aſien.

Der Seligane-Havadgeſi-Effendi iſt der Chef der Kammer der Auszahlung, welche die Beys zur Unterhaltung und Bemannung der Galeeren erhalten, die am Archipel ſtationirt ſind.

Der Kaſler-Effendi iſt der Chef des Caſſ oder der Kammer der großherrlichen Lehen, welche der Großherr den hohen Beamten des Reichs verleiht, und beim Ableben der Lehnsherrn immer für Rechnung des Miri verkauft werden.

Digitized by Google

Der Episcopas-Kalemi ist die Kammer der Gefälle, welche die griechischen und armenischen Geistlichen zahlen müssen.

Kutschuk-Ew-Kaffi, Kammer der Vakuf, welche unter der Aufsicht des Vezier, des Mufti und des Stambul-Effendi stehen.

Basch-Mukatadgi, Chef der Zollkammer von Rumelien und Uskup.

Keffe-Mukatadgi hat die Verwaltung der Zölle, welche in der Gegend von Kaffa statt finden.

Aulonia-Mukatadgi ist Chef der Zollkammer von Albanien.

Brussa-Mukatadgi ist Chef der Kammer von den Zöllen, welche zu Brussa, in Bithynien, und in Anatolien oder Klein-Asien erhoben werden.

Istambul-Mukatadgi heißt der Direktor der Zölle zu Konstantinopel.

Haremein-Mukatadgi ist der Vorsteher der Zölle, die in den Ländern und Provinzen erhoben werden, welche Haremein sind, und sieht auf die Abgaben, welche der Muti von den den Moskeen gehörigen Ländern erhebt.

(Der Beschluß folgt.)

Variétäten.

Aus Frankreich.

— Die Stiftung eines Ordens der drei goldenen Vließe, durch ein Dekret des französischen Kaisers im Laufe dieses Jahres, erweckte mancherlei Erinnerungen aus der Geschichte des goldenen Vließ-ordens, dessen Ursprung mit Dunkelheit umgeben ist. Den ältesten Geschichtschreibern zufolge ist er von Philipp dem Guten, Herzog von Burgund, der den größten Theil der vereinigten Niederlande unter seine Botmäßigkeit gebracht hatte, im Jahre 1430 gestiftet, als er seine Hochzeit mit der Prinzessin Isabelle von Portugal feierte. Vermuthlich wollte er damit die niederländischen Großen fester an sich knüpfen.

Warum er das goldene Widderfell zum Symbol seines Ordens machte, weiß niemand mehr. Eine Anekdote, die der Prinz de Ligne als historische Wahrheit anzunehmen scheint, gibt davon einen deßhalben Grund.

Philipp der Gute hatte nach einander zwei Dutzend Geliebten. Er trug oft eine Liebhaberliste (nouvel d'amour) auf den Haaren dieser 24 Damen geflochten; in der Mitte war eine kleine Rose von rothen Haaren seiner geliebten Marie von Leumbrugge, woran ein goldenes Herz herabhing. Einige Höflinge schrieben nicht selten über diese Art von Bijoux: „Unser Herzog" sagten sie unweilen ganz öffentlich, „hat eine wahre Wuth, die ortlichen Damen seines Herzogthums in die Schur zu nehmen, und Marie von Leumbrugge hat ihm wirklich ein goldenes Vließ geliefert." — „Gut," sagte der Prinz, „wer sich jetzt über dies Vließ lustig macht, soll es bald in Ehren halten" Als der portugiesische Hof zu der gleichen Zeit Schwierigkeit machte, ihm die Hand Isabellens zu geben, weil man seine zahlreichen liebschaften kannte, sagte er: „Wohlan, dies Jahr ist meine Devise: ich verheirathe mich. Und in Ehren meiner vier und zwanzig alten Geliebten stifte ich an meinem Hochzeittage einen Orden von vier und zwanzig Rittern; ich, so lange ich lebe, will keine andere Liebe mehr, als Frau Isabelle haben."

Die Ritter dieses Ordens besaßen Vorrechte, wie nicht leicht andere. Der Souverän, als erblicher Ordensmeister, durfte ohne Einwilligung der Ordensritter weder Krieg noch Frieden machen; sie hatten Sitz und Stimme im Staatsrath, und das merkwürdigste Recht, nicht nur sich unter einander jeden Fehler zu rügen und mit verschiedenen Strafen zu belegen, sondern diese Sittenzensur selbst gegen den Souverän zu üben.

In den Archiven des Ordens, die sich ehmals zu Brüssel befanden, erscheinen in der That Sittenprotokolle, worin selbst der Monarch seinen Theil erhielt. So z. B. sagten die Ritter im Jahre 1468 ihrem Souverän mit aller Ehrfurcht: er fahre seine Diener unweilen allzurauh an, und vergesse sich manchmal, selbst wenn er von Fürsten rede. Auch sei ihr ganz geheimster, jüngst seine Versprechen besser zu halten, und sein Volk in keine unüberlegte Kriege zu verwickeln. Im Jahre 1491 ward seinem Nachfolger zum Vorwurf gemacht, er liebe das Spiel zu leidenschaftlich, und zur Buße ward ihm aufgetragen, den gleichen Tag ein Vater unser und Ave Maria zu beten. — Im J. 1531, da Kaiser Karl V. der fünfte Ordensmeister war, wurde er auch in die Zenzur genommen. Der Kanzler, beauftragt ihm das Resultat des wegen seiner Person gehaltenen Votums anzuzeigen, erklärte, nach einem schwerlichthalten Prolog, seine Tugenden betreffend, ihm dann ganz frei: er möchte in der Vollführung der Gerechtigkeit zu langsam; er bekümmere sich zuviel um die Herald- und verstünde oft darüber die wichtigern Angelegenheiten; besitze die Gerichtsbücher nicht mit vollkommen tüchtigen Männern, und pflege sowohl seine Leute am Hof, als bei der Armee, schlecht auf.

Wahrlich ein verwünschtes Institut, das den Königen die Wahrheit sagen darf! — Solche Orden und Sittentribunale an Höfen sind aber längst mit den alten Moden verschwunden. Und die Fürsten, wenn man ihnen ihre Fehler vorgehalten hatte, bedankten sich noch dazu für die empfangenen Erinnerungen!

Nach Auslerben der männlichen Linie Karls des fünften nahm Oesterreich, als Herr der Niederlande, die Großmeisterschaft des Ordens an sich. Die Monarchen von Spanien, mit Ausschließen darauf, wählten ebenfalls Ritter. So hatte Europa zwei Vließorden.

— Auch der gute Dalayrac, der dreißig Jahre lang einer von Europens Lieblings-Tonsetzern war, ist nicht mehr.

Er war im J. 1763 in Languedoc geboren, von adelicher Herkunft; kam sehr jung nach Paris und diente unter der königlichen Leibgarde. Sein Hang für Musik, seine Talente für die ästhliche Kunst und Gretry's Kompositionen ließen den Ehevalier Dalayrac bald andere verachten. Gretry ward sein Freund, sein Rathgeber, und der Schüler des großen Mannes nicht unwürdig. Seine Nina erwarb ihm vorzüglich Ruhm. Die Soirée orageuse, die kleinen Savoyarden, Adolf und Klara, Sargines, Raul de Crequi u. s. w sind seinem Freunde der Tonkunst fremd. Dalayrac arbeitete mit außerordentlicher Leichtigkeit. Seine Gedanken sind voll eigener Anmuth, Naivetät und ungemein populär. — Er war einer von den Tonkünstlern, welche sein Monarch in den Orden der Ehrenlegion 300. Er starb einer schnellen Todes, 56 Jahre alt, zu Paris am 27 Nov. dieses Jahres, und ward mit vieler Feierlichkeit beerdigt. Seine Marmorbüste soll im Saal der Opera-comique neben Gretry's Statue errichtet werden.

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nr. 14.)

Digitized by Google

Intelligenzblätter
zu den
Miszellen für die neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 14. — den 16 December 1809.

Bei Endsunterzeichnetem findet man wieder eine Auswahl der vorzüglichsten:

Kinder- und Jugendschriften

zu

Weihnachts- und Neujahrsgeschenke,

vorräthig, worüber man ein Verzeichniß gratis haben kann. Auf Begehren sende ich auch an Aeltern und Jugendfreunde zur beliebigen Durchsicht davon ein.

Auch sind bei mir vorräthig zu haben, alle Sorten von neuen

Taschenbüchern und Almanache

für das Jahr 1810.

Ich empfehle mich einem verehrten Publikum zu genegten Aufträgen, und versichere richtige Preise und schleunige Versendung.

H. A. Sauerländer,
Buchdrucker und Buchhändler in Aarau.

In der academischen Kunst- und Buchhandlung zu Berlin ist erschienen, und bei Buchhändler Sauerländer in Aarau zu haben:

Hermbstädt, Dr. S. F., Magazin für Färber, Zeugdrucker und Bleicher, oder: Sammlung der neuesten und wichtigsten Entdeckungen, Erfahrungen und Beobachtungen, zur Beförderung und Vervollkommung der Wollen- Seiden- Baumwollen- und Leinenfärberei, der Zeugdruckerei und der Kunst zu bleichen. Siebente Band. 4e. 8. Mit dem Portrait des Verfassers und 3 Kupfertafeln. Preis 2 Rthlr.

Auch unter dem Titel:

Neues Magazin für Färber, Koloristen, Kattundrucker und Bleicher, oder: Sammlung der neuesten und wichtigsten Entdeckungen, Erfahrungen und Beobachtungen, zur Beförderung und Vervollkommung der Wollen- Seiden- Baumwollen- und Leinenfärberei, der Kolorirkunst, der Kattun- oder Indiennendruckerei und der Kunst zu bleichen. Erster Band. Alle sieben Bände kosten 11 Rthlr. 10 gr.

Bertuchs, C., Bilderbuch für Kinder, mit deutschen, französischen, englischen und italienischen Texte dazu, und ausgemalten oder schwarzen Kupfern. CXIII. und CXIV. Heft. 4. Nebst Funke J. C. ausführlichen Texte dazu. 8. Eben diese Hefte. Diese 2. Heft sind eben erschienen und enthalten folgende interessante Gegenstände.

Taf. 61. Amphibien. Fig. 1. Das Krokodil von St. Domingo. Fig. 2. Der Schädel eines Nil-Krokodils mit aufgerissenen Rachen. Taf. 62. Die Brustförmige Fackel-Distel. Taf. 63. Ein Stück eines ausgegrabenen Elephanten- Waffen- Zahns. Taf. 64. Fig. 1. Die Grotte von Anti-Jaros. Fig. 2. Der Eingang der Höhle. Taf. 65. Mikroskopische Darstellung von dem Baue des Distel-Markes.

Taf. 66. Die Trojans Säule in Rom. Taf. 67. Versteinerte Blätterformen aus der Urzeit. Taf. 68 Scenen aus Afrika. Taf. 69. Ansicht eines Theils der Stadt Batavia. Taf. 70. Seltene ausländische Pflanzen.

Weimar im November 1809.

H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

Auf obiges Bilderbuch nehme ich Bestellungen an.

H. A. Sauerländer.

Empfehlung eines sehr nützlichen Lesebuchs für Söhne aller Stände.

Der technologische Jugendfreund

von Bernh. Heinrich Blasche, 4 Bände mit 39 Kupfern.

Unter den mannichfachen Hülfsmitteln, welche in der neuern Pädagogik zur Ausbildung der Jugend gebraucht werden, nimmt das hier angezeigte Werk einen bedeutenden Platz mit Recht ein. — Die Technologie, die so vielseitig in alle Beziehungen des bürgerlichen Lebens eingreift, verdient es, zu einem Hauptgegenstand des öffentlichen Unterrichts gemacht zu werden; bei diesem Bedürfniß war der Mangel an einem Leibuche fühlbar, das ohne überflüssige und ermüdende Weitschweifigkeit, einen mit angemessener Deutlichkeit verfaßten Abriß der wichtigsten bürgerlichen Gewerbe und Künste liefere, um der Jugend, welches auch ihre dereinstige Bestimmung seyn möge, ein Mittel an die Hand zu geben, um sich durch einige Orientirung in den Details der hauptsächlichsten Kunstgewerbe einen vielseitigen und in aller Hinsicht reellen und bleibenden Nutzen zu verschaffen. — Wie das vorliegende Werk diesem Bedürfniß abhelfe, darüber hat schon nächst der günstigen Beurtheilung dreier unserer geschätztesten kritischen Institute, der allgemeinen deutschen Bibliothek, der Gutsmuthschen pädagogischen Bibliothek und der allgemeinen Litteratur Zeitung, der Beifall des größern Publikums entschieden. Es bleibt uns nur noch übrig, einige der Künste und Gewerbe anzuzeigen, die den Inhalt dieses gemeinnützigen Werks bis jetzt ausmachen.

Der Auskopfer, Insektensammler, Tischler, Glaser, Drechsler, Buchbinder, Schlosser, Töpfer, Hutmacher, Gerber, Pastetenmacher, Buchdrucker, Nadler, Klempner, Zinngießer, Kupferstecher, Kupferdrucker, Feuerwerker ꝛc.

Der fünfte Band wird in der Jub. Messe 1810 erscheinen. Ist in allen Buchhandlungen zu Rthlr. 7 zu haben.

Frankfurt im November 1809.

F. Wilmans.

Ist auch bei H. A. Sauerländer zu haben.

Topographisch-Militairische Karte von Deutschland in 204 Blättern XXI. und XXII. Lieferung.

Hiervon ist die XXI. und XXII. Lieferung erschienen, und an die Herren Subscribenten versandt worden. Die XXI. Lieferung enthält die Sekt. 89. Kreutzburg. Sekt. 126. Zwittau, Sekt. 128. Fulnek. Sekt. 140. Ungarisch. Brod. Die XXII. Lieferung enthält die Sekt. 28 Domitz, Sekt. 48. Helmstädt,

Digitized by Google

Sekt. 102. Kosel, Sekt. 103. Beuthen, Sekt. 104. Zarnowick. Jeden Monat erscheint eine Lieferung von 4 Blättern. Die Subskription bleibt bis zur Vollendung der ganzen Karte offen. Der Subskriptionspreis ist für den Abnehmer der ganzen Karte, 6 Gr. sächs. oder 27 kr. auf ordinairs Papier, und 8 Gr. oder 36 kr. Velinpapier für jedes Blatt gegen baare Zahlung und man kann bei jeder guten Buch- und Kunsthandlung darauf subscribiren. Die der XXII. Lieferung beigelegten kleinen Sekt. 104 Zarnowick kostet für den Subscribenten auf ordinaire Papier 3 Gr oder 14 kr. und auf Velinpapier 4 Gr. oder 18 kr. Einzelne Blätter kosten 1 Gr. mehr.

Weimar im Septbr. 1809.

Geographisches Institut.

Anzeige und Empfehlung für Aeltern, die ihren Söhnen etwas Gutes und Lehrreiches schenken wollen.

Der gute Jüngling, gute Gatte und Vater; oder Mittel, um es zu werden; von Johann Ludwig Ewald. Zwei Bände mit 8 Kupfern von Jury.

Der Mann, der, mit so viel Kenntniß der Menschen und der Zeiten, so viel Gefühl und Wärme für das Gute verbindet; der Verfasser der, mit so viel Beifall aufgenommenen, Kunst, ein gutes Mädchen zu werden, war vorzüglich berufen, ein Werk, wie das vorliegende, auszuarbeiten.

Mit Ernst und Liebe sucht er zugleich zu dem Kopfe und zu dem Herzen des Jünglings, lehret ihn das Schöne in dem Guten, das Gute in dem Schönen lieben, warnt ihn vor den Mode-Thorheiten unserer Zeit, und ist ihm allenthalben nicht gefälliger Mentor, sondern geliebter und vertrauter Freund.

Dies Werk, das bei Friedrich Wilmanns in Frankfurt am Main erschien, ist in allen Buchhandlungen Deutschlands in verschiedenen Ausgaben und Preisen zu haben.

Ist auch bei H. A. Sauerländer zu haben.

Anzeige.

Von den Beobachtungen und historischen Sammlung wichtiger Ereignisse aus dem Kriege zwischen Frankreich, dessen Verbündeten und Oesterreich im Jahr 1809 ist so eben der vierte Heft bei uns erschienen, und enthält folgende interessante Aufsätze.

I. Vorwort an den Leser. II. Gedanken zur Berichtigung der öffentlichen Meinung über Tirol und seine Bewohner in der neuesten Zeit. Ein mit strenger Unparthirlichkeit geschriebener vorzüglicher Aufsatz. III. Die Blokade und Belagerung der Festung Kufstein im Tirol, von einem Augenzeugen. IV. Anekdoten.

Der Preis dieses Heftes ist, ist 12 Gr. sächs. oder 54 rhein. Der fünfte Heft, welcher die Schlachten von Aspern und Deutsch Wagram mit dem Frieden von Schönbrunn enthält, wird sogleich nachfolgen, und diese ganze interessante Sammlung schließen, durch welche der Liebhaber unserer so höchst wichtigen Zeitgeschichte neuen hellen Ueberblick des ganzen so folgenreichen letzten Kriegs erhält.

Weimar im Oktober 1809.

H. S. priv. Landes-Industrie-Comptoir.

Ist auch bei H. A. Sauerländer zu haben.

Empfehlung für Aeltern, die ihren Töchtern ein sehr nützliches Buch zu Weihnachten schenken wollen.

J. C. Ewald, die Kunst, ein gutes Mädchen, eine gute Gattin, Mutter und Hausfrau zu werden. 3 Bände 4te vermehrte Auflage.

Zur Empfehlung dieses vortrefflichen Buchs, das schon in den drei ersten Auflagen allgemeinen Beifall, und in allen kritischen Blättern das größte Lob erhielt, und wovon unter anderm die deutsche Bibliothek sagte: Daß dieses Werk in der ganzen Weiberwelt von allen Regierungen unentgeldlich vertheilt zu werden verdiente, darf ich wohl nichts weiter hinzusetzen, als daß die 4te Auflage vom verdienstvollen Verfasser ansehnlich vermehrt, mit einer ganz neuen Vorlesung bereichert ist, und als vollkommen betrachtet werden darf. Zur Verschönerung des Ganzen zieren diese Ausgabe 9 neue schöne Kupfer von Jury, die Szenen dazu sind so gewählt, daß sie gewiß allgemeines Interesse erregen und die Ausführung den größten Beifall erhalten wird.

Preis auf Velinpapier 3 Rthlr. Gr. oder 5 Fl. 30 kr.
" " Druckp. ohne Kpfr. 1 " 16 " 3 " "

Ist in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben, wie auch bei dem Verleger

Friedrich Wilmanns
in Frankfurt am Main.

Man findet solches auch bei H. A. Sauerländer in Aarau.

Freunden unterhaltender Lektüre

können wir nachstehende interessante Romane empfehlen, welche erst kürzlich erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind:

Langbein, A. F. B. Der Sonderling und seine Söhne, Roman mit Kupfern von W. Jury, 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

Arnoldi, Wilh. Julius von Werden, ein Roman mit einem saubern Titelkupfer von Löwe, 8. 1 Rthlr. 8 Gr.

Schüppelsche Buchhandlung in Berlin.

Obige Bücher sind auch bei H. A. Sauerländer zu haben.

An Aeltern, besonders Mütter, so wie an Lehrer und Lehrerinnen der weiblichen Jugend.

Der Unterzeichnete freuet sich, auf ein bei ihm erschienenes Werk, das in allen Buchhandlungen zu haben ist, und ein tief gefühltes Bedürfniß befriedigt, aufmerksam machen zu können. Es führet den Titel:

Sittenlehren für jüngere Mädchen, in Beispielen und Erzählungen von Jakob Glatz. Zwei Theile mit Kupfern von Lips. 8. 2 Rthlr. 16. gal., 4 fl. 48 kr.

Man hat die bei dem Unterzeichneten erschienenen Werke des Hrn. Consistorial-Raths Glatz für die weibliche Jugend, seine Iduna, Theone und Minona mit ausgezeichnetem Beifall aufgenommen. Seine eben erschienene Sittenlehre verdient in jeder Hinsicht eine gleich gute Aufnahme. Dies neue Werk von ihm, das für Lehrer beim Unterrichte in der Moral, und für Katecheten ein treffliches Repertorium von moralischen Erzählungen für alle Fälle der Sittenlehre ist, zeichnet sich dabei noch durch große Vollständigkeit und ein alphabetisch geordnetes Register aus.

Frankfurt am Main im Monat November 1809.

Friedrich Wilmanns.

Ist ebenfalls bei H. A. Sauerländer zu haben.

Anzeige für Bibliothekare, Buchhändler, Bücherfreunde, Besitzer von Lesebibliotheken ꝛc.

In der Stettinischen Buchhandlung in Ulm ist zu haben:

Verzeichniß von gebundenen Bücher aus allen Theilen der Wissenschaften in verschiedenen Sprachen, welche in

Digitized by Google

der Stettinischen Buchhandlung in Ulm in beigesetzten wohlfeilern Preisen zu haben sind. gr. 8. 1809. 168 Seiten stark 15 kr.

Catalogue des livres François, italiens, anglois, espagnols &c. qui se vendent dans la libraire de Stettin à Ulm. 8. 219 Seiten stark. 24 kr.

Verzeichniß einiger größerer Werke aus allen Theilen der Wissenschaften, welche in der Stettinischen Buchhandlung in Ulm, in den billigsten Preisen zu haben sind. gr. 8. 1810. 112 Seiten stark. 15 kr.

Diejenigen, so sich daraus was zum Kauf wählen, erhalten solche unentgeldlich: auch wird bei einer Auswahl für hundert und mehr Gulden, von den angesetzten Preisen ein ansehnlicher Rabbat erlassen.

Anzeige für Freunde der italiänischer Literatur.

Conversationi istruttive all'use degli amanti della lingua ed litteratura italiana ed delle belle arti Opera di Giamb. Schaul, a Parte secondo edizione buon mercato 8.

Der durch seine Uebersetzung des befreiten Jerusalems von Tasso bereits rühmlichst bekannte Verfasser überreicht hier den Kennern und Freunden der italiänischen Sprache ein Werk, das in 31. Abschnitten, nächst den wichtigsten Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, einen, eben so geistvoll als belehrend geschriebenen, Abriß der meisten schönen Künste enthält. Nach dem Urtheil kompetenter Richter, und auch eines Herrn Professor Hausleutner und Schlotterbeck, Hrn. Geh. Sekr. Haug und Hrn. Bibliothekar Petersen, sind diese conversationi das empfehlungswürdigste Handbuch, nicht nur für Jünglinge, die schon einige Fortschritte im Italiänischen gemacht haben, sondern selbst für gebildete Kenner dieser Sprache.

Ist in allen Buchhandlungen Deutschlands zu 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 45 kr. zu haben, wie auch bei dem Verleger

Friedrich Wilmans
in Frankfurt am Main.

Bei dem Buchhändler J. C. Müller in Erfurt sind zur Michaelis Messe 1809 nachfolgende neue Bücher erschienen und für beigesetzten Preis in jeder soliden Buchhandlung zu haben.

Griechenland und Rom. Eine belehrende Unterhaltung für angehende Studierende, als auch zum Selbstunterricht für Liebhaber schöner Wissenschaften. Zur Kenntniß der Archäologie, der Kunst, Literatur und Geschichte dieser Völker und ihrer schönen Geister. 8 br. 16 Gr.

Gesänge, sechs, von Salis; mit Begleitung des Pianoforte von Dr. G. Scheibner, Querfolio. geh. 16 Gr.

Joseph Haydn. Seine kurze Biographie und ästhetische Darstellung seiner Werke. Bildungsbuch für junge Tonkünstler. Seitenstück zu Mozarts Geist von demselben Verfasser. 8. 18 Gr.

Scheibner Dr. G. sechs Gesänge, mit Begleitung des Pianoforte 3ß Heft Querfolio. geh. 16 Gr.

Thüringens geistliche Stiftungen 18 Heft. Die Nonnen-Klöster in Erfurt enthaltend. 8. br. 6. Gr.

Vertrauen auf Gott im Geiste der Wahrheit, Liebe und Anbetung. Gebetbuch für Katholische Christen. Zweite stark vermehrte und verbesserte Auflage. fl. 8. geh. 9. Gr.

Adolph und Minna, oder die Wallfahrt. Eine Urkunde aus dem geretteten Archive einer Fürstl. Familie. 8 br. 1 Rthlr. 8 Gr.

Dämmerstunden am See. In drei Erzählungen und einer Zugabe mit einer Vign. 8. 1 Rthlr.

Journal, neues, für die Botanik, herausgegeben von dem Prof. Schrader 3r Band 3s und 4s Stück mit 2 Kupfertafeln und 1 Portrait. 8. 1 Rthlr. 8. Gr.

Obige Bücher sind auch bei H. R. Sauerländer in Aarau zu haben.

Empfehlung für Aerzte.

Bei Fr. Wilmans in Frankfurt am Main ist erschienen und in allen Buchhandlungen für 2 Rthlr. oder 3 Fl. 36 Kr. zu haben.

Handbuch
zur Erkenntniß und Heilung der Kinderkrankheiten vom Prof. Dr. Adolph Henke.

Ein Mann, dessen Ruf als praktischer Arzt und als Gelehrter so gegründet ist, darf auf die Aufmerksamkeit der Gelehrten, und auf das Vertrauen der angelehnden Heilkünstler, für welche das Werk vorzüglich bestimmt ist, mit allem Rechte Anspruch machen.

Beiden ist dies treffliche Handbuch zu empfehlen.

Ist auch bei H. R. Sauerländer zu haben.

Anzeige für Chemiker und Pharmaceutiker.

Um dem Wunsche des Publikums zu entsprechen und ein Werk gemeinnütziger zu machen, dessen Werth allgemein anerkannt worden ist, haben wir uns entschlossen

Bourguets chemisches Handwörterbuch

nach den neuesten Entdeckungen entworfen und fortgesetzt von Dr. J. B. Richter, nebst einer Vorrede von Hrn. Geh. Rath Hermbstädt, 6 Bände nebst Supplementen, welches bisher 8 Thlr. 8 Gr. kostete, für 5 Thlr. 12 Gr. ord. (auch einzeln jeden Band à 20 Gr. und die Supplemente à 12 Gr.) zu erlassen und kann es für diesen Preis durch alle solide Buchhandlungen bezogen werden. Dieser herabgesetzte Preis findet jedoch nur bis Neujahr 1810 statt, und tritt alsdann der vorige Ladenpreis wieder ein.

Berlin im Oktober 1809.

Schüppelsche Buchhandlung.

Man kann darauf Bestellungen einsenden, bei Heinr. Rem. Sauerländer in Aarau.

Verzeichniß

von Büchern, welche bei Endesunterzeichnetem um die beigesetzte Preise zu haben sind.

Die Preise sind in Schweizerfranken, der Laubthaler à 4 Fr.

Aegineta (P.) Medicinæ totius Enchiridion Basileæ 1546. 8. Pergament. 8 Bz.

Aemilii (P.) de Rebus gestis Francorum Libr. X. Parisiis Vascosan 1548. 8. Perg. 1 Fr. 5. Bz.

Agrippæ ab Netesheym Opera. Lugduni per Beringos 2 Vol. 8. Perg. 2 Fr.

Apolinarii Interpretatio psalmorum. græce. Paris a Turneb. 1552. 8. Leder. 8 Bz.

Basilii (Div.) orationes de moribus græcolat. Paris. 1556. 8. Perg. 1. Fr. 2 Bz.

Bayle Dictionnaire historique et critique. Rotterdam 1704. 3 Vol. Fol. Frzb. 12 Fr.

Bentivoglio della guerra di fiandria. Venet. 1637. 4. Perg. 1 Fr. 6 Bz.

Burnet histoire de la reformation d'Angleterre trad. par Rosemond. à Geneve 1687. 12. 4 Vol. Frzb. 2 Fr.

Cherubin d'Orleans Dioptrique oculaire. à Paris 1671. Fol. mit Kupf, Ldr. 3. Fr.

Dechales Cursus mathematicus. Lugdnni. 1674. Fol. 3 Vol. Ldr. 8 Fr.

Digitized by Google

Erasmi Rot. novum Instrumentum. Basileæ froben. 1516. Fol. Schwldr. (Erſte Ausgabe.) 12 Fr.

Franck (Seb.) Chronica. Straßburg 1531. Fol. Schwldr. ohne Titelblatt 2 Fr.

Gesneri (Conr) Bibliotheca universalis recog. per I. Simlerum. Tiguri 1574. Fol. Perg. 2 Fr. 5 Bz.

Hartmanni annales hereniî deip. matris. Frib. Brisg. 1612. Fol. Perg. 2 Fr.

Herodianus graece et latine. Basil. 1549. 8. Schwldr. 8 Bz.

Heutelia d. i. Beſchreibung einer Reiſe durch heutel. 1658. 8. Perg. 2 Fr.

Iſocrates græce et lat. Basil. 1571, 8. Schwldr. 1. Fr, 2 Bz.

Langs Grundriß der alt Chriſtl. Kat. Helvetia. Einſidlen 1692. Fol. 2 Thlr. Ldr. 2 Fr. 6 B-z.

Lazii (Wolfg.) de gentium migrationibus lib. XII. Basil. 1572. Fol. Schwldr. 3 Fr.

Literatur-Zeitung (allgemeine) Jaher 1789 — 91, 1796 — 1800, 1803. Jena 1789 — 1803. theils Carton theils br. 36 Fr.

Lullii (Raym.) Opera. Argentor. 1617. 8. Ldr. 1 Fr. 2 Bz.

Münſters (Seb.) Cosmographey. Baſel 1578. Fol. Ldr. 3 Fr.

Naudé Science des Princes. 1673. 8. Perg. 1 Fr.

Perotti cornucopiæ F. Lat. ling. commentarii varo, festus etc, Basil. 1526. Fol. Schwldr. 3 Fr.

(Popeliniere) histoire de France depuis 1550. 1572. 8. 4. Vol. Perg. 2 Fr.

Repertorium der Literatur von 1791 — 95. Weimar 1799. 3 Bde 4. Carton 12 Fr.

Eben daſſelbe ungebunden. 14 Fr.

Roderici Zamorensis speculum vite humane, Berone 1472. Turecensis phisisi tractatus de Cometis s. l. et a Fol. carton. 8 Fr.

Scriptores historiæ augustæ sex cum Not. Casauboni etc. accurante Schrevelio. Lugduni bat. 1661. 8. Ldr. 3 Fr.

Soldat (le) Suedois. 1633. 8. Perg. Autore Fr. Spanheim. 1 Fr.

Sprecheri Pallas Rhætica. Basil. 1617. 4. Ldr. 1 Fr. 2 Bz.

Stumpfs (Joh.) Gem. Eydsgnoſchaft chronikwürdiger Thaten Beſchreibung. Zürych 1586. Schwldr. 4 Fr.

Talnerii opus mathematicum, colon. agr. 1562 Fol. m. Holzſchn. Perg. 2 Fr.

Testamentum vetus ex versione 70 Interp. cura Breitingeri, Tiguri 1730. 4. 4 Vol. ungeb. 6 Fr.

Thuleri Opera interprete L. Surio. Colon. 1553. Fol. Schwldr. 1 Fr. 6 Bz.

Vassor (mich. le) histoire du regne de Louis XIII. Amsterd. 1701 — 11. 10. Tom. 13 Vol. 8. Frzb. 10 Fr.

Wolfs (J. J.) Geſchichte der Jeſuiten. Zürich 1789 — 93. 8. 4 Bde. Cart. die zwei erſten beſchmutzt 1 Fr. 6 Bz.

Zahn oculus artificialis teledioptricus. Herbipoli 1685. Fol. m. Kupf. Perg. 3 Fr.

Briefe und Geld erbittet man ſich Franko. Wer für mehr als zehen Franken nimmt, erhält 10 pr. Rabatt.

Solothurn im November 1809.

R. Gluz Blozheim, Bibliothekar.

In den Joſ. Ant. Gößhartiſchen Buchhandlungen in Bamberg und Würzburg iſt neu erſchienen und an alle gute Buchhandlungen verſendt.

Beſchreibung, kurze, der Künſte und Handwerker. Ein Anhang zu dem allgemeinen Leſebuche, für den Bürger und Landmann, von Paulus und Manuert. 8. 12 kr. oder 3 Gr. Das Hundert 12 fl. oder 8 Rthlr. baar.

Beiſpiele von Volkstugenden auf alle Tage des Jahrs zum Unterricht der Jugend und des gemeinen Mannes 2 Theil. 8. 72 Bogen 1 fl. 15 oder 20 Gr. Das Dutzend 12 fl. oder 8 Rthlr. baar.

Buſch, (G.) Beicht- und Komunion-Büchlein für die katholiſche Jugend. 12. 6 kr. oder 2 Gr. Das Hundert 5 fl. oder 3 Rthlr. 8. Gr. baar.

Elementarbuch, für den erſten Schulunterricht in der Geographie aus dem allgemeinen Lehrbuche von Paulus und Mannert beſonders abgedruckt. 8. 12 kr. oder 3 Gr. Das Dutzend 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. baar.

Feldiger, von, Kern der bibliſchen Geſchichte des alten und neuen Teſtaments. Neu verb. Aufg. 8. 15 kr. oder 4 Gr. Das Hundert 20 fl. oder 13. Rthlr. 8 Gr. baar.

Goffines, chriſtkatholiſches Unterricht- und Erbauungsbuch für alle Sonn- und Feiertage des katholiſchen Kirchenjahres, ganz neu bearbeitet duro einen katholiſchen Pfarrer in Franken, gr. 8. 1 fl. 15 kr. oder 20 Gr. Das Dutzend fl. 12 oder 8 Rthlr. baar.

Harmonie der neueſten Baieriſchen Eheſcheidungs-Geſetze mit Schrift und Grattive. Eine freimüthige Abhandlung von ein Katholiken. gr. 8. 4½ kr. oder 12 Gr.

Keetschmann, (Th. von) Hof und Staat. Eine Zeitſchrift in zwanglosen Heften. 1r und 2r Bd. gr. 8. 6 fl. oder 4 Rthlr.

Manzoldt, Erhard, Leſebuch für Lehrjungen und Geſellen. 8. 1 fl. oder 16 Gr. Das Dutzend 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr. 12 Gr. baar. Enthält: Geſchichte der Handwerker in Deutſchland, der entſtandenen Handwerksgebräuche und Ordnungen, des blauen Montags. Ehemalige Misbräuche in Behandlung der Lehrjungen. Pflichten gegen Lehrherren und Meiſter. Verhaltungs-Klugheits- und Vorſichtsregeln im Umgange mit Nebenlehrjungen und Geſellen, auf Wanderſchaften und Reiſen zu Waſſer und zu Lande. Geſundheitsregeln für Reiſende. Verhalten in Krankheiten auf Reiſen, einige Heilmittel beym erſten Anfall derſelben. Witterungsſtunde, Sittenlehren. Liebe. Verzeichnis merkwürdige Orte in und auſſer Deutſchland, deſſen, was ein reiſender Handwerker und Künſtler dort zu bemerken hat Wandertabellen. Reiſerouten. Entfernung einiger Städte von einander. Gangbare Münzen, Maaße, Gewichte in und auſſer Deutſchland. Rechnungstabelle. Anweiſung zu Briefen, Konto, Quittungen. Erfindungen verſchiedener Gegenſtände. Erklärung der Künſtlern und Handwerkern vorkommender Wörter. Verhalten eines Geſellen bei der Rückkehre in ſein Vaterland, vor und nach der Standesveränderung. Warnung vor zu frühen Heirathen und Meiſter werden. Vermächtniß eines Vaters an ſeinen in die Fremde gehenden Sohn. Wandergeſchichten.

— — Kathechismus oder leichtfaßlicher Unterricht für Kinderdernärterinnen. Auch allen guten Aeltern gewidmet, denen daran gelegen iſt, nicht nur geſunde ſondern auch gutgeartete Kinder um ſich zu haben. 8. 30 kr. oder 8 Gr. Das Dutzend 4 fl. oder 2 Rthlr. 16 Gr. baar.

Roxaumont von Sacy, Geſchichte des alten und neuen Teſtaments nebſt erbaulichen Erklärungen aus den Schriften von H. Kirchenväter zur Bildung der Sitten in allen Ständen. Neu bearbeitet. 8. 53 1/2. Bogen. 42 kr. oder 10 Gr. Das Dutzend. 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr. 18 Gr.

Vogels, (M.) kurzer Begriff der nothwendigſten Gebete eines katholiſchen Chriſtens. 12. 12 kr. oder 3 Gr. Das Hundert 12 fl. oder 8 Rthlr. bar

Wagners, Joh. Jak., (Profeſſor in Würzburg) Theodicee 8. 1 fl. 45 kr. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

In dieſem Werke löſt der Verfaſſer auf ſeine Weiſe das alte Problem von dem Urſprunge des Uebels, das ſeit Leibnis ſo viel als aufgegeben dalag. Zualeich wird hier die neue Geſtalt der geſammten Wiſſenſchaft, welcher unſere Zeit mit großen Schritten entgegen eilt, in beſtimmten Zügen vollſtändig bezeichnet. Dem Kundigen wird es nichts unerwartet ſeyn, wenn geſagt wird, daß dieſe Schrift eine Theorie des Schickſals enthalte.

Digitized by Google

Miszellen für die Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 101. — den 20 Dezember 1809.

Miszellen aus Berlin.

Vortheilhafte Wirkungen der nahen Rückkunft des Königs. Stockjobbers. Fabriken. Handel von Königsberg und Berlin. Liedertafel. Vorlesende Gelehrte.

Endlich sind auch die Unglaubigsten überzeugt, daß der König wirklich nach seiner Residenz zurückkehren wird. Ein großer Theil seiner, der Königin und der Prinzen Effekten sind schon von Königsberg angelangt. Der König wird, wie allen Autoritäten offiziell angezeigt worden, unfehlbar den 23 d. in Berlin eintreffen. — So viel man bis jetzt weiß, wird der Stadtrath dem Könige bis Heiligensee, ungefähr eine Meile von Berlin, entgegen gehen; in dessen Begleitung wird sich eine Anzahl junger Mädchen befinden, die Königin zu begrüßen. Ausserdem ist den Kaufleuten, Schützengilden, Schlächtern und den übrigen Korporationen anheim gestellt, den Einzug des Königes zu unterstützen. Der Eintritt des Königes, welcher an der Spitze seiner Garden erfolgen wird, soll ausserdem noch durch hundert Kanonenschüsse und durch das Läuten aller Glocken solemnisirt werden. Die Bürgergarde wird sich in Parade vor dem Schlosse aufstellen und dort den König empfangen. Abends wird im großen Opernhause Glucks Iphigenia in Aulis gegeben.

Jeder sieht übrigens in der Rückkehr des Königes und der Regierung überhaupt für Berlin eine bessere Zeit aufgehen, und das darf auch nicht befremden, da Berlin der Ort ist, dessen Einrichtungen und Verkehr so innig mit der Organisation der Regierung und des Hofes verknüpft ist. Dazu kommt noch, daß die Glaubiger des Staats vorzüglich in Berlin leben, und diese mit der Rückkehr des Königes zum wenigsten eine günstige Aufklärung über ihr Schicksal erwarten dürfen. Man will bestimmt wissen, daß noch vor Ankunft des Königes etwas über das Staatsschuldenwesen vom Finanzministerium bekannt gemacht werden wird. Soviel ist gewiß, daß hinter dem Bankgebäude seit mehrern Wochen ein Bureau im Gange ist, dessen Employés durch einen Eid Verschwiegenheit geloben mußten. Man weiß indessen soviel gewiß, daß Formulare zu einem Staatspapiere angefertigt werden. Man vermuthet, daß eine Anzahl Staatspapiere unter dem Namen Domainenscheine angefertigt werden, weiß aber im entferntesten nicht, wie und auf welche Art sie in das Publikum gebracht werden sollen.

Durch die unvermuthet bestimmte Ankunft des Königes ist wieder eine große Revolution unter unsern Stockjobbers erfolgt. Ein großer Theil derselben hat bei dem niedern Standpunkte von 35 Prozent, den die Papiere hatten, und bei der Ungewißheit, die über des Königs Rückkehr allgemein herrschte, sich verleiten lassen, darauf zu spekuliren, daß die Staatspapiere in einigen Monaten noch niedriger gehen würden; und sie verschlossen daher vor mehrern Monaten große und bedeutende Summen jetzt zu 33 bis 34 Prozent zu liefern. Die durch den Wiener Frieden plötzlich veränderte Lage unsers Hofes und die Nachricht von dessen Rückkehr zu uns, brachte aber die Staatspapiere und vorzüglich Tresorscheine auf 72 Prozent, und die großen Stockjobbers mußten alle das Weite suchen. Einer davon ging in seiner Verzweifelung so weit, daß er durch einen Pistolenschuß sein Leben endete.

Daß es überhaupt mit unsern Finanzen besser gehen wird, als man vermuthet, läßt sich beinahe daraus folgern, daß der General-Indult, der bis zum Febr. 1810 noch zu laufen hat, nicht verlängert werden soll. Man wird unfehlbar

Digitized by Google

den vielen Kündigungen dadurch zuvorkommen, daß man einen höhern Zinsfuß gestatten wird; so sollen die Coupons der kurmärkischen Pfandbriefe, statt bisher getragener vier Prozent, mit dem nächsten Quartal auf fünf Prozent ausgefertigt werden.

Mit der Rücksicht des ganzen Hofes und der hohen Beamten nach Berlin hofft man auch dem Werthe der liegenden Gründe aufgeholfen zu sehen. Der industriöse Zweig Berlins hat unendlich wieder an Flor zugenommen. Bloß an Baumwollenstühlen, deren Zahl während der Gegenwart der Franzosen in Berlin auf 1500 reduzirt war, sind jetzt wieder 3500 im Gange. Indeß ist keineswegs daran zu denken, daß das Fabriksystem wie bisher beibehalten werden wird. Vielmehr liefet man schon seit einiger Zeit in den hiesigen öffentlichen Zeitungen, daß die Kaufleute ihre mit französischen, schweizerischen und andern ausländischen Waaren neu ausgestatteten Waarenlager empfehlen.

Der Königsberger Handel ist jetzt ebenfalls sehr blühend, und auch für die Regierung sehr einträglich. Eine unermeßliche Quantität von Kolonialwaaren, welche die neutralen Schiffe dahin gebracht, haben Kaufleute aus allen Weltgegenden dahin gezogen. Die letzten Briefe erwähnen, daß sich an vierhundert bedeutende Spekulanten eingefunden, wovon mancher bereits an Akzise- und Zollabgaben gegen 30,000 Thaler erlegt haben soll. — Hingegen ist die letzte Frankfurter Martini-Messe sehr schlecht ausgefallen. Man vermuthet, daß die meisten Einkäufer ihren Einkauf beschränkt haben, da es gewiß ist, daß zur nächsten Reminiscere-Messe die Importation und der Verkauf aller ausländischen Waaren frei gegeben wird.

Obgleich man der schon vorlängst erwarteten Auflösung des Sequesters bisher vergebens entgegengesehen hat, so berechtigt doch ein Artikel der Posener Zeitung vom 18 Nov. 1809, worin die aus den Mitgliedern des Appellationsgerichts des Herzogthums Warschau zusammengesetzte Kommission zur Abtheilung der Bayonner Summen, bekannt macht, daß sie am 7 Nov. ihre Verhandlungen angefangen, daß in Hinsicht dieses Gegenstandes bald etwas Entscheidendes erfolgen wird.

Seit einiger Zeit ist man sowohl hier als in den Provinzen mit Stempelung derjenigen durchbrochenen goldenen und silbernen Gefäße beschäftigt, welche von der Stempelung ausgenommen waren. Die Stempelung geschieht jedoch gratis, und zwar bloß, weil die Goldarbeiter die neuen Arbeiten der Art nicht vor dafür gezahlten Stempel ihren Käufern ausliefern dürfen.

Bisher sind alle hier eingerückten Truppen bei den Bürgern in Quartier gelegt worden. Mit der reitenden Artillerie ist der Anfang gemacht worden, und dieses Korps hat bereits vor einigen Tagen ihre vor einigen Jahren erbaute schöne Kaserne vor dem Oranienburger Thore bezogen.

Jüngsthin ward hier in öffentlichen Blättern bekannt gemacht, daß das Militär in Hinsicht der Zivilsachen mit dem Bürgerstand ein Forum künftig hat. Doch ist in Betreff injuriöser und criminneller Klagen dem Militär sein eigenes Gericht vorbehalten worden. Ein Umstand, der hier von vielen Seiten gemißbilligt worden.

Mehrere sonderbare Vorfälle, die sich hier ereignet, sind seit einiger Zeit das allgemeine Stadtgespräch gewesen. Ein gewisser Wredow, der bei der Salzkasse angestellt war, hat Mittel gefunden, mit der bedeutenden Summe von 30,000 bis 40,000 Thalern Staatsgelder davon zu gehen. Man hat ihn mit Steckbriefen verfolgt, ist aber bis jetzt seiner nicht habhaft geworden. Man verübelt es sehr dem Chef dieses Departements, daß er dieses Subjekt einesolchen Vertrauens würdigte, da derselbe sich schon vormals eines Kassendetrugs schuldig gemacht, deshalb in Untersuchung war, und mehrere Jahre auf die Festung zu kommen kondemnirt gewesen. — Der zweite Vorfall ist die Entdeckung einer an dem Kriegsrath Eberhardi geschehenen Vergiftung. Ein gewisser Baron v. Essen, der sich hier für einen Sächsisch-Rudelstädtischen Oberforstmeister ausgab, und in die besten Häuser Zutritt hatte, hat sich dieser abscheulichen That verdächtig gemacht. Er ist bereits eingezogen und einer strengen Untersuchung unterworfen. Man ist sehr begierig, wie sich diese räthselhafte Begebenheit auflösen wird.

Die in mehrern Blättern aufgenommene Nachricht, daß hier ein offizielles Blatt unter Leitung Adam Müllers erscheinen wird, ist noch viel zu voreilig verbreitet worden.

Die Zahl der mancherlei hier bestehenden feientischen und künstlerischen Klubbs ist jüngsthin noch durch einen vermehrt worden, der sich unter dem sonderbaren Namen: die Liedertafel, angekündigt. Jedes der Mitglieder muß die Fähigkeit besitzen, entweder ein Lied dichten, oder komponiren und absingen zu können. Die Mitglieder kommen alle Woche einmal zusammen, und rezitiren und singen bei einer frohen Mahlzeit ihre Produkte ab, wo alsdann über ihren Werth entschieden wird. Das Institut kann an Interesse gewinnen, da unser Zelter an dessen Spitze, als Direktor, stehen soll.

Die Zahl unserer vorlesenden Gelehrten hat sich seit kurzem ziemlich verstärkt. Der berühmte Philolog Wolff hält ein Publikum in lateinischer Sprache: Ueber das komische Drama der Griechen, mit Erläuterungen über den Aristophanes. Er hat ein bedeutendes Auditorium, das sich im Heinrichschen Palais, wo ein Lokale förmlich zum akademischen Hörsaal eingerichtet worden, wöchentlich einmal versammelt. Ob die Zuhörer, deren man sechzig zählt, alle den großen Lehrer zu fassen fähig sind, läßt sich, da er sein Talent gratis preis gibt, nicht berechnen. — Ausserdem hat neuerdings Doktor Mann Vorlesungen über deutsche Metrik angekündigt, woran er zugleich unsere Damen Theil zu nehmen auffordert. Nach seinem dem berlinischen Publikum mitgetheilten Anschlagezettel zu urtheilen, wird er nach Klopstockschen Grundsätzen die Metrik vortragen, und es steht daher zu erwarten, daß unsere Damen nicht bloß an Sonetten und Stanzen, sondern auch an Hexametern und andern antiken Silbenmaßen ihr Talent zu üben beginnen werden. — Auch Schleiermacher hat mehrere Kollegien über einige Zweige des theologischen Wissens zu lesen angekündigt.

Ueber den Genainge Wasendet, oder die Finanzen des türkischen Reichs.

(Beschluß.)

Enderin-Kiaghid-Eminy ist Chef im Bureau, welches Rechnung von dem Belauf führt, der dem Miri aus der Pachte der Lehen, Zölle und andern Mukatas eingeht.

Maligeh-Teskiteredgi ist Chef der Kammer der liegenden Gründe, welcher Rechnung über den Ertrag der Pacht führt, die beim Miri von den Malikianes eingeht.

Digitized by Google

Es iſt hier der Ort, den Unterſchied zwiſchen Mukata und Malikiane, von welchem der Prinz Kantemir keine deutliche Erklärung gegeben, einzuſchalten. — Mukata iſt ein Lehen, welches der Miri dem Meiſtbietenden auf eine gewiſſe Zeit verpachtet; Malikiane aber iſt ein Lehen, welches auf Lebenszeit weggegeben wird, und dem Miri erſt nach dem Tode des Feudatarius zufällt. Während ſeines Lebens behält der Pachter, gegen Erlegung gewiſſer beſtimmter Abgaben, welche ihm auch nicht erhöht werden können, den Ertrag der Lehen. So iſt es nicht bei dem Mukata, wo der Miri oft die Pacht erhöht, oder den Pachter vor Ablauf der Pacht abſetzt.

Der Defterdar-Muktadgiſi iſt Chef der Kammer, wo die Berats oder Lehendiplome angefertigt und die Vorſtellungen ausgefertigt werden, welche der Defterdar dem Viſir, die Angelegenheiten der Defterdarie betreffend, zu machen hat.

Tarif-gi-Havadgeſi-Effendi, Chef des Bureau, wo die Berats und die Befehle der Defterdarie datirt werden.

Maden-Mukatadgi, Chef der Zoll-Abgaben und der Ausfuhr, welche den Unterthanen des Großherrn bewilligt werden.

Der Bemedar-Bachi iſt der Kaſſirer, welcher alles Geld, das in den Treſor eingeht, ein- und ausgibt.

Der Baſch-Baki-Kali iſt der Executionsbeamte, welcher durch Gefängnißſtrafe die Schuldner des Miri zwingt, ihre Schuld demſelben abzutragen.

Dies iſt nun eine genaue Aufzählung von den verſchiedenen Bedienungen und Departements, welche Beziehung auf die Finanzen haben; doch gehören hierher noch einige Bemerkungen über den Geſchäftsgang in dieſen Verwaltungszweigen.

Von dem, was man Bilanz und Deficit heißt, iſt nie bei denen, welche die Finanzen des türkiſchen Reichs verwalten, die Rede. Die Rechnungen müſſen mit Klarheit und Kürze geführt werden, um ſie auf Verlangen dem Sultan oder Großvezir vorlegen zu können; und man will ſogar beſtimmt wiſſen, daß Einnahme und Ausgabe jedes Jahr dem Großherrn in der beſten Ordnung auf wenigen Blättern Papier überreicht wird.

Die Türken haben eine eigene Gewandtheit in ihrer Rechnungsführung. Die weitläuftigſten und verwickeltſten Berechnungen, zu welchen man ſonſt mehrere Bogen Papier braucht, werden bei ihnen auf kleine Streifen Papier in wenige Linien zuſammengedrängt, wo zugleich alle Winke und Erörterungen, und das mit der größten Beſtimmtheit, vorgefunden werden. Man hat eine eigene Schrift für die Rechnungsführung, welche nicht bekannt iſt, und in Abkürzungen und konventionellen Zeichen beſteht, die ſehr nett und einfach ſind. In der größten und weitläuftigſten Rechnung findet man nicht mehr Raum auf dem Papier leer gelaſſen, als nöthig iſt, die Buchſtaben zu unterſcheiden.

Die erſten Stellen des Staats werden in dieſen Rechnungen nach einer alten Norm in verſchiedenen Artikeln und Benennungen, und zwar mit Einwilligung des Großherrn, aufgeführt. Man kann ohne ſeinen Befehl und ohne die nöthigen Formalitäten keine neuen Stellen der Art ſchaffen, und es wird in der Hinſicht ſo viel darüber geſtritten und geſprochen, daß es ſehr ſchwer wird, eine neue Ausgabe in den Etat aufzubringen, um ſo mehr, da es der Vortheil des Defterdars iſt, ſie ſofort zu ſtreichen.

Der Schatzmeiſter des Reichs kann nicht einen Asper, ohne die mehrmalige Unterſchrift des Viſirs und die gehörigen Formalitäten, verwenden.

So kann auch der Großvezir, trotz aller ſeiner Macht, nicht über die kleinſte Summe disponiren, wenn nicht ſelbſt ſein Befehl mit allen Formalitäten ausgefertigt wird, welche zur Auszahlung vorgeſchrieben. Daher iſt es auch ſelten oder gar nicht der Fall, daß der Vezir nach eigenem Gefallen und noch weniger zum eigenen Vortheil die öffentlichen Gelder verwendet.

In dem Schatzmeiſteramt werden die Rechnungen und die Befehle zur Auszahlung, und zwar auf kleine Zettel und in der Form, wie es die frühern Verordnungen vorſchreiben, ausgeſtellt und eingetragen, durch welche die Auszahlung einer Summe bewerkſtelligt wird. Dieſer Zettel wird dem Defterdar vorgelegt, welcher ſeine Bemerkungen darüber macht, und ihn dem ihm untergeordneten Bureau zuſendet, um ſie zu vereifzten und zu kontroliren.

Nach allen dieſen Formalitäten und Bewilligungen des Defterdars überreicht man den Zettel dem Vezir, welcher mit einem ihm eigenen Federzug ſein „Sah“ oder ſeine Unterſchrift darin ſetzt. Vor der Zahlung muß der Vezir noch einmal unterzeichnen, und alsdann fügt der Defterdar noch ein Zeichen hinzu, wodurch die Zahlung anbefohlen wird. Wenn der Defterdar ſchikaniren will, ſo können ſeine Bemerkungen ins Unendliche gehen, und es geht keine Rechnung durch, die er nicht, ſo gut wie der Vezir, wenigſtens zweimal zeichnet.

Dies iſt Alles, was ich in Hinſicht der Finanzen der Türken zu der Zeit, als ich unter ihnen lebte, habe erfahren können. Ich ſchmeichele mir, nichts überſehen zu haben, und wünſche, daß dieſe Bemerkungen einiges Intereſſe für die gelehrte Geſellſchaft haben mögen, der ich ſie vorleſen zu laſſen mir die Freiheit genommen habe.

Militäriſche Züge der Franzoſen aus den letzten Kriegen.

Einzelne Züge aus dem franzöſiſch-öſterreichiſchen Kriege 1805.

Als der franzöſiſche Kaiſer zu Zuſmershauſen die Dragoner die Revue paſſiren ließ, ließ er ſich einen gewiſſen Marente, Dragoner im vierten Regiment, vorſtellen. Er war einer der Tapferſten in der Armee. Bei dem Uebergang rettete er ſeinen Kapitän, der ihn wenige Tage zuvor der Unterſchlagung entſetzt hatte. Der Kaiſer gab ihm den Orden und belobte ſeinen Edelmuth. Der Biedere entgegnete: „Ich that nur meine Pflicht; mein Kapitän kaſſirte mich wegen ein Paar Dienſtfehlern, übrigens weiß er, daß ich immer ein braver Soldat war.

Der Colonel Maupetit machte an der Spitze des neunten Dragonerregiments in dem Dorfe Wertingen eine Charge. Tödtlich verwundet ſagte er im Sterben: „Laßt den Kaiſer wiſſen, das neunte Dragonerregiment ſei ſeines Ruhmes werth; es habe mit dem Ruf: Es lebe der Kaiſer! angegriffen und geſiegt.“

Brard, einem Soldaten des 76 Regiments, ſollte der Schenkel abgenommen werden. Unter den Vorbereitungen zur Operation ſagte er zum Chirurgen: „Ich weiß, daß ichs nicht überlebe; doch ein Mann weniger hindert mein Regiment nicht, mit geſalltem Bajonett in den Feind zu dringen.“

Einem Marechal de Logis vom achten Dragonerregiment wurde die Hand weggeſchoſſen. Er ſagte, als der Prinz Murat eben vorbeiritt: „Meine Hand dauert mich, weil ſie unſerm tapfern Kaiſer nicht mehr dienen kann.“

Digitized by Google

Züge aus dem französischen und preußisch-russischen Kriege, in den Jahren 1806 und 1807.

Als Napoleon am Tage nach der Schlacht bei Eilau das Schlachtfeld besuchte, um für die Verwundeten zu sorgen, richtete sich bei seinem Anblick ein junger Litthauer Husar auf, dem eine Kugel das Knie weggerissen hatte, und sprach zu ihm mit edler Zuversicht: „Cäsar, du willst, daß ich lebe; man heile mich, dann diene ich dir treu, wie ich Alexandern diente."

In der Schlacht bei Heilsberg, am 10 Juni 1807, kam der Großherzog von Berg in dem Augenblick zu der Linie der dritten Kürassierdivision, wo das schöne Kürassierregiment eine Charge gemacht hatte. Der Colonel d'Avenay, Kommandant des Regiments, zeigte dem Großherzog mit den Worten voll edelm Stolzes seinen blutriefenden Säbel: „Prinz, lassen Sie mein Regiment die Revue passiren, Sie werden unsere Säbel alle wie meinen finden."

Nach dem Pregelübergang, Wehlau gegenüber, ward ein Tambour von einem Kosaken angegriffen; er warf sich auf die Erde nieder. Der Kosak ergreift seine Lanze, um ihn zu durchbohren; dieser zieht, ohne die Geistesgegenwart zu verlieren, die Lanze an sich, entwaffnet und verfolgt den Kosaken.

Man wird ewig den Heldenmuth des Chevaliers d'Affas bewundern, dessen Opfertod die französische Armee einst rettete. Er lebte, bei der Belagerung von Danzig, wieder auf. Fortunas, Gemeiner im zwölften leichten Infanterieregiment, drang, beim Angriff einer Weichselinsel, vor, und fand sich plötzlich mitten in einer Kolonne Russen, die den Franzosen zurieſen: „Schießt nicht, wir sind Kameraden!" — Fortunas rief, in der höchsten Todesgefahr: „Schießt zu, schießt zu; es sind Russen!"

D'Haupoult.

Als Kleber eine Armee in Deutschland kommandirte, erhielt der General d'Haupoult Ordre zu einer starken Rekognoszirung und zu Vertreibung des Feindes aus dem Dorfe Weltruck. Er hatte nur drei Chasseurregimenter. Alles, was sich ihm in den Weg stellt, wird geworfen, er rückt bis auf die Höhen des Dorfes vor; dort entdeckt er ein Lager von 20,000 Mann. Er stürzt, ohne den Oesterreichern Zeit zu lassen, seine geringe Stärke wahrzunehmen, mit Wetterschnelle auf sie los, und zwingt sie, ihre vortheilhafte Position zu verlassen.

Als eben in der Schlacht bei Eilau der Sieg die französischen Fahnen zu krönen begann, wurde d'Haupoult durch einen Flintenschuß tödlich verwundet. Seine Waffengefährten trugen ihn vom Schlachtfelde weg; ihre Thränen waren Zeugen ihrer Liebe zu ihm.

D'Haupoult starb nach fünf Tagen. Als er verwundet ward, war er ganz von Geld entblößt. Der Großstallmeister Caulaincourt war sein Herzensfreund. Der Sterbende bat ihn, über seine Pferde zu verfügen, und den Betrag zu Zahlung seiner Schulden zu verwenden, und beschwor ihn, bei seinem unerzogenen Kinde Vaterstelle zu vertreten. Sein letzter Wille ward pünktlich erfüllt; Caulaincourt zeigte sich der Freundschaft des gefallenen Helden würdig.

Napoleon ließ die bei Eilau eroberten Kanonen zu einer Statüe von Bronze verwenden. Sie stellt d'Haupoult in Kürassierrüstung vor, wie er am Tage der Schlacht erschien, und ziert die Hauptstadt, als ewiges Denkmal seines Heldenruhms.

v. Haupt.

Variétäten.

Aus Deutschland.

— * Das Programm, mit welchem vorigen Monats der einsichtsvolle Professor Dr. Harl die Generalversammlung der „kameralistisch-ökonomischen Societät" in Erlangen einlud, und welches den Titel führt: „das Finanzlocal und die Methode seiner Realisation", ist nicht in den Buchhandel gekommen; einzig aber in der That eine Zier, die in Ministerien und Administrationen in Umlauf zu kommen verdiente. Es ist dies der Gedanke: „daß zur Einführung eines vollkommenen Finanzsystems die wichtigste Bedingung eine General-Finanzstatistik sei, welche alle ökonomische Aufschlüsse von dem Lande und seinen Bewohnern gibt, und erst die Eintheilung und Verbesserung aller Zweige der Finanzwirthschaft möglich macht." Denn Männer können wir es doch nicht, daß unsere meisten Finanziers so ziemlich in der Art des türkischen Genaine Wesender operiren, und eben darum ihre Anstalten, System und Finanzoperationen so oft abändern müssen, weil sie das Feld, welches sie zu bewirthschaften haben, viel zu wenig speciell kennen. Wie lange noch sollen aber die Völker Opfer, oft politischer und militärischer, dann ausschließlich staatswirthschaftlicher Theorien sein?

Hinsogen die Bemühungen einer solchen General-Finanzstatistik in der Kurfürstlichen ist mit großem Schwierigkeiten verknüpft, als der diese Entwurf dazu (das Schema einer Vermögensstatistik in Nr. 147 des allgem. kameralistischen Correspondenten könnte als ein Zapuel daraus angesehen werden). Vielleicht theile uns der verdienstreiche Hart in seinem angekündigten „vollständigen Handbuch der Staatswirthschafts- und Finanzwissenschaft" genügende Anweisungen darüber mit; oder eine höhere Behörde ordnete ihn zur Realisation des glücklichen Gedankens auf.

Aus Italien.

— Die in der Insel Corfu, des Alterthums Corcyra, etablirte jonische Akademie kündigte in ihrer Sitzung am St. Napoleonstage (15 August) an, daß sie nach des alten Griechenlandes Weise alle vier Jahre verschiedene „olympische Preise" zur Wiederbelebung der Wissenschaft und Kunst debretirt habe. An solchem olympischen Feste soll dem der Preis zuerkannt werden, der in neugriechischer Sprache das beste Werk während der letzten vier Jahre schrieb, oder aus einer fremden Sprache, vorzüglich aus der französischen, am trefflichsten neugriechisch übersetzte.

Der Ölbaumkranz, mit welchem der Sieger öffentlich gekrönt werden soll, wird als Trophäe in der Akademie aufgehangen, nebst den Verzeichnissen seines Namens, Werkes und Vaterlandes. — Die erste Preisertheilung geschieht am 15 August des Jahres 1812, welches das erste Jahr der 648 Olympiade des alten Griechenlandes sein würde, wenn Altgriechenland fortgedauert hätte.

Der Preis besteht in einer Medaille mit Napoleons Bild und der Inschrift: „Napoleon Wohlthäter und Beschützer" (dies ist das gewöhnliche Siegel der Akademie). Die Kehrseite hat zur Legende: „Dem Genie die Akademie dankend." Die unsichtbar wird den Namen des Gekrönten und seines Werks, so wie die Zahl der Olympiade enthalten. Die Medaille wird übrigens — von Silber sein. Denn eisern waren zu auch Sparta's Münzen.

Diese merkwürdige Kundmachung der jonischen Akademie ist auch schon ganz antik datirt; nämlich: „Corcyra Jahr 1 der 647 Olympiade."

Die resp. Abonnenten für die Miszellen der neuesten Weltkunde werden hiedurch benachrichtigt, daß diese Zeitschrift auch im künftigen Jahre 1810 fortgesetzt wird; man beliebe sich also dafür bei den löblichen Postämtern und den bekannten Buchhandlungen frühzeitig zu abonniren, um in der Versendung keine Unterbrechung zu leiden.

Digitized by Google

Miszellen

für die

Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 102. — den 23 Dezember 1809.

Notizen zur Geschichte des französisch-österreichischen Krieges vom Jahre 1809.

(S. Weltkunde Nr. 87.)

I.

Zur Geschichte des Tiroler Aufruhrs.

Tirol, ein kleines Gebirgsland in der Alpenkette zwischen Italien, Deutschland und der Schweiz, welches auf einem Flächenraum von 443 1/2 Geviertemeilen, oder in 21 Städten, eben so vielen Flecken, und 3665 Dörfern eine Bevölkerung von 620,854 Seelen beherbergte, stand schon im Mittelalter unter Baierns Fürsten; kam im J. 1363 an das Haus Oesterreich, und im J. 1805 durch den Preßburger Vertrag wieder an Baiern zurück.

Der greuelvolle Aufruhr eines Bergvolks, welches die von den Vätern ererbten Sitten, Vorurtheile und Lebenseinrichtungen höher, als das Leben selbst schätzt, seinen Aberglauben jeder Weisheit vorzieht, und in blauer Unbändigkeit des Freiheitsstolzes zahm den Leitungen schlauer Seelenhirten zu folgen gewohnt ist, machte in der Geschichte des letzten Krieges der Oesterreicher die blutigste Episode.

Ein Unbekannter hat in einer kleinen Schrift: „Tirol und die Tiroler im J. 1809. Ein Beitrag zur Karakterschilderung unserer Tage (Nürnberg, 1810)“, die vorzüglichsten Thatsachen zur Geschichte dieser Episode gesammelt; viele aus öffentlichen Blättern, manche aber doch, wie es scheint, von Augenzeugen. Auch wird Hoffnung zu einer Fortsetzung gemacht, die gewiß mit gleichem Interesse, wie der Anfang, gelesen werden wird. Das Verdienst des Herausgebers um die Geschichte wird in gleichem Verhältniß steigen, wie er mit kritischer Sorgfalt das Erzählte auswählt, und die Quellen nennt, aus denen er zu schöpfen ging.

Wir theilen unsern Lesern (nicht allen wird die Broschüre zur Hand kommen) das Wesentliche der Erzählung mit.

Erste Periode. Ausbruch der Insurrektion.

In eben der Zeit, da der Erzherzog Karl die Oesterreicher im April 1809 über den Inn führte, schickte er den Feldmarschall-Lieutenant v. Chasteler durch das Pusterthal ins Tirol, der das Volk zum Abfall von Baiern ermahnte. Das Pusterthal eilte willig zu den Waffen, und griff die baierische Besatzung am 10 April an, da sie die Brücke bei St. Lorenz über der Eisak abbrechen wollte. Ueber die Eisak getrieben, verfolgt, umzingelt von den Schwärmen des Landsturms, wehrte sich das Häuflein der Baiern mit verzweifeltem Muthe. Zwei Bataillons ihres Königs, die von der Stadt Brixen zur Hilfe herbeieilten, und eine Kolonne von 3000 Franzosen, die aus Italien nach Deutschland im Marsch begriffen war, verstärkten die müde Schaar am zweiten Kampftage; aber aus Kärnthen her kam das Armeekorps des Feldmarschall-Lieutenant Chasteler zu gleicher Zeit den Bauern zu Hilfe. Nun der Uebermacht weichend, warfen sich Baiern und Franzosen ins Städtlein Sterzingen, an der Eisak gelegen. Die Tiroler ruhten auch hier nicht. Ein frischer Landsturm von Passeyer und Sarentheim im Etschviertel brachte neuen Muth. Ein gewisser Andreas Hofer, der Sandwirth genannt, von Passeyer, war der wilden

Schwärme Anführer. — Sterzingen ward von den zuchtlosen Aufrührern in ungeheurer Menge umschwärmt. Die geringe Zahl der Baiern leiſtete noch den dritten, noch den vierten Tag Widerſtand; dann aber, zum Theil ohne Munition, zum Theil getödtet, verwundet, aus allen Winkeln, von allen Höhen beſchoſſen, ergaben ſich die Tapfern.

Dies war der Anfang des Tiroler-Aufruhrs.

Am 11 April hatte auch das Ober- und Unter-Innthal die Fahnen des Aufruhrs aufgepflanzt. Ein gewiſſer Major Teimer ward hier der Anführer der Inſurrektion. Die Sturmglocken heulten weit umher. Die zuſammenſtrömenden Bauern drängten erſt die einzelnen Pikets um Innsbruck her zurück, denen die baieriſche Garniſon aus dieſer Stadt umſonſt Beiſtand leiſtete. Man kämpfte tief in die Nacht hinein. Den folgenden Tag beſtürmten die Rebellen in zahlloſer Menge die Stadt ſelbſt; in allen Straßen ward gefochten. Der tapfere Oberſt Ditfurt, welcher die Garniſon befehligte, hatte nur zwei Bataillons Infanterie, eine Eskadron Dragoner und vier Kanonen. Er wurde überwannt. Aus allen Häuſern ward geſchoſſen; in den Kirchen gefochten. Ditfurt fiel unter einer Menge von Wunden. Jetzt erſt wichen

am Ende doch immer schlecht, wenn sie nicht über das Mittelmäßige emporgehen.

Des Länder- und Völkerkundigen E. A. W. von Zimmermanns Taschenbuch der Reisen, oder „unterhaltende Darstellung der Entdeckungen des achtzehnten Jahrhunderts," vollendete in der zweiten Abtheilung des achten Jahrganges die Darstellung des russischen Westasiens, eben so anziehend, so sachvoll, so mannigfaltig, wie wir es von den frühern Bänden gewohnt waren, reich an neuen Ansichten oder Vergleichungen und mit belehrenden Kupferstichen ausgeschmückt. Unter allen Taschenbüchern der Deutschen ist vielleicht keines, welches den so ganz eigenthümlichen Ruhm erworben, das nützlichste für den Jüngling zu sein, der die Welt und die Menschen aller Zonen kennen lernen will, und das unterhaltungsreichste für den Ernst des denkenden Mannes.

Auch das zweite Bändchen von Laborde's „malerischer und historischer Reise in Spanien", womit Gerhard Fleischer der jüngere die deutsche Litteratur bereichert, verdient in dieser dessen Reihe zu glänzen. Vierundzwanzig herrliche Kupfertafeln von Meistern in der Kunst machen dies Taschenbuch zum prachtvollsten unter allen seines Gleichen, und zaubern uns in die romantisch-wilden, schönen Thäler Spaniens hinein. Meistens erblicken wir Klöster und Einsiedeleien. Die Fantasie keines Dichters könnte sie oft wunderbarer und lieblicher zwischen die Felsen, Gebüsche und Quellen hinpflanzen. Ein Dritttel des Buchs gibt Nachrichten aus Spaniens älterer Geschichte; ein anderes liefert die Erklärung der Kupfer, und der Schluß drei sehr gehaltvolle Aufsätze aus Laborde's itinéraire descriptif, das voriges Jahr zu Paris in fünf starken Bänden herauskam.

Das unglückliche Spanien, welches jetzt das Interesse aller gebildeten Europäer erregt, hatte zur Zeit der Römer noch vierzig oder nach Laborde's Meinung nur zwanzig Millionen Einwohner; zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts noch vierzehn bis fünfzehn Millionen; im siebenzehnten Jahrhundert nur noch zehn Millionen! Im Jahre 1700 bei Karls des Zweiten Tode schwand diese Zahl der Population auf acht- und fünfzehn Jahre später auf sechs Millionen Seelen zusammen! — Welch ein entsetzlicher Verfall! — Wer auch eine gründliche Historie Spaniens schreiben könnte! — Wir haben der Geschichten genug für Knaben, für Gelehrte, aber noch fast keine Geschichte geschrieben zum Unterricht der Fürsten und ihrer Minister, aus der sie die Quellen des Aufblühens und Untergangs der Völker hell erblicken möchten. Lehte denn Gibbon nur einmal? — Wozu die vielen Geschichten zur Entflammung der Kriegssucht und falscher Ruhmgier?

Schon unter Karl dem Dritten stieg Spaniens Bevölkerung wieder über zehn Millionen Seelen hinauf, und erhielt sich vermuthlich in dieser Höhe unter dem letzten Könige. Denn obwohl schon der Friedensfürst angefangen hatte, die dem Staate unfruchtbaren Klöster zu mindern, raffte doch, nach öffentlichen Angaben, das gelbe Fieber des Jahrs 1804 im südlichen Spanien wieder — eine Million Menschen hinweg!

Nach Angabe einer zu Madrid im J. 1802 erschienenen Schrift gab es damals, wo schon mehrere Klöster aufgehoben waren, noch 2,628,357 Personen beiderlei Geschlechts, welche nichts zur Bevölkerung beitrugen. Der spanische Klerus, welcher als irgendwo (der Erzbischof von Toledo hatte 3,000,000 Livres und der Erzbischof von Valencia 770,000 Liv. tournois Einkünfte!) zählte im Jahre 1788 in 1925 Mannsklöstern 49,238 Mönche; in 1081 Nonnenklöstern 22,347 Nonnen; außerdem noch 60,238 Weltgeistliche und 15,834 Kirchendiener u. s. w.; zusammen 147,657 Personen geistlichen Standes. — So etwas, und dann der Blick auf Spaniens Zustand, gibt wahrhaftig zu frommen Betrachtungen Anlaß!

Doch genug mit dieser Abschweifung, zu der uns der reiche Inhalt des Taschenbuchs verführte. Wir nehmen den Faden wieder auf.

Der gothaische Kalender zum Nutzen und Vergnügen ist der alten Einrichtung treu, weil er meistens aus siebenden Artikeln zusammengesetzt ist, welche alljährlich wieder erscheinen. Eine kurze Beschreibung des regierenden Reichs in Amerika, und eine von dem schon zu oft beschriebenen Kloster auf dem Montserrat, so wie ein Potpourri zur Kenntniß verschiedener Waaren u. s. w. gehören diesmal zum neuesten, das aber nicht neu ist.

Der Berliner historisch-genealogische Kalender enthält eine angenehm erzählte Geschichte vom „Kreuzzug des heiligen Ludwig nach Aegypten" (dazu gehören auch die Kupfer) und eine kurze Geschichte der Luftschifffkunst, die viel Interessantes gibt. Sie beginnt mit der hölzernen Taube, welche Archytas von Tarent im Jahre 3630 soll haben fliegen lassen, und endet mit Bemerkungen über Degens Flugversuche in Wien. Der Verfasser läugnet, nicht ohne triftige Gründe, geradezu die Möglichkeit einer willkührlichen Leitung der Luftbälle von bisher gewöhnlicher Größe. — Merkwürdig ist es, wie die Menschen schon seit Jahrtausenden begierig waren, den Vögeln die Kunst des Fliegens abzulernen. Schon die Fabel vom Dädalus spielt auf diese Lust hin.

Roger Baco kannte (im dreizehnten Jahrhundert) einen Mann, der eine Flugmaschine mit künstlich schlagenden Flügeln gebaut hatte, sah ihn aber damit nirgendshin fliegen. — Joh. Bapt. Dante aus Perugia (am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts) flog mit Flügeln über den Thrasimener See, und brach auf einem andern Fluge das Bein an einem Kirchthurm, der ihm nicht aus dem Wege ging. — Ein Benedittiner in England, Namens Oliver Malmesbury, wollte mit an Arm und Bein gebundenen Flügeln von einem Kirchthurm wegfliegen, und stürzte zerschmettert auf die Erde. So gings auch einem Jesuiten in Padua, Namens Backwell. — Ans Fliegen wagte sich sobald keiner wieder, aber mehr als einer ans Spekuliren darüber — Kaspar Schott (gest. 1766) hielt es für möglich, auf einem mit Elementarfeuer gefüllten Schiffe in der Luft zu segeln. Nur das Elementarfeuer war vermuthlich schwer zu bekommen. Schon der deutsche Physiker Albert von Sachsen (Professor zu Paris im vierzehnten Jahrhundert) und der englische Bischof Johann Wilkins (geb. 1614) hatten ähnliche Ideen. — Der Jesuit Franz Tertius Lama ließ 1670 zu Brescia den Plan zu einem Luftschiff, mit Segeln und kupfernen luftleeren Kugeln versehen, drucken, mochte ihn aber nicht ausführen. Ein Geistlicher in Brasilien machte 1709 bekannt, er wolle mit einem Luftschiffe binnen 24 Stunden zweihundert Meilen weit fliegen, beschrieb sein Schiff, bütete sich aber vor dem Einsteigen. Pater Galien in Avignon meinte im J. 1755, man müsse nur einen Sack, ungefähr so groß wie die Stadt Avignon, und nicht kleiner, von gewichster Leinwand machen, und mit Luft aus der Region des Hagels füllen: so würde man sammt dem Sack davon fahren. Er füllte den großen Sack aber nicht. — Schon Blake in

Digitized by Google

Edinburg muthmaßte, dünne Darmhäutchen, mit brennbarer Luft gefüllt, würden emporsteigen. Der Physiker Kratzenstein gründete darauf schon 1784 einen im Druck erschienenen Entwurf zur Luftschifffunst, bis die Papierfabrikanten Stephan und Joseph Montgolfier (nachdem Cavallo, und Lichtenberg in Göttingen, schon manche Seifenblase hatten steigen lassen) im J. 1783 den ersten Luftball in die Höhe schickten, und Pilatre de Rozier mit dem Marquis d'Orlandes am 21 Nov. 1783 zu Paris wirklich die erste Luftreise machen.

Der Berlinische Damenkalender begnügt sich, die bekannte Geschichte Konradins von Hohenstaufen, die bekannte Reise de Sauſure's zum Montblanc, Uebersetzung eines der Maria Stuart zugeschriebenen Gedichts und ein Paar andere Liedercben mit Musik zu geben.

Variet äten.

Aus Preussen.

— Hr. C. A. Zeller, preussischer Regierungsrath, hat in einem schwäbischen Blatte durch offenes Schreiben „an seine Freunde im geistlichen und Schulfache verstandte des Königreichs Würtemberg" Nachrichten vom Zustande seines Unternehmens mitgetheilt. Sonderlich berief ihn Se. Maj. der König von Preussen im Junie dieses Jahrs nach Königsberg zur Verbesserung des Elementar-Unterrichts in den Landschulen. Am 1 Sept. wurde in Königsberg das Zentral-Institut eröffnet, welches für die noch einzurichtenden Normalinstitute Ost- und Westpreussens und Litthauens zum „Musterplatz" bestimmt ist. — Ein schönes Gebäude nahe dem Pregelstuſe, am Eingang eines großen, der landwirthschaftlichen Bildung der Zöglinge gewidmeten Gartens, nahm 33 Zöglinge auf, meistens Waisen, unwohlend und verwildert, wie von „Kindern der nördlichen Aemuth" zu erwarten ist. — Die Lehrer des Institutes sind, unter Direktion des Hrn. Zeller, ein Hr. Grüd aus Burgdorf, der neun Jahre lang Pestalozzi's Zögling war; Hr. Schimmacher, Lehrer an einer Armenschule zu Königsberg; ein Seminarist aus Litthauen, und dortiger Professionist. Im künftigen Frühjahr soll eine Versammlung ost- und westpreussischer und litthauischer Geistlichen dies Institut beobachten, und zum „Anbau ähnlicher Felder" ermuntert werden.

Der König selbst würdigt diese Anstalt einer besondern Aufmerksamkeit. Die Forschritte, welche die Zöglinge (bestimmt, dereinst Landwirthe und Handwerker, dabei zugleich die besten Landschullehrer zu sein) im Spiel-, Musik-, Zeichnen- mathematischen und physiologischen Unterricht bereits gemacht haben, erregen allgemeines Interesse.

Eine Menge Elementarschulbücher, von welchen der Staat drei Viertel der Druckkosten deckt, werden eins ums andere zum Behuf der Unterrichtsreform erscheinen; unter andern auch eine von Grub bearbeitete Zahlenlehre und Elementar-Geographie, eine von alter Autorität unabhängig bearbeitete Elementar-Musik; auch ein „ABC der Empfindungen" u. s. w.

— * Berlin, 7 Dez. Auf unserm Theater ist kein bedeutendes Produkt seit kurzem erschienen. Madame Bertmann hat in ihrem Benefiz, das vorige Woche war, eine neue Oper: Das Waisenhaus, auf die Bühne gebracht, das aber nicht den Beifall der Kenner erhalten hat. — Unsere Theaterkritiken bestätigen die bekannte Salomonische Anmerkung: daß das Theaterwesen dereinst sich in die Staatsverhandlungen einschleichen würde. Denn die scharfen Theaterkritiken, die wie in unsern Blättern seit einiger Zeit lesen, sollen von einer der ersten an unserm Hofe akkreditirten Gesandtschaftssekretärinn herrühren.

Im Gebiete der Literatur sind mir einige Erscheinungen vorgekommen, von denen ich einigen Bericht abzustatten werth finde. — Woltmanns längst erwartete Schrift: Johann von Müller, wird in kurzem aus dem Hitzigschen Verlag im Publikum erscheinen. Freundschaftlicher Vertrauen hat mir etwas früher eine Ansicht derselben, und mit ihr zugleich einen trefflichen Genuß verstattet. Die Schrift wird und muß auch Alle und alle Ihre Landsleute interessiren, doppelt interessiren, da ihrem Müller die schönste Gerechtigkeit, nicht in dem Tone advokatorischer Anbeter, sondern nach Gründen der Kritik und Menschenkenntniß in derselben widerfährt. Jeder, der diese Blätter über unsern Müller lesen wird und ihn gekannt hat, dürfte gewiß ausrufen: so war Er! Sie werden ihn verstehen mit allen seinen Gegnern, oder sollten es, wenn sie anders noch Wahrheitsliebe in ihrem Busen Raum geben wollen. Denn gewiß, obgleich seine Schwächen und Fehler bis in ihre kleinsten Aeste hier verfolgt worden sind; obgleich über seine Verdienste ein strenges Gericht gehalten ist: so wird doch Alles in ein so schönes Ganzes aufgelöst, daß dem Kosmopoliten den schönen Trost gewährt: des Menschen Sinn und Forschrauge treten stets in der Schätzung, die sie dem Ausgezeichneten im Menschen würdigen.

Ein anderes Produkt verdient seiner Sonderbarkeit wegen nicht weniger einer Erwähnung. Es ist ein posthumes Werk des berühmten taktischen Schriftstellers Heinrich von Bülow, das er während seiner Gefangenschaft auf der Festung Kolberg, und zwar in französischer Sprache, niedergeschrieben. In die Authentizität der Schrift ist wohl kein Zweifel zu setzen, da Bülows eigene Handschrift noch davon vorhanden ist, die er einem seiner Freunde, bei seiner Abführung von Kolberg, einhändigte, obgleich der Inhalt derselben einigen Zweifel zeyt hatten machte, denn der ist theosophisch, wie der Titel sofort andeutet: Nunc permissum est. *Coup d'oeil sur la doctrine de la nouvelle église chrétienne, ou le Swedenborgianisme. Ouvrage posthume de Henri de Bulow. A Philadelphie*, 1809. — Indeß wer Bülows exzentrische Gemüthsart kennt, wird in dieser Schrift nichts Befremdendes finden; sondern es sich als etwas ganz Natürliches erklären, daß ein Gemüth, das im freien Zustande die Welt der Wirklichkeit zu umwandeln sich berufen glaubte, in dem Gefängniß an der Welt der Fantasie seine Schöpferkraft zu üben sich bestrebte.

Aus der Schweiz.

— * Le Peytaud Temple, der auf eine von ihm veranlaßte französisch-exaltirte Anneis Subskription, oder vielmehr Vorausbezahlung sammelt, und schon seit Jahr und Tag zu dem Ende Belaire, Frankreich und die Rheinländer durchzog, ward von seiner Sozietation auch in die Schweiz gelockt, wo es ihm nicht überall damit glückte. Kaum hatte er in Aarau seine Hausvisiten begonnen, ward ihm von der höhern Polizeibehörde, als unbefugtem Geldsammler, das Geschäft untersagt. Es ist derselbe, dessen in diesen Blättern schon einigemal Erwähnung geschah.

(Hierzu ein Intelligenzblatt, Nr. 15.)

Digitized by Google

Intelligenzblätter
zu den
Miszellen für die neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 15. — den 23 December 1809.

Allgemeine Jugend-Zeitung.

Mit künftigem Monat Januar, nimmt diese bereits früher angekündigte Zeitschrift ihren Anfang, und dieselben Männer, die sonst die, in Herrn Voß Handlung erschienene Jugend-Zeitung, schrieben, geben sie auch jetzt wieder heraus. Jede Woche werden 4 Stück, nebst dem Intelligenzblatt erscheinen, und alle 14 Tage ein Kupfer. Diese Jugend-Zeitung wird wöchentlich mit der

Allgemeinen Modezeitung

an die Interessenten und Buchhändler versendet. Die Königl. Zeitungs-Expedition, hat für die Postämter und Zeitungs-Bureaux die Hauptspedition übernommen. Der jährliche Pränumerations-Preis ist 5 Rthlr.

Wir ersuchen daher die resp. Postämter, Zeitungs-Expeditionen, und Buchhändler, ihre Bestellungen noch im Monat December an unterschriebene Handlung gelangen zu lassen.

Leipzig im November 1809.

Industrie-Komtoir.

Auf Obige Zeitungen nehme ich Pränumeration an.
H. A. Sauerländer.

Das Museum des Wundervollen

das nunmehr ins 7te Jahr fortgesetzt wird, erhält sich im fortdauernden Beifalle des Publikums, dessen sich die Herausgeber durch eine strenge Auswahl des Interessanten und Lehrreichen immer würdiger zu machen suchen werden. Ihr Zweck ist die Aufsuchung des Wunderbaren in der Natur und im Menschenleben; was im Beobachten auffällt und dessen Ursache entweder nicht sogleich einleuchtet, sondern nur mit Mühe oder gar nicht zu erklären ist, das begreifen sie unter dem Wunderbaren. Das Wunderbare ist ihnen kein Uebernatürliches, sondern ein Ungewöhnliches und Außerordentliches, das entweder eine Wirkung des menschlichen Geistes oder der Schöpferkraft der Natur ist. Diese Art des Wunderbaren ist nicht unglaublich, aber nicht alles Unglaubliche ist deshalb wunderbar. Vieles sieht eine faule Vernunft für ein Märchen an, weil sie die Mühe der Untersuchung scheuet; vieles trägt das Gepräge des Uebernatürlichen und ist doch bei genauerem Nachforschen höchst natürlich. Die Herausgeber wollen eine Menge von Thatsachen sammeln und wenn sie Gespenstergeschichte und andere unangenehme Erscheinungen aufnehmen, so ist es ihnen dabei um eine vollständigere Kenntniß der Vertirungen des menschlichen Geistes, besonders der phantastischen Ausgeburten der Einbildungskraft zu thun. Wenn daher jemand den Einfall hat, sie der Beförderung des Aberglaubens zu bezüchtigen, so rührt ein solcher Vorwurf eben so sehr von Unkunde der Natur des menschlichen Geistes als von positrlichem Eigennuze her. Es giebt mehrere Wege, Kenntniß der Natur und des Menschen zu verbreiten und wer viel beobachtet, viel verglichen und zu erklären gesucht hat, der wird sich eben so wohl hüten, etwas leichtgläubig anzunehmen als ungeprüft zu verwerfen. Wie sehr es aber den Herausgebern um den Beifall ihrer Leser zu thun ist, kann nachstehender Inhalt des jetzt erschienenen 45ten höchst interessanten Stückes zeigen.

Inhalt.

1. Zwei Todesfälle durch Träume veranlaßt. 2. Klugheit einer Katze. 3. der zufriedene Bettler. 4. Quellen vom natürlichen Theer auf der Insel Zante. 5. Ein menschliches Ungeheuer. 6. Ein Wald unter dem See. 7. Der Hund beim Oele. 8. Gichone. 9. Merkwürdige Höhle bei Gillige in Oberunaarn (Mit einer Abbildung Nro. 1.) 10. Ein fürchterliches Beispiel von religiöser Schwärmerei. 11. Entschlossenheit und Gegenwart des Geistes der Margarethe Lambrun. 12. Der Sirocco zu Coron in Morea. 13. Der Fischfang bei Nacht. 14. Leuchtende Insekten. 15. Orkane in Südcarolina in Amerika. 16. Die Eudaw-Quelle in Südcarolina. 17. Außerordentlich große Kälte in Sibirien. 18. Zwei sonderbare Fische. 19. Sonderbares Schauspiel, das die Rennthiere gewähren. 20. Merkwürdige Risgeburten. 21 Schärfe des Geruchs bei einem wilden Hunde. 22. Eine todte Dame wird wieder ins Leben zurückgebracht. 23 Große Menge von Ameisen in Westindien. 24. Der Sirocco in Tyrol. 25. Schneelawinen. 26. Auffallende Wirkung eines Katzenbisses. 27. Der Seetang. 28. Ein Rettig mit einer Menschenhand. (Mit einer Abbildung. Nro. 2.) 29. Eine Unterredung mit Swedenborg. 30. Eine merkwürdige Ahndung. 31. Eine höchst sonderbare Gewohnheit. 32. Wirkungen der Einbildungskraft. 33. Auffallende Anhänglichkeit und Liebe einiger Thiere gegen Menschen. 34. Sonderbarer Fischfang. 35. Ein Hund als Bote. 36. Das Reißfressen in Siam. 37. Der Koch der Janitscharen. (Mit einer Abbildung. Nro. 3.) 38. Die Hundsgrotte. (Mit einer Abbildung. Nro. 4.) 39. List der Wölfe. 40. Wie man alte Thiere dahin bringt, sich ihrer Jungen wieder anzunehmen. 41. Verschlagenheit eines Hundes. 42. Auffallende Folge der Trunkenheit. 43. Ein Taucher hört bei rauschender Tanzmusik. 44. Auffallende Symphathie. 45. Wie man bei Jemanden eine Antipathie hebt. 46. Wanderungen der großen Wassermäuse. 47. Außerordentliche Körperstärke. 48. Eine merkwürdige süße Wasserquelle im Meere. 49. Der Amerikanische Bison. (Mit der Abbildung einer Spielart. Nro. 5.) 50. Die Fata Morgana. 51. Ein Donnerwetter in Spanien. 52. Wie der Blauhecht die Nässe hönet. 53. Besondere Zuneigung der Meerkühe. 54. Wunderbare Züge der Kriegssucht. 55. Ein Kanarienvogel, der Farben unterscheiden kann u. s. w.

Weder die französische noch die englische Litteratur hat eine solche brillante Zeitschrift aufzuweisen als das

Magazin über Asien,

in 4to, mit illum. Kupfern. Die besten Quellen werden dazu

Digitized by Google

von Dr. Berat und den übrigen Herausgebern benutzt. — Das letzt erschienene 7te Heft zeichnet sich wegen seines reichhaltigen Inhalts sowohl, als der 6 interessanten illum. Kupfer, vorzüglich aus. Auf den in mehreren kritischen Zeitschriften, welche mit unpartheiischem Lobe von diesem Magazin sprachen, gebegten Wunsch: „daß es doch öfterer erscheinen möchte," wird hier entgegnet, daß der Verleger sich nach der Zeit richtet. Die goldene Zeit hat aufgehört, jetzt ist die eiserne — man giebt nicht gern Geld für Bücher aus: und dieses ist die Ursache, warum das Magazin über Asien nicht so schnell nach einander erscheinet. Der Preis jedes Heftes mit 6 illum. Kupfern, beschirt, ist 1 Thlr. 12 Gr., und durch alle gute Buchhandlungen sind Exemplare zu bekommen.

Der ausführliche Inhalt des neuesten Hefts ist folgender:

Sitten, Vergnügungen und Schauspiele der Javanesen. — Der Hof von Luckuow und das Fest Siba. — Zustand der verschiedenen Klassen der Einwohner in Hindostan. — Der Felsen von Tritchinopoly. (Mit Abbild.) — Ein Karawanserai. — Die Kaste Rageecumar. — Der Schakal. (Mit einer Abbildung nach einer Originalzeichnung.) — Die Zibetkatze. (Mit dergl. Abbild.) — Die Dschaten und Rasbuten: a) Das Land der Batnier; b) der Staat von Dschypore und die Sitten der Rasbuten; c) das Land Beikanibr; d) Pferde in Lacky Jungle; e) Dschudpur oder Marwad, und die Sitten der Rasbuten-Rhatoren; f) Alwar, Burtpore, Katoly, Kischengour, Kota und Boundi; g) der Staat von Udipur, oder Mewar. — Ein Eboultry in den Felsen von Tritchinopoly. (Mit Abbild.) — Das Mausoleum eines vornehmen Mahomedaners. (Mit Abbild.) — Musikalische Instrumente der Hindus. (Mit Abbild.) Bemerkungen zu den ersten fünf Stücken dieses Magazins.

Von dem

Magazin

aller neuen

Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen

für Fabrikanten, Manufakturisten, Künstler, Handwerker und Oekonomen ꝛc.; herausgegeben von D. Hermbstädt, D. und Prof. Kühn und D. F. G. Baumgärtner, ist das 47te, oder des 8n Bds. 5s Stück erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben. Es kostet 1 Thlr. Der Inhalt ist folgender:

1. Beschreibung der Maschinen, mit welchem im Jahre 1806 im Monat März auf dem Eise der Newa zwischen der Akademie und Festung eine Basis gemessen worden ist, und die zum Gebrauche für die trigonometrische Aufnahme des Souvernements von St. Petersburg, Nowgorod und Olonetz, gemacht worden sind. (Mit Abbild. Nro. 1. auf Taf. I.) 2. Fortsetzung des im vorigen Stück S. 246. abgebrochenen Aufsatzes: Ueber die vortheilhafteste Methode, die Pigmente zur Wasser-Malerei anzufertigen. 3. Ueber die Farben, die man aus Metallkalken erhält, und die sich durch Schmelzung auf glasartige Körper befestigen lassen. Von Alexander Brogniart, Directior der kaiserlichen Porzellanmanufaktur zu Sevres, Professor der Naturgeschichte bei den Centralschulen zu Paris ꝛc. 4. Beschreibung eines neuen Calorimeters oder Hitzkraftmessers, erfunden von dem königl. preußischen Fabriken-Kommissair May in Berlin. (Nebst Abbild. Nro. 2. auf Taf. IV.) 5. Eine neue Kaffee- und Chokoladenkanne, um diese Getränke mit der größten Oekonomie zuzubereiten, der Gesundheit zuträglicher und für den Geschmack behaglicher zu machen, und sie vor aller Verderbniß zu sichern; von Boreux. (Mit Abbild. Nro. 3. auf Taf. V.) 6. K. F. Mublerts Instrument für die praktische Trigonometrie, wodurch man auf dem Reißbrete im Felde Winkel messen und zugleich auftragen kann. (Nebst Abbild. Nro. 4. auf Taf. VI. a.) 7. K. F. Mublerts Meßscheibe, wo kein Stift auf der Scheibe ist. (Mit Abbild. Nro. 5. auf Taf. VI. b.) 8. John Antis verbessertes Spinnrad. (Mit Abbild. Nro. 6. auf Taf. VII.) 9. Neue Verbesserungen in der Fabrikation des Schießpulvers und Nachrichten von der Zubereitung des Schweizer-Pulvers. 10. Neue ökonomische Mittel und Vorschläge: 1. Zubereitung eines Syrups aus Birnen, als Stellvertreter des Zuckers. 2. Jamaika-Rum von Moschus-Geschmack zu reinigen. 3. Nutzen des gemeinen Fetttrauts. 4. Vorsicht ist auch bei Fütterung des Branntweinspülichts nöthig. 5. Tamarinden-Punsch. 11. Chronik aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen, vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

In den J. A. Göbhardtschen Buchhandlungen zu Bamberg und Wirzburg ist erschienen, und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Theologische Zeitschrift

in Verbindung mit einer Gesellschaft Gelehrter herausgegeben von Dr. Johann Jos. Batz.

Von dieser Zeitschrift erscheint monatlich ein Heft von 5 bis 6 Bogen; 6 Hefte machen einen Band aus, der mit einem vollständigen Register versehen 2 Hefte enthalten:

Erstes Heft.

Vorrede:

Tendenz und Plan der Zeitschrift.

Abhandlungen:

Der Seelsorger im Verhältnisse zum herrschende Zeitgeiste. Die Ehe als Bildungsstand der Menschheit. Eine Predigt.

Kritische Anzeige:

Rühls Kirchenrecht für Katholische und Protestanten, allgemeines Religions-Kirchen und Kirchenstaatsrecht. Sailers, J. M. neue Beiträge zur Bildung der Gesellschen. Berings Versuch einer Pastoralmethsin. Lehrbuch der christlichen Religion für die reichere Jugend. Heinrich die Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Alles durch Gottes weise Vorsehung. Wirz helvetische Kirchengeschichte 11 Bdl. Jahn Biblia Hebraica. Glag kleine Geschichte und Erzählungen.

Notizen:

Generalvikariats-Verordnung des Bisthums Bamberg, die Kinderkommunion betreffend. Pfarrkonkurs-Prüfung zu Bamberg. Vermischte Nachrichten.

Zweites Heft.

Abhandlung:

Berichtigung des in neuern Zeiten angenommenen Verhältnisses zwischen Religion und Moral.

Kritische Anzeige:

Winkelhofers Reden über die Bergpredigt unsers Herrn Jesu Christi. Herausgegeben von Sailer. Batz, J. F. moralische Betrachtungen über den wahren Klerik-Geist. Desselben kleines Lehrbuch der katholischen Religion. Storr's, Pauli Brief an die Hebräer. Gerhäusers, Jesus Christus der Erlöser der sündigen Menschheit. Bemerkungen über diese Schrift. Gerhäusers Antwort auf dieselben. Biblische Theologie des alten und neuen Testaments. Spiekers, Vater Heiwig unter seinen Kindern. Funks Familien-Buch.

Notizen:

Königliches baierisches Religionsedikt. Frohnleichnamsprozes-

Digitized by Google

sion zu Freiburg. Preisaufgabe. Etwas über Pfarrbesoldung. Beförderungen.
Drittes Heft.

Abhandlungen:

Einige der vorzüglichen Regeln beim Krankenbesuche von J. Fr. Bap. Verhalten des Seelsorgers bei sogenannten verstockten Kranken. Von demselben.
Katechetische Erläuterung der Pflicht der Vaterlandsliebe mit besonderer Rücksicht auf Vaterlandsvertheidigung von S. Pörtner.
Bemerkungen über die mit dem Pabste zu errichteten Konkordate.

Kritische Anzeige:

Planks, Betrachtungen über die neuesten Veränderungen in dem Zustande der katholischen Kirche. Rlels, Würdigung der Pestalozzischen Methode. Worte des Trostes. Gesangbuch bei Gottesverehrungen der katholischen Kirche.

Notizen:

Fortsetzung der Königlichen Baierischen Religions-Pfarrkonkursfragen zu Eichstädt. Vermischte Nachrichten.

Magazin zur Beförderung der Industrie,

Zum Besten der Landwirthschaft, der Fabriken und Künste ꝛc; herausgegeben von D. Hermbstädt, D. und Prof. Kühn und D. F. G. Baumgärtner. 236 Heft, 3n Bds. 7te Lieferung, 4to, mit 3. Kupfern. 16 Gr.

Es enthält folgendes:

1. J. A. Chaptal, Mitglied und Schatzmeister des Senats, Großkreuz der Ehrenlegion ꝛc., von der Bereitung der verschiedenen rothen und blauen Farben aus Röthe, welche in den Handel kommen. 2. Beschreibung einer vorzüglich schönen schlesischen Zwirn-, Leinen-, Garn- und Leinwandbleiche. (Mit einer Abbild. auf Taf. I.) 3. Anweisung zur chemischen oder geschwinden Kunstbleiche. (Nebst einer Abbild. auf Tafel I.) 4. Hochheimer über die Bereitung des Essigs, und dessen Benutzung in der Oekonomie und den Künsten. 5. Anweisung, ächt ostindischen Nankin zu färben. 6. Eine bis jetzt noch nicht gebräuchliche Methode, Milch und Eyer zur langen Aufbewahrung geschickt zu machen. 8. Brennnesseln, als ein Vorbauungsmittel gegen Viehkrankheiten. 9. Einfaches Mittel, um Fleisch schnell zu pökeln und zu räuchern. 10. Mittel, um zu verhindern, daß das Wild in bearbeitetes Feld komme. 11. Medicinischer und ökonomischer Gebrauch des Oels aus dem Saamen des chinesischen Rettigs. 12. Vergleichung der Zeit des Brennens der gewöhnlichen Leuchtstoffe. 13. Ein Mittel, das Gerinnen der kochenden Milch zu verhüten. 14. Hechselfärberung für Schaafe, besonders für spanische. 15. Arrakatscha, eine neue noch unbekannte Frucht, die wie Kartoffeln zu benutzen ist. 16. Riem's neue Erfahrungen über den Buchweitzen. (Koligonum tataricum.) 17. Von einem einfachen Mittel, sich in nördlichen Gegenden eben so schmackhafte und reife Gemüse- und Baumfrüchte und Weintrauben im Freien zu verschaffen, als in südlichen Ländern. Von Boreux. (Mit einer Abbild. auf Taf. II.) 18) Von einer Maschiene, um große Bäume in jeder Jahrszeit zu verpflanzen. (Nebst einer Abbild. auf Taf. III.) 19. Ueber die Benutzung des Berberitzensaftes. 20. Rezept zu dem berühmten Stiltonkäse, welches von dem kleinen Dorfe Stilton in Rutlandshire seinen Namen hat. 21. Ueber die Mittel, verdorbene Weine wieder trinkbar zu machen. 22. Mittel gegen den Brand im Hirsen. 23. Wie kann man die Tazusbeeren benutzen? 24. Weintreffern geben einen sehr geistigen Branntwein. 25. Ueber die Wollwäschereien in Spanien. 26. Grüne Schweinbohnen einzumachen.

Neuigkeiten der Baumgärtnerschen Buchhandlung in Leipzig zur Jubilate-Messe 1809.

Anekdoten und Charakterzüge aus den beiden merkwürdigen Kriegen in Süd- und Norddeutschland in den Jahren 1805. bis 1807. 1ste Heft, oder 4n Bds 4s. 8. 18 gr.

Brogniart, Prof. und Dir., über die Farben, die man aus Metallkalken erhält, und die sich durch Schmelzung auf glasartige Körper befestigen lassen. Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet von G. Frick (besonders abgedruckt aus dem 47n Hefte des Magazins aller neuen Erfindungen). 4. 6 gr.

Charakter-Epigrammen über ausgezeichnete historische Personen der alten und neuen Zeit. Ein Versuch von D. G. 12. 1 Thlr.

Hartig, F. L., die Hoch- und Niederwaldbehandlung. 2r Theil mit zwei Kupfern. Enthaltend das Forst- und Jagd-Staatsrecht. 8. 2 Thlr.

Ideenmagazin für Liebhaber von Gärten, englischen Anlagen und Besitzer von Landgütern. 55s Heft mit zehn Kupfern. Fol. 1 Thlr. 8 Gr.

Magazin aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen, für Fabrikanten, Manufakturisten, Künstler, Handwerker und Oekonomen ꝛc. Herausgegeben vom Königl. Preuß. Geh. Rath D. Hermbstädt, D. C. G. Kühn und D. F. G. Baumgärtner. 41o. 8n Bds. 6s. oder 48s Heft. 1 Thlr. — Vollständiges Generalregister über die 8 erschienenen Bände oder 48 Hefte 4to. 1 Thlr.

Magazin der Klugheit und Weisheit. 18s Heft. 8. 12 Gr. Museum des Wundervollen oder Magazin des Auſſerordentlichen in der Natur, der Kunst und im Menschenleben. Herausgegeben von J. A. Bergk und F. G. Baumgärtner. 8. 8n Bds 5s oder 47s Stück. mit illuminirten und schwarzen Kupfern. 8. 18 Gr.

Schulze, G. L., kurze Darstellung des Planetensystems unserer Sonne, so weit es für den etwas reifern Verstand der Jugend, aber ohne mathematische Kenntnisse begreiflich ist, zur weitern Erklärung beim mündlichen Unterricht. 8. 6 Gr.

Voigt's, C. F. T., Triumph des deutschen Witzes, in einer Sammlung der sechzehnsten Sinngedichte und witzigsten Einfälle deutscher Köpfe. Zweites Bändchen. Zweite Auflage mit Kupfern. 1 Thlr. (2 Bdch. compl. 2 Thlr.)

Kommissions-Artikel.

Sachsens Denkmäler, oder kurze Geschichte der sächsischen Nation und ihrer Beherscher. Ein nützliches Lesebuch für den Bürger und Landmann, so wie auch für die vaterländische Jugend. 8. 12 Gr.

Sucks, D., deutsche Erklärung über das erste Buch der Oden des Horaz. Zum Gebrauch der Schulingend nach Koppelscher Methode bearbeitet. Mit historischen, geographischen mythologischen und philosophischen Anmerkungen versehen. 8. 12 Gr.

Digitized by Google

Abbildungen
merkwürdiger geographischer Gegenstände.

Mit deutscher und französischer Beschreibung.

Dritter Band,

oder 96 bis 128 Heft.

Jedes Heft, quer Folio, mit 6 illum. Kupf. 1 Thlr. Leipzig, im Industrie-Komptoir.

Dies schöne Kupferwerk, welches nach den kostbarsten Werken des In- und Auslandes von den besten Künstlern bearbeitet wird, ist nicht nur ein Bilderbuch im edlern Sinne des Worts, für die Jugend beim Unterricht in der Erddeschreibung; sondern gewährt auch jedem Natur- und Kunstfreunde, in der versinnlichten Anschauung der großen Naturwunder der verschiedenen und selbst entferntesten Erdstriche, reichen Genuß. In der Hinsicht empfehlen sich auch diese Blätter unter Glas und Rahmen vorzüglich zur Verzierung der Zimmer. Einige der hier gelieferten Gegenstände sind folgende:

Das Thal von Goldau und Lowerz in der Schweiz vor und nach dem Bergsturze 1806. — Das Serail zu Konstantinopel — Das Beinhaus zu Evora in Portugall. — Der Hufeisen-Wasserfall des Niagarastusses in Amerika. — Der Wasserfall bei Schaffhausen. — Die Stadt Jerusalem. — Ansicht des Eismeeres. — Die Baumanns-Höhle. — Der Chimborasso, nach Humbold. — Das Auszraben der verschütteten Stadt Herkulanum. — Eine merkwürdige Brücke in China und in Spanien. — Der Gurgler Eisfee nebst der umliegenden Gegend. — Der Berg Montserrat. — Die Basalte von Westina und Irland.

Kleine Kinderbibliothek

in Kästen. Enthaltend: 16 Bändchen in 16mo, mit 207 niedlichern Kupfern, Leipzig im Industrie-Komptoir.

Außerdem daß hier den Kindern die Buchstabenkenntniß und das Lesenlernen ungemein erleichtert und angenehm gemacht wird, geben auch die Erklärungen der Kupfer selbst, den Aeltern und Erziehern Stoff, sich mit ihren Kleinen über mancherlei Gegenstände aus der Natur, der Kinderwelt und dem menschlichen Leben überhaupt, zu unterhalten. Der geringe Preis von 2 Thlr. für dieses so nützliche Spielwerk, macht es so empfehlenswerther. Sie ist sowohl in deutscher als französischer Sprache in allen ordentlichen Buchhandlungen zu haben.

Auf sämmtlichen obigen Verlag der Baumgärtnerschen Buchhandlung nehme ich Bestellungen an.

H. R. Sauerländer.

Rheinisches Archiv für Geschichte und Literatur.

Herausgegeben von

J. Weitzel.

Unter diesem Titel wird mit dem Monate Jänner 1810 eine Zeitschrift erscheinen, welche die zweifache Bestimmung hat, belehrend zu unterhalten und unterhaltend zu belehren. Diese Schrift wird folgende Rubriken umfassen:

1. Eine fortgesetzte Geschichte der Zeit, welche eine pragmatische Darstellung der neuesten Ereignisse, nebst Bemerkungen über dieselben enthält.
2. Aufsätze und Abhandlungen aus dem Gebiete der ältern Geschichte, besonders des Rheinkreises, und der Statistik.
3. Geschichte und prosaische Aufsätze.
4. Schöne Künste.
5. Anzeigen wichtiger Entdeckungen in dem Gebiete der Erdbeschreibung, der Länder- und Völkerkunde, der Staats- und Landwirthschaft.
6. Anzeigen und Rejensionen interessanter Werke, deren Gegenstand ältere und neuere Geschichte, Geographie, Statistik, schöne Litteratur und Kunst, Länder- und Völkerkunde, Staats- und Landwirthschaft ist.

Von Zeit zu Zeit wird ein Blatt Musik beigelegt werden.

Schon der Titel der Zeitschrift soll anzeigen, daß sie sich vorzüglich mit dem beschäftigen wird, was für die Gegenden in der Nähe des Rheins ein besonderes Interesse hat. Erfüllt sie ihre Bestimmung, welches die Verfasser — unter denen wir nur folgende Namen: Buttenschön, Lehne, N. Müller, Neeb, Schunk, Wertzel, und Zulehner anführen — verbürgen; dann wird man gestehen, daß sie, auch unter der Menge der periodischen Schriften, die in und außer Deutschland erscheinen, noch eine ehrenvolle Stelle einnehmen und nützlich seyn kann.

Beiträge, die dem Zwecke dieser Zeitschrift entsprechen, werden angenommen und honorirt; sie müssen, so wie die literarischen Anzeigen, die allein eine Stelle in ihr finden, unter der Adresse des Herausgebers an eine der unten angeführten Buchhandlungen, sonfurt einzusiegelt werden.

Von dieser Zeitschrift erscheint alle vierzehen Tage in der Schellenbergischen Buchdruckerei in Wiesbaden ein Heft von drei Bogen. Der Preis für den ganzen Jahrgang oder 24 Hefte, die nicht aetrennt werden, ist 9 fl. — oder 6 Rthle.

Die Bestellungen bittet man noch vor Anfang des neuen Jahres an eine der unterzeichneten, oder eine nächst gelegene Buchhandlung, oder an ein Postamt zu machen.

Andreäische Buchhandlung in Frankfurt.
F. Kupferberg in Mainz.
L. Schellenberg in Wiesbaden.

In Aarau nimmt H. R. Sauerländer Bestellungen darauf an.

Wochenschrift für Menschenbildung von Heinrich Pestalozzi und seinen Freunden.

Dritter Band, Erstes Heft.

Aarau 1810
bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Dieses neue Heft enthält:

1. Die Pestalozzische Gesangbildungslehre nach Pfeiffers Erfindung kunstwissenschaftlich dargestellt von Nägeli.
2. Vortrag bei Anlaß der Eröffnung von sonntäglichen Gottesverehrungen. Ein vorläufiger Beitrag zur Kenntniß der religiösen Tendenz der Pestalozzischen Anstalt und des Geistes der in ihr getroffenen Einrichtungen für die Religionsbildung und den Religionsunterricht.

Die folgende Hefte sollen unverzüglich erscheinen, und das Publikum wird die Nachricht mit Vergnügen aufnehmen, daß zufolge bestimmt getroffenen Einrichtungen; von dieser Wochenschrift nunmehr jährlich zwei Bände oder sechs Hefte zuverlässig erscheinen werden. Von den ersten zwei Bänden sind nur noch wenige Exemplare vorräthig. Ein sprechender Beweiß, wie sehr diese Wochenschrift immer allgemeiner beliebt wird.

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Mittwoch — Nro. 103. — den 27 Dezember 1809.

Miszellen aus Rom.

(Aus einem Briefe aus Rom vom 8 Dez.)

Napoleons Aeußerungen über Roms Bestimmung. — Meinungen in Rom wegen des Papstes. — Des Kaisers Bildsäule von Righetti und Canova.

So eben erhält man im Publikum Nachricht von einem durch den General Miollis offiziell bekannt gemachten Brief, den der König Joachim von Neapel, auf seiner Reise nach Paris, in Chambery vom Kaiser Napoleon erhalten hat.

In gedachtem Briefe soll es heißen: „Sagen Sie meinen geliebten Römern, daß ich sie wegen ihres edlen Karakters wahrhaft hochschäze, und daß die Wohlfahrt ihrer Stadt mir am Herzen liegt. Ich will Rom zu einer Größe und Auszeichnung erheben, deren es sich in neuerer Zeit noch nie zu erfreuen gehabt hat.“

So werden die Worte und der Inhalt dieses denkwürdigen Schreibens erzählt. Der Kaiser verspricht, daß er in kurzem selber nach Rom kommen werde. Die im Sommer bei Einsanguration der Zivilbehörden gesetzte Inschrift: Roma resurge! (Rom lebe auf!) erhält immer höhere Bedeutung. Niemand kann daran zweifeln, daß Napoleon nicht Wort zu halten wisse.

An den heiligen Vater denkt man höchstens im Stillen. Der Erfolg der Waffen hat auch über die Meinung gesiegt. Nur sehr gläubige Seelen hoffen noch eine Rückkehr des Papstes; die Mehrzahl erwartet in kurzem die Wahl eines neuen Nachfolgers Petri.

Vor kurzem hat nun Francesco Righetti seinen zweiten Guß der von Canova modellirten Statue Napoleons zu Stande gebracht, nachdem bei dem ersten das Metall die Form zum Weichen gebracht hatte. Der lezte mit aller möglichen Sorgfalt vorbereitete Guß ist glücklich gelungen. Nicht nur die Hauptmassen, sondern auch die Details der Extremitäten sind völlig zum Vorschein gekommen. Der Guß dauerte zehn Stunden, und erfordete 20,000 Pfund Metall. Canova selbst war in dem gefährlichen Moment gegenwärtig. — Wenigstens wird jezt noch ein Jahr erfordert, bis die in Metall gegossene Figur gehörig bearbeitet sein wird. Diese Statue ist eine der größesten, die in neuerer Zeit gegossen worden sind.

Hr. Righetti hatte sich längst einen Namen gemacht, besonders durch mehrere Statuen, die er für holländische Bestellung nach Antiken in Erz gegossen.

Notizen zur Geschichte des französisch-österreichischen Krieges vom Jahre 1809.

Zur Geschichte des Tiroler Aufruhrs.

(Fortsezung.)

Der Marschall drang mit der Division Wrede von Kufstein über St. Johann bis Elman vor. Der feindlichen Scharfschützen Feuer wüthete mörderisch aus allen Gebüschen; von den Gebirgen fuhren zermalmende Felsblöcke. Da ward der erbit-

Digitized by Google

terte Soldat unbarmherzig gegen die Rebellen, und Grausamkeit ward mit Grausamkeit vergolten. Ein Tagsbefehl des Feldherrn Wrede, vom 12 Mai aus Elmau erlassen, setzte den Mörderreien aber Grenzen.

Von Schlucht zu Schlucht, immer am rechten Innufer zurückgeschlagen, wich der österreichische General Chasteler über Enzersdorf und Rattenberg. Als der Marschall über den Thoren des Städtleins die Innschrift las, welche den 13 April, den Tag der Empörung, als Tag der Befreiung verewigen sollte, befahl er drei kurz vorher gefangene Rebellenhauptleute todtzuschießen und die Stadt zu verbrennen. Menschenfreundlich milderte Wrede des Marschalls Zorn. Die Stadt blieb stehen; die Hauptleute wurden freigelassen. Aber zwei derselben nahmen noch am gleichen Tage wieder die Waffen gegen den auf, der ihnen das Leben gerettet.

Als die baierische Division gegen den schönen Flecken Schwaz kam, sammelten sich die Aufrührer bei einer Kapelle an einer Bergschlucht, und baten durch sieben Abgeordnete den General Wrede um Pardon. Wie dieser aber, von einem Trompeter begleitet, zu ihnen hinritt, machten sie verrätherisch ein allgemeines Feuer auf ihn und den Vortrab. Sie wurden nun mit Granaten auseinander gesprengt.

In der Ebene des Thals vor Schwaz vertheidigten zwei Bataillons Oesterreicher mit einem Schwarm Bauern und einiger Kavallerie den Ort. Sie wurden zurückgetrieben, und schossen nun aus allen Häusern auf die nachdrängenden Sieger. Mörderisches Gefecht in allen Straßen und Gebäuden, auf welche ein Hagel von Granaten regnete. Das Gemehel der wüthenden Soldaten war über alle Beschreibung gräßlich. Die Oesterreicher und Rebellen, welche das Leben gerettet, flohen nach Terfens; die Baiern bivouacquirten müde vom Kampf bei Schwaz. Aber die Granaten hatten in der Stadt gezündet; schnell flog die Flamme über beide Vorstädte. Ein Theil der Truppen ward zum Löschen beordert, weil fast keiner der Einwohner in der Stadt geblieben. Der Generallieutenant Wrede selbst half die Sachen des Grafen von Tannenberg retten, der an der Spitze des Insurrektionsausschusses zu Innsbruck stand. Selbst während er rettete, ward noch aus dem Hause des Grafen einigemal auf den General meuchelmörderisch geschossen. Zwei helfende Soldaten verbrannten in den Trümmern einstürzender Häuser. Ein wüthender Stuemwind machte bald alle Anstrengungen vergebens. Der größte Theil von Schwaz ward Asche und Schutt.

Der Mordlszenen müde, bat Wrede am 17 Mai den Marschall um Erlaubniß, mit den Rebellen unterhandeln zu dürfen, indem er hoffte, sie zur Ablegung der Waffen zu bereden. — Ein Offizier, Major Teimer, Oberkommandant der bewaffneten Bauern, trat mit dem General wirklich in Unterredung, der ihm ein Jahrgehalt von 800 Gulden zusicherte, wenn er das Volk zur Ruhe bereden wurde. Der General begab sich zuletzt, begleitet vom Major, bis zu den Vorposten der Rebellen, redete sie an, und gewährte ihnen einen Waffenstillstand von sechsundzwanzig Stunden, um den sie baten. Zwar hinterlistig suchte Teimer das Volk wieder mit neuen Gerüchten vom Anzuge frischen Landsturms aus allen Innthälern, und eines österreichischen Korps vom Brenner her, zum letzten Widerstande aufzumahnen. Aber die Lage der Rebellen war gefährlich; sie fühlten es, selbst der General Chasteler, welchen sie über die wahre Lage der Dinge durch Eilboten befragen liessen, gab ihnen keine beruhigende Antwort.

Mit diesen Unterhandlungen verstrich der 18 Mai; der Waffenstillstand lief zu Ende. Wrede brach folgenden Morgens mit seinen Truppen gegen Hall und Innsbruck vor. Die Bauern forderten nur eine Verlängerung des Waffenstillstandes; der Feldmarschallieutenant Chasteler schlug eine Kapitulation vor; beides ward verworfen. Ohne Widerstand zog Wrede am Nachmittag des gleichen Tages, unter dem Geläute aller Glocken, als Sieger in die Hauptstadt der Tiroler ein.

Der Landesschutzdeputation zu Innsbruck sandte Abgeordnete an den Kaiser der Franzosen, wie an den König Maximilian, um Gnade zu erflehen. Selbst das Vorarlberger-Land, seit 1782 zum Tirol gezählt, von jeher mit dessen Schicksalen verschwistert, ebenfalls seit dem 9 Mai in Empörung, zog seine zuchtlosen Rotten ein, mit denen es die benachbarten Städte Schwabens, Lindau, Memmingen und Kempten gefängstiget hatte.

Dritte Periode. Zweite Insurrektion der Tiroler.

Doch beiweitem nicht alle Thäler des Hochlandes, besonders die im Süden gelegenen, hatten die Waffen gestreckt. Auf dem Brenner verschanzt stand noch das österreichische Korps des Generals von Buol. Auch der Feldmarschallieutenant von Chasteler, welcher mit seinen geschlagenen Truppen nicht nach Kärnten flüchten konnte, weil die italienisch-französische Armee eben im Verfolgen des Erzherzogs Johann durchzog, mußte sich neuerdings in die Tiroler Thäler zurückwerfen.

Trotz dem verlief die Division Wrede, wie nach vollendetem Werke, das Land, noch voller Gährungen und Feinde. Nachdem sie wenige Tage im Lager bei Mildau gerastet hatte, begab sie sich über Salzburg zur Donau, und ließ nur die Division des Generals Deroi bei Innsbruck zurück.

Kaum erfuhr es das Volk, so loderte der Aufruhr wieder weit umher. Andreas Hofer, der Sandwirth von Passeyer, führte den Oesterreichern auf dem Brenner einen Landsturm von 18,000 Seelen zu.

Jetzt galt es die Vernichtung der Baiern. Vom Brenner herab wälzten sich zwischen österreichischen Bataillons die regellosen Haufen des Landsturms. Am 25 Mai des Nachmittags um 3 Uhr erreichten sie ihren Feind in den Feldern von Innsbruck. Bis in die Nacht ward gekämpft; aber der Baiern Tapferkeit und Kriegszucht siegte über die wild anströmenden Massen eines rohen Volkes. In die Schluchten der Berge zurückgeworfen, rasteten die betäubten Tiroler drei Tage. Ihr Verlust unter den baierschen Batterien war unermeßlich. Dann, den Tod und die Wunden der tausend Brüder zu rächen, stürzten sie am 29 Mai Morgens wieder gegen das Häuflein der Baiern an. Sie fochten bis die Sonne sank, und mußten abermals als Besiegte Rettung in Felsen und Gebüschen suchen.

Aber nun stand auch im Rücken der Baiern das ganze Innthal auf. Chasteler rückte vom Pusserthale vor. Deroy hatte keine Verbindung mehr mit Baiern; von allen Seiten umringt, bedrängt, ohne Lebensmittel, mußte er auf den Rückzug denken. Aber selbst die große Landstraße konnte er nicht mehr betreten, denn alle Brücken waren hinter ihm abgebrochen.

Durch die unwegsamen Berge und Wälder des linken Innufers, immer kämpfend, bahnte er, nicht ohne blutigen Verlust, seinen Rückzug. Die Tiroler waren ihres Sieges so sicher, daß der österreichische Kommandant Major Teimer den baierschen General aufforderte, sich mit seinem Korps zu ergeben. Aber

Digitized by Google

Dero y erreichte in zwei Tagemärſchen Kufſtein, und nahm dann eine Stellung bei Roſenheim.

Nach der Räumung Tirols von den Baiern befeſtigten die öſterreichiſchen Ingenieurs rings um das Land die Engpäſſe, für welche ſchon die Natur ſo furchtbar viel geleiſtet hatte, die Bergſchlünde von Lofers, Strub, Scharnitz, Lottaſch, die Ehrenberger Klauſe u. a. m., während längs den Grenzen in zahlloſen und blutigen Gefechten der kleine Krieg geführt ward. — Die Pfaffen zogen umher im Lande, ſprachen alle Todte ſelig, und alle lebende Streiter weihten ſie durch Amulete gegen Todeswunden. Weiber, Mädchen, Greiſe mußten mit zu den Kämpfen ausziehen; es war nicht Freiheits-, es war Religionskrieg. Juden und Proteſtanten wurden geplündert, mißhandelt, vertrieben.

Die Schlacht bei Wagram ward inzwiſchen geſchlagen. Oeſterreichs Kaiſer wollte und erhielt aus den Händen des Siegers Waffenſtillſtand. Tirol aber, dummfrech, verſchmähte ihn, oder glaubte ihn nicht.

So erſchien Marſchall Lefebvre, Herzog von Danzig, zum andernmal mit der baieriſchen Armee vor Tirol. Auf verſchiedenen Punkten ward der Angriff gleichzeitig in den letzten Tagen des Julimondes unternommen. General Raglovich drang nämlich von Salzburg aus mit der erſten baieriſchen Diviſion gegen die Engpäſſe von Lofers und Strub. Sie fielen ohne Widerſtand, ſobald die Bajonette der Baiern erblickt wurden.

General Dero y führte ſeine Tapfern durch das Zillerthal und Pinzgau über Hochgebirge gegen Straß. Der Soldat trug die Kanonen auf ſeinem Rücken durchs Gebirge. Und als die Alpen überſtiegen waren, und die müden Krieger aus den unwirthbaren Höhen in die Thäler hinabkamen, hemmte der breite Salzaſtrom ihren Lauf. Von den Rebellen war die ſogenannte „Halde-Stunden-Brücke“ zwiſchen Lend und Tagendbach abgeworfen; jenſeits des Stromes ſtanden die Empörer verſchanzt. Der Feldherr rief Freiwillige hervor, den Uebergang zu erzwingen. Da trat das ganze Infanterie-Bataillon Buttler und das Regiment Ifenburg auf, die Ehre des Tages zu behaupten. Ueber die Rammpfähle der Brücke krochen die Freiwilligen, mitten unter dem Feuer der gegenüberſtehenden Inſurgenten, erreichten das Ufer, und erſtürmten die Schanzen. Fechtend zog Dero y von hier bis Bolders, wo er ſich mit den von andern Seiten vorgedrungenen Baiern vereinte.

Der Brigadegeneral Montmari hatte ein drittes Korps durch das Achenthal geführt. Am Achenſee wurden die Rebellen von ihm auseinander geſprengt, und ins Gebirge verfolgt. Er erreichte ſeine Beſtimmung. So auch der General Beaumont, welcher über die Scharnitz ins Tirol drang, den Arlberg überſtiegen, Pludenz und Feldkirch im Vorarlberger-Land genommen hatte.

Am 30 Juli ward Innsbruck von den Baiern beſetzt. Bisher war die Eroberung des Landes mehr eine Frucht glücklich entworfener und behaupteter Märſche, als entſcheidender Treffen geweſen. Man fürchtete auch dieſe kaum mehr, da der öſterreichiſche General von Buol, dem Waffenſtillſtandsvertrage von Znaym gemäß, ſeine Truppen aus dem Tirol nach Ungarn führte, und die Empörer zur Ruhe gemahnt hatte. Der Marſchall Lefebvre ließ das nördliche Tirol, ſo weit er es beſetzt hielt, entwaffnen, den Brenner beſetzen, die Befeſtigungen an dieſem Gebirge zerſtören, und den Diviſionsgeneral Rouyer gegen das mittägige Tirol vorrücken mit ſächſiſchen Truppen.

Der Brenner, welcher zwiſchen den Städten Innsbruck und Sterzingen ausgedehnt liegt, und beim Luegpaß beginnt, ſcheidet vom nördlichen das ſüdliche Tirol. Beide verbindet über demſelben eine Landſtraße, die vier Stunden lang im Gebirge umherzieht. Jenſeits dieſer Bergwand war es, wo die Inſurgenten ihre Hauptmacht verſammelt hielten.

Als nun der franzöſiſche General Rouyer mit dem ſächſiſchen Korps, wie oben geſagt, jenſeits des Brenners in die Südthäler des Landes hinabzog, ward er, eh er noch gen Botzen kam, von den Rebellen in engen Päſſen umzingelt an der abgebrochenen Labiſchbrücke. Ein Regen von Kugeln, vom Gebirge fallende Felſen und Baumſtämme, trieben ihn mit ſchwerem Verluſt nach Sterzingen zurück. Kaum gelang es ihm noch, den Marſchall von dieſem Unglück zu benachrichtigen; denn auch hinter ihm hatten die Tiroler ſchon die Verbindung zwiſchen Sterzingen und dem Brennerpaß verrammelt.

Sobald der Marſchall dies Ereigniß erfuhr, zog er mit der erſten baieriſchen Diviſion über den Brenner. Unaufhörliches Feuer von den Bergen, aus allen Hütten, Dörfern und Gebüſchen. Unzählige einzelne Häuſer, das ganze Dorf Oberried gingen in Flammen auf. So erreichte der Marſchall den mittägigen Fuß des Brenners und die Stadt Sterzingen. Nirgends Einwohner, nirgends Nahrung für das Heer; alles Vieh war hoch in die Einöden der Berge getrieben; um davon genugſam zu bekommen, mußten in unaufhörlichen Gefechten Menſchenleben geopfert werden. Die Sonnenhitze war brennend. Alle Wege waren durch herabgewälzte Felsblöcke in weiten Strecken unwegſam. Jede Brücke war abgetragen, und nur unter feindlichem Feuer erſt wieder zu erbauen.

Unter ſolchen Schwierigkeiten erreichte der Marſchall die Ufer des Eiſaks am 7 Auguſt, und behauptete ſich an denſelben einige Tage, in der Hoffnung, durch ein kombiniertes Manoeuvre bald freiern Spielraum im Eiſakthale zu gewinnen.

Nämlich es ſollte ein Korps, von der dritten Armeediviſion, welche noch immer in den Gegenden von Innsbruck ſtand, über Landeck und Finſtermünz längs den Schweizer-Gränzen nach Murnau detaſchiret werden, um von da aus die Rebellen im Eiſakthal zu umgehen und ihnen in den Rücken zu fallen. Da aber die Diviſion bei Innsbruck ſchon durch Deckung des Brenners, wie zur Unterhaltung der Verbindung mit den Truppen im Vorarlberg, ſehr geſchwächt worden war, konnten nur 1400 Mann unter dem Oberſt von Burſcheidt zu jener Expedition gegeben werden.

Am 8 Auguſt brach dies Detaſchement von Landeck wirklich auf, und kam unangefochten bis Ladis. Aber hier hatten die Tiroler die Brücke abgebrochen, weil ihnen der ganze Plan der Expedition durch eine aufgefangene Ordre entdeckt war. Zu gleicher Zeit hatten ſie im Rücken des Detaſchements die Berge beſetzt, und Verhaue über die Wege geworfen, ſo daß die vierzehnhundert Baiern von allen Seiten eingeſchloſſen waren. Die Fortſetzung des Marſches, wie der Rückzug, waren gleich gefährlich. Man beſchloß den letztern, und begann ihn um Mitternacht. Die Kolonne kam bis Runkel in möglichſter Stille. Hier aber ward ſie durch das Geräuſch verrathen, welches das Hinwegräumen eines ſtarken Verhaues jenſeits der Brücke von Runkel, ſo wie die Kavallerie, verurſachte, welche über die Brücke ritt. Plötzlich fuhr ein Hagel von Kugeln gegen die Brücke; ungeheure Felsſtücke rollten vor den Eingang und ſtürzten Mann und Roß von der Landſtraße in den brauſenden Innſtrom, zerſchmet-

Digitized by Google

terten Kanonen und Munitionswagen. Bald war der ganze Engpaß mit todten und verwundeten Soldaten, Pferden, Bäumen und Felstrümmern angefüllt. Nur ein Bataillon, welches zuerst die Brücke passirt hatte, war so glücklich, sich bis Landeck durchzuschlagen; aber bei achthundert Mann, zwei Kanonen, drei Munitionswagen und über hundert Pferde, geriethen in feindliche Gewalt.

Die Entkommenen fanden aber auch in Landeck keine Ruhe. Mit Uebermacht von den Tirolern verfolgt, zogen sie bis Zirl zurück. Hier fanden sie ein Bataillon Baiern seit Tagesanbruch im Feuer gegen eine Kolonne Insurgenten. Man vereinte sich, und retirirte bis Zirl auf unwegsamen Bergpfaden, beständig fechtend. Erst in später Nacht langten die Geschlagenen in Zirl an, ganz erschöpft von vierundzwanzigstündigen Kampfe, mit Verlust von einigen hundert Mann. Dann am folgenden Tage, den 10 Aug., versammelte sich die ganze dritte Armeedivision um Innsbruck.

Der Marschall, von diesen Vorfällen benachrichtigt, und wie Innsbruck von den Rebellen ernstlich bedroht sei, ohne Hoffnung die vielfach verrammelten Straßen von Brixen zu öffnen, wählte am 10 Aug. des Abends den Rückweg von den Ufern des Eisak zum Brenner. Da er aber folgenden Tags seinen Marsch durchs Gebirge fortsetzte, griff die Macht der Tiroler erst seinen Nachtrab, und dann am Schönberg, nur wenige Stunden von Innsbruck, seinen Vortrab an. Von hier bis auf den Berg Isel, eine Stunde von der Hauptstadt, hielten die Tiroler alle Anhöhen besetzt. Immer schlagend erreichte der Marschall erst am Abend Innsbruck. Da erfuhr er, wie am gleichen Tage die hier versammelte Division seit frühem Morgen von einer ungeheuren Menge Insurgenten wüthend bis zum Mittage angegriffen worden wäre, worauf dann die Landstürmer dem vom Brenner herabkommenden Marschall entgegengezogen seien.

Die Tiroler, mit einer Beharrlichkeit, mit einer Wuth, wie sie nie vorher an ihnen bemerkt worden, setzten nun, ob sie gleich von aller Hilfe Oesterreichs abgeschnitten waren, den Kampf ununterbrochen fort. Weit entfernt, sich nur auf Vertheidigung einzuschränken, nahmen sie offensive Stellungen an. Im Kriege lernten sie den Krieg. Es war unter ihnen geschworen, nicht zu rasten, bis das Land von den Baiern geräumt sein würde.

Schon am 13 August griffen sie mit Uebermacht die baierschen Vorposten vom Sillfall über die Wildauer Höhen bis zur Gallwiese am rechten Innufer vor Innsbruck an. Mehrmals wurden die Baiern von den Höhen verjagt, immer erstürmten diese mit aufgepflanztem Bajonnette die verlornen Positionen wieder, bis finstere Nacht die Streitenden trennte. Die Baiern zählten nebst mehreren Todten 184 Verwundete; die Tiroler einen Verlust von 800 Mann.

Des Marschalls Lage ward mit jedem Tage bedenklicher. Seine Verbindungen mit Baiern, und selbst mit Kufstein, waren ganz unterbrochen oder höchst unsicher. Die täglichen Gefechte hatten seinen Munitionsvorrath erschöpft. Selbst an Lebensmitteln entstand Mangel. — Daher ward der General Montmari mit einem Korps abgeschickt, die Kommunikation gegen Baiern wieder herzustellen. Welchen Widerstand auch die Insurgenten leisteten, Montmari drang über Schwaz und Rattenberg vor. Jeder Schritt ward mit Blut bezahlt. An diesem mörderischen Tage, es war der 13 Aug, verlor die Baiern auch ihren tapfern Obersten Graf von Arco. Er fiel im Gefecht bei Schwaz, als er eben gegen einen feindlichen Verhau ritt, getroffen von einer feindlichen Kugel, die ihm durch den Scheitel drang. Er starb für König und Vaterland, wie vor hundert und sechs Jahren sein Ahnherr, der für seinen Kurfürsten Maximilian Emanuel bei Innsbruck an der Martinswand umkam.

Schon den folgenden Tag verließ die erste Armeedivision das Lager von Innsbruck; ihr folgte einen Tag später die dritte Division mit allem, was von Baiern bei Innsbruck gestanden, immer umschwärmt, immer verfolgt vom feindlichen Feuer bis Schwaz und Rattenberg.

Sobald die Tiroler bemerkten, der Herzog von Danzig sei mit seinen Truppen im vollen Marsch, ihr Land wieder zu verlassen, stellten sie alle Feindseligkeiten ein. Unangefochten erreichte also die Division am 20 Aug. Salzburg, und die dritte schon zwei Tage früher Kufstein.

(Der Beschluß folgt.)

Varietäten.

Aus der Schweiz.

— * So lange die Schweizer unter der Aegide des Völkerrechts sicher in ihren Hütten wohnten, halten sie willig andern Mächten im Kriege. Seit sie den Krieg in ihren Thälern ziehen, scheint ein unüberwindlicher Widerwille gegen den Krieg und fremden Kriegsdienst rege geworden zu sein.

Dieß sonderbare ist die Veschreibung, daß gleichzeitig mehrere Erfindungen in der Schweiz gemacht werden, die dem Kriege zu Hilfe kommen sollen. Einige derselben sind noch Geheimniß, weil die Erfinder dafür von kriegslustigen Mächten ansehnliche Belohnungen erwarten; z. B. für die Kunst, durch die einfachste Vorrichtung an einer Kanone mit derselben so geschwind zu schießen, als mit dem kleinen Gewehr.

Ein anderer (Joh. Rud. Heß von Flawyl in Zürich) hat seine Erfindung: „welche Mittel man den Congreve'schen Raketen entgegensetzen könne", in einem einzelnen Flugblatt bekannt gemacht.

Es ist nun ja wahrscheinlich, daß die Congreve'sche Brandkette in den künftigen Kriegen ihre graußich besammene Rolle spielen werde. Bekanntlich hat sie die Gestalt einer Rakete; eine Hülle von dickem Eisenblech, drei Fuß Höhe, sechs Zoll im Durchmesser; ein Drittel dieser Zylinders auf die gewöhnliche Art gefüllt, um die Rakete fliegen zu machen; ein Drittel voller Pulver, welches bei seiner Explosion das letzte Drittel, angefüllt mit brennender Materie, entzündet. Dieser letzte Theil des Zylinders, mit Widerhaken versehen, durch welche das Zerfliegen beim Fallen an Dächern und Schiffen hindern bleibt, stürme seinen Anzündungsstoff durch mehrere unten angebrachte Löcher. Da man sie auch aus Mörsern schießen kann, Bogen sie zuweilen über tausend Klaftern weit.

Um nun diese Brandraketen minder wirksam zu machen, schlägt Hr. Heß vor, die feindlichen Schiffe zu zerstören, wenn sie sich nähern.

„Die Erfahrung lehrt," sagt er, „daß salpeterisirtes Kupferausblühungen, zum Brei einerlei und in Stanniol einverwirkt, die heftigste Explosion bewirken, wenn man darauf schlägt, oder sie stark reibt."

„Man nehme hohle bleierne Zilinder, die in der Mitte zusammenstehen werden, und dahre beim Aufreißen, nachdem sie abgeschossen sind, zerbrechen."

„Man fülle dieselben mit einem Gemenge von salpeterisirtem Kupfer, Stanniolblättern, und Schwefelpulver und *Kali muriatique sur oxygène*, so daß die unterste Lage Stanniol, dann Kupfervitriolerz, dann Stanniol, dann Schwefel, Pulver und Kali, dann Stanniol, dann Kupfervitriolerz und dann wieder Stanniol ist. So wie der Zilinder nun abgeschossen ist und aufreißt, entzünden sich das Kupfer durch den Schuß."

„Wer eine Brandrohre vom Schießpulver des Zilinders auf das Pulver der Ladung führen will, ist der Wirkung noch gewisser; doch muß die Brandrohre langsam brennen, und ist indessen immer so viel als überflüssig."

„Dieses Mittel ist natürlich wenigstens grausam, als das rasche greichische Feuer, welches, auf Kanonen angewandt, unlängst die Straße über Krieg und Secretieren sehr bald zu Gunsten von Frankreich, Holland, Rußland, Spanien, Preußen, Dänemark und Italien entschieden würde, aber in seiner Wirkung ungemein zerstörend ist."

Digitized by Google

Miszellen
für die
Neueste Weltkunde.

Sonnabend — Nro. 104. — den 30 Dezember 1809.

Notizen zur Geschichte des französisch-österreichischen Krieges vom Jahre 1809.

Zur Geschichte des Tiroler Aufruhrs.

Vierte Periode. Zweite Unterwerfung Tirols durch die baierische und italienische Armee.

So waren im Zeitraum weniger Monate die baierschen Truppen zum drittenmal aus dem Tirol vertrieben, und jedesmal mit empfindlichem Verlust. *) Nur blieb diesmal das Land Vorarlberg von den Alliirten besetzt. Es gehorchte dem Friedensrufe seines Königs, kehrte zur Treue zurück, lieferte seine Waffen aus, und gab den Einflüsterungen der Tiroler Emissäre kein Gehör. Nur ungefähr dreihundert der wildesten Empörer verschmähten den Frieden, und zogen von einem Gastwirthe, Namens Riedmüller, angeführt, den Tirolern zum Beistand.

Die Erbitterung zwischen den Baiern und Tirolern war durch diesen zweiten Feldzug lebhafter als je geworden, ob man gleich gegenseitig minder grausam verfahren hatte, wie im ersten, wo die Tiroler oft gefangenen Soldaten beide Augen mit dem Daumen ausdrückten, oder sie wie Schweine abstachen; — oder wo, wie die Tiroler klagten, die Baiern ihnen vierzehn blühende Ortschaften durch Feuer und Schwerd in Schutthaufen verwandelten, schwangern Weibern den Bauch aufschlitzten, und ihnen ihr eigenes Eingeweide in die Hände gaben, oder gefangenen Bauern die Zunge ausrissen.

Zur Ehre der Menschheit darf man glauben, daß diese Abscheulichkeiten weniger allgemein begangen als erzählt, und mehr zur Verläumdung des Feindes erdichtet oder vergrößert, als begangen worden seien.

Der Sandwirth von Passeier, Andreas Hofer, übernahm nun den Oberbefehl der Tiroler; ein Mann von fünfzig Jahren, von gewaltiger Stärke, natürlicher Beredsamkeit, gesundem Mutterwitz und seltener Gegenwart des Geistes. Nach alter Schweizerart ließ er sich, man sagt in Folge eines Gelübdes, den Bart wachsen. Er ging nach Tirolerart einfach gekleidet, Hals und Brust bloß; über ein rothes Leibchen eine kurze, grüne Jacke; im rothen, reichgestickten Leibgürtel ein paar Terzerole; weite rothe Beinkleider am breiten Hosenträger; grüne am Knie aufgewickelte Strümpfe; auf dem grünen Hute eine lange Reiherfeder.

Sein erstes war nun, des Tirols gesammte waffenfähige Mannschaft aufzubieten, so daß der Landsturm zu 40,000 — 50,000 Mann anschwoll. Die Landstürmer trugen Uniform, eine graue Jacke mit grünen Aufschlägen, dunkelgrünen runden Hut mit hohem Strauß von Vogelfedern; Hals, Brust und Knie nackt. Die Offiziere erkannte man nur am goldenen Degenband. Die Waffen des Volkes waren Jagdflinten, Gewehre aus alten Zeughäusern, Flinten mit Luntenschlössern, Morgensterne, Hellebarden, Sensen u. s. w. Auch einige erbeutete Kanonen, selbst

*) Beim zweiten Rückzug im Juni geben die Baiern ihren Verlust auf 6 Todte, 45 Verwundete und 113 Vermißte an, so wie den Totalverlust bei der ganzen Expedition auf 50 Todte, 323 Verwundete, 180 Vermißte. — Der österreichische Intendant des Tirols, Hr. v. Hormayr, gab hingegen den Totalverlust der Baiern bei jener Expedition an Blessirten und Todten auf 2200 — 2300 an, und 269 Gefangene, worunter 6 Offiziere. — S. Materialien zur Geschichte des österreichischen Revolutionirungssystems. Zweites Heft. S. 55.

Digitized by Google

gegossene eiserne oder aus Holz gemachte mit starken Eisenbanden umlegte Kanonen waren ihr schwerstes Geschütz.

Die aufgebotene Mannschaft mußte die Grenzen gegen Deutschland und Italien besetzen, Brücken und Wege zerstören, Verhaue anlegen, und das ganze Land zu einer einzigen ungeheuern Festung machen.

Anfangs wurde jedem Manne des Landsturms täglich ein Gulden Sold gereicht; jeden Schützenhauptmann ein Dukaten. Die Tiroler ließen sogar Geld prägen, auf der einen Seite mit dem gekrönten Adler und der Umschrift: „Gefürstete Grafschaft Tirol“, auf der andern Seite Hofers Bildniß, oder bloß mit den Worten in der Mitte: „Zwanzig Kreuzer“ und der Umschrift: „Nach dem Konventionsfuß 1809“. — Nach gerichtlichen Aussagen sollen englische Agenten reichlich Gold zur Unterhaltung des Aufruhrs gespendet haben. — Allein, da Tirol nun rings gesperrt wurde, und alle Kassen erschöpft waren, entstand Lauigkeit und Mißmuth. Hofer ließ, um den Landsturm zu beschäftigen, Ausfälle nach Italien und Deutschland machen, um Beute einzusammeln. So wurden in Italien ganze Dorfschaften ausgeraubt, im Salzburgischen desgleichen. Wohin die Rotten kamen, brandschatzten sie, und drohten mit Feuer und Schwerd.

Diesem Uebel zu wehren zog die Regierung von Italien in Eil Truppen zusammen, die, 5000 Mann stark, unter dem Kommando des Generals Peyri, am 25 Sept. aus dem Veronesischen ins südliche Tirol einrucken auf beiden Ufern des Etschstromes. Vor Avio fand man am 26 Septemb. die ersten Rebellen. Sie lagen da verschanzt, und wurden nach geringem Widerstande vertrieben. Immer fechtend gegen einzelne Posten, die bald aus den Waldern, bald aus den Häusern der Dorfer feuerten, erreichte Peyri am folgenden Tage Roveredo. Die Stadt und Gegend ward entwaffnet, Besatzung zurückgelassen, und gegen Trient marschirt.

Hier hatten die Tiroler sich in großer Zahl versammelt, Widerstand zu leisten. Sie zogen den Italienern entgegen am 28 Sept. Es kam zum blutigen Gefechte; aber unfähig, disziplinirten Truppen in wohlgeschlossenen Gliedern zu widerstehen, stürzten die Tiroler zersprengt in die Stadt zurück. Die Sieger mit ihnen zugleich. Ueber 300 Empörer lagen todt auf dem Schlachtfelde. Das Blutbad dauerte in der Stadt fort. Viele der Empörer, welche weder Tod noch Auswege zum Entfliehen gefunden, stürzten sich verzweiflungsvoll in den Etschstrom.

Peyri verfolgte den Haufen der Geschlagenen bis Gardolo, wo er neue Truppenverstärkungen erwartete und empfing. Dann rückte er weiter hinauf am Strom, und griff das Dorf Lavis an, wo die Tiroler ihn erwarteten. Es war der 2 Okt. Die Tiroler fochten mit unglaublichem Muthe. Zwei Stunden lang hielten sie das ununterbrochene Artillerie- und Musketenfeuer aus, sich vom Gebirge, oder hinter Pallisaden und Häusern, vertheidigend. Zwanzig Rebellen, die eine vierpfündige Kanone bewachten, starben alle bei dieser Kanone, ehe sie dieselbe ihren Feinden ließen. So kamen mehr denn 400 Tiroler an diesem Tage ums Leben; nur ihrer fünfzig fielen in Gefangenschaft. Die übrigen wurden weit hinaus verfolgt.

Die Sieger nahmen nun eine Stellung, welche ihnen den Besitz dieses Theils des trientinischen Tirols sicherte.

Im Norden Tirols hatten die wiederholten Raubzüge der Empörer ähnliche Niederlagen veranlaßt. Hallein und Berchtoldsgaden waren von ihnen besetzt; sie fielen ins Salzburgsche ein, und trieben die baierschen Posten bis Reichenhall zurück.

Aber am 3 Okt. zog General Montmari mit einer Kolonne baierscher und französischer Truppen am rechten Ufer der Salza gegen Hallein vor, eroberte nach blutigen Gefechten diesen Ort, auf dessen Straßen, in dessen Häusern, stundenlang gekämpft ward, und trieb die Tiroler, welche ihr weniges schweres Geschütz, den größten Theil ihrer Munition und Waffen, und über vierhundert Streiter verloren, über Berchtoldsgaden hinaus in ihre Berge zurück.

Andreas Hofer, welcher als Oberbefehlshaber des Tirols inzwischen auf der Burg zu Innsbruck lebte, und seiner neuen Würde gemäßes Gepränge an reichbesetzter Tafel trieb (vier Schimmel zogen seinen Staatswagen, wenn er ausfuhr), hoffte noch immer auf baldige Erneuerung des Krieges durch Oesterreich. Schrecklich genug für ihn erschien die Botschaft des Wiener Friedens vom 14 Okt.

Schon am 17 Okt. rückte der Kronprinz von Baiern mit der ersten Division seiner Armee nach einem siegreichen Gefechte in Lofers ein. Die Tiroler verloren hier einen ihrer tapfersten Anführer, Namens Spelbacher. Aber mit ihm fielen auch, tapfer wie er, gegen dreihundert seiner Streitgenossen, während vierhundert gefangene Tiroler die Gnade des Kronprinzen anflehten.

Die zweite baierische Division, vom Generallieutenant von Wrede geführt, rückte zu gleicher Zeit über Kösten nach St. Johann im Innthal, wo sie sich mit der unter dem Generallieutenant Deroi über Kufstein und Wörgel herbeigekommenen dritten Division vereinte.

Während dieser Bewegungen, durch welche Rattenberg und Schwaz ohne Widerstand genommen wurden, nahm der baierische Brigadier Graf von Oberndorf am 25 Okt. den Felsenpaß der Scharnitz mit stürmender Faust ein, den die Tiroler in folgenden Tagen umsonst wieder zu erobern trachteten. An eben dem Tage, da die Baiern sich der Scharnitz bemächtigten, zogen sie auch, von ihrem Kronprinzen geführt, in Innsbruck ein, wo die Rebellen nur schwache Gegenwehr leisteten. Die Nachricht vom Wiener Frieden, und daß sie dem Hause Baiern unterworfen bleiben müßten, ohne Hoffnung fremden Beistandes; dann die Erscheinung des Vicekönigs von Italien, der mit seinem triegserfahrnen Heere durch Kärnthen ins Tirol einfiel; Peyri's unbezwingliche Stellung in den trientinischen Gebirgen; der Mangel an Lebensmitteln und Waffen; die Uneinigkeit zwischen ihren eigenen Anführern, alles wirkte den Muth der Tiroler zu lähmen.

Nur Andreas Hofer behauptete noch standhaft die einmal übernommene Rolle. Mit 6000 — 7000 Getreuen auf dem Berge Isel bei Innsbruck verschanzt, zauderte er, vielleicht in der Hoffnung portheilhafter Kapitulationen, die Waffen zu strecken. Er hatte Deputationen an den Vicekönig von Italien geschickt, um die Großmuth des französischen Kaisers anzurufen. Doch eh er noch Antworten empfing, ließ der baierische Kronprinz mit gefälltem Bajonette die Verschanzungen des Iselberges stürmen, erobern und die Rebellen aus Innsbrucks Umgegenden vertreiben.

Jetzt erklärte Hofer die Unterwerfung des Landes. Er schrieb diesen Entschluß den 4 Nov. von Steinach aus, dem kommandirenden General der baierischen Truppen, Grafen von Erlon. — Die Hauptmassen des Landsturms zerstreuten sich wirklich, und wo einzelne Rotten noch, wie im Zillerthal und Pinzgau, bei Zirl und Steinach, widerstehen wollten, wurden sie mit bewaffneter Faust auseinander getrieben. Hofer

Digitized by Google

hatte ich über den Brenner nach Sterzingen begeben. Von hier aus datirte er vom 9 Nov. eine Proklamation an die Tiroler, worin er sie zur Niederlegung der Waffen ermahnte.

Da zu gleicher Zeit der Vizekönig Eugen in Südtirol vordrang, und seine Vereinigung mit dem Truppen bei Trient, wie mit denen bei Innsbruck bewerkstelligte: blieb den Insurgenten keine Hoffnung irgend eines glücklichen Widerstandes übrig. Sie zerstreuten sich; zwangen zu ihren verödeten Hütten, bezwungen, aber unversöhnt. Nur die Verzweifeltsten bildeten noch irre Rotten in den Gebirgen.

Die alten Franzosen im Kriege.

Sidonius Apollinaris entwirft von den Franken folgendes Gemälde: „Sie waren hohen Wuchses, sehr weiß von Haut, und hatten blaue Augen. Von ihrem Barte liessen sie nur einen kleinen Schnauzbart über dem Munde stehen. Ihr blondes Haar war hinten sehr kurz. Sie trugen kurze enge Westen, in denen sich die ganze Körperform auszeichnete. Die erste Jugendzeit verstrich ihnen in Waffenübungen; sie waren darin so gewandt, daß sie nie ihr Ziel verfehlten. Ihre Schnelligkeit im Laufe war über alle Begriffe; man könnte sagen, daß sie so schnell, als ihre Wurfspieße, das Ziel erreichten. Waren die Feinde noch so zahlreich, ihre Stellung noch so günstig — nie sah man die Franken zittern. Nur der Tod beugte sie, nie die Furcht; sie konnten wohl das Leben, doch nie den Muth verlieren."

Die Franzosen sind nicht mehr die Gallier, welche Polybius so schildert: „Man darf, um sie zu besiegen, nur ihren ersten Angriff abhalten; er erschlafft durch Widerstand. Wenn bei ihnen das erste rege Leben verdampft, dann bleibt ihnen keine Kraft, keine Beharrlichkeit mehr; selbst ihr Körper ist unfähig, die leichtesten Strapazen zu ertragen. Mit einem Worte, die Gallier sind zum Beginnen eines Krieges mehr als Männer, doch bei seinem Ende weniger als Weiber."

Frankreichs Heere haben unter Napoleon dem Großen bewiesen, daß sie den Sieg mit Beharrlichkeit zu verfolgen wissen, daß sie Monate lang weite forcirte Märsche zurücklegen, daß sie ohne Murren die strengsten Winterbeschwerden ertragen können. Polybius scheint, um den Römern zu schmeicheln, das ungünstige Gemälde der Franken übertrieben zu haben — ausserdem galten die Griechen nie für wahrheitliebend.

Vor drei bis vier Jahrhunderten war bei den französischen Kriegern, wie Brantome erzählt, ein Bein nackt, das andere bekleidet, um leichter marschiren zu können. Mehrere hatten emporgesträubte Haare, und den Bart ganz verwirrt, um den Feind mehr in Schrecken zu setzen; es fehlte nur, daß sie, wie die englischen Krieger, von denen Cäsar spricht, sich das Gesicht mit Farbe bestrichen hatten, um sich furchtbarer zu machen.

Brantome erwähnt eines Schweizeroffiziers, den Karl der Neunte sehr liebte. Er ging immer, vom Kopf bis zum Fuß in Bärenfelle eingehüllt, mit langen, emporgesträubten Haaren und verwirrtem Barte; er hatte bei seinem gigantischen Wuchse das Ansehen eines Wilden, oder eines wahren Popanzes.

Vor Philipp August und unter seiner Regierung waren die aus großen und kleinen Vasallen bestehenden französischen Heere so zahlreich, daß sie vollzählig sich über 600,000 Mann beliefen; aber der König war ihrer nicht mächtig. Wenn diese Truppen fünfundzwanzig, dreißig bis vierzig Tage, nach Landessitte oder der Größe des Lehens, gedient hatten, dann führten sie die Lehensleute nach Hause. Diese Unabhängigkeit war die Quelle der schlechten Kriegszucht der Armeen; man gehorchte kaum, und oft stürmte man in Schlachten — um die Ehre, der erste beim Angriff zu sein, zu genießen — in wilder Unordnung durcheinander auf den Feind los; ein unglückliches Toben, das den Franzosen die Schlachten von Crecy, Poitiers, Azincourt u. s. w. verlor.

Unter den Königen des ersten Stammes war, wie einst bei den Römern und Griechen, Sitte, nach einer Expedition oder einem erfochtenen Siege, oder nach der Einnahme von Städten, die Beute unter Anführer und Soldaten zu vertheilen; das Loos entschied, und die Armeen erhielten sich auf diese Weise. Unter Clodwig plünderten die Soldaten Kirchen und Klöster; Soissons war davon Zeuge. Der Bischof bat Clodwig, ihm einen ungewöhnlich großen Kelch zurückzugeben. Der Fürst bat bei der Theilung um die Gunst, den Kelch zurücklegen; ein wilder Krieger zerhieb denselben mit seiner Streitaxt, und schrie: Clodwig solle ihn haben, wenn er ihm im Loos zufiele.

Die Franzosen sangen auf ihren Märschen und wenn sie sich zum Handgemenge bereiteten, den Gesang Rolands, dessen Andenken sie lange verehrten. Man stellte an die Spitze jedes Heers eine Kriegerschaar mit Stentorstimmen, die diesen Kriegsgesang aus vollem Halse brüllten. Dies geschah unter den drei ersten Königsstämmen, bis zur Schlacht bei Poitiers, wo König Johann einem Soldaten sagte, der ihn sang: „Es gibt längst keinen Roland mehr." Der Soldat, welcher von des Monarchen Kriegergaben keine hohe Meinung hatte, versetzte: „Es gibt auch längst keinen Karl den Großen mehr!"

In den Kriegen der französischen Könige mußten die Bischöfe und Aebte mit ihren Vasallen und Unterthanen in Person beim Heere dienen. Einige von ihnen waren nur mit einer Keule bewaffnet, um die Feinde ohne Blutvergießen zu morden, und so die Kirchengebote nicht zu übertreten. Eins der letzten Beispiele von dem Anzüchen der Bischöfe in den Krieg ist Jean de Montagu, Erzbischof von Sens, der unter Karl dem Sechsten in der Armee des Duc d'Orleans diente; er war gepanzert, trug einen Helm, und war mit einer Streitaxt bewaffnet.

Bei den Galliern wohnten die Weiber allen Versammlungen bei, wo man über Krieg und Frieden rathschlagte; sie vergüchen oft die heftigsten Streitigkeiten, indem sie sich muthig zwischen die Kämpfenden stürzten, und, wenn nichts mehr helfen wollte, durch Bitten und Thränen ihren Zweck erreichten.

Kein Stand und Alter befreite vom Kriegsdienst, besonders gegen die Feinde des Staats; den Stand der Druiden ausgenommen. Greise und Jünglinge eilten gleich willig zum Kampfe. Verbrechen ward dem Gefolge der Seigneurs, sie in der Gefahr zu verlassen, und Schande, nicht mit ihnen zu sterben. Mußten nicht die Abkömmlinge eines solchen Volkes, sich mit den Franken mischend, eine der tapfersten Nationen der Erde werden?

Die französischen Heere bestanden unter den Merowingern nur aus Fußvolk; die Reiterei, wenn welche da war, begleitete den Feldherrn, und besorgte seine Befehle. Unter diesem ersten Namen kannte man kein Banner Frankreichs, als den Mantel des heil. Martin. Es war ein Taffetschleier mit dem Bilde des Heiligen; man bewahrte ihn mit der tiefsten Ehrfurcht in einem Zelte. Das Banner der Seigneurs, die Vasallen genug hatten, um eins zu führen, war eine viereckige Standarte. Das Banner

Digitized by Google

Frankreichs war, als der Martinsmantel abfam, die größte und am reichſten verzierte Fahne im ganzen Heer. Im Jahre 1100 befeſtigte man dies Banner (pennon) an die Spitze eines auf einem Gerüſte aufgepflanzten Maſtes, das auf einem von Ochſen gezogenen Wagen ruhte, auf denen mit des Königs Wahlſpruch oder ſeinem Namenszug verzierte Decken prangten. Am Fuße des Maſtes las, bei Tagesanbruch, ein Prieſter täglich Meſſe. Zehn Ritter hatten Tag und Nacht mit eben ſo viel Trompetern auf dem Gerüſte die Wache. Dieſe beſchwerliche Maſchine, die man Italien und den Heeren des Nordens entlehnt hatte, war in Frankreich nur ungefähr hundert und dreißig Jahre im Gebrauch. Um ſie war immer der Kampf am hitzigſten; es galt die Megnahme oder Vertheidigung des königlichen Banners; nur jene entſchied den Sieg.

Dieſer Fahne folgte die Oriflamme, eine Art von Kirchenfahne von einfach rothem oder feuerfarbenem Taffet, ohne Stickerei und Figuren; ſie war unten an drei Stellen geſpalten; dies bildete drei Ecken, mit grünſeidenen Quaſten behangt, und an einer vergoldeten Lanze befeſtigt. Urſprünglich war dieſe Oriflamme nichts anders, als die Fahne des St. Denis, die man bei Prozeſſionen und in den Kriegen dieſer Abtei gegen Feinde vorantrug, die ſich ihre Güter zueignen wollten. Der Graf von Vexin, Schirmvogt der Abtei St. Denis, holte dort die Fahne, wenn er in Kampf für ſie zog. Als Vexin der Krone Frankreich einverleibt wurde, folgten die Könige dem Beiſpiele der alten Grafen, an deren Stelle ſie getreten waren. Wenn ſie zu einem wichtigen Kampfe zogen; empfingen ſie knieend von dem Abt zu St. Denis die Oriflamme, und vertrauten ſie einem durch ſeine Tapferkeit ausgezeichneten Großen. Ludwig der Dicke nahm dieſe Fahne im Jahre 1124 zuerſt von dem Altare St. Denis, als Kaiſer Heinrich der Fünfte in Champagne einfiel. Zum letztenmal erſchien ſie in der Schlacht bei Azincourt gegen die Engländer; man glaubt, ſie ſei damals zerbrochen und verloren worden.

Man ſcheint in ganz Europa, die Türkei ausgenommen, das Unzweckmäßige einer ausgezeichneten Fahne, von der man das Heil und die Ehre der Nation abhängig machte, gefühlt zu haben; jetzt hat jedes Regiment die ſeinige: die Tapferkeit der Krieger vertheidigt ſie, und ihre Heldenthaten kränzen ſie mit Ruhm.

v. H.

Variétäten.

Aus Frankreich.

— Fourcroy's Tod iſt weſentlicher Verluſt um die Wiſſenſchaften. Die Tagblätter haben uns erzählt, mit wie glänzenden Feierlichkeiten ſein Leichnam zu Paris am 20 Dezember zur Erde beſtattet ward.

Anton Franz Graf von Fourcroy war im J. 1755 geboren, zeichnete ſich ſchon als Jüngling in den Wiſſenſchaften aus, die er ſpäterhin ſo ſehr zu verherrlichen wußte. Dahin nahm ihn die Akademie der Wiſſenſchaften im J. 1783 in ihren Schoos auf. Der große Buffon, der ſein Verdienſt zu würdigen verſtand, hatte ihn ſchon vorher an die Stelle des berühmten Macquer zum Profeſſor der Chemie beim *Jardin des plantes* ernannt.

Beim Ausbruch der Revolution ergriff Fourcroy ihre Sache mit dem ihm eigenen Enthuſiasmus. Die Stadt Paris ernannte ihn 1792 in ihr Wahlkorps, dann zum Gouverneur beim Nationalkonvent, in welchen er jedoch erſt nach Ludwigs des Sechzehnten Verurtheilung eintrat. Im Septembre 1793 war er, bei den Entwurf zur Gleichheit der Maaße und Gewichte für Frankreich beachtete. Im gleichen Jahre präſidirte er auch bei den Jakobinern, die ihm aber wegen ſeiner Lauigkeit keinen Ruhm zollten. „Ich muß meinen Vater und meine Schweſtern durch meine Arbeit erhalten!“ ſagte er, da die Jakobiner ihm ſein beſtändiges Schweigen im Nationalkonvent vorwarfen. In den Jahren 1794 und 1795 war er Mitglied des Wohlfahrtsausſchuſſes, dann des Rathes der Alten, wo er noch manchen Vorwurf von ſich ablehnen mußte, der ihm wegen Lavoiſiers Tod gemacht wurde. — Endlich im Jahre 1797 ward er Mitglied des Nationalinſtituts und Profeſſor der Chemie. Späterhin machte ihn der Kaiſer Napoleon zum lebenslänglichen Staatsrath, Kommandanten der Ehrenlegion, und erhob ihn in den Grafenſtand. Er war ſchon im J. 1802 an Röderers Stelle an der Spitze des öffentlichen Unterrichts geſtanden, wo er mit nützlicher Wirkſamkeit gearbeitet hatte.

Doch ſeinen meiſten Ruhm dankte er den Verdienſten, welche er ſich um die Chemie erwarb. Seine *Médecine éclairée par les sciences physiques* (12 Bände. 8.) die er im Jahr 1792 herausgab, noch mehr aber ſeine *Elémens de Chimie*, ſeine *Philosophie chimique*, und vor allen ſein *Système des connaissances chimiques*, die er im J. 1800 in zehn Bänden erſcheinen ließ, ſtellen ihn unter die vorzüglichſten Phyſiker Europens. Die Schöpfung der polytechniſchen Schule, der medizinſchen und bergmänniſchen (*école de santé et école des mines*) muß man als ſein Werk anſehen, ſo wie die Wiederherſtellung des *Collège de Pharmacie*, unter dem Titel der *école spéciale*.

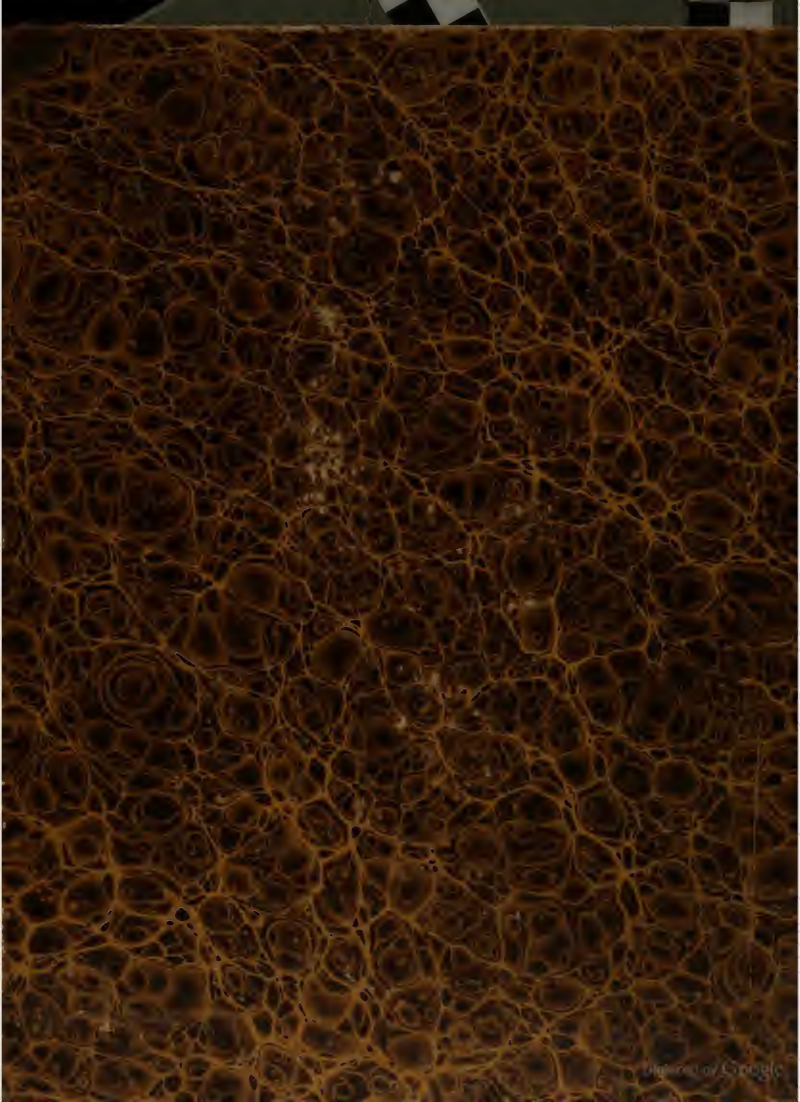
Schon ſeit geraumer Zeit befand ſich der vortreffliche Mann nicht ganz wohl; jene Gefichtszüge waren aufgedunſt entſtellt. Endlich am 16 Dez. Morgens um 9 Uhr ſtarb er in den Armen ſeiner Gemahlin an einem Schlagfluſſe, noch nicht 55 Jahre alt.

— Die Organiſation der kaiſerlichen Univerſität iſt nun ſo gut als vollendet. Die Inſpektoren und Sekretäre an den acht und zwanzig Akademien des franzöſiſchen Reichs zu Aix, Amiens, Angers, Beſançon, Bordeaux, Bourges, Brüſſel, Caen, Cahors, Clermont, Dijon, Douai, Grenoble, Lüttich, Limoges, Lyon, Mainz, Metz, Montpellier, Nancy, Nismes, Orleans, Pau, Poitiers, Rennes, Rouen, Straßburg und Toulouſe ſind gemacht; eben ſo die Ernennungen der Lehrer an den Lyceen der erſten Klaſſe zu Bordeaux, Brüſſel, Lyon, Marſeille, Mainz, Straßburg und Versailles; den Lyceen der zweiten Klaſſe zu Amiens, Angers, Beſançon, Caen, Douai, Lüttich, Metz, Montpellier, Nantes, Nismes, Orleans, Rennes, Rheims, Toulouſe; den Lyceen der dritten Klaſſe zu Roanon, Bourges, Bruges, Cahors, Clermont-Ferrand, Dijon, Sand, Grenoble, Limoges, Moulins, Nancy, Napoleon-Ville, Pau, Poitiers und Rhodez.

Die Organiſation der Akademien zu Turin und Genua iſt noch bis zur Heimkunft der Kommiſſion verſchoben, welche gegenwärtig jenſeits der Alpen die Departements in Betreff des öffentlichen Unterrichts beſucht.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google